Harvard
Law School
Library

Digitized by Google

Digitized by Google

GESELLSCHAFT IN BERN

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 1. — 2. Januar 1833.

Humoristische Literatur.

1) Meister Franz Rabelais, der Arzenei Doktoren, Gargantua und Pantagruel, aus dem Französischen verdeutscht, mit Einleitung und Anmerkungen, den Varianten des zweiten Buchs von 1533, auch einem noch unbekannten Gargantua herausgegeben durch Gottlob Regis V. R. R. Bacc. Erster Theil. Text. Mit des Authors Bildniß. Leipzig, Barth, 1832.

Der Herausgeber hat sich durch dieses Werk ein großes Verdienst um die deutsche Literatur erworben. Nur wenige deutsche Leser haben Sprachkenntniß und Geduld genug, den altfranzösischen Text des in den seltsamsten Ausdrucksweisen sich gefallenden Rabelais zu entziffern, und die alte Fischartsche Uebersetzung des Gargantua ist theils durch ihre ungeheuern Ueberladungen fast noch schwerer zu lesen, als der Text, theils beschränkt sie sich nur auf das eine Buch des Gargantua, nicht auch auf die vier Bücher des Pantagruel. Hier enthalten wir dagegen Alles, und zwar worttreu und mit einer Meisterschaft übersezt, daß uns die Sprache des Rabelais vollkommen deutlich ist, ohne von ihrer Alterthümlichkeit und Sonderbarkeit zu verlieren. Mit äußerst glücklicher Wahl hat der Uebersetzer den naiven altdeutschen Ton der Fischartschen Uebersetzung beibehalten, ohne deren Abschweifungen vom französischen Text. Ich habe jene alte und diese neue Uebersetzung mit einer der besten französischen Ausgaben des Rabelais (Amsterdam 1711) verglichen und muß gestehn, daß der von Regis auf seine Arbeit gewandte mühsame Fleiß zu bewundern und eines so schönen Resultates werth ist.

Rabelais war ein französischer Mönch und Zeitgenosse Luthers. Allein obgleich er ganz wie Luther dachte, so besaß er doch keine andre Gabe, als ridendo dicere verum. Er verließ den Mönchsstand und wurde Arzt. Den wüthenden Verfolgungen der Mönche entging er durch seinen Witz, der schon damals in Frankreich sein Privilegium hatte, und dessen er sich, wie nach ihm Voltaire, bediente. Man nannte ihn schon zu seiner Zeit den französischen Lucian, und allerdings hat er sich diesen griechischen Autor zum Vorbild gewählt; sein poetisches Genie aber ist so originell, daß die Vergleichung weder mit Voltaire noch mit Lucian ausreicht, ihn zu charakterisiren. Es ist etwas von dem nordischen (deutsch-englischen) Humor in ihm, was wir seitdem nie wieder in der französischen Literatur gefunden haben, eine Treuherzigkeit der Schelmerei, die mit der Koketterie Voltaires und der neuen Spötter sehr stark kontrastirt. Das Originellste an ihm ist aber seine Phantasie, der

600093

Digitized by Google

nichts in der Welt gleich kommt, außer etwa der kolossale Wahnsinn des jüdischen Talmud. Er zwingt die Einbildungskraft zu Vorstellungen, die uns eben so durch ihre Neuheit als Kühnheit schmeicheln, und deren groteske Wunderlichkeit uns selbst mit ihrer Unsittigkeit versöhnt.

Rabelais schrieb hauptsächlich gegen die Verderbniß der Kirche, die große Calamität seiner Zeit; außerdem auch gegen alle andern öffentlichen Laster und Thorheiten, gegen die in die endlosen Kommentare des römischen Rechts sich verbergende Rechtslosigkeit und Willkühr, gegen die Charlatanerie der Aerzte, gegen die in vornehmer Unverständlichkeit ihre Unwissenheit oder ihre Dienstbarkeit versteckende Scholastik, gegen die mit Wortbombast prunkenden Sophisten und Hetzhunde der Gewalt, gegen den Servilismus der Universitäten, gegen die scheinheilige Bornirtheit aller Fakultäten (wie Mephistopheles in Goethes Faust) und endlich gegen die grobe Unsittlichkeit und gegen die abstrakten Moden seiner Zeit. Diese ganze Zeit sah er voll Unnatur, Scheinwesen, Prahlerei und Heuchelei und ihrer falschen Vornehmigkeit sezte er die derbe nackte Wahrheit, ihren steifen und ehrbaren Normen die zügellosesste Dreistigkeit der Phantasie und Sprache entgegen.

Daher ist sein Held Gargantua der rohe Sohn der Natur, dessen ungeschlachte Art und Weise mit der kultivirten Welt in mannichfache Konflikte kommt, wobei der Autor Gelegenheit findet, sich über diese Welt auszulassen. Gargantua fand so viel Beifall, daß sich Rabelais entschloß, noch vier Bücher über das Leben Pantagruels, Gargantuas Sohn, hinzuzufügen, welche die nämliche Tendenz haben. Pantagruel verhält sich zu Gargantua ungefähr wie die Odyssee zur Ilias. Der erstere kämpft, der andre reist mehr. Beide sind gleich sehr barock und wir begleiten sie durch eine ununterbrochne Reihe von Frazzen, die einander unaufhörlich an Neuheit und Tollheit überbieten. Rabelais sagt desfalls in der Einleitung: „Silenen waren vor diesem kleine Büchslein, wie wir sie heut in den Läden der Apotheker sehen, von außen bemalet mit allerlei lustigen, schnackischen Bildern, als sind Harpyen, Satyrn, gezäumte Gänslein, gehörnte Hasen, gesattelte Enten, fliegende Böck, Hirschen die an der Deichsel ziehen, und andre derlei Schildereien mehr, zur Kurzweil konterfeiet, um einen Menschen zu lachen zu machen: wie dann des guten Bachus Lehrmeister Silenus auch beschaffen war. Hingegen im Innersten derselben verwahrt' man die feinen Specereien, als Balsam, Bisam, grauen Ambra, Zibeth, Amomum, Edelstein und andre auserlesene Ding." So also soll man auch seine Schriften betrachten im Gegensatz gegen die scheinheiligen Schriften seiner vornehm thuenden Zeitgenossen, denn, fügt er hinzu: „das Kleid macht nicht den Mönch und ist mancher verkappt in ein Mönchskutt, der innerlich wenig vom Mönchthum weist, geht auch wohl mancher im spanischen Mantel, dem sein Sinn nimmer nach Spanien steht."

Nun beginnt das Werk. Gargantua stammt aus dem Geschlecht der Riesen und wie er gezeugt und geboren worden, erzählt der Autor mit einer so komischen Ausführlichkeit, daß es der Verfasser des Tristram Shandy für angemessen erachtet hat, ihm dieselbe abzuborgen. Die Sprache ist hier übrigens durchgängig so derb, und der Autor befleißigt sich einer so niederländischen Treue in seiner Schilderung des Naturkindes, daß es unpassend wäre, Auszüge davon mitzutheilen. Dergleichen sind Freskobilder, die man nicht von der Wand reißen darf, wohin sie allein gehören. Sobald der Held Gargantua die Kinderschuhe, die er allezeit tief in den Koth getreten, abgelegt hat, begibt er sich nach Paris. „Nachdem er sich etlich Tag erquickt, ging er aus, die Stadt zu beschauen: und alle Leut betrachteten ihn voll Staunens und Verwunderung. Denn das Pariser Volk ist so läppisch, gaffigt und albern von Natur, daß ein Taschenspieler, ein Ablaßkrämer, ein Maulthier mit seinen Cymbeln, ein Leiermann auf der Gassen mehr Leut um sich her versammelt als der best Evangelienprediger: und drangen ihm also beschwerlich zu Leib, daß er zulezt gezwungen war sich auf die Thürm der Frauenkirch zu retiriren und niederzulassen. Wie er nun da saß und dies viele Volk um sich her sah, sprach er laut: Ich glaub', die Schlingel meinen, daß ihnen hier mein proficiat und meinen Willkomm zahlen soll. Ist billig; sollen ihren Wein han, aber par ris, per risum. Da. ꝛc. und b. sie so, daß ihrer zweihundert sechzigtausend vierhundert und achtzehn elend ersoffen ohn die Weiber und kleinen Kinder." Nach dieser ersten Heldenthat nahm er die großen Glocken von Notre-Dame als Schellen für sein Roß mit. Da die guten Pariser wohl sahen, daß dem Riesen mit Gewalt nicht beizukommen sey, sandten sie den größten Orator und Sophisten der Sorbonne an ihn ab. Der begann also im Schul-Galimathias seiner Zeit: „Ehem, hem, hem, bonsdies, Gestrenger, bonsdies: et vobis Junkherrn. Es wär doch halt nit mehr als billig, wenn ihr uns unsre Glocken wolltet wiedergeben. Denn sie thun uns gar sehr vonnöthen. Hem, hem, basch. Wir han wohl eher schon gut Geld dafür ausgeschlagen so uns die von Londen in Cahors anboten, desgleichen die von Bourdeaux in Brye, welche sie haben kaufen wollen wegen der substantifikalischen Qualität der elementaren Complexion intronifiziret innerhalb der Terrestrität ihrer quidditativischen Natur zu Extraneisirung derer Halonen und Turbinen von unsern Reben, wenn auch nicht der unsrigen, doch dicht belan. Denn verlieren wir das Rebenblut, so verlieren wir alles, Muth

Digitized by Google

und Gut. Gebt ihr sie auf mein Bitt uns wieder, verdien ich sechs Stab Würst daran und ein guts Paar Hosen, die meinen Beinen wahrlich werden zu Statten kommen, oder sie halten ihr Wort wie Schelmen. Ho Domine, bei Gott, ein Paar Hosen ischt guet et vir sapiens non abhorrebit illud. Ha nicht jeder Mann hat ein Paar Hosen, der möcht, das weiß Ich wohl an mir. Schauns Domine, es sind nun schon an die achtzehn Täg her, daß ich an dieser schönen Red spintisir und kau. Reddite quae sunt Caesaris Caesari, et quae sunt Dei, Deo. Ibi jacet lepus. Mein Treu, Domine, wann ihr bei mir zu Nacht wollt essen in camera, bei dem Sanct Chrisam charitatis nos faciemus bonum cherubin. Ego occidi unum porcum, et ego habet bonum vino. Aber von einem guten Wein kann man nit reden bös Latein. Wohlan, de parte Dei, date nobis Glockas nostras. Schauns her, ich schenk und übergeb euch auch von unsrer Fakultät ein Sermones de Utino, utinam, daß ihr uns unsre Glocken wollt geben. Vultis etiam Ablassios? Per Diem, vos habebitis, et nihil caletis. O Herr Domine, glockidonaminor nobis! Ohe! est bonum orbis. Brauchts alle Welt. Seyns eurer Mären etwann g'sund? Ei unsrer Fakultät nicht minder, quae comparata est jumentis insipientibus, et similis facta est eis, psalmo nescio quo, obschon ich mirs auf meinem Papierl gar wohl notirt hab, et est unum bonum Achilles, hem, ehedem, hem, hasch: he! ich beweis euchs, daß ihrs uns geben sollt und müßt. Ego quidem sic argumentor. Omnis Glocka glockabilis in glockerio glockando, glockans glockativo, glockare facit glockabiliter glockantes. Parisius habet glockas. Ergo Klotz. Ha, ha, das heißt parlirt, das! Ist in tertio primae in Darii oder wo anders. Auf mein Seel, ich hab die Zeit g'sehen, da ich hab Teufel mit arguiren angestellt; itzt aber kann ich nix mehr den faseln. Itzund bekommt mir nix beser als à gut Weinl, gut Bett, den Rucken am Feuer, den Bauch beim Tisch und ein fein tiefe Platten. Hey Domine, ich bitt euch doch in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti, amen, daß ihr uns unsre Glocken wieder gebt. So helf euch Gott vom Uebel und unsre Liebe Frau von der Gesundheit, qui vivit et regnat per omnia saecula saeculorum, amen. Hem, hasch, chasch rat hem hasch." (Hier zur Vergleichung ein Theil des Originals: Ehen, hen, hen, Mnadies, Monsieur, Mnadies. Et vobis Messieurs. Ce ne seroit que bon, que nous rendissiez nos clockes. Car elles nos sont bien be soing. Hen, hen, hasch. Nous en avons bien aultrefois refusé de bon argent de ceulx de Londres èn Cahors, sy avions-nous de ceulx de Bourdeaulx en Brye, que les vouloient achapter pour la substantificque qualité de la complexion elementaire qui est intronificquée en la terresterité de leur nature quidditatifve etc.) Gargantua ließ sich denn wirklich durch diese Beredtsamkeit überwinden, gab die Glocken heraus und fing an, in Paris zu studiren. Aber die Natur schlug immer wieder vor und sein Hauptgeschäft blieb Essen und Trinken. „Er fing seine Malzeit mit etlichen Dutzend Schunken, geräucherten Ochsenzungen, Botargen, Würsten und andern dergleichen Wein-Furiren und Fürtrab an. Mittlerweil warfen ihm vier seiner Leut ohn Unterlaß einer nach dem andern Mustrich mit vollen Schaufeln ins Maul. Drauf thät er einen erschrecklichen Zug weißen Weins, ihm die Nieren zu kühlen." Daneben wurde gespielt, jedes Spiel, was damals irgend Mode war. Dieses Kapitel des Rabelais wie des ersten Uebersetzers Fischart ist eine Hauptquelle für die Kenntniß der im Mittelalter üblichen Spiele. Es ist inzwischen zweifelhaft, ob Fischart selbst immer den richtigen deutschen Namen für das französische Spiel gekannt habe. Rabelais beginnt die Aufzählung der Spiele: au feux, à la prime, à la vole, à la pille, à la triumphe, à la picardie, au cent etc. Fischart setzt dafür: der Flüssen, des Primiere, den Picarder, Zicke lack, Schachmatt, Lurtsch, des Schultheißen ꝛc. Regis: Fluß, Prim, Stich, Matsch, Triumph, Reitzu, Hundert ꝛc. Es kommt nun darauf an, daß er uns im zweiten Bande, der den Kommentar enthalten wird, etwas Näheres über diese alten Spiele sagt.

Während Gargantua in Paris studirte, fiel der Feind in seines Vaters Land ein, und konnte nur mit Mühe durch die Tapferkeit eines Mönchs aufgehalten werden. Dieser Mönch hat etwas von dem bekannten Ilsan im Rosengarten von Worms. „In der Abtei war dazumal ein Klostermönch, Bruder Jahn von Klopfleisch mit Namen, ein junger Hach, ein Wagherz, rüstig, wacker, wohlgemuth, behend, keck, hitzig, lang und hager, wohl gespaltenen Munds, erheblicher Nas, ein derber Horashetzer, Vigilienbürster und Meßabzäumer: in Summa alles zusammenzufassen, ein ächter Mönch, so jemals einer seit die mönchenzende Welt mit Mönchen bemönchelt gewesen, erfunden ward." Das Land kam inzwischen in solche Noth, daß Gargantua herbeigerufen wurde, der nun freisam seinen ersten Feldzug that. Ein Heer vernichtete er, indem er sein Roß eine Ueberschwemmung à la Münchhausen hervorbringen ließ, ein andres zermalmte er selbst. Nach dem Siege kämmte er sich die Stückkugeln aus den Haaren, welches sein alter Vater übel nahm, da er die Manipulation seines tapfern Sohnes für eine unanständige Sitte hielt, die man nur in Spanien öffentlich duldet. Darauf bekam der kampferhitzte Sieger Durst und machte sich einen Salat von Lattich. Im Lattich aber hatten sich während der Schlacht sechs arme Pilger versteckt. „Gargantua brachte in seiner Hand den Lattich mit und darin auch die sechs Pil-

3007
.587
1833

Digitized by Google

ger, die sich vor großer Furcht und Angst weder zu reden noch husten trauten. Wie er den Lattich nun am Brunnen vorläufig abwusch, sagten die Pilger mit leiser Stimm zu einander: Ei, ei, was da zu thun? Wir ersaufen hie unter dem Lattich. Sollen wir reden? Reden wir aber, so tödtet er uns gewiß für Kundschafter. Während sie also noch rathschlagten, warf sie Gargantua mitsammt dem Lattich in einen Küchennapf, so groß wie die Tonn zu Cisteaux, und aß sie mit Essig, Oel und Salz zu seiner Erfrischung vorm Abendbrod. Und hätte bereits fünf Pilger verschlungen: der sechste lag noch im Napf verborgen unter einem Lattichblatt, bis auf den Pilgerstab, der drüber hervorguckt. Als den Grandoschier sahe, sprach er zu dem Gargantua: Ich glaub da ist ein Schneckenhorn. Iß nit. — Warum? spricht Gargantua: sie seyn gesund diesen ganzen Monat. Ergriff damit den Stab und hub den Pilger daran zugleich mit auf und aß ihn lustig. Thät darauf einen schauderhaften Zug Zirbelwein, bis das Nachtessen fertig wäre. — Die so verschluckten Pilgersleut waudten sich so gut ihnen möglich, aus den Mahlsteinen seiner Zähn, und meinten, man hätte sie ins unterste Gewölb eines Kerkers hinabgestoßen. Als aber Gargantua den großen Trunk thät, dachten sie nicht anders denn sie müßten ihm alle im Maul ersaufen; auch hätt' sie der Strom des Weins beinah in den Abgrund seines Magens geschwemmt: doch halfen sie sich mit ihren Stäben, und sprangen daran, nach Art der Michler, so lang, bis sie am Rand der Zähn aufs Trockne kamen. Aber zum Unglück schmiß einer von ihnen, wie er mit seinem Pilgerstab das Land sondirt', ob sie festen Boden gewonnen hätten, so heftig in die Grub eines hohlen Zahnes, und traf den Nerven des Kiefers, daß dem Gargantua sehr weh geschah, und vor wüthendem Schmerz laut aufschrie. Doch dem Uebel zu steuern, ließ er ihm seinen Zahnkriebel bringen, ging hinaus an den Wallnußbaum und hub euch die lieben Pilgervöglein da aus dem Nest."

Nun kam auch der Mönch Jahn und beide Helden umarmten sich und zechten als gute Brüder. Darauf kämpften sie noch ferner mit einander bis zur gänzlichen Ueberwindung des Feindes. Zulezt wollte nun Gargantua dem Mönch sich dankbar beweisen und ihn zum Abt des schönsten Klosters in Frankreich machen. Jahn aber protestirte und erbat sich den Bau eines ganz neuen Klosters nach seinem Sinn aus. „Weil man derzeit Niemand ins Kloster stieß als blinde, lahme, hokrige, häßliche, mißgeschaffne, unreimische, thörigte, verherte, vertrackte Weiber, deßgleichen nur die verkrüppelten, blöden, lendenlahmen, hausläßigen Männer: — (Ad vocem! fiel der Mönch hie ein: Ein Weib, das weder schön noch fromm ist, wozu nuzt es? Ins Kloster zu stecken, antwort Gargantua. — Recht, sprach der Mönch, und Hemden zu machen:) so ward verfügt, daß man da Niemand als schöne, wohlgestalte, wohlgeartete Frauen, und Niemand als schöne, wohlgestalte, wohlgeartete Männer aufnähm. Item, weil Männer in Frauenklöster nicht anders als heimlich kommen könnten, oder im Sturm, ward dekretirt, daß da kein Weib seyn sollt, es wär denn ein Mann dabei, noch auch ein Mann wo nicht ein Weib wär. Item, weil so Männer als Weiber, einmal ins Kloster aufgenommen, nach ihrem Probjahr lebenslang darinn zu verharren gezwungeu werden, ward festgesezt, daß jeder Mann und jedes Weib da aufgenommen, wanns ihnen gut däucht' frei und gänzlich wieder heraus marschiren dürften. Item, weil die Ordensleut gemeiniglich drei Gelübd thun, nämlich Keuschheit, Armuth und Gehorsam: so ward versehen, daß man allda in Ehren möcht beweibt seyn, daß ein jeder reich wär, und in Freiheit leben sollte." Dieses Kloster war das Gegentheil von allem, was sonst die Klöster waren, und eben deshalb das Ideal eines der Natur und Vernunft angemessenen gesellschaftlichen Zustandes. Hier wird Rabelais auf einmal ernsthaft, fällt aus dem possenhaften Ton und ruft die Menschen auf, in Gargantuas schönes Kloster zu kommen:

Hie kommet her die ihr des Herren Wort
Dem Feind zum Tort mit flinkem Geist verkündet.
Hie sollt ihr haben feste Burg und Hort,
Wenn Geistermord mit Glossen fort und fort
Die Gnadenpfort uns zuschließt und verspündet.
Kommt! gründet hie den Glauben, weckt und zäudet!
Alsbald verschwindet, wann ihr schreibt und sprecht,
Was sich verschworen wider Gottes Recht.

Recht Gottes dauern
In heil'gen Mauern
Wird sofortan.
Wo Weib und Mann
Den Feind betauern,
Muß Gott-Recht dauern.

So genial endet Gargantua. In einem Schlußgedicht eröffnet Rabelais noch eine wunderbare Perspektive. Sein ahnungsvoller Geist sieht, da die Reformation in Frankreich nicht gesiegt, die Revolution vorher. An einer andern Stelle beklagt er sich, daß je mehr Klöster in dem glücklichen Deutschland niedergerissen würden, desto mehr in Frankreich neu entstünden, und hier droht er, das Ende dieser kirchlich-politischen Greuelzeit werde für Frankreich eine Revolution seyn.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 2. — 4. Januar 1833.

Humoristische Literatur.

1) Rabelais Gargantua und Pantagruel ꝛc.

(Fortsetzung.)

Rabelais kündigt die Revolution in folgender „Räthsel-Prophezei“ an:

Die Hohen, selbst aus edelm Blut erzeugt,
Sehn von Vasallen sich bekämpft, verscheucht.
Gehorsam, Ehrerbietung, Dienerpflicht
Verlieren all ihr Ansehn und Gewicht:
Denn, ist ihr Wort, trifft jeden doch die Reih
Daß er erhöht, und dann erniedrigt sey.
Und wird ein solch Handiren seyn und Raufen,
Mißhelligkeit und Hin- und Widerlaufen,
Daß keiner Zeiten wunderreiche Schrift
Von ähnlicher Verwirrung uns berichtet.
Zu gleichen Theilen ehret man alsdann
Den Ehrvergeßnen und den Ehrenmann,
Weil alles wird am Glauben und Verlangen
Der tollen Meng und dummen Einfalt hangen;
Davon den Gröbsten man zum Richter macht.

Doch fügt er sarkastisch hinzu: „es ist des Propheten Merlin Stylus: thut ihr Allegorien und Verständniß drein so tief ihr wollt, und grübelt die ganze Welt darüber so lang sie mag, ich, meines Theils, seh keinen andern Sinn dahinter als eine Beschreibung des Ballenspiels unter verblümten Redensarten. Die das Volk aufwiegeln, das sind die Partien-Macher, welches gemeinlich gute Freund sind: und wenn sie die beiden Gäng gemacht, kommt der aus dem Spiele der darinn war, und der Andre hinein.“

Das zweite Werk von Rabelais, die Geschichte des Pantagruel, beginnt auf ähnliche Weise mit der weitläuftigen und komischen Geburtsgeschichte des Helden und geht dann zu seinen Studien in Paris über, wobei der Verfasser wieder Gelegenheit nimmt, die damalige gelehrte Charlatanerie zu verspotten. Er geht sehr derb mit der Sprache heraus und schont nicht: „Pantagruel turnirt in der Sorbonn mit allen Theologen ganzer sechs Wochen lang von morgens vier bis abends sechs, allein mit Ausnahm zweier Stunden Stillestands zur Atzung und Leibesrecreation: daß man nicht etwann denk er hätt die Sorbonnischen Gottesleut am Schoppen und ihrer gewöhnlichen Kehlnetz wollen behindern. Und assistirten dabei die mehresten Herren der Obergerichtshöf, Requetenmeister, Präsidenten, Räth, Rentbeamten, Sekretarien, Advokaten und Andre, nebst den Schöffen der Stadt, den Medizinern und Kanonisten. Und denket nur, daß sich dieselben meistentheils sehr straff ins Zeug geworfen hatten; aber mit all ihren Subtilitäten und

Digitized by Google

Flinten jagt' er sie gleichwohl ins Bockshorn, und bewies ihnen augenscheinlich, daß sie sammt und sonders nichts weiter als eingemantelte Kälber wären." Der gute Pantagruel wagt es, den gelehrten Augiasstall ausmisten zu wollen, er greift in alle Fakultäten ein. Er läßt sich einen Prozeß vorlegen. „Nun dann, zum Teufel, was soll mir dann all der Papierwust und dies Geschmier das ihr da bringt? Ists nicht gescheiter man hört sie selber ihre Sach mit lebendiger Stimm ausführen, als daß man die Meerkätzereien liest, die doch nichts weiter als Lug und Trug, Cepolistische Teufels-Cautelen und Rechtsverdrehereien sind? denn ich weiß wohl, ihr selbst und alle durch deren Händ der Prozeß gegangen, habt pro et contra was ihr nur konntet darein gemantscht, und statt daß anfangs ihr Handel leicht zu entscheiden und klar war, habt ihr ihn erst noch recht verdunkelt mit albernen unverständigen Clausuln, den abgeschmackten Meinungen eures Accursi, Baldi, Bartoli, de Castro, de Imola, Panormi, Hippoliti, Bertachin, Alexander, Curtii und andrer alter Köder mehr, die niemals auch nur das kleinste Gesetz in den Pandekten verstanden haben, und weiter nichts als sammt und sonders große Zehntkälber gewesen sind, unwissend in jedem Erforderniß zu einer gründlichen Rechtserkenntniß. Zudem, so sind uns die Gesetz aus dem innersten Schoos der moralischen und natürlichen Philosophi entsprungen: was können doch also die Narren davon wissen, die bei Gott! in der Philosophi noch nicht so weit sind als mein Maulthier? Und was die Humaniora, Geschicht und Kenntniß der Antiquitäten betrifft, davon strotzen sie wie die Kröt von Federn; es nuzt ihnen just so viel als wie der Kuh Muskatennuß: und gleichwohl sind davon die Recht ganz voll, ohn dies nicht zu verstehen; wie ich in Schriften nächster Tag ausführlicher zu zeigen denke. So ihr denn also ein Erkenntniß in diesem Prozeß von mir haben wollt, verbrennet mir vor allen Dingen all dies Papier." Dies ist eine sehr kräftige Demonstration zu Gunsten der öffentlichen und mündlichen Rechtspflege, und beweist, welch ein gesunder Geist in Rabelais wohnte.

Pantagruel lernt einen lustigen Gesellen kennen, Panurg, der ihm durch seine muntre Laune die gelehrte Langeweile vertreibt. Dieser ächte pauvre diable war unlängst von den Türken gefangen, wie ein Haase gespickt und an den Spieß gesteckt worden, auch schon halb gebraten, als er noch glücklich entkam und auch den Hunden, die ihn verfolgten, dadurch entging, daß sie nur den noch an ihm steckenden Speck faßten, während er selbst davonlief. Die fernern Späße Panurgs sind so riesenhaft phantastisch als schamlos, doch seine Angst, da er gern heirathen möchte und sich doch davor fürchtet, und überall Raths einholt, ist äußerst ergötzlich.

Merkwürdig ist folgende Stelle über die Deutschen: „Dort die Sachsen, Osterlinger, Ostgothen und Deutschen, weiland ein unbezwinglich Volk, jezt aber Koth und unterjocht." Folgende phantastische Reisebilder (denn hier ist Pantagruel schon auf seiner großen Reise) können sogar bis auf die specielle Bedeutung der Birne (in den französischen Karrikaturen) auf das Juste-Milieu und die grotesken Vermählungen heterogener Principe in unsrer modernen Politik angewandt werden. „Man hielt just Hochzeit nach Landesart. Und kopulirten in unserm Beisein gar lustig eine Birn, ein stattlich Frauenzimmer unsers Bedünkens, (wiewohl die von ihr gekostet hatten, meinten, daß sie schon etwas teig wär) mit einem jungen milchbärtigen Käs: sein Haar fiel etwas ins Röthlichte. Die Mähr hievon war mir schon sonst zu Ohren gekommen, und solcher Ehen schliesset man auch wohl anderwärts. Zu Haus auf meinem Ochsenstand, da sagen die Leut bis diese Stund: daß man kein Brautpaar so gerecht wie Birn und Käs zusammenbrächt. In einem andern Zimmer sah ich eine alte Pumphos mit einem jungen und geschmeidigen Stieflein trauen. Und sagten dem Pantagruel, der junge Stiefel nähm die alte Pumphos, weils eine gute Haut wär, wohl auf dem Strumpf, fein derb und gut fürs Haus, ja zum Matrosen-Dienst. In einer andern Unterstub sah ich einen jungen Pantoffel eine alte Latsch heirathen, und ward uns gesagt, er thät es nicht um ihrer Schönheit noch Anmuth willen, sondern aus Geiz und Lüsternheit nach ihren Batzen, als womit sie überall kontrapunktirt wär."

Das Groteskeste im ganzen Buch ist der Krieg zwischen dem Tyrannen Fastnacht und der freien Republik der Würste. Hier wird der kirchliche Unsinn in Bildern verhöhnt, die alles hinter sich lassen, was jemals eine betrunkne, grillenhafte, verrückte Phantasie ausgeheckt, und die dennoch so voll Verstand sind, daß sie der himmlischen Weisheit selbst ein Lächeln abgewinnen müssen. Hier läßt er auch den alten Mönch Jahn ein des Plato würdiges Mährchen erzählen von der Antiphysis (Unnatur), welche alle Verkehrtheit in der Welt hervorbringe und sich und ihre Geburten für die wahre oder bessere Natur halte. „Und, wie ihr wißt, daß den Affinnen ihre Aeflein schöner dünken, denn alles auf der ganzen Welt, also lobt' auch Antiphysis ihrer Kinder Wohlgestalt, und bestrebt' sich darzuthun, daß sie weit schöner und reizender wären als der Physis Kinder. Also brachte sie, unter Beifall und Zustimmung der blöden Thier', bald alle Narren und Verrückten auf ihre Seit und ward bewundert von allen hirnverbrandten, tollen, gesunden Urtheils und Menschenverstandes ermangelnden Leuten. Nachmals heckt sie die Meerkatz-Mucker, Schleicher, Päpler, die hirnschelligen Pistolen-

Digitized by Google

zer, die Teufelsbeſeſſenen Johann Calvins von Genferiſchen Leutbetrugs, die tobenden Putherbei, die Kuttner, Nollenbrüder, Eſaustäzer, Kanibalen und mehr andre mißgeſchaffne Ungeheuer und Fratzen, der Natur zum Trutz.“ Eben ſo phantaſtiſch ſind die Fabeln von den eingefrornen und wiederaufgethauten Worten, und überhaupt alle dieſe Reiſebilder, die ſowohl Lucian als Münchhauſen übertreffen.

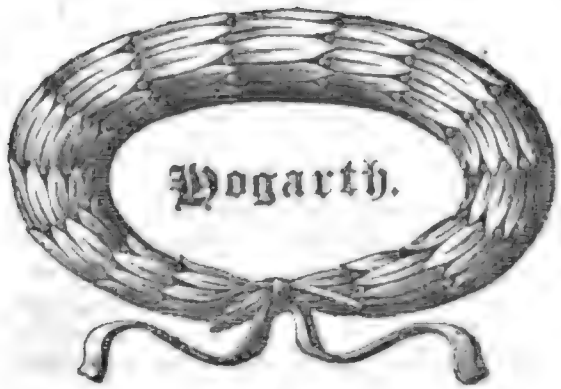
In einem dieſer Reiſebilder wird das damalige Papſtthum folgendergeſtalt geſchildert: „nach überſtandnen *Faſten* gab uns der Kläusner einen Brief an Einen, den er Albian Hamar hieß, Aedituum und Sakriſtan des Läut-Eilands! wiewohl Panurg nannt ihn zum Gruß Herrn Eſeldumm. Es war ein altes kleines gutes glatzköpfigs Männel mit leuchtender Schnut und kupfernen Karfunkel-Antlitz. Er ließ uns auf des Kläusners Fürſprach ſehr freundlich an, als er erſah, daß wir die Faſten abgewartet, wie vorgedacht: erzählt' uns nach genoſſenem Imbiß von des Eilands Raritäten, verſichernd, daß es anfangs von den Sirenen bewohnt geweſen, die jedoch nach dem Natur-Lauf (wie denn alles veränderlich) zu Vögeln worden. — Die Vögel, groß, ſchön, höflich, glatt, manierlich, zierlich, ſah'n faſt aus wie unſre Leut zu Haus: ſie aſſen und tranken wie Menſchen, däu'ten, — — — — — ſchliefen, — — — wie Menſchen; und doch war kein Gedank daran, meint' der Aedituus, ſchwur aber, daß ſie nichts weniger als profan noch wörtlich wären. Auch ihr Gefieder gab uns gar ſtark zu rathen auf; denn etliche waren ſchloorweiß, andre rabenſchwarz, noch andre aſchgrau, wieder andre halb weiß, halb ſchwarz; andre hochroth, andre blau und weiß geſtreift; es war eine Luſt ſie anzuſchaun. Die Männlein nannt er Pfäffling, Münchling, Prieſterling, Aebtling, Biſchling, Cardinling, und den Papling, welcher einzig in ſeiner Art iſt. Die Weiblein nannt er Pfäfinen, Münchinen, Prieſtinen, Aebtinen, Biſchinen, Cardinen, Papinen. Gleichwohl, belehrt' er uns, wie unter die Bienen die Horiſken ſtoßen, die nur alles verderben und freſſen, ſo führ auch nun ſeit dreihundert Jahren unter dies muntre Vögel-Völklein, man wißt nicht wie es zuging, immer aller fünf Monat ein ganzer Schwarm von Tuckmäuſerling, die all dies Eiland rundum verſant und verſchändet hätten, ein ſo unförmlich, ſcheußlich Volk, daß alles vor ihnen lief; denn ach! ſie hätten eitel krumme Häls, Harpyenbäuch, rauhe Eſaus-Tatzen und Krallen und Stymphaliden-Aerß; und wär nicht möglich ſie auszurotten; für einen den man todtſchlüg, kämen gleich fünfundzwanzig andre nach. Drauf frugen wir, was dieſe Vögel ſo unabläſſig zu ſingen trieb? Und der Aedituus antwort uns, es wären die Glocken die auf ihren Bauern hingen. Dann frug er uns: Soll ich die Münchling, die ihr hie in ihre Hippokras-Filtrirſäck wie Haubenlerchen vermummelt ſeht, gleich ſingen laſſen? — O thut es doch! verſezten wir. Da zog er blos die Glock ſechsmal, und Münchling ſprangen, und Münchling ſangen, daß eine Art war. — Und ſängen auch wohl, ſprach Panurg, die dort mit den rauchheringsfarbenen Federn, wenn ich hier dieſe Glock zög? — Nicht minder, antwort der Aedituus. — Da zog Panurg, und plözlich rannten auch dieſe verſchmauchten Vöglein her, und trällerten uniſono; aber ihre Stimmen waren ſehr rauh und garſtig. Doch dafür, belehrt' uns der Aedituus, lebten ſie auch von nichts als Fiſchen, wie die Reiger und Waſſerraben bei uns, und wären eigentlich eine fünfte Species von Tuckmäuſern, neu gedruckt und aufgelegt: zugleich bemerkend, wie ihm Robert Valbringue, der aus Afrika unlängſt hie durchpaſſirt, erzählt hätt, daß nächſtens eine ſechste Art eintreffen würd, die er Kapuzling benamſet, und ein mürriſcher, hirntoller, abgeſchmackter Volk ſey auf dem ganzen Eiland nicht erhört. — Wohl, ſprach Pantagruel, hat Afrika von jeher immer die neuſten Mißgeburten erzeugt. — Aber, ſprach Pantagruel, da ihr uns nun erläutert habt wie Papling aus Cardinling, Cardinling aus Biſchling, Biſchling aus Prieſterling, und Prieſterling aus Pfäffling wird; möcht ich wohl wiſſen, woher euch dieſe Pfäffling kommen. Die Eltern ziehn den Kindern kurz und gut ein Hemd übers Kleid an, ſcheeren ihnen, ich weiß nicht wieviel Haar' vom Scheitel, und machen ſie unter Abbetung gewiſſer apotropäiſcher Sühnſprüchlein, (wie die Iſis-Prieſter in Aegypten mit leinenen Mänteln und Haarabſchneidung creiret wurden), vor aller Welt und Aller Augen, handgreiflich, ſichtlich, ohn Bleſſur noch Schaden mittelſt Pythagoriſcher Seelenwandrung zu Vögeln, wie ihr hie vor euch ſeht. Doch lieben Freund', ich weiß nicht wie es kommen mag, noch was dahinter ſteckt, daß man von keinem dieſer Weiblin, ſey es nun Pfäffin, Münchin, oder Aebtin jemals ein fröhligs Lobliedlein oder ein Chariſterium hört, wie nach der Lehr des Zoroaſter dem Oromaſis geſungen wurden; ſondern nichts als Kataraten und Skythropäen wie man ſie dem Arimaniſchen Dämon darbracht; und Jung und Alt, in einem fort ſie ihre Freund und Eltern verfluchen, die ſie in Vögel verwandelt haben. — Am dritten Tag, der eben ſo mit Schmäuſen und Banketten verſtrich wie die zween vorigen, begehrt' Pantagruel inſtändiglich den Papling zu ſehen; Aedituus meint' aber, daß er ſich ſo leicht nicht ſehen ließ. Wie ſo? Wie ſo? frug Pantagruel, trägt er etwann den Helm des Pluto auf dem Kopf, oder Gyges Ring an den Klauen, oder ein Chamäleon auf der Bruſt, daß ihn die Welt nicht

schauen kann? — Mit nichten, sprach Aedituus, er ist nur von Natur ein wenig schwer zu sehen: ich werd indessen dafür sorgen, daß ihr, wo möglich, ihn zu sehn kriegt. Mit diesen Worten ging er weg, und ließ uns weiter knuspern. Kam nach einer Viertelstund zurück, anzeigend Papling wär itzt unsichtbar, und führt uns dann ganz still und ducklings grad auf den Vogelbauer los, worinn er in Gesellschaft zweier kleiner Cardinling und sechs schmerbäuchiger Bischling kauzt'. Panurg betrachtet' sich seine Gestalt, Gebährden, Mienen sehr aufmerksam; dann schrie er laut: Der Henker hohl das Beest! er sieht aus wie ein Widhopf. — Um Gottes Willen, redet leise! sprach der Aedituus, er hat Ohren! (wie Michael de Matiscone sehr weislich anmerkt.) — Nun, hat die nicht auch ein Widhopf? sprach Panurg. — Wo er euch nur ein einzig Mal so blasphemiren und lästern hört, seyd ihr verloren, lieben Leut. Seht ihr den Napf in seinem Bauer; die schlagen euch in einem Umsehn hundert Schuh tief unter die Erd. — Da wär's doch besser, sprach Bruder Jahn, wir tränken und bankettirten weiter."

Von der Kirche wendet sich Rabelais wieder zum Staate. Er stellt denselben unter dem Bilde einer großen Kelter dar: „Wie wir hintraten, sahen wir in einer großen Preß an zwanzig bis fünfundzwanzig feiste Schlingel um einen langen Galgen-Tisch ganz grün beschlagen; die gafften sich einander an, und hatten Händ lang wie Krannichbein' und Nägel, zwei Schuh lang dran zu mindest. Denn es ist ihnen streng verwehrt sie zu beschneiden, dergestalt, daß sie ihnen so krallig-krumm wie Zinkenspieß' oder Schalter wachsen. Und eben trug man eine große Traub herein, von dem Gewächs des Extraordinarii, wie man in jenem Land sie herbstet, und mehrentheils an Pfählen hängt. Sowie die Traube kam, ward sie zur Preß genommen und quetschten ihr da Mann für Mann und Kern für Kern, das güldne Oel so rein aus, bis die arme Traub so dürr und ausmergelt weg kam, daß auch in ihrem ganzen Leib nicht ein Tröpflein Saft noch Most mehr war. Zwar hätten sie, sprach Stehmichgut, nicht allezeit von diesen großen, aber doch immer andre Sorten in der Preß. So haben sie wohl viele Stöck, Gevatter? frug Panurg. — Ey wohl, sprach Stehmichgut. Seht ihr die kleine, die man eben itzt wieder auf die Kelter legt? Dies ist die Traub vom Zehnten-Stock; die hatten sie verwichen schon bis auf den Secker ausgedruckt, aber der Most schmeckt' etwas nach dem Pfaffen-Ränzel und schien den Herrn nicht sehr zu munden. — Warum also, frug Pantagruel, legen sie's dann wieder auf? — Ey nun, antwortet' Stehmichgut, sie wolln halt sehn, ob nicht noch aus den Trestern etwas weniges herauszukontrolliren ist. — Potz Sackerdamm! rief Bruder Jahn, und die Leut nennt ihr Ignoranten? Den Teufel auch! Die zögen euch Oel aus den Wänden. — Ei das thun sie auch, sprach Stehmichgut, denn öfters thun sie Schlösser, Forsten, Wildgeheg' in ihre Preß, und ziehn aus allem trinkbares Gold. — Tragbares wollt ihr sagen? sprach Epistemon. — Nicht doch trinkbares, antwort Stehmichgut, trinkbares sag ich, denn man trinkt hie so manche Flasch davon, die einer sonst wohl nicht leicht verdauen möcht. Und Rebstöck hats hie so viel, daß man die Zahl nicht einmal weiß. Kommt her, und schaut mal dorten in den Hof! Da stehn euch mehr denn tausend, die nur auf die Stund des Kelterns harren. Da ist der Generalstock, dort der Partikular- der Festungs-Stock, der Stock der Anleih'n, der freien Gaben, der Accidenzien, der Domainen, der kleinen Vergnügungen, der Posten, der Spenden, des Hofhalts. — Was ist aber das für ein dicker dort, um den die kleinen alle so umher stehn? — Den nennt man den Ersparniß-Stock, sprach Stehmichgut, das ist der beste im ganzen Land; wenn der gepreßt wird, dann spürens diese Herren sämmtlich sechs Monat drauf in allen Adern. Als sich die Herren itzt wegbegeben, bat Pantagruel Stehmichguten uns in die große Kelter zu führen, was er auch gerne thät. Wir waren kaum eingetreten als Epistemon, der sich auf alle Sprachen verstund, Pantagruelen die Ueberschriften der Kelter, die sehr groß und schön, wie uns Stehmichgut erzählt', aus lauter Kreuzholz gezimmert war, zu zeigen anfing; denn über jedem Zubehör und Theil derselben stund der Name in ihrer Landessprach geschrieben. Die Kelter-Schraub hieß Einnahm; der Kasten, Ausgab; die Schraubenmutter, Etat; der Drengel, Contirt und nicht erhalten; die Docken, Stundung; die Torkel, Radiatur; die Dauben, Recupereiur; die Bracken, Ueberschuß; die Henkel, Tariffen; das Trotten-Viet, Summa Summarum; die Hotten, Saldo; die Butten, Bons auf Sicht; die Gelten, der Tresor; der Trichter, Quittung. — Nun bei der worstlichen Königin! rief der Panurg aus; alle ägyptische Hieroglyphen sind gegen dies Rothwelsch Kinderspiel. Die Namen reimen sich, hohls der Geyer! zur Sach wie Ziegen-Lordern! Aber, Freund! Gevatter! warum nennt ihr nur die Leut hie Ignoranten? — Weil sie, sprach Stehmichgut, keine Studirten sind, und auch jemals studiren dürfen, und alles hie per Ignoranz, auf ihre Ordonnanz geschieht; auch weiter kein Raison gilt als: die Herren habens gesagt, die Herren befehlens so, die Herren wollens."

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 3. — 7. Januar 1833.

Humoristische Literatur.

(Fortsetzung.)

1) Rabelais Gargantua und Pantagruel ꝛc.

(Beschluß.)

„Dann führt' Rabelais uns hinaus und weiter durch aberhundert kleine Keltern; und vor der Thür erblickten wir einen andern kleinen Henkerstisch, da saßen wieder vier bis fünf von diesen Ignoranten dran, so schmutzig und erbost wie Esel, wann sie mit Schwärmern im Hintern laufen. Die zwackten auf einer kleinen Preß, die sie da vor sich hatten, nochmals die Trauben-Kämm den Andern nach, und hießen Controllisten in der Landessprach, die widrigsten Holunken von Ansehn, die ich Zeit meines Lebens erblickt hab. Aus jener großen Kelter stiegen wir durch unzählige Kelterlein voll lauter Preßknecht, die die Kern mit einer Art von Handwerkszeug, (sie heißens Rechnungs-Artikel), zermatschen; und kamen endlich gar in einen langen Saal zu ebner Erd, wo wir einen großen Köder sahen mit zween Hundsköpfen, einem Wolfsbauch, und Krallen wie eines Lamballer Teufels, der dort mit Milch aus vielen Busen getränkt ward; denn auf Ordonnanz der Herren hielt man ihn so gut, weil auch nicht Einer darunter war, dem er nicht jährlich so viel eintrug als ein stattlicher Meierhof. Und in der Ignoranten-Sprach hieß man ihn Duplum. Auch seine Mutter lag neben ihm, an Farb und Fell fast ganz wie Er gestaltet, nur daß sie vier Köpf, zween männlich und zween weiblich hätt; die hieß Quadruplum, und war das allergrimmigste, furchtbarste Thier allda nächst ihrer Großmutter, Namens Unterschleif, die wir in einem Käfig sahen. Bruder Jahn, der immer zwanzig Ellen leere Därm hätt, ein Ragout von Advokaten zu speissen, ward endlich ärgerlich und bat Pantagruelen aufs Essen zu denken, und Stehmichguten mitzuführen. Wie wir nun durch die Hinterthür abtraten, sah'n wir einen alten Kerl an Ketten liegen, der halb gelehrt, halb ignorant war, ein rechter Höllen Zwitter; stak in einer Brillen-Haub wie die Schildkröt in der Schaal, und lebt von nichts als einem Futter, das sie in ihrer Zigeunersprach Appellationen zu nennen pflegen. Pantagruel frug Stehmichguten, als er ihn sah, von welcher Raß wohl dieser Protonotarius wär, und wie er hieß. Da sagt' uns der, wie er schon immer seit ewigen Zeiten, zu großem Aerger und Verdruß der Herrn, dadrinn in Ketten läg, die ihn schier Hungers sterben ließen, und hieß Revisit."

Auch die Verrücktheit der Gelehrten wird scharf gegeißelt. Unsre Helden kommen in das Land der Philo-

sophie, wo sie zu Abstraktoren ernannt werden und ihre Kollegen mit folgenden Dingen beschäftigt sehn: „Ich sah ein ganzes Rudel davon in wenig Stunden die Mohren bleichen. Andre pflügten mit drei Joch Füchsen den Ufer-Sand, und verloren ihr Saatkorn nicht. Andre wuschen die Ziegel auf den Dächern, und trieben die Farb heraus. Andre zogen Wasser aus Pumer oder Bimsstein, wie ihrs nennt, indem sie ihn eine gute Weil in einem marmornen Mörsel stießen und sein Substanz veränderten. Andre schoren die Esel, und erzielten gute Woll damit. Andre lasen Trauben von Dornen und Feigen von Disteln. Andre molken die Ziegenböck, und fingens in ein Haarsieb auf, zu gutem Ersprieß der Hauswirthschaft. Andre wuschen Eselsköpf, und hatten die Seif umsonst dabei. Andre pürschten den Wind mit Netzen. Einen jungen Spodizator sah ich, der einem todten Esel künstliche Winde entlockte und die Elle davon zu fünf Sol verkaufte. Andre machten große Dinge aus Nichts und wieder die größten Dinge zu Nichts. Andre maaßen auf langen Tennen bis auf ein Haar die Flöhsprüng aus, und betheuerten mir, daß dies Geschäft zum Regiment der Königreich, Kriegführung und Verwaltung freier Staaten mehr als nöthig sey: anführend wie schon Sokrates, der doch die Weisheit erst vom Himmel zur Erd herabgezogen und, aus einer müßigen Schwindlerin brauchbar und tauglich fürs Haus gemacht, sein halbes Studium lediglich auf Sprung-Messung der Flöh verwandt hab, wie Aristophanes bezeugt', der Quint essential."

Dies mag hinreichen, unsern Lesern einen Begriff von Rabelais Geist zu geben. Sein Witz ist aber so unerschöpflich und überall originell, daß es bei ihm, wie bei Jean Paul unmöglich ist, genügende Auszüge aus seinen Schriften zu machen. Auf den zweiten Theil, der den Kommentar enthalten wird, sind wir sehr begierig. Es wird uns manche witzige Beziehung verständlicher machen, und auf die Sitten- und Kulturgeschichte Frankreichs jener Zeit wahrscheinlich manches neue Schlaglicht werfen.

2) J. P. Lysers ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche mit verkleinerten aber vollständigen Kopien derselben von E. Riepenhausen. Dreizehnte Lieferung. Göttingen, Dieterich, 1833.

Man muß es der Verlagshandlung Dank wissen, daß sie die Fortsetzung dieses schönen Unternehmens gewagt hat, obgleich Lichtenberg — nicht mehr ist. Es wäre unbillig, wenn man von Lysers Erklärung verlangen wollte, was nur dem originellen Genie eines Lichtenberg möglich war. Wir sind auch mit einer weit einfacheren Erklärung zufrieden, wenn sie uns nur das Vergnügen gewährt, uns mit Hogarth zu beschäftigen.

Das malerische Verdienst Hogarths auseinander zu setzen, wollen wir Andern überlassen. Es ist indeß zu sehr ein poetisches, als daß wir es nicht von dieser Seite beurtheilen sollten. Er hat uns Gedichte gemalt, wie Walter Scott Gemälde dichtete. Dem poetischen Zweck seiner Kompositionen ordnete er allezeit das Pittoreske unter, daher ihn manche akademische Kälber gar nicht einmal für einen Maler haben gelten lassen wollen. Am besten lernt man Hogarths Werth kennen, wenn man ihn als den Maler des Lasters auffaßt, und seine Manier, das Laster darzustellen, mit den Manieren andrer, etwa der neuen deutschen Trauerspiel-Dichter vergleicht. Man denke an Werner, Müllner, Raupach, welche die heimtückischesten Schurken und galgengerechtesten Verbrecher zart empfinden, in schwärmerischen Phrasen wie den Marquis Posa deklamiren, und als Menschen von extrafeinem Seelenadel unter sentimentalen Thränen vom verehrungswürdigen Publikum Abschied nehmen lassen. Oder man denke an die edlen Lügner, an die tugendreichen Spieler und ehrliebenden Kassendiebe bei Kotzebue und Iffland, und an die reuevollen Ungetreuen, die mit Pastor und Notar wiederkehrenden Lovelaces in unseren Damenromanen. Und wenn man zweifeln muß, ob diese Mißgeburten unsrer Poesie von gänzlicher moralischer Entartung, von völliger Vergessenheit dessen, was Laster und was Tugend ist, oder vielleicht nur von Verstandesschwäche und Modenarrheit herrührten, dann ist nichts so erfreulich, als ein Blick in Hogarths Kupferstiche. Hier ist Wahrheit, hier erscheint das Laster, wie es wirklich ist, in seinen kleinsten wie größten Zügen treu, von seinem scheinbar unschuldigen Anfang bis zu seinem gräßlichen Ausgang, und nichts wird beschönigt, die Gemeinheit der menschlichen Natur wird durch keine vornehmen Phrasen, durch keine sentimentale Thräne entschuldigt; und dennoch sind diese Gemälde nicht so grell, daß sie anstatt poetischen Wohlgefallens nur Schrecken und Ekel in uns erwecken sollten. Was sie mildert, sind überall hervortretende komische Züge, und zwar Züge, die keineswegs willkührlich hineingepfuscht sind, wie sich etwa der Hanswurst in ein Trauerspiel mischt, sondern die in der Natur selbst liegen. Dem Laster fehlt es nie an Thorheit, oder würde es sonst wohl die Menschen zu Grunde richten? Viele Laster sind Folgen lächerlicher Schwächen, viele stehn mit Personen, Ort ꝛc. in einem komischen Kontraste, und sehn wir endlich, wie der Lasterhafte, seinem Wahnbild folgend, lustig ins Verderben rennt, so ist das ein wahres Lustspiel für den Teufel. In Schilderungen dieser Art ist Hogarth einzig, und niemals, zu keiner Zeit, von keiner Nation ist das Laster so wahr, so ergreifend, so poetisch gezeichnet worden.

Die Wahrheit des Hogarthschen Pinsels liegt hauptsächlich in der Gemeinheit, die bei ihm das Laster überall begleitet. Das Laster ist wirklich gemein, es läßt sich nicht, wie unsre deutschen, in dieser Beziehung wahrhaft niederträchtigen Dichter versucht haben, vor Gericht verdammen und mit dem lieben Herzen entschuldigen. Alles ist verzeihlich, nur nicht die Gemeinheit. Ein „Hugo Oerindur," der seinen Freund von hintenher erschießt, um ihm die schöne Frau wegzukapern, kann nicht entschuldigt werden, einem „Verbrecher aus Ehrgeiz" der die Kasse seines Vaters bestiehlt, einer von Mann und Kindern mit einem Buhler davonlaufenden Eulalia, wie in Menschenhaß und Reue, kann nicht verziehen werden. Indem Hogarth dem Laster den Ausdruck der Gemeinheit gab, gab er ihm den wahren, den einzig natürlichen Ausdruck. Er zeichnete die Gesichter so, daß man mit Swedenborg von ihnen sagen kann, führe diesen Menschen in den Himmel, er wird von selbst wieder herausgehn, um sich eine gemeine Gesellschaft zu suchen, die ihm besser zusagt.

Diese Gemeinheit gestattete Hogarth zugleich die größte Fülle des Komischen, und diente somit zur Milderung des gar zu Gräßlichen. Er besaß aber das ausgezeichnete Talent, die Gemeinheit überall aufzufinden und schonungslos als solche zu bezeichnen, bei allen Ständen und selbst auf den Höhen der Civilisation. Auch hierin ist er ganz das Gegentheil von unsren Trauerspieldichtern. Wie hoch steht er über dem, was er malt, wie fein und edel beherrscht sein Geist die Gemeinheiten, die er darstellt. Unsre Prahlhanse von Dichtern aber, die alles zu nobilitiren glauben, was sie bejamben oder betrochäen, wie gemein sind sie! welche böotische Dickschädel sind es, aus denen solch edles Lumpenpack, weinerliche Räuber, gefühlvolle Chatouillenerbrecher, Raupachsche romantisch-baschkirische Knutenschwinger, Kotzebuesche edle reuevolle landläuferische Eulalien ꝛc. wie Herel herausstöbern. Fi donc!

Ich gebe überhaupt die ganze weinerliche Literatur Deutschlands, die Werther, die Lafontaineschen Naturkinder, die Tiedgeschen und Matthissonschen Elegien, die Ehelosen, Unvermählten, Tanten, Großtanten und Schwiegermutter unserer Damenromane ꝛc. kurz viele tausend Bände für ein einziges Blatt von Rabelais oder Hogarth hin, selbst wenn diese Blätter schmutzig wären, denn es ist Wahrheit in ihnen, die sentimentale deutsche Literatur ist aber nur eine einzige monströse Lüge, und wenn man auch sagen kann, es sey nicht durchaus nothwendig, den Schmutz der menschlichen Gemeinheit so aufzudecken, wie es Rabelais und Hogarth thun, so muß man doch auch sagen, daß es noch viel, viel schlimmer ist, die Gemeinheit zu beschönigen, wie es unsere sentimentale deutsche Literatur thut. Ich will lieber den Schmutz vor Augen sehen und verabscheuen lernen, als mir durch sentimentale deutsche Dichter heimlich die Seele beschmutzen lassen.

Von den hier vorliegenden sechs Blättern Hogarths sind die beiden ersten politische Satiren, the times I. und II. Obgleich viel Witz in ihnen ist, gehören sie doch nicht zu dem Besten, was wir von Hogarth besitzen, wohin unstreitig die folgenden vier Blätter Tom Nero oder die vier Stationen der Grausamkeit zu zählen sind. Die Zänkereien zwischen Pitt und Fox sind schon veraltet, und um alle Anspielungen in den beiden ihnen gewidmeten politischen Bildern zu verstehen, muß man erst einen langen Kommentar lesen; dagegen die vier Stationen der Grausamkeit von selbst und allen Zeiten gleich verständlich sind. Wir sehen auf dem ersten Blatt den jungen Grausamen sich in der Thierquälerei üben, im zweiten ist er darin schon gereift, im dritten sehen wir ihn als Mörder eines schwangern Mädchens und im vierten, einem Meisterstück Hogarths, auf der Anatomie, von den Messern, Händen und Blicken der Aerzte zerfleischt. Man muß sich wundern, daß Herr Lyser einen der feinsten Züge des Malers, ja den rührendsten in der ganzen Suite, in seiner Erklärung gänzlich übersehen konnte. Er sagt, der auf dem Boden liegende kleine Knabe werde von dem Wagen des Bierbrauers überfahren. Dies ist nicht der Fall. Der Knabe ist nur in Gefahr, durch die Nachlässigkeit des schlafenden Fuhrmanns überfahren zu werden, aber das eine der beiden Rosse, mitleidiger als der Mensch, bleibt stehen und nöthigt auch das andere Roß zum stillstehen. Da Hogarth gerade gegenüber einen umstürzenden Wagen gemalt hat, dessen Kutscher unmenschlich auf die Pferde losschlägt, von denen eines schon ein Bein gebrochen hat; so versteht es sich von selbst, daß er mit dieser menschlichen Grausamkeit das Mitleid jenes Pferdes kontrastiren wollte.

Diese Blätter sind, trotz ihres erschreckenden Inhalts, doch noch nicht die grausamsten, die aus Hogarths Pinsel hervorgingen. Entsetzlicher noch ist das Bild, auf dem er die Folgen des Branntweintrinkens dargestellt, da unter anderem eine in der Trunkenheit wahnsinnig lächelnde Mutter ihr Kind in einen Abgrund fallen läßt; noch mehr das Bild, das eine nächtliche Scene in einem Keller darstellt, wo zu gleicher Zeit ein Ermordeter in die Grube geworfen, der Raub getheilt, getrunken, geprügelt und geküßt und mitten im Lärm sogar geschlafen wird; am entsetzlichsten aber ist das Bild im „Leben eines Liederlichen," das die Ankunft des Liederlichen im Schuldgefängniß darstellt. Das ist das Ungeheuerste von Grausamkeit, was Hogarths Pinsel ausgedacht, und so raffinirt, daß selbst der scharfsinnige Lichtenberg es nicht einmal ahnete. Ich kann daher nicht umhin, bei diesem Anlaß die Lichtenbergische Erklärung zu korrigiren.

Die Freunde Hogarths erinnern sich, daß der Liederliche ein unschuldiges Mädchen, das ihn liebt, verführt hat, daß er sie verläßt, sich Buhlerinnen preisgibt, sein ganzes Vermögen verpraßt, wegen Schulden arretirt werden soll, in dieser Noth von jenem edeln Mädchen, das ihn noch immer liebt, gerettet wird, aber zum zweitenmal sie verläßt, um sich durch Verheirathung mit einem äußerst häßlichen, aber reichen Weibe wieder zu Gelde zu verhelfen. Als er auch dies Geld, und zwar sehr schnell durch hohes Spiel, vergeudet hat, kommt er zum Zweitenmal in die Hände der Gläubiger, und da ihm diesmal kein rettender Engel mehr beistehen kann, in das Schuldgefängniß. Hier findet er jenes unglückliche Mädchen ebenfalls, und in einer Lage, die, wie es mir scheint, Lichtenberg ungewöhnlich mißverstanden hat. Sie liegt in Ohnmacht, das ist wahr, und mit Hinweisung auf sie brüllt dem Liederlichen sein altes häßliches Weib Vorwürfe in die Ohren, während er in der Resignation der Verzweiflung völlig stupid erscheint. Wie konnte doch Lichtenberg, dieser personificirte Scharfsinn, hier an das Widersinnigste denken! Er sagt nämlich, die Ohnmacht des schönen Mädchens rühre nur von der Gefängnißluft und vielleicht von den Vorwürfen des alten Weibes her, und da diese Ohnmacht nöthig macht, daß man ihr den Schnürleib lüftet, so geht Lichtenberg in seinem Irrthum so weit, hinzuzufügen: „die enthüllten Reize mußten bei dem Liederlichen, der ihr grade gegenüber sizt, nothwendig Vergleichungen veranlassen, zwischen dem, was er einst so leichtsinnig wegwarf, und dem, was er nun besizt," nämlich zwischen der Schönheit des jungen und der Häßlichkeit des alten Weibes. Aber wo dachten Sie hin, liebenswürdiger Lichtenberg? Nein, das Gesicht des Liederlichen sieht gar nicht darnach aus, als ob es Vergleichungen anstellte, und wer möchte sie auch in dieser Lage anstellen.

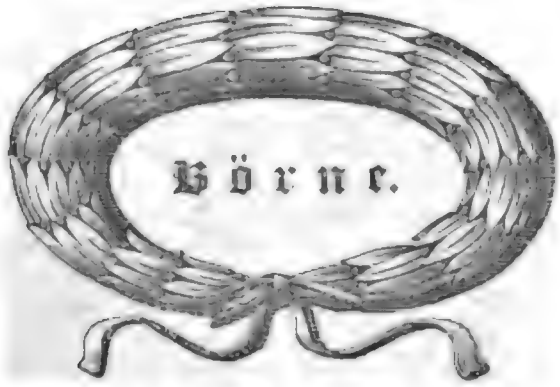
Die wahre Erklärung ist folgende: Das junge Mädchen wurde, nachdem sie den Liederlichen aus den Händen der Gläubiger gerettet, zum zweitenmal von ihm nicht nur um ihre Ehre, sondern auch um ihr kleines Vermögen betrogen. Daher findet er sie im Schuldgefängniß und zwar begriffen in ihrer zweiten — Niederkunft. Dies ist, nach allen bei Hogarth untrüglichen Zeichen, ihre Ohnmacht, und nur eine so grausame Situation ist im Stande, solche Gesichter zu erschaffen, wie sie hier Hogarth, sich selbst übertreffend, gemalt hat. Der Liederliche erndtet hier alle Früchte seiner Schlechtigkeit zumal ein. Er sizt im Kerker, die weiland reiche Erbin steht wie eine Furie neben ihm, schreiend und mit nicht umsonst geballten Fäusten, und vor ihm wird sein Kind geboren. Dies ist der boshafte Witz des Zufalls, den Hogarth so sehr liebt, und das grausamste aller seiner grausamen Bilder. Zur Bestätigung meiner Erklärung dient zum Ueberfluß die fünfte Platte, auf welcher wir das Mädchen und ihre Mutter in der Kirche erblicken, vergeblich Protestation einlegend gegen die Heirath des Liederlichen. Daß die Protestation nicht blos durch das erste sichtbare Kind unterstüzt wird, scheint aus zwei Umständen hervorzugehen, nämlich aus den zwei Lorbeerbouquets zur Linken und aus den zwei hinter den Eltern knieenden Kindern auf dem eingemauerten Kirchenbilde zur Rechten des Mädchens. Da bei Hogarth nichts ohne Absicht hingemalt ist, so können wir diesen beiden Emblemen auch nur die Deutung geben, daß die Lorbeern das Verdienst, die Betenden im Bilde die noch immer liebevolle Anhänglichkeit des Mädchens, die Zweiheit aber in Beziehung auf die zweimalige Treulosigkeit des Liederlichen auch zwei Kinder, mithin die bevorstehende Ohnmachtsscene im Kerker andeutet. Endlich ist diese Erklärung schon darum die richtigste, weil sie die grausamste ist, denn wir haben Hogarth vor uns, und nicht einen abgeschmackten Almanachskupfer-Fabrikanten aus der neu-altdeutschen lieben Himmel-Heilands-Nordlandsreken-Sentimentalität.

3) Dymokritos, oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Von dem Verfasser der Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Zweiter Band. Stuttgart, Brodhag, 1832.

Ganz dem ersten Bande gleich. (Vergl. Literaturblatt von 1832. Nr. 42.) Der kürzlich verstorbne Verfasser, Weber, gehörte wie der Verfasser von Welt und Zeit, der nun ebenfalls hingeschiedne Dr. Jassoir in Frankfurt a. M., zu den starken Geistern, deren Jugend in die Zeit der französischen Revolution fiel. Angesteckt nicht nur von der Aufklärung Voltaires, sondern auch als Juristen vertraut mit der ganzen Fülle neuer politischer Ideen, konnten sie die lezten Zeiten des deutschen Reichs natürlich nicht ohne Unwillen, nicht ohne Spott mit ansehn, und so erzeugte sich schon bei diesen ältern Männern jene unauslöschliche Lachlust, die man jezt an Börne tadelt. Weber ist nicht ganz so witzig, aber auch nicht so boshaft als Jassoir! er spottet, ohne zu vernichten, mehr um sich zu ergötzen, als um die Gegner zu verwunden. Das Artigste in dem vorliegenden Bande sind seine Scherze über die Weiber und deren mit Anekdoten durchspickte Charakteristik, und seine Schilderung eines kleinen deutschen Höfchens, an dem er vor der Mediatisirung desselben angestellt war. Seine Briefe über Deutschland und seine Mönscherei, die schon früher erschienen, sind ebenfalls voll Witz, und in so unverwüstlich guter Laune geschrieben, daß er nach Rabner, Thümmel, Lichtenberg, Musäus und Wieland einen ehrenvollen Rang unter den deutschen Humoristen behauptet.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 4. — 9. Januar 1833.

Humoriſtiſche Literatur.

(Fortſetzung.)

4) Briefe aus Paris, 1831 — 1832, von Ludwig Börne. 3ter und 4ter Theil. Paris, Brünet, 1833.

Ich möchte wohl in dieſem oder jenem Punkt Börne tadeln, aber ich weiß nicht, ich ſchäme mich, es kommt mir vor, als trüge ich dann gleich die Uniform eines Polizeimanns. Wenn Börne ein wenig zu viel von ſich ſelbſt ſpricht, ſo hat er ein Recht zu ſagen: muß ich nicht? würde mir mein Schweigen nicht als Niederlage ausgelegt werden? und wem ſtehe ich gegenüber? wahrhaftig, wenn ich nicht übermüthig werden ſoll, ſo ſtellt mir kein zwiſchen Suppe und Rindfleiſch aus Brod geknetetes Geiſtchen wie Willibald Alexis entgegen! Gulliver geberdete ſich erſt als ein Rieſe, als er unter die Liliputaner gerieth. Und wirklich war Börne nicht immer ſo, vielmehr zeichnen ſich ſeine frühern Schriften durch eine Anſpruchsloſigkeit aus, welche die Kraft ſeiner Satire verdoppelte, ſo wie dieſelbe jezt allerdings durch die Prätenſion vermindert wird. Wenn Steffens uns eine bedeutende Anſicht vorlegt, ſo iſt es gewiß nicht nöthig, daß er, wie er pflegt, hinzufügt, ſie ſey bedeutend; und wenn Börne, wie wir alle wiſſen, ein ſtarker Geiſt iſt, ſo braucht er es wohl nur zu ſeyn, nicht auch zu ſagen, daß er es ſey. Doch ſchon die Homeriſchen Helden rühmten ſich, und von den Polen ſagt man, daß ſie zu allen Zeiten prahlen, aber auch leiſten, was ſie prahlen, und das thut Börne auch.

Er beſchäftigt ſich in dieſen beiden Bänden wenig mit Politik, wenig mit Paris, und faſt ausſchließlich mit ſeinen deutſchen Gegnern, mit den HH. Meyer, Wurm, Willibald Alexis ꝛc., die er denn aus dem K. fühlen läßt, wie unedel es ſey, ſich mit Polizei- und Cenſurbehörden gegen einen Dichter zu verbinden. Er hat Recht. Ich will ganz davon abſehn, aus welchem Grunde Börnes Schriften von Staatswegen hie und da verboten werden, aber möchten ihn auch alle Behörden als einen Rebellen anſehn und auf ihn fahnden, ſo würde er doch in den Augen der unbefangenen Schriftſteller immer nur als ein liebenswürdiger Dichter erſcheinen müſſen. Iſt es überhaupt nicht eine wahre Philiſterei, wenn ganz Deutſchland ſich vor einem kleinen witzigen Juden fürchtet, oder mit Spieß und Stangen gegen ihn zu Felde zieht, wie die ſieben Schwaben gegen das Häslein am Bodenſee. Das müßten mir ſchwache Staaten ſeyn, die ein witziges Wort von Börne umblaſen oder nur gefährden könnte; oder das müßte mir ein erbärmliches Vaterland ſeyn, das tief beleidigt und entehrt werden könnte durch ein Wort von Börne, in dem noch

dazu nicht Haß, sondern vielmehr Liebe sich ausspricht, wenn man es recht versteht. Der Eifer gegen Börne scheint nun also ungerecht an sich, dann vollkommen unnütz und endlich unedel, sofern seine Gegner sich damit, wie man zu sagen pflegt, gern ein Bildchen verdienen möchten, sofern sie, die es nie gewagt haben würden, Börne anzugreifen, es erst in dem Augenblicke thun, da sie es glauben ungestraft thun zu dürfen, so wie es stille Hündchen gibt, die erst dann gegen den Fremden zu bellen anfangen, wenn der Herr kommt.

Börne hatte vollkommnes Recht, dieser Meute einen Knochen hinzuwerfen. Aber warum gefällt er sich so sehr im Anblick dieses Gezerrs und Geknurrs? Ich kann diese Liebhaberei Börnes, zu polemisiren, und auf diese Art zu polemisiren, so wenig begreifen, als den Platen-Immermann-Heineschen Schmutzkampf. Nur wenn der Gegner oder der Gegenstand des Streits von allgemeiner Wichtigkeit ist, tritt der vernichtende Witz in seine rechte Stelle; im entgegengesezten Falle erscheint mir der Aufwand von Kraft wie unnütz, so auch unschön. Es verkleinert den Mächtigen, wenn er sich in kleine Kämpfe einläßt.

Börne befleißigt sich in diesen beiden Bänden einer göttlichen Grobheit, aber sind seine Gegner derselben werth? Guter Gott, wenn ich meine Gegner so behandeln wollte, wie sehr würde ich fürchten, ihnen zu dem Glauben Anlaß zu geben, als beschäftigte ich mich mit ihnen, als seyen sie Gegenstände, die in meinem Gedächtniß öfters wiederkehrten, oder als hielte ich sie für wichtig und gefährlich genug, um mich ihrer erst erwehren zu müssen? Nein, ich gehe mit meinen Leutchen mild um, ich thue ihnen gar nichts, außer wenn sie mir mit ihren neuen Büchern unter das kritische Messer rennen und mich dann freilich nöthigen, ihnen die Warzen zu schneiden. Was hätte wohl Müllner darum gegeben, wenn ich mich mit ihm in eine literarische Fehde eingelassen hätte! aber ich ließ ihn bellen, bis er von selbst aufhörte? Wie viele schöne Zeit hätte ich mit ihm verloren, wie hätte ich mit einem solchen Elenden klopffechtend vor dem Publikum beschämt dagestanden! Ich schwieg, wie jeder Ehrenmann thut, wenn er angebellt wird. Die Bestie hat nun längst alle Viere von sich gestreckt, und kein Mensch frägt mehr darnach, was er alles gegen mich gebellt hat. Meiner literarischen Ehre ist nicht der mindeste Eintrag geschehn weder durch sein Gebell, noch durch mein Schweigen. Vor einigen Jahren äußerte der Hofrath Förster in dem Berliner Conversationsblatt, ich ermangle gänzlich des Patriotismus. Ich habe mich nicht vertheidigt. Hätte ich es wohl nöthig gehabt? Zu welcher Girandole von Witz hätte mir dieser Hofrath, gerade dieser, Anlaß gegeben, aber er ist zu unbedeutend, eine solche Auszeichnung zu verdienen. Georg Döring ließ vor einigen Jahren, ich weiß nicht mehr wo, drucken, ich sey entsetzlich gereizt gegen ihn. Hätte ich nun den überkühnen Gedanken, mich gereizt haben zu wollen, bestätigen sollen, dadurch daß ich mich erst dagegen vertheidigt hätte? O nicht doch, es wird Niemand einfallen zu glauben, daß eine so unschuldige Fliege, wie dieser Georg Döring, mich reizen könne, und wo wäre denn eine Veranlassung? Er schreibt nicht seichter, als hundert Andre, und persönlich kennen wir einander gar nicht. Wilhelm von Lüdemann schob vor Kurzem noch meiner ganzen kritischen Thätigkeit den edeln Zweck unter, ich wolle blos „mein Huhn im Topf" haben. Sollte ich etwas dagegen sagen? Glaubt wirklich Jemand, daß ich schreibe, um reich zu werden? Ich bin darüber ruhig. Theodor Hell, daß ich ihn nicht vergesse, hat er nicht auch gegen mich geschrieben oder schreiben lassen? Ein Mensch, der unter den literarischen Krankheiten unsres armen Deutschlands das Miserere darstellt, — pfui, er mag von mir sagen, was er will, er selbst ist doch immer die gröbste Antwort auf sich selbst. Da ist noch der seichte Veith, der altkluge Bönicke. Soll ich ihrem Geuergel und Geknusper antworten? Ich halte es ganz und gar nicht für nothwendig. Der Schacht in Mainz hat ein ganzes Buch gegen mich geschrieben, so wie früher ein Becker in Zerbst oder Zeiz, ich weiß nicht mehr. Sollte ich da regelrecht antworten? O goldne Zeit, die ich liebe, wie ich nie eine andre Dame geliebt, soll ich dich solchen Schulfüchsen opfern? Wozu? Wenn ein Mann wie Schacht, der in Darmstadt das Volk vertritt und in Mainz Generale besingt, Tieck den schlechtesten und Zschokke den besten deutschen Dichter nennt, und der ein Buch über „den Unsinn und die Barbarei" schreibt, welche durch mich in die deutsche Literatur eingeführt seyn sollen, kann ein solcher zurechnungsfähig seyn? Die Jenaer Zeitung, ich weiß nicht, steckte der kleine Paulus dahinter, oder nicht, schalt mich einmal einen Jesuiten. War es nöthig, zu sagen, daß ich keiner sey? Ein und derselbe Korrespondent der Speyerer Zeitung denuncirte mich vor acht Jahren bei den Regierungen als Demagogen und vor einem Jahr beim Volk als Höfling, das erste Mal, um meine Einbürgerung in Würtemberg, das zweite Mal um meine Wahl zum Deputirten zu verhindern. Das war freilich so dumm als schlecht, aber in beiden Fällen völlig wirkungslos, und da Niemand auf die plumpe Verläumdung Werth legte, hätte ich es doch wohl nicht selbst thun sollen? Noch manche andre Beleidigung, die mir widerfahren, habe ich eben deswegen vergessen, weil ich sie nicht beantwortet habe. Und selbst Sie, kleiner Schützling der großen Frau von Staël, müssen Sie nicht im Stillen bekennen, daß ich Sie mit zarter Rücksicht behandelt habe, indem ich Sie nicht am empfind-

lichsten Theil angriff, sondern im Gegentheil am unempfindlichsten. Wie viele Waffen haben Sie mir in die Hand gegeben, wie sehr hätten Sie durch Ihren feigen Hohn im Wendt'schen Musenalmanach die grausamste Antikritik gerechtfertigt. Aber ich gehöre nicht zu denen, die aus einer persönlichen Rücksicht große Geister, wie etwa Herr von Schlegel unsern Schiller, zu verkleinern den unnützen Versuch machen, ich spreche meinem Gegner nicht das kleinste seiner Verdienste ab, ich zähle sie auf, bringe sie in Erinnerung, wenn sie vergessen seyn sollten, und zögre nicht einmal, den einen großen Kritiker zu nennen, dessen Kritik gegen mich nicht gerecht war. Ich bringe der Wahrheit dieses persönliche Opfer, und meine ganze Rache besteht darin, daß ich ihm in demselben Spiegel der Wahrheit neben allem, was er hat, auch zeige, was er nicht hat, nämlich den Beruf, über Andre zu spotten. Ich habe das in ein paar kleinen Epigrammen in einer lustigen halben Stunde gethan. Heine würde, wie gegen Platen, ein ganzes Buch gegen ihn geschrieben haben, und ohne Zweifel ein klassisches.

Also, meine Feinde allzumal, müßt ihr nicht erkennen, daß ich eigentlich ein weichherziger und sentimentaler Kritiker bin, ein Skrzynezki und Robinski der Literatur, der mehr predigt, als todtschlägt? daß ich den Anlaß, den ihr mir gebt, und die gute Gelegenheit, die ich als Chef eines kritischen Blatts täglich habe, so gut als gar nicht gegen euch benutze? Aber aufrichtig gesagt, ich thue es nicht euch zu liebe. Ist einer, wie Schlegel unter euch, so wäre es gegen alle literarische Würde, um einer kleinen Persönlichkeit willen seinen Ruhm antasten zu wollen; und die Unbedeutenden sind der Mühe ohnehin nicht werth. Ich kann ihre Vernichtung getrost dem Todeskeim überlassen, den sie in sich tragen, und achte meine Zeit höher, als sie an Lappalien zu verschwenden.

Es scheint mir nun aber, daß diese Grundsätze auch von Andern Anerkennung verdienen. Die Zeit ist ohnehin so stürmisch bewegt, und so große Dinge gehn in ihr vor, daß die literarischen Zänkereien in Deutschland, wenn sie nicht allgemeine Interessen und Tendenzen, wenn sie nur Persönlichkeiten betreffen, dagegen sehr kleinlich erscheinen, darunter schon am nächsten Tage verschwinden müssen. Börne hätte wohl nicht nöthig gehabt, sich so ausführlich zu vertheidigen. Sein genialer Geist kann nicht durch ephemere Libelle verdunkelt werden. Wer könnte zweifeln, daß man nach tausend Jahren die HH. Eduard Meyer, Cruciger ꝛc., die so brutal gegen Börne geschrieben haben, mit Verachtung ansehn wird, wenn je in irgend einer Bibliothek noch eine dieser Scharteken alsdann zu finden seyn sollte, und daß jeder Leser, die übrigen unsterblichen Schriften Börnes in der Hand, sagen wird, Börne habe eine so ausführliche Polemik nicht erst bedurft.

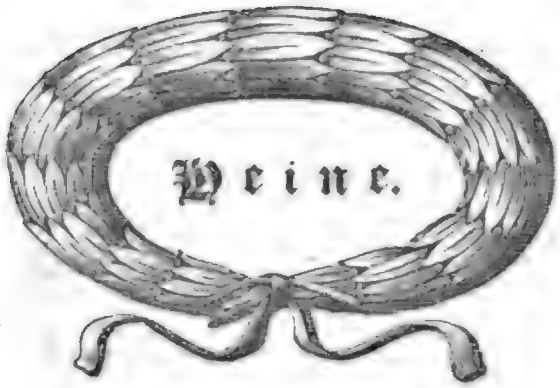
Eine einzige Stelle, die edelste im ganzen Buch, reicht hin, alle Vorwürfe, die man gegen die ersten Bände dieser Pariser Briefe erhoben hat, niederzuschlagen: „Es ist wie ein Wunder! Tausendmale habe ich es erfahren, und doch bleibt es mir ewig neu. Die Einen werfen mir vor, daß ich ein Jude sey; die Andern verzeihen mir es; der Dritte lobt mich gar dafür; aber Alle denken daran. Sie sind wie gebannt in diesem magischen Judenkreise, es kann keiner hinaus. Auch weiß ich recht gut, woher der böse Zauber kömmt. Die armen Deutschen! Im untersten Geschosse wohnend, gedrückt von den sieben Stockwerken der höhern Stände, erleichtert es ihr ängstliches Gefühl, von Menschen zu sprechen, die noch tiefer als sie selbst, die im Keller wohnen. Keine Juden zu seyn, tröstet sie dafür, daß sie nicht einmal Hofräthe sind. Nein, daß ich ein Jude geboren, das hat mich nie erbittert gegen die Deutschen, das hat mich nie verblendet. Ich wäre ja nicht werth, das Licht der Sonne zu genießen, wenn ich die große Gnade, die mir Gott erzeigt, mich zugleich ein Deutscher und ein Jude werden zu lassen, mit schnödem Murren bezahlte — wegen eines Spottes, den ich immer verachtet, wegen Leiden, die ich längst verschmerzt. Nein, ich weiß das unverdiente Glück zu schätzen, zugleich ein Deutscher und ein Jude zu seyn, nach allen Tugenden der Deutschen streben zu können, und doch keinen ihrer Fehler zu theilen. Ja, weil ich als Knecht geboren, darum liebe ich die Freiheit mehr als Ihr. Ja, weil ich die Sklaverei gelernt, darum verstehe ich die Freiheit besser als Ihr. Ja, weil ich in keinem Vaterlande geboren, darum wünsche ich ein Vaterland heißer als Ihr, und weil mein Geburtsort nicht größer war, als die Judengasse, und hinter dem verschlossenen Thore das Ausland für mich begann, genügt mir auch die Stadt nicht mehr zum Vaterlande, nicht mehr ein Landgebiet, nicht mehr eine Provinz; nur das ganze große Vaterland genügt mir, so weit seine Sprache reicht. Und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß Landgebiet von Landgebiet, daß deutscher Stamm von deutschem Stamm auch nur eine Gosse trennte, nicht breiter als meine Hand; und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß nur ein einziges deutsches Wort aus deutschem Munde jenseits der Gränzen zu mir herüberschallte. Sie sagen, die Franzosen erschienen mir als Riesen, und die Deutschen stellte ich als Zwerge neben sie. Soll man da lachen oder trauern? Wem soll man begegnen? Was soll man beantworten?

Unverſtand und Mißverſtand ſind Zwillingsbrüder, und es iſt ſchwer, ſie von einander zu unterſcheiden, für jeden, der nicht ihr Vater iſt. Wo habt Ihr klugen Leute denn das herausgeleſen, daß ich die Franzoſen als Rieſen anſtaune, und die Deutſchen als Zwerge verachte? Wenn ich den Deutſchen ſage: Macht, daß Euer Herz ſtark genug werde für Euern Geiſt, daß Euere Zunge feurig genug werde für Euer Herz; daß Euer Arm ſchnell genug werde für Euere Zunge; eignet Euch die Vorzüge der Franzoſen an, und Ihr werdet das erſte Volk der Welt — habe ich denn damit erklärt, daß die Deutſchen Zwerge ſind, und die Franzoſen Rieſen? Austauſchen, nicht tauſchen ſollen wir mit Frankreich. Käme ein Gott zu mir und ſpräche: Ich will dich in einen Franzoſen umwandeln mit allen deinen Gedanken und Gefühlen, mit allen deinen Erinnerungen und Hoffnungen — ich würde ihm antworten: Ich danke, Herr Gott. Ich will ein Deutſcher bleiben mit allen ſeinen Mängeln und Auswüchſen; ein Deutſcher mit ſeinen ſechs und dreißig Fürſten, mit ſeinen heimlichen Gerichten, mit ſeiner Cenſur, mit ſeiner unfruchtbaren Gelehrſamkeit, mit ſeinem Demuthe, ſeinem Hochmuthe, ſeinen Hofräthen, ſeinen Philiſtern — — auch mit ſeinen Philiſtern? — — Nun ja, auch mit ſeinen Philiſtern. Aber ich ſage Euch, es iſt ſchwer, ein gerechter Richter ſeyn!“

Die Heringsſalat, in welcher Börne den Berliner Häring zurechtmacht, iſt ein Meiſterſtück von Satire und die Phantaſie darin überſchwenglich wie bei Rabelais. Willibald Alexis hätte ſich wohl nie träumen laſſen, daß er je etwas ſo Vollkommnes hervorbringen würde. Wer ſie nicht ſchon kennt, die klaſſiſche Plattitude der Berliner „MitwochsgeſellSchaft,“ der würde hier einen Begriff von ihr bekommen, wenn er folgendes lieſt: „Am zweiten Tage meiner Ankunft in Berlin, Morgens zwiſchen zehn und zwölf Uhr und 22 bis 24 Grade, kamen Robert und Hering zu mir, ſchwarz gekleidet, in ſeidenen Strümpfen und überhaupt ſehr feſtlich zubereitet. Ich ſaß gerade beim Kaffee. Börne! ſagte Robert, trinken denn die Geiſter Kaffee? Darauf ſah er Hering an und wartete auf eine günſtige Rezenſion ſeines Einfalls. Hering aber, der ſeinen Beifall für ſich ſelbſt aufſparen wollte, ſprach: „Warum nicht? Im Kaffee iſt Geiſt, ſchöne Geiſter begegnen ſich, darum trinkt Börne Kaffee.“ Darauf ſagte er: O Börne! Sontag! Göttlich! und fiel mir laut ſchluchzend um den Hals. Robert aber ſprach, mit bewegter doch feſter Stimme: ermannen Sie ſich, Referendär; wir wollen gehen, das Volk harrt Ihrer, Börne. Wir gingen. Vor dem Hauſe begegnete uns ein Mann, wir blieben ſtehen. Hering ſprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erſtarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! dann ging er. Nach zehn Schritten kam wieder ein Mann. Robert ſprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erſtarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! Etwas weiter begegnete uns wieder einer. Hering ſprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erſtarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! So wurde ich unter den Linden vier und dreißig Perſonen vorgeſtellt, die alle Hofräthe waren ꝛc.“ Ja ſo ſind dieſe Männchen, dieſe Hofräthchen, Liedertäfler und Bühnendichterchen, dieſe Schwächlinge, die ſchon die Polizei zu Hülfe rufen mußten, um einen Saphir zu bezwingen, die ſich einen neuen Frack machen ließen, um zu Goethe zu reiſen, und wenn ſie in ſeinem Vorzimmer ſtanden, vor Wind und Weh und Manchettenfieber wieder in den Gaſthof zurück mußten, ohne ihn geſehn zu haben; dieſer literariſche Auskehricht, in dem ſich, wie Goethe zierlich ſagt, der Menſchheit Schnitzel kräuſelt, dieſe Pappenſtiele und Schneiderläppchen, eingeſchrumpfte Apfelſchaalen, zerbrochne hölzerne Knöpfe, ausgerißne Beine altgewordner Kinderpuppen, halbverbrannte Schwefelhölzchen, aufgebrochne Papilloten und krumme Stecknadeln ꝛc. Ganz ſo ſind ſie, ſehn nach etwas aus und ſind doch nichts, als unbrauchbarer Abfall. Indeß iſt eben deshalb nichts luſtiger, als wenn ſich ſolche Nichtſe zuſammenthun, und thun, als thäten ſie etwas, und ſich bekomplimentiren, bekränzen, umarmen, als wäre Cazottes diable amoureux in den Auskehricht gefahren. Ein Fidibus in elegantem Frack kniet vor einer abgewürzten Zimmerglocke ohne Klöppel, ein ausgerißnes Beſenreis und ein verbrauchter Tabakräumer ſchwören ſich Arm in Arm ewige Freundſchaft zu, ein zerbrochnes Siegel rennt wie beſeſſen umher und ſucht ſeine andre Hälfte, da fährt plötzlich ein ungeheurer Beſen vom Himmel herab und fegt ſie alle hinaus. Was war das? Ein wüſter Traum des alten Goethe. Wahrhaftig, dieſe in Goethe verſammelte Gemeinde Berliner ſpuhlwurmförmiger Geiſterchen, die ſich Dichter nennen, es ſind in der That nur wüſte Traumbilder des alten Dichterkaiſers, wie ſie die Flatulenz nach einem langen Gaſtmahl erzeugt, es ſind Nichtſe, unreine Hauche, die aber, weil ſie von einem großen und vornehmen Manne herkommen, ſchwarze Fracks angezogen und Doktorhüte aufgeſetzt haben, und zum Theil Hofräthe geworden ſind; auch haben ſich einige dieſer flauen gelblichgrauen, ſchwefelwaſſerſtoffhaltigen Gaſe in der Hegelſchen Philoſophie verſanzen, und dieſe ſind es vorzüglich, welche ſich geberden, als ob ſie wirklich ein Recht auf ihre Exiſtenz hätten, obgleich ſie nichts ſind, als der Lärm, den ſie machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 5. — 11. Januar 1833.

Humoristische Literatur.

(Fortsetzung.)

5) Heines Reisebilder. Zweite Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1831.

6) Französische Zustände, von Demselben. Daselbst, 1833.

Prof. Wolff in Weimar hat in seinen jüngst erschienenen Vorlesungen über die schöne Literatur Europas (auf die wir zurückkommen werden) Heine sehr richtig in folgenden Worten charakterisirt: „daß er einer der reichsten Dichter sey, ist keine Frage, seine Phantasie hat eine unendliche Kraft, einen wunderbaren Zauber und mitunter eine seltne Zartheit; sein Witz ist glänzend und schlagend, seine Sprache erfreut sich, wenn er will, des anmuthigsten Wohllauts, aber alle diese Gaben achtet er nicht; sie sind ihm nicht jungfräuliche Begleiterinnen, sondern gefesselte Sklavinnen seines Hohnes, die dieser selbst mißhandelt, wo es gilt, dem Leben wehe zu thun, weil es dem Dichter weh that, und dieser sich rächen will. Zerstören ist seine Lust, und seine Dichtungen haben daher nie etwas Erhebendes, Begeisterndes und Versöhnendes, weil sie stets nur seinen Zwiespalt mit dem Leben schildern, und das Leben ist ihm Alles. Diese Grundempfindungen seines Seyns weiß er übrigens, wie ein geschickter Tonkünstler, unendlich zu variiren, indem er den Mißklang seines Wesens bald in Grauen, bald in starre Verzweiflung, bald in wilde Sinnlichkeit, oder in frazzenhaften Spott kleidet. Heine ist zu sehr Kind der Zeit, und der harte Tadel, den er in mehr als einer Hinsicht verdient, trifft diese mehr, als ihn. So ist die Frechheit, die er dem Gemeinen entgegen setzt, als Zuchtruthe, nicht sein ursprüngliches Eigenthum, er hat sie dem Leben um ihn her abgeborgt, und stellt sie um so treuer dar, als er sie stets in den kursirenden Wendungen und Ausdrücken des Tages reden läßt. Eben deshalb scheint diese Weise Manier, sie ist es aber nicht, es ist der eigenthümlichste Ausdruck seines Hasses, wie der Mensch im Zorn überhaupt leicht das, was ihn ärgert, übertreibend nachäfft, um dadurch recht bitter den zu kränken, der es seiner Meinung nach verdient, weil er die Ursache des Aergers ist. Daher auch seine innere Gesetzlosigkeit, die sein größter Feind ist, da sie seinen Leistungen die möglichste Vollendung, nach der doch jeder Dichter streben muß, verwehrt. Hieraus nun erklärt sich auch die anscheinend leichte Kunst, in seiner Denk- und Sinnesweise zu dichten, welche so viele Nachahmer hervor lockte.“

Der geistreiche Beurtheiler hätte noch hinzufügen sollen, aus welchem Grunde unsre Zeit in diese Selbst-

Verhöhnung gefallen, die wir auch außerhalb Deutschland bei Lord Byron, Janin ꝛc. finden und die sich sogar in die Sprache der Tribunen und Journale eingeschlichen hat, denn je länger je weniger kann man deren Selbstirenisirung verkennen. Die Erscheinung wird am auffallendsten, wenn wir ins Mittelalter zurückblicken. In jener finstern Zeit der Barbarei, der Wirren und Noth, die schwer das Leben drückten, und der äußern wie der geistigen Armuth waren die Menschen dennoch zufrieden mit der Welt, und fühlten sich in derselben heimisch. Wurde es ihnen ja zu arg, so flüchteten sie in die Gnade Gottes, aber es fiel ihnen nicht ein, beständig mit der Welt zu hadern, wie mit einem geizigen Onkel, der dem lüderlichen Neffen nicht genug Geld zu seinen Verschwendungen geben will, oder wie mit den Aerzten, wenn man durch eigne Schuld unheilbar geworden ist. Die Leute litten auch Noth, und entbehrten namentlich an Lebensbequemlichkeiten und Genüssen unendlich mehr als wir, und doch waren ihre Herzen stark und fielen nicht leicht in Kleinmuth und Verzweiflung, und ihr Verstand war zu besonnen und gesund, als daß sie hätten die Thorheit begehn können, die schöne Gotteswelt zu verhöhnen, blos weil es ihnen darin einmal nicht wohl ging. In unsrer Zeit aber herrscht die Eitelkeit, der man den philosophischen Namen der Subjektivität gibt, um sie zu beschönigen. Die Welt soll sich nach uns richten, nicht wir nach ihr; sie soll so aussehen, nicht wie sie ist, sondern wie sie durch die Brille unsrer Laune erscheint. Der eine malt sie rosenfarben, schwarz der andre, und jeder schwört, daß sie so sey. Wenn sie aber endlich nicht läugnen können, daß die wirkliche Welt anders ist, als wie sie es haben wollen, so rächt sich ihre Eitelkeit durch Spott. Wir sehn daher in neuerer Zeit eine Gattung von Spöttern, die scheinbar den alten Aristophanen, Lucianen, Juvenalen, Rabelais verwandt, in der Wahrheit ganz das Gegentheil von ihnen sind; denn wenn jene Alten, selbst in sich klar und voll Ruhe, Besonnenheit und Vernunft, die Widersprüche, das verworrene unruhvolle Treiben und die Narrheiten Andrer schilderten, so zeigen uns dagegen viele der Neuern nur ihre eigne Unklarheit, innere Zerwürfniß, Thorheit und Verkehrtheit, darin die übrige vernünftige Welt wie in einem Hohlspiegel erst durch optische Täuschung zur Karrikatur wird. Daher die zahllosen und groben Ungerechtigkeiten unsrer modernen Hypochonder, die wie Börne und Heine, nach dem Vorgang Byrons, nicht selten über unschuldige, ja heilige Dinge spotten, und sich, wenn nicht aus Affektation, dann in reinem Wahnwitz, gerade darin gefallen.

Ich betrachte sie als Symptome einer vorübergehenden Krankheit der Zeit, einer künstlichen Ueberreizung, eines überwuchernden Triebes, der nicht Nahrung genug findet, eines zu schnellen Wachsthums, das auch im physischen Leben Spannung, Misbehagen, fliegende Hitze, Zorn oder Betrübniß, Sinnenkitzel und zugleich Neigung zum Selbstmord erzeugt, wie Jeder an sich selbst erfährt, oder es in medizinischen Büchern ausführlich lesen kann. Ist unsre Zeit nicht wirklich in einem etwas zu schnellen Wachsen begriffen, wie ein Jüngling, dessen Leib in die Höhe schießt, ohne daß ihm die Breite folgen kann? Die innere Befriedigung und Naivetät der Kindheit ist von uns gewichen, zur wahren Mannheit sind wir noch nicht gereift, wir leben in den Schul- und respektive Flegeljahren. Das Alterthum mit seinen Kämpfen und seiner schönen Kunst liegt wie der Kindheit Spielerei, und die gnadenreiche Kirche des Mittelalters wie die Mutterliebe hinter uns. Wir treten jezt in die gährenden Jahre, wo wir etwas wollen, uns etwas dünken, und doch bald von Blödigkeit, bald vom alten kindischen Muthwillen ergriffen werden. Wir wollen gern lernen, denn wir sind neugierig und ehrgeizig, aber der Schulmeister ärgert uns. Wir glühen in der ersten Liebe, aber sie ist eine ganz andere, als jene alte fromme Mutterliebe, sie befriedigt uns nicht, sie wühlt unser Wesen bis zum innersten Grunde auf, bald wollen wir in unersättlicher Habgier Alles haben, bald zittern wir vor der Verweigerung auch der kleinsten Gunst, verzweifeln knabenhaft und wollen uns, wie Werther, erschießen. Wenn man dem Zeitalter den Puls fühlt, so wird man in seinem Blutumlauf jene politischen und poetischen Krisen, jenes Schwanken zwischen allzukühnem Drange und allzu schlaffer Resignation ganz genau wahr nehmen können. Wir dürfen uns darüber nicht wundern, aber auch überzeugt seyn, daß die Zeit schon von selbst zu Jahren kommen wird, und daß man in etlichen tausenden derselben vielleicht mit Rührung auf die Periode der Byrons und Heines zurücksehn wird, wie ein Greis auf einen tollen Liebesbrief, den er als Jüngling geschrieben.

Die französischen Zustände sind größtentheils aus der Allgemeinen Zeitung schon bekannt. Die Charakteristik des Juste-Milieu ist klassisch und dieses Buch enthält dadurch nicht blos einen poetischen, sondern selbst historischen Werth. Der Bürgerkönig, Perier, Lafayette und alle die Heroen des Juli wie des Märzes, endlich die Sitten und Meinungen des Tages sind lebendiger nirgends gemalt, als hier. In den Beziehungen auf Deutschland ist Heine bei weitem nicht so radikal als Börne, wenigstens lobt er die Personen, wenn er auch die Verhältnisse tadelt. Als Satiriker verliert er dadurch, wenn er die Sache aber aus einem politischen Standpunkt ansieht, so ist freilich die Satire nicht das rechte Mittel, die Philister zu bekehren. Man kann ihm daher nur vorwerfen, daß er in seiner Behandlung

des Publikums sich nicht ganz klar gewesen ist, und daß er es entweder nur hätte verspotten oder nur freundlich belehren sollen. Die Mischung von Hohn und Anerkennung thut keine gute Wirkung.

Wie, wenn diese geistvollen Spötter es über sich gewinnen könnten, objektiv zu werden, wenn sie die Persönlichkeiten, und zunächst die eigne, versteckten und nur wie Aristophanes, Lucian, Cervantes und Rabelais dichteten. Jeder Dichter, vor allen aber der satirische, muß, wie der Jüngling in Callot-Hoffmanns Mährchen, kein Spiegelbild haben. Wenn er die Welt in seinem Hohlspiegel abspiegelt, muß sein eignes Bild das der Welt nicht decken. Der Schöpfer der Satire war Aesop, aber er malte blos Thiere, nicht sich selbst dazu. Es wäre nun freilich wunderlich, wenn wir die Herrschaft der Subjektivität allzu streng tadeln wollten, da sie eine Konsequenz unsres ganzen Zeitalters ist, da wir alle mehr oder weniger darin befangen sind. Allein hat diese Richtung nicht vielleicht das Extrem erreicht, und dürfte nicht eine Wendung eintreten? Jezt überbietet man sich darin, der augenblicklichen Laune den Zügel schießen zu lassen. Man wird aber zulezt einsehn, daß man sich dadurch zu sehr vom Augenblick abhängig macht. Was heute ganz an seiner Stelle ist, was heute verstanden und um so lebendiger empfunden wird, als es ganz in das Interesse des Augenblicks eingreift und in der Illusion des Augenblicks entstanden ist, das wird eben deshalb morgen nicht mehr so lebendig empfunden, weil dann die Scene schon wieder gewechselt hat, wird nicht mehr so deutlich verstanden, weil die Dinge, auf die es in hundert Nebenbeziehungen anspielt, schon wieder in den Hintergrund getreten und dem Auge entrückt sind.

7) Neueste Wanderungen, Umtriebe und Abentheuer des Ewigen Juden unter dem Namen Börne, Heine, Saphir u. A. Zum Besten der Anstalten gegen die St. Simonie ans Licht gestellt von Crueiger. Friedrich Wilhelmstadt, 1832.

Der Titel zeigt schon, daß der Verfasser ein fader Patron ist, einer von der edlen Straßenjugend, die gleich hintenherlauft, wenn die löbliche Polizei etwa einen Fang gemacht hat. Wenn Geister, wie Börne und Heine auch fehlen, so ist doch so viel Adel in ihnen, so viel vom heiligen Dichterfeuer, das durch die Jahrhunderte leuchtet, und in ihren Fehlern selbst so viel vom Geist der Zeit, daß selbst der edelste Richter, wenn sie vor ihm erscheinen, aufstehn wird, um ihrem Genius zu huldigen. Das Hepp Hepp rufende literarische Lumpengesindel wirft man aber billig vor die Thür hinaus.

Gegen die Heinesche Schule kann man nicht stark genug ankämpfen, denn wenn es schon erbärmlich ist, Ansprüche auf Geist zu machen, wo keiner ist, so wird es völlig ruchlos, Haß und Hohn, Unglauben und Blasphemie nachäffen und verbreiten zu wollen. An Heine selbst dagegen ist diese Stimmung originell und natürlich. Er ist nun einmal so, und was uns dabei schwach oder verkehrt erscheint, ist so sehr verwachsen mit den unschätzbaren Vorzügen seiner Dichtergabe, daß wir es gern in den Kauf nehmen. Wer fragt bei einer prachtvollen Seemuschel oder Korallenzinke nach dem Wurm, der einmal vor hundert Jahren darin gelebt hat. So wird man in hundert Jahren sich an Heines herrlicher Phantasie erfreuen und nicht mehr die dumme Frage aufwerfen, ob man den Mann nicht moralisch verbessern und insonderheit ihm eine loyalere Politik beibringen könne. Es ist hier beinahe derselbe Fall wie mit Goethe. Diesem großen Mann können wir einige kleine Schwächen und Eitelkeiten nicht nur leicht hingehn lassen, sondern wir müssen sie sogar lieben, weil ohne sie der ganze Mann nicht so wäre, wie er ist, nicht einmal so groß. Wenn nun aber zahllose Schüler kommen und nicht seine Größe, sondern nur seine Schwächen nachahmen, und dieselben zur Mode, ja zum Gesez machen und überall ausbreiten; alsdann ist es Pflicht, gegen eine solche Narrenschule zu kämpfen, wie Schreiber dieses alle Zeit gethan hat. Man muß diesen Unterschied ins Auge fassen. Man kann eine Schule angreifen, ohne darum den Meister zu mißachten, obgleich die Schüler sich dann immer durch die Verläumdung rächen, man wolle nur den großen Meister verkleinern. Wie oft hat man mich dessen in Bezug auf Goethe beschuldigt, und doch habe ich immer nur gesagt: Goethe war ein großer Mann, der seine Eigenheiten hatte, unter denen die schlimmste, obwohl unschuldigste die war, daß er in seinen blinden Bewunderern und Nachahmern eine ganze Narrenwelt erzeugt hat. Eben so muß Heine stets als ein großer Dichter gelten, der Eigenheiten hat, und diese muß man ihm verzeihen, weil sie ihm natürlich sind, nicht aber seinen Affen, denen sie es nicht sind.

8) Briefe aus Berlin. Geschrieben im Jahr 1832. Zwei Theile. Hanau, König, 1832.

Der unbekannte Verfasser dieser Briefe ist wohl nicht zum Satiriker geboren. Er hat viel zu wenig Malice dazu. Er scherzt zu viel, und macht Brillantfeuer in die Luft, anstatt dem Gegner das Granatenfutter langsam auf den Kopf zu tröpfeln, daß ihm das

höllische Feuer bis in die Seele brennt. Auch fehlt ihm die vis comica, er bleibt zu ernsthaft, und zeigt zu sehr auf jeder Seite seine deutsche, liberale Biederkeit, überhaupt seine Biederkeit. Er begeht den Fehler, neben dem, was er tadelt, Andres zu loben. Das darf ein Satiriker niemals, weil es die Illusion stört und den Spott nothwendig schwächt. Endlich macht er es sich auch ein wenig bequem, und spricht blos richtige Urtheile aus, statt sie witzig auszusprechen. Ich möchte das Buch noch einmal über und über mit spanischem Pfeffer bestreuen. Bei gewissen pikanten Gerichten thut es der Essig nicht, im Gegentheil zu viel Essig macht matt, aber spanischer Pfeffer thut es immer, und Friedrich der Große warf bekanntlich ganze Hände voll davon in seine Speisen, weil er vielleicht die pommerschen Gänse und teltower Rüben, die ohnehin schmackhaft sind, in Gedanken mit den magern und geschmacklosen Berliner Denkern und Dichtern verwechselte, und sie aus königlichem Mitleid etwas würzen wollte. Ich vermisse überhaupt den Alten in diesen Briefen. Hat ihn das junge Geschlecht schon vergessen? Kann der Humorist, der über Berlin schreibt, seine Krücke und ihn selbst als diable boiteux entbehren?

Trotz dieser unsrer Ausstände finden wir in dem Buch manche Schilderung sehr wahr und lustig, z. B. die Gallerie der Universitäten: „Göttingens Blüthenzeit und Glanzperiode, welche mit der Puderzeit und Perückenperiode zusammenfiel, ist längst dahin. Es gleicht heut zu Tage einem heruntergekommenen Wirthe, der das alte, berühmte Wirthshausschild noch immer als Köder für die Gäste über der Thür aushängen hat, wiewohl der alte gute Wein längst ausgelaufen ist, und die Fässer mit Krätzer wieder gefüllt sind. — Die Universität Bonn gleicht einem Handlungshause, welches große Verluste erlitten. Die alten Hauptmitglieder der Compagnie sind theils ausgetreten, (Mittermaier, Welker, v. Walther), theils gestorben (Hasse, Niebuhr, Hermes). Dadurch ist ein bedeutendes Einlegekapital aus der Handlung verschwunden, der Kredit des Hauses bedeutend gefallen, und seine Anweisungen und Papiere gesunken. Die Handlungsdiener, Comptoristen und Musterreiter des Hauses wollten das Geschäft unter der alten Firma auf eigene Rechnung fortsetzen; allein Mangel an Fonds, Neid und Zank zersprengten die Compagnie, und jeder hat jezt sein eigenes Handlungshäuschen mit geringen Fonds etablirt, und schachert und wuchert für eigene Rechnung. — Halle gleicht einer schlechten Ehe- und Haushaltung, wo Mann und Weib sich weidlich prügeln und mit Maulschellen und Ohrfeigen regaliren. Das Weib eilt heulend und klagend auf die Straße, ruft Polizei und Gericht zu Hülfe, welche aber keinen Grund gefunden, die Ehe zu scheiden; drum beißen und kratzen sich Hund und Katze in denselben vier Mauern nach wie vor. — München gleicht dem Sammelplatze einer geschlagenen Armee, wo Flüchtlinge und Ausreißer von allen literarischen Waffengattungen zusammengelaufen ein Corps bilden, ähnlich der früheren deutschen Reichsarmee. Zur Zeit nimmt man Bedacht, mehrere Glieder zu entfernen und in andere Universitätscorps zu stecken. — Auf der Leipziger Universitätsmesse herrscht gewaltiges Leben. Es wimmelt von Ideenkrebsen, wie auf der Buchhändlermesse von Bücherkrebsen. Der maulgewaltige Usurpator erlag auf dem literarischen Schlachtfelde Leipzigs nach einem langen Streite von drei Jahrzehnden, wie Napoleon nach dreitägigem Kampfe erliegen mußte. — Jena gleicht einem, auf halben Sold gesezten General, der mit Literatur und Kritik schachert und wuchert, gleich einem Roßtäuscher, als wärens Pferde, womit er täuscht, ums Geld.“ —

9) Memoiren von Figaro. Herausgegeben von F. Nork. Leipzig, Wigand, 1833.

Wir zeichneten erst kürzlich das geistreiche Urtheil Janins über den Figaro von Beaumarchais in diesen Blättern aus. Ob es nöthig war, eine in ihrer Art so vollendete Dichtung in Memoirenform fortzusetzen, zu erweitern oder zu kommentiren, dürfte sehr zweifelhaft seyn; gewiß aber ist, daß Nork den Ton nicht getroffen hat, in dem solche Memoiren, wenn überhaupt, geschrieben werden müßten. Wo bleibt die französische Grazie, wo die französische Unsittlichkeit, wo überhaupt Frankreich? Was soll denn Figaros Maske und Fabel für einen Sinn haben, wenn nicht den, den ihm Beaumarchais gegeben hat, indem er ihn zur Seele der französischen Frivolität und Intrigue im Jahrhundert der Laster machte, der Laster, denen jeglichem gleichwohl eine Grazie zur Seite ging? Davon hat aber Herr Nork keine Ahnung gehabt, er macht aus Figaro einen sehr alltäglichen spanischen Abentheurer, und glaubt die unbedeutende Geschichte desselben mit eben so unbedeutenden Anspielungen auf Literatur und Theater in Deutschland würzen zu müssen. Da wohnt Figaro einer Darstellung des Barbiers von Sevilla im Parterre bei und was dergleichen schwache Späße mehr sind, die noch dazu ohne allen Witz durchgeführt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 6. — 14. Januar 1833.

Humoristische Literatur.

(Fortsetzung.)

10) Saphirs gesammelte Schriften. Vier Bände. Stuttgart, Hallberger, 1832.

11) Humoristische Glasperlen. Eine Vorlesung von Demselben. München, Lindauer.

Wenn ich gehört hätte, Harlekin sey General-Superintendent in Halle geworden, hätte es mich weniger erschreckt, als die Nachricht, Saphir sey königlich bayrischer Hoftheaterintendanzrath. Nun, gute Laune, lebe wohl. Ein solcher Titel ist ein ellenlanges Rezept à la Molière, zu einem bittern Trank, der allen Witz abführt. Inzwischen, guter Saphir, ich freute mich. Ich weiß nicht, schon als ich dich zum lezten Male sah, kamst du mir so befremdlich, so seltsam feierlich vor, wie ein Bräutigam, der der Erfüllung seiner süßen Wünsche um einen Tag näher ist, als gestern. Ich täusche mich nicht, es war von irgend etwas Solidem die Rede. Ich sah dich glänzen, wie einen Saphir, der im Begriff ist, sich in Gold fassen zu lassen. Nun, dachte ich, der Intendanzrath ist vielleicht eine Zugabe, die man sich schon gefallen lassen muß, wie man die dürre Klaue einer Tante küßt, weil ihre Nichte eine hübsche Hand und an der Hand einen Ring hat, in den ein Saphir trefflich passen würde. Allein man sagt jezt allgemein, der neue Intendanzrath habe nichts zu rathen, sitze nie im Konseil, habe auch keinen Pfenning Besoldung und müsse sogar seinen Stuhl im Theater bezahlen. Man habe ihm zwar einen Rath gegeben, aber blos den, nichts mehr gegen das Münchner Theater zu schreiben. O Saphir, ist es dahin mit dir gekommen? „Wenn ich nur was davon hätte," sagt Staberle. Daß sich ein so jovialer Kopf in der Schlinge fangen konnte, und die Beeren waren noch dazu blos gemalte. Ei, ei, Saphir, Saphir, ich kenne dich nicht mehr. Du König der lustigen Leute, von dem Shakespeare sagen würde: „jeder Zoll ein Spaß!" Du hast den Spaß nicht verstanden und hast dich in allem Ernst gerührt geberdet und deiner zeitlichen Erhebung dich gerühmt. Und da hängst du nun und zappelst in der Schlinge und verdrehst die Augen, wie eine gefangene Drossel, und bald wird man dir deine eigne Schreibfeder durch die Nase ziehn. Hat dich denn der liebe Gott darum so witzig geschaffen, daß du einen so einfältigen Streich machen solltest? Hast du darum den Unfug der deutschen Theater so gerecht, so kühn, so unermüdlich, so eindringlich bekämpft, um zulezt ein Intendanzrath zu werden, der nicht einmal rathen darf? Wahrlich, seit dem Fuchs in

der Fabel, dem der Schwanz abgehackt wurde, hat sich noch kein Satiriker eine solche Blöße gegeben.

Wenn ich durch unselige Konstellation und des feuchten Mondes Lauf in eine so betrübte Lage gekommen wäre, so würde ich, wenn ich Saphir wäre, die Maske des alten langweiligen Pantalon, des guten Raths, den Niemand hören will, wegwerfen und als Arlecchino furioso rechts und links mit der Pritsche um mich schlagen, daß von den Köpfen meiner Feinde die Witzfunken stieben sollten und ich in einem Brillantfeuer wieder auf meinen lustigen Thron steigen könnte. Der englische Punch wurde sogar seine Frau los, warum sollte man nicht einen Titel loswerden können. Wahrlich, ich wollte machen, daß der Titel mir davonliefe, wenn ich ihm nicht davonlaufen könnte.

Wir müssen nun abwarten, was Saphir thun wird. Hat er nicht Muth genug, dem Schicksal zu trotzen, so sollte er sich auch ganz und vollständig bekehren, ein Ligorianer werden, oder ein Leipziger Krug, oder ein Berliner Prediger und Mädchenschullehrer Wilmsen oder Witschel, oder sonst ein langweiliger Mensch. Die Wahl wird ihm nicht schwer werden, denn die Langeweile reist ja mit Buchhändlergelegenheit langsam, aber sicher, durchs ganze weiland heilige römische Reich und es gibt jezt so viele langweilige Schriftsteller auf allen Straßen unsrer Residenz- und Universitätsstädte, daß man sich in Acht nehmen muß, keinen todt zu treten, wie zur Zeit der ägyptischen Plagen, da die Frösche und Kröten Mode waren. Sehn Sie da, dieser tiefsinnige Mann, wird es heißen, es ist Herr Saphir, der Wohlthäter des Menschengeschlechts, der königliche geheime Oberkirchen- und Schulrath, Prinzenerzieher und Verfasser der neuen Stunden der Andacht; seine neue Theodulia, Siona und die Weihe der Jungfrau, so wie seine Vorlesungen über Religion für Gebildete sind die Leitsterne aller Denkenden und Fühlenden.

Wenn aber Herr Saphir weder das Eine noch das Andre thäte, wenn er temporisirte, lavirte, schwankte, sich aus Anstand, Ehrbarkeit und Amtswürde zügeln und doch die alten Abonnenten auf seinen Witz nicht ganz verlieren wollte, wenn er noch witzig wäre, ohne es zu seyn, so thäte er unter allen Umständen das Ungeschickteste.

Es wäre unendlich Schade, wenn Saphir den Witz, der Witz Saphir nicht erhalten würde. Wahrlich, wir haben diesen Witz geliebt und uns nicht, wie so viele ehrbarthuende Leute geschämt, es zu sagen. Wir haben ohne Zaudern für ihn Parthie ergriffen gegen die Berliner Bühnendichter wie gegen die Rigoristen, die den Witz nur noch in einem Kompendium der Aesthetik dulden und beschreiben, sich aber vor ihm bekreuzigen, wenn er ihnen im Leben entgegentritt. Wir haben selbst die kleinen Frivolitäten und die zuweilen unbedeutenden Wortwitzeleien Saphirs als unschuldige Naivetäten der guten Laune, als Nachläßigkeiten, welche die wahre Lustigkeit immer begleiten, die wir deshalb sogar bei Shakespeare finden, ohne Rücksicht auf Saphirs zahlreiche Verfolger und Verächter vertheidigt. Er war und ist in unsern Augen ein liebenswürdiger literarischer Charakter, der nicht blos wie die meisten neuern Humoristen Witze macht, sondern eine ursprünglich launige Naturanlage, eine angeborne Heiterkeit, einen unerschöpflichen Fond von Lustigkeit besizt. Es gab eine Zeit, wo solche Gemüther nicht so selten waren, als sie es jezt sind. Saphir hätte in den lustigen Zeiten des Kaiser Max geboren seyn sollen. Damals hätte man über ihn gelacht, und ihn geliebt, während man jezt zwar auch noch über ihn lacht, aber um sich zu ärgern, daß man über ihn lacht. Er paßt zwar als Gegensatz vortrefflich zu dieser pruden altklugen Zeit, aber er wird von ihr mißhandelt, was er wahrlich nicht verdient. Es wäre traurig, wenn er dieser Zeit nicht Stand hielte, wenn er endlich in ihr verkümmerte. Wir rufen ihm zu: bleibe lustig, laß dich nicht verblüffen, zeige, daß der Spaß unüberwindlich ist, denke an die lustigen Leute des Alterthums, die nach Jahrtausenden noch die Falten der Greise glätten, alles, was sie berühren, verjüngen und im Gefolge einer ewigen Jugend, eines ewigen Lachens durch die Welt ziehn. Du hast den Talisman bei dir, gib ihn nicht aus der Hand, und hat ihn dir der alte Eulenkönig entrissen, so werde wie in Horschelts anmuthigem Mährchen (der Silberschlange) die Pritsche des Harlekin dein mächtiger Zauberstab. Traue deiner guten Natur, und du wirst die Lacher immer auf deiner Seite behalten. Die Muse des Scherzes beugt sich wie eine zärtliche Kolombine über dich: bist du todt, armer Harlekin? Nun springe lachend auf, mache einen grotesken Salto mortale, und sey noch zehnmal lustiger als zuvor, daß sich Pierrot, Pantalon, Charlatan, Bramarbas, Leander entsetzen, zurückfahren und einer über den andern taumeln.

Dies wünschen und dies hoffen wir, denn der Patient ist nicht gefährlich krank, im Gegentheil, das Blut läuft ihm noch frisch durch die Adern. Seine lezten Werkchen, die uns vorliegen, sind noch ganz voll guter Laune, voll gesunden Witzes. Also werfen wir die thörichte Angst von uns. Saphir kann nicht aufhören lustig zu seyn, und wenn er gekettet wäre im tiefsten Thurm unter Molch und Schlangen, oder im Pallast mit goldnen Ketten, Ordensbändern und Liebesbanden, unter allen Umständen würde ihn der Witz, der nun einmal keinen Zwang duldet, wieder frei machen.

Der erste Band von Saphirs gesammelten Schriften enthält humoristische Erzählungen und Dewisen, worunter die drei Tage aus dem Leben eines Theeabends und Leben, Thaten ꝛc. des Fähnrichs Eschenbüschel in einer Damengesellschaft am anziehendsten sind. In der Schilderung der gesellschaftlichen Affektation und Fadheit ist Saphir klassisch; noch keiner unsrer Schriftsteller hat die Lächerlichkeiten dieser Art so scharf beobachtet und so schonungslos dargestellt. Nur unsre Romanschriftstellerinnen haben ihn vielleicht, ohne es zu wissen, übertroffen, indem diese Guten das, was Saphir die Leute zum Scherz sagen läßt, dieselben ganz ernsthaft sagen lassen, und weit entfernt, etwas Lächerliches darin zu sehen, sich nicht wenig darauf zu Gute thun und sich einbilden, sie seyen völlig Meisterinnen des gebildeten Tons. Der zweite Band enthält kleinere Aufsätze und Aphorismen „Klatschblätter und Mimosen oder zufällige Gedanken," worunter neben viel Witzigem auch manches blos Müßige. Die beiden lezten Bände enthalten größtentheils Verse. Die lyrischen Gedichte sind häufig ernsthaft, zärtlich, rührend, süß und passen insofern kaum zu dem übrigen possenhaften Inhalt. Im lezten Bande stehn scherzhafte Gedichte, Epigramme ꝛc. größtentheils witzig, beißend, wenigstens launig. Doch kommen auch einige kleine Fadaisen vor, die sich Saphir um so weniger gestatten sollte, als er selbst die Geistlosigkeit Anderer so gerecht und scharf tadelt. Das Umsichwerfen mit gemeinen Redensarten z. B. Kerl, die Burschikosität einiger Ausdrücke, und insonderheit die Wortwitzeleien sind Flecken, die wir an einem Schriftsteller tadeln müssen, der so viele Feinheit des Geistes zeigt, und sie immer zeigen könnte, wenn er wollte.

Saphir bleibt, wenn er sich zusammennimmt, zwar immer hinter dem Ernst, doch nicht hinter dem Scherz Jean Pauls zurück. Man lese folgende Stellen aus seinen humoristischen Glasperlen, deren sich wahrlich Jean Paul nicht zu schämen hätte: „Die Freiheit ist ein Magnet, und sie zieht jezt wie jeder Magnet bei den Polen am stärksten; die Kraft der Freiheit ist wie die Kraft der Magnete desto stärker je armirter sie ist. Die Freiheit ist wie die Luft, welche das Weltall umfließt, sie ist ein Gemeingut und ihre Verletzung ist pestartig, miasmatisch ansteckend, und wenn die Freiheit an irgend einem Theile der Menschheit schmerzlich berührt wird, so leidet die ganze Menschheit als consensueller Theil. Die Freiheit ist eine welthistorische Person, während sie von vielen Regierungen für eine mythologische gehalten wird, sie betrachten die Weltgeschichte als eine Weltfabel, aber ohne anhängende Moralfolge. — Lange Zeit waren viele Länder nicht anders anzuschauen als Theaterzettel, da spielten nur wenige Personen eine Rolle. Da las man: „der Fürst, die Fürstin, der Minister, eine Vertraute, ein Beichtvater, ein Hofintriguant, ein Spaßmacher" u. s. w., ganz zulezt, mit kleinen Lettern stand noch: „Wachen, Diener, Sklaven, Volk" u. s. w. Das Volk kam wie ein Figurant in einer gewissen Nationaltracht kostümirt, aus den Koulissen links, verweilte als stumme Person, und ging in die Koulisse links wieder ab. Jezt aber will das Volk auch eine kleine Rolle spielen und zwar ohne Soufleur. Das edle polnische Volk wurde von der politischen Dramaturgie in drei Theile getheilt, in eine tragische Trilogie; der eine Theil wurde preußisch broschürt, der zweite Theil östreichisch geheftet, aber der dritte Theil von den Russen gebunden, steif, in Juftenleder, mit eisernen Spangen. Allein Wälder und Völker haben zwei gleich erhabene Momente, wenn ihre Sonne aufgeht und wenn ihre Sonne untergeht, in beiden Momenten entwickeln sie ihre ganze Kraft und Heiligkeit. Die verlängerten Schatten sind die furchtbarsten, und wenn die Sonne ganz niedergesunken ist bricht das Bedürfniß nach Licht erst lebendig hervor. Nationen und Nachtigallen schweigen nur im Halblichte, fangen aber zu schlagen an, wenn man ihnen den Käfig ganz verdunkelt."

Und folgende: „Vom Wein wissen wir, daß er später als das Weib erschaffen wurde. Unser Herrgott hatte lange zugesehen, wie die Welt zu Grunde geht, wie die Freiheit vernichtet wird, wie die Menschenbrüder sich gegenseitig todtschlagen. Aber unser Herrgott beobachtete das Princip der Non-Intervention. Der Engel mit dem flammenden Schwerte stand wie die Nationalgarde vor dem Paradiese, um die Ruhe des Landes zu sichern, um das was Außen vorging, bekümmerte sich die himmlische Politik nicht. Nur als der Himmel sah, was viele Minister nicht sahen, daß das Verderbniß endlich den Himmel selbst ergreifen wird, als er sah, daß die Söhne des Himmels von den Töchtern der Erde verderbt werden, da gab endlich der Himmel sein Princip der Non-Intervention auf, und machte im buchstäblichen Sinne des Worts alle diese irdische Umtriebe zu Wasser. Ein Volk ersäufen ist ein probates Mittel es zu beruhigen, denn Tod ist Ruhe, und Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Die Franzosen waren also nicht die ersten, die einen Tumult durch Wasserspritzen endigten. Der Himmel war der erste Pompier dieser Gattung. — Die paar Menschen, die noch übrig blieben, Noa und seine Familie, schrieen um Brod und Arbeit (wie die Franzosen im Palais Royal), und der Himmel, um sie zu beschäftigen, ließ eine Arche bauen. Der Regen nöthigte Noa in die Arche zu gehen, allein Noa kam vom Regen in die Traufe. Der Himmel befahl, daß Noa zwei Kammern in ihr anbringen sollte. Die Kammern sollten mit Pech bedeckt werden, damit kein

Wasser eindringe. Warum versucht man das nicht mit andern deutschen Kammern, in welchen den Leuten das Wasser schon bis an den Hals geht, und die doch in allen Dingen Pech haben? — Das waren also die ersten Kammern der Schöpfung. Ein Muster aller Kammern, denn von jeder Parthei war ein Paar da; es war also eine chambre de pairs. Was in diesen Kammern das beste war, ist der Umstand, daß es außer der lebenden Schöpfung keine Pflanzenwelt in ihr gab, weder Gras, noch Strauch noch Baum, folglich gab es auch keine Blätter da, weder ultra-ministerielle noch ultra-liberale. Denn leider sind die ministeriellen Blätter oft nur Blätter für die Feigen, wahre Feigenblätter die Blößen verhüllen sollen ohne sie zu verbessern."

12) Einige humoristische Abende. Von Dr. Wolf Lindner. Nürnberg, Winter, 1832.

Ein Nachahmer Saphirs, der seine Form zu kopiren sucht, aber nichts von seinem Geist besizt. Platteres Zeug ist nicht leicht geschrieben worden. Ein überwachter Marqueur, der endlich bei seinem Billard einnickt, kann keine fadern Träume haben, als dieser Herr Doktor Lindner; und im Auskehricht eines Ballsaals ist mehr Stoff zum Nachdenken zu finden, als in diesem armseligen Buche.

13) Vorreden meines Vetters. Herausgegeben und nur mit dem Eingange vermehrt von Raphael Hanno. Heidelberg, Groos.

„Willst du auch die Fragezeit ausfüllen helfen? Frag, mein Kind, nur zu! Wir horchen, wie alle Kinder, welche die Erde geschaffen und wieder eingeschmolzen, mit oder ohne Wissen nur nach einem Wort, um welches alle unsere Wiß- und Neugier doch im Grunde nur allein herumgehet, auch mit den buntesten Fragen, wie: „Hat sich die Abreise der Botschafter aus Konstantinopel bestätigt? Wird der Weg unter der Themse bald fertig seyn? Wird man bald ein gründliches Werk über die Giraffen zu lesen bekommen? Soll man nicht die Bundesgesandtschaft geziemend ersuchen, daß sie sich und uns das Leben mit sechs Jahren ruhigen Alters verlängere, indem sie nach Münters Stern der Weisen unser neues Jahr mit 1834 zu überschreiben dekretire? Apropos, werden noch zum Neujahrsabend Ihre frischen Austern ankommen? — Ach, wer wird an Eichhorns Stelle kommen? Wird man vom vergrößerten Rußland bald eine neue Charte haben? Apropos, wann wird das neue Museum eröffnet werden? — —" Alle diese Fragen treffen nicht zum Ziel, wechseln mit hundert andern ab, verschlingen einander wie die Fische im Meer, und oft sogar, wie die nüzlichen Hausthiere in jenem Königstraum, sieben magere sieben fette; in welchem wundersamen Wirrwarr aber auch bisweilen hohe Vorahnungen, nur halbe Träume und Anklänge, von diesem Wort vorkommen, und die sind schon fähig uns auf ganze Stunden, ganze Tage zu befriedigen; und es kommt tröstlich das siebzigste Jahr, leidenschaftslos das achtzigste Jahr — allein das Suchwort haben wir noch gefunden! und ach, was wir gefunden — was der Dichter, der sich so nennt, Fund der Phantasie, der Dichter der sich nicht so nennt: herausgearbeitetes System heißt — mancher goldene Wortfaden, der uns am Tage zerstreuen und trösten und Andere, die uns auflauerten und antrieben, blenden und befriedigen sollte — hat nun am Abend, wann es spät wird und unser Licht alle Blicke entschlafen sieht, das Schicksal der feinen Ausflucht sarbeit jener Verlassenen und Umlagerten, welche auch den Tag über

— — — „wirkt' ihr großes Gewebe;
Trennt' es sodann in der Nacht, bei angezündeten Fackeln"

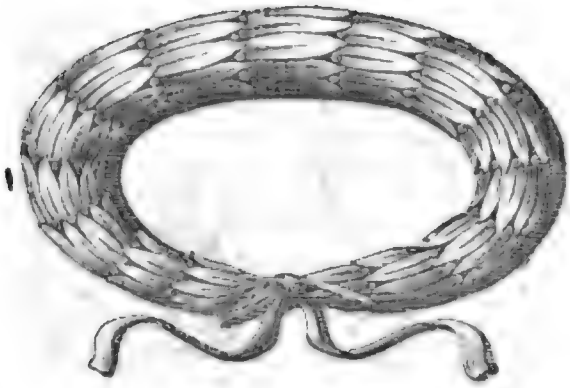
und wir müssen alle sterben: und die Erde ist die pädagogische Sphinx, die einmal ihre Schüler pädagogisch will gewähren lassen, und dann aber auch vollführt ihre Drohung nach Principien. — Doch ich wollte ja nur erzählen und nur, zur Schonung gegen manches Spielwort — nicht Spielzweck — in diesem Büchelchen, zeigen, wie es noch immer besser sey, gefabelt in Reden als gefabelt oder auch nicht mehr gefabelt im Schweigen, und daß ein wohlbekannter morgenländischer Spruch umgekehrt heißen müsse, nämlich: daß Reden Gold und Schweigen Silber — und daß da, wo Reden kein Gold, auch Schweigen kein Silber sey."

So fängt das Buch an, so geht es fort bis zu Ende, denn der Vetter schreibt gerade so wie der Vetter und ich will Raphael Hanno seyn, wenn beide nicht eins sind. Wer diese liebe, langweilige, zerstreute Manier für witzig hält, wohl ihm, ich will ihn nicht im Genuß stören. Derselbe Verfasser dichtete vor acht Jahren:

O vielgeliebtes Liebchen, sprich,
Wie viel viel lieb hat Liebchen mich?
„Ich lieb dich mehr als Malerei,
Und Goethe, Goethe auch dabei,
Ich lieb dich mehr als Harf' und Flöte
Ja sammt mit sammt und sammt dem Goethe."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 7. — 16. Januar 1833.

Humoriſtiſche Literatur.

(Fortſetzung.)

14) Briefe eines Narren an eine Närrin. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1832.

„Den nachfolgenden Briefwechſel — von dem, wie vom Monde nur eine Seite ſichtbar iſt — fand der Unterzeichnete bei einem unruhigen Kopfe, der ſelbſt in ſeinem Tode die Narrheiten noch nicht laſſen konnte. — Nächtlich ward ich aus meinem Schlafe durch ein ungewöhnliches Lärmen und Poltern aufgeſchreckt, und vor einigen Monaten gelang es mir in einer mondhellen Stunde zwei Schädel über die Gräber des Friedhofes tollen zu ſehen, die ſich bald zu necken, bald zu küſſen, erſt zu verfolgen, dann wieder ſich zu nähern ſchienen. Ich trat heran, und bemerkte an beiden ſilberweißen Schädeln einen ſeltſamen Schmuck, die Augen- und Ohrhöhlen waren mit Blumen beſteckt, der eine trug zwiſchen ſeinen Zähnen eine Roſe, der andere eine Lilie. — Ich mochte aber den Spuck nicht länger ertragen, und ſchlug nach §. 7 meiner Beſtallung, die mir erlaubt, jeden Ruheſtörer von der mir anvertrauten Stätte mit den gerade zu Gebote ſtehenden Mitteln zu vertreiben, dem Roſenritter mit meinem Spaten die Hirnſchale von einander, die Lilie entſprang, und in meinem ſcharfen Eiſen ſaßen die nachſtehenden Briefe, hier und da durch den Hieb verlezt, was der Kenner an ſeinem Orte finden und meinem Eifer zu Gute halten wird.“

Die Briefe ſelbſt gehören zu dem Geiſtreichſten, was in neuerer Zeit geſchrieben worden iſt. Unbeſchadet der Narrheit herrſcht ein Schmerz darin, der an Jean Pauls Schoppe und Giannozzo erinnert, und der oft in weiche Wehmuth übergeht. Dieſe Sentimentalität iſt entſchuldigt durch den Gegenſtand, an den die Briefe gerichtet ſind, denn es ſind Liebesbriefe, und überdies wechſelt Weinen und Lachen hier ganz ſo ächt humoriſtiſch ab, wie bei Jean Paul. Ich halte dieſe Weichheit in der That für einen Vorzug vor der rauhen Manier, die durch Heine und Börne aufgekommen iſt, denn der allzu ſkoliſche Hohn und die ſarkaſtiſche Mitleidloſigkeit ſchließen eine gewiſſe Zartheit der Empfindung aus, die auf dem poetiſchen Gebiet eben ſo erwünſcht iſt, als ſie allerdings aus dem publiciſtiſchen verbannt werden muß.

Folgende Beiſpiele mögen den Geiſt des Buchs näher erkennen laſſen: „Ich ſchätze in Dir mehr, als man an Weſen Deines Geſchechts zu ſchätzen gewohnt iſt. Du biſt nicht unbekannt mit den Grazien, und doch ein Frauenzimmer von der ernſthaften Gattung. Du gleichſt dem chineſiſchen Glockentempel, wenn er den Ernſt bedeuten ſoll, eben ſo ſehr wie der Maiblume, wenn ich darunter die Freude verſtehe; nur daß die lezte duftende

Glocke oben im Wipfel ſich den Strahlen der Sonne öffnet, und ich ſchmeichle mir, dieſe Sonne immer für Dich geweſen zu ſeyn. — Du ſendeſt mir eine Haarlocke, mit einem roſaſeidenen Bande geziert. Sie muß auf der Reiſe ſchlecht gelegen haben, das ſonſt ſo dunkle Haar war ausgebleicht, und ſchien ſehr grau. Das Gräuliche hat auch mich angeſteckt, mein dunkelblonder Haarwuchs iſt ſeither ſo weiß geworden, wie die ſchneebedeckten Fluren, die ſich dort drüben vor meinen Augen ausbreiten. — Ich weiß nicht, ob Dir auch ſo iſt. Mein Leben iſt mir ſchon ſo alt, und doch fühl' ich mich zuweilen jung, als lebt' ich noch immer, obſchon ich gewiß weiß, daß ich wenigſtens einmal geſtorben bin. — Glaubſt auch Du nicht daran, daß ich im Grunde nur ein Mährchen bin? Mit dem Greiſenhaupte meines Januskopfes ſeh' ich in die dunkeln Nebelpforten fernſter Vergangenheit, und mit dem Jünglingsblicke auf die Wiege, als wär' ich erſt geſtern geboren. Da hab' ich ein altes Buch voller wunderſamer Geſchichten, ich ſpiel' in ihnen immer die Hauptrolle, die verzauberten Prinzen. Jezt in einen ſchwarzen Käfer, dann in eine glühende Kröte, oder auch in ein todtes Marmorbild verwandelt, harr' ich auf Liebe und Unſchuld, die meinen Zauber löſen können. — Deine Liebe und Unſchuld hören gewiß meine Klagen, die jezt einſam durch die Nacht tönen, und von den Vögeln in Muſik, von den Blumen in Duft geſezt werden. Liebſte! erinnerſt Du Dich wohl noch jener Zeit, als ich die Anatomie Deiner Blicke ſtudierte, als ich bei Deinem Herzen anſprach um einen gefälligen Beitrag zu der Kollekte, die ich nach dem großen, von Deinen Augen in mir angerichteten Brande bei allen himmliſchen Weſen ſammeln ging? Oder wie war das? Man vergißt ſeine Freuden leichter, als ſeine Leiden. Ich habe ſo viel vergeſſen, waren das Alles Freuden?" Und folgendes originelle Bild: „Iſt Dir nicht bekannt, daß der Mond nicht das Symbol der Liebe, ſondern nur der Ehe iſt? und zwar der ewig ſchmollenden? Der Mann im Monde, nicht der Pſeudo-Claurenſche, der auf keine Nerve mehr wirkt, ſondern jener, den ich täglich ſehen kann, wenn ich an meiner Roſenhecke die Nacht abwarte, lebt in zwiſtigen Verhältniſſen mit der Frau im Monde, die Du von Deiner Wohnung aus ſehen kannſt. Der Streit ſoll daher kommen, daß der Mann nur ſein Geſicht in Thätigkeit ſezt, und übers Küſſen nicht hinausgeht. Die Hunde bellen den Mond auch wirklich nur in beſtimmten Zeitläuften an; ſie machen ihm damit ordentlich Vorwürfe. Bewundere aber das große Naturgeſetz daran. So lange die Eheleute im Monde ſich den Rücken zukehren, herrſcht die himmliſche Liebe hienieden im irdiſchen Jammerthal. Verſöhnen ſich die aber da oben, und wenden ſich die Vordertheile ihres ganzen Körpers zu, ſo geht die Welt unter, alſo eigentlich vor Liebe. Wie ich immer geſagt habe, wird der Untergang der Welt eine wahre Luſt ſeyn."

Ueber Polen ſagt der Verfaſſer: „Man iſt dahinter gekommen, daß die ſchönſte Pracht der Lenzesfeier in nichts Anderem beſteht, als in den blühenden Pfirſichbäumen, wenn ſie über Hecken und Gartenzäune uns mit ihren weißen karmoſingeſprenkelten Blüthendolden grüßen. Der Frühling hat ſich für die polniſche Sache entſchieden, und die Nationalfarben des Landes zu den ſeinen gemacht, darum ſoll er nun in keinem deutſchen Bundesſtaat eingeführt werden. Man will das Erwachen jeder Leidenſchaft vermeiden, vielleicht ſezt man auch voraus, daß zwar die Blindheit der Menſchen dieſen wunderbaren Fingerzeig des Gottes in der Natur wie alles Tiefe und Ahnungsreiche nicht finden wird, doch fürchtet man, daß die Vögel auf den Zweigen von den Farben verlockt und an ſchönere Hoffnungen und Träume erinnert, von der gehäſſigen Sache ſingen könnten. Man weiß es, daß die Deutſchen auf dieſem Wege der Dichtung immer zur Wahrheit kommen. Das will vermieden ſeyn, daher dieſe Maßregel."

Ueber den Kontraſt unſrer Hyperkultur und der nordamerikaniſchen Roheit: „So ein Nordamerikaner iſt, gegen einen ſimpeln Europäer genommen, doch äußerſt unvollkommen daran. Jeder Profeſſor auf dem Katheder, jeder Gaſſenjunge unter uns kann mit Recht zu ihm ſagen: ſchäme dich, du Neuvolklicher! du biſt nur ein halber Menſch, und haſt ganz und gar keine hiſtoriſche Anſänglichkeit an dir. Du weißt weder von wannen du kommſt, noch wohin du fährſt. Du biſt eine Waiſe und ein Baſtard zugleich. Du ermangelſt jener hiſtoriſchen Grundlage, die das breite Fundament unſeres Daſeyns bildet. Dein Staatsleben iſt nicht mehr werth, als der todte Mechanismus einer Uhr. Du kannſt nichts von dem geheimnißvollen Rauſchen jener tiefangelegten Quellen des Geiſtes vernehmen, die mit ihren goldhaltigen Wogen durch Jahrhunderte ſtrömten. Du weißt nicht, wie von den Bergen der Heimath die Geiſter der Vergangenheit winken. Die Leier — nicht einmal zerbrochen iſt ſie dir, du hatteſt nie eine — und dein Schwert kannſt du nicht an den Stamm einer tauſendjährigen Eiche als Weihopfer hängen! Was fühlt ſo ein Kerl wie du von dem Zauber einer Elegie in den Ruinen eines alten Burggemäuers!"

Sehr unterhaltend iſt das Gemälde, das von der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit entworfen wird: „Drei Bearbeitungen des gemeinen Mannes von Seiten der Seelſorger laſſen ſich unterſcheiden. Das kleine Häuflein der Gläubigen rückt immer dichter und näher zuſammen. Sie tauchen in ihre Empfindungen und Selbſtbeſchauungen unter, und hören vom Lärm des Tages nur ein fernes, unverſtändliches Rauſchen und Murmeln. Sie wiſſen aus

der Apokalypse, daß das lezte Thier bald losgelassen wird. Die Erscheinung des Antichrists kann nur noch wenige Jahre dauern. Wenn nun die Entscheidung wie ein Fallstrick oder ein Dieb in der Nacht eintritt, so sollst Du sorgen, daß Du wachend und betend erfunden werdest. Andere Kanzelredner wollen in der That zeitgemäß werden. Aber sie sind zu ästhetisch gebildet, um an den Wirren dieser Zeit Wohlgefallen zu finden. Sie stehen den Fürsten, besonders den weiblichen Gliedern der Höfe so nahe, daß sie zu Seitenblicken auf die arge, böse Welt beständig versucht werden. Sie predigen über Unruhe und Verwirrung, über Völker, die frevelnd am Heiligsten gegen ihre Fürsten aufstehen, über die Verläugnung aller Liebe und alles Vertrauens. In Preußen sind die Prediger nach Vorschriften der Konsistorien gehalten, solche Themata ihren Vorträgen an bestimmten Sonntagen unterzulegen. Aber es freut mich, daß diese Fürstendiener ihre Zwecke durch ihr eignes Verfahren zerstören. Der größte Theil ihrer Zuhörer besteht aus genießenden Residenzbewohnern, die die ganze Woche Sorge tragen, die unangenehmen Eindrücke der Zeitgeschichte von sich fern zu halten. Des Sonntags holen sich diese aus den Kirchen nichts weniger als Trost und Beruhigung; es werden das erst recht die Oerter, wo die Wunden aufbrechen und das Blut wieder zu fließen anfängt. — Die lezte Klasse unterscheidet sich zwar von der vorigen durch die Art der Auffassung nicht, doch steht sie tief unter jener, weil sie unredlicher ist. Die sächsischen Hof- und Leibpastoren brüsten sich mit ihrer Freisinnigkeit, ihrem Lutherthum, und was in bestimmten, vorliegenden Fällen, wo sie zeigen konnten, an welchem Fleck ihnen das Herz sizt, aus ihrem kühnen Munde gegangen ist, beweisen die kurz nach den sächsischen Unruhen in Leipzig, Altenburg, Dresden und sonst gehaltenen Predigten. — Da stehen wir wieder bei unsern Jesuitenhelden, den Vorkämpfern für Licht und Wahrheit, bei der großen Opposition gegen Montrouge und das Freiburger Seminar, bei den kühnen Cölibatsgegnern, kurz bei dieser ewigen Schande der Unredlichkeit auf der einen und der Leichtgläubigkeit auf der andern Seite. Mit der rechten Hand schreibt in Leipzig Einer gegen die Polen, mit der linken für die Juden, und er bleibt derselbe Hort der Freiheit. Gegen den edlen G. Rießer glaubt sich ein Anderer in Heidelberg bestimmt erklären zu müssen, so lange man den aber noch gegen Römlinge reden hört, bleibt er seines liberalen Rufes gewiß. Neulich hat Jemand, den ich nicht gern nenne, angekündigt, er wolle kein Bedenken tragen, er wolle das große Wagniß unternehmen, das konstitutionelle monarchische Princip gegen die Republikaner zu vertheidigen. Wo sind diese Gegner? wo sind diese Republikaner, an denen er sich messen will? wo steckt ihr denn, ihr deutschen Republikaner! Heraus, daß wir euch sehen! Redet, daß wir euch hören! Niemand da? Keiner? gar Niemand?“ Ueber dieselben Tapfern heißt es an einer andern Stelle: „Falstaff wird von seinen Gesellen wirklich für tapfer gehalten. Die vermeinten Heroen der Freisinnigkeit sind bei uns in dieser Weise oft die Unterthänigsten. Sachsen steckt voll solcher Leute, die in jedem ernsten Triumvirate nur den Lepidus abgeben müßten, die aber als Erzleger im deutschen Reiche verschrieen sind. Sie schießen Jahr aus Jahr ein die giftigsten Pfeile in die Weite, noch kann ich mich aber keines entsinnen, den sie getödtet hätten. Sie könnten Satiren auf die Religion des sechsten Welttheils schreiben, sie würden noch immer als Heroen der Freiheit gelten.“

Von Preußen heißt es Seite 135: „Du hegst die Besorgniß, alle Dinge im Himmel und in Preußen seyen nun ausgedacht. Aber Hegels Einfluß war doch nur unwesentlich im Preußischen, der Organismus des Landes und der Regierung ist noch immer Fichtisch. Fichte hat eine tiefere, mehr auf Grundlagen gebaute Stellung zum preußischen Staate gehabt. Hegel hat dem Gerüst zwar erst die Krone aufgesezt, doch nach abgehaltener Baurede muß man sie wieder abnehmen und mit Schornsteinen ersetzen. In friedlichen Zeiten mag der Staat die Eitelkeit besitzen, sich sogar in einem philosophischen Systeme wissenschaftlich konstruirt zu sehen. Im Augenblick der Noth ruft man aber jene kräftigen Naturen wieder auf, die mit Rath vorangehen, dann selbst Hand ans Werk legen, wenn der Feind vor den Thoren ist, Schanzen aufwerfen, und sich als Landsturm auf die Pike legen. Fichte kann die Folgen nicht geahnt haben, die seine Bestrebungen für das Wohl des Staates, der ihm einst Schuz und Sicherheit gewährte, dort nach sich gezogen haben. Die schroffe, nüchterne Manier des Borussianismus ist die den allgemeinen deutschen Zwecken meist so feindselige Konsequenz eines Systems, das sich an seinen Namen am passendsten anschließen läßt. Unter seinem leitenden Kompasse hat man dort eine Welt entdeckt, die tiefer begründet seyn will, als die gemeine Wirklichkeit, aber auch höher liegen soll, als die Gesetze der Vernunft. Ich will Dir die Beweise nicht schuldig bleiben. Der öffentliche Geist in Preußen bricht sich in drei Fulgurationen: Die Beamten oder die Altpreußen, die Geistreichen oder die Cavaliere und Liebhaber des preußischen Staates und endlich die sogenannten preußischen Liberalen. Der Schlüssel dieses harmonischen Dreiklangs ist die Erziehung, wie sie war und noch ist. Die erste Klasse bildet sich durch die vaterländischen Erinnerungen, sie ist die solideste Grundlage des preußischen Systems; fast anziehend, wenn man sie in ihrer Seligkeit gewähren läßt; unerträglich, wenn sie in einen Kampf mit fremden Ansichten geräth. Das Herz dieser Patrioten schlägt für Friedrich Wilhelm so rein, wie es nur eine Braut verlangen könnte. Wenn einem Gliede

der königl. Familie die Nase blutet oder ein Ohr saust, so sind sie traurig, und sehen sich einander bedenklich an. Ließe sich ein Prinz eine Gemahlin aus dem Reiche der Irokesen kommen, die Patrioten kämen zu keinem Gastmahle zusammen, wo nicht der indianischen, schwiegerväterlichen Majestät ein entzücktes Hoch gebracht würde. Es ist liebenswürdig, man möchte Thränen vergießen. Die Schulen erhalten diesen Sinn, vaterländische Erinnerungsfeste beleben ihn, die Frauen machen ihn poetisch. Wir haben hier ein Gedicht, ein Epos der Ueberzeugung. Welche Stellung dazu Fichte einnimmt, könnt' ich aus meinem eignen Leben beweisen. Meine erste Jugend fällt in jene Zeit, wo die preußische Regierung sich vor Kindern fürchtete. Wenn wir einst auf dem Exercierplatze bei Berlin vor Hoheiten und Majestäten Uhren u. dgl. Habseligkeiten von weit über hundert Fuß hohen geschälten Fichten herunterbrachten, wie konnten wir da gefährlich werden? Es ist wahr, wir glaubten an ein freies, unabhängiges Leben, aber die Jugend ist nie folgsamer, als wenn sie unter dem Schein vollkommener Willensfreiheit erzogen wird. Es ist noch mehr wahr, wir traten in die Burschenschaft, substituirten in unsern Liedern statt Landesvater Vaterland, wir deklamirten viel vom Nibelungenhorte, der im Rhein läge, von der deutschen Kaiserkrone, aber wer unter uns hätte sie nicht Friedrich Wilhelm dem Gerechten zukommen lassen? Es ist wahr, wir ließen uns einen längern Bart stehen, als der militärisch gut gethan wurde, war das aber ein Grund, die angeblich hölzernen Urquellen dieser Begeisterung abzubrechen, die sandigen Laufgräben in der Hasenhaide zu verschütten, jenen herrlichen Irrgarten ebenda zu zertreten? Die Freiwilligen, die Lützowschen, die Turnenthusiasten sind Preußens festeste Grundlage; konnte irgend ein anderes deutsches Territorium ihrer Begeisterung größeren Spielraum geben? Wenn so ein purificirter preußischer Demagog es bis zu einem Oberlehrer etwa in Märkisch Friedland gebracht hat, so schreibt er als Ritter des eisernen Kreuzes noch nach den Julitagen ein kleines Gemälde der großen Völkerschlacht bei Leipzig, als Zeitgemäßestes. Ein Arndt, der den Franzosen vorwerfen kann, daß sie nicht wie wir germanischen Blutes sind, ist in den Burschenschaftstrümmern der preußischen Universitäten noch immer der Prophet und Gesalbte. So sehr ich Dich, meine Theure, als Ritterin des Louisenordens verehre, und die Nadelstiche segne, mit denen Du den erblinderen preußischen Kriegern das himmlische Auge der Wehmuth und des gerührten Dankes öffnest, so hat es doch immer Händel gegeben, wenn meine Kollegen nicht nur mit 13 und 11, sondern sogar mit Anno 6 anfingen, und von Louisa, Thusneldas Kinde und der einsam blühenden Rose sangen. Also das Preußenthum kann gar nicht untergehen, denn die Sentimentalität geht nie aus. Nein, auch das ist nicht der Grund; die Regierung dürfte nur die Empfindungen des Herzens verbieten, sie würden dennoch ein Organ finden, mittelst dessen sie ihre Gesinnungen an den Tag legten. Es geht in Preußen, wie in einem alten Mährchen, wo die Feinde des tugendhaften Sultans, selbst wenn sie ihn schmähten, verdammt waren, nur sein Lob auszusprechen. Die zweite Klasse sind die K. P. Staatsnarren, die in Preußen, Gott weiß, was, verwirklicht sehen. Den Kennern der deutschen Literatur kann es nicht fremd seyn, daß der Fichteschen Lebensansicht die Steffenssche sich gegenüberstellt. Sollte Steffens wirklich den Hegelschen Lehrstuhl erhalten, so ist diese zweite Klasse nach einer gewissen historischen Topik sogar mathematisch richtig bewiesen. Die tiefern in der Burschenschaft genährten Ideen über Volksthümlichkeit, Einfluß der Religion auf die Individualität der Völker, über die Nothwendigkeit gewisser theokratischer Lebensformen, gehören hierher. Du weißt, ich war einmal ein leidenschaftlicher Verehrer dieser Ansichten. Du tolles, unruhiges Weib, nanntest mich damals einen Quietisten, und wolltest mich stricken lehren. Auf einer Reise wollt' ich Dir die Beweise vorbringen. Wir durchstrichen die deutschen Gauen, gingen immer nur Flußgebieten und Bergrücken nach, suchten und forschten nach den natürlichen Gränzen der einzelnen deutschen Staaten. In den tiefsten Gegenden lauschten wir, ob wir nicht wo die Quellen der sogenannten alten Naturempfindung sprudeln hörten. Springruthen legten wir des Tages wohl zu hundert Malen an, ob uns nicht wo die sogenannten historischen Bedingungen wie Erz und Silber entgegenblinkten ꝛc. Die Mathematiker mühen sich mit der Quadratur des Cirkels ab, jene sublimen Theoretiker mit der Centralisation eines Vierecks. Sie suchen den Mittelpunkt des preußischen Staates, sie glauben ihn in Diesem oder Jenem gefunden zu haben. Der Kampf des Mechanismus und Organismus in der Politik ist ihnen für Preußen durch den Sieg des leztern entschieden. Wir wollen abwarten, wie sich ihre Illusionen aufdecken, wie die nackte Wahrheit einst sprechen wird. Der preußische Liberalismus wird von Raumer repräsentirt und Hegel ist ihm sehr verwandt. Man liest mit Theilnahme die fremden Zeitungen, und wagt einiges für Preußen zu hoffen. Man hört nicht ungern die Vorlesungen des Professors Gans und liest mit Vergnügen Börnes und Heines Schriften. Nur wird an allen diesen Richtungen eines freiern Geistes nicht der Inhalt, sondern nur die Form beachtenswerth gefunden; mißfällt die leztere, so ist jener völlig verloren, statt daß umgekehrt die Wahrheit die Schwäche ihres Organs entschuldigen sollte. Zu den preußischen Liberalen rechnet man Juden, als äußerste Linke, den Handelsstand als Centrum, die gemäßigtsten sind junge Beamte, Juristen und einige vom Militär. Hegel gehört in diese Kategorie; nicht so sehr durch sich selbst, als durch seine Schüler. Obschon Raumer von ihm ziemlich entfernt stand, so kann man doch sagen, daß Hegel die Doktrin des preußischen Liberalismus mit Ueberzeugung in seiner Art a priori konstruirte, Raumer übersezt sie ins Altpreußische, Gans ins Französische."

(Forts. folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 8. — 18. Januar 1833.

Humoriſtiſche Literatur.

(Fortſetzung.)

15) Beweis, daß der Mond aus Jodine beſteht. Von Dr. Miſes. Zweite Auflage. Leipzig, Voß, 1832.

Der geiſtvolle Verfaſſer, deſſen in unſerm Blatt ſchon früher aufs rühmlichſte erwähnt wurde, hat in dieſem kleinen Schriftchen die unter den Naturforſchern und namentlich unter den Aerzten immer wiederkehrende Modethorheit verſpottet, die aus der jüngſten und unbedeutendſten Entdeckung je die größten und umfaſſendſten Folgen herleiten will. Man ſucht den Stein der Weiſen, das aurum potabile nicht mehr, dafür aber tritt nun jede neue oder näher erforſchte Naturkraft oder jeder neue Naturſtoff in die Stelle ein. Die Geſchichte der Chemie, Mineralogie und Metallurgie iſt weniger Geſchichte als Mythologie. Welche Fabeln knüpften unſre Vorfahren an das Salz, den Schwefel, das Queckſilber, und welche Fabeln knüpfen die Neuern an den Sauerſtoff, an die magnetiſche und elektriſche Materie, und ſogar an jedes neuentdeckte Mineral. Wie es Krankheiten gibt, z. B. die Cholera, die durch hunderttauſend verſchiedne Mittel, kurz durch Alles kurirt werden ſoll; ſo gibt es Stoffe, und jeder neuentdeckte gilt als ſolcher, die hinwiederum alle und jede Krankheiten heilen ſollen. „Wir haben an der Ratanhiawurzel vor einigen Jahren ein auffallendes Beiſpiel geſehn. Anfangs drohte ſie, Alles andre aus der Apotheke zu verdrängen, und jezt möchte die Ratanhia ſich ſelber mit Ratanhia kuriren, da ſie, wie es den Aerzten zu gehen pflegt, die von den Krankheiten, die ſie am häufigſten heilen, am öfterſten angeſteckt werden, an einer ſo chroniſchen Schwäche leidet, daß ſie alle Prahlereien vergißt und ſich ganz ruhig zur Tormentille und Kolumbo hinſezt, über die ſie ſonſt mit einer ſo vornehmen Miene hinwegſah; und wenn ſonſt kein Schleim und Blutfluß war, der nicht vor dem bloßen Namen Ratanhia gezittert hätte, ſo ſehen wir jezt dieſe ungezogenen Krankheiten häufig der großen Meiſterin geradezu ins Geſicht lachen und eine Widerſpenſtigkeit zeigen, von der ſie zu Anfange ihrer Praxis laut allen Nachrichten nie eine Spur erfahren hatte. Man kann nach dieſem Allen den Aerzten nicht genug rathen, die Jodine jezt, da ſie noch in ihrer erſten Jugendkraft iſt, ſo oft als möglich zu benutzen, ehe auch ſie der Marasmus senilis unbrauchbar macht.“ Aber die Jodine iſt ſelten. Woher ſie nehmen? „Bei der Homöopathie zwar beſteht die Verlegenheit nicht ſowohl darin, wie ſie recht viel Jo-

dine, sondern, wie sie recht wenig bekommen soll, da, wenn wir allen Homöopathen zusammen einen Gran schenken, sie darum wie die Ameisen um den Chimborasso, in Verzweiflung, ihn je abtragen und klein machen zu können, herumlaufen werden, allein die Allopathen, die minder genügsam sind, wollen doch auch kuriren. Für diese wäre in der That sehr zu wünschen, daß nun auch ein Bergwerk von Jodine entdeckt würde, welches die nöthige Quantität von Zentnern lieferte, die die jährliche Konsumtion erfordern dürfte." Nachdem nun der Verfasser die Versuche, Jodine zu erzeugen, lächerlich gemacht hat, weiset er die Chemiker an den Mond. „Hört es und staunt! Der Mond, ja der Mond ist nichts weiter, als ein großer Klumpen Jodine. Als ächtes Meeresprodukt schwimmt er dort im blauen Himmelsocean herum, um, wie selbst jedem alten Weibe bekannt ist, die Kröpfe auf dieser Erde zu vertreiben, und beurkundet hierdurch so schön, daß nichts ohne Nutzen und Zweck an seinen Ort gestellt ist. Man könnte zwar dann fragen, wozu die kleinen Jodinflecke, die Sterne, da wären? Je nun, doch wohl um die Warzen zu kuriren, als kleinere Verkröpfungen der Hände und des Gesichts, deren Vertreibung man sonst fälschlich mit auf Rechnung des Mondes szte. Welche reichhaltige Quelle von Jodine ist uns durch diese Ansicht auf einmal geöffnet, wie schön lassen sich alle Erscheinungen an und im Monde damit in Uebereinstimmung bringen, und zu welchen glänzenden Resultaten wird sie uns noch weiter führen. Jezt erst sind wir im Stande, auf eine ganz genügende Weise das periodische Abnehmen des Mondes zu erklären: denn da wir finden, daß der Mond blos, wenn er im Abnehmen begriffen ist, den Kropf heilt, folgt daraus nicht sehr natürlich, daß eben diese große Konsumtion für Kropfkranke den Substanzverlust am Monde hervorbringt, der sich alle Monate auf eine uns noch unbekannte Weise wieder reproducirt, was wir allerdings eben so wenig erklären können, als warum der Krebs seine Scheeren wiederbekommt. — Durch diese unsre Ansicht gewinnt auch die schon alte Meinung wieder sehr an Wahrscheinlichkeit, daß der Mond ein Excrement und quasi sputum der Erde sey, das sie, wahrscheinlich nach einer Ueberladung, ausvomirt habe. Wenigstens erklärt sich daraus sehr genüglich, warum jezt nur noch so wenig Jodine auf der Erde angetroffen wird, denn wenn man viel Galle weggebrochen hat, wird der Magen rein." Aber wie sollen wir zum Monde gelangen? Wir brauchen das nicht. Wir haben ja den Mondschein. „Ich würde rathen, daß ein Chemiker den Mondschein in einer Schüssel auffinge und einer chemischen Analyse unterwürfe: denn wie geeignet eine solche materielle Behandlungsart auch für die sogenannten imponderablen Stoffe sey, haben uns die Experimente gelehrt, wo wir mittelst feiner Drehwagen herausgebracht haben, daß das Sonnenlicht, was einen Tag lang auf einen Quadratfuß Fläche fällt, etwas über 2 Gran wiegt, und ähnliche Versuche sind, freilich mit weniger glücklichem Erfolge, auch mit der Wärme und Elektricität angestellt worden. — Ich füge nun blos noch der Charakteristik des Mondes, als Jodinelloß, Folgendes bei: der gelbsüchtige Teint des Mondes rührt auf jeden Fall von der Eigenschaft der Jodine her, die Haut gelb zu färben, die sie an ihrem eignen Felle zuerst versucht hat; und das Abend- und Morgenroth am Himmel lassen sich sehr füglich daraus erklären, daß der Mond wahrscheinlich Abends und Morgens mehr als zu andern Tageszeiten schwizt; was vielleicht auf einem hektischen Zustande desselben beruht, da er oft so auffallend dabei abnimmt; und daß die Jodine schön roth oder violett schwizt, ist ja bekannt."

16) Lob- und Schmähschriften von Ernst Ortlepp. Leipzig, Fest, 1833.

Schriftsteller sind viel im Stande, doch nur Buchhändler Alles. In einer Buchhändlerannonce las ich vom großen Ortlepp, der sich schon wieder selbst übertroffen ꝛc. Es kommt freilich erwünscht, daß wir, da Goethe todt ist, doch wieder einen großen Mann haben, aber es könnten uns deren zu viele werden, wenn sich etwa alle unsre Buchhändler auf die Großmännerfabrikation legten. Der arme Ortlepp kommt hoffentlich ganz unschuldig zu dieser Prostitution, denn in seinem eignen Buch spottet er über dergleichen. Er selber sagt S. 9: „Was brauchte ehemals ein Schriftsteller oder Dichter für Zeit, um sich auszubilden. Wie viele Jahre brauchte Schiller zu seinem Wallenstein. So etwas schreibt ein heutiger Dichter in acht Tagen zusammen. Wie sind wir doch so reich an großen Geistern. Selten wird es bei der Ankündigung eines neuen Taschenbuchs oder einer Novellensammlung anders heißen, als etwa: Wir hatten das Glück, die ausgezeichnetsten deutschen Schriftsteller als Mitarbeiter zu gewinnen. Wir nennen nur einen Fenner, Freudenheil, Irrwisch, Horschel, Mellig, Monert, Lässig, Semper und Süßenborn, sämmtlich Namen, die jeder kennt und die einen wahrhaft klassischen Klang haben." Wer so schreiben kann über Andre, dem sollte man doch selbst keine Eitelkeit zutrauen. Uebrigens könnte Ortlepp seine Muse wohl mit etwas Besserm ausfüllen. Seine Polemik gegen den Dr. Sauerapfel ist wohl der Mühe nicht werth, und was sich etwa von allgemeinerem Interesse daranknüpft, das würde der Verfasser viel schärfer, gründlicher oder wenigstens

witziger ausgedrückt haben, wenn er erst seinen Geist und seine Kenntniß der deutschen Literatur ein wenig hätte reifen lassen. Man muß solche Bücher nicht schreiben, wenn man bessere schreiben kann, und man muß sie noch weniger schreiben, wenn man keine bessern schreiben kann. Als humoristisches Gedicht ist das Buch nicht witzig, als kritisches Werk nicht gründlich genug. Da es inzwischen gegen die Vielschreiberei und literarische Unverschämtheit unsrer Tage gerichtet ist, so sind wir weit entfernt, seine gute Absicht zu verkennen. Es wird damit allerdings immer ärger, so arg, daß er selbst, indem er dagegen schreibt, vom Buchhändler hineingestoßen wird.

Eins der merkwürdigsten Beispiele literarischer Zudringlichkeit kann ich, einmal bei diesem reichhaltigen Kapitel angelangt, nicht übergehn. Ein gedrucktes Blatt liegt vor mir, mit folgender Anzeige:

Deutscher Musenalmanach für 1833,
mit Beiträgen
von
K. Baur, Lud. Bechstein, A. v. Chamisso, W. v. Chezy, Ed. Duller, G. Friedrich, Anastasius Grün, Carl Grüneisen, K. Immermann, K. W. Justi, Just. Kerner, Nikolaus Lenau (Edler von Strehlenau), Wolfgang Menzel, Frau Aug. Meyer, Ernst Münch, L. Neuffer, Gustav Pfizer, Louise v. Plönnies, J. B. Rousseau, L. Schäfer, Aug. W. v. Schlegel, Ph. Schlink, Gustav Schwab, Ludwig Tieck, Ludwig Uhland, H. G. Zehner, Wilh. Zimmermann ꝛc.
herausgegeben
von
F. H. Küntzel, Fr. Metz, Georg und F. Zimmermann.
(Mit dem Bildniß von Anastasius Grün.)

Zwar verfehlen diese edlen Herren nicht, Jedem, dem sie das gedruckte Blatt zuschicken, um gütigste Verschwiegenheit zu bitten, da die bereits auf dem Titel als Mitarbeiter Genannten eigentlich ihren Beitritt noch nicht erklärt hätten; der Versuch aber ist zu keck, als daß er Schonung verdiente. Man nennt die Mitarbeiter erst dann, wenn man sich ihrer versichert hat, und hat man sich ihrer nicht versichert, so ist es ein Betrug, mit ihren Namen andre ködern zu wollen, und eine Unanständigkeit, eine offenbare Beleidigung, ohne Zustimmung des Betheiligten seinen Namen in Gesellschaft Andrer, als gemeinschaftliche Theilnehmer an einem Werk drucken zu lassen. Wer hat den vier zudringlichen Editoren gesagt, daß ich neben einem gewissen N. N. genannt seyn möchte? Daß ich jemals an einer Gesellschaft Theil nehmen möchte, welche dieser N. N. durch seine Gegenwart verunehrt? Und was ist das überhaupt für eine Anmaßung, wenn vier unbekannte Männer die Gedichte andrer weit bekannterer Männer herausgeben wollen, sey es nun um sich neben denselben genannt zu sehen, oder auch nur, um einige Gulden zu verdienen? Diese Anmaßung ist aber um so undelikater, als bereits die meisten der hier mißbrauchten Dichter für den ehemaligen Wendt'schen jetzt Chamisso-Schwab'schen Musenalmanach engagirt sind, und dies jene vier Editoren wohl wissen konnten. Ist aber nicht vielleicht die ganze Ankündigung nur eine Mystifikation?

(Der Beschluß folgt.)

Germanisirende Franzosen.

1) Cours d'histoire de l'Allemagne. Par St. Marc-Girardin. Paris, 1832.

Wer hätte das glauben sollen! Nachdem die Deutschen so lange Zeit den Triumphwagen französischer Sitte und Bildung gezogen haben, ist endlich ein Rollenwechsel unter beiden Nationen eingetreten, dessen Folgen sich noch nicht voraussehen lassen. Als Griechenlands Föderationen von den siegreichen Adlern der römischen Heere überflügelt waren, tauschten sie an die Römer gegen den Raub ihrer Freiheit ihre Ideen aus. Die Sieger saßen zu den Füßen ihrer Sklaven, und erstaunten, daß sich die natürliche Beredtsamkeit des Forums in ein System, der einfache Glaube an die Götter in eine Schlußfolge verständiger Ueberlegung verwandeln lasse. Das war das Vorbild des Alterthums. Die Folgen, die eine siegreiche und dauernde Usurpation Napoleons für Deutschland und Frankreich nach sich gezogen hätte, sind unberechenbar. Wir wären die Sklaven und Schulmeister der Franzosen geworden. Der Despotismus Napoleons hätte unsern neuen Zöglingen die Flügel beschnitten, wir würden sie gelehrig gefunden, und ihre Phantasie an die Buchstaben eines schwierigen Alten oder eines noch unverständlicheren Neuern gefesselt haben. Auf der Spitze der französischen Bayonette würde allen Völkern die deutsche Grammatik überbracht worden seyn, wir hätten die Redewerkzeuge und die Köpfe eines jeden besiegten Volkes in Beschlag genommen, und es eine Sklaverei dulden gelehrt, durch die wir in eine so ehrenvolle, ja wir würden gesagt haben, in eine allein für uns passende Stellung gekommen wären.

Diese müßige Hypothese dient wenigstens dazu, für eine merkwürdige Erscheinung des Augenblicks eine schwache Analogie zu geben. Die deutschen Ideen haben zwar nicht mit den Hohen Alliirten, eine weiße Binde um den Arm, den Einzug in Paris gehalten; doch sie sind da, sie haben dort ihren Katheder und ihre Dolmetscher gefunden. Die spitzen, gedrückten Köpfe der Franzosen sind von ihnen in Besitz genommen, und davon so rund geworden, wie nur irgend ein deutscher Hirnschädel. Unsre Ideen haben bei den Franzosen eben so viel Kluge als Narren gemacht, als bei uns; die Empfänglichkeit ist in allen Gemüthern dieselbe, nur der Saame und die Befruchtung machen den Unterschied. Es ist sonderbar. Während unsre Liberalen die breitkrämpigen, plattgedrückten Hüte tragen, durch die sich die Republikaner am 6. Juni in der Straße St. Merry so bald verriethen, sind bei den Franzosen die altdeutschen Sammtbaretts aufgekommen. Während wir alle Lust bezeugen, dem St. Simonismus seine Widersinnigkeiten zu nehmen, und den lezten Anstrengungen der Väter vom Merilmontant mit der ganzen Energie unsrer Begeisterung zu Hülfe zu kommen, fangen die Franzosen an, auf unsre mystischen Zustände zu lauschen, und aus den Entzückungen unsrer wiedergebornen Leineweber, der nächsten Zukunft der civilisirten Welt ihr Horoskop zu stellen. Während endlich der deutsche Liberalismus längst über seine alten Gränzen gesprungen ist, während er die Einheit Deutschlands und das Protektorat für einen Traum, die Advokaten derselben für Visionäre erklärt hat, sind die Phantasien der Franzosen von unsern schwarzrothgoldenen Hoffnungen gefärbt worden, sie haben die Trümmer unsrer alten Geheimbünde gerettet und Nachsuchungen angestellt, um den Nibelungenhort der deutschen Kaiserkrone aus den Wogen des Rheins zu heben. Ich habe französische Räsonnements gelesen, die sich wie wörtliche Uebersetzungen der alten Reden, die wir in den Jahren 17. 18. 19. Köpenikischen Andenkens vor unsern Brüdern in bemoosten Ruinen und unter tausendjährigen Eichen hielten, anhören ließen.

Ich zweifle, ob ich meine germanisirenden Franzosen schon genug kenntlich gemacht habe. Es versteht sich von selbst, daß ein Franzos seine Ansichten nur in seinen Schriften und Handlungen, nicht wie der Deutsche auch in der ganzen Weise seines gesellschaftlichen Benehmens kund gibt. Jene Vergleichungen standen nur der deutschen Leser wegen da, weil wir in der That manche Ideen am besten durch die Kleider der Leute, die sie verfechten, kenntlich machen. Es ist nur von einem Seitenarme der großen gelehrten Kolonne die Rede, die in Paris mit den Doktrinären Hand in Hand geht, und seit dem lezten Ministerwechsel als Kompendium mit dem Portefeuille vertauscht hat. Herr Guizot, derselbe Minister, der schon kurz nach der Julirevolution so unpopulär wurde, weil er in seinen Rundschreiben an die Maires und Präfekten spekulative Untersuchungen anstellte, und in Verdacht gerieth, die Telegraphen zur Verbreitung seiner philosophischen Resultate benutzen zu wollen, derselbe jezt wieder zu Ehren gekommene Staatsmann ist die rechte Hand des Königs. Herr Cousin ist wieder die rechte Hand des Herrn Guizot, und meine altdeutsche Franzosen sind zulezt die rechte Hand des Herrn Cousin. Sollte es zu einer französischen Invasion kommen, so wissen wir nun doch die Genealogie unserer Liebhaber, die den Deutschen die Einheit geben werden, nicht weil sie zur Propaganda gehören, sondern weil sie im Kollege des heiligen Ludwig darüber Vorlesungen gehalten haben.

Der Eifer, mit dem sich die Franzosen in neuerer Zeit auf deutsche Wissenschaft und Kunst geworfen haben, ist für sie eben so außerordentlich, als schmeichelhaft für uns. Sie haben nicht nur die Solidität unserer wissenschaftlichen Forschungen anerkannt, sondern selbst unsern großen Leistungen im Gebiet der freien, dichtenden Künste eine überraschende Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Von jenen gestanden sie, daß sie vor ihnen erröthen müßten, von diesen, daß sie durch sie entzückt würden. Was einige unsrer scharfsinnigsten Geschichtsforscher geleistet haben, ist ihnen nicht unbekannt geblieben, ja selbst die kühnen Hypothesen, über die wir erst erstaunten, und darauf selbst den Stab brachen, erhalten sich bei ihnen immer noch im großen Ansehen, und beschäftigen die Ungeduld der Gelehrten, die so gewissenhaft sind, nur durch Widerlegung, nicht durch das Verschweigen einer Hypothese zur erweislichen Wahrheit kommen zu wollen. Unsre philosophischen Bestrebungen, diese glänzenden Zeugnisse unsrer Tiefe und unsrer Verirrungen, haben bei den Franzosen nicht nur Freunde und Bewunderer gefunden, sondern selbst entschiedene Anhänger, die auf ein einziges Wort ihrer deutschen Lehrer drei körperliche Eide zu schwören sich vermessen. Endlich ist es längst bekannt, welche folgenreiche Revolution des Geschmacks die Bekanntschaft mit unsern schönen Geistern in Frankreich hervorgerufen hat, wie tief dort die Autoritäten durch unsern Einfluß gefallen sind, wie kleinmüthig die Akademie zugeben mußte, daß ihre leergewordene Bänke von den Anhängern des neuen Gesetzes eingenommen wurden. Unsre politischen Verhältnisse haben jezt dieselbe Aufmerksamkeit erregt.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel.
Herausgegeben vom Vorsteher des Börsenvereins.

Redaktionelles.

Bücherpreise und Valutaschwankungen.

Die Valutaschwankungen, die in den letzten Monaten eingetreten sind, haben in weiten Kreisen des Buchhandels Unruhe hervorgerufen. Es ist daher begreiflich, daß sich auch die Vereinsorgane mit dieser Frage beschäftigen. Wir haben bereits in Nr. 276 d. Bl. einen Artikel veröffentlicht, der sich mit der Frage der Preisberechnung bei Valutaschwankungen befaßt. Wir haben dazu bemerkt, daß wir uns vorbehalten, auf diese Frage zurückzukommen, sobald sich die Verhältnisse geklärt haben. Diese Klärung ist noch nicht eingetreten, aber es ist doch notwendig, daß wir uns mit dieser Frage beschäftigen, weil sie für den Buchhandel von großer Bedeutung ist.

Wir haben bereits in Nr. 276 d. Bl. einen Artikel veröffentlicht, der sich mit der Frage der Preisberechnung bei Valutaschwankungen befaßt. Wir haben dazu bemerkt, daß wir uns vorbehalten, auf diese Frage zurückzukommen, sobald sich die Verhältnisse geklärt haben. Diese Klärung ist noch nicht eingetreten, aber es ist doch notwendig, daß wir uns mit dieser Frage beschäftigen, weil sie für den Buchhandel von großer Bedeutung ist.

Wir haben bereits in Nr. 276 d. Bl. einen Artikel veröffentlicht, der sich mit der Frage der Preisberechnung bei Valutaschwankungen befaßt. Wir haben dazu bemerkt, daß wir uns vorbehalten, auf diese Frage zurückzukommen, sobald sich die Verhältnisse geklärt haben. Diese Klärung ist noch nicht eingetreten, aber es ist doch notwendig, daß wir uns mit dieser Frage beschäftigen, weil sie für den Buchhandel von großer Bedeutung ist.

Wir haben bereits in Nr. 276 d. Bl. einen Artikel veröffentlicht, der sich mit der Frage der Preisberechnung bei Valutaschwankungen befaßt. Wir haben dazu bemerkt, daß wir uns vorbehalten, auf diese Frage zurückzukommen, sobald sich die Verhältnisse geklärt haben. Diese Klärung ist noch nicht eingetreten, aber es ist doch notwendig, daß wir uns mit dieser Frage beschäftigen, weil sie für den Buchhandel von großer Bedeutung ist.

Die Meinung, die unſre neuen Kenner von uns gefaßt haben, iſt ungefähr folgende. Sie ſagen: Als die Götter den Völkern ihre Gaben austheilten, verliehen ſie den Deutſchen die Ideen und das Phlegma. Jene, um eine Brücke zu haben, auf der ſie zu den Menſchen ſteigen könnten, dieſes, um dem himmliſchen Princip ein telluriſches als Gegengewicht an die Seite zu ſetzen. Die Deutſchen ſind unpraktiſch. Schon in ihren Wäldern brüteten ſie auf den Bärenhäuten, und überließen die Geſchäfte des Hauſes ihrem Weibe und ihren Sklaven; während z. B. ein franzöſiſcher Gatte ſich noch jezt ein Vergnügen daraus macht, einen Korb an die Hand zu nehmen, auf den Markt zu gehen, und Eier und Gemüſe zu kaufen. Von Natur iſt der Deutſche republikaniſch, wie ſeine Literatur; doch wird er ſich jede Herrſchaft gefallen laſſen, in die die Wiſſenſchaft einen tiefern Sinn zu legen weiß. All ihre friedlichen Widerſprüche und gewaltthätigen Aufſtände ſind niemals durch den unmittelbar zwingenden Mangel hervorgerufen worden, ſondern zu den Beſchwerden, die man abgeſtellt wiſſen wollte, mußte ſich noch immer ein ideeller Anſtoß geſellen, ehe ſie zu den Waffen des Eiſens oder der Zunge griffen. Wenn bisher dieſes zweite Element die Religion geweſen iſt, ſo iſt es jezt die Tendenz nach einer organiſchen Einheit ihrer Conföderation. Sie wollen nicht mehr Sachſen, Hannoveraner, Heſſen ſeyn, ſondern Deutſche. Napoleons Druck hat ſie an ihre Urſprünge erinnert, aus den Quellen der Geſchichte ſchöpften ſie ihre Begeiſterung, jezt wollen ſie nur in ſo weit frei ſeyn, als ſie einig zu werden verlangen. Der nächſte Weg, der zu dieſem Ziele führt, beſteht in Nichts, als die Fürſten aus dem Lande zu jagen. Dieſen werden aber die Deutſchen immer verachten, ſie hoffen auf die Macht der Ideen. Sie warten auf den von Plato verheißenen Augenblick, wo die Könige Weiſe und die Weiſen Könige ſeyn werden. Nun iſt der Tendenz nach der Einheit der Begriff der Hegemonie verwandt. Es muß, ſo ſchließen die Deutſchen, einen Staat geben, der gleichſam die Kraft aller Uebrigen in ſich abſorbire, und ihnen dafür ein neues Leben einhauche. Welcher Staat kann dies anders ſeyn, als der Preußiſche? Der Zuſtand der preußiſchen Schulen, wie er durch Herrn Couſin ans Tageslicht gebracht iſt, wird für Deutſchlands Einheit entſcheidend werden. Die Preußen werden glorreich unter die Hadernden treten, und die Widerſacher ehrfurchtsvoll ihre Fahnen ſenken.

Man ſieht, dieſe Gedanken ſind nicht originell, und ſie ſollen es auch nicht ſeyn. Es ſind alte Bekannte, mit denen wir ſchon oft zuſammentrafen, und die wir eben ſo oft widerlegt haben. Man kann unſern Franzoſen alſo nicht den Vorwurf machen, daß ſie über die Wünſche der Deutſchen gefabelt haben. Sie ſind nur ſo unglücklich geweſen, eine Parthei für die Maſſe und ein beſonderes Intereſſe für ein allgemeines Verlangen genommen zu haben. Dieſe Transrhenaner würden anders geurtheilt haben, wenn ſie in Preußen ſich nicht ausſchließlich unterrichtet hätten. Daran thaten ſie Unrecht. Sie kamen nach Berlin, um die Primär- und Mittelſchulen zu ſtudiren, und als ſie wieder in Paris waren, beſtiegen ſie den Katheder und ſprachen von den politiſchen Erwartungen der Deutſchen. Sie eröffneten Courſe über deutſche Geſchichte, und gaben vor, ſie aus neuen und richtigen Geſichtspunkten zu betrachten. Dieſe Vorleſungen ſind jezt bekannt geworden, ſchon kurz, nachdem ſie gehalten waren, lieferte der Temps über ſie ſtenographiſche Auszüge, man kann ſie alſo vergleichen. Ich geſtehe, daß ich an ihnen Nichts gefunden habe, als die Uebertragung einiger deutſchen Phantaſien in die natürlichere Ausdrucksweiſe der Franzoſen. Man wird nicht anders können, als mehreren deutſchen Profeſſoren zu ihren Schülern Glück wünſchen.

Es ſind jezt drittehalb Jahre, daß ich einen unſrer thätigſten franzöſiſchen Freunde, der ſich durch Schrift und Rede unſere ausgezeichnete Dankbarkeit erworben hat, kennen zu lernen das Vergnügen hatte, den Verfaſſer dieſes Buchs. Es war noch in den friedlichen Tagen der Reſtauration, ungefähr drei Monate vor der Juliwoche, als ich bei unſerm Nationalliebhaber im Hotel de Rome zu Berlin eintrat. Ich war ihm als Cicerone durch die Schönheiten unſrer Literatur und Sprache empfohlen worden, und ich konnte ſeinen liebenswürdigen Bitten und meinem eignen Patriotismus nicht widerſtehen. Ich traf in ihm einen jungen, feurigen Franzoſen, voller Begierde, ſich zu unterrichten; doch hatte er denſelben viereckigen Kopf, der über dem Rhein ſo national iſt. Zuerſt kündigte er ſich mir als einen Theologen an; er wäre auf die Kirchengeſchichte verſeſſen, und wolle die Fehler, die Matter begangen hätte, durch Neander berichtigen. Dann ſprang er auf die Myſtiker über. Er hielt die damals ſo viel beſprochene Halleſche Denunciation für das folgenreichſte Ereigniß, dachte ſich unter den gotterleuchteten Eiferern die tiefſinnigſten Theoſophen, und nannte ſie immer nur in Verbindung mit Jakob Böhme, Albertus Magnus und Philo. Er war untröſtlich, als er Schleiermacher beſucht hatte, und ihm dieſer auf ſein liebſtes Thema, die Hallenſer Theoſophen, nicht Rede ſtehen wollte. Jezt warf er ſich den Hegelianern in die Arme. Er ließ ſich eine Reihe von Vorleſungen über die Encyklopädie halten; das nannte er, ſich um Deutſchlands Gegenwart bekümmern. Ich traf ihn oft erſchüttert über das Anſich, Fürſich und Außerſich; und dennoch muß er es verſtanden haben, weil er jezt in Paris vorgibt, die Tiefe der Deutſchen ſey ihm kein Räthſel mehr. Er beſuchte,

wie ſpäter ſein Freund, Herr Couſin, alle öffentliche Lehranſtalten, und zog von einem Oberlehrer, der in dieſem Sommer von einer totalen Verrückung ſeines Hirns nur mit Mühe geheilt worden iſt, ſeine Erkundigungen über die Stellung der Schule zum preußiſchen Staate ein. Dies iſt die trügeriſche Quelle der durch Wiſſenſchaft und Kunſt bedingten preußiſchen Hegemonie, wie ſie jezt auch in Frankreich gelehrt wird! Nur in einer Hinſicht habe ich über den Enthuſiaſten etwas vermocht, wodurch er auf einige Leute in Deutſchland ſchlieſſen konnte, die ſich unbegründeten Illuſionen nicht ſo leicht hingeben. Ich ſchloß ihm nämlich in meiner Art das Verſtändniß der Goethe'ſchen Poeſie auf, und habe die angenehmſte Ueberraſchung gehabt, als er in franzöſiſchen Blättern die auch bei uns bekannt gewordene, von der Carlyle'ſchen ſo verſchiedene Leichenrede über den großen Todten hielt. Er erklärt darin offen, daß uns mit Goethe nur ein Name geſtorben ſey, an den die Deutſchen jezt nichts mehr, als eine ſchuldige Pietät kette; er nannte ihn den Dichter des achtzehnten Jahrhunderts und verhieß uns einen neuen und immer ſchönern Frühling im Garten der Poeſie. Warum hat er nur von dieſem treffenden Urtheile nicht weiter geſchloſſen auf unſre politiſchen Zuſtände? Warum iſt er hier auf ſo luſtigem Boden geblieben? Man mache mir keinen Vorwurf! Ich glaube, meine Hände in Unſchuld waſchen zu dürfen!

Wenn ſich die Franzoſen zur deutſchen Oppoſition ſchlagen, ſo wird es immer ſchwer ſeyn, zu begreifen, welche Stellung ſie denn im Falle einer Umwälzung Deutſchlands einnehmen wollten. Es iſt zwar nichts gewiſſer, als daß weder die Träume unſrer, noch der franzöſiſchen Doktrinäre je verwirklicht werden; aber beide denken doch an die Möglichkeit dieſes Ereigniſſes. Welchen Entſchluß haben ſie für dieſen Fall ſchon im Voraus gefaßt? Unſre Gemäßigten ſagen: Traut dem Erbfeinde nicht! Aber es wäre Unrecht, in die Redlichkeit der Anſichten, die ſo friedliche Kathedermänner über uns ausſprechen, Zweifel zu ſetzen. Sie könnten uns dafür den beſchämenden Beweis führen, daß wir ſie durch unſer gehäſſiges Mißtrauen nur beleidigen. Und dennoch hätte ich es lieber, die Franzoſen ſchwiegen von unſrer Einheit und unſern Ideen. Sie haben die Kunſt, unreife Gedanken ſo einfach und natürlich zu machen, als ſeyen ſie in den Köpfen vernünftiger Leute entſtanden. Die Deutſchen ſind aber immer gewohnt, Ideen zu verfolgen, denen man in Frankreich ein Zeugniß aufgeſtellt hat. Wir haben dann gleichſam von ihnen das Vorurtheil, daß ſie vor dem Tribunal der europäiſchen Meinung nicht zu erröthen brauchen. Darum wünſchte ich, die Franzoſen leiſteten Verzicht auf den Ruhm unſrer ſo genauen Bekanntſchaft. Wir wollen gern von ihnen hören, daß wir in Wäldern wohnen und uns mit den Früchten der Eichbäume nähren, daß wir eine Sprache reden, die halb kalmückiſch, halb gothiſch iſt, und daß wir in Erfurt einen Kurfürſten, in Nürnberg einen Markgrafen ſitzen haben, wenn wir nur damit erreichen können, daß unſre Unitarier und Hegemoniſten ſie nicht als Autoritäten citiren. —

G.

2) Nouvelle revue Germanique. Paris, Levrault, 1831, 2.

Dieſes ſchon ſeit mehreren Jahren beſtehende Journal ſucht die Franzoſen durch Rezenſionen mit der deutſchen Literatur bekannt zu machen. Der Wille iſt gut, aber es fehlt der Redaktion offenbar an Ueberſicht über die deutſche Literatur, und an einer richtigen Auswahl. Sie erwähnt deutſche Bücher, von denen die Franzoſen wohl nichts zu wiſſen brauchen. Wozu überhaupt der Novellen von Willibald Alexis gedenken, wenn der Rezenſent nur von ihnen ſagt, ſie ſeyen unintereſſant und pretiös. Sind ſie ſo, ſo ſind ſie auch nicht werth, daß die Franzoſen von ihnen hören. Dagegen iſt vieler deutſchen Bücher nicht gedacht, welche die Franzoſen wohl intereſſiren dürften, beſonders nicht der trefflichen naturhiſtoriſchen und Geſchichtswerke, deren Deutſchland ſo viele hervorbringt. Freilich haben die Franzoſen ein Recht, uns Deutſchen vorzuwerfen, daß wir ſelbſt ſo wenig über den Werth neuer Bücher einig ſind. Unter den jüngſten Dichtern Deutſchlands iſt ohne Zweifel Julius Moſen der Ausgezeichnetſte. Eine ſolche Erſcheinung würde in Frankreich augenblicklich das allgemeine Intereſſe auf ſich ziehn; in Deutſchland aber kann er lange warten, bis man ihn aus der Maſſe hervorhebt und einſtimmig rühmt, und noch länger, bis die Franzoſen es merken. Ein Geſchichtsforſcher wie Plath in Göttingen würde, wenn er ſeine Geſchichte der Mandſchu in Paris franzöſiſch geſchrieben hätte, den größten Ruhm der Gelehrſamkeit davon tragen; da er aber das Unglück hat, in Deutſchland geboren zu ſeyn, ſo kräht jezt kein Hahn darnach, weder daß er im Gefängniß ſizt, noch daß er ein bewunderungswürdiges Geſchichtswerk geſchrieben hat. So ſieht es in Deutſchland aus, und wenn wir ſelbſt uns nicht kennen, wie ſollen uns die Franzoſen kennen lernen? So lange unſer Nationalverſtand noch nicht ſo weit routinirt iſt, daß das Leſepublikum die Journaliſten kontrollirt wie in Frankreich und England, ſo lange es in Deutſchland noch möglich iſt, wie Theodor Hell ein Blatt zu ſchreiben, das trotz ſeiner intellektuellen und ſtyliſtiſchen Niederträchtigkeit zu den beliebteſten und vielgeleſenſten gehört, ſo lange noch ein Gubitz, Willibald Alexis, Bruckbräu ꝛc. die Mentoren der Menge ſind, ſo lange man die akademiſchen und Buchhändler-Lobfabrikanten in gleichen Rang

mit einem ächt kritischen Blatt stellt, und die gerechte Kritik erstickt unter der Last und Zahl bestellter Lobhudeleien, so lange man die Wahrheit, die noch hin und wieder ein Kritiker verficht, nur für eine Sonderbarkeit hält und ihn mit elenden Komplimenten von witziger Schreibart und Vielseitigkeit ärgert, um nur nicht sagen zu müssen, daß er wahr sey; so lange es so in unserm literarischen Deutschland bestellt ist, sey euch Franzmännern von Herzen eure Unwissenheit in Betreff unserer Angelegenheiten verziehn. Das einzige Verdienst, was ihr in dieser Hinsicht haben könnt, ist, daß ihr selbst urtheilt und euch bei leibe nicht von den Deutschen euer Urtheil diktiren lasset. Faselt auf eigne Hand, aber gebt euch nicht zum Werkzeug deutscher Faselei her. Die Kritiken, die in englischen Blättern über deutsche Literatur stehn, sind größtentheils deutsches, namentlich Berliner Fabrikat. Wie schimpflich für die Engländer, daß sie sich die Fadaisen der Hegelo-Goethokorare aufschwatzen lassen! Aber das deutsche Publikum theilt die Beschimpfung, da es die anglisirten Berliner nicht erkennt. Vor mehreren Jahren hatte ein Partheigänger des edlen Müllner einen heftigen Ausfall gegen mich einer französischen Zeitschrift einverleibt. Du guter Gott, was war ich denn, daß die Franzosen von mir hätten Notiz nehmen sollen? Jüngst war ein Schottländer bei mir, der zufällig über Hamburg, Berlin, Dresden, Wien und München gereist war, bevor er zu mir nach Stuttgart kam. Er hatte getreulich alle Narrheiten geglaubt, die ihm die Scholastiker des Nordens und die Aesthetikaster des Südens aufgeschwatzt, und nun er aus meinem Munde einige abweichende Meinungen vernahm, rief er verzweiflungsvoll aus, o warum bin ich nicht gleich von der rechten Seite durch Deutschland gereist? Inzwischen habe ich auch Engländer und Franzosen kennen gelernt, die, deutschredend, lange genug unter uns verweilt haben, um uns zu kennen, z. B. Cleasby, der ein Recht hätte über uns zu schreiben, wie es noch wenige Ausländer hatten.

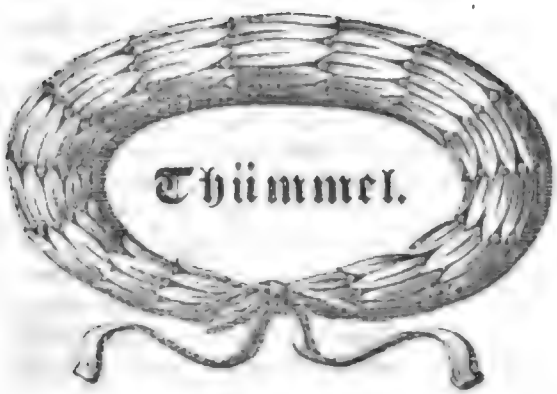
Es wird wahrscheinlich noch lange dauern, ehe der Enthusiasmus des Auslands für deutsche Gelehrsamkeit und Poesie zu Verstand kommt. Der Weg, den Edar Quinet, den Girardin gehn, führt so wenig dazu, als der Weg Cousins. Ein Franzose, wenn auch noch so geistreich, vermag nicht so gleich in Bausch und Bogen das deutsche Wesen zu beurtheilen und frischweg zu konstruiren. Dazu gehört einige, und zwar viel Detailkenntniß. Wir haben den Franzosen keinen Centralpunkt, wie Paris darzubieten, wo sie gleich alles beisammen finden könnten. Ein solcher Centralpunkt ist weder Wien noch Berlin, weder München noch Frankfurt, weder Dresden noch Leipzig, weder Weimar noch Göttingen. Wenn sie erst unsre Sprache lernen, wie wir die ihrige, und ich will nur sagen Dreitausend unsrer besten Bücher übersezt haben, wie wir die übrigen alle, dann steht ihnen erst zu, über uns zu urtheilen, wie wir über sie. Ein kritisches Blatt wie die revue Germanique ist allerdings sehr zur Vermittelung der Detailkenntniß geeignet; aber dann könnte es nicht streng genug in der Auswahl seyn. Da aber überhaupt die neusten Bücher nur eine sehr unvollständige Kenntniß der deutschen Literatur überhaupt gewähren, so wäre den Franzosen vor allen Dingen eine gute Geschichte der deutschen Literatur zu wünschen, die weder blos leere Namen enthielte, noch blos ins Blaue hinein raisonnirte.

3) Revue de deux mondes. Paris, 1832.

Ein vortreffliches Blatt, das wir hier in der Hoffnung erwähnen, es werde künftig durch gründliche und geistreiche Aufsätze nach und nach die französischen Begriffe auch über unser Vaterland besser aufklären. Es umfaßt geschichtliche, philosophische, kritische und belletristische Aufsätze, wie die Horen von Schiller. In Deutschland existirt gegenwärtig kein solches Blatt mehr, da man eben nur politische Zeitungen, kritische Journale und modische leichte Unterhaltungsblätter lesen will. Historische Abhandlungen müssen sich in historische, philosophische in philosophische Journale flüchten, die außerhalb der Fakultät keine Leser finden. Dadurch wird der gelehrte Kastengeist nur zu sehr genährt und allgemeine Bildung und öffentliche Aufklärung gehemmt. In den vorliegenden Heften der revue de deux mondes finden wir eine Abhandlung von Ampère über den Sigurd der nordischen Edda und Sigfrit der deutschen Nibelungen, so wie einen Brief über den kürzlich verstorbenen Ludwig Robert. Diese Auswahl beweist leider, daß auch die Redaktion eines so trefflichen Journals, wie es das vorliegende ist, mit den Angelegenheiten der deutschen Literatur noch völlig unbekannt seyn muß. Ludwig Robert ist einer unsrer unbedeutendsten Schriftsteller gewesen. Will das Journal den Franzosen einen Blick in unsre literarischen Wälder eröffnen, so reicht ein solcher dürrer Zweig nicht hin.

Die jüngern Franzosen, mit ihren übereilten Versuchen, das deutsche Wesen auf den ersten Blick von Grund aus zu verstehn, werden durch Frau von Stael beschämt, die wenigstens fleißig gesammelt und beobachtet hatte. Wie interessant müßte es für uns Deutsche seyn, einmal einen klaren ausländischen Denker über die Koryphäen unsrer Literatur urtheilen zu hören. Die jungen Franzosen sind zwar gleich bereit zu urtheilen, aber sie wollen sich nicht die Mühe geben, den Gegenstand, über den sie urtheilen sollen erst kennen zu lernen; und mit den Engländern steht es noch schlimmer. Sie geben das Quaterly Review dem Berliner Gesalbader über Goethe und Hegel Preis, und die Berliner Einsender prahlen dann: seht so urtheilt das freie englische Volk! ein Betrug, der in der That weit mehr die Engländer, als uns beschämt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 10. — 25. Januar 1833.

Humoriſtiſche Literatur.

(Beſchluß.)

17) M. A. von Thümmels ſämmtliche Werke. Dritte Ausgabe. Sechs Bände. Leipzig, Göſchen, 1832.

Thümmel gehört zu einer Gattung von Schriftſtellern, die jezt ausgeſtorben iſt, zu den liebenswürdigen. Welche Zwecke ſuchen heute die Autoren zu erreichen! Sie wollen die Phantaſie ihrer Leſer mit einer ſchauernden Gänſehaut überziehen; ſie hüllen das Publikum in ihre tollen Erfindungen und ſtürzen vom Nordpol zum Südpol, um in demſelben Augenblicke ſchon wieder beim Aequator zu ſeyn. Sie ſteigen auf die Gipfel der Alpen, man lauſcht, welche Worte ſie ihren Entzückungen geben werden, und ſie ziehen Kants Kategorientafel aus der Taſche und beweiſen uns, daß bei der Naturbetrachtung die dritte der höhern Seelenkräfte zweiter Ordnung angeſtrengt werde. Es gibt Schriftſteller, die ſich im lezten Kapitel ihrer Werke der Unſterblichkeit empfehlen und im erſten dem Publikum Grobheiten ſagen, wie ſie ſonſt unerhört waren. Ja vor Kurzem hat ein franzöſiſcher Humoriſt erklärt, ſeine Abſicht ſey, der Leſer ſolle ſechsmal ſeine grauſamen, verrückten Schilderungen wegwerfen, und ſie das ſiebtemal doch wieder vornehmen. Das ſind unſre Zeitgenoſſen. Glückſelige Vergangenheit! Unſre Väter erholten ſich, wenn ſie im Meßkatalog die drei, vier Seiten der neuerſchienenen Unterhaltungsſchriften mit ihren ſchäkernden, ſpaßhaften Titeln durchliefen, und wenn ſie dann einen bei den Gebrüdern Jakobäern oder bei Fritſchen herausgekommenen Roman zur Hand nahmen, ſo floß ihnen die Zeit wie ein Strom hin und ſie verdauten noch einmal ſo gut. Dieſer anmuthige, freundliche Verkehr mit dem Publikum iſt jezt außer Mode gekommen. Man will bewundert, nicht geliebt ſeyn. Das Genie kennt keine Regel, als ſeine eignen Sprünge; dieſe gelten für die Geſetze der Schönheit. Wer ſtiege noch herab in die kleine Welt der kleinen Leidenſchaften, der gutmüthigen Wünſche, der beſcheidenen Triebe! Wer vermöchte von der Liebe noch zu ſprechen, wie von einer Erfahrung, die unſer Herz alle Tage macht, von der Liebe, die in den Köpfen unſrer heutigen Autoren eine Fabel geworden iſt, die man am tiefſinnigſten zu erklären glaubt, wenn man ſie mit der Entſagung enden läßt! Wer getraute ſich noch die Räthſel des Platoniſchen Dreiecks auf die einfachſte Art zu löſen, und von gewiſſen Begierden menſchlich zu reden, über die die Fauſt's und die modernen Don Juan's ſo viel Göttliches gefaſelt haben! Ueber den Muſen hat man die Grazien vergeſſen.

Thümmel und Wieland haben allerdings auch in ihrer Art eine Manier veranlaßt. Die ſchalkhaften Streiche

des kleinen Liebesgotts hatten sich so ins Unendliche gehäuft, daß man kaum noch über sie lachen konnte. Die Poesie der Strumpfbänder und der Nachthauben, die Intriguen hinter der Gardine, die komischen Ehestandsscenen, die unschuldigen Ehebrüche en miniature konnten nur so lange allerliebst bleiben, als die lügenhaften Sentimentalisirungen des Lasters an Goethe und Andern ihre gefeierten Darsteller fanden. Die Prätzel, die Laun, die Langbein mit ihren grotesken Abentheuern, ihren vom Bock gestoßenen Pastoren, diesem ewigen: Jungfer Lieschen, weißt du was, komm mit mir ins grüne Gras! werden auf die Länge doch unausstehlich fad. Die Grazie und Anmuth eines Wieland sind in diesem Bereich ebenso unerreicht geblieben, als der Witz und die geistreiche Laune Thümmels.

Thümmels bürgerliche Stellung, die ihn bekanntlich in die nächsten Berührungen mit höchsten und allerhöchsten Personen brachte, war für den Charakter seiner Muse entscheidend. In einer noch so auffallenden Barbarei der deutschen Literatur, wie sie theilweise das dritte Viertel des vorigen Jahrhunderts zeigte, bedurfte es der seltensten Verhältnisse, um zu einer so ausgezeichneten Meisterschaft zu gelangen, wie sie in Thümmels Lebensansicht und Ausdrucksweise unbestreitbar ist. Diese Einflüsse seiner Erziehung und seines Umgangs waren es auch, die sich bei Thümmel mit einer fröhlichen, heitern Laune gesellten, wie sie allein ein Geschenk der Natur seyn konnte. Thümmel überrascht uns durch seine Kenntniß der fremden Literatur eben so sehr, wie durch seine feine Beobachtungsgabe, die immer die Folge einer sorgenlosen Erziehung und Lebensweise seyn wird. Wie schwer wird es den meisten Schriftstellern jener Periode, sich von den lästigen Einflüssen ihrer Herkunft und ihrer bürgerlichen Lage zu befreien! Bei den Flügen ihrer Phantasie klebt ihnen immer noch etwas tellurisches an den Füßen, sie zupfen sich verlegen an den Manschetten, wenn sie in den Tempel der Musen treten, und können bei allen Gerichten, die sie, an die Tafel der Himmlischen gezogen, genießen sollen, einen hartnäckigen Beigeschmack von Kartoffeln nicht überwinden. Das sind Unbequemlichkeiten, von denen man sich in jener Zeit nicht leicht befreien konnte, und die nur den nicht störten, dem die Vortheile eines höhern Standes zu Nutze kamen. Thümmel war ein Bevorrechteter, aber seine vorurtheilsfreie Einsicht verhinderte ihn, darauf stolz zu seyn. Thümmel war in gewissem Sinne Aristokrat, wenn man sich dieses Ausdrucks vor der Revolution bedienen darf, aber er stand ganz auf der Höhe, die Schwächen der höhern Stände zu beobachten, und besaß den für jene Zeiten seltenen Muth, diese mit oft derbem Spotte aufzudecken. Seine geistreiche Wilhelmine ist der beißendste Spott auf die damaligen Höfe mit ihren Maitressen, Intriguen, Festivitäten, Kammerherren, Hofmarschällen. Er zeigt uns die komische Seite davon, während Schiller in Kabale und Liebe die tragische zeigt. Nur auf diesem politischen Gebiet wird Thümmel zuweilen bitter. Sonst liebt er nur zu spielen und sein Humor kämpft nur mit den leichtesten Waffen. Er wirft so viel Blumen über den Gegner, bis dieser erstickt. Wenn Thümmel anfängt, sich lustig zu machen, so ist es gewöhnlich über sich selbst. Er nennt seine Satire einen Hund, der von der Kette gelassen seinem Herrn zuerst an das Bein fährt.

Die Inokulation der Liebe ist ein Scherz in dieser anmuthigen, verblümten Manier, die später so viele ungeschickte Nachahmer gefunden hat. Auch hier, wie überall bei Thümmel, wird das bewußtlose, naive Pflücken und Kosten der verbotenen Frucht mit unübertroffenem Reize geschildert. Eben so einfach ist die Situation in Thümmels berühmter Wilhelmine. In diesem durch den geschmackvollsten Styl ausgezeichneten prosaischen Heldengedichte herrscht dieselbe Diskretion des Stillschweigens, derselbe Zauber der Mäßigung in Verhältnissen, die um so anziehender sind, je weniger man ihre nackte Wahrheit aufdeckt. Nichts kann jene Zeit, wo man durch die Schürze der gutsherrlichen Kammerzofe zu einer Pfarre und zur Superintendentur gelangen mußte, mehr veranschaulichen, als dies Meisterstück der komischen Muse, die durch die Affektation der Homerischen Erhabenheit einen blendenden Effekt macht.

Thümmels Hauptwerk ist die Reise in Frankreichs mittägliche Gegenden, die Reise eines Hypochonders, eines schlechten Verdauers, der sich und seine Laune und seinen Magen durch die Sonne und die Weine und die Mädchen Frankreichs heilen will. Hier hat Thümmel alle Schleusen seines reichen Geistes geöffnet. Feine Bemerkungen über die Sitten der Zeit, Schilderungen reizender Gegenden und gefälliger Charaktere wechseln mit den anziehendsten Episoden ab, mit satirischen und verliebten Passagen, mit den drolligten Abentheuern, die ihm entweder wirklich begegnet sind, oder die er mit erfinderischer Kunst ersonnen hat. Ich habe bei diesem Kleinode unsrer Literatur nur zwei Wünsche niemals unterdrücken können, den einen um eine größere Kürze gegen das Ende hin, und den andern um Gerechtigkeit des Autors gegen sich selbst und das reizendste Geschöpf seiner Phantasie, gegen Klärchen von Avignon. Unsre Neueren sind noch alle an der Aufgabe, die weibliche Unschuld zu schildern, gescheitert, einer Aufgabe, die der unkeusche Thümmel durch die Darstellung seines Aufenthalts in Avignon längst gelöst hat. Klärchen, das katholisch-fromme Klärchen, dessen höchste Wonne das Strumpfband der Mutter Gottes, ein Auktionsstück, ist, dürfte unter allen von der Phantasie eines Dichters gebornen weiblichen Wesen das einzige seyn, dem gegründete Rechte

auf die Myrtenkrone der Unſchuld zuſtehen. Warum hat Thümmel an dieſem kindlichen Engel, den er mit lüſterner Verführung umflattert, ſelbſt nicht glauben wollen? Warum hat er dieſen himmliſchen Zauber zerſtört und aus dem Verſtellung gemacht, was ein Triumph der reinſten Natur war? Dieſer Mißgriff hat ſich an dem Dichter gerächt. Die Reiſe verliert ihr Intereſſe, nachdem Klärchen für ein trügeriſches Phantom erklärt iſt, viele Partien ſind langweilig und Thümmel muß ſeine ganze Laune aufbieten, den erzürnten Leſer wieder zu verſöhnen.

Dieſe neue Auflage zeichnet ſich durch artige Kupfer aus. Die frühern Ausgaben waren in dieſer Hinſicht vernachläßigt; denn hölzerne, ſteife Figuren, die ehemals beliebten Situationen der Redenden, wo man unten die Worte zu citiren pflegte, die in dieſer Situation geſprochen wurden, paſſen für Thümmel gar nicht. Ramberg, der dieſe alte Manier verdrängt und in ſeinen tauſend erklärenden Kupferſtichen immer die Situationen der Handelnden und der Charaktere gezeichnet hat, war ganz beſonders geeignet, zu dem launigen Thümmel ſeine muntern, lebendigen Zeichnungen zu liefern. G.

Franzöſiſche Literatur.

De la Grèce moderne et de ses rapports avec l'antiquité par Edgar Quinet, membre de la commission scientifique du Péloponès. Paris, 1832. (Seconde édition.)

Wir ſprechen etwas ſpät von dieſem geiſtreichen Buch eines geiſtreichen jungen Mannes, das zuerſt unter dem Donner der Juliuskanonen erſchien, aber auch heute ſein Intereſſe und ſeine Bedeutung nicht verloren hat, wo über Griechenland ein deutſcher Fürſt mit deutſchen Räthen, deutſchen Truppen und deutſchem Geld als König herrſcht, nach Codrus der erſte wieder in Athen.

Edgar Quinet war kaum drei und zwanzig Jahre alt, als er ſeinen Landsleuten unſeres Herders Ideen zur Geſchichte der Menſchheit in trefflicher Ueberſetzung bekannt machte und eine Abhandlung über dies Werk ſchrieb, die in Frankreich Aufſehen erregte. Er verſtand es, Herders Anſichten und Philoſophie zuerſt den Franzoſen bekannt, verſtändlich und anziehend zu machen. Das damals unter Dubois Redaktion ſo vortreffliche literariſche Globe (1827) ſprach ſich daher ſehr ehrenvoll über Quinet aus, und weiſt ihm eine vorzügliche Stelle unter den jungen Literatoren jener ſo herrlich aufſtrebenden Zeit an. Nach ſeiner griechiſchen Reiſe machte Quinet eine Reiſe nach Deutſchland und machte da perſönliche Bekanntſchaft mit unſern ausgezeichnetſten Gelehrten und Schriftſtellern. Aus dieſer Reiſe ging ſeine Schrift de l'Allemagne et de la revolution hervor. Vorigen Frühling ging er nach Italien, wo er noch iſt, um da Materialien zu einem Werk über die bildende Kunſt zu ſammeln.

Der Geiſt obiger Schrift über Neu-Griechenland beweiſt, daß Görres und Niebuhr den Verfaſſer lange beſchäftigt haben, und daß er in ihre Ideen über das Alterthum eingegangen iſt. Nur hat er mehr Farben hinzugethan, mehr poetiſche Bekleidung, um ſolche Ideen den Franzoſen genießbar zu machen. In dem was Quinet über Stamm und Wanderung der griechiſchen Völker, über ihre Sitten und ihre Religion ſagt, zeigt ſich des jungen Verfaſſers Denken und Forſchen an Ort und Stelle. Jeder der ſelbſt Griechenlands Boden betreten hat, wird ſich lebhaft angezogen fühlen, wenn er Quinet in der Vorrede zuhört: „J'ai cru que pour mieux approcher de la representation vraie d'un pays tout formé de poésie je devais demeurer dans les termes où l'art est possible et j'ai conservé la marche d'un voyage. Je n'amenais point mes reflexions de vive force; je les puisais là où elles avaient pris necessairement un corps; je les recueillais avec des mousses et des herbes. En sorte que cet itinéraire devra reproduir en quelque chose l'impression des idées et des lauvres d'un peuple qui de nouveau chaque matin se ranime, se presse, se bercent sur le chemin avec les jours du voyageur, avec les roulis des barques vers les iles et les pas des chevaux à l'approche des khans.“ Aus der reinpoetiſchen Anſicht und Stimmung des Verfaſſers iſt es zu erklären, daß er mehr als Dichter malt, denn als Beobachter ſpricht, wenn er in den Klephten und Palikaren nur die Abkömmlinge der Helden vor Troja erkennt, und nicht ein rauhes, auf einander eiferſüchtiges Räubergeſchlecht, dem es durchaus nicht um die Freiheit und Wiederaufrichtung ſeines Volks zu thun iſt, ſondern nur um ſeine eigene Unabhängigkeit zur freien Uebung ſeiner Zwecke. Ueberhaupt verliert ſich bei Quinet das Volk zu ſehr und jene „Heroen“ drängen ſich zu oft vor, was übrigens recht begreiflich iſt, da den Palikaren die Freundſchaft und das Wohlwollen eines Mitglieds der franzöſiſchen Kommiſſion von Werth ſcheinen mochte. Um den Dingen ganz ihre eigenthümliche Natur und Farbe zu laſſen, will der Verfaſſer ſeine Perſon ganz aus dem Spiel laſſen, denn er nahm ſich vor, Griechenland und die Griechen ganz ſo darzuſtellen wie ſie ſich zeigen. Dies iſt aber nicht ganz möglich.

Wem bei dergleichen Darſtellungen die Poeſie über Alles geht, der wird Quinets Buch mit großem Intereſſe leſen. Denn hier erblickt er bald das Land weiß von gebleichten menſchlichen Gebeinen aus fernen Jahrhunderten, die überall aus der Erde gegraben werden und die auch das Meer anſpühlt und die unter den Kirchengewölben geſammelt werden; bald den großen Schatten der Homeriſchen Zeit, der ſich auf den Bergen oder in den Thälern zeigt. Wenn man das Buch geleſen hat, ſo wird

man innig befreundet mit den erzbraunen Klephten-Gesichtern, die den Fremden fragen über den Bau ihrer elenden Wolfs- und Bären-Behausungen, die sie Häuser nennen, und mit den armen Ziegenhirten des Taurus oder von Ithome, die den Pausanias auf ihren Berggipfeln und in ihren Felsenschluchten lesen und auslegen. So begreift man, wie der Verfasser recht poetisch sagen kann: „Nun glaube ich die ganze Gestalt von Philopömen besser begreifen zu können, seinen Drang nach Gefahren, seinen kriegslistigen Geist, seitdem ich den weißlichen Schnurrbart des Nikitas an meinen Wangen gefühlt, seitdem ich auf der Matte von Botzaris und Karaiskakos Soldaten geschlafen habe.“ Wie aber dem poetischen Verfasser folgen, wenn er nicht nur überall in dem Land die epischen Sagen des Alterthums wieder aufleben und hervorsprossen sieht, sondern wenn ihm auch die ungesunden Ausdünstungen des Pflomos und das Heulen der Shakals zur Färbung und Belebung seines Gemäldes dienen müssen? Manche Seiten sind so feurig und brennend wie ein Brander Canaris, oder so mild, lieblich, sanft und harmonisch wie ein Westhauch der über den Golf von Arta kömmt.

In Quinets Buch ist nichts — wie in so vielen andern Reisebeschreibungen — sorgsam vorbereitet. Er spricht, er beschreibt, er dichtet, wie es ihm eben vorkömmt. Eben so reist und lebt er. Wenn er nicht an einem Straßenrain unter freiem Himmel schläft, so ists in der Hütte, unter dem Rohrdach eines Palikaren. Sehr anziehend haben wir gefunden die Beschreibung seines Aufenthalts zu Mauromati und zu Mistra, dem alten Sparta, seines Besuchs in Vurcano, seiner Zusammenkunft mit Nikitas, dem Bayard der alten Klephten. Endlich überfiel auch ihn das Fieber; müde, bleich und abgemagert kam er nach Aegina, in die Nähe Athens, von dem die Türken noch immer die Akropolis inne hatten. Lange hing da sein Blick sehnsüchtig an den Trümmern des Parthenons, das sich in der Ferne am andern Ufer hinzog. „Die Unmöglichkeit mich zu nähern durchdrang mich mit tiefer Trauer. Immer größer wurde in mir der Reiz, alle Schwierigkeiten zu überwinden und am Ende konnte ich ihm nicht länger widerstehn. Durch Zufall hatte ich drei französische Officiere vom Genie angetroffen und es wurde mir leicht, sie zu bereden, mich zu begleiten. So mietheten wir dann ein Kaik mit drei hydriotischen Matrosen und eines Abends, bei einbrechender Nacht verließen wir den Hafen von Aegina, um am folgenden Morgen bei guter Zeit an der attischen Küste anzukommen. In diesem Augenblicke ging die Sonne hinter den Gebirgen von Epidaurus unter. Hinter den Höhen von Aegina trat der Mond hervor und die Säule des Venustempels überzog er mit seinem Silberlicht, und so schien sie uns ein Faual, dessen Feuer durch Stürme ausgelöscht worden. Der Wind war gefallen, das Meer spiegelglatt und eben, und unser lattinisches Segel hing leblos vom Mast herab. Von Zeit zu Zeit hörten wir einen Ruderschlag aus der Ferne. Das phosphorleuchtende Meer glänzte in tausend und tausend Funken; da bewegten sich Tropfen und schmale Ringe von Feuer heran, und wir hätten glauben sollen, sie seyen lebendig und organisch. Sie leuchteten auf und verlöschten an den beiden Seiten der Barke und das Steuerruder ließ hinter sich einen langen Flammenschweif. Da begann ein Matrose ein Lied, das kaum lauter war, als das Wellengeräusch ꝛc.“ Mr.

Vermischte Schriften.

1) Conversations-Bibliothek, oder Darstellung des Wissenswürdigsten und Nützlichsten zum geselligen Leben. I—VIII. Lissa, Günter, 1830—32.

I u. II. Der Weltmann oder die Kunst, Komplimente zu machen. III u. IV. Der Erzähler, oder Sammlung kleiner Erzählungen und Anekdoten, um sie in Gesellschaft zum Besten zu geben. V u. VI. Der Familien- und Gelegenheitsdichter, oder Sammlung von allen Arten von Geburtstags- und andern Gratulationsgedichten. VII u. VIII. Blumen der Liebe und Freundschaft, um sie in Stammbüchern anzubringen. Wenn das so fort geht, kann man am Ende auch nicht mehr essen, trinken und schlafen, ohne daß uns der Conversations-Bibliothekar vorißt, vortrinkt und vorschläft. Ich wüßte mir nichts Armseligeres, als eine s. g. gebildete Welt, die sich nach den Regeln dieses Weltmanns Tag für Tag bekomplimentirte, in Gesellschaft nie etwas anders erzählte, als die hier gelieferten Geschichtchen und Anekdötchen, und deren Stammbücher sämmtlich Kopien der hier vorliegenden Blumen wären. Das wäre schlimmer als in China. Soll denn der Natur und dem Mutterwitz gar nichts mehr überlassen bleiben. Wollt ihr zulezt noch die Kinder in den Windeln lallen lehren, aus Besorgniß, sie könnten es einmal vergessen. Daß diese Windbeutel von Büchermachern nicht einsehn wollen, ein selbsterfundner, meinetwegen naiver, unorthographischer, derber Kernspruch in einem Stammbuchblatt sey tausendmal besser, als die schönste Phrase, die man aus einem Buch entlehnt. Soll denn nichts mehr aus dem Herzen kommen, alles nur aus den vermaledeiten Büchern?

2) Diadem, gewunden aus den reifsten Blüthen der vorzüglichsten Dichter und Schriftsteller verschiedner Zeiten und Sprachen, oder: Stammbuch-Aufsätze. Glarus, Schmid, 1832. — Zwar möchte ich wissen, ob Sätze wie folgender: „Schön ist die Welt, o wahrlich! aber am Arm der Liebe ihre Schönheit zu beschauen, das erhöht ihre Schönheit, das legt Himmelsglanz auf alle Auen. Da nur empfindet die Seele,“ ob so abgedroschnes Stroh zu den reifsten Blüthen der Poesie gerechnet werden dürfe; übrigens aber finden sich unter dieser Menge denn auch viele sehr gute, aus klassischen Dichterwerken gezogene Gedanken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 11. — 28. Januar 1833.

Literargeschichte.

Die schöne Literatur Europas in der neusten Zeit, dargestellt nach ihren bedeutendsten Erscheinungen. Vorlesungen von Dr. O. L. B. Wolff, Prof. in Jena. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1832.

Der Verfasser hat es nur mit der allerneusten Literatur des laufenden Jahrhunderts zu thun, mit dem, was gerade an der Tagesordnung ist. Warum fängt er aber mit den französischen Romantikern an? Gebührt ihnen der Vorrang? Nein. Sofern es auf den höhern poetischen Werth ankam, hätten unbedenklich zuerst die Engländer genannt werden müssen, und sofern es auf Anciennität ankam, die Deutschen. Die französische Romantik hat die poetische Höhe Byrons noch nicht erreicht, und beide, sowohl Engländer als Franzosen, haben die Romantik erst aus Deutschland geholt. Bevor die Schweizer durch Herausgabe der Nibelungen, ferner Lessing und namentlich Herder durch ihre kritischen Anregungen und endlich Goethe und Schiller als schöpferische Dichter die alte Klassicität durch die moderne Romantik verdrängten, dachte kein Mensch in England daran, und noch weit weniger in Frankreich.

Wolff charakterisirt die neusten und ausgezeichnetsten Dichter Frankreichs, zuerst und besonders ausführlich Victor Hugo, dann Lamartine, Mery und Barthelemy, Veranger, Desaugiers, Delavigne, dann nur in kurzen Andeutungen Madame Desbordes Valmore, Merimée, die Herzogin von Duras, Balzack, Paul de Kock, Lacroix, A. Dumas. Jeder dieser Dichter wird uns durch das vorurtheilsfreie und geschmackvolle Urtheil des Verfassers, so wie durch die ausgezogenen Stellen in das rechte Licht gesezt. Victor Hugos Cromwell und Hernani hätten indeß, als seine unbedeutendsten Gedichte, keine so große Ausführlichkeit verdient, und dagegen wäre es nothwendig gewesen, wenigstens noch des geistreichen Janin zu gedenken, der unsern Callot-Hoffmann erreicht, und Scribes, der unsern Kotzebue übertrifft, und beides Männer, deren Ruf in Frankreich zu fest steht, als daß sie in der Reihe ausgezeichneter Dichter übergangen werden dürften. Auch boten sie Gelegenheit dar, den französischen Humor mit dem deutschen, und das neufranzösische Lustspiel mit dem alten zu vergleichen.

Unter den Engländern stellt Wolff wie billig Byron voran. Unerklärlich aber bleibt es uns, warum Wolff, der sonst selbst und richtig urtheilt, hier das fade Urtheil des seligen Wilhelm Müller citirt und beifällig unterschreibt. Wie konnte der weiche Wilhelm Müller Byron verstehen? Wahrlich so wenig als Lamartine ihn verstanden hat. Beide konnten nur etwas Mattes, Frömmelndes über ihn sagen, was beinahe

wie Neid und Nergelei und Verkleinerungssucht klingen würde, wenn es nicht aus wirklicher Einfalt des Herzens hervorginge, wie denn schwache Leute, wenn sie klug seyn wollen, immer eine gefährliche Miene annehmen. Wir haben uns früher schon in diesen Blättern über Byron (1832. Nr. 111) so wie über Wilhelm Müllers Urtheil (1831. Nr. 129) ausgesprochen, und weisen darauf hin.

Dem genialen Thomas Moore wird das gebührende Lob ertheilt, doch hätte es immerhin bemerkt werden können, daß seine persisch-indische Poesie eine Künstelei ist, die trotz ihrer Zierlichkeit doch nie die Originale erreicht. An Walter Scott wird ebenfalls fast nur die gute Seite hervorgehoben und dessen fast deutsch freirauliche Breite und aristokrätelnde Koketterie nicht gebührend gerügt. Dann folgen Campbell, Crabbe, Rogers, Milman, Montgomery, Baston, Coleridge, Wordsworth, Shelley, Wilson, Hogg, Cornwall, Joh. Baillie, Lät. Landon, Lady Morgan, Cooper. Ueber den leztern sagt Wolff zu wenig. Seine Landschaftsmalerei in den drei Genren der Seestücke, der nordamerikanischen bürgerlichen Idyllen und der indianischen Jagdscenen ist wahrlich nicht zu verachten. Der Mann ist nüchtern, wie alle Nordamerikaner, aber diese Nüchternheit ist so charakteristisch und nationell an ihm, daß wir sie eben deshalb ungern vermissen würden. Mit ihm schließt der Verf., ohne Irwing und Horaz Smith zu erwähnen. Dies möchte noch angehn, aber Bulwer, den vortrefflichen Bulwer hätte er doch nicht vergessen sollen, ihn, der alle Vorzüge des modernen Romans mit denen des altenglischen zu verbinden weiß, und der uns das erfreuliche Bewußtseyn gewährt, daß die Fieldings, Goldsmiths, Smolletts in England noch nicht ganz ausgestorben sind.

Was die Holländer betrifft, so wollen wir sie nicht beschämen, indem wir von ihren Dichtern reden. Holländische Poesie ist eine contradictio in adjecto.

Interessanter ist Spanien, dessen zertretene Poesie noch unter Ruinen Blüthen treibt, die freilich nur sparsam sind. Italien, obwohl ein wenig freier und glücklicher, als Spanien, ist doch auch in der Poesie sehr zurückgeblieben, denn Alfieri ist kein Schiller und Manzoni kein Goethe.

Unter den slavischen Dichtern gebührte Bulgarin eine der ersten Stellen; warum wird seiner nur in einer einzigen Zeile gedacht? Unter den dänischen Dichtern hätte Oehlenschläger etwas ausführlicher besprochen seyn sollen.

Zulezt kommt Deutschland und über dessen jüngste Dichter spricht Wolff vortrefflich, vor allen Dingen unparthepisch und rücksichtslos. Es wird manchen Leser überraschen, wenn er darin von einer preußischen, österreichischen, bayrischen ꝛc. Poesie reden hört, und doch hat Wolff ganz Recht damit. Die deutsche Poesie, die in der Napoleonischen Periode das deutsche Reich wenigstens geistig wiederherzustellen unternahm, ist dem Beispiel dieses Reichs gefolgt, und nun haben wir k. k. Lust- und Trauerspieldichter, k. pr. Philosophen, Bühnendichter und Liederkäfler, k. bayr. Mystiker, k. sächs. Lyriker, k. hannov. und herz. braunschw. Novellendichter ꝛc., die man so gut unterscheidet, als die Uniformen der gedachten Staaten. Sehr wahr sagt Wolff: „Die Geschichte deutscher National-Literatur während des neunzehnten Jahrhunderts, zerfällt, theilweise durch äußere Einwirkung beherrscht, in drei Perioden; ich möchte sie die Periode des Drucks (von 1800—1813), des Kampfes (von 1813—1816) und des Mißvergnügens und Hasses (von 1816 bis jezt) nennen. — Bestrebungen in einer neuen, deutschem Sinne wohl in mancher Hinsicht fremden Richtung, begrüßten das neue Jahrhundert. Geistreiche Männer hatten sich dem Mittelalter zugewandt, und den eigentlichen epischen Reichthum desselben, der erst später richtig gewürdigt wurde, verkennend, in den Elementen seiner lyrischen Poesie eine neue Quelle für deutsche Dichtkunst gefunden. Der Druck fremder Zwingherrschaft, welcher sich immer lastender über Deutschland lagerte, wies die Gemüther, vorzüglich der Jüngeren, in ihrem Eifer zu schaffen und zu gründen, darauf hin, und sie ergriffen begierig das Füllhorn, das ihnen hier dargeboten wurde, denn jedes, auch das mittelmäßigste Talent, das vielleicht nur Geschicklichkeit und Gewandtheit in der Form besaß, fand hier Stoffs die Fülle, an dem es seine Kräfte üben und erproben konnte. — Die deutsche Poesie mit ihren Gaben bis zu dieser Zeit, befriedigte die Menge, die stets nur heißhungrig das Neue will, nicht mehr; auch war der ernste Sinn, der am Gediegenen allein seine Freude findet, in einer langen Zeit der Ruhe allmählig ermattet, und bedurfte einer gewaltigen Aufregung von Außen, um mit ganzer Kraft zu wirken. — Die beiden großen Heroen deutscher Dichtkunst, Goethe und Schiller, standen zu vereinzelt da; sie waren theils zu gewaltig, theils zu eigenthümlich in ihrer Manier in einer, oder zu frei von einer solchen, in anderer Hinsicht, als daß sich Nachahmer ihnen leicht anschließen könnten, zumal da sie dieselben auch stets von sich fern hielten. Klopstock dagegen erschien der Masse bereits unverständlich, indem es ihr zu mühsam ward, sich ihn anzueignen, und er sich vorzüglich in der lezten Zeit, wo sie ihre Stimme anspruchsvoller erhob, nicht nach ihrem Geschmacke bequemen wollte, und Wieland war nie deutsch genug, um dauernd auf die Nation zu wirken, die, ob noch so irre geleitet vom Einfluß der Ausländerei, doch stets im Innersten ihre selbstständige Eigenthümlichkeit be-

wahrte. Daher fanden denn jene jüngeren Männer, die Stifter der s. g. romantischen Schule (eine Benennung, die eigentlich grundfalsch für uns ist, da die deutsche Poesie von jeher ihrem Charakter nach romantisch war) freundliches Entgegenkommen und großen Anhang, um so mehr, als sie die reichen Schätze des Wissens vor der Menge aufthaten, und in wirklich geschmackvoller und geistreicher Behandlung, wie sie bisher unserem Vaterlande eigentlich fremd geblieben, die kostbaren Edelsteine des Auslandes, in edles Metall deutscher Sprache gefaßt, darlegten und allgemein zugänglich machten. Man hatte das Auge an den Umsturz des Bestehenden gewöhnt im Leben; er war daher in der Kunst, die ein verschönender Spiegel desselben ist, nicht so befremdend, und mußte um so mehr sich die Gesinnungen befreunden, als man neben dem Alten und ohne dieses zu verlieren, plötzlich seinen Schatz durch einen unabsehbaren Vorrath geistigen Besitzthums vermehrt und vergrößert sah. — In den eigenen Bestrebungen, die sich nun nach den Mustern des Neu-Erworbenen bildeten, ging das Gemüth auch nicht leer aus, vorzüglich als sich eine neue philosophische Schule (die der Schelling'schen Lehre) mit ihr verbündete; denn dadurch wurde ihm eine neue Bahn gebrochen; für das Vaterland konnte unter den drückenden obwaltenden Verhältnissen nicht geschwärmt werden, für die Liebe schwärmte der Einzelne nur allein, und seine Empfindungen waren zu subjektiv, um allgemein dauernde Theilnahme zu erwecken; nun aber wandte man sich zu den Geheimnissen des Glaubens, der jetzt schon lange (und eigentlich immer) der Zufluchtsort der gedrückten Menge war, und so fanden die Dichter als Herolde des Volkes das tiefste Mitgefühl, als sie die Wunder der geoffenbarten Religion in ihre Kreise zogen und diese, wie im Mittelalter, wo sie das einzige Palladium der Nationen, verherrlichten und priesen. — Obendrein war die vorhergehende Zeit eine Zeit der religiösen Kälte gewesen, und der Mensch ist nirgends eifriger, als im Ergreifen der Extreme. — Die Mystik mußte jetzt Alles in der Poesie ersetzen, denn jede Gefühlsweise konnte von ihr gesättigt werden; die Dichter schmückten sie obendrein mit dem bunten Farbenspiele des Südens und Westens, welches die Menge noch mehr blendete — und so schien für eine Zeit lang Alles gefunden zu seyn, was dem Streben der Menge Bedürfniß erschien. — Doch dauerte dies nur eine Zeit lang — denn die größten Dichter der Nation standen auf der andern Seite, und obwohl sie nicht feindlich entgegentraten, so begünstigten sie doch auch nicht; an ihrer klaren Tiefe bildete sich aber die Jugend vertrauensvoll herauf, und kehrte nach kurzen Verirrungen immer wieder mit vergrößerter Liebe zu ihnen zurück. — Andererseits schadeten die wirklichen Gegner der romantischen Schule dieser nicht, so großes Geschrei sie auch erhuben, denn sie waren in jeder Hinsicht zu mittelmäßig, und die Vorkämpfer, welche sich ihnen stellten, besaßen die herrlichsten Waffen des Geistes, die sie nur zu geschickt zu führen wußten, so daß Jene bald in ihrer ganzen Blöße und Lächerlichkeit dastanden. — Doch dauerte der Kampf noch immer fort, bis endlich der große Kampf für die Freiheit, als das höchste geistige Gut, auf das sich jedes andere Besitzthum des Gemüthes gründet, Alle zu einem Streben vereinigte. — Die leider zu kurze Periode des Kampfes steht als der glänzendste Punkt in der Geschichte unserer Literatur da. — Alle Kräfte verbündeten sich zu einem Zwecke, den, zu begeistern, zu entflammen für das Heiligste; aller Zwist verschwand und der Boden, auf dem damals die Poesie entsproß, war der reichste und würdigste, denn alle edeln Gefühle der Menschheit, Glaube und Liebe, legten ihre Saat in diese geweihte Erde der Vaterlandsliebe, — und die Saat sproßte herrlich empor, gedüngt vom Blut, das für die Freiheit mit Freuden vergossen wurde. — Der Kampf endete glorreich, die Begeisterung dauerte bei Vielen fort, denn sie war zu groß und ruhte auf zu edelm Grunde, aber — —"

Es ist Schade, daß Wolff dieses Aber nicht etwas mehr erläutert. Indeß ist es genug, wenn nur angedeutet wird, daß wie früher die Höhe unsrer Poesie eine Frucht der Begeisterung war, so jetzt ihr Verfall eine Folge der Nüchternheit, der Kälte, Ideenlosigkeit und Gemeinheit, oder aber des Hasses und der Hoffnungslosigkeit ist. Den Einfluß Walter Scotts in dieser Restaurationsperiode bezeichnet Wolff sehr richtig. „Die Zeit erkältete. Den gespannten Nerven ward ihr gewöhnlicher Zustand wieder; wenn nicht gar Aerger und Haß darüber, daß kein schöner Traum früherer Tage in Erfüllung ging, sie in eine noch gefährlichere Spannung brachten. Die Reflection bestieg wieder den Reduerstuhl, den sie auf einige Zeit dem Gefühl überlassen; doch die Ansichten waren unermeßlich geworden, der Blick umfaßte die ganze Welt und das Leben der gesammten Menschheit in allen Verhältnissen, und der Drang, sich gegenseitig Rechenschaft abzulegen und zur Rechenschaft zu ziehen, wurde allgemein. Noch war dies Streben nicht in die Poesie übergetreten, da brach Walter Scott die Bahn, indem er den Zusammenhang des Einzelnen, auch des Geringsten, mit dem Gesammtwesen seiner Zeit im Romane darstellte, und alles Menschenwerk in dessen Kreise zog. — Siegreich durchschritt er das ganze gebildete Europa, und da derselbe Drang sich überall kund that, und dasselbe Bedürfniß überall hervortrat, so strömte Alles dieser Bahn zu, und der Roman wurde wieder, was er in seinem ersten Beginnen gewesen, das Weltepos in seiner freiesten Form. — Daß er das sey, erkannten unsere ersten Dichter, und bald standen wir Deutschen in diesen Leistungen allen andern Nationen gleich, ja durch Hülfe unseres

elastischen Geistes, über denselben.“ Als die Gegenseite hätte Wolff hier des Lord Byron und der unzufriednen deutschen Humoristen gedenken sollen, denn offenbar sind in unsrer Poesie jezt nur drei Parthien, die alte, die noch in den Erinnerungen des Paradieses lebt, und zwei neue, wovon die eine nach Byrons Vorgang der Zeit unversöhnlichen Haß geschworen hat, die andre aber nach Walter Scotts Vorgang ruhig, nüchtern, eklektisch sich mit allem Alten wie Neuen versöhnt, um es — zu benuzen.

Vermischte Schriften.

Anregungen. I. War Shakespeare ein Christ? Shakespeare war nicht ganz Shakespeare. Oder über das christliche Princip in der romantisch-dramatischen Poesie. Von Fritz Fritzart. Heidelberg, Mohr, 1832.

Ein originelles Schriftchen. Auf was fällt der Deutsche nicht, wenn er sonst nichts zu thun hat? Shakespeare vor dem Richterstuhl eines Zeloten, im Bußgewande, nimmt sich wahrhaftig recht artig aus. Der Verfasser sucht erstens zu beweisen, daß Shakespeare kein Christ sey, und zweitens, daß er eben deshalb von unsrer unchristlichen Mitwelt so sehr gepriesen werde, weil diese alles hervorsuche, was sie in ihrer Verstocktheit bestärken kann. Dann bricht er in bittern Groll gegen die Poesie überhaupt aus. „Die Menschen haben durch Exhalation und Anhäufung irdischer und finsterer Gedanken eine solche Dunstkugel um sich gebildet, daß der reine klare Aetherhimmel des Ewigen, der sie umspannt, ihren Sinnen und Kräften wie verschlossen ist. Sie haben sich mit Dunst ihren eignen Himmel gebaut und mit Kunst ihre eignen Sterne daran gesezt. Sind es nicht Irrsterne, sind es nicht Sternschnuppen? — Wenn Shakespeare, mit Homer von Jean Paul das Zwillingsgestirn am poetischen Himmel genannt, kein Christ ist, was mögen die andern Sterne seyn, die neben und nach ihm an diesem Himmel aufgegangen sind? Lichter ohne Licht, wie die Nebel, darin sie standen, ein Tag zu seyn schien, und Nacht war. Es heißt zwar in der Schrift: „Lobet ihn alle leuchtenden Sterne, allein diese unterließen zu thun, wofür sie ihr Licht empfangen hatten, das kein Licht war noch dazu wurde, weil sie's nicht nährten und klärten mit dem wahrhaftigen Licht, welches allein und sonst keins, alle Menschen erleuchtet.“ Also gute Nacht, Poesie, alles was jemals gedichtet worden ist, von Homer bis Lord Byron, ist Teufelswerk! Der romantischen Poesie ergeht es vor dem Richterstuhl der protestantischen Frömmelei, der Lämmelbrüderei, der Salbaderei nicht besser, als es weiland den Göttern Griechenlands vor dem Richterstuhl der Vandalen erging. Hengstenberg kassirte uns bereits den Schiller, nun kömmt an Shakespeare die Reihe. Und doch haben noch vor Kurzem unsre modernen Geisterseher durch Shakespeare den Hades beweisen wollen, und er wird, Gott sey's geklagt, unter den Gewährsmännern der Prevorster Seherin citirt. Armer Shakespeare! Nach zwei Jahrhunderten deines siegreichen Triumphzuges durch die Welt wirst du ungestüm angehalten und auf der einen Seite fallen deinen geflügelten Rossen die Geisterseher in die Zügel, und verlangen, du sollst deinen poetischen Geist für ein prosaisches Gespenst erklären; auf der andern citirt dich ein protestantischer Dominikaner vor sein Ketzergericht und verdammt dich sammt allen deinen holden Kindern zum Feuer. Dein Lear ist nichts mehr als ein alter Narr und dein Hamlet ein junger. Und deine Mädchen? Hast du sie nicht zur Lust der Welt geschaffen? Sind es nicht alles Kinder der Hölle, schnöde Götzenbilder? Du, zarte Desdemona, holdselige Ophelia, süße Julie, hochherzige Cordelia, herrliche Portia, ihr Engel, wie sie schöner kein Himmel sah, ihr seyd nichts als eitle Lust-Dirnen, im Schlamm des Irdischen ersäuft. Man muß euch erst in ein Schwesterhaus einsperren und zum Hochzeitsmahl für den himmlischen Seelenbräutigam fett nudeln, damit man euch mit dem Herrhuter Gesangbuch zurufen könne:

Schau, Braut, was geht der Herr mit dir vor Wege,
Was leuchtet dir vor eine Gnaden-kerz?
Schau, er verbaut dir vollends alle Stege,
Darauf sich ein Gemüth zieht hinterwärts.
Der treue Sinnen
Dich ließ gewinnen,
Laß sein Blut rinnen,
Braut, auf dein Herz.

Oder man muß den Dichtern zurufen:

Wohlan ihr, die ihr singen wollt,
Macht mit des Lammes Blute
Euch diese süße Liebe hold,
Denn liebt und übt das Gute,
So könnt ihr Zion seyn,
So könnt ihr Vater schreyn,
So wird auch selbst das Gotteslamm
Zu eurem Preis und Bräutigam!

Schade, daß uns die Seherin von Prevorst nicht berichtet hat, ob Shakespeare jezt im Geisterreich vielleicht in dieser Schule singen lernt?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 12. — 1. Februar 1833.

Englische Geſchichte.

1) History of England. By the right Honourable Sir James Mackintosh. III Vols. (Von den älteſten Zeiten bis zur Revolution von 1688.) Ins Deutſche überſezt von Dr. C. F. Wurm. Hamburg bei Aug. Campe. (Bis jezt zwei Theile.)

Was der engliſchen Geſchichte einen ganz beſondern Reiz verleiht, iſt die in ihrer Art einzige Erſcheinung, daß ſie ſich als die Kunde von den Fortſchritten eines großen Volks zur Freiheit im Verlauf von ſechs Jahrhunderten herausſtellt. Dies iſt denn auch die Idee, welche als leitender Faden, aber zwanglos, durch Mackintoſh's ganzes Werk läuft, und nach welcher die Reformbill als lezte Stufe der Emancipation von dem normänniſchen Joch und endliche Verſöhnung der Nation durch Rechtsgleichheit hätte erſcheinen müſſen, nachdem die Auflegung jenes Jochs als Abfall erſchienen war. Leider war es ihm nicht vergönnt, ſeinen Plan zu vollenden, ſondern der Tod überraſchte ihn, ehe er zu jener Periode kam, wo der Sieg der Volksſache, zu deren eifrigſten Sachwaltern im Parlament er gehörte, ſo manche Wünſche und Beſtrebungen verwirklichen ſollte, welche ſich im Schooß der ſchaffenden Zeit langſam und mühſam entfaltet hatten, bis ſie zulezt mit unwiderſtehlicher Kraft ans Licht hervordrachen.

Dieſe Eigenthümlichkeit der Geſchichte Englands verdient ſehr beachtet zu werden, weil ſie auch für die andern Staaten höchſt lehrreich ſeyn kann. Manche Nationen ſind der engliſchen auf der Bahn der bürgerlichen Verbeſſerung vorangegangen oder haben gleichzeitig mit ihr dieſelbe betreten; allein ihre Anſtrengungen blieben ohne dauernden Erfolg und die von ihnen gegründeten volksthümlichen Inſtitutionen geriethen bald wieder in Zerfall und gingen zu Grunde. Innere Uſurpation und äußere Gewalt wirkten zuſammen, dieſes unheilvolle Reſultat herbeizuführen. Was half es den aus der Finſterniß des Mittelalters auftauchenden Völkern, daß ihnen die Elemente höherer Staatsbildung nicht mangelten, den Spaniern z. B., daß ſie, ſchon ſechs und vierzig Jahre vor der Charta Magna, das erſte Beiſpiel der Einführung des Repräſentativprincips in die europäiſche Geſetzgebung gaben, oder den Italienern, daß in Bezug auf Entwicklung freien Bürgerthums wenige Epochen mit dem zweiten klaſſiſchen Alterthum derſelben die Vergleichung aushalten? „Der freie hochherzige Sinn der Barbaren des Nordens ſchüzte ihre entarteten Söhne nicht wider das Umſichgreifen der bis dahin beſchränkten Fürſtengewalt: Parlamente und Reichstage, General-

ſtaaten und Cortes verſchwanden allmählich von der politiſchen Bühne oder ſanken von erhabenen Verſammlungen zu unbedeutenden Formen herab, und Europa ſchien nahe daran zu ſeyn, nur das widrige, zurückſtoßende Schauſpiel der todten Einförmigkeit eines ſchwachſinnigen Deſpotismus, ausſchweifender Höfe und grauſam unterdrückter Völker zu gewähren.“ So klagt der Verfaſſer, indem er einen Blick auf das Staatenſyſtem von Europa wirft, wie es ums Jahr 1453 daſteht — einer Epoche, wo, nach Vertreibung der Engländer aus Frankreich, die Gebiete der verſchiedenen Nationen ſich raſch der Geſtalt und Ausdehnung näherten, die ſie bis zum heutigen Tag behalten haben. Gegen Ende des folgenden Jahrhunderts war von alter Volksfreiheit auf dem ganzen Kontinent auch nirgends faſt eine Spur mehr übrig, wenn man die Schweiz und die Niederlande ausnimmt. Wie kommt es nun, daß dem engliſchen Volke das ſeltene Glück zu Theil ward, „durch alle Ausdehnung der Zeit hindurch und bei dem ungeheuern Umfang ſeiner Ländererwerbungen ſeine Verfaſſung unverſehrt zu bewahren, eine abſolute Monarchie in Indien zu kontrolliren und nach einer politiſchen Trennung Zeuge zu ſeyn von dem neuen Aufblühen ſeiner Geſetze und Einrichtungen in den Demokratien Nordamerikas?“

Auf den erſten Anblick könnte es ſcheinen, daß die Urſachen, die anderswo auf den Untergang der Freiheit hin wirkten, in nicht geringerem Maße auch in England Statt gefunden hätten. Invaſionen, Bürgerkriege, meineidige Könige, die, was ſie heute gelobten, morgen umſtießen, ſervile Parlamente, die jedes Dekret der Willkühr bereitwillig ſanktionirten, politiſche und religiöſe Inquiſition, Hochverrathsprozeſſe, Aechtungen und Konfiskationen verheerten und befleckten den brittiſchen Boden, die Geſchichte kennt wenig Länder, wo es ſo viel gewaltſame Thronveränderungen gab, wo ſo viel edles Blut von Henkershand vergoſſen wurde, — in der That das engliſche Volk mußte einen geſunden Kern in ſich haben, ſein geſellſchaftlicher Organismus auf ſicherer Grundlage ruhen, die hohe Beſtimmung ſeines Landes mit feſter Hand von der Vorſehung vorgezeichnet ſeyn, ſollten die zahlreichen Stürme, die darüber ergingen, als befruchtende Gewitter für daſſelbe ſich erweiſen und nicht vielmehr als zerſtörende Orkane. Freilich war Letzteres auch nicht ſelten der Fall oder deutlicher ausgedrückt, es mußte ſo der Fall ſeyn, damit der große Zerſetzungs- und Läuterungsprozeß vor ſich ging, wodurch dem geplünderten und zerſtückelten Land (ums Jahr 700 zählt Mackintoſh fünfzehn unabhängige, in ewige Fehden verwickelte Fürſten, die ſich in die Inſel Großbritannien getheilt) Einheit und Selbſtſtändigkeit, dem aus allen ſeefahrenden Nationen des Nordens zuſammengewürfelten Volk Gemeinſamkeit des Nationalbewußtſeyns und der Sprache erwachſen, und jener kühne Geiſt der Freiheit in ihm ſich entwickeln konnte, worin „der eigenthümliche und charakteriſtiſche Ruhm Englands beſteht, der unſchätzbare Vorzug, den es vor andern Nationen beſitzt, die Quelle ſeiner Größe, die Schule ſeiner Tugenden und die Pflegerin ſeines Geiſtes.“ Am meiſten aber möchte man ſich wundern über die Möglichkeit der Ausbildung des hohen Rechtsſinns und der Achtung vor dem Geſetz, welche gleichfalls zu den ausgezeichnetſten Eigenſchaften des engliſchen Charakters gehören, wenn man bedenkt, wie oft der Buchſtabe von Recht und Geſetz von der Tyrannei zu den ſchnödeſten Begriffen auf Leben und Eigenthum mißbraucht wurde. Wenn der normänniſche Eroberer der Maſſe der Eingebornen ihre Beſitzungen entriß, unter dem Vorwand (wofern er anders eines Vorwands zur Beſchönigung bedürfen zu müſſen glaubte), daß ſie ihm die Unterthanenpflicht gebrochen, während ihr einziges Verbrechen war, daß ſie ihrem Vaterland mit Treue anhingen, ſo iſt dies in Betracht der Rohheit des Zeitalters nicht unbegreiflich, wenn aber ein König, der keiner der ſchlimmſten iſt, die auf dem engliſchen Thron ſaßen, und der erſte, der nach langen innern Unruhen dem Land wieder ein einheimiſches Fürſtengeſchlecht gab, Heinrich VII., mehr als 400 Jahre nach dem Eroberer und 300 Jahre nach der Charta Magna, unter geſetzlichen Formen und Vorwänden ein Erpreſſungsſyſtem auszuüben vermochte, welches ihn in Stand ſetzte, bei ſeinem Ableben einen Schatz von 1,800,000 (nach des Verfaſſers Reduktion auf jetziges Geld von 16,000,000) Pf. St. zu hinterlaſſen, ſo ſcheint es faſt erlaubt, Zweifel in die Güte von Inſtitutionen zu ſetzen, welche das Volk nun ſchon ſeit ſo vielen Menſchenaltern beſaß und die ihm gleichwohl ſo wenig Schutz gewährten. „Die Mittel der Erpreſſung, erzählt der Verfaſſer, nach der Autorität Lord Bacons, welcher Heinrich VII. gewiß nicht zu nahe treten wollte, nachdem er ihn, Ludwig XI. und Ferdinand den Katholiſchen für „„die drei Weiſen des Jahrhunderts““ erklärt hatte, beſtanden hauptſächlich in der Eintreibung von Geldbußen für die Nichtbeachtung längſt ſchlummernder Geſetze, in der Verwandlung anderer Strafen für unbewußte Vergehen in Geldbußen und in dem Handel mit Begnadigungs- und Verzeihungsbriefen. Jeder Aufſtand war eine reiche Quelle des Gewinns. Wenn die Konfiskationen im Großen vorüber waren, ſo blieb noch eine ergiebige Nachleſe durch wahre oder falſche Anſchuldigung der Theilnahme am Hochverrath. In einem mißvergnügten Diſtrikt wohnen, hieß, nach einer Auslegung zu Gunſten des königlichen Schatzes, ein Rebell ſeyn. Niemand konnte ſich verſichert halten, daß er nicht einem der zahlreichen Geſetze verfallen ſey, die wegen ihrer kleinlichten und chicanenhaften Beſtimmungen ſo in Abgang gekommen waren, daß ſie ſtraften, ohne

zuvor gewarnt zu haben. Oft war es, selbst bei falschen Anklagen, gerathener, durch Geld die Sache beizulegen, als sich der Raubsucht und der Rache des Königs und seiner Werkzeuge auszusetzen. Was die leztern betrifft, so war Dudley ein Mann von guter Familie, beredt und Einer, der eine häßliche Geschichte in schöne Worte zu kleiden Verstand. Empson, der Sohn eines Siebmachers in Towcester, rühmte sich seiner Unthaten und kannte keine Rücksicht. Sie waren Geheimräthe und Juristen, welche Recht und Gerechtigkeit in Wermuth und Raub verkehrten. Sie ließen Jeden, den sie verklagen konnten, festnehmen und sperrten ihn, ohne Absicht, die Sache zu verfolgen, so lange ein, bis er sich loskaufte. Sie verfolgten die Mayors und andere obrigkeitlichen Personen in London, weil sie ihre Pflicht vernachläßigt haben sollten oder in unbedeutenden Dingen vielleicht wirklich vernachläßigt hatten. Gefällige Richter legten unerschwingliche Geldbußen auf und der König hielt, so lange er lebte, einige der widerspenstigen Uebertreter in Haft. Sie warfen Geschworne ins Gefängniß und straften sie an Geld, wenn sie Anstand nahmen, ihre Hülfe zu leihen, so man es genehm fand, diese nachzusuchen. Durch langen Erfolg kühner gemacht, verschmähten sie es endlich, der Gerechtigkeit halben Schein zu beobachten: sie ließen die Reichen und Furchtsamen in ihre Häuser rufen, machten die Sache ohne Geschworenengerichte summarisch ab und bestimmten die Stärke der zu erpressenden Summen einzig nach der Furcht und dem Vermögen der Opfer."

Gewiß ist Nichts mehr geeignet, das Ansehen der Gesetze zu untergraben und die Anhänglichkeit an dieselben in Abneigung und Haß zu verwandeln, als wenn das Volk sich auf solche Art ihres schützenden Charakters entkleidet sieht, wie das hier aus der Regierungszeit des ersten Tudors angeführte Beispiel von Eingriffen in die Rechte der Bürger, wogegen man bei keinem Parlament und keinen Geschwornengerichten Hülfe fand, indem eine damals erschienene „Akte für die Vollmacht der Sternkammer," Hemmung und Störung des Rechts in seinem gewöhnlichen Gange durch die Jury vorschützend, alle Selbstständigkeit der leztern sogar förmlich aufhob und deren Entscheidungen einem aus sieben entlaßbaren Räthen der Krone zusammengesezten Kollegium unterwarf, bieten auch die folgenden Regierungen noch genug Fälle dar; was war es also, was der brittischen Verfassung dessenungeachtet diese Lebenskraft unterhielt, wodurch sie zulezt über alle Anfechtungen der Herrschsucht triumphirte?

Als einen glücklichen Umstand müssen wir es betrachten, daß, so unermeßlich auch das Elend war, welches England durch die normännischen Eroberer erlitt, diese es ihrem Vortheil angemessen fanden, dem Volk sein bisheriges Gewohnheitsrecht, „die Gesetze König Edwards," zu lassen. Es mag wahr seyn, daß diese Gesetze, wenn sie von den fremden Richtern auch auf das Strengste gehandhabt worden wären, was nicht zu erwarten stand und auch nie geschah, nicht mehr die alten Früchte tragen, den Engländern ihre Unabhängigkeit, ihren Untergang als Nation nicht hätten ersetzen können; allein immerhin dienten sie dazu, das alte Nationalgefühl und die Hoffnung einer bessern Zukunft ihnen zu bewahren. Kamen günstige Gelegenheiten, so boten sie einen Rechtsboden dar, auf dem sich leicht festbauen ließ. Die zwischen den Siegern und den Besiegten aufgeführte Scheidewand konnte nicht ewig dauern und da diesen jeden Falls das numerische Uebergewicht blieb, so mußte ihnen durch Aufrechthaltung ihrer Institutionen später auch der gebührende moralisch-politische Einfluß zufallen. Das numerische Verhältniß beider zu einander kann man daraus ermessen, daß Tumers Tafeln zu Folge, nach den normännischen Verheerungen, die Bevölkerung Englands sich auf 1,700,000 Seelen belief, während nach Thierry (dem trefflichen Geschichtschreiber der Eroberung, der vielleicht nur darin gefehlt hat, daß sein Gemälde durch systematische Zustimmung aller Züge von Barbarei aus jener Zeit etwas zu grell erscheint) bei der großen allgemeinen Huldigungsversammlung aller Eroberer und Söhne der Eroberung, welche gegen Ende des J. 1086 zu Salisbury (andere sagen zu Winchester) Statt fand, und welcher jeder in Würden stehende Mann, Laie oder Priester, an der Spitze seiner Waffenleute und der Lehensleute von seinen Gütern beiwohnte, sich sechzig Tausend, alle Besitzer zum wenigsten von einem Theil Landes, der zur Unterhaltung eines Pferdes und einer vollständigen Rüstung hinreichend war, zur Leistung des Vasalleneids einstellten. Wie sehr aber in der englischen Civilisation das angelsächsische Element vor dem französisch-normännischen vorherrscht, zeigt am besten die Sprache. „Von den Angelsachsen, sagt der Verfasser, sind die Namen unserer ältesten Beamten, der meisten Abtheilungen des Königreichs und beinahe aller Städte und Dörfer abgeleitet. Von ihnen stammt auch unsere Sprache her, die in Bezug auf den Bau und die Mehrzahl ihrer Wörter in weit größerem Maße, als diejenigen glauben würden, welche nicht über die Sache nachgedacht haben, sächsisch ist. Von den neun und sechzig Wörtern, aus welchen das Vaterunser besteht, sind nur fünf nicht-sächsische; der beste Beleg für die natürliche Anlage unserer Sprache und für die Art von Wörtern, welche man am ehesten wählt, wenn man ungesucht spricht oder schreibt. Von ein und achtzig Wörtern in Hamlets Monolog sind nur dreizehn lateinischen Ursprungs. Selbst in einer Stelle von neunzig Wörtern bei Milton, dessen Sprache gelehrter ist, als die irgend eines andern Dichters, finden sich nur sechzehn lateinische Wörter. In vier Versen der autorisirten Uebersetzung der Genesis sind von hundert und dreißig Wörtern nur fünf lateinischen Ursprungs. Unter neun und siebzig

Wörtern bei Addison, dessen vollendeter Geschmack ihn vor einer pedantischen oder erzwungenen Vorliebe für irgend einen Theil der Sprache bewahrte, sind nur fünfzehn lateinische. In spätern Zeiten hat die Sprache wider den schlechten Geschmack der Schriftsteller sich aufgelehnt, welche, anstatt wie Milton den Styl durch die Wortfügung zu veredeln, ihn durch ungewöhnliche und weithergeholte Ausdrücke zu heben suchten. Selbst Dr. Johnson, von dessen Korruptionen der englische Styl eben jezt sich wieder zu erheben beginnt, hat nicht mehr als ein und zwanzig Wörter von lateinischem Ursprung in sieben und achtzig Wörtern seiner schönen Parallele zwischen Dryden und Pope anzubringen gewußt *). Die Sprache des Umgangs, die Ausdrücke des Scherzes und der Laune und diejenigen des nothwendigsten Verkehrs, die Idiome oder eigenthümlichen Redensarten, zu welchen die Worte sich von selbst gestalten, die Sprichwörter, welche in gedrängter oder geschärfter Rede den Verstand des Volks enthalten, die Partikeln, von welchen die Syntax abhängt und die beständig wiederkehren — all diese Grundbestandtheile der Sprache sind noch entschiedener für den sächsischen Ursprung der unsrigen, als selbst die große Mehrzahl der sächsischen Wörter, deren man im Schreiben und die noch größern, deren man im Sprechen sich bedient. Well being arises from well doing (Wohlseyn entspringt aus Wohlthun) ist ein sächsisches Sprichwort, welches in dem lateinischen Theil unserer Sprache folgender Maßen wiedergegeben werden kann: Felicity attends virtue; aber wie viel bedeutender ist der sächsische Ausdruck als der lateinische? In dem sächsischen Ausdruck finden die Theile oder Wurzeln der Wörter in der Sprache unmittelbar ihre Beziehung, sie sind dem Auge und Ohr vertraut; die lateinischen Wörter hingegen, welche dasselbe bedeuten, gehören ihren Wurzeln und Bestandtheilen nach einer fremden Sprache an und haben nur einen kalten und konventionellen Ausdruck für das englische Ohr.“ Indeß gesezlich zur Sprache des Landes und der Regierung erklärt wurde das Englische erst im z. B. Regierungsjahr Edwards III. (1377), nachdem Chaucer es geadelt hatte. — Chaucer, von welchem der Verfasser sagt, er sey die größte dichterische Anlage, wo nicht der größte Dichter, welchen, den einzigen Dante ausgenommen, Europa vielleicht seit Lucretius hervorgebracht und der unstreitig jeden englischen Dichter, mit Ausnahme Shakespeare's, in der Mannichfaltigkeit und Fruchtbarkeit seines Geistes übertreffe.

Gewöhnlich nimmt man an, die Normänner hätten das Feudalsystem mit all den hierarchischen Abstufungen von dem König als obersten Lehnsherrn (Lord paramount) bis zu dem Afterlehnsherrn als wirklichem Inhaber des Landes (tenant paravail) zuerst in England eingeführt; Mackintosh neigt sich zu der Ansicht, daß sie es in den Grundzügen bereits vorgefunden, dann aber vollendet haben, wobei ihnen das auf Befehl König Wilhelms aufgenommene allgemeine Lagerbuch (domesday-book), welches als ewiges Denkmal der Eroberung auf unsre Zeiten gekommen ist, zur Basis dienen konnte. Indeß, obgleich trefflicher Kenner der Rechtsgeschichte seines Landes, getraut sich der Verfasser in dieser Beziehung kein entschiedenes Urtheil zu und er begnügt sich, die verschiedenen Klassen, worein die Bewohner von England in der sächsischen Zeit zerfielen, mehr aufzuzählen, als zu bestimmen. Demnach gab es zwei Hauptklassen; Freie und Sklaven. Da aber in den sächsischen Gesetzen und dem Lagerbuch mehrere Namen vorkommen, welche sich nicht leicht zu einer der beiden Abtheilungen zählen lassen, so schlägt er vor, eine Mittelklasse mit Unterabtheilungen anzunehmen, die den Bauernstand in sich begriffen, je nachdem das Gebunden seyn an die Scholle mit mehr oder weniger Privilegien verknüpft war — so die Villains (villagers), Ceortes (churls), Bordars, Cottars ꝛc. Die eigentlichen Sklaven (servi im lateinischen Text des Lagerbuchs) waren im Angelsächsischen unter dem Namen Theow, Esne und Thrael (thrall) bekannt. Auswärts verkündigten die Eroberer, sie seyen nach England gegangen, um die Civilisation dahin zu tragen; aber die dortigen Barbaren waren besser gewesen und gesitteter als sie. Die Sklaverei war dort von mildem Charakter und im Abnehmen; das Leben der Personen aus dieser Klasse war durchs Gesetz geschüzt, der Verkauf derselben nach dem europäischen Festland und nach Ireland verboten, sie konnten Eigenthum erwerben, um sich loszukaufen, und Ertheilung von Freibriefen zählte man unter die guten und frommen Werke, welche die Kirche empfahl, deren Reuige auf dem Todtenbette sich als eines Mittels der Seligkeit bedienten. Wie ganz anders unter den Normännern. Nicht nur wurden die freien sächsischen Eigenthümer meist Lehensleute, sondern viele freie Menschen sanken in den Stand der Sklaverei herab und erst unter der Regierung Edwards III. (ums J. 1339) finden wir ernstliche Anstalten zur Abschaffung der Leibeigenschaft, nachdem Frankreich mit gutem Beispiel vorangegangen war, durch ein Edikt, das Philipp der Lange im J. 1318 erließ, worin er erklärte: „Da unser Reich das Reich der Franken oder freien Mannen genannt wird und wir wünschen, daß der Stand der Dinge dem Namen entsprechen möge, so verleihen wir allen Leibeigenen auf unsern Krongütern Freiheit unter billigen Bedingungen.“

(Die Fortsezung folgt.)

*) Die Beispiele sind gesammelt und die Materialien zu der Berechnung angeführt in Turner's Angelsächsischer Geschichte II. Anhang I.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 13. — 4. Februar 1833.

Englische Geschichte.

1) History of England. By the right Honourable Sir James Mackintosh. III Vols. (Von den ältesten Zeiten bis zur Revolution von 1688.) Ins Deutsche übersezt von Dr. C. F. Wurm. Hamburg bei Aug. Campe. (Bis jezt zwei Theile.)

(Beschluß.)

Dem Beispiel der Monarchen folgte der Adel, aber weder in England noch in Frankreich erschien ein allgemeines Gesetz in Bezug auf Freilassung, und noch manche Jahre verflossen, bis der Grundsatz aufgestellt ward, daß der englische Boden frei mache. Der berühmte Aufstand der „armen Leute“ von Kent, Norfolk, Suffolk, Esser, Susser im Mai 1381, in welchem der Priester John Bull predigte:

Als Adam grub und Eva spann,
Wer war da wohl der Edelmann? *)

*) When Adam delved and Eve span,
Where was then the gentleman?

und Wat Tiler 60,000 Mann stark, Anfangs London einnahm, bald aber bei einer Unterredung mit dem König — wie es scheint — meuchlerischer Weise getödtet wurde, zog in der furchtbaren Reaktion, welche die unmittelbare Folge davon war, sogar einen augenblicklichen Wiederruf vieler Freilassungpatente nach sich. War aber das Leibeigenschaftswesen unter den Sachsen nicht so ausgebreitet, als unter den Normännern, so ist es um so weniger gedenkbar, daß der große Güterbesitz, der unter jenen vorhanden war wie unter diesen, nicht mit einer Art Lehensverband zusammenhing. Das Verhältniß der eigentlichen Sklaven zu den höhern arbeitenden Klassen der Villains, Cottars und Bordars war ungefähr wie 1 zu 7; wollte man nun, argumentirt den Verfasser, die erwähnte Mittelklasse (semi-servile) zu den Sklaven zählen, so würde die Anzahl der Freien unter aller Wahrscheinlichkeit seyn, wogegen die geringe Zahl der Sklaven nichts Unwahrscheinliches hat, vorausgesezt, daß die Villains, Cottars und Bordars durch ihre Lehenspflicht gehalten waren für die großen Gutsbesitzer beim Landbau gewisse Dienstleistungen zu verrichten.

Die parlamentarische Verfassung, wie sie die Charta Magna im J. 1215 vorbereitet hat, verdankt England zunächst den Baronen, also demjenigen Theil der Nation, welcher sich der Mehrheit nach normännischer Abkunft

rühmte; aber ſowohl in der Beitrittserklärung der Hauptſtadt, die als Repräſentantin der übrigen Bürgerſchaften des Landes gelten konnte, als in mehreren der Statuten ſelbſt gibt ſich die zunehmende Geltung der lang unterdrückten niedern Bevölkerung hinlänglich zu erkennen. Einmal waren dieſe Statuten blos vorgebliche Folgerungen aus der vermeintlichen Charte Heinrichs I., die aber Nichts geweſen zu ſeyn ſcheint, als eine Beſtätigung des alten Rechts König Edwards; ſodann iſt die Verbindung des demokratiſchen mit dem ariſtokratiſchen Element, welches der engliſchen Verfaſſung das Doppelprincip der fortſchreitenden Verbeſſerung und der Stätigkeit ſichert, darin bereits angedeutet. Die Reichsverſammlung der Charta Magna beſtand ausſchließlich aus Vaſallen der Krone und ließ den Grundſatz der Repräſentation nicht zu; inſofern hatte ſie mit der angelſächſiſchen Witenagemote, der Verſammlung der Wiſſenden, da dieſe auch nur Prälaten, Grafen und Thane oder die erſten Grundeigenthümer als perſönlich Berechtigte in ſich begriff, alle Aehnlichkeit. Der ariſtokratiſche Charakter dieſer beiden Verſammlungen läßt ſich nicht läugnen, bei der leztern aber wurde er dadurch gemildert, daß ſie keine in ſich abgeſchloſſene Ariſtokratie enthielt (denn zum Rang eines Thanes konnte jeder Freie erhoben werden, der eine gewiſſe Quantität Land erworben, drei Seereiſen gemacht oder die Prieſterweihe empfangen hatte) und noch mehr durch den unter Athelſtan aufgekommenen Brauch, die von dem König und ſeinen Räthen verfaßten Geſetze ſolchen Volksverſammlungen (Folkmotes) zur Annahme vorzulegen, die, da ſie diſtriktweiſe zuſammenberufen wurden, von der Mehrheit der freien Bevölkerung beſucht werden mochten. Dagegen gedenkt zwar ariſtokratiſch genug der große Freiheitsbrief König Johanns nur der von den Vaſallen zu leiſtenden Beiträge, wenn er feſtſezt, ſie ſollen nicht anders als durch die allgemeine Reichsverſammlung erhoben werden, und die Freiheiten Londons und der andern Städte werden darin nur im Allgemeinen gewährleiſtet; allein in ihren Artikeln hatten die Barone ebenſowohl die den Bewohnern der Städte und den nicht wehrpflichtigen freien Leuten überhaupt auferlegte Steuer (taillage) als der parlamentariſchen Bewilligung angehörig bezeichnet gehabt und wurde gleich das Steuerbewilligungsrecht erſt achtzig Jahre ſpäter, unter der Regierung Edwards I., dem Parlament durch die ſogenannte Confirmatio chartarum ausdrücklich zuerkannt, ſo war doch der Grundſatz einmal ausgeſprochen, es ſey die Einwilligung des Volks zu einer gerechten Beſteuerung weſentlich nothwendig und ſomit eines der zuverläſſigſten Schutzmittel gefunden gegen willkührliche Erpreſſung. Aber nicht blos das Eigenthum, ſondern auch die Perſonen ſtellten die Charte unter die Obhut der Geſetze. Durch den neun und dreißigſten Artikel: „Es ſoll kein freier Mann verhaftet oder geächtet oder auf irgend eine Art benachtheiligt oder gegen ihn verfahren werden anders als nach dem geſetzlichen Ausſpruch von ſeines Gleichen (of his peers) oder nach dem Rechte des Landes“ wurden mittelbar zwei der ſtärkſten Bürgſchaften der Freiheit, das Habeas-Corpus-Mandat und die Jury gegeben. In dieſen wenigen Hauptbeſtimmungen der Charte lag der fruchtbare Samen, woraus in dem kurzen Zeitraum einiger Menſchenalter das ganze Verfaſſungsweſen mit der Geſtalt, die ihm ſpäter blieb, hervorging. Der 22ſte Januar 1265 war der in der Geſchichte Englands denkwürdige Tag, an welchem ſtatt der ariſtokratiſchen Reichsverſammlung zum erſten Mal ein Parlament zuſammentrat, worin außer den Prälaten und Baronen zwei Ritter für jede Grafſchaft, zwei Bürger für jede Stadt und zwei Einſaſſen für jeden Burgflecken Sitz und Stimme hatten. So war das Princip der Vertretung gefunden. Ohne Zweifel haben jedoch mehrere Uebergänge Statt gefunden, die man jezt nicht mehr kennt, und da wird man wieder auf die angelſächſiſchen Inſtitutionen hingewieſen, als diejenigen, welche die vermittelnde Kette bildeten, ſo daß die Jury als eine Frucht der alten Volksgerichte, das Stimmrecht der freien Unterſaſſen bei den Grafſchaftswahlen aus ihrem Verhältniß als Schöffen bei den Grafſchaftsgerichten und die Vereinigung des niedern Adels mit den Bürgern in dem Begriff der Gentry, als einer jedem Mann von Bildung und Vermögen offenen Klaſſe aus dem Vorgange des Verhältniſſes der Thane ſich erklärt. Daß aber alle die mancherlei Veränderungen, welche das engliſche Volk durchlaufen mußte, in ihren endlichen Reſultaten der Freiheit günſtig waren, davon ſcheint dem Verfaſſer in der fleißigen Uebung des in unſern Tagen ſo angefochtenen „konſtitutionellen Kaufhandels“ (constitutional bargain), wie er die Verbindung der Abgabenbewilligung mit der Abhülfe von Beſchwerden nennt, befriedigender Aufſchluß zu liegen. Nur muß man nicht vergeſſen beizufügen, daß in England Konjunkturen ſich ergaben, welche den Gebrauch dieſes großen Verfaſſungshebels außerordentlich beförderten. Darunter möchte der Umſtand, daß den engliſchen Thron ſo lange Monarchen einnahmen, in welchen ein Theil der Nation Uſurpatoren erblickte, und die deßwegen ſich blos durch Bewilligung neuer Zugeſtändniſſe allgemeine Anerkennung zu verſchaffen im Stande waren, nicht von mindeſter Bedeutung ſeyn, ſo wie die unter den Fürſten aus dem Haus Plantagenat herrſchende Uneinigkeit. Während die Sieger ſich gegenſeitig bekämpften, bekamen die Beſiegten immer einen Theil derſelben zu Alliirten, die ihnen neue Rechte zu erringen halfen und dieſer Konflikt ſchwieriger Verhältniſſe ward, indem er eine ſtete Wachſamkeit und

rasche Benutzung glücklicher Gelegenheiten nothwendig machte, für die einen und die andern eine Schule jener politischen Verstandesbildung, wodurch vor allen das brittische Volk ausgezeichnet ist. So geschah es, daß schon im Jahr 1399 das Parlament in den Fall kam, einen Akt der Machtvollkommenheit zu vollziehen, welcher in der Revolution von 1688 sein Seitenstück fand. Es war die in Folge von 39 Klageartikeln ausgesprochene Absetzung König Richards II. und die Veränderung der Thronfolge durch Uebertragung des Reichs von dem Hause York auf das Haus Lancaster. Uebrigens haben auch die sächsischen Institutionen kein göttliches Recht der Könige anerkannt: denn wenn das Were für den Mord eines Königs 30,000 Thrymesas betrug — eine Summe, die zwar größer war, als die, womit der Mord eines Unterthanen, aber nicht viermal so groß, als die, womit der Mord des Statthalters einer Grafschaft gebüßt werden sollte, so gibt dies, um mit Hume zu reden, „einen fühlbaren Beweis von der Unterordnung des Königs im Verhältniß zur Volksgemeinde.“

Wir können diese Anzeige nicht schließen, ohne den Wunsch auszudrücken, daß ein jedes Volk eine Bearbeitung seiner Geschichte besitzen möchte, wie diese, die so ganz ihrem Zweck, praktische Staats- und Sittenlehre zugleich zu seyn, entspricht. Wenn es wahr ist, wie verlautet, daß Lord John Russel, der Reformer, die Vollendung des angefangenen Werks unternehmen wird, so kann er nichts Besseres thun, als den Plan seines Vorgängers streng zu befolgen. Mackintosh hat geschrieben nicht als Whig, nicht als Tory, sondern als Freund seines Volks und im weitern Sinn der Menschheit kritisch, aber ohne gelehrten Prunk; mit bündiger Kürze, klar und einfach, aber umfassend, eine treue Darstellung aller gesellschaftlichen Entwicklungsstufen, und die höhern Momente der Zeit mit der edlen Beredtsamkeit überleuchtend; verständlich, wie er in dem Vorworte selbst bemerkt, für gebildete und denkende Leser, aber mit so wenig Raisonnement begleitet, als die letztere Rücksicht gestattet und ohne weiteres Eingehen in Einzelheiten als erforderlich ist, um charakteristische Züge eines Volks oder eines Zeitalters ins rechte Licht zu setzen, um das innere Leben der Geister zu schildern, die auf das Volk mächtig eingewirkt haben und vor Allem um das sittliche Gefühl zu kräftigen und es zur rechten Würdigung jeder tüchtigen Persönlichkeit aufzufordern; ein Handbuch endlich, leicht zugänglich zum Behuf des Nachschlagens und alle Notizen über die Angelegenheiten eines Volks enthaltend, welche Leser von anderweitigen Studien oder von weniger Muse oder Ausländer in einem solchen erwarten. Was die deutsche Ausgabe betrifft, so wissen wir darüber blos zu sagen, daß wir sie für geeignet halten, der englischen Geschichte viele Leser zu befreunden.

2) Geschichte Cromwell's. Nach gleichzeitigen Denkschriften und parlamentarischen Sammlungen, von Villemain. (Uebersezt in der Pölitzschen Bibliothek der wichtigsten neuern Geschichtswerke des Auslandes, 10te und 11te Lieferung.)

In den lezten Jahren der Restauration bildeten die HH. Guizot, Cousin und Villemain ein literarisches Triumvirat, welches damals in Paris viel Aufsehen erregte, und, was diese drei gelehrten Herren, gegenwärtig Minister und Pairs geworden, nicht von sich rühmen können, in hohem Grade populär war. Sie hatten unter dem pfäffischen Ministerdespotismus Villele's Verfolgung erlitten; um so eifriger strömte das Volk zu, als das Martignac'sche Juste-Milieu ihnen die Lehrstühle zurückgab. Einer besonders ausgezeichneten Theilnahme hatte sich Villemain zu erfreuen, der in einem der Säle der Sorbonne Vorträge über französische Literatur hielt. In diesen Vorträgen waren zur Vergleichung und um die nationellen Wechselwirkungen zu bezeichnen auch der englischen Literatur einige Abschnitte gewidmet, namentlich der von dem englischen Volk so trefflich gepflegten historischen Kunst und deren berühmten Meistern Hume, Robertson, Gibbon, es wurde die Frage von den wesentlichen Eigenschaften des Geschichtsschreibers zur Erörterung gebracht und als der größte von allen Tacitus erklärt. Denn, sagte Villemain, die historische Unpartheilichkeit dürfe nicht bis zur Theilnahmlosigkeit gehen, Tacitus sey aber als der gewissenhafteste zugleich der leidenschaftlichste, prüfend, gleich einem Richter, ruhig und ernst, und Bericht erstattend wie ein Zeuge, zürnend und eifernd über den Fluch der Zeit. Diese Ansicht mag, so weit auch der Sprung ist von der Theorie zur Praxis, einen Maßstab liefern zur Beurtheilung des vorliegenden Werks Villemains, wenn auch weniger in Bezug auf seine Leistung, so doch in Bezug auf seine Bestrebung.

Man sieht, Herr Villemain hat sich kein übles Vorbild gewählt, allein war er auch der Mann — (diese Frage ist der Methode, welche der Verfasser in seiner Literaturgeschichte selbst angenommen hat, den Schriftsteller aus dessen Persönlichkeit und äußeren Verhältnissen zu erklären, ganz angemessen) — war er auch der

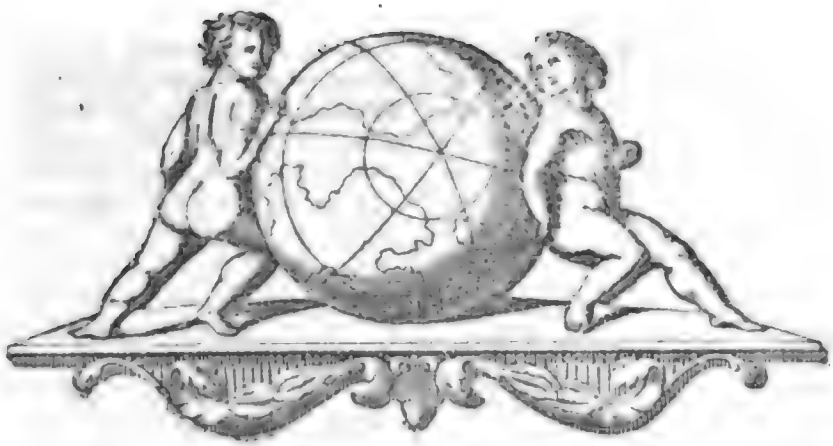
Mann, um ein Tacitus, noch mehr, um der Tacitus Cromwell's zu seyn? Wie Tacitus schreiben Republikaner, denen der Haß der Tyrannei jene pathetische, epigrammatisch-körnige und dunkle Beredtsamkeit eingibt, womit sie über den Untergang der Freiheit trauernd, die Feigheit der Völker und die Bosheit ihrer Unterdrücker der Nachwelt überantworten. Aber eine solche stolze Römerseele ist der feine akademische Aesthetiker nicht — er ist Royalist — allerdings einer der liberaleren, wie die ihm widerfahrene Anfeindung der Jesuiten beweist, aber immerhin ein Royalist, der das bescheidene Maß der Freiheit, dessen er zu seinen harmlosen Forschungen bedarf, lieber der Güte eines glänzenden Medizäers verdanken würde, als daß er sie erkämpfen möchte in den Gefahren einer unruhigen Demokratie, oder genießen mit der spartanischen Suppe, ja von dem wir überzeugt seyn dürfen, daß er, wenn er im vorigen Jahr schon Pair gewesen wäre, mit seinen Freunden, den Doktrinärs, für eine ansehnliche Civilliste gestimmt hätte, als das beste Mittel, Kunst und Wissenschaft emporzubringen. Und bedenkt man die Periode der legitimistischen Reaktion, worin er schrieb, als der Partheigeist bis in das Heiligthum der Wissenschaft eindrang, war da ein Tacitus der englischen Republik und des Protektorats auch nur möglich? Ohne nun zu behaupten, ein Biograph müsse in vollkommener Geistesverwandtschaft stehen mit der Person, die er schildern will, so läßt sich wenigstens nicht in Abrede ziehen, daß in dem Umfang Charakterverschiedenheit nicht Statt finden dürfe, daß dadurch die Einsicht in deren Individualität oder die Pflicht der Gerechtigkeit gegen dieselbe erschwert werden könne. War aber Letzteres mit Villemain nicht mehr oder weniger der Fall? Mußte er, wenn er mit dem Helden seiner Geschichte glimpflich verfuhr, nicht befürchten, bald revolutionärer Gesinnung, bald des Bonapartismus verdächtig zu werden? Konnte er in dem Königsmörder und Usurpator noch den großen Mann anerkennen und konnte er die Usurpation verwerflich finden, wenn er sich erinnerte, daß sie zur Wiederherstellung der alten Monarchie führte? Konnte endlich ein Zeitalter, in welchem das religiöse Gefühl eine so mächtige Rolle spielte, unbefangen ein Mann würdigen, welcher in der Einleitung bekennt, daß ihm die Autorität Bossuets und Voltaires über Alles geht, von denen der eine in den Freiheitsmännern des siebzehnten Jahrhunderts vornehmlich fanatischer Sektirer erblickt, die er mit dem Bannstrahl belegen zu müssen glaubt, während der andere ihnen blos eine lächerliche Seite abzugewinnen weiß — oder — mit andern Worten — von denen der eine nach kirchlichen Begriffen verdammt, der andere ohne religiösen Sinn abspricht? Und diese nennt er den berühmten englischen Geschichtschreibern überlegen, und er sagt von ihnen, sie scheinen ihm in den meisten Beziehungen, weniger in Folge mühsamer Forschung, deren Bahn er gleichwohl als den sicherern Weg betreten will, als mit genialer untrüglicher Auffassung das Wahre getroffen zu haben.

Herr Villemain verspricht eine treue vollständige Geschichte Cromwell's und seiner Epoche, und gedenkt damit eine Lücke auszufüllen, welche, wie er meint, die Arbeiten von Harris und Banks noch immer übrig gelassen haben. Wie weit hat er diese Aufgabe gelöst? Er hat sie gelöst, wenn es genug war, eine fortlaufende Erzählung zu geben von dem Wichtigsten, was durch und unter Cromwell geschah, von Intriguen, Verschwörungen, Thaten im Parlament und im Feld, Siegen und Niederlagen, kurz von all dem bunten Gewirr äußerer Erscheinungen einer durch Auflösung der gesetzlichen Ordnung erschütterten Zeit und dieselben durch manche passende, mitunter geistreiche, Bemerkungen zu begleiten: er hat sie nicht gelöst, wenn es galt, aus den Einzelheiten große allgemeine Züge zu schöpfen, um daraus ein Bild zu entwerfen, worin die Entzweiung sich auflöste in Einheit, so daß der tiefere Beobachter die Wahrheit des Lebens mit der natürlichen Mischung von Gutem und Bösem, von Idealität und gemeiner Wirklichkeit, die Menschen und Dinge in ihrem richtigen Verhältniß zum Ganzen und diesem untergeordnet und dabei immer noch die Porträt-Aehnlichkeit erkennte; wenn es galt, einen politisch-religiösen Freiheitskampf darzustellen, und nicht blos ein langes Schauspiel von Lüge und Heuchelei, worin die ganze Masse der handelnden Personen sich eintheilte in Betrüger und Betrogene.

Um einiges Besondere herauszuheben, so vermißt man namentlich eine richtige Gruppirung der Partheien, die sowohl unbefangener, als schärfer gezeichnet seyn sollten. Die Royalisten (Cavaliere, Papisten) werden mit auffallender Vorliebe behandelt; die ersten Republikaner — und doch zählten sie einen Milton und Algernon-Sydney in ihrer Mitte — bleiben fast gänzlich vernachläßigt und vergessen; die übrigen (Agitatoren, Levellers, Fünfmonarchisten) sind ihm Narren, welche verdienen, daß Cromwell sie betrügt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 14. — 6. Februar 1833.

Englische Geschichte.

2) Geschichte Cromwell's. Nach gleichzeitigen Denkschriften und parlamentarischen Sammlungen, von Villemain. (Uebersezt in der Pölitzschen Bibliothek der wichtigsten neuern Geschichtswerke des Auslandes, 10te und 11te Lieferung.)

(Beschluß.)

Ueberhaupt wird man fast nur über den Schmuz der Revolution unterhalten; das Große, das sie in ihrem Gefolge hatte, wird nur flüchtig berührt; von Blake's unsterblichen Siegen, welche die englische Seeherrschaft begründeten und der Navigationsakte Anerkennung erzwangen, ist zum Theil nicht einmal das Datum angegeben; der Verfasser gefällt sich in der Karikatur: darum flicht er gerne Anekdoten ein, die geeignet sind, den Charakter des Protektors herabzuwürdigen. So soll Cromwell, man erfährt nicht warum, eines Tags einem seiner Obristen ein Polster ins Gesicht geworfen und dieser ihm den Spaß heimgegeben, so soll er einem der Kommissäre die Dinte aus der Feder, womit er so eben das Todesurtheil Karls I. unterzeichnet hatte, ins Gesicht gesprüzt haben; einmal vergißt Herr Villemain sogar die Würde der Geschichte dermaßen, daß er den Protektor mit dem Titel eines Spizbuben (Fourbe) beehrt. Sollen wir noch beifügen, daß er manche der interessantesten Scenen jener Periode, z. B. den Prozeß des Königs, die Auflösung des langen Parlaments — den 18. Brumaire des brittischen Bonaparte — unverhältnißmäßig kurz abfertigt? Daß er die Cromwellschen Reden auf eine Art zerstückelt, wodurch der Leser allen Totaleindruck verliert? Die Methode der Alten, ihren historischen Personen Reden in den Mund zu legen, welche von denselben nicht gehalten worden waren, die sie aber nach ihrem Charakter und ihrer Stellung hätten halten können, that doch wenigstens der dramatischen Wahrheit keinen Eintrag, und mochte sich in einer Geschichte als Kunstwerk betrachtet rechtfertigen, wogegen dieses Anflicken unzusammenhängender Bruchstücke wirklicher Reden das Gesez der Wahrheit wie der Schönheit gleich stark beleidigt.

3) History of Scotland. By Sir Walter Scott. 2 Vols. Uebersezt: 1) von Friedrich Vogel, großherzogl. hess. Hauptmann. Darmstadt, im Verlag von Karl Wilh. Leske. 2) von Bärmann. Zwickau, Schumann, 1830.

Ist es ein Cäsar oder Napoleon, welcher Geschichte schreibt, so erwartet man wichtige Aufschlüsse über Ge-

genſtände der Staatskunſt und Geſetzgebung, über Maßregeln des Kriegs und Friedens, iſt es ein diplomatiſcher Hofmann, daß er in die Geheimniſſe der Kabinette blicken laſſe, iſt es ein Philoſoph, daß er Fragen des Staats- und Völkerrechts mit beſonderer Schärfe behandle, iſt es aber ein Dichter, ſo fragt man gerne, wie er dieſe und jene poetiſchen Stoffe, auf welche ſeine Arbeit ihn führt, aufgefaßt und benüzt habe. Nun vollends Walter Scott, von deſſen Hand das Publikum bereits ſo herrliche Familiengemälde aus der ſchottiſchen Geſchichte beſizt, wodurch er dieſe manchen entfernten Völkern vertrauter gemacht hat, als die Geſchichte ihrer eignen Heimath — jezt da er auftritt mit der längſt verſprochnen National-Geſchichte, zu welcher, wie man gehört hatte, ſeine Novellen und Erzählungen blos die Propyläen bilden ſollten, wer träumt ſich nicht gleich verſezt in einen Luſtgarten voll romantiſcher Zauberpartien, bevölkert von Helden wilder Claus und kühnen Barden? Las man die Anzeige in der Literary Gazette, ſo ſchien die Sache ausgemacht. Da hieß es: „die Geſchichte Schottlands von Sir Walter Scott — wir nehmen keinen Anſtand, es zu erklären — wird, wo möglich, eine noch zahlreichere Leſewelt feſſeln, als das populärſte Werk der Einbildungskraft von demſelben fruchtbaren Verfaſſer und zwar aus dem naheliegenden Grunde: ſie vereinigt die glänzende Farbengebung Ivanhoe'ſcher Sittenſchilderungen und all die anmuthige Leichtigkeit des Styls und die Virtuoſität der Beſchreibung ſeiner übrigen romantiſchen Dichtungen mit der gewiſſenhafteſten Treue in Bezug auf die hiſtoriſchen Thatſachen und einer eindringenden Erforſchung ihrer Authenticität und ihres relativen Werths, welche einen Hume und andere Geſchichtſchreiber von Profeſſion beſchämen könnte. So mächtig iſt der Zauber von Sir Walter Scotts Feder, daß ſie das einfachſte Ereigniß des Alltagslebens nur zu berühren braucht, damit es alles Intereſſe einer romantiſchen Scene gewinnt und mit ſolcher Treue hält er ſich an den Text der Natur, daß die Ritter, Leibeignen und Narren mit Halsbändern, womit ſein erfindungsreicher Geiſt ſo manche Bände ausſtattete, von uns nicht als bloße Schöpfungen der Phantaſie betrachtet werden, ſondern als Perſonen von Fleiſch und Blut mit all den Tugenden, Gefühlen und Irrthümern der gemeinen Menſchheit.“

Nun mußte freilich Jedem einfallen, daß Walter Scott in der Geſchichte Napoleons, welche mit eben ſo viel Pomp angekündigt worden war, ſeinen Beruf als Hiſtoriker eben nicht entſchieden erprobt hatte; oder wollen die, ſo von ihm rühmen, daß er der Geſchichte den Reiz des Romans zu geben wiſſe, behaupten, er habe hier, wo es galt, nicht zu erfinden, nicht auszuſchmücken, ſondern darzuſtellen, die Bilder einer wundervollen Wirklichkeit in einen Rahmen zu faſſen, die nackte glanzloſe Wahrheit der Erſcheinungen im Leben jenes großen Mannes und der ihn begleitenden Charaktere und Ereigniſſe nur erreicht — wir ſagen nicht — mit der Friſche und Anſchauungskraft einer Dichterſeele verherrlicht? Selbſt wenn man zugäbe, daß es nicht ſowohl die Darſtellungskunſt ſey, als das ſtrenge Richteramt, wodurch ſich der Beruf des Hiſtorikers beurkunde, möchte der Beweis ſchwer zu führen ſeyn, Walter Scott habe wenigſtens der lezten Anforderung entſprochen. Ohne daß man ein beſonderer Verehrer Napoleons iſt, kann man mit Byron ſagen: „Der Held iſt gefallen, aber nicht durch euch, ihr Sieger von Waterloo.“ Walter Scott läßt ſich aber durch den zufälligen Schimmer dieſes Tags dergeſtalt verblenden, oder er huldigt ſo unbedingt den Vorurtheilen ſeiner brittiſchen National- und Standesbegriffe — Franzoſenhaß und Torysmus — daß er ſich nicht entblödet, den Feldherrn der Koalition über den Sohn des Jahrhunderts zu ſtellen.

Indeß ein Anderes iſt die Geſchichte Napoleons, ein Anderes die Geſchichte von Schottland; jene war ihm eine von außen gewordene Aufgabe, dieſe das Lieblingsſtudium ſeines Lebens; zu jener mußte er die Materialien mühſam aus dem Chaos der Gegenwart erſt zuſammentragen, er ſchrieb ſie nach dem Ausgang eines Kampfes, der alle Leidenſchaften entzündet hatte, unter zu mächtigen Eindrücken, als daß nicht ſelbſt ſtarke Geiſter Mühe fanden, ſich der Befangenheit zu erwehren — dieſe war mit den früheſten Erinnerungen ſeiner Jugend, wie mit den ernſten Beſtrebungen ſeines reifern Alters aufs Innigſte verwoben, der reiche Born, aus welchem ihm zu den bewundertſten Schöpfungen des Genies die Begeiſterung quoll. Gewiß aber war es alſo Niemand auffallend oder unerwünſcht, daß Walter Scott bei einer jener gemeinnüzigen literariſchen Unternehmungen, welche unter dem Namen von Familienbibliotheken, Kabinetsbibliotheken, Encyklopädien ꝛc. gegenwärtig in England erſcheinen und wozu die Geſellſchaft zu Verbreitung nüzlicher Kenntniſſe Beiſpiel und Impuls gegeben zu haben ſcheint, in Verbindung mit Mackintoſh und Moore, als Bearbeiter des ihm vertrauteſten Theils der Geſchichte des vereinigten Reichs von Großbritannien und Irland einſtand.

Bedauern muß man, daß das Publikum auch diesmal in ſeinen Erwartungen im Ganzen getäuſcht ſeyn wird. Aber warum mußte es, ſo oft Walter Scott ein neues Werk in die Welt ſandte, vor Allem auf äſthetiſche Genüſſe rechnen? Warum mußten gefällige literariſche Mäkler (auch in England iſt die Literatur ſo gut wie irgendwo eine Waare, die durch bezahltes Lob Umſatz erhält) jedes Mal in die Poſaune ſtoßen und ausrufen: „Kauft ein! Kauft ein! Ein neues Werk von

dem großen Unbekannten; er hat sich wieder selbst übertroffen.“ Man ermangelte dann nicht, als die Quintessenz seines Talents, seine Darstellungskunst (High descriptive power), die Lebendigkeit und Originalität seiner Charakter- und Naturbeschreibungen, seine Kenntniß des menschlichen Herzens, den Reichthum seiner Phantasie — kurz all die poetischen Vorzüge zu rühmen, die man traditionell gewohnt war, an den Scott'schen Novellen zu bewundern. Wir halten Walter Scott für vollkommen unschuldig an diesen marktschreierischen Verkündigungen; er konnte sich dadurch nicht einmal geschmeichelt fühlen, denn sie setzen im Grunde eine gewisse Einseitigkeit voraus, die er sich keineswegs beilegte. Sey es ein Fehler oder eine Tugend — er will, wenn er Geschichte schreibt, Nichts vom Dichter mitbringen — er will blos wahr seyn — die schönsten poetischen Illusionen — er ist entschlossen, sie unbarmherzig zu zerstören. Diese Strenge trieb er so weit, daß er fast schon den Schmuck der Beredtsamkeit für eine Versündigung an der historischen Treue gehalten zu haben scheint.

Ist jedoch die vorliegende Geschichte von Schottland zu einem ganz besonders magern Gerippe geworden, so möchten wir den Grund zunächst nicht sowohl in diesem historiographischen Rigorismus suchen, als darin, daß der Plan, wenn wir uns nicht sehr irren, ein wahres Hors d'oeuvre von historischer Komposition ist. Bekanntlich gab der Verfasser früher in den „Erzählungen eines Großvaters“ eine Reihe interessanter Skizzen aus der schottischen Geschichte heraus, welche wegen des schönen individuellen Lebens, das sich in ihnen bewegt, nicht mit Unrecht seinen besten Novellen an die Seite gestellt wurden; diesen soll nun die „Geschichte von Schottland“ als Ausführung und Ergänzung dienen. In den Erzählungen, sagt Walter Scott, habe er sich bestrebt, Alles, was den Verstand des jungen Lesers hätte in Verlegenheit bringen oder seine Aufmerksamkeit ermüden können, auf die Seite zu schieben oder wegzulassen und ihm Nichts zu bieten, als was vorzüglich geeignet gewesen, die Einbildungskraft anzusprechen; er habe sich daher auf Thatsachen beschränkt, die Untersuchung der denselben zum Grunde liegenden Beziehungen einer spätern Periode vorbehaltend. Diese Untersuchung solle jezt die Geschichte liefern. So verhalten sich die Geschichte und die Erzählungen wie eine Art siamesisches Zwillingspaar zu einander, wovon die eine Hälfte aus Fleisch und Blut, die andere Hälfte aus Knochen und Sehnen besteht. Walter Scott scheint übrigens bescheiden, indem er als Zweck dieses für Leser von reiferem Alter bestimmten Werks einfach den bezeichnet, daß es nützliche Wahrheiten verbreiten soll. Diesen populären Zweck als eine angenehme nützliche Lektüre (denn der Scott'sche Geist läßt sich auch hier nicht verkennen) mag es in Großbritannien, wo die Autorität des Scott'schen Namens gilt, erfüllen; für den ausländischen Leser verliert es, da der Verfasser es verschmäht, (was Mackintosh's englische Geschichte so werthvoll macht), seine Forschungen, Ansichten und Urtheile durch Hinweisung auf die Quellen zu verbürgen, einen großen Theil seiner Brauchbarkeit, oder die gründlicheren Werke von Robertson, Laing ꝛc. können ihm wenigstens dadurch nicht entbehrlich werden.

Das Werk beginnt mit der frühesten Geschichte Schottlands, die es äußerst flüchtig behandelt — die Periode von Cäsars Landung in Britannien, (55 vor Christi Geburt) bis auf Robert Bruce (Anfang des vierzehnten Jahrhunderts) auf wenigen Bogen — von Bruce an wird es ausführlicher, wie denn die drei Regierungen Jakobs V., Marias und ihres Sohns allein den ganzen zweiten Band ausmachen; es endet mit Jakobs VI. Uebernahme der englischen Krone (1603), wornach Schottland aufhört eine eigene Geschichte zu besitzen, wenn gleich noch mehr als hundert Jahre verflossen, bis es durch den Unionsvertrag mit England zu einem geschlossenen und unauflöslichen Ganzen vereinigt wurde. Man sieht, daß Walter Scott keine Volksgeschichte schreiben wollte, denn das schottische Volk blieb, auch als Schottland aufhörte einen eigenen Staat zu bilden, und könnte immerhin noch seinen Geschichtschreiber haben. Warum entzog sich wohl Walter Scott dieser weitern Aufgabe? Etwa weil es seinem verschrieenen Aristokratismus angemessen gewesen, keine Volksexistenz anzuerkennen, wo sie nicht mehr als Macht gilt? Wir glauben dies nicht, sondern eher scheint uns die Kränklichkeit seiner lezten Lebensjahre Ursache gewesen zu seyn, daß er die Gränzen seiner Arbeit beschränkte.

Ueberhaupt ist das Werk so wenig in einem vorherrschend poetischen als aristokratischen Geist geschrieben. Ein paar Beispiele mögen zur Erläuterung dienen. Nach Scott war Macbeth kein Tyrann, Duncan kein Fürstenspiegel, Lady Macbeth, eigentlich Graoch mit Namen, nicht die gräßlichste der Frauen, wohl aber ein rachsüchtiges Weib, das sich als Enkelin Kenneths IV., der gegen Malcolm II. fiel, zur Blutrache an dem regierenden Fürsten aufgefordert hielt; so war auch Macbeths Besitznahme vom Thron keine Usurpation (gleich Dunkan, Enkel Malcolms II., hatte er sogar nach schottischem Erbrecht noch gegründetere Ansprüche als jener, der die seinigen blos von der weiblichen Linie ableitete), seine Ermordung des Königs nicht zugleich ein Verbrechen gegen die Gastfreundschaft. Er überfiel den König und erschlug ihn an einer Stelle, die man Bothgowan

oder des Schmids Haut nennt, in der Nähe von Elgin und nicht, wie angenommen worden ist, in seinem Schlosse zu Inverneſt. Solches begab ſich im Jahre 1039. Nach einer kräftigen, gerechten und billigen Regierung von ſiebzehn Jahren, die jedoch gegen das Ende aus Furcht vor der Parthei des nach England entwichenen Sohns des vorigen Königs ſich, wie es ſcheint, zuweilen zu Maßregeln der Gewalt hinreißen ließ, wodurch ſie den Haß des Adels auf ſich zog, wurde Macbeth von dem däniſchen Grafen von Northumberland, Seward, welcher ſich auf den Rath Macduffs, des mächtigen Maormor von Fiſe, für den Prätendenten erklärt hatte, in einem Treffen in der Nähe der berühmten Burg Dunſinane überwunden und auf der Flucht bei Lumphanan getödtet. Der Prätendent beſtieg hierauf als Malcolm III., genannt Ceau-More, (Großkopf) den Thron, nachdem Macbeths Sohn, Luach, nach einem lezten Verſuch des Schlachtenglücks, bei Eſſie in Strath Bogie geblieben war. In Bezug auf die übrigen Perſonen des Drama iſt noch zu bemerken, daß nach den alten Chronikenſchreibern die drei Zauberinnen — Weiber von mehr als menſchlicher Größe und Schönheit — Macbeth wirklich in einem Traum oder Geſicht erſchienen ſind und ihn zuerſt als Thane von Cromaty, dann von Moray und endlich als König von Schottland begrüßt haben, wodurch ihm die verführeriſchen Hoffnungen eingeflößt worden ſeyn ſollen, welche das unſterbliche Dichterwerk ſo meiſterhaft ausdrückt. Dagegen ſind Banquo und deſſen Sohn Fleance keine hiſtoriſche Perſonen und konnten alſo auch nicht die Ahnen des Hauſes Stuart ſeyn. In dieſer Darſtellung hat nun allerdings Walter Scott dem poetiſchen Cythuſiasmus nicht ſo viel eingeräumt, um Sagen eine größere Wichtigkeit beizulegen, als ſie verdienen, weil ſie (Worte Walter Scotts) „verherrlicht durch einen der erhabenſten Geiſter, die wir kennen, in die ergreifendſte Schilderung von Ehrſucht und Gewiſſensqual eingeflochten ſind, die je das menſchliche Gemüth mit Größe erfüllten. Shakeſpeare fand die Sage von Macbeth in Holinſheds ſchottiſcher Chronik und ſein Genie verlieh ihr einen Glanz, ähnlich dem, womit öfters ein Stück Glas, von einem Sonnenſtrahl getroffen, funkelte. Aus der Ferne geſehen, gleicht es einem Diamant; in der Nähe betrachtet iſt es werthloſer Tand.“ Einen andern Beweis ſeiner poetiſchen Selbſtverläugnung gibt Walter Scott in der Geſchichte der Maria Stuart, die er, während die feurige Einbildungskraft romantiſcher Verſchwörer ſie noch mit der ganzen unvergleichlichen Anmuth ihrer frühern Zeiten ausſchmückte, als eine „lahme, ältliche und aufgedunſene Frau“ beſchreibt. Dieß ſoll ſie ſchon im Jahre 1582 (fünf Jahre vor ihrer Hinrichtung) geweſen ſeyn, als ſie die Erlaubniß erhielt, das Bad von Buxton zu beſuchen, von welchem ſie mit folgendem Diſtichon Abſchied nimmt:

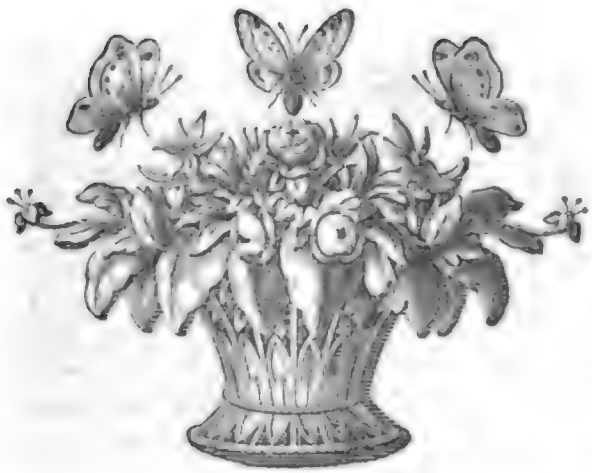
Buxtona, quae calidas celebrabere nomine lymphas,
Forte mihi posthac non adeunda vale:

Im Verlauf der langen kummervollen Jahre ihrer Gefangenſchaft, unter der zunehmenden Strenge der Behandlung, die endlich ſo weit getrieben wurde, daß Paulet, der lezte und härteſte ihrer Wächter, an den Miniſter Walſingham ſchrieb: „Voriges Jahr als ſie nach Tutbury kam, klagte ſie, ihr Bett ſey ſchmuzig und habe einen übeln Geruch und Herr Somer, um ihrem Bedürfniß abzuhelfen, gab ihr ſein eigenes Bett, welches blos ein gewöhnliches einfaches Federnbett war; und jezt durch den langen Gebrauch dringen die Federn durch den Ueberzug und die Härte ihres Lagers verurſacht ihr große Schmerzen“ — unter dieſen Umſtänden waren die Roſen ihrer Jugend bald verblüht und wenn ihre Baſe Eliſabeth ihr die gewünſchte Zuſammenkunft verweigerte, ſo konnte es wenigſtens nicht aus Beſorgniß geſchehen, in jener Beziehung durch ſie verdunkelt zu werden.

Wir haben noch kurz nachzuweiſen, daß man Walter Scotts Geſchichte auch keine übertriebene Vorliebe für ariſtokratiſche Inſtitutionen zum Vorwurf machen darf. Indem er auf die Unterwerfung Schottlands unter das Joch Edwards I., Königs von England, zu ſprechen kommt — eine Unterwerfung, die ſo allgemein war, daß die meiſten altadeligen Geſchlechter genöthigt ſind, die Namen ihrer Ahnen auf den ſechs und fünfzig Pergamentblättern zu ſuchen, welche das demüthigende Zeugniß dieſer leztern vor dem auswärtigen Eroberer enthalten — nimmt er, dem Grund dieſer auffallenden Erſcheinung nachforſchend, keinen Anſtand, das Feudalſyſtem anzuklagen. Durch Malcolms Ceau-More, Zeitgenoſſen Wilhelms des Eroberers, und ſeiner Nachfolger unveränderte Politik waren faſt alle Kronlehen in die Hände eines dem Lande fremden Geſchlechts übergegangen, das weder für das Volk noch für Schottland jene Anhänglichkeit fühlte, die den Eingebornen an den Boden feſſelt, den ſeit Jahrhunderten ſeine Vorfahren bewohnten. Die Folge war, daß viele normänniſch-ſchottiſche Edeln nur einen ſehr lauen Antheil an der Vertheidigung ihres Vaterlandes nehmen, und daß manche ſich, während der ſchnell wechſelnden Scenen, da einige Menſchenalter den Normann in einen Schotten — zu verwandeln noch nicht vermocht hatten, der entehrendſten Wankelmüthigkeit ſchuld machten.

(Die Fortſezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 15. — 8. Februar 1833.

Kunstgeschichte.

Ueber die Hauptperioden der schönen Kunst, oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte dargestellt, von Amadeus Wendt, Hofrath und Prof. Leipzig, Barth, 1831.

Ueber die Kunst sind so viel historische und philosophische Untersuchungen angestellt worden, daß man sich wundern muß, wie sie selbst dabei immer zu kurz gekommen ist. Es ist ein sonderbares Schicksal, das die Kunst getroffen hat. Man gibt vor, von den alten Dichtungen zu sprechen, und man spricht von den religiösen Ahnungen der Völker auf den asiatischen Hochebenen, man will die alten Bauwerke erklären, und verliert sich in die urweltliche Naturgeschichte, man hat es mit den Pyramiden und Obelisken zu thun, und grübelt über die ägyptische Seelenwanderung. Das ist zur Sitte geworden. Man verlangt nach einigen Regeln über die gothische Baukunst, und erhält die Antwort, daß der wahre Kalk und Mörtel der Vorfahren ihre Innigkeit, die katholische Andacht, die Ahnung, ich weiß nicht welcher typischen Beziehungen gewesen sey; man erwartet die Erläuterung eines altdeutschen Gedichts, und hört von Nichts, als vom germanischen Volkscharakter, von den geistigen Elementen des Ritterthums, von den alten Domen und den architektonischen Ahnungen. Nun ist es allerdings zu glauben, daß in der Kunst nicht nur ihr Inhalt die Form bedingte, sondern auch ihre verschiedenen Zweige ineinander gingen und sich wechselseitig aushalfen. In einer gewissen Beziehung läßt es sich hören, daß man, wenn man von der Kunst reden soll, von der Religion spricht, und wenn man die Religion erklären soll, über die Natur weitläuftig wird. Aber es muß doch endlich einmal einen Punkt geben, wo die Kunst aufhört, Religion zu seyn, man muß es nachweisen, warum ein Andächtiger nicht zu einem Gebetbuche oder zu einer Selbstpeinigungsgeißel, sondern zum Meißel oder zur Mauerkelle greift, um seiner Ueberschwenglichkeit Luft zu machen. Ein Tempel von Ellora oder auch nur ein einfaches Götzenbild macht sich doch durch meine Andacht, durch ein paar gefaltete Hände nicht von selbst, es muß der künstlerischen Schöpfung eine Ahnung dieses Schöpfungsvermögens, der Begriff eines technischen Handgriffes, die Bekanntschaft mit den bildsamen Stoffen der Natur vorausgegangen seyn, oder sollen alle diese Dinge schon durch die Religion, durch das sogenannte Drängen der Subjektivität, sich nach Außen hin zu vergegenständlichen, schon erklärt seyn? Welche übereilte Schluß-

folgen! Man betrachte einmal auf der Kunstkammer in Berlin die scheußlichen Götzen, die in der That und Wahrheit Kunstprodukte der Wilden sind. Es sind ungeheure Köpfe, aus einem kastartigen Stoffe zusammengesezt, mehr viereckig als rund, mit den schreiendsten Lackfarben überzogen, die Augen zwei große schwarze und weiße Räder, die jeden schüchternen Anblick zermalmen. Man wird sagen: hier ist der Zusammenhang mit der Religion, hier die erste Stufe der Kunst. Ich gebe das Erste zu, ohne aber dabei auf das Leztere zu schließen. Diese kalibanischen Köpfe sind unstreitig für den otaheitischen Kultus bestimmt: man ahnt den Eindruck, den sie in der Gemeinde machen müssen: diese glohenden Augen sind unversöhnlich, dieser mit spizen Zähnen besezte Rachen lechzt nach Blut, man kann sich eine Menge heulend und schreiend vor diesem Götzen im Staube liegen denken. Jezt ist nur dies die Frage: Hatten die Otaheiten ihren Glauben an eine blutdürstige, zähneflettschende Gottheit früher oder später, als diese Bilder derselben? Ist ihre Religion schuld an diesem plastischen Drachen, hätten sie ihren Götzen edler machen können, oder fehlte ihnen eine edlere Idee von demselben? Unsre sublimen Aesthetiker würden sich darüber so ausdrücken: Die Religion ist früher als die Kunst. Wo sich das Göttliche dem Menschen nur furchtbar offenbart, da werden auch die Darstellungen der religiösen Idee diesen furchtbaren Charakter tragen. Die Religion des Wilden erhält auch seine Kunst nur immer auf der niedern Stufe, wo jene steht. Gebt dem Otaheiten das Christenthum, er wird aus seinem Heiligen einen bessern Götzen machen, oder umgekehrt, macht ihn mit edleren Gestalten der Kunst vertraut, und er wird bessere Begriffe über die Gottheit bekommen! Doch in diesen Behauptungen liegen eben die falschen Maßstabe und die falschen Folgerungen. Ein einzelnes Götzenbild soll auf die ganze künstlerische Thätigkeit schließen lassen! Die Fortschritte der Kunst sind unabhängig von der Verknöcherung einer religiösen Idee. Das Grausenhafte dieser Bilder ist zu absichtlich, man sieht zu deutlich das Gemachte an dem Schrecken, daß man nicht annehmen müßte, der Verfertiger derselben sey Meister seines Gegenstandes gewesen, d. h. die Kunst sey älter, als die Absicht, eine religiöse Idee zur Anschauung zu bringen. In aller Welt, wo ist der Uebergang von einer andächtigen Empfindung zu einem artistischen Werke? Mußte die Technik nicht älter seyn, als dieser Uebergang? Ist also die Kunst, mag man sie nun Instinkt oder Ueberlegung nennen, ihrem Wesen nach nicht völlig unabhängig von Offenbarung, Mythus, Symbol und all den Begriffen, die man aus der Religionsgeschichte entnimmt, um sie an die Spitze der Kunstgeschichte zu stellen? So kommen wir immer wieder auf den einfachen Satz des Aristoteles zurück, demzufolge der Ursprung der Kunst entweder eine Nachahmung oder eine Ergänzung der Natur ist. In dem lezten Ausdrucke liegt nichts Sublimes, nichts von einer ewigen Schöpfung, nichts von einer Verklärung der Materie zum Geiste, wie unsere Kunstkenner wollen, sondern die simple Bemerkung, daß sich der Mensch, was ihm die Natur nicht gibt, z. B. Wagenräder, Waffen und dergleichen mit einer gewissen Fertigkeit selbst verschaffen lernt.

Diese Bemerkungen sind auch gegen Herrn Hofrath Wendt gerichtet. Er hütet sich zwar, in seinen Deduktionen sich dem Vorwurfe auszusetzen, als wolle er die Geschichte konstruiren, doch ist er auch darauf bedacht, den Ideologen nicht fremd zu erscheinen. Ueberhaupt ist es von Herrn Wendt charakteristisch, daß er es mit keiner Parthei verderben will. Man kann ihn sogut zu einem Anhänger Hegels, als zu einem Schüler Krugs machen. Die Kenner seiner Schriften werden sich darüber oft gewundert haben.

Es ist ein ungeheurer Stoff, den der Verfasser in diesem Buche zusammengedrängt und unter einige Gesichtspunkte gebracht hat. Es wird schwer seyn, nachzuweisen, wo dabei zu viel und zu wenig gegeben ist. Im Allgemeinen hat wohl die Literatur zu Gunsten der bildenden Kunst zu sehr eingebüßt. Der Verfasser scheint z. B. gar nicht beachtet zu haben, daß man mit vielem Grunde auch von einer philosophischen, historischen Kunst sprechen kann. Doch hielt es schwer, auf einen so kleinen Raum Alles zu vereinigen. Es genügt, die Haupterscheinungen nach einem historischen Principe geordnet zu sehen. Herr Wendt ist mit seinem Gegenstande wohl vertraut, und es ist längst bekannt, daß man namentlich in der musikalischen Literatur in ihm auf einen sehr gründlichen Kenner stößt.

Am Schlusse seiner Darstellung spricht der Verfasser von den Aussichten, die sich für die Kunst in der Zukunft eröffnen. Er besizt die Aufrichtigkeit, einzugestehen, daß diese schlecht sind. Die deßfalls von ihm angeführten Gründe sind zum großen Theile richtig. Es ist die Mißachtung der Kunstformen, die Anarchie der Kritik, der einreißende Dilettantismus und die Virtuosität, es sind die Capricen, Sympathien und Antipathien eines der Kunst immer mehr abgewandten Publikums, die mit einem sichern und aufgemunterten Kunststreben sich nicht vertragen wollen. Es ist noch mehr! Fast alle Zweige der Kunst sind an sich selbst irre geworden. Die Zeitgenossen sind so unbillig, immer nur tonangebende,

bahnbrechende Genien zu verlangen, sie wollen nur Originalien sehen, und drücken mit der Bemerkung, dies Bild sey im Style Titians, jene Arie sey Rossinisch u. s. f. immer zugleich einen Tadel aus. Daher das Mißtrauen der Künstler in ihren eignen Gegenstand, daher die Neuerungssucht. Man hebt die alten Unterscheidungen der Kunstformen auf, um sie zu verbinden. Man sucht die Gränzen zwischen der Musik und dem Worte niederzureißen, und hat aus dem Melodrama und der Oper schon die wunderbarsten Dinge machen wollen. Dieselben Kombinationen sind in andern Gebieten versucht worden, und scheiterten.

Ein Blick auf die gegenwärtige Kunst und Literatur entwaffnet unsern Tadel, weil in ihr fast nur ein geheimnißvolles Schicksal zu walten scheint. Man nehme irgend eine einzelne Kunstform und untersuche, wie es jezt mit ihr steht! z. B. der Roman. Wie vielen Veränderungen ist diese Gattung nicht unterworfen gewesen! Seit zehen Jahren ist sie aber verknöchert, mit dem historischen Roman scheint der Roman selbst aufhören zu wollen. Mag darin auch etwas Richtiges liegen, so werden wir uns davon doch nie überzeugen, weil wir uns an einen solchen Stillstand nicht gewöhnen können. Man spricht ferner jezt von einer Weltliteratur und will damit ein neues Geheimniß entdeckt haben. Was ist diese Erfindung aber mehr, als das Resultat des Eigennutzes und einer gewissen Eitelkeit? Die Nationen verhalten sich gegen diese Ankündigung sehr gleichgültig, und fragen selten den Autor, woher ers habe, sondern, was er gibt? Die französische Kunst und Literatur ist gegenwärtig die Einzige, die sich in einem ringenden, gährenden Zustande befindet. Aber das Neue, was sie producirt, ist theils so beschaffen, daß wir andern Nationen schon darüber hinaus sind, oder es ist der Sieg einer gewissen Kunstgattung, die die Besorgniß für die Zukunft nur vermehren kann. Der Vorzug der Franzosen besteht unstreitig in diesen anmuthigen Schilderungen des objektiven Lebens, mit denen sie seit einigen Jahren die übrigen Nationen zur Nachahmung reizen. Man liest diese Genrestücke von Jal, Sue, Janin mit Vergnügen, wird aber immer erstaunen, am Schluß eines solchen Bildes nichts, als die Erinnerung einer angenehm vertriebenen Stunde zu haben. Und diese Richtung nimmt im gegenwärtigen Augenblick die ganze europäische Literatur. Die Schilderungen des gemeinen und historischen Lebens tragen den Sieg über alle anderen Darstellungen davon. Wir selbst und unsre eignen Zustände werden uns die höchsten Ideale werden. Was ist dies? Wir ahnen es wohl, es sind die Vorzeichen der erschütterndsten Ereignisse, es ist die lezte Bekanntschaft, die wir noch mit einander machen wollen, um dann ein Jeder auf seinen Platz zu treten und den Sturm der Begebenheiten abzuwarten. Die Kunst, die Wissenschaft, die Religion, Alles, was in Jahrtausenden die Menschen beglückt hat, sammeln wir um uns her, sie sollen die Blumen seyn, die die Zeit auf unser nahes Grab streuen wird. Ach! Herr Hofrath, dies Buch über die Hauptperioden der Kunst wird man auf Ihren Sarg, und diese Kritik über dasselbe auf den meinigen streuen!

G.

Englische Geschichte.

3) History of Scotland. By Sir Walter Scott. 2 Vols. Uebersezt: 1) von Friedrich Vogel, großherzogl. hess. Hauptmann. Darmstadt, im Verlag von Karl Wilh. Leske. 2) von Bärmann. Zwickau, Schumann, 1830.

(Beschluß.)

Walter Scott knüpft hieran folgende Betrachtungen an: „Die Normänner waren weder durch Geburt, noch durch Lebensart empfänglich für die Geschichte, worauf die Vaterlandsliebe beruht. Ihre Vorfahren waren jene Skandinavier, welche ohne Bedenken ihr nordisches Geburtsland verließen, um bessere Wohnsitze aufzusuchen, und gleich dem freiwilligen Verbannten der neuesten Zeit mit dem Winde dahin segelnd, unbekümmert, an welche Küste er sie treibe, wenn nur nicht zurück an die ihrige. Die Erziehung konnte die Normänner des dreizehnten Jahrhunderts nicht mit jener Liebe zum Geburtslande bekannt machen, von welcher ihre umherstreifenden Voreltern Nichts wußten. Mehr als alle andern Völker von Europa hingen sie an dem Ritterwesen, dessen Lehrsätze und Einrichtungen mit der Liebe zum Wohnort sich nicht vertrugen. Das Ideal des irrenden Ritters war ein Held, der von Land zu Land auf Abentheuer umherzog, um Ruhm einzuernten, und, mit Hülfe seines guten Schwertes, Grafschaften, Königreiche, ja sogar Kaiserthümer zu gewinnen, und sich endlich ohne einen einzigen Rückblick auf das Land, das ihm das Leben gab, in seinen neuen Besitzungen niederzulassen. Diese Gleichgültigkeit gegen das Geburtsland entwickelte sich in dem jungen Mann, der nach der Ehre des Ritterschlags strebte, schon dadurch, daß er frühzeitig von allen Banden sich losmachen mußte, wodurch der Jüngling mit seinen Angehörigen zusammenhängt. Der Gang der militärischen Erziehung entfernte ihn als Knabe aus dem Vaterhaus. Man schickte ihn an den

Hof eines ausländiſchen Großen, um daſelbſt die Lehrjahre des Ritterthums zuzubringen, und in dem bunten regen Leben am Hofe waren bald die Gefühle vergeſſen, welche ſonſt die Menſchen an ihre Familie und ihre Geburtsſtätte knüpfen. Hatte der junge Mann den Ritterſchlag empfangen, ſo fand er eine Heimath auf jedem Turnierplatz, auf jedem Schlachtfeld und ſiedelte in dem ſich an, wo die Tapferkeit am beſten belohnt wurde. So ſonderbar die Behauptung auch lauten mag, ſo lag in dem Feudalſyſtem ſelbſt Manches, das der Unterthanentreue und der Vaterlandsliebe nicht günſtig war. Ein Adeliger konnte in mehr als einem Reich Güter zu Lehen haben und dies war auch häufig der Fall; ja einige ſchottiſche Große waren ſogar Vaſallen der Könige von Frankreich, England und Schottland. Ein ſolcher Lehensträger war alſo gewiſſer Maßen Unterthan der Könige dieſer drei Reiche und konnte folglich für keinen ſeiner Herren eine ausſchließliche Anhänglichkeit fühlen, wenn nicht beſondere Umſtände dahin wirkten. Brach nun ein Krieg zwiſchen zwei oder mehreren der Fürſten aus, deren Oberhoheit der Große anerkennen mußte, ſo ging er mit ſich zu Rathe, welchem von ſeinen Lehensherrn er ſich anſchlieſſen ſollte, und machte ſich dann von der einen der kriegführenden Mächte dadurch los, daß er die Beſitzung aufgab, die er von demſelben zu Lehen trug. Eine ſolche Möglichkeit, das Vaterland und den Herrn zu wechſeln, und die Gewohnheit, nur ſo lange einem Fürſten zu dienen, als man ſein Vaſall war, führte zu oberflächlichen und nicht ſehr ſtrengen Begriffen von Treue und Vaterlandsliebe und gab dem Lehensträger mehr das Anſehen eines Miethlings, der für Sold kämpft, als eines Vaterlands-Vertheidigers, der nur für die Beſchützung der Heimath das Schwert zieht.“ Erſt langwierige gemeinſam beſtandene Kämpfe, wiederholte Niederlagen und muthvoll erneute Anſtrengungen, nachdem in den Kriegen mit England alle Stämme die gleiche Noth erfahren und faſt alle mit gleicher Auszeichnung daran Antheil genommen hatten, führten die Vereinigung zwiſchen dem Adel und ihren Dienſtmannen, zwiſchen den höhern und niedern Ständen herbei und viele niederländiſche Barone ſezten ſich in den celtiſchen Diſtrikten feſt, wo es ihnen erging, wie den anglonormänniſchen Adeligen, die ſich außerhalb den von den Engländern eingenommenen Diſtrikten niederließen, und von denen eine Parlamentsakte ſagte, ſie ſeyen „ipsis Hibernis Hiberniores“ geworden, d. h. ſie nahmen ſehr bald die celtiſchen Gebräuche und mit ihnen die dem menſchlichen Stolz ſo ſehr ſchmeichelnde Gewalt celtiſcher Gebirgshäuptlinge an und eigneten ſich die weithergeholten, wo nicht völlig erdichteten Genealogien zu, wodurch die Barden die Namen ihrer Voreltern mit denen alter celtiſcher Helden verbanden, deren Nachkommen das Recht hätten, die Verehrung und den Gehorſam der Clans zu fordern. Auf ſolche Weiſe wurden, wenn gleich die Trennung zwiſchen ſächſiſch-normänniſchem und gäliſchem oder celtiſchen Geſchlecht nicht unmittelbar aufgehoben werden konnte, die ſcharfe Gränzlinie vielfach durchbrochen und das königliche Anſehen auch in den Hochlanden befeſtigt. Dieſe glückliche Geſtaltung der Dinge dankt Schottland der Regierung des Königs Robert Bruce. Die unter ſeinem Panier erfochtene Unabhängigkeit hatte alles Volk mit jenem Gefühl durchdrungen, welches in dem alten Biographen Roberts, David Barbour, in dem Ruf hervorbricht:

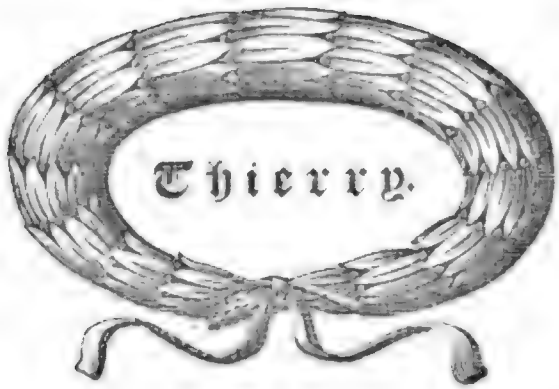
Ah! Freedom is a noble thing!

4) Tableaux généalogiques et historiques de l'empire Brittannique. Par F. Baron de Reden. Hannovre, Hahn, 1830.

Ein Foliband, voll der ausführlichſten Tabellen über die Geſchlechtsfolge der altbretoniſchen, angelſächſiſchen, normanniſchen, der Plantagenet-, Tudor-, Stuart- und Guelfendynaſtie, ſodann auch der Herzöge von Bretagne und der altſchottiſchen Könige, und endlich der berühmteſten Adelsfamilien, der Douglas, Hamilton, Percy, Seymour, Wellesley, Cavendiſh, Ruſſel, Gordon und Seton, Spencer und Churchill, Pierepont, Rutland, Pelham, Lincoln, Montagu, Willoughby, Buttler, Temple, Grenville, Nugent, Chandos und Bridges, O Bryan, O Neil, Thynne, Lonsdale, Angleſey, Pitt, Wentworth, Watſon, Fitzwilliam, Fitzgerald und Fitzmaurice, Graham, Bentink, Reede, Berkeley, Egerton und Bridgewater, Glower (Stafford und Grenwill), Hay, Ker, Campbell, Fox (Holland), Wilpole, Harley (Orford), Talbot (Schrewsbury), Villiers, Stanhope, Osborn (Leeds), Hyde, (Rocheſter, Clarendon, Darnley, Cliſton), Beauchamp, Neville, (Weſtmorland, Salisbury, Warwick), Herbert, Cevil, Tufton, Capel (Eſſex), Courcy, Weſt, Grey (Walſingham, Stamford, Goderich), Pouiett (Bolton und Wincheſter), Erskine, Barneval, Fielding, Finch (Winchelſea und Nottingham), North, Waldegrave, Compton, Burgh (Clanrikarde), Plunkett, Bruce, Sackville (Dorſet), Bernsford, Townshend, Arundel, Haſtings (Pembrocke) Briſtol, Boyle, Hill und Biron, nebſt einigen erläuternden Abhandlungen über das hohe Alter dieſer engliſchen Familien.

(Der Beſchluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 16. — 11. Februar 1833.

Englische Geschichte.

(Beschluß.)

5) Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen von Augustin Thierry. Aus dem Französischen von H. Bolzenthal. Zwei Theile. Berlin, Rücker, 1831.

„Die obern und die niedern Klassen, die heut zu Tage sich beobachten und mit einander um politische Systeme kämpfen, sind in mehreren Ländern nur die siegenden und die besiegten Völker einer frühern Periode. Der Stamm der Eroberer ist eine bevorrechtete Klasse von da an geblieben, wo er eine Nation für sich zu seyn aufgehört hat. Er hat einen kriegerischen Adel gebildet, der sich, um nicht zu erlöschen, mit allen Ehrsüchtigen, Abentheurern und Unruhigen aus dem niedern Stande verstärkt hat, und er hat über die arbeitende und friedliche Volksklasse so lange geherrscht, als die von der Eroberung herrührende militärische Regierungsform gedauert hat. Der überwundene Stamm, des Eigenthums des Bodens, der Gewalt und der Freiheit beraubt, nicht vom Kriege, sondern von der Arbeit lebend, nicht Burgen, sondern Städte bewohnend, hat einen andern gesellschaftlichen Verein neben dem militärischen gegründet. Hat nun diese Klasse in den Mauern ihrer Städte die Ueberreste römischer Bildung bewahrt; hat sie mit Hülfe des geringen Theils, den sie davon erhalten hatte, den Gang einer neuen Civilisation begonnen; genug, sie hat sich nach Maßgabe erhoben, daß das entweder durch unmittelbare Abstammung, oder durch politische Verzweigung von den alten Eroberern herrührende Feudalsystem gesunken ist. — Wenn die wichtigen Erscheinungen, welche den Kampf des fünften Königs vom normännischen Stamme mit dem seit der Eroberung ersten Erzbischof vom englischen Stamme begleiteten, mehr als jeder andern Ursach, der zwischen den Eroberern und den Besiegten noch fortlebenden Feindschaft müssen zugeschrieben werden; so war ein anderes, nicht weniger wichtiges Ereigniß, der große innerliche Krieg unter Johann und Heinrich III. gleichfalls mehr ein Zwist der Stämme als der Regierung.“

Aus diesem Gesichtspunkt sieht der Verfasser überhaupt die englische Geschichte an, und aus diesem betrachtet er insbesondere die Geschichte der normännischen Eroberung, als die Ursach aller folgenden innern Partheikämpfe Englands, als die Stiftung der herrschenden normännischen Torrie-, und der unterdrückten sächsischen Whigpartei. Er theilt sein Geschichtswerk folgendermaßen ein. „Die erste Periode ist die der Territorialeroberung: sie beginnt mit dem Siege bei Hastings, am 14ten Oktober des Jahres 1066, und enthält die allmähligen Fortschritte der Eroberer von Osten nach Westen und von Süden nach Norden; sie endet im Jahre 1070,

nachdem alle Widerstandspunkte zerstört worden sind, nachdem die Großen sich unterworfen oder das Land verlassen haben. Die zweite Periode, die der politischen Eroberung, fängt da an, wo die erste endet; sie begreift die Reihe der von dem Eroberer gemachten Versuche, dem besiegten Volke seine bürgerliche Verfassung und seinen volksthümlichen Charakter zu nehmen. Sie schließt sich im Jahre 1076 mit der Hinrichtung des lezten mächtigen Großen des sächsischen Volkes, und mit dem Beschluß der Degradation des lezten Bischofs von eben diesem Stamme. In der dritten Periode unterwirft der Eroberer die gewaltsamen Resultate der Eroberung einer regelmäßigen Ordnung, und wandelt die Besitznehmungen seiner Soldaten in gesetzliches, wenn auch nicht rechtmäßiges Eigenthum um: diese Periode endet im Jahre 1086 mit einer großen Musterung aller derer, die durch Eroberung Güterbesitzer geworden waren, welche, indem sie zusammen dem Könige den Eid der Lehnshuldigung erneuerten, zum ersten Male die Rolle einer Grund und Boden besitzenden Nation, und nicht mehr eines im Felde stehenden Heeres spielten. Die vierte ist mit den innerlichen Zwisten der Nation der Eroberer, und mit ihren bürgerlichen Kriegen um den Besitz des eroberten Bodens und um das Recht der Gewalt angefüllt. Diese Periode, länger als die vorhergehenden, endet erst im Jahre 1152 mit der Erlöschung aller Prätendenten zum Throne Englands mit Ausnahme eines einzigen, Heinrichs, des Sohnes von Gottfried Grafen von Anjou und von der Kaiserin Mathilde, Nichte Wilhelms des Eroberers. Endlich in der fünften Periode geben die Normannen Englands und des Festlandes, da nicht mehr innerliche Zwiste ihre Thätigkeit und ihre Kräfte verzehren, von den beiden Mittelpunkten ihrer Unternehmungen aus, um fremdes Gebiet zu erobern, um sich auf demselben niederzulassen, oder ihre Herrschaft auszudehnen, ohne den alten Besitz aufzugeben. Heinrich II. und sein Nachfolger Richard I. sind die Repräsentanten dieser Periode, die mit Kriegen auf dem Festlande und mit neuen Eroberungen angefüllt ist. Sie endet in den ersten Jahren des 13ten Jahrhunderts mit einer dergestalt heftigen Reaktion gegen die anglo-normännische Herrschaft, daß die Normandie selbst, das Vaterland der Könige, der Herren und der militärischen Bevölkerung Englands auf immer von diesem Lande, dem es Eroberer gegeben hatte, getrennt wurde. — Diesen verschiedenen Perioden entspricht der Wechsel des Schicksals der angelsächsischen Nation: sie verliert Anfangs das Eigenthum des Bodens, darauf ihre alte politische und religiöse Verfassung, nachher erhält sie vermittelst der Spaltungen unter ihren Gebietern und dadurch, daß sie sich der Parthei der Könige gegen die aufrührerischen Vasallen anschließt, Zugeständnisse, die ihr einige Augenblicke die Hoffnung gewähren, wieder ein Volk zu werden, oder sie versucht es wohl noch, obgleich ohne Erfolg, sich durch die Gewalt frei zu machen. Endlich in Folge der Erlöschung der Partheien unter dem normännischen Volke hört sie auf, eine politische Rolle zu spielen, verliert ihren volksthümlichen Charakter in den öffentlichen Handlungen und in der Geschichte, und steigt herab zu dem Stande der niedern Klasse. Ihre Empörungen, die sehr selten wurden, werden von den gleichzeitigen Schriftstellern nur für Zwiste zwischen den Armen und den Reichen ausgegeben, und die Geschichte einer solchen Empörung, die zu London im Jahre 1196 Statt hatte, und augenscheinlich von einem Sachsen von Geburt geleitet wurde, schließt die ausführliche Erzählung der auf die Eroberung Bezug habenden Ereignisse."

Die sächsische Reaktion gegen die normännische Eroberung schreitet fortan immer weiter vor, und ihre wichtigsten Stadien sind die Revolution des 17ten Jahrhunderts und die gegenwärtige Reform, wodurch die altsächsische Bevölkerung wieder in alle ihre alten Rechte eintritt, und den Nachkommen des normännischen Adels und ihren einst so stolzen, das Land beherrschenden Boroughs nur noch ein Schatten der alten Macht bleibt.

Es wird hinreichen, die Punkte hervorzuheben, um zu beweisen, daß das Werk von Thierry nicht blos ein antiquarisches Interesse hat, daß vielmehr sein Inhalt mit der gegenwärtigen Katastrophe des englischen Staatslebens in sehr naher Beziehung steht. Aber auch auf die alte Geschichte wirft diese Bearbeitung neues Licht. Sie entkleidet so manche Begebenheit des romantischen Gewandes und stellt sie in ihrer nackten Wirklichkeit dar. Am interessantesten ist in dieser Beziehung die Politik der römischen Kirche, von der durch die ganze Geschichte Englands hindurch nachgewiesen wird, daß sie jederzeit die Volksfreiheiten bekämpfte, daß sie jederzeit gegen ein christliches Volk, das sich von Rom unabhängig erhalten wollte, fremde Eroberer bewaffnete, so die Angelsachsen gegen die alten christlichen Britten, und die Normannen wieder gegen die Angelsachsen. Schwerlich würde Wilhelm England erobert haben, wenn der Papst nicht die ganze Christenheit gegen dasselbe bewaffnet und die Gläubigen Schaarenweise in das Lager des Herzogs wie zu einem Kreuzzug getrieben hätte.

Von hoher tragischer Wirkung ist die Schilderung der Eroberung und der grausamen und systematischen Beraubung des englischen Volks und der Zerstörung seiner alten Rechte. Wir glauben alles wieder zu erleben, was längst vergessen ist. Wenn man jezt die unermeßlichen Versammlungen und Prozessionen des Volks von London, Birmingham, Manchester sieht, und den Don Quichote Londonderry, der gegen eine Batterie von Koth anrennt, so fragt man staunend: ist das erschla-

gene Volk, unter dem einſt im Schlamme die ſchwanenhalſige Editha König Harolds Leichnam ſuchte, wieder aufgeſtanden? Wer hat ihre Zahl verdreißigfacht? wer ſie bewaffnet? und wo ſind jene ſtahlgepanzerten Normannen, die jeden Berg in England mit einer Burg krönten? iſt dieſer bleiche ausgezehrte Dandy, der ſtumpfſinnig das Mordgebrüll ſeiner dreißigtauſend Pächter anhört, iſt er der Erbe eines Percy, Allan, Garenne oder eines andern jener ſchrecklichen Landräuber, unter deren Fußtritt damals die Kreidefelſen von Albion zitterten. Damals wurden (wie durch Urkunden erwieſen iſt) 36 angelſächſiſche Kirchſpiele zerſtört und das herrlich angebaute Land abſichtlich in einen Park umgewandelt, worin der Eroberer der Jagdluſt fröhnte. Jezt ſteht die vertriebene Bevölkerung durch Kinder und Kindskinder vermehrt, Kopf an Kopf gedrängt, hinter dem morſchen Zaun und droht ihn und dann den Beſitzer zu zerreißen. So wechſeln die Zeiten.

Indem Thierry die politiſchen Freiheiten der Angelſachſen ſchildert, welche durch die Normannen zerſtört und erſt ſpäter durch die Reaktion des Volks allmählich wiederhergeſtellt wurden, macht er zugleich eine Bemerkung, welche Beherzigung verdient. „Bis jezt haben die Geſchichtſchreiber der neuern Völker in der Erzählung jener großen Begebenheiten die Ideen, die Sitten und den politiſchen Zuſtand ihrer Zeit auf die vergangenen Zeiten übergetragen. Sie haben die germaniſche Königswürde der erſten Eroberer des römiſchen Reichs und die Königswürde in der Lehnsverfaſſung des zwölften Jahrhunderts nach der großen Gewalt der Könige des ſiebzehnten gemodelt. Die Geſchichtſchreiber des achtzehnten Jahrhunderts waren auf gleiche Weiſe zu ſehr von der Philoſophie ihrer Zeit befangen. Zeugen von den Fortſchritten der mittlern Klaſſe und Organe im Kampfe für ihre Bedürfniſſe gegen die Geſetzgebung und das Meinungsſyſtem des Mittelalters, haben ſie die alten Zeiten, wo jene Klaſſe in der bürgerlichen Geſellſchaft kaum ein Element war, weder objektiv angeſchaut, noch beſchrieben. Sie haben die Thatſachen mit Verachtung des Rechts und der Vernunft behandelt, was ſehr gut ſeyn mag, eine Revolution in den Geiſtern und im Staate hervorzubringen, aber bei weitem weniger, die Geſchichte zu ſchreiben. Uebrigens darf dies nicht befremden: man kann nicht, welches geiſtige Uebergewicht man auch habe, über den Geſichtskreis ſeines Jahrhunderts hinaus, und jede neue Periode gibt der Geſchichte neue Geſichtspunkte und eine neue Form. — Heutiges Tages iſt es nicht mehr erlaubt, zum Vortheil einer einzigen Idee, die Geſchichte zu ſchreiben. Unſer Jahrhundert will es nicht mehr; es verlangt, daß man ihm alles mittheile, daß man das Daſeyn der Nationen in den verſchiedenen Perioden klar vor Augen führe, und daß man jedem vergangenen Jahrhundert ſeinen wahren Platz, ſeine Farbe und ſeine Bedeutung gebe.“ Dieſes Beſtreben, gerecht gegen die Illuſionen der Vorzeit zu ſeyn, und jedes Jahrhundert nur aus dem Standpunkt ſeines eignen Zeitgeiſts anzuſehn, die Begebenheiten aus ihren eigenthümlichen Motiven, nicht aber nach ihren zufälligen Reſultaten oder nach unſern modernen Normen zu beurtheilen, dieſes ſehr löbliche Beſtreben zeichnet in der That die neueſte franzöſiſche Geſchichtſchreibung aus, und iſt eine Folge, nicht des viel umfaſſenden Geiſtes, des gleichſam poetiſchen Gerechtigkeitsſinns und der Spekulation wie in Deutſchland, ſondern des großen Schickſalswechſels, den die lezten vierzig Jahre der franzöſiſchen Geſchichte darbieten. Alle Partheien haben in Frankreich in der Herrſchaft gewechſelt, jedes Extrem iſt zu Schanden geworden, die Franzoſen ſind alſo durch die Erfahrung belehrt, fremden Anſichten Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Das bewunderungswürdigſte Meiſterſtück einer ſo gerechten Geſchichtſchreibung iſt Mignets Geſchichte der franzöſiſchen Revolution.

6) Die Geſetze der Angelſachſen. In der Urſprache mit Ueberſetzung und Erläuterungen herausg. von Dr. Reinhold Schmid, Prof. in Jena. Erſter Theil, Text und Ueberſetzung. Leipzig, Brockhaus, 1832.

Dies ſind die alten Geſetze vor der normänniſchen Eroberung, die von den Normannen theils vernichtet, theils verunſtaltet wurden. Da ſie ſowohl auf die Eigenthümlichkeit des germaniſchen Staatsprincips, als auf die Ausbildung insbeſondre des engliſchen Staatslebens ein helles Licht werfen, ſo dürften folgende hierauf bezügliche Stellen der vortrefflich geſchriebnen Einleitung allgemeines Intereſſe verdienen: „Die germaniſche Staats- und Rechtsverfaſſung beruhte auf dem gemeinen Frieden, durch welchen jedem Staatsbürger Freiheit und Recht, Sicherheit der Perſon und des Eigenthums gewährt wurde. Dieſer Friede gründete ſich auf wechſelſeitige Rechtsverbürgung, d. h. auf Vereinigung zu gegenſeitigem Schuze von Leib, Gut und Ehre. Wir finden zwei Grundformen der Rechtsverbürgung. Die eine iſt die der freien Gemeindeverbindung, wo die Genoſſen mit gleichen Rechten und Pflichten neben einander ſtehen; bei der andern findet ein Verhältniß der Unterordnung ſtatt; aus jener entſpringt das demokratiſche, aus dieſer das ariſtokratiſche Element der germaniſchen Staatsverfaſſungen. Obgleich ſich das demokratiſche Princip der freien Gemeindeverfaſſungen in Deutſchland früher ausbildete, muß doch das Princip der Herrſchaft als das urſprünglichere angeſehen werden, da es ſich unmittelbar auf die hausväterliche Gewalt in der Familie gründete. Spuren einer ehemaligen Einwirkung der Familienverfaſſung auf die Volksverfaſſung finden wir unter andern in der Gewohnheit aller germaniſcher Völker,

ihren Obern vom Alter entlehnte Namen zu geben. Indeß lernen wir die Deutschen erst in einer Zeit genauer kennen, wo die Stammverbindung bereits gesprengt und durch die Gemeindeverbindung ersetzt oder doch dieser in ihrer Organisation nachgebildet war. Die verwandten Geschlechter standen nicht mehr unter einem Stammhaupte vereinigt, sondern bildeten eine freie Genossenschaft, die ohne feste Abgeschlossenheit zu wechselseitigem Schutze ihrer Rechte verbunden war (Magenbürgschaft.) In den meisten Beziehungen war die Gemeindeverbindung an die Stelle der Stammverbindung getreten. Der Ursprung der spätern monarchischen Gewalt, die bei allen germanischen Völkern hervortritt, sobald sie sich auf fremden Grund und Boden niederließen, ist leicht zu erklären. Das Königthum ging aus dem Geleite hervor. Es war nämlich ein weit verbreiteter Gebrauch, daß sich kriegslustige Männer irgend einem kühnen Führer anschlossen, mit dem sie auf gemeinschaftliche Abentheuer auszogen. Dies ist der Ursprung der meisten monarchischen Staatsverfassungen bei den Germanen und namentlich der in Britannien. Hengist und Horsa, die Gründer des Königreiches Kent, waren die Führer eines germanischen Geleites; eben so Aella, der erste König von Sussex, Cerdic, der Stifter des Königreiches Wessex u. s. w. Das rechtliche Verhältniß des Geleitsherrn zu seinem Gefolge war ungefähr dasselbe, wie das des Hausherrn zu seinen freien Hausgenossen. Er war ihr Schützer und Vertreter, defensor et patronus, bei den Angelsachsen hlaford and mundbora. Von ihm ging der Friede aus, den die Genossen unter einander gegründet hatten, und er war der Führer im Kriege (dux, heretoga). Die Mannen aber waren ihm keineswegs unbedingt unterworfen, denn das Dienstverhältniß beruhte auf einem Vertrage, durch welchen gegenseitige Rechte und Pflichten begründet wurden. In allen Angelegenheiten von einiger Wichtigkeit wurde die Mitwirkung der Nationalversammlung, an der die angesehensten Männer des Volkes, die optimates, principes, magnates, proceres etc. Theil nahmen, erfordert. Hier wurden die Anordnungen allgemeiner kriegerischer Unternehmungen besprochen, Abgaben bewilligt, Unvollkommenheiten und Mißbräuche der Verwaltung gerügt, neue Gesetze berathen u. dgl. m. Dieses Witenagemot bildete auch den höchsten Gerichtshof, wo nicht blos wichtige Urkunden bestätigt, sondern auch Streitigkeiten, die von den untern Gerichten dahin gebracht waren, entschieden wurden. Unter dem Witenagemote standen die einzelnen Shirgemoten, bei denen wir wieder dieselbe Theilung der Gewalt finden. Die Rechte des Königs wurden durch einen Ealdormann (Comes) vertreten, der die Mannschaft der Shire im Kriege anführte und mit Beihülfe des scirgeresa (vicecomes) den Frieden unter Mitwirkung des Shirgemote handhabte. Die Shirgemeinden oder Grafschaften zerfielen ferner in eine unbestimmte Anzahl von Hundertschaftsgemeinden, wo dasselbe Verhältniß statt fand, und neben oder innerhalb derer wieder andere Gemeinden vorkamen, die ihre besondern königl. Beamten hatten, z. B. einen tungeresa bei einer Township, einen burh- oder portgeresa bei einer Burg oder Stadt ꝛc. Ueberall zeigt sich derselbe Dualismus der Gewalt, die theils von der Gemeinde ausging, theils von dem Könige als hlaford and mundbora.“

Die angelsächsischen Gesetze selbst, wie sie uns aus alter Zeit erhalten sind, haben den großen Vorzug, in der Landessprache geschrieben zu seyn, während die fränkischen, gothischen, burgundischen, allemannischen, bojoarischen, friesischen Gesetze nur lateinisch abgefaßt sind. Sie lassen uns daher viel deutlicher in den alten sittlichen und Rechtszustand des Volks hineinblicken. Uebrigens aber sind sie so wenig systematisch, als irgend ein andres altgermanisches Gesetzbuch. Je älter, je mehr enthalten sie blos Bestimmungen des Wergeldes, strenge Strafen gegen Friedensbruch und Diebstahl, und Erklärungen des Mundiums, und die ganze Gesetzgebung scheint nicht über die Grenze der gemeinheitlichen und Familienpolizei hinauszugehn. Erst später treten die königlichen und kirchlichen Prärogative je mehr und mehr hervor, die unter den Normannen die alten Volksrechte fast gänzlich verdrängen. In der Mitte zwischen der altsächsischen und normännischen Periode stehen die Gesetze Alfreds, die sich, wie ihr Urheber, auffallend durch Humanität und eine gewisse über den Geist der Zeit erhabne Aufklärung auszeichnen. Zwar knüpft sich diese legislatorische Humanität buchstäblich an die Bibel an; allein es ist aus den übrigen germanischen Gesetzen bekannt, daß bei Einführung des Christenthums fast nur je die grausamsten und blutigsten der mosaischen Gesetze in die ursprünglich mildern germanischen übergingen, und daß überhaupt Menschlichkeit und Duldung bei den Deutschen durch Einführung des Christenthums anfangs wenig oder gar nichts gewannen. Nur die Angelsachsen machten davon eine Ausnahme und sie waren es, die im Gegensatz gegen die Franken, den milden Geist des Christenthums, Liebe, Brüderlichkeit, Gleichheit, Gedankenfreiheit und Duldung predigten. In diesem Sinn eiferte der angelsächsische Mönch Columbanus, der erste Apostel der germanischen Wälder, gegen den unlautern und tyrannischen Geist des Papstthums, und widersetzte sich demselben durch Schrift und That, aber sein Nachfolger Bonifacius pflanzte den Papismus in Deutschland ein, der nur zu bald auch die jungen Saaten der Bildung in England zertreten sollte. Aus jener schönen Periode der ersten angelsächsischen Kultur sind nun auch König Alfreds Gesetze. Wir finden darunter eine Verordnung, daß jeder Sklave, wenn er ein Christ sey, nach sieben Jahren frei gegeben werden müsse; eine andre, daß freigeborne Weiber, auch wenn sie dienen, nie als Sklavinnen behandelt werden dürfen; eine dritte, daß man gegen Fremde und Ausländer hülfreich seyn und sie auf keine Weise drücken solle ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 17. — 13. Februar 1833.

Novellen und Erzählungen.

Erster Artikel.

Nur herein, meine Herren und Damen! Die Hallen der Unsterblichkeit sind weit genug, auch Sie noch zu fassen. Blicken Sie doch nicht so verschämt zu Boden, wer wollte Ihren Verdiensten den Lorbeer streitig machen! Und tausend Kränze hängen noch rings an den Wänden, für die man schwerlich würdigere Häupter auffinden könnte, als die Ihrigen. Ich nenne nur einen Wachsmann, einen Wilibald Alexis, einen Eduard Gehe und unter den Frauen die geachteten Namen einer Francisca von Neepel, einer Adeline von D****, einer Isidore Grönau, Namen, die niemals im Vaterlande werden genannt werden, ohne einen Klang von sich zu geben. Ist es nicht Sophokles dort, der Arm in Arm mit Frau Friederike Lohmann einherwandelt, und sich Scenen aus dem siebenjährigen Kriege, die Geschichte der hochherzigen Cappel und Aehnliches erzählen läßt? Ist es nicht Shakespeare, der hier dem seligen Buchhändler Niedmann die Hand drückt und ihn mit seinem eignen Schicksal ob der Beschuldigung tröstet, seine zahllosen Novellen seyen das Machwerk eines Verbrechers, für den man noch den Galgen zu gut gehalten hat? Und Dante läßt sich von der Frau Fouqué über den Unterschied der Stände, Anakreon von der Frau Huber über die Vorzüge des Cölibats belehren; Sie sehen, man kann auf keinem vertrauteren Fuße stehen! Also nur herein in die Unsterblichkeit, Einer nach der Andern und wiederum Eine nach dem Andern, je ein Männlein und ein Fräulein!

Der Zug dieser frommen Waller ist so lang, daß wir ihn der Einregistrirung ins Buch des vorigen Lebens wegen in einzelne Chors eintheilen wollen. Also das erste Dutzend voran!

1) Erzählungen und Phantasiestücke. Von Ludwig Bechstein. Vier Bände. Stuttgart, Hallberger, 1831.

Wir sind diesen Erzählungen schon hie und da begegnet; es scheinen die Erstlinge der Bechsteinschen Muse zu seyn. Man weiß, daß Niemand an den ersten dichterischen Versuchen mehr auszusetzen findet, als der Dichter selbst; und doch sind es ihm die liebsten, und er scheut sich nicht, sie mit allen ihren Fehlern zu erhalten, mit ihren Fehlern, die durch seine spätern Vorzüge so leicht entschuldigt werden. Bechstein, einer unsrer liebenswürdigsten Schriftsteller, hat in diese Sammlung Vieles aufgenommen, was nach seinen größern romantischen Gemälden, z. B. der Weissagung der Libussa, nicht mehr an ihm befriedigt. Der Ton ist so oft noch unsicher,

die Erfindung alltäglich. Die Darstellung verliert sich zuweilen in die redseligste Weitläufigkeit und gefällt sich in einer Schilderung von Umständen, die für das Ganze nicht immer wesentlich sind. Auf die einfachsten Dinge legt die Erzählung einen Nachdruck, der ihnen nicht zukömmt, und mit vieler Umständlichkeit wird z. B. die Vorbereitung zu einem Schwure beschrieben, die darum so lästig ist, weil sie sich in Nichts von den uns Allen wohlbekannten Zurüstungen zu dieser feierlichen Scene unterscheidet. Dennoch aber bleibt diese Sammlung reich an gefälligen und anziehenden Parthien. Der Knoten in manchen Erzählungen ist zuweilen recht kunstvoll geschürzt und wird dann sehr überraschend gelöst, an die Stelle der epischbreiten Erzählung tritt dann eine lebenvolle, dramatische Handlung, die nun einmal von solchen Skizzen kleineren Umfangs nicht getrennt werden darf. Die Aehnlichkeit des Sujets verliert sich, und der Dichter wagt sich in keckere, freiere Situationen.

Durch Bechsteins Erzählungen zieht sich eine Stimmung, die jedes reine, unverdorbene Gemüth ansprechen muß. Man wird sich bald mit der Armuth der Erfindungen versöhnen, wenn man sieht, wie es Bechstein versteht, jeder derselben eine wohlthuende, die Empfindung erwärmende Richtung zu geben. Von falschen Romanentugenden, genialen Unsittlichkeiten, von lügenhaften Gefühlsaffektationen wird der naturgetreue, unverstellte Sinn hier niemals beleidigt; in den Leidenschaften, die Bechstein schildert, herrscht Wahrheit, Einfachheit, und jene Wärme für Theilnahme, die von der gleichgestimmten Empfindung des Erzählers immer auf seinen Gegenstand übergeht. Nichts kann anziehender seyn, als die vertraute Bekanntschaft dieses Erzählers mit den Reichen der Natur, deren Schätze er so geschickt für seine Darstellungen zu benutzen weiß, daß man ihn mit Vergnügen von den Geheimnissen der Minerale, von der Mannichfaltigkeit der Thierwelt, von dem Zauber des Pflanzenreichs reden hört. Daher sind Aerzte, Naturforscher, Apotheker, Blumisten auch immer die Staffagen derjenigen Erzählungen, die man von allen für die gelungensten erklären muß.

Für einige Gattungen ihrer Produktionen haben unsre Novellisten ganz sonderbare Ausdrücke. Was ist z. B. ein Nachtstück? Und wie unterscheidet sich ein Nachtstück von einem Phantasiestück? Soll in jenem mehr das Dämonische, hier das Menschliche hervortreten? Haben wir dort vielleicht den Kapellmeister Kreisler, hier nur den Meister Floh? Die Novellisten haben darin ein gewisses Herkommen, worüber sie doch einmal das Publikum belehren könnten. Bechstein gibt uns solcher Stücke mehrere; doch ist er zum Callot-Hoffmann schwerlich mit den erforderlichen Eigenschaften begabt. Seine Nachtstücke, wie er sie auch nennt, werden erst dann wieder interessant, wenn der Verlauf der Erzählung anfängt, seiner gemüthlichen, idyllischen Manier zu entsprechen.

Die vorzüglichsten Erzählungen in dieser Sammlung sind der Pedell und Manoel, jene wegen ihrer rührenden und ergreifenden Situationen, diese wegen eines mährchenhaft wunderbaren Zuges durch die afrikanische Wüste, den Bechstein mit allen seinen phantastischen Abentheuern, seinen stupenden Naturwundern unübertrefflich schön geschildert hat. In dieser Sphäre ist der bescheidene Dichter vollkommen Meister.

2) Novellen und Phantasiegemälde. Von Demselben. Zwei Bände. Hildburghausen, Kesselring, 1832.

Der Verfasser scheint sich ein bestimmtes Feld von Erzählungen abgesteckt zu haben, traumartige Phantasien und tragische Katastrophen, die allerdings seinem Genius am meisten zusagen. Nirgends ist dabei das Pathos gereizt, es sind nicht Verbrechen, die sich über einem Unglücklichen häufen, nicht die Furien der Reue und Verzweiflung, die dem Uebelthäter auf der Ferse sitzen, sondern meist unvorhergesehene Schläge des blinden Schicksals, die den eingeleiteten Fiktionen eine plötzliche Wendung geben, und den Leser weniger mit Schrecken als mit Wehmuth erfüllen. Ein Maler, der von Rom heimkehrt, bringt einen Pinsel zurück, den ein Priester verflucht hat, weil er sich dessen während des Gottesdienstes zur Kopie einer knieenden Beterin bediente, er malt mit Grauen seinen Vater, seine Mutter, seine Schwestern und seine Geliebte, und weiht sie damit einem jähen Tode, der ihn zuletzt selbst erreicht. Oder eine Mutter, die ihren von Reisen heimkehrenden Sohn nur wieder sieht, um ihn bald zu verlieren und ihm selbst in den Tod zu folgen. Ueber solche einfache Darstellungen weiß Bechstein einen so unwiderstehlichen Zauber der Sprache und des Gefühls zu verbreiten, daß es schwer hält, die hervorquellende Rührung zu bemeistern.

Die erste und letzte Erzählung dieser Sammlung verdienen, als die gelungensten bezeichnet zu werden. Die Anlage kann nicht einfacher seyn. Eine Schauspielergesellschaft, die in einer kleinen Residenzstadt nächstens den Klingemannschen Faust aufführen will, zählt zu ihren Mitgliedern eine reizende Primadonna, die es in ihrer Laufbahn als Avantüriere endlich bis zu diesem Stadium gebracht hat. Sie wird umschwärmt von Anbetern, von denen jedoch Jeder sich für den allein begünstigten hält. Während sie den Einen unter Schwüren ewiger Treue entläßt, schleicht der Andre die Treppe herauf, bis sie zuletzt mit Sr. Durchlaucht dem Fürsten

hinter den seidnen Vorhängen verschwindet. Inzwischen naht der Tag des Faust. Der erste Akt ist kaum vollendet, so wird der Schauspieler, welcher den Merhistopheles, bei Klingemann den Fremden, spielt, plötzlich krank, das Personal ist in der äußersten Verlegenheit; doch ein Unbekannter spielt den Teufel fort, man zittert; denn wie leicht konnte dies Satan selbst seyn? Es bleibt dieser Zweifel auch unentschieden, und nur so viel gewiß, daß der dunkle Mime Helena-Primadonna als eine ungetreue Geliebte reklamirt, sie bei einem verunglückten Rendezvous mit ihren Verehrern, zu denen vor Allen der Fürst gehört, überrascht, und in einem Wagen mit sechs feuerschnaubenden schwarzen Rossen davonführt. Der glückliche Gedanke in dieser Erzählung ist der Fürst, der im Arme Heroinens nur in moralischen Sentenzen redet. Im Theater unterrichtet er seine junge Tochter in der Sittenlehre und läßt keine Stelle vorüber, woran er nicht erbauliche Betrachtungen knüpfte. Diese Durchlaucht hat Bechstein mit vielem Humor gezeichnet.

In der lezten Skizze, einem phantastischen Traume, wird das afrikanische Wunderland Meravi geschildert. Alle Zauber der üppigen Tropenwelt sind hier vereinigt, die riesigen Himmelsblumen, die mährchenhaften Thiergestalten, die Uebertreibungen der Phantasie, und die ermiesenen Erscheinungen der unter Afrikas Sonne wuchernden Natur. Wir sagten schon vorher, daß Bechstein in solchen Schilderungen jede Anforderung übertrifft.

3) Erzählungen und Novellen. Von C. von Wachsmann. Dritter und vierter Band. Leipzig, Brockhaus, 1832.

Wenn man etwas recht Fades lesen will, so nehme man eine historische Erzählung von Herrn von Wachsmann und man wird sich immer befriedigt finden. Es gibt Augenblicke, wo man zu lachen wünscht, wo der eigne Witz nicht ausreicht und fremder nicht zur Hand ist, dann wird sich Herr von Wachsmann immer meisterhaft bewähren, ja er kitzelt das Zwerchfell, ohne es zu wollen. Wie artig weiß er die Geschichte zu benutzen! Wie allerliebst sind die Figürchen, die er in die Schicksale historischer Helden spielen läßt! Wie bezaubernd ist dieser Styl, von dem er selbst schwören möchte, daß ihn Jeder für sehr geistreich halten muß! Doch wollen wir einen dieser Reize nach dem andern betrachten und Nichts übereilen.

Börne hat neulich gesagt, er würde sich lieber aufhängen, als sich einmal die beiden Worte: ei, ei entschlüpfen lassen. Und er hat Recht. Ich kenne einen jungen Autor, der kürzlich gegen Spekulation in der Philosophie geschrieben hat und sich öfters des Ausdrucks: ich fürchte, ich fürchte! bedient. Wäre mir das widerfahren, ich würde dies für ein so schlechtes Omen meiner schriftstellerischen Laufbahn halten, daß ich lieber Holz hacken oder Körbe flechten ginge, als darin fortfahren. Was sagt man nun aber zu einem Autor, der in solchen schalkhaften, fingerdrohenden, schmunzelnden Redensarten es zu einer Meisterschaft gebracht hat, die selten ist! Hiezu kömmt aber bei Herrn von Wachsmann noch mehr. Seine handelnden Personen schäckern nicht immer, sie werden zuweilen ernsthaft, sehr ernsthaft und beginnen Verhandlungen über „bedeutende“ und „bedenkliche“ Fragen. Wer einmal in einem Berliner Theecirkel auf der Folter gelegen hat, der wird sich hier seltsam überrascht finden. Es wird z. B. eine Frage aufgeworfen über Raupachs Genie oder Heines Zerrissenheit. „Heine ist ein mit Gott und der Welt zerfallener Dichter“ sezt ein Referendär als Thema. „Das kann man doch wohl so eigentlich nicht behaupten“ entgegnet ein aus Milch zusammengeronnenes Fräulein. „Weit entfernt, so Etwas behaupten zu wollen“ — fällt eine ältre Dame ein, deren weitre Ansicht wir verschweigen wollen. Dann versezt wieder ein Andrer: „So ganz ist dies wohl nicht der Fall“ und ein Andrer: „Damit will ich indeß gar nicht behaupten“ und noch ein Andrer: „Ich gestehe, nicht läugnen zu können“ und endlich ein Lezter: „Meine Herren, Sie sprechen, als stünde es über allen Zweifel bereits entschieden.“ Man kann bei diesem Behaupten, Nichtläugnen, Weitentferntseyn rasend werden. Herrn von Wachsmanns Dialogen sind Muster für diesen semmeligen, milchigen Theestyl. Ja sogar eine junge Dame, die er ihre Liebe eingestehen läßt, beginnt: „Warum sollte ich es läugnen!“

In diese dialektische Grundsuppe läßt nun der Dichter seine historischen Helden hineinplumpen. Ankarström, Karl XII., Oldenbarneveldt, der Stallmeister Froben („Brandenburgs Decius“) müssen sich durch diese Fluth wäßriger Redensarten durcharbeiten, und stehen triefend von diesem faden Naß vor uns. Man kann sich denken, wie die Charaktere, die Empfindungen dieser Sprache des „Läugnens“ entsprechen. Ankarström läßt sich z. B. durch eine auf dem Klavier gespielte Fuge zum Mord Gustavs entflammen. „Das ist zu bunt“ sagt Herr von Wachsmann.

Zulezt noch eine Bemerkung, die Ihrem patriotischen Herzen wehe thun wird, Herr von Wachsmann. Wie mochten Sie doch schon im Jahre 1675 das Symbol der preußischen Vaterlandsliebe und kriegerischen Größe die schwarzweiße Fahne nennen? Seit wann haben die Preußen schwarzweiße Fahnen? Seit wann

haben diese Fahnen aufgehört, orange schwarz und weiß zu seyn? Ha, ich sehe sie erschrecken, Sie sind ein verlorner Mann, ein Hochverräther, Sie haben andre Farben aufgesteckt.

4) Erzählungen von Therese Huber. Gesammelt und herausgegeben von V. A. H. Dritter und vierter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1831.

In der Schilderung der Schwindsucht, des Nervenfiebers, der Kinderkrankheiten und der kleinen Hausmittel dagegen war die selige Frau Therese Huber unübertrefflich. Niemand hat so wie sie auf den Menschen in den Windeln, im Pohlrocke, im Hochzeitskleide gelauscht, sie war einzig in ihren Erfahrungen, vertraut mit einem großen und merkwürdigen Zeitraum der Geschichte, den sie erlebt, unterrichtet über Sitten und Gebräuche und selbst einige Vorurtheile ihrer Zeitgenossen und dabei immer bewandert in den friedlichen Kreisen der Familie und der Haushaltung. Frau Huber gehört keinesweges unter die klatschende Theesippschaft unsrer nervenschwachen, schreibenden Damen, man hat an ihr etwas Kompaktes, etwas Wirkliches, man sieht, daß sie Kinder gehabt hat, daß sie bemüht war, ihnen eine gewissenhafte Erziehung zu geben, und daß sie sich auf ihre eigene Lebensschicksale berufen durfte, wenn Andre wegen eines Beispiels für ihre guten Lehren in Verlegenheit sind. Auch in dieser Fortsetzung ihrer gesammelten Erzählungen wird man auf der zehnten Seite immer auf ein naives Kindergequatsch, und auf der zwanzigsten auf die Krankheit eines Mädchens stoßen, kurz auf Dinge, die mit vieler Naturwahrheit ganz aus dem Leben gegriffen sind.

Frau Therese Huber hat auch ihre Fehler gehabt, die wir zu verschweigen gar nicht geneigt sind. Wie sie ihre Tugenden vor ihren schreibenden Mitschwestern voraus hatte, so hat sie doch diese mit ihnen gemein. Es ist bekannt, worauf die Thorheiten unsrer literarischen Damen hinauskommen. Es handelt sich Alles um die Ehe, dies seltsame Institut, wofür die Weiber allein bestimmt scheinen, und gegen das sich doch ihre schreibenden Anwälde wie gegen das Uebel sträuben. Hier hat sich Frau Huber, eine zweimal verheirathet Gewesene, einen großen Namen erworben. Alle alten Jungfern, alle glücklichen Wittwen und unglücklichen Ehegattinnen haben sich bei ihr Trost und Muth geholt. Sie hat den ehelosen Stand, wie die kühnste Vertheidigerin des Cölibats, in ein System gebracht, zu dem man selbst die sonderbaren Ehen, die sie in ihren Schriften statuirt, rechnen möchte. Je älter, je weniger reizend, desto gewisser wurde sie in diesen Lehren, und unter den vorliegenden Erzählungen findet sich eine, in der die Wuth der Männerfeindschaft bis aufs Höchste gestiegen ist. Die alten Amazonen schnitten sich doch nur die Brust ab, um besser gegen die Männer kämpfen zu können, hier reißt sich diese moderne Vorkämpferin der Andromachie selbst das Herz aus, um keiner Versuchung zu unterliegen. In der Erzählung: drei Abschnitte aus dem Leben eines guten Weibes hat die selige Huber Alles aufgeboten, was den Zauber des bräutlichen und den wahrhaften Werth des ehelichen Lebens nur vernichten kann. Es herrscht darin eine so gränzenlose Erbitterung gegen Alles, was den männlichen Namen trägt, daß man sich erzürnen könnte, wenn man dies über ein schwaches Weib darf. Die Liebe wird hier für Contrebande erklärt, die Ehe zu einem Kontrakt zwischen zwei willenlosen Partheien gemacht, der zulezt darauf hinausläuft, die Ehe nur als eine Versorgung für die Hülflosigkeit darzustellen.

Diese lügenhaften Lehren werden nun dann vollends lächerlich, wenn sich die prüden Damen selbst genöthigt sehen, dagegen zu verstoßen. Die Romane, welche nicht mit vollkommner Entsagung schließen, pflegen mit einer solchen zu beginnen, sich aber dann wahrhaft niederträchtig aufzulösen. Die edlen Weiber nämlich, die sich erst mit Caprice von ihren Anbetern wegwenden, dann einem Andern in die Arme werfen, ihm gewöhnlich ihre Schönheit und Unschuld verkaufen, kommen dann zu jenen ersten Verschmähten reuevoll zurück, seinen Schuz d. h. in einem polizirten Staate immer seine Hand erflehend. In solchen Darstellungen, gegen die sich Sittlichkeit und Ehrgefühl empört, und die in der Wirklichkeit vergebens nach Beispielen suchen, ist Frau Huber sehr bewandert gewesen. Zu der vorliegenden Sammlung gehört ein Roman: die Familie Feldorf, in dem Alles auf diese sittenlosen Grundsätze zurückkömmt. Hier jagt eine Unnatürlichkeit die andre. Wie kann Tugend mit so viel Laster, Männlichkeit mit so viel Schwäche bestehen? Wo gibt es ein Mädchen von der Bildung, wie sie Sara genossen haben soll, das sich so im Vorübergehen verführen läßt, wie diese selbe Sara? Wo gibt es einen jungen Mann, der bei so viel Edelmuth und Charakterstärke, wie Roger besizt, zugleich ein solcher Simpel ist, daß er eine Schamlose noch immer lieben kann, sogar mit ihrem Kinde spielt und zulezt sich noch bereitwillig findet, sie zu heirathen? Pfui, solche Gemeinheiten würden empörend seyn, wenn sie nicht unmöglich wären!

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 18. — 15. Februar 1833.

Novellen und Erzählungen.

(Fortsetzung.)

5) W. Alexis gesammelte Novellen. Dritter und vierter Theil. Berlin, Duncker und Humblot, 1831.

Ich kann mir den Schmerz eines Menschen denken, der schon einmal berühmt gewesen, und den man nachher wieder schmählich vergessen hat. Alexis, der vor drei Jahren noch unsterbliche Willibald Alexis ist in diesem traurigen Falle. Dieselbe Nation, die ihn damals ihren großen Unbekannten nannte, ihn aber wohl kannte, nennt ihn jezt den kleinen Unbekannten, und kennt ihn wirklich nicht. Das sind die Wechselschläge des Schicksals, denen sich ein öffentlicher Charakter, und ein solcher will Alexis doch seyn, nicht entziehen kann. Wir finden das bedauerlich und sehen mit Theilnahme auf die vorliegende Sammlung, das Grab des Ruhms, und hören wehmüthiglächelnd, wie der früh Geschiedene seinen Freunden zuruft: Seht, das waren die Staffeln, auf welchen ich zu meiner Größe aufstieg! Es sind „meine gelungensten Arbeiten, weil Entwurf und Gestaltung, Wille und Unwillkührliches, Phantasie und Wahrheit sich hier am innigsten durchdrungen haben!“ Wie angenehm für uns, wenn wir ihm dies bezeugen könnten!

Venus in Rom hat Aehnlichkeit mit der neuen Oper Zampa. Hubert, ein deutscher Ritter, sucht bei seinem Aufenthalte in Rom einen ehemaligen Waffengefährten, Savelli, auf und findet ihn wahnsinnig wieder. Savelli hatte geheirathet und am Tage der Hochzeit seinen Trauring, weil er ihn beim Ballschlagen inkommodirte, an den Finger einer Venusstatue gesteckt. Diese marmorne Kreatur krümmt den Finger, so daß ihn Savelli nach dem Spiele abschlagen muß. Der Finger fällt, aber Niemand weiß wohin, und der junge Ehemann wird ohne Ring von seiner spröden Vermählten nicht ins Brautgemach gelassen. Daher der Wahnsinn. Alles Uebrige, was sich nun um dies Verhältniß herumdreht, steht in sehr loser Verbindung, doch hat das Ganze zulezt doch einen Ausgang, der sonderbar genug ist. Hubert, in der Heimath verheirathet, hat sich nämlich von einer Römerin umgarnen lassen, d. h. wie Alexis sinnig bemerkt, er ist in den Venusberg gerathen, bis ihn endlich seine Frau heimsucht, Allen ver-

gibt und die Baſtarde der Römerin liebevoll an den lieben Neckar mitnimmt. Savelli findet ſeinen Ring an dem Finger wieder, den er einem Kardinal, ſeinem Feinde, abhaut, ſeine Gattin, die ſich indeß für ſeinen Verluſt ſchadlos gehalten hat, ſtirbt reuevoll an ſeiner Bruſt und er ſelbſt, nachdem er zugleich auch noch Revolutionär und zwar mit den jammervoll hohlen Phraſen von Roms alter Herrlichkeit geweſen iſt, pilgert unter dem Muſchelhute gen Paläſtina. Dieſen tollen Wirrwar ſcheint Alexis für ſehr genial zu halten. Daran ſchließt ſich ein Mährchen, Emmerich. Was mag ſich wohl der Verfaſſer unter einem Mährchen vorſtellen? Das Mährchen verlangt ſehr ſcharf gezeichnete Geſtalten, zugeſpizte Begebenheiten, eckige, kantige Thaten. All ſein Zauber iſt zerſtört, wenn es in ihm anfängt zu flimmern, wenn die Perſonen neblig verſchwimmen und nichts drin vorkömmt, als ein ewiges Singen und Klingen und Rauſchen und Lauſchen. Da iſt Alexis recht auf einen Holzweg gerathen. Er bietet alle ſeine Poeſie auf, um dieſen Mährchenhelden, Emmerich, in die ſäuſelnde Natur verſchwimmen zu laſſen, und damit alles zu zerſtören, was nur irgend erlaubt hätte, dieſem wunderbaren Menſchen einmal ins Geſicht zu ſehen. Dieſe Geſchichte iſt ſo fade, daß ſie nur noch von Alexis humoriſtiſchen Ausflügen übertroffen wird. Die dritte Erzählung: Acerbi, iſt dem Dichter ſelbſt die theuerſte. „Ihr Inhalt, ſagt er, iſt bitter, gewiß; aber der Autor war nicht bitter, der Gegenſtand war es.“ Man wird nicht begierig auf eine bittere Erzählung ſeyn; doch will ich verſuchen, ſie etwas ſüßer zu machen. Acerbi, eine myſteriöſe Perſon, die nicht weiß, von wannen ſie kömmt, noch wohin ſie fährt, alſo dem Novelliſten ſehr willkommen iſt, macht in einem Poſthauſe die Bekanntſchaft eines Grafen und ſeiner Tochter. Gleiche Anſichten über die Geſchichte des Tages, namentlich über die Stellung des Adels führen ſie zuſammen und Acerbi darauf in das Schloß des Grafen, wo er angezogen von der Tochter deſſelben, Eveline, eine längere Zeit zu verweilen gedenkt. Die Unterhaltungen drehen ſich hier beſtändig um den Adel, deſſen begeiſterter und unduldſamer Vertheidiger vor allen Acerbi iſt. Acerbi ſteht durch ſeinen Geiſt und ſeine Talente in den glänzendſten Verbindungen, repräſentirt mit ruhigem Gewiſſen ſeine adlige Herkunft, obſchon er ſie nicht zu beweiſen vermag. Dieſer lezte Umſtand entzieht ihm Evelinens Hand, die ſie ſelbſt unter andern Umſtänden ihm würde gegeben haben. Wahnſinn, Verzweiflung, ein hitziges Fieber, Geneſung, eine Reiſe, Wiederfinden in den Bädern von Pyrmont. Eveline iſt mit einem Fremden verlobt, ſie weiſt alle Annäherung des noch immer halbwahnſinnigen Acerbi zurück, dieſer ſucht ſeinen Schmerz am Spieltiſch zu tödten. Va banque! Er ſprengt die Caſette des Marquis Fabiani, eines alten Bekannten, der ihn verzweiflungsvoll um einiges Darlehn bittet, ſich wieder zu reſtauriren. Acerbi ſchlägt es muthlachend ab, doch beſinnt er ſich beſſer und eilt am folgenden Morgen den Marquis zu befriedigen, findet ihn aber todt und nach einigen Aufklärungen in dem Selbſtmörder oder vielmehr dem vom Sohn Gemordeten ſeinen Vater. Geſteigerte Wuth. Er will ſich dicht neben Evelinen an öffentlicher Tafel erſchießen, er will es ſpäter auf einem Balle thun, wo ſie mit ihrem Verlobten in einem entfernten Zimmer ſizt, er thut es endlich an dem Schloſſe des Grafen, wird halbtodt gefunden, und ſtirbt verſöhnt mit Evelinen. Ohne Scherz, die Anlage dieſer Erzählung hat Alles für ſich, doch hätte in ihre tragiſche Wendung weit mehr Pathos gelegt werden können. Acerbi, der exaltirte Vertheidiger der Adelsvorrechte, mußte weniger den Schmerz einer verſchmähten Liebe fühlen, als die Verzweiflung, einem Stande nicht anzugehören, der ihm über Alles ging, er mußte niemals einen Marquis zum Vater bekommen, ſondern an der „ungeheuern Ironie“ ſeines Daſeyns untergehen. Wäre dieſes Moment ſittlicher und tiefer hervorgehoben worden, ſo gäbe Acerbi ein tragiſches Seitenſtück zu Tiecks Ahnenprobe ab.

Bekanntlich hielt W. Alexis es eine Zeitlang ſeiner Würde nicht für unangemeſſen, fremde Geiſter nachzuahmen. Dabei führte ihn ein unglücklicher Stern auf Hoffmann. Die Götter ſind ſo geizig mit den Gaben des Witzes, ſie geben wenig davon heraus, wie Viele mußten nicht erſt den Himmel ſtürmen, ehe ſie witzig wurden? Alexis iſt aber kein Himmelsſtürmer und der Witz hat ſich immer nur gegen ihn geſpizt. Aus jener Hoffmanniſirenden Periode liegen uns hier zwei verunglückte Schöpfungen vor. Pommerſche Geſpenſter iſt eigentlich gar Nichts, wie ſich's für ein Geſpenſt geziemt. Es iſt nicht einmal tolles Zeug, es iſt nur dummes Zeug. Was die Pommerſchen Gänſebrüſte ſo delikat macht, das pikante Ineinander von Süß und Salzig, das kann dem Witze nur ſehr ſchädlich ſeyn. Herr Kritik iſt wo möglich noch abgeſchmackter. Dieſe traurigen Reſte aus der Sonntagsvergötterungsperiode, aus jener Zeit, wo Hoffmann, Devrient, das Berliner Weinhaus, Lutter und Wegener und die Reſtauration bei Sala Tarone für identiſch mit dem Teufel gehalten wurden, ſind um Vieles im Preiſe gefallen, und wenn der ſanfte, gefühlvolle Willibald Alexis ſie noch einmal aufwärmt, um Alles.

6) Sommermalven. Erzählungen und Novellen von C. Spindler. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger, 1832, 33.

Spindler hat ein seltnes Talent der Erfindung. Er überrascht durch die immer neuen und interessanten Situationen, in die er Personen zu bringen weiß, die lebendig, voller Wahrheit vor unsre Anschauung treten. Spindler bewährt darin einen äußerst poetischen Blick. Es sind malerische, farbenhelle, sprechende Attitüden, mit denen er seine Erzählungen beginnt, und er versteht es, diesen Zauber der Illusion durch den Verlauf der dargestellten Begebenheiten immer in Wirksamkeit zu erhalten, ihn fest an die Einbildungskraft zu bannen. Spindler ist sich dieses glücklichen Silberblicks vollkommen bewußt, und vertraut ihm so sehr, daß man zuweilen wünschen möchte, die nüchterne Idee seiner Sujets wäre früher in ihm entstanden, als die phantasiereichen Porträts, mit denen er ihre Ausführung eröffnet. Denn nach diesen ersten, klaren, spiegelhellen Expositionen übereilt ihn plötzlich die Fabel, die Begebenheiten fangen an sich zu drängen und zu stören und der Knoten wird entweder nur schwach geschürzt oder gewaltthätig gelöst. Darum ist das beschränkte Feld der Novelle für Spindler niemals recht geeignet gewesen, die Bilder sind zu umfangreich für diesen kleinen Rahmen, und die Erzählungen, die auf die einfachste Art ihren Anfang nahmen, schließen sich gewaltsam und romanenhaft. Dann ist Spindler ohne sich dessen zu versehen aus der Novelle in den Roman getreten, zwei Gebiete, deren Gränzen eine gesunde Theorie doch sehr scharf abzeichnen muß. Denn ist es wahr, daß der Roman die Begebenheiten mehr als Handlungen, die Novelle die Handlungen immer als Begebenheiten, die so selten von uns abhängen, schildert, so erkennt Spindler hier niemals eine Regel an, sondern seine Personen raffen sich von ihrer für die Novelle ganz geeigneten Indolenz auf, gehen nach fremden Ländern, wo sie sich sonderbarerweise gleich nach der Ausschiffung wieder in den Weg kommen, sie greifen nach der Flinte und schießen sich wechselseitig todt, mit welchem Knalleffekt die so schön angesponnenen Fäden dann zerrissen sind.

Die hier gesammelten Erzählungen und Novellen sind nicht die neuesten Erzeugnisse der Spindlerschen Muse, sondern eine Sammlung mehrerer, an andern Orten zerstreuter Pieceen. Die Novelle: Der gespenstige Hof zieht durch seine phantastischen Episoden wohl am meisten an. Auf den jezt verödeten fürstlichen Lustschlössern wird immer ein poetischer Duft liegen, vielleicht so lange, bis einmal eine nackte, schauerliche Wahrheit aus diesen kalten Mauern spricht. Die Erzählung: Fior di Levante endet eben so mangelhaft, als ihr Anfang vorzüglich war. Die Begegnisse eines französischen Offiziers, der im Orient seinen inzwischen Muselmann gewordenen Oheim aufsucht, sind besonders so interessant durch den Kontrast der westlichen und östlichen Sitte, aus welcher leztern jedoch noch immer das französische Leben hervorblickt. Den Neffen selbst hätte der Dichter nicht so entschuldigend behandeln sollen, weil es doch immer ein schlechter Streich blieb, die Geliebte eines Vetters, dessen Treue und Edelmuth rühren, zu stehlen. Kann man um einer griechischen Sklavin, eines willenlosen, kalten Geschöpfes willen einen solchen Verrath der Freundschaft begehen? Auch möge sich Spindler vor solchen Spionen, wie der Cooperschen und Lewalds Przebracki ist, hüten, sein Rockides ist eine eben so unnatürliche Erfindung, wie jene. Der Herr im Hause und die öde Drillingsburg, eine Spuk- und Rittergeschichte à la Spieß und Cramer, sind zwei anmuthige, durch ihre heitre Laune gefällige Scherze. Endlich treffen wir noch auf Lorbeere, Palmen und Nesseln aus dem Lebenskranze des Mimen, eine Skizze, die leider da abbricht, wo sie anfängt, interessanter zu werden, und in dem, was sie gibt, nicht neu ist.

Spindler scheint sich gegen die Franzosen, die seine Romane übersetzen, revangiren zu wollen, er gebraucht das Retorsionsrecht und gibt mehrere aus dem Französischen übersezte Stücke. Der Mann ohne Namen ist zu übertrieben forcirt, es ist darin, wie bei Balzac und einem gewissen Seitenzweig der neuern phantastischen Schule in Frankreich, keine Lebenswahrheit. Unendlich vorzüglicher ist die Skizze: an der Beresina. Wir erinnern uns seit lange nicht, etwas Ergreifenderes und Schöneres gelesen zu haben.

7) Lavabecher. Novellen von Leopold Schefer. Erster Band. Stuttgart, Hallberger, 1833.

Leopold Schefer soll durchaus ein großer Mann seyn, man nennt ihn den einzigen Deutschen, auf welchen sich Jean Pauls Geist vererbt habe, und hält in den Museen von Frankfurt und Bremen über ihn Vorlesungen. Chacun à son gout. Mich widern Leopold Schefers Novellen an, seine Manier ist für mich unausstehlich. Dies Drehen und Wenden, dies gedankenlose und doch anspruchsvolle Federkauen, dies endlose Fortführen einer Gedankenreihe, die ohne Plan und Ziel anfängt und im zweiten Gliede noch nicht weiß, was im dritten stehen wird, das soll groß, geistreich, unübertrefflich seyn? Was man Schefers lyrische Trun-

kenheit nennt, ist in der Novelle nicht nur höchst unpassend, sondern ein berechnetes Reflektiren, das sich weder durch Tiefe noch durch Wahrheit auszeichnet. Die bei Schefer handelnden Personen schwimmen in einem Meere von seichten Redensarten, die mit einer bedeutsamen Miene und in der unschuldigen Voraussetzung vorgetragen werden, als unendlich geistreich und ergreifend beklatscht zu seyn. Alles soll süß und zart seyn, und ist nur dämmernd, flaumig. Zuweilen lacht der Dichter, sezt einen Gedankenstrich, und was dahinter steht, soll dann immer etwas sehr Schlagendes, Witziges seyn; aber ein feiner Schriftsteller braucht nie einen Gedankenstrich, um damit zu sagen: Seht, nun kömmt Etwas, was euch überraschen wird und gefallen muß. Kurz es ist eine Pein, sich mit L. Schefer bis an das Ende seiner Novellen zu winden, drehen, kopfüber, einzuschlafen, wieder aufzustehen, weiter zu kriechen, und zulezt wohl gar noch lachen zu sollen. Was doch ein Autor nicht Alles verlangt, wenn man ihn einmal gelobt hat.

Lavabecher? Nicht wahr, das ist unbeschreiblich tief? Viele werden das gar nicht verstehen, und ich selbst bin mir meiner Sache nicht recht gewiß, wenn ich unter einem Lavabecher einen Becher verstehe, wie man ihn am Fuße des Vesuv aus versteinerter Lava schneidet. Was haben nun die beiden hier gelieferten Erzählungen mit dem Vesuv, mit Lava, mit einem Becher gemein? Scharfsinn hier verläßt du mich! Ich kann's nicht angeben. Und doch! heilige Ahnung, entschlüpfe mir nicht, ich halte dich fest, ich muß dir deine Krone rauben! Man höre! Also mag der Dichter kalkulirt haben: Sintemal ich ein ganz eigenthümlicher Dichter bin, d. h. insofern ich in meinen Erzählungen außer einem Erzähler immer noch etwas Andres bin, d. h. insofern ich meine Erfindungen immer erst in das untertauche, was meine Landsleute meine Tiefe, mein Gefühl, ja was weiß ich, nennen, und somit alle die von Außen kommenden Stoffe in meinen Empfindungen krystallisire, insofern — ich bin schon ganz matt, aber wohlan! — insofern gleichen meine Erzählungen jenen Gebilden, die aus einem versteinerten Fluidum, (wohlgemerkt, dies flüssige sind meine Reflexionen) geschnitten werden und also aus Fließendem, Unhaltbarem entstanden, doch etwas Ganzes geben. Warum hat Herr Schefer keinen Preis auf dies Räthsel gesezt? ich schmeichelte mir dann, ihn gewonnen zu haben.

Wir wollen den Inhalt dieser hier mitgetheilten beiden Erzählungen kurz angeben, und nur so viel hinzufügen, daß sie an Unwahrscheinlichkeit Alles überbieten, und daß ihre unglückliche Behandlung jedes Interesse zerstört, was sie etwa hätten gewähren können. Im Sklavenhändler, der selbst recht gut gehalten ist, werden die Schicksale des abentheuerlichen Lord Baltimore zu folgender Verwickelung benuzt. Lord Baltimore hat den Bruder seiner Gattin erschossen und sich mit dieser selbst ennüyirt, er verläßt sie und ihr Kind, und geht nach Konstantinopel, wo er in der Kleidung eines weiblichen Muselmanns, oder wie ich an Schefers Stelle und ganz in seinem Geiste gesagt hätte, einer Muselfrau, seit längerer Zeit lebt. Er hält sich ein Serail und steht deshalb mit dem Sklavenhändler Amilakhoro in Verbindung. Inzwischen ist sein Schwager nicht todt und hat sich aufgemacht, in Begleitung der Lady ihn aufzusuchen. Sie finden ihn, vertrauen sich einem seiner Begleiter und suchen dem Melancholischen auf eine ihm zusagende Weise zu begegnen. Amilakhoro erwartet nämlich eine reizende Lesgistanerin, die er dem Pascha Milliduse und seinem Mohren Otural versprochen hat, und deren Anblick er seinem alten Kunden, dem Lord, auch gönnen wollte. Ehe diese noch ankömmt, übernimmt die Lady die Rolle dieser Sklavin, Baltimore sieht sie, erkennt sie nicht, staunt und kauft sie. Jezt aber tritt der Mohr dazwischen, dies soll die Lesgistanerin seyn, er hat Aufgeld gegeben und sein Herr erwarte sie mit Ungeduld. Die Verwirrung wird groß, sie endet mit einigen Pistolenschüssen und der Wegführung der Lady. Unterdeß ist aber eine neue Erkennung vorgefallen; unter den Sklavinnen befindet sich eine Tante der jezt von ihrem Manne erkannten Lady, die ehemals im Serail des Pascha Milleduse gewesen ist, ihm seine liebste Sultanin vergiftet hat, und nun geflohen war. Wunderliche Rencontres! Genug, diese Dame will vermitteln, es gelingt ihr schlecht und sie hängt bald am Kreuze. Nun ist aber endlich die wahre Lesgistanerin angekommen, sie wird dem Pascha, der die Lady noch nicht berührte, zugeführt, würde aber deren Stelle nicht ersezt haben, wenn der Lady Bruder nicht den Pascha erschossen hätte. Dies hätte diesem wieder ans Leben gehen können, wenn der Kapidschi Pascha nicht die seidne Schnur für den nur Verwundeten überbracht hätte. Jezt ist Alles versöhnt, auch der Sultan, der Melliduse nach Jerusalem verbannt. Dieser nimmt seine Dame vom Kreuz und geht mit ihr zufrieden ab. Lord Baltimore aber begibt sich in die Heimath, und lebt zehn Jahre mit seiner Gattin glücklich, und der Sklavenhändler geht in die Krimm, wo er geboren war.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 19. — 18. Februar 1833.

Novellen und Erzählungen.

7) Lavabecher. Novellen von Leopold Schefer. Erster Band. Stuttgart, Hallberger, 1833.

(Beschluß.)

Virginia Accoramboni vermählt sich einem jungen Verwandten des spätern Papstes, Sixtus V., erhält ihn aber zur Brautnacht ohne Kopf; man hatte ihn vor den Garten gelockt und ermordet. Sie weint, und nimmt die Hand eines früheren Bewerbers, des Herzogs Ursini, den man jezt den Mörder ihres ersten Gemahls nennt. Das Volk insultirt sie als Theilnehmerin des Verbrechens, sie wird in die Engelsburg geschleppt, vom Papste Sixtus, damals noch Kardinal, gerettet, und ihrem Manne wieder zugeführt. Jezt öffnen sich ihr die Augen, und sie haßt ihren Gemahl unsäglich und sinnt auf Rache. Hat nun dieser ihren ersten Gemahl ermordet? Gott weiß, Schefer reflektirt, und wir wundern uns, daß er schuldlos sich ersäuft. Nun gab es aber noch einen dritten Bewerber von ehemals, ein Paganelli, der vermuthlich der rechte Mörder war, der aber von Virginien vorher, jezt und später noch immer verschmäht wird, und sie endlich ermordet. Er ergibt sich der strafenden Gerechtigkeit, die unter Sixtus V. so streng gehandhabt wurde. Ich bin in Verlegenheit, ob ich an dieser Erzählung nicht etwas Wesentliches vergessen habe, oder ob nicht Alles vielleicht ganz anders ist, als ich es mitgetheilt habe. Der Schluß dieser Erzählung flimmert so unbestimmt vor den Augen des Lesers, daß man L. Schefers Klugheit bewundern muß. Wir sehen, wie er unaufhörlich nach dem Olymp greift, und bemerken dabei nicht, daß er mit der Faust nur Wind hascht. Es ist unzweifelhaft, daß diese Erzählung ohne Werth und Gehalt ist, und doch ist darin so viel Wesens, daß man wetten möchte, etwas Rechtes gelesen zu haben.

8) Historische Novellen und Erzählungen von Eduard Gehe. Leipzig, Focke, 1831.

Herr Gehe hat das Talent, historische Ereignisse recht lebhaft und anschaulich darzustellen, was die hier mitgetheilten drei Erzählungen beweisen. Provida schildert die schreckliche Katastrophe der sicilianischen Vesper und darauf die Besitzergreifung Siciliens von Pedro, dem spanischen Könige. Die Bürger von St. Jean für Saone ist ein Gemälde aus dem dreißigjährigen Kriege, wo Gollas seine Schaaren gegen die genannte Stadt entsendet, von ihr aber hartnäckig zurückgewiesen und nach heldenmüthiger Gegenwehr von Condé entsezt wird. Char-

lotte Corday endlich zeichnet den Charakter dieses Mädchens der Geschichte treu und gibt die Konstellation des Augenblicks, wo sie ihre bewunderungswürdige That vollbrachte, recht anschaulich wieder.

Störend sind die sonst gewissenhaften Studien des Verfassers, wenn er sie zu roh benuzt. Man müßte es z. B. nicht merken, daß er italienische Landschaftsgemälde, die eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert beleben sollen, aus den neuesten Reisebeschreibungen genommen hat. Lästig ist auch das ewige unter dem Text stehende „Geschichtlich" „Geschichtlich", was pedantisch klingt und die Illusion stört. Charlotte Corday ist im Grunde weder ein passender Gegenstand für das Drama, noch für die Erzählung. Man muß den Entschluß zu einer solchen That, wie er sie ausführte, in keinem, selbst dem seltensten Weibe nicht entstehen sehen. Sie muß wunderbar, als eine plözliche Erscheinung in Mitte der Begebenheiten auftauchen; der Kampf, der bei dem Manne einer großen That vorangeht, macht einen andern Eindruck, als der allmählige Entschluß eines Weibes, weil jener nur mit den Rücksichten, dieses aber mit der Schwäche zu kämpfen hat.

9) Berthold Schwarz. Novelle von Eduard Duller. Stuttgart, Hallberger, 1832.

Dieser Dullersche Berthold Schwarz hat das Pulver nicht erfunden. Duller besizt Talent; doch die vorliegende Novelle ist ein völlig mißlungenes Produkt. Die Mittheilung des Inhalts wird dies Urtheil zur Genüge bestätigen.

Vor dem Altare des Barfüßerklosters in Freiburg betet ein Fremder in den verzweifeltsten Ausdrücken. Die Kirche soll geschlossen werden, und der Frater Pförtner treibt ihn mit einem Holla auf. Ein dritter legt sich dazwischen, ein alter Mönch, der den Fremden zu sich nimmt. Sie gehen auf den Chor und hören den Todtengräber und Lustigmacher Jeremias mit einem sehr, sehr verunglückten Humor in der Kirche tollen, sie lachen und gehen. Jeremias geht auch und der Pförtner Zachäus wirft sich vor den Altar und bittet sich Hülfe zu einem großen Werke, das er unternehmen will. Der Narr aber sizt in seinem Häuschen im Friedhofe, es ist Nacht und ein Mädchen kommt mit einem Ritter ringend, wie zu Anfang des Don Juan, in die Scene, Jeremias steht der Unschuld bei, versezt dem Ritter eins, woran er einige Wochen denken kann, und nimmt das Mädchen zu sich. Sie komme von Basel, sagt sie, habe keinen Vater und keine Mutter mehr, und wollte zu einer Base. Diese ist todt, sagt Jeremias, und das Mädchen geht traurig in sein Haus. Jezt tritt Zachäus, der sich vorhin Muth erfleht hatte, bluttriefend auf, er hat einen Mönch erdolcht, und der Narr nimmt auch ihn in seine Wohnung. Hier beträgt er sich aber fast ungebührlich gegen die Basler Waise, und Jeremias schiebt ihn in einen unterirdischen Gang, der ihn ins Freie führen soll. Unterdessen war der Fremde von vorhin mit dem Pater Albertus vertrauter geworden, sie sind in den Naturkräften wohl unterrichtet, wollen zusammen arbeiten und beten, denn auch jener will Mönch werden. Es kömmt zu Vertraulichkeiten und der Noviz erzählt seine Geschichte, wie er Berthold heiße, wie ihn seine Mutter in Sünden von einem welschen Grafen empfangen habe, wie sein Großvater ein gar böser, aber wohlbewanderter Chymikus gewesen, und er an dem Biß einer giftigen Schlange gestorben sey. Der Famulus des Vaters, Jesaias, habe sich seiner und seiner Mutter angenommen, Jesaias sey selbst verheirathet und Vater eines Töchterleins, Maria, gewesen, dann sey seine Mutter gestorben, er sey nach Paris gegangen, habe dort ein gar anmuthiges Kind kennen gelernt und einem Ritter, der ihm nachstellte, ein Derbes versezt und jezt sey er hier, unzufrieden mit seinem Daseyn. Während Berthold dies erzählt, wird es ruchbar, daß der Guardian ermordet und Zachäus fort sey. Der Guardian war aber nur verwundet, jener Ritter vom Friedhofe besucht ihn, sie erkennen sich als alte Freunde, der Guardian nennt seinen Mörder Francesco und den Bruder eines Mädchens, das er einmal verführt habe und der Ritter ist jener, dem Berthold in Paris eine Schlappe beigebracht. Der Ritter, Marco, erzählt weiter von seinen nächtlichen Abentheuern, die alten Sünder werden lüstern, sie gutiren den Narren, finden das versteckte Mädchen, dies wird abgeläugnet, und zulezt sogar beiden Herren vom Jeremias mit der Prophetin eines Leichenhuhns der nahe Tod geweissagt. Zachäus dämmert inzwischen um Freiburg herum, trifft eine wahnsinnige Bettlerin, die in lichten Augenblicken erzählt, wie sie aus Konstanz sey, und nach Paris gegangen, und den Berthold geliebt in Konstanz und Paris, dann aber der Verführung Konstantins (des verwundeten Guardians) erlegen und von ihm verlassen sey, wie sie in Basel geboren und später ihr Kind verloren habe, und daß sie es jezt suche. Francesco-Zachäus nimmt das Weib mit sich in seinen geheimen Versteck. Berthold aber macht unterdeß bei Albertus ansehnliche alchymische Fortschritte und bei einem Spaziergange klärt sich durch den hinzugekommenen Schalksnarren auf, daß er jener Famulus war, der Berthold und seine Mutter pflegte, daß seine Tochter in Paris zu einem unehelichen Kinde gekommen sey, und seither in Basel verstorben. Man sieht, die Erkennungen gehen nun vor sich. Berthold hat durch das Fenster der Todtengräberwohnung der Baselerin Gesicht gesehen, er er-

kennt ſeine Pariſerin wieder, obſchon ſie nur deren Tochter iſt, er geht hinein, doch hat Jeremias das Mädchen, um ſie vor den beiden adligen Wüſtlingen ſicher zu ſtellen, in die Gruft gebracht, wo ſich Franceeco-Zachäus und ſeine Tochter, die Mutter der Vaslerin, verſteckt halten. Das Mädchen iſt alſo des Narren Enkelin. Inzwiſchen ſehen die beiden lüſternen Herren den Mönch heraustreten aus dem Orte, wo ſie ihr Täubchen eben aufſuchen wollen. Der Narr ſagt, das Kind ſey dieſe Nacht geſtorben und begraben, und ob ſie es nun glauben oder nicht, genug, ſie beſchließen, Berthold als den zu bezeichnen, der den Guardian mörderiſch angefallen habe. Dieſer wird ins Gefängniß geſteckt, von ſeinem Freunde Albertus beſucht und mit chemiſchem Apparate zur Unterhaltung verſehen. Der Narr, in ſein Haus zurückgekehrt, ſieht, daß ein Schrank geöffnet iſt, wo eine Weinflaſche neben einer Giftflaſche geſtanden, die leztere fehlt, er geht in den Gang, und ſieht in der Gruft ſeine Enkelin und deren Mutter, ſeine Tochter, vergiftet. Zachäus hatte ſie erquicken wollen und ſich ſo arg vergriffen; jezt, da Alles verloren, denkt er das Lezte zu thun, er geht ins Kloſter zurück, übernimmt das Amt des Kellermeiſters, und vergiftet den Guardian und Marco. Plözlich gibt es einen Knall, Berthold hat im Keller das Pulver erfunden, es hat ihn das Leben gekoſtet, und die Geſchichte iſt zu Ende. Franceeco aber war der Oheim Bertholds, der die Verführung ſeiner Schweſter rächen wollte an Konſtantin, dem Guardian, dem Verführer, dem Vater Bertholds.

Dies ſind die Umriſſe eines Gemäldes, wo Alles grau in Grau gemalt iſt. Eine Beziehung ſtört die andre, nichts wird recht klar, und man würde, wenn dieſe Novelle ein Strickſtrumpf wäre, ſagen, er iſt verpruckelt. Die Anlage iſt ängſtlich, der Verfaſſer hat nichts Unintereſſantes geben wollen, und deshalb alles Mögliche zuſammengerafft um nur mit jedem Worte etwas zu ſagen, was zur Fabel gehört. Aber eine Geſchichte, die nur Erkennungsſcenen enthält, langweilt, und dieſe Novelle thut noch mehr, ſie peinigt, weil ſie jeden Augenblick zu Ende iſt und jeden Augenblick wieder von Vorn anfängt. Was geſchieht in dieſer Erzählung? Nichts; man läuft und rennt, und begegnet ſich und weicht ſich aus, und thut nichts, als lange Reden halten, man erdolcht und vergiftet ſich, und wir begreifen lange nicht warum? Schattenbilder gaukeln an der Wand auf und ab, ohne Charakter, ohne Handlungen, nur mit Erzählungen, Erinnerungen, abgemachten Dingen. Dazu kömmt, daß die ganze Erfindung gar keinen Sinn und kein Intereſſe hat, daß der Humor des Narren mit ſeinem Ho je, heiſa, luſtig, eine traurige Rolle ſpielt, und daß die Hauptſache von den Dingen, die ein Jeder für die Nebenumſtände halten wird, gänzlich verdrängt wird. Wir denken, in dieſer Novelle ſoll das Pulver erfunden werden, und riechen es erſt auf der lezten Seite.

10) Das Muſikfeſt. Rheinbayriſche Novelle. Von G. Fr. Blaul. Heidelberg, Winter, 1832.

Hätte der Bundestag dieſe Novelle gekannt, es ſähe vielleicht anders im Vaterlande aus. Die Rheinbayern ſind nicht ganz dieſe umwälzeriſchen Menſchen, zu denen ſie die Umſtände gemacht haben, ſie haben noch Viele in ihrer Mitte, die philiſterhaft, nüchtern, demüthig und gehorſam denken, Viele, die erſtaunlich albern ſind; denn die in dieſer Novelle handelnden Perſonen und ihr Verfaſſer ſind alle aus dem Leben gegriffen.

Ein junger Mann aus Mainz bereist Rheinbayern. Im Gaſthofe zu Frankenſtein trifft er den alten dicken Herrn Peterſen — Aber wozu die heilige Zeit ſo misbrauchen! Es geht nichts über die Abgeſchmacktheit dieſer Erzählung. Das Intereſſante an dem Ganzen iſt die Nachricht, daß das Hambacher Feſt keine Improviſation iſt, daß nur der politiſche Zeitgeiſt ihm dieſe Richtung gegeben, die es nahm, und daß man vor zwei, drei Jahren an demſelben Orte eine Feſtlichkeit hatte, wo der rheinbayriſche Muſikverein zur Exekution großartiger Muſikſtücke zuſammentrat. Herr Blaul iſt von daher noch ganz entzückt und nicht wenig ungehalten über die Neuerung des vorigen Jahres.

11) Das Elendsfell. Drei Novellen von Balzac. Ueberſezt von Dr. Schiff. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1832.

Die vernünftigen, geſcheiten, praktiſchen Franzoſen ſind auf dem Wege, recht fad und albern zu werden. Sie werden uns Deutſche noch zu einer Genugthuung verhelfen, die uns ſchmeicheln darf, weil ſie wahr iſt. Wir dürfen uns jezt ſchon mit Wohlbehagen die Hände reiben, wenn wir ſehen, welch' ungeſchickte Sprünge ſie in den weiten Schuhen machen, die wir längſt ausgetreten haben. Die Romantik hat den Franzoſen den Kopf verwirrt, und es iſt zum Lachen, wenn ſie Hoffmann und den Satan in den Mund nehmen. Eine hagere Geſtalt, ein blaſſes Geſicht, langſtarrendes Haar, ein glühendes Auge, der Spieltiſch, perdu, ein verſuchter Selbſtmord, eine Engelſchönheit, eine Verführung, die Blasphemie, das ſind die Farben, mit denen ſie den Teufel an die Wand malen, das ſind ihre Vorſtudien der Hölle. In der That, beſäßen die Franzoſen nicht im Styl ihre bewundernswerthe Leichtigkeit und das Talent, aus jeder Kleinigkeit etwas Anziehendes zu bilden, ſie würden mit ihrer äſthetiſchen Deſperation, mit ihren Bizarrerien und ihren Nachtſtücken eine recht klägliche Rolle ſpielen.

Balzac will in jeder Beziehung der französische Hoffmann seyn. Er ist unerschöpflich in Erfindungen, die auch er die Nachtseite des Lebens nennt. Er hat einen Bund mit dem Satan geschlossen, dessen Früchte seine Phantasiestücke, seine braunen Erzählungen, seine Elendsfelle sind. Aber was fehlt ihnen? Der Witz, der einem Hoffmann die Natur gab, die heitre, ironische Laune, die einen Janin so liebenswürdig macht, die Wahrheit des Lebens und der Natur, die man selbst in den grausamen Erzählungen eines Eugène Sue nicht vermissen wird. Balzac schreibt in der unnatürlichsten Champagnerbegeisterung, einem Feuer, das die Franzosen bisher nicht gekannt haben, weil sie die wäßrigsten Weintrinker sind. Balzac schildert keine Menschen, sondern nur Schatten; was die Tiefe ihres Charakters seyn soll, sind Widersinnigkeiten, mit denen man sich nicht befreunden kann; sein Wahlspruch: gemein im Gemeinen und erhaben im Erhabenen ist nichts, weil er in beiden nicht göttlich genug ist. Wir wollen sehen, was die Franzosen heutzutage eine geistvolle Komposition nennen und womit sie Hoffmann nacheifern. Der Inhalt der Peau de chagrin ist folgender:

Raphael erbt von seinem Vater eine gute Erziehung und 11,120 Franken. Er ist Jurist, hat aber einen poetischen Zug und folgt ihm. Er kennt die deutsche Literatur, und übersezt Tieck und Goethe. Er bewohnt im entlegnen Ende von Paris ein kleines Zimmer, dichtet, übersezt und gibt der Tochter seiner Wirthin, einer heruntergekommenen Edeldame, Unterricht. Pauline ist reizend, aber noch sehr jung. Raphael hat einen Freund, Rastaignac, der es unternimmt, ihn in die große Welt einzuführen. Er reizt seine Dichtereitelkeit und ladet ihn ein, die glänzenden Zirkel der russischen Fürstin Feodora zu besuchen. Raphael schlägt ein, er debütirt mit seiner Gestalt und seinen Manieren und reüssirt, nicht so mit seinen Uebersetzungen, die er später vorliest. Zwar ist der ganze Salon trunken vor Entzückung, aber die Fürstin nicht, und Raphael war doch auf dem Wege, sie zu lieben. Feodora äußert ihr Mißfallen, aber so gnädig, daß er Vertrauen zu sich und zu ihr faßt. Rastaignac fährt mit ihm in Paris herum, zu Buchhändlern, mit denen er wegen Memoiren, die erst gemacht werden müssen, kontrahirt, zu einer schwäbischen Gräfin, die die Natur und die Empfindsamkeit liebt, vor der Stadt wohnt, und Rastaignac heirathen will. Inzwischen hat Feodora den verunglückten Uebersetzer ersuchen lassen, sie will seinen Arm, um in die Oper zu gehen. Nach dem Theater kömmt es zu einer spröden Scene, die Raphael heftig erbittert, ihre Koketterie geht ins Weite. Tag's darauf eine zweite Einladung. Sie gehen beide in den botanischen Garten, sie weint, er frägt, sie sagt, sie sey in Verlegenheit, und er sagt, er wolle ihr helfen. Feodora führte Prozesse, russische Prozesse wegen ihrer heimathlichen Güter, Raphael, Jurist, nimmt sich deren an, steckt seine 11,120 Franken hinein und wird zu guter Lezt von Feodora ausgelacht. Er schwört Rache, er geht noch einmal in ihren Salon, liest eine Novelle vor, worin die Liebe eines Malers zu einer Sängerin, die aber kein Weib, sondern ein Kastrat ist, geschildert wird, er macht dann den Uebergang zu Feodoren, nennt sie einen empfindungslosen Marmor, macht sie in jeder Hinsicht schlecht, stürzt hinaus und eilt mit dem lezten Louisd'or in ein Spielhaus. Jezt mischt sich Satan ins Spiel. Er verliert und will sich ersäufen. Vorher geht er noch in einen Laden, sieht sich das ganze Magazin an, und erhält vom Herrn desselben ein Elendsfell zum Geschenk, wodurch er alle seine Wünsche befriedigen kann. Nicht wahr, das ist sehr sonderbar? Genug, dieses Fell besizt die Eigenschaft, dem Besitzer alle Wünsche zu erfüllen, doch macht es jeder erfüllte Wunsch kleiner, und wenn es bis zum Verschwinden klein ist, stirbt der Besitzer. Raphael tritt hinaus, Rastaignac begegnet ihm, zieht ihn mit sich, man hat ihn zum Redakteur eines neuen Journals gemacht und die Aktionäre wollen ihm jezt ein Fest geben, Raphael folgt, seine Grundsätze gefallen, man ißt, trinkt und Raphael probirt sein Fell, indem er wünscht, daß alles schläft. Gewünscht, geschehen. Sie wachen alle wieder auf, die Herren und Damen, und Raphael wünscht sich Geld, und die Thür öffnet sich, weil man die Nachricht bringt, daß er 20 Mill. Franken erbe. Raphael richtet sich jezt wie ein Fürst ein und lebt allein wie ein Eremit. Die zunehmende Verkleinerung seines Elendsfelles macht ihm Sorge, er sieht den Tod vor Augen und quält sich, nichts zu wünschen. Feodoren haßt er, er sieht sie eines Abends im Theater, als plözlich alle Augen auf eine Schönheit hinter ihm gerichtet sind. Pauline, seine reizende Schülerin Pauline, ist es, die ihn lächelnd anredet, er ist entzückt, er begleitet sie, er heirathet sie in der schmerzlichen Gewißheit, sie in einem Jahre zur Wittwe zu machen. Das Fell wird täglich kleiner, und eines Tages, wo er mit Paulinen im Garten ist, war es so klein, daß er fällt und todt wäre, wenn jezt Herr von Balzac nicht zu lachen anfinge, das Ganze für einen Spuk erklärte, und Raphael reich und zufrieden mit seiner Paulinen leben ließe.

Ist in dieser Fabel ein Zusammenhang? Ueberrascht sie durch ihre Wendungen? Sind die Zauberarabesken auf einen passenden Grund gestickt? Bekömmt die Pariser Alltäglichkeit der Journalisten, der Salons durch das zur Maschinerie des Mährchens gehörige Fell einen neuen Reiz? Wird mit dem Ganzen ein tiefer, ein ergreifender Gedanke ausgesprochen? Läßt sich der gewaltsame Schluß nur einigermaßen durch das Vorangehende rechtfertigen? Ich möchte die Beweisführung hören, die diese Fragen bejahen kann.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 20. — 20. Februar 1833.

Meteorologie.

Lehrbuch der Meteorologie. Von Kämtz, Prof. an der Universität zu Halle. Halle, Gebauer, 1831. 2 Bde. gr. 8. mit lithographirten Tafeln.

Verfolgt man die Fortschritte der Meteorologie in den neuern Zeiten, so gelangt man bald zu der Ueberzeugung, daß dieser wichtige Theil der Physik erst seit der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wissenschaftlicher behandelt worden ist. Saussüre und de Lüc, welche die Erscheinungen der Natur in den Schweizer-Alpen studirten, zeigten, ersterer besonders in seinen „Voyages dans les Alpes (deutsch von Wottenbach, Leipzig 1781 — 88)“ und „Essais sur l'hygrométrie (deutsch von Tlius, Leipzig 1784),“ lezterer namentlich in der „Relation de différens voyages dans les Alpes (1776)“ und „Recherches sur les modifications de l'atmosphère ou théorie des barometres et des thermometres (deutsch von Gebler, Leipzig 1776),“ daß bei den atmosphärischen Processen, trotz ihrer Komplikation, bestimmte Gesetze Statt finden, und daß man bei meteorologischen Untersuchungen stets auf klimatologische Verhältnisse mit Rücksicht nehmen müsse. Um dieselbe Zeit erschien ein Traité de Météorologie von Cotte (Paris, 1774. 4.), und einige Jahrzehnte später gaben unter Andern in Deutschland Tobias Mayer ein Lehrbuch der Meteorologie (Göttingen 1805), Lampadius eine Atmosphärologie (Freiburg 1806),“ und neuerlich endlich Kastner ein „Handbuch der Meteorologie (Erlangen 1825)“ heraus. Ueber manche andere Bemühungen auf diesem Felde der Naturkunde, z. B. über Ditmars „Aurora,“ gehen wir hinweg; aber in den lezten Jahren verfolgten zwei Deutsche, von Buch und von Humboldt, aufs neue den von Saussüre eingeschlagenen Weg. Ihnen verdanken wir die Untersuchungen über die Wärmevertheilung auf der Erdoberfläche, und über die barometrischen Windrosen *), auf welche Dorn seine neuesten meteorologischen Ideen begründen konnte; und diese jetzige Richtung meteorologischer Ansicht verspricht endlich für rationelle Begründung dieser physikalischen Disciplin entscheidend zu werden.

Das vorliegende „Lehrbuch der Meteorologie“ stellt die Wissenschaft in jenem, ihrem neuesten Zustande dar, mit kurzer Vergleichung der wichtigsten Untersuchungen früherer Physiker über die betreffenden Gegenstände; aber, dem wahren Bedürfnisse einer, vergleichsweise, noch so

*) D. h. den Bezug zwischen Windrichtung und Barometerstand, indem Buch zeigt, daß man die Richtung der Winde besser nach dem Barometerstande, als nach der Windfahne bestimmen könne. M.

wenig ausgebildeten Disciplin gemäß, sind es besonders Resultate der Beobachtung, welche der Verfasser mittheilt, wogegen rein analytische Spekulationen, namentlich die von Fourier *), welche in anderen Werken, z. B. im Artikel „Temperatur der Erde" in Gehlers neuem physikalischen Lexikon, eine so große Rolle spielen, gewiß mit Rechte, weniger berücksichtigt worden sind.

Der erste Band beschäftiget sich, nach einer Einleitung, in vier Abschnitten mit der chemischen Beschaffenheit der Atmosphäre, dem Gange der Temperatur im Allgemeinen, mit den Winden und den Hygrometeoren; und wir werden daraus solches Einzelne ausheben, wovon wir die gewisse Ueberzeugung haben, daß es allgemeines Interesse erregen wird.

Eine der auffallendsten Aenderungen im Zustande der Atmosphäre ist gewiß der Wechsel von Wärme und Kälte, die ungleiche Temperatur der Luft an verschiedenen Orten, und die oft fast unendliche Schnelligkeit, mit welcher sich diese Veränderungen ereignen. Vorzüglich freilich ist es die Weltgegend, welche den Stand des Thermometers bestimmt; außerdem aber — und diese Erfahrung ist neu — hat auch die Entfernung vom Boden einen bedeutenden Einfluß darauf. Die Erde nämlich als fester Körper wird von der Sonne stärker erwärmt als die durchsichtige Luft, und umgekehrt erkaltet sie auch in der Nacht mehr als diese. Die Wärmestrahlung ist Ursache, daß sich eben dieser Unterschied bei allen benachbarten Körpern, und zwar desto stärker zeigt, je näher sich dieselben am Boden befinden. Mehrfache Beobachtungen haben gelehrt, daß, während des Tages, die Luft nahe am Boden oft eine um zwei bis drei Grade höhere Temperatur hat, als in einiger Entfernung davon, während in heitern windstillen Nächten das Gegentheil eintritt. Sehr merkwürdig sind in dieser Hinsicht die Versuche, welche Pictet zu Genf anstellte: er fand, daß ein 5 Fuß vom Boden aufgehängtes Thermometer beim Aufgange der Sonne 2°,5 niedriger, dagegen um 2 Uhr Nachmittags 2°,5 höher stand, als ein 75 Fuß vom Boden hängendes Thermometer. Während des Tages wird die Temperatur vorzugsweise durch die Sonne bedingt; in der Nacht dagegen erkaltet die Erde durch Strahlung, und daher sinkt das Thermometer bis zur Morgendämmerung.

Beobachtet man, mit diesen Rücksichten, das Thermometer längere Zeit an einem Orte, so entdeckt man seine Oscillationen, und, bei Vergleichung des gleichzeitigen Standes mehrerer Thermometer an verschiedenen Orten, die Temperaturdifferenzen. Werden leztere bedeutend, so erfolgen diejenigen gleichergestalt mehr oder weniger bedeutenden atmosphärischen Störungen, welche man Winde nennt, und über welche sich unser Werk besonders lehrreich und interessant verbreitet. In der analytischen Sprache würde man die Winde als Funktionen des verschiedenen Thermometer- und Barometerstandes an verschiedenen Orten bezeichnen können. Allein leitet man blos aus dieser Formelsprache die Geschwindigkeit des Windes z. B. bei einem Unterschiede der Barometerhöhen von 12 Linien, und der Thermometer von 10 Graden ab, so findet man bereits 100 Fuß auf die Secunde, welche Gewalt des Windes hinreichen würde, die stärksten Bäume zu entwurzeln. Die Erfahrung lehrt aber, diesem rein analytischen Resultate zuwider, daß dergleichen verheerende Stürme, selbst bei viel größeren Differenzen der Luftspannung und Temperatur, glücklicherweise sehr selten sind. Mehrere Umstände, welche sich nicht so leicht in Rechnung bringen lassen, sind Ursache dieser Verminderung in der Geschwindigkeit der Winde; und es ist höchst belehrend, die von der Natur zu diesem Zwecke getroffenen wohlthätigen Maßregeln zu erforschen. Die Punkte der Erdoberfläche, welche den gegebenen größten Differenzen entsprechen, liegen meistens weit von einander. Während der Barometerstand z. B. im westlichen Europa das Minimum erreicht, liegt das Maximum vielleicht erst in Nordamerika, oder tief im Innern von Rußland; und die Luftmassen müssen also, zur Wiederherstellung des aufgehobenen Gleichgewichtes, einen sehr weiten Raum durchziehen. Dabei aber erfahren sie nothwendig eine, wenn auch nur geringe, Adhäsion an der Erdoberfläche, einen Widerstand durch die Unebenheiten derselben u. s. w., welches Alles die Gewalt der Winde natürlich sehr vermindern muß.

(Der Beschluß folgt.)

*) Théorie analytique de la chaleur. Paris 1824. 4.

Novellen und Erzählungen.

(Beschluß.)

12) Rosetten und Arabesken. Novellen, poetische Gemälde und satirische Skizzen der jüngern Serapionsbrüder. Zwei Bände. Berlin, Bechtold und Hartje, 1832.

Wer kennt nicht den Berliner Sonntagsverein, den Rival der Mittwochsgesellschaft? Wenigstens ist es noch nicht vergessen, daß der wirkliche Geheime Intendanzrath Saphir vor vier, fünf Jahren in Berlin jenen ersten Verein gründete und ihn witzig nicht die, sondern den Sonntagsgesellschaft nannte, um jede Beziehung auf die Sonntag in diesem Namen zu unterdrücken und bei

der Nachwelt der Vermuthung zuvorzukommen, als sey Wilibald Alexis, der Enthusiast, jenes Vereins Stifter gewesen. Saphir wußte diese Gesellschaft bald zu bevölkern. Die Zahl seiner Schüler und Verehrer war beinahe eben so groß, als die seiner Feinde. Saphir zeigte, daß der Witz nichts gelernt zu haben brauchte, daß die Phantasie alle Lücken ausfülle und der Götterfunke auf keine Schulzeugnisse sehe. Das war das Signal zu einer Autorensaat, die aus den seinen Gegnern ausgeschlagenen Zähnen aufwuchs und sich mit Begeisterung unter seine Fahne stellte. Die Seidenwaarenhändler in der breiten Straße tobten, daß ihre Ladendiener, statt die Waaren richtig zu messen, Versfüße maßen, um Charaden, Logogryphe und Räthsel zu machen, die sie am folgenden Tage mit klopfendem Herzen in Saphirs Blättern abgedruckt sahen. Die Kopisten auf dem Stadtgerichte sollten Ehescheidungsdekrete, Verführungsgeschichten und Schlägereien ins Reine schreiben, und übten sich in der literarischen Polemik, mit der sie dem Satir in der Wehrenstraße immer willkommen waren. Die Studiosen, die bei Savigny die Pandekten hörten, machten humoristische Ausflüge, und beschwerten das Felleisen der Schnellpost und des Couriers, dieser weltbekannten Institute ihres großen Generalpostmeisters. Gar nicht zu erwähnen, daß für die Juden ein ewiges Laubhüttenfest der Poesie angebrochen war, daß sie sich ihre satirischen Adern öffnen ließen, und unter dem Schutze ihres großen Messias Alles thaten, wozu er selbst sie die Handgriffe lehrte. Damals blühte die Sonntagsgesellschaft und trug herrliche Früchte, von denen sie zum Besten der Ueberschwemmten vor Jahren einige Spenden bekannt machte. Später kam die Gesellschaft unter den Vorsitz meines liebenswürdigen Freundes, Oettinger. Dann kam die Reihe an die Lezten, um die Ersten zu werden. Diese sind auch noch heute der Stamm, sie haben sich von Saphir emancipirt, und hören nicht gern, daß man sie an die Schule ihrer Talente erinnert. Die beiden vorliegenden Bände führen den Nebentitel: Spenden aus dem Archive des Sonntagsvereins, und geben den Maßstab für das, was dieser war, ist und seyn könnte.

Zwanzig Köpfe haben hier ihre Phantasien, ihre Ideen, ihre Einfälle und Ausfälle mitgetheilt. Jede Kunstform hat ihren Repräsentanten gefunden, und man ist zweifelhaft, nach welchem Gesichtspunkte man die große Zahl sondern soll. Darf ich nach den Vornamen gehen? Dann kämen z. B. Ludwig Schneider und Ludwig Liber zusammen, die freilich auch zusammen gehören, weil sie kürzlich mit zwei großen goldnen Verdienstmedaillen belohnt worden sind, Ludwig Schneider (auch Both genannt), der das Glaubensbekenntniß eines Landwehrmanns geschrieben hat, und Lieber Ludwig, wollt' ich sagen, Ludwig Liber, von dem „Herzensergießungen über die richtige Mitte" ausgegangen sind. Doch, wie gesagt, das ist Alles zu weitläuftig, und ich begnüge mich nur, anzuzeigen, daß diese beiden Bändchen eine Musterkarte von Trivialitäten, geistlosen Gedankenpänen, kurz von literarischen Berolinismen sind, einzelne Sachen von Heinrich Smidt, W. Fischer und selbst Schneider ausgenommen. Und selbst der Mittlere sagt in einem Neujahrsliede zum Jahre 1832:

> Es schwand ein Jahr, und welch' ein Jahr vorüber!
> Vergebens sucht Ihr es im Buch der Zeit!

Wie billig, frägt man den Verfasser, wo es denn geblieben sey? Solcher Ungereimtheiten findet man zu Dutzenden. Die „satirischen Kleinigkeiten" von Wilhelm John erregen allerdings Gelächter, weil sie bewunderungswürdig fade sind. Man höre: „die Erfahrung der lezten Zeit hat gelehrt, daß Enthusiasten häufig Esel, aber Esel niemals Enthusiasten sind. Hieraus könnte man schließen, der Enthusiasmus sey eine solche Eselei, daß sich nur Enthusiasten, aber keine Esel dazu verstehen können." Wie dumm! Ferner: „die gröbsten Ausfälle werden gewöhnlich am meisten gegen Diejenigen gerichtet, welche die feinsten Einfälle haben." Ich hätte Lust, das erste Glied dieses Satzes wahr zu machen, wenn unser John Bull es nur mit dem zweiten könnte. Ferner: „der Witz des Pöbels gleicht mitunter dem rohen Metall, daß nur der Politur bedarf, um zu glänzen." Herr John, Sie werden doch nicht auf sich selbst sticheln? „Die Sucht originell zu seyn, hat das Originelle an sich, daß sie Narren bildet." Ach! es ist genug.

Die Metamorphose von Herr Smidt ist eine geistvolle Phantasie, die dem Verfasser Ehre macht. Doch kömmt von den Novellen keine über dies Mittelmaaß hinaus.

13) Quellen des Shakespeare in Novellen, Mährchen und Sagen. Herausgegeben von Dr. Th. Echtermeyer, Ludwig Henschel, und Karl Simrock. Drei Theile. Berlin, Fincke, 1831.

Shakespeare hat das Schicksal aller großen Geister getheilt. Oft verkannt, ist er noch öfter überschätzt worden. In Sachen des Geschmacks und des Urtheils sollten die Extreme nie gelten, aber der Enthusiasmus liebt sie. Wenn Shakespeare noch in dem lebendigen Bewußtseyn der Sage und Volkspoesie dichtete, wie der lezte der oben genannten Herausgeber auf der einen Seite behauptet, so durfte er auf der andern Seite gegen die, welche Shakespeare seiner Schulstudien wegen

anklagen, nicht ausrufen: Sollt' es einem Genie, wie dem seinigen, nicht ein Spiel gewesen seyn, sich Sprachen anzueignen! In beiden Urtheilen liegt ein Widerspruch. Wenn Shakespeare mit seiner Bildung und Anschauungsweise noch in dem volksthümlichen Boden seiner Zeitgenossen wurzelte, so konnte er die vielbesprochene Sprachenkenntniß höchst wahrscheinlich nicht haben: und diese Unmöglichkeit lag nicht in seinem Genie, sondern in der Sitte der Zeit. Man erwäge nur, welch' ein ungeheurer Bildungsapparat dazu gehört hat, daß unsre Schuljugend sehr wohl weiß, Böhmen werde nirgends vom Meere bespült, eine Kenntniß, die Shakespeare vielleicht nicht hatte. Ich weiß aber auch nicht, wie man Shakespeare gegen Vorwürfe der Unwissenheit vertheidigen kann, da über die, die sie ihm gemacht haben, schon längst der Stab gebrochen ist.

Shakespeares Quellen waren meist kunstgemäß ausgebildete Erzählungen, die er im Englischen entweder als Originale oder als Uebersetzungen, oder, wenn er in der That fremde Sprachen verstand, im Französischen und Italienischen vorfand. In dieser Bibliothek sind die Novellen, die augenscheinlich zu den berühmtesten seiner Dramen den Stoff darboten, in wohlgelungenen Uebertragungen mitgetheilt; sie sollen der Mehrzahl der Leser Unterhaltung, einigen Liebhabern auch Belehrung gewähren.

Unsre modernen Erzählungen suchen in der möglichsten Annäherung an's Drama ihre höchste Aufgabe zu erreichen, jene alten Novellen tragen durchgängig den Charakter des Epischen. Jezt führen wir Jedes dem Auge vor, damals dachte man sich nur Hörer, und berichtete Alles. Die Leidenschaften und Empfindungen sind von demselben Gesetz der Mäßigung beherrscht, wie die Darstellung, und noch ganz fehlt es an der Absicht unsrer heutigen Erzähler, die dargestellte Geschichte in dem Hörer oder Leser eben so zu reproduciren, wie sie den handelnden Personen der Erzählung zugestoßen war. Wie würde ein Tromlitz, Blumenhagen, die erwachende Julie und den überraschten Romeo dargestellt haben? Romeo und Julien, die bei Bandello sich schweigend umarmen, und sogleich wieder den verliebten Ton zierlicher Courtoisie anstimmen?

In eben diesen Erzählungen wird das große, unerschöpfliche Thema der Liebe unaufhörlich variirt. Oft dreht sich das Ganze der Intrigue um eine einzige Nacht, die entweder schon genossen ist und sich später rächt, oder um eine, für deren Glück ein Nobili tausend Zechinen und die Hälfte seiner Seligkeit geben würde, die er aber meist nie erhält, sondern dafür entweder eine untergeschobene Beischläferin, oder einen Nebenbuhler oder wohl gar Prügel. Interessant ist die Vergleichung, wie sich solche Novellenstoffe bei verschiedenen Völkern, z. B. in deutscher und italienischer Gestalt ausnehmen. Die Italiener schildern mit einer feinen, abgerundeten Etikette, ihre Prosa ist so glatt wie ihr Gewissen, und ohne den Ernst des Livius zu besitzen, ist doch bei allen das Studium seiner leichten, gefälligen und in den Reden oft tiefsinnigen Prosa nicht zu verkennen. Anders die Deutschen. Nur durch die leichte Färbung der Naivetät wird bei ihnen der Mangel der Grazie ersezt. Da stehen die Figuren neben einander gereiht, mehr angedeutet als ausgeführt; an einen Hintergrund, an Perspektive, an künstlerische Haltung der Charaktere ist nirgends gedacht. Wie auf altdeutschen Gemälden der Ausdruck des Gesichts allein anzieht, so deutet auch hier immer das Eine, was da ist, auf das Andre, was fehlt, und überläßt das Meiste der Ahnung. Zum schlagenden Beweise dieser Bemerkung kann die Geschichte vom Apollonius aus Tyrus dienen, die nach ihrer deutschen Bearbeitung in dieser Bibliothek erzählt ist. An die Stelle der sinnlichen Lust ist hier die himmlische Liebe getreten; Apollonius wird von Lucina nicht seiner anmuthigen, männlichen Gestalt wegen geliebt, sondern weil er das Trivium und Quadrivium durchgemacht hat, und ihr so vortrefflichen Unterricht in der Harfenirkunst ertheilen kann.

Eine verdienstvolle Zugabe zu diesen Uebertragungen sind einige literarische Zusätze von K. Simrock. Nur wäre es wünschenswerth gewesen, er hätte sich über den Sinn eines vielgebrauchten Ausdrucks, dessen er sich auch bedient, bestimmter ausgesprochen. Man pflegt nämlich zu sagen, die Geschichte von Romeo und Julie sey die Sage von Hero und Leander, der rasende Orestes sey der blödsinnige Brutus und der nicht klügere und nicht unklügere Hamlet. Soll in dieser Zusammenstellung nur eine witzige Parallele liegen, oder wird damit eine tiefere Verwandtschaft angedeutet? Kann man von der „Identität" solcher Figuren in einem andern Sinne sprechen, als in dem, daß die Liebe ein ewiges Gedicht ist? die Rache aber ein scharfgeschliffener Diamant, der den Zeiten und Jahrhunderten trozt? die Sage legt dem Brutus einen goldgefüllten Stab bei, eines ähnlichen erwähnt Saxo bei der Geschichte des Hamlet; liest man nun die Erläuterung über dieses Attribut, so sollte man fast glauben, der Erklärer halte nicht die Idee des Rächenden für identisch hier und dort, sondern die Rächer selbst, nur unterschieden durch die Accommodation an Sitte der Zeit und des Ortes! Vielleicht erhalten wir hierüber etwas Bestimmteres in der Fortsezung des Unternehmens. G.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 21. — 22. Februar 1833.

Meteorologie.

Lehrbuch der Meteorologie. Von Kämtz, Prof. an der Universität zu Halle. Halle, Gebauer, 1831. 2 Bde. gr. 8. mit lithographirten Tafeln.

(Beschluß.)

Es findet hier ganz derselbe Umstand wie bei der Bewegung des Wassers in Strömen Statt: die Geschwindigkeit des Wassers an der Mündung sollte gleich der eines aus der Höhe der Quelle bis zur Mündung frei fallenden Körpers seyn; und doch zeigt die Erfahrung immer, daß sie vielfach kleiner ausfällt. Ferner haben die Luftströme in verschiedenen Höhen der Atmosphäre selten die nämliche Richtung; sie widerstreben sich vielmehr ganz oder theilweise, wodurch Verzögerungen entstehen, welche sich durch die ganze Luftmasse verbreiten und die zu gewaltsamen Bewegungen in derselben sehr selten machen. Forster, der bekannte Verfasser des Werkes: „Ueber die Wolken" ließ kleinere Luftbälle aufsteigen, deren Richtungen er verfolgte und auf diese Weise oft sieben bis acht verschiedene Luftströmungen in den unterschiedenen Höhen der Atmosphäre beobachtete. In größeren Höhen finden sich diese Strömungen stärker; und also scheint die Natur ihren Zweck der Luftreinigung durch die Winde zu erreichen, ohne die Bewohnbarkeit der eigentlichen Erdoberfläche zu gefährden.

Der Verfasser geht nun zu einer Einzelangabe der konstanten Winde über, und berichtigt, auf diese Veranlassung, einen Irrthum, welcher sich, nach Bergmanns (Physikalische Beschreibung der Erdkugel) Vorgange, in Gehlers Wörterbuch und mehrere Werke eingeschlichen hat, indem dort die Ausdrücke: Passatwinde und Mousons als gleichbedeutend gebraucht werden. Allein unter „Passatwinden" (wahrscheinlich von „passiren," indem man das Weltmeer mittelst Hülfe dieser Winde „passirt"), vents alizés der Franzosen, tradewinds der Engländer, versteht man die zwischen den Wendekreisen und noch einige Grade darüber hinaus auf dem Weltmeere wehenden beständigen Ostwinde; unter Mousson, Monsoons der Engländer (vom Malayischen Worte Mussin, welches Jahreszeit bedeutet), dagegen aber solche Winde, welche nur in gewissen Jahreszeiten eine gewisse bestimmte Richtung haben, und welche besonders im indischen Meere vorherrschend sind. Die Erklärung der ersteren ist seit Halley bekannt genug; die Bemühungen des Verfassers, die lezteren aus den respektiven Lokalitäten abzuleiten, erscheinen uns sehr verdienstlich. Ehe wir ihn aber in diesem Abschnitte verlassen, wollen wir noch einen, von unsern Lesern selbst leicht anzustellenden Versuch anführen, welcher die Entstehung der Passate,

der Land- und Seewinde auf eine sehr augenfällige Art zeigt. Wenn man nämlich im Winter die Thüre eines geheizten Zimmers öffnet, so entstehen ebenfalls zwei Luftströme: in dem obern Theile der Oeffnung fließt die warme Luft nach außen, während die kalte Luft am Fußboden nach innen strömt. Hält man eine brennende Kerze in verschiedenen Höhen in die Oeffnung, so wird deren Flamme im oberen Theile nach außen, im untern nach innen getrieben; etwa in der Mitte der Höhe aber heben sich die beiden entgegengesezten Ströme auf, und die Flamme steht hier ruhig.

Unter den wäßrigen Meteoren, zu welchen sich das Werk hiernächst wendet, nehmen die Wolken, mit ihrer zuweilen höchst seltsamen Gestaltung, die Aufmerksamkeit am öftersten in Anspruch. Trotz jenes, so äußerst verschiedenartigen Ansehens aber, zeigen die Wolken doch einige Aehnlichkeit im Bau, und lassen sich unter verschiedene Hauptgruppen bringen. Auch hat man eine solche Klassifikation in der lezten Zeit wirklich versucht; und da die Terminologie derselben häufig vorkommt: so hoffen wir unsern Leser durch Mittheilung derselben zu verbinden. Die Federwolke (Cirrus) besteht meistens aus zarten Fäden, welche bald als ein feiner weißlicher Federpinsel am blauen Himmel erscheinen, bald das Ansehen von gekräuselten Locken haben, bald sich netzförmig durchkreuzen. Von keiner Wolkenart ist das Ansehn so verschieden: zuweilen ändert sie dasselbe in ganz kurzer Zeit, zu andern Zeiten steht der Cirrus stundenlang ruhig an derselben Stelle; gleichwohl aber ist der Charakter dieser Wolkenart durch jene Züge hinreichend angedeutet, und man wird sie darin immer richtig wieder erkennen. — Die Haufenwolke (Cumulus) dagegen zeigt sich in der einfachsten Form als Halbkugel über einer horizontalen Grundfläche; es häufen sich bald mehrere solche einzelne Halbkugeln zusammen und bilden dann die Wolken, welche, am Horizonte stehend, einem Gebirge mit glänzenden Gipfeln, theils dunkel schattirt, gleichen. — Die Schichtwolke (Stratus) ist eine oben und unten horizontal begrenzte Nebelschicht, welche man an heitern Sommertagen über Wiesen und Gewässern liegen sieht, und die sich beim Untergange der Sonne bildet, und meistens mit deren Wiederaufgange verschwinden. — Unter fedrigen Haufenwolken (Cirrocumulus) versteht man die zarten, runden, in Reihen geordneten Wolken, welche in Deutschland „Schäfchen“ oder „Lämmerchen“ genannt werden. Sie sind eine Mischung von „Feder- und Haufenwolke.“ — In ähnlicher Weise ist die fedrige Schichtwolke (Cirrostratus) aus der „Schicht- und Federwolke“ zusammengesezt, — die gethürmte Haufenwolke (Cumulostratus) aber entsteht durch Zusammenballung und Aufthürmung mehrerer „Haufenwolken“ und geht endlich meistens in die Regenwolke (Nimbus oder Cirrocumulostratus) über. — Da haben meine Leser die ganze Terminologie der neuesten Wolkenlehre in der gedrängtesten Gestalt.

Der zweite Band spricht über den Gang der Temperatur, über die Schwankungen des Barometers, und über die elektrischen Erscheinungen der Atmosphäre.

Die wichtigste Quelle der Wärmeänderungen auf der Erde ist unstreitig die Sonne: ihre Strahlen kommen leuchtend an, werden von den Körpern absorbirt, und nachdem die Temperatur derselben dadurch erhöhet worden ist, so strahlt jener also absorbirte Stoff, theils als dunkle Wärme wieder aus, theils wird er durch Leitung in das Innere der Körper geführt. Aber schon hier bietet die Lehre von Licht und Wärme zahllose Schwierigkeiten dar. Auf welche eigentliche Weise nämlich geht diese Umwandlung des als Licht zu uns gelangenden Sonnenstrahles in Wärme vor sich? Daß eine solche Umbildung wirklich Statt finde, scheint unwidersprechlich aus dem Umstande hervorzugehen, daß die dunkeln Körper, welche die geringste Menge von Lichtstrahlen reflektiren, auch diejenigen sind, welche von der Sonne am meisten erwärmt werden. Ob nun aber hier gleichwohl Licht wirklich in Wärme verwandelt wird, oder ob die Lichtstrahlen der Sonne vielmehr von Wärmestrahlen begleitet werden, welche sich von ihnen nur durch geringere Brechbarkeit unterscheiden, ist immer noch nicht entschieden. Höchst merkwürdig bleibt es hierbei, daß die Wärme erzeugenden Lichtstrahlen durch Körper hindurch gehen können, ohne die Temperatur derselben zu verändern, während sie in einiger Entfernung davon eine bedeutende Erhizung hervorbringen, wie denn z. B. Scoresby erzählt, daß seine Matrosen mit großem Wohlbehagen eine Pfeife geraucht hätten, die sie vermittelst einer aus Eis verfertigten Linse anzündeten.

Betrachtet man hiernächst das Problem der Erwärmung der Atmosphäre durch die Sonne in seiner größten Allgemeinheit, so sollte sich die Wärme regelmäßig vom Minimo bis zum Maximo und von diesem wieder bis zu jenem ändern. Bei Berücksichtigung des Mittels aus mehrjährigen Beobachtungen ist dieses auch wirklich der Fall; aber in einzelnen Jahren erfolgt die Wärmeänderung dagegen oft sehr unregelmäßig. Zwei Umstände tragen besonders zur Erzeugung dieser Aeromation bei: die Hydrometeore und die Winde.

Den Schluß dieses wichtigen Abschnittes bilden noch einige Betrachtungen über die oft aufgeworfene Frage: wie die Temperatur des Erdkerns beschaffen sey? — Je nachdem ältere Physiker in den vulkanischen Gegenden wohnten oder nicht, wurde von ihnen angenommen, daß im Innern der Erde eine große Hitze vorhanden sey; die Wirkung schien gar zu augenfällig auf eine

ſolche Urſache hinzuweiſen, und das Urtheil mußte dadurch beſtochen werden. Spuren dieſes Glaubens an eine außerordentliche Hitze im Innerſten des Erdkörpers werden häufig bei den Alten angetroffen, und die ganze chriſtliche Mythologie des Mittelalters, ſo wie der Volksglaube in vielen Gegenden, nehmen dieſe Hypotheſe als erwieſen an. So iſt Mairans bekannte Behauptung eines irdiſchen Centralfeuers entſtanden; und der hierüber geführte lange Streit hat die neueſten Naturforſcher auf den Weg geführt, durch wirkliche Beobachtung auszumitteln, ob ſich eine Wärmezunahme bei tieferem Eindringen in den Erdkörper offenbare? Eine ſolche ſcheint nun zwar aus den meiſten thermometriſchen Meſſungen in großen Tiefen, in Schachten u. ſ. w. mit großer Beſtimmtheit hervorzugehen; allein eine ganz andere Frage iſt, ob eine gleiche Wärmezunahme ſich auch bis zum Mittelpunkte der Erde, als dem vermeinten Sitze des Mairan'ſchen Centralfeuers, zeigen werde? Wahrſcheinlich nicht. Die vulkaniſchen Erſcheinungen, welche man zur Unterſtützung jener Behauptung anführt, ſcheinen ſich, nach Davy, aus Zerſetzung des Waſſers vermittelſt der leicht oxidirbaren Metalle vollſtändig erklären zu laſſen; und das Finalreſultat der bisherigen Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand beſteht mehr in der Hindeutung auf einen ſtationären Zuſtand der Erdtemperatur, für welchen ſich überdies eine Menge von Gründen a priori angeben laſſen.

Unter den, von der neueren Naturforſchung ſorgfältiger beobachteten Erſcheinungen, welche uns das Barometer, zu dem das Werk nunmehr übergeht, zeigt, bemerkt man zunächſt ſeine tägliche Periodicität. Wird der Stand des Inſtrumentes längere Zeit hindurch von Stunde zu Stunde beobachtet, und dann das Mittel aller zu derſelben Stunde gefundenen Höhen genommen, ſo entdeckt ſich im Laufe des Tages eine regelmäßige Bewegung des Queckſilbers. Von 4 Uhr Morgens bis 10 Uhr Morgens ſteigt daſſelbe, von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Abends fällt es, von 4 Uhr Abends bis 10 Uhr Abends ſteigt es wieder, und von 10 Uhr Abends bis 4 Uhr Morgens fällt es wieder, woraus alſo zwei Ebben und zwei Fluthen der Atmoſphäre folgen. Das Barometer hat alſo, abgeſehen von anderen unregelmäßigen Einflüſſen, um 4 Uhr Morgens und 4 Uhr Abends ſeinen niedrigſten (ſeine Ebbe), und um 10 Uhr Morgens und 10 Uhr Abends ſeinen höchſten Stand (ſeine Fluth). Die Momente, wo dieſe Extreme eintreten, nennt Humboldt „Wendeſtunden (heures tropiques)." Dieſe Wendeſtunden treffen aber nicht zu allen Jahreszeiten genau im nämlichen Augenblicke ein, ſondern die Tageslänge übt einen andern, ebenfalls höchſt merkwürdigen Einfluß darauf aus: im Sommer iſt jede dieſer Wendeſtunden bedeutend weiter vom Mittage entfernt. Die Urſache dieſer täglichen Oscillationen der Atmoſphäre anbetreffend, ſo haben mehrere Naturforſcher dieſelbe, gleichwie Ebbe und Fluth des Meeres, aus einer ähnlichen Anziehung der Atmoſphäre durch Sonne und Mond hergeleitet. Wahrſcheinlicher iſt es indeſſen, daß dieſe Erſcheinung lediglich vom Einfluſſe der Sonnenwärme abhängt, wie dieſes namentlich Laplace annimmt, obwohl er zugibt, daß eine vollſtändige Löſung des Problems zu ſchwierig ſey, um von den Kräften der Analyſis erwartet zu werden *).

Eine andere hierher gehörige Frage von großem Intereſſe, iſt die nach den Grenzen unſerer Atmoſphäre. Man kann die Höhe der irdiſchen Atmoſphäre, ſo weit ſie Licht zurückwirft, auf 8—9 geographiſche Meilen anſchlagen; hier handelt es ſich aber um ihre abſolute Höhe. Da die Dichtigkeit der Luft nach dem Geſetze von Mariotte (welchem zu Folge ſich dieſe Dichtigkeit wie die zuſammendrückende Kraft verhält) immer kleiner wird, je weiter wir uns von der Erde oberflächlich entfernen, ſo vermindert ſich natürlich in eben dem Maße die auf ſie einwirkende Schwerkraft, während die Mittelpunktflichkraft wächſt; wo leztere nun größer wird als erſtere, fangen die Luſttheilchen an ſich von der Erde zu entfernen, und gehören derſelben alſo nicht mehr an. Die Rechnung lehrt, daß dies in einer Höhe von 5,61 Erdhalbmeſſern erfolge, wonach alſo die geſuchte abſolute Höhe der irdiſchen Atmoſphäre zwiſchen 4000 und 5000 geographiſche Meilen beträgt.

Von welchem praktiſchen Nutzen aber die genaueſte Kenntniß der Abhängigkeit des Barometers vom Zuſtande der Atmoſphäre und die ſorgfältige Beobachtung aller dahin gehörigen Umſtände werden könne, zeigt beſonders die Nautik. Kruſenſtern ſchreibt die Sicherheit, womit er den Gefahren eines Sturmes ſtets die geeignetſten Maßregeln entgegenſezte, hauptſächlich ſeinen beharrlichen Barometerbeobachtungen zu; und Scoresby verſichert, daß er die Zeit und Stärke der Stürme aus dem Verhalten des Barometers mit einer unter 18 Malen 17 Mal zutreffenden Gewißheit vorhergeſagt habe. Die Queckſilberſäule des Barometers oscillirt bei Stürmen mehr oder weniger, ganz den unregelmäßigen Bewegungen des Fluidums folgend, von welchem ſie getragen wird. Als eine ziemlich allgemeine Regel gilt, daß das Barometer bei Stürmen ſinke **); die Umſtände, welche Ausnahmen von

*) Vergl. die „Mechanik des Himmels" in der Ueberſetzung von Burckhardt. Bd. II. S. 334. N.

**) Dieſer Zuſammenhang der Barometerveränderungen mit der Witterung war ſchon Otto von Guericke, dem berühmten Erfinder der Luftpumpe, bekannt. Er ſagt im Jahre 1660 aus dem ſtarken Fallen ſeines „Wetterhäuschens," welches eigentlich auch ein, wenn gleich ſehr unvollkommenes Barometer war, einen großen Sturm vorher. Nach zwei Stunden erreichte der Sturm Magdeburg wirklich; und die Vorherſagung machte damals viel Aufſehen. N.

dieſer Regel herbeiführen, muß man im Werke ſelbſt nachſehen.

Den Eingang zu dem nun folgenden lezten Abſchnitte unſeres Werkes: Von den elektriſchen Erſcheinungen der Atmoſphäre, macht der Verf. durch Anführung der Aeußerungen älterer Phyſiker über die Analogie zwiſchen der Gewittermaterie und unſerer Maſchinenelektricität. Er verfolgt dieſe Analogie ſpäterhin, und wendet dieſelbe auf ſeine, vielleicht ſonderbar klingende Behauptung an, daß der Blitz nicht blos aus den Wolken zur Erde hernieder, ſondern umgekehrt auch aus der Erde hinauf in die Wolken fahre. Wäre dieſer merkwürdige Umſtand nicht ſchon durch die zuverläßigſten Beobachtungen außer allen Zweifel geſezt, ſo würde er ſich vielleicht a priori ſchon durch Betrachtung der Gewitter, als reciproke Wiederherſtellung des elektriſchen Gleichgewichts zwiſchen der Erde und ihrer Atmoſphäre, ausmachen laſſen; allein in der That zeigt das Experiment mit der Maſchine etwas Aehnliches, und wenn man dem elektriſirten Leiter eine metallne Kugel nähert, ſo kommt es auf die Stellung der leztern an, ob der Funke von ihr nach dem Leiter, oder umgekehrt von dem Leiter nach der Kugel überſpringt *) (oder dies wenigſtens ſo ſcheint).

Von der ungeheuren mechaniſchen Gewalt, welche der Blitz auf ſchlechte Leiter ausübt, die er in ſeinem Laufe antrifft und aus dem Wege wirft, werden äußerſt intereſſante Beiſpiele angeführt. So verſchob der Blitz, am 6. Auguſt 1809 in einem Hauſe unweit Mancheſter, eine Mauer zwiſchen einem Keller und einer Ciſterne, die 3 engliſche Fuß dick und 12 Fuß hoch war, dergeſtalt, daß ſich der weggeſchobene Theil an einer Seite 4 Fuß, an der andern 9 Fuß aus ſeiner Lage entfernt fand. Dieſer fortgeſchobene Theil wog über 50,000 Pfund; um aber den ganzen mechaniſchen Effekt zu berechnen, müßte auch noch die Größe der Cohäſion der Theile bekannt ſeyn. — Die geheime Naturkraft, welche ſich uns in der Erſcheinung des Blitzes offenbart, ſcheint aber überhaupt gar keine Grenze ihrer Gewalt anzuerkennen; und der mächtigſte Felſen würde ſie nicht aufzuhalten im Stande ſeyn, während ihr ein dünner Metallſtreifen eine unverlaßbare Bahn aufzwingt.

Der Verfaſſer bringt auf dieſe Veranlaſſung auch ſehr Intereſſantes über die ſogenannten „Blitzröhren“ bei. Wenn der Blitz in die Tiefe dringt, ſo verändert und ſchmilzt er die Körper, durch welche er hindurch ſchlägt, wie wir dieſes, im Kleineren ſchon mit ſtarken Elektriſirmaſchinen nachahmen können. Iſt der Weg des Blitzes namentlich durch Quarzſand gegangen, ſo findet ſich dieſer Weg durch röhrenförmige, geſchmolzene Maſſen angezeigt, und dergleichen Maſſen nun heißen „Blitzröhren.“ Sie kommen ſehr häufig vor, und ſind oftmals gleich nach Gewittern, an ſolchen Stellen, wo der Blitz in die Erde gedrungen iſt, zu finden, ſo daß über jenen ihren Urſprung kein Zweifel übrig bleiben kann. Um denſelben aber zur Gewißheit zu erheben, und zugleich die Analogie zwiſchen der Blitzmaterie und unſerer Maſchinen-Elektricität noch zu vergrößern, ſo darf man nur etwan ein Loch in einem Ziegelſteine mit gepulvertem Glaſe erfüllen, und einen ſtarken elektriſchen Schlag hindurch gehen laſſen; man wird dann Röhren erhalten, welche den Blitzröhren vollkommen ähnlich ſind.

Eine andere viel beſprochene, und in unſerm Werke ſehr ſchön discutirte meteorologiſche Frage bezieht ſich auf die ſogenannten „Wetterſcheiden.“ Nicht ſelten nämlich beobachtet man, daß Gewitter, welche ſich über einer Ebene bilden, und vom Winde gegen Bergkämme getrieben werden, hier plözlich ſtehen bleiben, als wenn ſie in dieſer Richtung nicht weiter könnten, ſich dann theilen, und ſo theilweiſe in anderen Richtungen weiter ziehen. Die Höhenpunkte, wo dergleichen wiederholentlich zu geſchehen pflegt, nennt man „Wetterſcheiden.“ Auch Gewäſſer üben dieſen Einfluß, und dieſen Umſtand wünſchten wir noch in die Erklärungen des Verfaſſers aufgenommen zu ſehen.

Unter den Bemerkungen über das Wetterleuchten hat uns die Hypotheſe am meiſten gefallen, welche daſſelbe als eine, unabhängig von Gewittern vorgehende, leuchtende Erſcheinung darſtellt, die durch Ausſtrömung ſtarker Elektricität, ohne elektriſchen Gegenſatz benachbarter Wolkenſchichten veranlaßt wird; dieſe Erſcheinung ereignet ſich häufiger an heißen Sommerabenden, an welchen höhere Luftſchichten, bei Eintritt der Nacht, ſchnell herabſinken, ihre Elektricität, wegen der Annäherung zu feuchteren, tieferen Schichten nicht mehr aufgeſammelt erhalten können, und alſo ausſtrahlen laſſen.

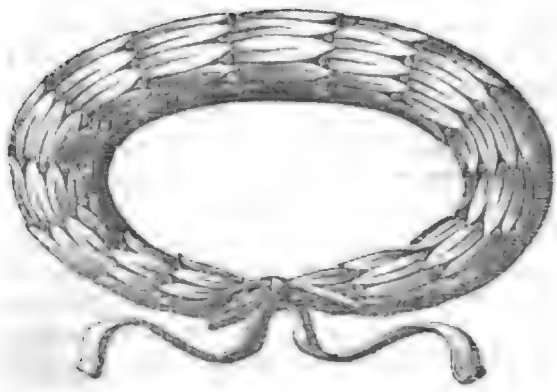
In Abſicht auf den Hagel äußert der Verfaſſer, daß namentlich der Umſtand, da Hagel mit einem metalliſchen Kerne vorkomme, wie dieſe Erſcheinung kürzlich mehrfach beobachtet worden iſt, ſchwer zu erklären ſey. Allein Ideler zeigt in ſeiner, neulich von uns in dieſen Blättern angezeigten Schrift: „Ueber den Urſprung der Feuerkugeln,“ daß dieſe, im Hagel gefundenen Concremente die nämlichen Beſtandtheile als die Meteorſteine enthalten, und gründete darauf ein Hauptargument ſeiner Behauptung eines telluriſch-atmoſphäriſchen Urſprunges der gedachten Meteormaſſen (eine Anſicht, welcher, wie wir auf dieſe Veranlaſſung bemerken müſſen, der Verf. Bd. I. S. 39 ſeines Werkes übrigens auch beizutreten ſcheint).

Schließlich bemerken wir noch, daß das Werk durch die fortwährenden Citate aus den beſten und zuverläßigſten Reiſebeſchreibungen einen außerordentlichen Reiz erhält, ſo daß wir daſſelbe allen den Leſern angelegentlich empfehlen dürfen, welche mit einer gründlichen Belehrung über meteorologiſche Gegenſtände eine angenehme Unterhaltung zu verknüpfen wünſchen.

Dr. Nürnberger.

*) Referent erinnert ſich, vom verewigten Gilbert daſſelbe gehört zu haben. Man kann das Experiment übrigens leicht ſelbſt anſtellen, indem man den Leiter poſitiv elektriſirt, und die Kugel bald über bald unter dem Leiter hält. N.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 22. — 25. Februar 1833.

Romane.

1) Scipio Cicala. Vier Bände. Leipzig, Brockhaus, 1832.

Dieser Roman gehört zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen, die die neuere Literatur hervorgebracht hat. Ein Werk der Bewunderung für Walter Scott, übertrifft es diesen bei Weitem nicht nur in seinen Fehlern, die hier vermieden worden sind, sondern selbst in seinen Vorzügen. Der ungenannte Verfasser spricht sich in einer geistvollen Vorrede über seine Stellung zu Walter Scott aus, er bewundert ihn, leiht aber diesem Enthusiasmus so einsichtige und treffende Worte, daß man zwar schwerlich von seinen früheren Meinungen über den ehrenwerthen Gründer des historischen Romans zurückkommen wird, die billige Anerkennung unseres Verfassers aber um so mehr schätzen muß, als ihn so Vieles zu einem Vorzuge vor seinem Meister berechtigt. Was diese Vorrede weiter über des Verfassers Persönlichkeit, die Art seiner Bekanntschaft mit Scotts Romanen, und den Entschluß, zu ihnen ein Seitenstück zu schreiben, berichtet, reizt die Neugier und man bedauert, daß gerade, was wir genauer erfahren möchten, dasjenige ist, was er verschweigen zu müssen glaubt. Der Verfasser, schon weit über die Sonnenwende des Lebens, faßt nach einer überstandenen Krankheit, die ihn zuerst mit dem Autor des Waverley zusammenführt, den Entschluß, die Stunden seiner nur karg zugemessenen Muse zu einem Werke zu benutzen, an dessen Spitze er den Ausdruck seiner Hochachtung für diesen Schriftsteller, der seiner Phantasie, seinem Verstande und seinem Geschmacke so wohlgethan hatte, stellen konnte. Er würde sich öffentlich zu einer solchen Schrift bekannt haben, wenn er nicht in Deutschland lebte, wo man sich von dem Vorurtheil, einen guten Schriftsteller für einen schlechten Geschäftsmann zu halten, noch immer nicht befreien kann. Der Verfasser spricht von einer ansehnlichen bürgerlichen Stellung, die er bekleide, und seine Schrift ist am geeignetsten, alle diese Angaben zu bestätigen. Alle die tiefen und reifen Erfahrungen, an denen sie reich ist, kann man nur in einem vorgerückten Alter, einen nicht geringen Theil derselben nur in einer Stellung gewonnen haben, die über die gewöhnlichen Kreise hinaus liegt.

Der Verfasser hätte sich bestimmter über die Quellen seiner Geschichte erklären sollen; denn allerdings schmälert die seltene Wahrheit derselben nur insofern sein eignes Verdienst nicht, als er sie durch eigne Zuthat oder Abänderung hätte beeinträchtigen können. Er spricht von einer alten Handschrift, die die Grundlage des Ganzen bilde und von mehreren Nebenquellen, die er zur Berichtigung mancher Irrthümer oder Erweiterung benutzt

habe. Er scheint an manchen Stellen nur wörtliche Uebersetzungen zu geben, und diese kehren so häufig wieder, daß man auf eine genauere Kenntniß seiner Autoritäten begierig wird. Bedenkt man, daß solche Stellen gerade die geistvollsten und witzigsten Gespräche, überhaupt eine Zierde dieses Buchs sind, so setzt dies eine kunstreich überarbeitete Quelle voraus, über die uns der Verfasser keine Aufklärung hätte schuldig bleiben sollen. Doch läßt sich bald, was dem Verfasser ganz eigenthümlich ist, errathen, und man wird keinen Anstand nehmen, dazu die Schilderungen der italienischen Natur, die Frucht einer eignen Anschauung, und die Ausführung der wunderbaren und zauberhaften Elemente, deren erste Anlage unverkennbar den alten Papieren gebührt, zu rechnen. Wir wollen jezt über den Inhalt des Romans ausführlicher berichten, und uns dabei von dem in ihm eingeschlagenen Gange nicht entfernen.

Wir befinden uns auf neapolitanischem Boden und mitten in den Elementen, die hier im sechszehnten Jahrhunderte zusammenstießen. Die verhaßte Herrschaft der Spanier, die Unzufriedenheit des einheimischen Adels, die in allen Zeiten gleiche Beweglichkeit und Unbeständigkeit der niedern Volksklasse in der Hauptstadt, die Kämpfe Karls V. mit dem Pabst und dem Könige von Frankreich um den Besitz Italiens, die Anstrengungen des Maltheserordens gegen den Orient und die häufigen Landungen der Türken auf Siciliens und Neapels Küste, dies sind die Fäden, die in diesem Romane immer verschlungen gedacht werden müssen. Die Scene eröffnet sich in einer Bucht im Meerbusen von Sorrent mit einem Gespräche zwischen Bootsknechten, das, so oft es in dem Buche wiederkehrt, dem ästhetischen Gourmand über Alles behagt. In diesen Unterhaltungen der niedern Klassen ist ein Schrot und Korn, das an das Trefflichste bei Cervantes erinnert. Scipio Cicala, ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren, ist im Begriff, das am Ufer haltende Boot zu besteigen. Er stößt auf eine Scene, der er eine für sein ganzes Schicksal wichtige Entscheidung gibt. Ein spanischer Zollwächter hat ein Weib mißhandelt, das zusammenlaufende Volk schreit und tobt darüber, Scipio spornt es zur Rache an und der spanische Soldat wird erschlagen. Unser junger Held ist auf dem Wege zu der im Golf von Neapel liegenden Maltheserflotte, wo ihn sein Oheim, Caraffa, als Befehlshaber eines Schiffes aufnimmt. Zum Schrecken dieses Alten erzählt er, daß er so eben seine Verwandte, Porzia Sersale, auf offnem Markte vor dem Dome von Sorrent geküßt, und damit nach damaliger Sitte angedeutet habe, er wolle sie heirathen. Dies Beginnen mußte um so thörichter erscheinen, als Scipio eben in den Maltheserorden treten wollte, der ihn zur Ehelosigkeit verpflichtete. Indessen macht Scipio die Bekanntschaft des Großpriors und des Großbaillifs, der beiden ersten Häupter der Flotte, denen er sich bestens durch sein ritterliches und bescheidenes Benehmen, durch die Erinnerung seines todten Vaters und seiner noch lebenden Mutter empfiehlt. Votighella und Georg von Schilling, die beiden genannten Ordenshäupter, nehmen ihren jungen Freund auf eine Lustfahrt nach Ischia mit, die Allen durch das Gespräch der Ruderknechte, das uns mit Sitte und Glauben der Zeit bekannt macht, gewürzt wird. Auf Ischia findet Scipio Gelegenheit, ein Abentheuer zu bestehen, das ihn seinen neuen Gönnern ausnehmend empfehlen mußte. Die Türken, unterrichtet von der Anwesenheit der tapfern Ordensgenerale auf Ischia, versuchen unter den Mauern der Festung auf dieser Insel einen nächtlichen Ueberfall auf das Schloß, das zwei der ganzen Christenheit theuere Leben beherbergte. Scipios Entschlossenheit vereitelt allein dies Unternehmen, das sich mit der Gefangennehmung des furchtbaren Renegaten Uludsch Ali, und den gerechten Lobsprüchen der geretteten Häupter endigt. Wie überrascht mußten aber die beiden Männer seyn, als sie bei ihrer Rückkehr nach der Flotte erfahren, über den jungen Scipio, den Sproß einer der angesehensten Familien des Landes, habe der spanische Statthalter wegen Todschlags eines Dieners der öffentlichen Gerechtigkeit ohne weitern Prozeß die Todesstrafe erkannt! Sie vermögen zwar den Retter ihres Lebens nicht in ihren Schutz zu nehmen, versprechen aber, sich beim Vicekönige zu verwenden, und senden ihn einstweilen in das Camandolenserkloster bei Sorrent, wo sie ihn an den Bruder Sperantius addressiren.

Scipios Mutter war von einem türkischen Vater und einer griechischen Mutter geboren, sein Vater hatte sie als Maltheserritter bei Eroberung eines griechischen Hafens als Antheil der Beute erhalten, er liebte sie, gewann ihr Herz und vom Pabste die Erlaubniß, aus dem Orden zu treten. Donna Renata hatte sich allmählich an die Sitte des Occidents gewöhnt, sie war eine eben so eifrige Christin, als hingebende Gattin und konnte für die seltene Stärke ihres Geistes bald ein Zeugniß ablegen, als sie Wittwe und ihres Sohnes einzige Erzieherin wurde. Scipio wuchs unter Frauen auf, wie Achill, und blieb doch so tapfer und männlich, wie dieser. Der kleine Kreis seiner Familie erhielt durch eine alte Griechin, die ein volles Recht im Hause übte, eine geheimnißvolle, dämonische Richtung. Melantho ist kein Zerrbild, man kann sie nicht mit den Ruinen, den Meg Marilies Walter Scotts vergleichen, die alle Augenblicke mit ihrem widerlichen Hihi in einem Hohlwege, auf den Rücken eines Gebirgs kommen und an sonstigen unheimlichen Oertern aufspringen, es ist eine hehre, priesterartige, griechische Gestalt, die der kleine Torquato Tasso, dessen erste Kindheit in diese Periode fällt, mit Recht

Pythia Melantho nennt. Melantho ist eine Zauberin, aber ihre Weissagung, ihr Bannen der Gottheit macht einen großartigen Eindruck. Melanthos Anschauungen sind der Konflikt des christlichen und altgriechischen Lebens, sie ist eine begeisterte Seherin, eine christliche Medea, eine Medea ohne Leidenschaft. Die blinde Melantho hat eine gezähmte Schlange um sich, mit der sie in einem wunderbaren, vielleicht magnetischen Zusammenhange steht, so daß wir uns in die Höhle des Trophonius versezt glauben. Man muß die Nachtseite des griechischen Mythus kennen, um den Zauber dieser wundervollen Erscheinung recht zu empfinden. Das schauerliche Reich des Todes, des Schreckens, der Nacht, von dem sich der alte Grieche entsezt abwandte, ist hier geöffnet, und Melantho waltet in ihm, als eine würdige Priesterin der grauenvollen Hekate. Sie hat es von den Göttern des Traums erlauscht, daß ihres theuern Scipio Leben an das seiner Verwandten, Porzia Sersale, geknüpft ist, daher ihr Eifer, die in den jungen Herzen noch keimende Liebe zum Geständnisse zu bringen. Sie verlobt die Beiden, ungeachtet der Weigerung von Porzias Mutter, in einer schauerlichen Nachtscene durch geheimnißvolle Sprüche, während ihr Torquato Tasso als Opferknabe dient, während leise in den Zweigen die wunderhafte Schlange raschelt und das Bellen der Hunde den geheimnißvollen Umgang der unbekannten Göttin ankündigt. Bald nach dieser Verlobung stirbt Melantho. Porzias Mutter aber hat die Hand ihrer Tochter einem Markese, dem Obersten der geheimen Polizei des Statthalters, versprochen. Scipio jedoch, seit seiner ersten Jugend dem Orden auf Malta geweiht, macht durch den schon erwähnten Kuß dies Versprechen kraftlos, er gedenkt zwar einstweilen die Gelübde anzunehmen, hofft aber später, wie sein Vater, davon entbunden zu werden. Inzwischen nahm sein Schicksal plözlich eine andre Wendung, wie wir schon im Vorigen angegeben haben.

Scipio gelangt erst nach mancherlei Fährlichkeiten an seinen Zufluchtsort. Nachdem er in einsamen Felsgemächern am Meergestade mit einem jüdischen Greise, den die Umgegend den Zauberer Scaccinopole nennt, und dem Hauptmann Mungone, dem Befehlshaber über die Leuchtthürme, die das Ufer entlang zum Schuz und zur Wachsamkeit gegen die Ueberfälle der Türken erbaut waren, zusammengetroffen und in dem leztern einen erbitterten Feind der spanischen Herrschaft kennen gelernt hatte, gerieth er bald darauf in die Gefangenschaft dreier spanischer Soldaten, deren Wachtmeister in ihm sogleich den zum Tode verurtheilten und flüchtigen Cicala erkannte, wohl aber geneigt war, ihn entlaufen zu lassen, wenn unser junger Held dazu nicht zu stolz gewesen wäre. In dem nächsten Türkenthurme befreit ihn aber die Bekanntschaft und die List des Hauptmanns Mungone und Scipio kann sich jezt ungehindert in sein Asyl begeben. Der Bruder Sperantius, dem er empfohlen, war ein sonderbarer Mann. Apoplektischen Zufällen unterworfen, lag er drei, vier Tage lang in seiner Zelle, ohne daß ihn Jemand stören durfte. Scipio traf den unglücklichen Moment, und mußte sich fürs Erste mit einigen auffallend geheimnißvollen Warnungen des Pförtners, mit dem übrigens trefflichen Humor eines Lazarusritters, der unter Cortes die neue Welt hatte erobern helfen und für die Gefahr, von den Mexikanern hundertmal gebraten und geschunden zu werden, hier das Gnadenbrod aß, endlich mit der Salbung des hundertzwanzigjährigen Priors unterhalten lassen, bis der Bruder Sperantius aus seinem Schlummer zurückkehrte und seinen Schuzbefohlenen freundlichst empfing. Der Bruder war ein feiner Kopf, er sprach über Politik zum Erstaunen frei, und schlug Scipio vor, sich unter den Schuz des Fürsten von Salerno zu begeben, eines unabhängigen Großen, der an der Spize der Unzufriedenen stand. Ehe noch Scipio diesen Rath befolgte, erlebte er in der Klosterkirche eine grausenerregende Scene und später eine zweite, die ihm den heiligen Ort sehr verdächtig machen mußten. Er sah nämlich zur Nachtzeit, daß am Altare der Pförtner feierlich von einem Mönche mit dem Schwerte hingerichtet wurde, und als man ihn später begrub, entspann sich am Grabe zwischen einem wahnsinnigen Mönche, der sich von seiner Kette losgerissen hatte und unaufhörlich wie ein apulischer Schäferhund bellte, und jenem nächtlichen Scharfrichter ein grausiger Kampf, der mit dem Tode des leztern und dem fürchterlichen, immer heiseren Bellen Jenes endigte. Diese Erlebnisse konnten sich für Scipio erst in späterer Zeit aufklären, als sie in Zusammenhang mit andern Schicksalen traten.

Die Ueberfahrt von Sorrent nach Salerno machte Scipio auf einem Fahrzeuge, das ihm zwiefach merkwürdig seyn mußte. Es enthielt nämlich in einfacher Fischertracht ein Mädchen, dessen Geist und Schönheit alles überstrahlte, was ihm bis jezt davon begegnet war. Er sah, daß hier eine Verkleidung Statt fand, die ihm um so mehr auffallen mußte, als sich das Fahrzeug dreist der nahe liegenden türkischen Flotte näherte und ungehindert an ihr vorüberfuhr. War das Schiffermädchen eine verkleidete Türkin? Wie konnte das möglich seyn? Sie sprach das fertigste Italienisch und war vollkommen bewandert in occidentalischer Sitte. Die naive Art, mit der die Unbekannte von ihren Reizen sprach, mußte für Scipio ein Räthsel seyn. Beim Landen in Salerno war die Schöne verschwunden, und es bedurfte des ganzen Gewichts der Erwartung eines jungen Mannes auf die Bekanntschaft eines Fürsten, um den Eindruck, den sie auf ihn gemacht, allmählich zu verwischen.

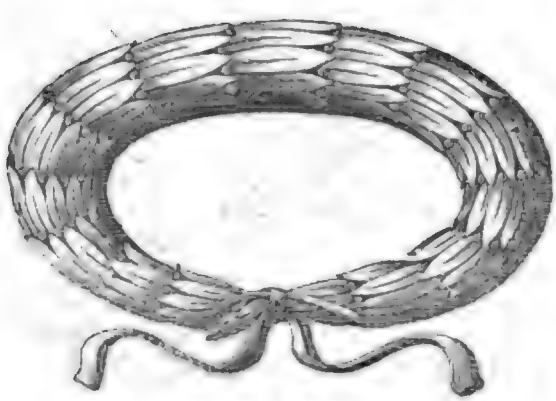
Der Fürſt von Salerno hegte ehrgeizige Entwürfe, die aber nur durch die Vertreibung der Spanier verwirklicht werden konnten. Scipio wird an ſeinem Hofe mit einer Menge ineinanderverſchlungener Fäden und Intriguen vertraut, die eine Begebenheit herbeiführen ſollten, die er ſelbſt am meiſten wünſchte. Er trifft hier den Hauptmann Mungone wieder, ja ſelbſt den Bruder Sperantius unter der Maske eines Franziskanermönches, der ihm bald als die Seele der Verſchwörung bekannt wird. Der Fürſt ſelbſt iſt von einer Anzahl unzufriedener Edelleute und Condottierenführern umgeben. Verbindungen ſind mit Franz I., dem Pabſte, den Podeſtas norditalieniſcher Städte, und ganz in der Nähe mit dem einflußreichen, das ganze Vertrauen des Vicekönigs beſitzenden Kommandanten von Iſchia, Agorra, und dem aus ſeiner Gefangenſchaft entkommenen, in den nächſten Gewäſſern ſtationirten Uludſch Ali angeknüpft. Scipio bemerkt bald, daß die Verſchwornen ihm eine der erſten Rollen übertragen wollen, ein Anſinnen, das ſeinem Ehrgeiz ſchmeichelte, und dem ſein Haß gegen Spanien bereitwillig entgegenkam. Scipio erhält den Auftrag, eine Dame, deren Aehnlichkeit mit der verkleideten Fiſcherin ihm längſt aufgefallen war, nach Neapel zu begleiten. Er hat ſich nicht geirrt; es iſt Uludſch Alis Tochter, eine unerſchrockene Abenteurerin, deren Beſuch in Salerno der Fürſt benuzt, um ſie gleichſam als Unterpfand für ihres Vaters Verſprechungen zurückzubehalten. Scipio ſoll ſie nach Neapel zu ſeiner Gattin geleiten. Dieſer Zug iſt eine ungemein anziehende Paſſage. Die liebenswürdige, durchaus occidentaliſch gebildete Türkin, die ſich mit Recht für das reizendſte Geſchöpf unter der Sonne hält, und dem Namen Narziſſa vollkommen entſpricht, macht auf den jungen Mann um ſo mehr Eindruck, je mehr er ſich ihm zu erwehren ſucht. Ihre tolle Ausgelaſſenheit bringt ihn in tauſend Verlegenheiten. Bald ruft ſie den Vorübergehenden zu: Ich bin Uludſch Alis ſchöne Tochter: bald den ſpaniſchen Soldaten: Sehr, das iſt der Scipio Cicala! Dann verläßt ſie ihren frommen Zelter und beſteigt ihres Begleiters muthigen Hengſt, der mit ihr im Sturm davon jagt und ſie der Todesgefahr nahe bringt. Endlich langt er nach vielen Mühen in Neapel an, das er in der wildeſten Aufregung antrifft. Narziſſas Muth ſinkt und ſie ſchließt ſich jezt ſchüchtern an ihren heldenmüthigen Ritter, den ſie den ganzen Weg über unaufhörlich geneckt und verſpottet hat. Scipio aber wird von den aufrühreriſchen Fiſchern erkannt, ſie ziehen ihn jubelnd vom Pferde, und trennen ihn ſo von Narziſſen, die er alsbald aus den Augen verliert.

Das gegen unſern jungen Helden ausgeſprochene Todesurtheil war zwar auf Veranlaſſung des Großpriors der Maltheſer aufgehoben worden, doch trafen neue Beſchuldigungen zuſammen, um ihn in den Augen des Vicekönigs nicht nur verdächtig, ſondern ſelbſt ſtrafbar darzuſtellen. In der Umgebung des Spaniers befand ſich ein Mann, der Scipio tödtlich haßte, derſelbe Markeſe, deſſen Anſprüche auf Porzia Scipio zuvorgekommen war. Er hatte Scipios Spur ausfindig gemacht und ſie im Kloſter der Camandolenſer gefunden, einem Orte, wo er entſetzliche Gräuel entdeckt haben wollte. Er zeigte dem Vicekönige an, daß der im ganzen Lande durch ſeine apoplektiſchen Zufälle bekannte Bruder Sperantius ein Betrüger ſey, daß man in ſeiner Zelle ein ihm täuſchend ähnliches Wachsbild gefunden habe, das ſeine Stelle vertrete, während er außer dem Kloſter Tagelang handthiere. Der Markeſe iſt ein ſchlauer Fuchs, er wagt die ſonderbare Behauptung, daß der Bruder Sperantius und der Hauptmann Mungone eine Perſon ſey; denn dieſen hatten ſeine Soldaten ins Kloſter ſchleichen ſehen; doch lacht ihn der Vicekönig aus, als er ſogar den Kommandanten von Iſchia in eine Verbindung mit dieſen Doppelgängern zu bringen ſucht. Scipio aber hatte auf ſeinen jüngſten Wanderungen, von Spaniern angehalten, zu mehreren Malen ſeinen Weg mit raſchen Handlungen bezeichnet, er hatte ſich in der That zweier Soldaten entledigt, und war mit den neuen Unruhen Neapels in einem Zuſammenhange, der ſich nicht läugnen ließ. Man beſchloß alſo, auf ihn zu fahnden. Man nahm ihn vor einem Laudhauſe der Fürſtin von Salerno gefangen.

Hier hatte nämlich Scipio die erſte Spur Narziſſas wieder gefunden. Die Fürſtin nahm ihn freundlich, aber mit nachdenklicher Miene auf, und Scipio mochte ſchwören, Porzien im Garten geſehen zu haben. Die Erinnerung an ſein Verlöbniß, die nur in den Hintergrund getretene erſte Liebe wachte wieder auf, und wurde um ſo heftiger, als er Narziſſen krank und vom Fieber entſtellt wieder fand. Er hatte ſich nicht getäuſcht, Porzia war im Schutze der Fürſtin, aber welcher Schmerz für ſie, als Narziſſa, von glühender Liebe für Scipio entbrannt, in fieberiſche Träume verfiel, in denen ſie von ihrer Liebe zu Porzias Verlobten wie von einer erwiderten ſprach, in denen ſie ſogar das, was ihre Leidenſchaft begehren mochte, als ſchon genoſſen ſchilderte. Porzia, eine ſanfte, weiche Natur, zweifelte keinen Augenblick an der begangenen Untreue; als ſie jezt Scipio wieder ſah, war ihr Entſchluß, ins Kloſter zu gehen, ſchon gefaßt und ſie floh vor ihrem Verlobten, mit dem ſie keine Verſöhnung hoffen durfte. Scipio ſtürzt verzweifelnd aus dem Garten und wird von den lauernden Spaniern verhaftet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 23. — 1. März 1833.

Romane.

1) Scipio Cicala. Vier Bände. Leipzig, Brockhaus, 1832.

(Beschluß.)

Die Scenen im Gefängnisse gehören zu dem Rührendsten und Ergreifendsten, was je geschrieben ist. Scipio trifft einen greisen Gefangenen, der noch mehr Jahre, als Scipios Leben zählt, kein Tageslicht gesehen, und noch in dieser Stunde die Ursache seiner Gefangennehmung nicht erfahren hat. Diese Ungerechtigkeit hatte den Unglücklichen zu einem Weisen gemacht, und der Friede und die stille Duldung seines kindlichen Gemüths leuchtet wunderbar in das zerrissene, empörte Innere des jungen Mannes. Scipio widmet sich ganz der Sorgfalt für diesen herrlichen Greis, ja, als ihm selbst ein besseres Gefängniß angewiesen wird, weigert er sich seinen neuen Freund zurückzulassen, und man muß auch diesen aus der Kerkernacht, die ihm das Tageslicht schon entbehrlich gemacht hat, herausziehen. Die Freude des Greises über diesen Edelmuth, seine gänzlich verlorene Bekanntschaft mit den irdischen Dingen sind in wehmüthig ergreifenden Zügen geschildert. Eine spätere Untersuchung, deren Resultate dem Markese zu vielem Vorwurf dienen, ergibt, daß er der im sechszehnten Jahrhundert wohlbekannte Dichter Pomponius Gaurius, und aus unerklärlichen Gründen ins Gefängniß gekommen war.

Scipio war sehr bestimmt auf Hochverrath angeklagt, und trotz der Verwendung des Großpriors schien sein Prozeß den schlechtesten Gang nehmen zu wollen, dem Markese war an dem Untergange seines Nebenbuhlers Alles gelegen, und er verschmähte kein Mittel, das ihn dazu führen konnte. Jezt war es der Bruder Sperantius, der helfend dazwischentrat. Er kam in den Kerker des Gefangenen als Franciskaner, um ihm die Messe zu lesen, und suchte ihn zu bereden, die Kleidung seines Ministranten zu nehmen, und zu fliehen. Scipio zögerte, doch als er sich überzeugt hatte, daß der Markese darauf ausging, ihn, falls er freigesprochen würde, um jeden Preis, selbst mit Gift aus dem Wege zu räumen, willigte er ein, und gelangte unter vielen Gefahren, einmal sogar erkannt, und nur wie durch ein Wunder gerettet, an das Ufer, wo ihn ein Schiff nach Ischia nahm. Noch hatte er der Hinrichtung einiger Sprößlinge der edelsten Familien beiwohnen können.

Die Ueberfahrt gibt Gelegenheit zu einer sehr interessanten Episode, einem Gespräche der Ruderknechte über den Zauberer Virgilius. Ueberhaupt ist dies Buch eine Fundgrube für die Kenntniß des italienischen Volksglaubens. Der Verfasser scheint sich darin zum Theil auf seine Quellen, zum Theil auf seine eigene Erfah-

rung zu ſtützen. Scipio erkennt noch auf dem Schiffe den Bruder Sperantius, der ihn in ein Frauenkloſter empfiehlt, das er aber kaum verlaſſen hat, als er aufs Neue den Spaniern in die Hände fällt. Man hält ihn zwar für einen Andern, als er iſt, doch wird er in die Feſtung geführt und hier ſehr gut gehalten. Dieſer Ueberfall war eine Sicherheitsmaßregel, die vom Kommändanten ausging; denn es iſt jezt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der geiſtvolle, gewandte, thätige Sperantius nicht nur der Hauptmann Mungone, ſondern auch der Kommandant Agorra ſeyn muß.

Das Unternehmen gegen die ſpaniſche Herrſchaft ſcheiterte. Die untere Volksklaſſe hatte es übereilt, die Ausſicht, Agorra werde Kommandant von Neapel werden, ſchlug fehl, und als der Tag des allgemeinen Aufbruchs kommen ſollte, waren die vorſichtig gewordenen Spanier ſo im Vortheil, daß man Nichts gegen ſie ausgerichtet hätte. Auch war der Fürſt von Salerno zwar ein Mann, der einen König hätte ſpielen können, aber keineswegs die Kraft beſaß, es zu werden. So verlor ſich auch für Scipio allmählich das Terrain, das ſeinem feurigen, ſtarken Geiſte allein günſtig ſchien, und ſeine Schickſale beſchränkten ſich auf die Entwirrung früher eingeleiteter Verhältniſſe. In ſeinem Gewahrſam lernte er die ſonderbaren Identitäten des Kommandanten kennen, deſſen Vater, einen weiſen, früh von der Welt gemißhandelten Greis, beides Sprößlinge des hochherzigen Johannes von Procida, des Anſtifters der ſicilianiſchen Vesper. Scipio gewinnt jezt Zeit, auf die Verwickelungen ſeines jungen Lebens zurückzuſehen, die Sehnſucht nach Mutter und Verlobten erwacht ſtärker in ihm, da er weiß, daß die Leztere im Begriff iſt, den Schleier zu nehmen. In der bequemen Franciscanertracht ſezt er von der Inſel über nach Sorrent, wo er mit ſeinem Begleiter, dem jungen Procida, die Geliebte im Clariſſinnenkloſter antrifft. Porzia, in dem Wahn der begangenen Untreue, bevormundet von ihren geiſtlichen Schweſtern, flieht den jungen Mann, wie einen, der ſie dem Himmel und der Seligkeit entreißen will, und Scipio muß ſie verlaſſen, ohne ſich ihr erklären oder ihre eigentliche Meinung hören zu können. Dies Verhältniß mußte ſo enden, weil die aus der Gewöhnung und Erinnerung kommende Liebe eben ſo unwahr iſt, als das magiſche Verlöbniß. Man kann die Herzen durch keine Zauberformeln beſprechen. Scipio trifft auf Iſchia, dem Schauplaz ſeiner erſten heldenmüthigen That, die geneſene, und in allen ihren Reizen wieder ſtrahlende Narziſſa, er begleitet ſie an die Capitana ihres Vaters, und wir verlieren ihn aus den Augen.

Nach eilf Jahren treffen wir die uns liebgewordenen Perſonen wieder. Scipio befehligt ein anſehnliches Geſchwader als Sinan Paſcha, unter ſeinem Schwiegervater, deſſen Beiſpiel in Abſchwörung des Glaubens er gefolgt iſt. Die Procida's ſind ihren Entwürfen noch treu, und der mächtige Renegat findet ſich bereit, ihnen Vorſchub zu leiſten. Er ſcheint den Freudenbecher, den eine glänzende Laufbahn ihm an den Mund ſezte, tief geleert zu haben, daher die Sehnſucht nach den Tagen der Jugend. Er überfällt das Kloſter, das Porzien einſchließt, wird dabei heftig verwundet, der junge Procida verunglückt zwiſchen Felſen, doch rechnen die mit reicher Beute heimkehrenden Türken Porzien zu ihr. Scipio wird durch die Kunſt des Pſeudo-Saccinopole geheilt, doch iſt ihm Porzia auf ewig verſagt; denn die Willenloſe hat ſich mit den übrigen Schweſtern und der Flotte flüchten können. Scipio beſucht ſeine Mutter, ſie hat längſt von ſeinem Frevel vernommen, und hört mit Schrecken, daß er ſelbſt ihn ruhig beſtätigt. Sie verſchmäht es, ihm zu folgen. Zulezt trifft der Abtrünnige noch mit den Maltheſern zuſammen, er erlegt den Großbailiff von Schilling, und rettet den Großprior von der fürchterlichen Strafe, lebendig geſchunden zu werden, indem er ihn erſchießt. Er ſtieg beim Sultan zu hohen Ehren, ward nacheinander Kapudan Paſcha und Großvezier, und ſtarb hochbetagt auf einem Zuge gegen Perſien. Die Türken preiſen ihn unter dem Namen Tſchigalaſade in ihrer Geſchichte hoch, und Herr von Hammer bezeugt, daß er zu den Zierden der osmaniſchen Literatur gehört.

Dies iſt der Umriß eines Gemäldes, das Aehnliches und vor Allem ſein Vorbild, Walter Scott, bei Weitem hinter ſich läßt. Wir haben dabei nicht die geringſten Vorzüge deſſelben müſſen unerwähnt laſſen. Die Charaktere ſind wahr ergriffen und lebendig wiedergegeben, die Sprache iſt überaus reich und gewählt und verräth überall die ſeltene Bildung des Verfaſſers, die anziehendſten Epiſoden wechſeln mit geiſtvollen Bemerkungen, von denen jene den Stempel einer feinen Beobachtungsgabe, dieſe das Gepräge einer langen und ernſten Lebenserfahrung tragen. Wir müſſen dieſe Tugenden um ſo mehr hervorheben, als wir uns zulezt noch eines Tadels zu entledigen haben, den wir nicht ohne Gegengewicht laſſen dürfen.

Scipios und Narziſſens Charakter ſind vortrefflich gehalten. Scipio iſt kein Himmelsſtürmer, kein tragiſcher Jambenheld, ſondern eine anſpruchsloſe, beſcheidene Natur, die im Element der Ehre, der Tapferkeit, kurz aller ritterlichen Tugenden einheimiſch iſt. Scipio hat kaum das männliche Alter erreicht, und dieſem kindlichen Jugendmuth ſind alle ſeine Begegniſſe angemeſſen. Der Verfaſſer hat dieſe liebenswürdige Unbefangenheit gut zu ſchildern gewußt. Die Vorliebe, mit der er ſeinen Helden behandelt, geht über das Erlaubte nicht hinaus, er läßt ihn immer nach den gebietenden Umſtän-

den handeln und den Veranstaltungen Andrer folgen, die von dem jungen Manne nur Ritterliches und Ehrenhaftes fordern. Dies ist ein feines Gesetz für den Erzähler, das man aber selten beachtet finden wird. Narzissa ist Philine, im edlen Styl.

Die Mäßigung des Verfassers in Naturschilderungen ist um so lobenswerther, als er darin einem Gesetze folgt. Man muß lachen, wenn man unsre schmutzigen Leihbibliothekenromane beginnen hört: Fürchterlich tobte der Sturm, aber fürchterlicher noch tobte es in Alonzos Brust! es ist ein guter Instinkt, der unsre Leibrock und Hildebrandt so reden läßt. Eine Naturscene, die völlig im Widerspruch mit der Gemüthsstimmung des in ihr Aufgeführten steht, macht eher einen komischen, wenigstens den entgegengesetzten Eindruck, als man beabsichtigt. Der Verfasser ist hierin sehr berechnet zu Wege gegangen. Die ihm unendlich oft dargebotene Gelegenheit zu italienischen Landschaftsgemälden verschmäht er gänzlich, wenn seinen Personen die Stimmung fehlt, die für die Naturbetrachtung nicht immer dieselbe ist. Daran erkennt man die Bekanntschaft mit einem tiefen psychologischen Gesetze. Die Natur steht unter der Herrschaft des Gemüths, und sie wird uns nie anders erscheinen, als wir sie ansehen.

Man weiß, daß der größte Theil der Abneigung gegen Walter Scott, die so schnell den frühern Enthusiasmus verdrängte, auf Rechnung seiner politischen Grundsätze kommt. Diesen würde man aber aus seinen Romanen nur schwer haben ableiten können, wenn man durch das Leben Napoleons darauf nicht aufmerksamer geworden wäre. Unser Verfasser scheint sich auch hierin den ehrenwerthen Baronet zum Vorbild genommen zu haben, und zwar in einer ganz falschen Stellung. Scott kämpft in den Reihen der Prätendenten, und es ist nicht so sehr der Legitimitätseifer, als der Aristokratismus, den man ihm vorwerfen muß. Unser Verfasser kehrt dies Verhältniß um. Er beklagt Scipio, daß er sich gegen die bestehende Staatsgewalt auflehnt, ein Ausdruck, der öfters wiederkehrt, und zu unserm Schrecken an die Manifeste der heutigen Hofzeitungen erinnert. Ueberhaupt nimmt der Verfasser gegen den Schluß seines Werkes plötzlich einen gar fremdartigen Ton an. Er bejammert seinen jungen Helden, wirft ihm seine hochverrätherischen Absichten vor, und weiß dies trotz einem Berliner Hof- und Domprediger mit seinem zunehmenden Mangel an christlicher Gesinnung in Verbindung zu bringen. Es klingt sonderbar, einem Neapolitaner des sechszehnten Jahrhunderts, einem von Kindheit an heidnischen Katholiken, wie es der noch jetzt herrschende tief gesunkene Glaube dieses Landes mit sich bringt, Vorwürfe wegen seines Christenthums zu machen. Der Verfasser spricht in der Vorrede so vernünftige Urtheile über die Wahrheit der Poesie aus, warum sollten sie auf Scipio und die Procida's keine Anwendung haben? Warum sollten Ehre, Hochherzigkeit, Freiheitsliebe nicht mehr wiegen, als die sogenannte bestehende Staatsgewalt? Ja selbst die Annahme des Turbans hätte den Verfasser nicht bewegen sollen, von da an über Scipio die Achsel zu zucken. Diese Verirrung ließ sich rechtfertigen, und gerade am meisten durch die Umstände, die im Vorhergegangenen mit so vieler Vorliebe geschildert worden sind. In Porzien nur den Engel und die bessere Hälfte Scipios zu sehen, ist ungerecht, vielmehr war die Trennung, die das Geschick über Beide verhängte, die nothwendige Folge dieses Verhältnisses, das durch einen Frevel herbeigeführt, durch den wahren Ausdruck charaktervoller, männlicher Unabhängigkeit aufgehoben werden mußte. Die väterliche Sorgfalt, mit der der Verfasser seinen Helden behandelte, so anziehend sie seinem ersten Auftreten war, mußte zuletzt wegfallen. In einen pedantischen, langweiligen Ton verfallen, macht sie den unangenehmsten Eindruck.

2) Beate. Aus einer alten Chronik ohne Titelblatt. Von Alexander Bronikowski. Drei Bände. Leipzig, Brüggemann, 1832.

Es ist schauderhaft, sich von der Gesina Timme begeistern zu lassen. Die Thaten eines Mandrin, Schinderhannes, Cartouche haben doch wenigstens eine Abwechselung, die man romantisch nennen könnte, diese Schelme gerathen in tausend Verlegenheiten, deren Ausgang unsre Erwartung spannt, sie morden und rauben nicht ohne List und Gewandtheit und wechseln mit den Opfern derselben überraschend ab, doch die Ursinis, die Timme — es ist grauenvoll. Dem größten, niederträchtigsten Verbrechen, der Giftmischerei, läßt sich unmöglich eine Seite abgewinnen, die der Dichter würdig benutzen könnte. Hier ist keine Anstrengung, keine List, keine Leidenschaft, nicht einmal Blut, hier ist nur bleicher, schwindender Tod, ermattender Pesthauch, die kalte, ruhige Grausamkeit eines Ungeheuers. Ich bitte jeden Christenmenschen diesen niederträchtigen Roman ins Feuer zu werfen, man verliert nichts daran, weil er außerdem noch ohne Geist, wie im Schlaf geschrieben ist.

Beate mordet aus Eitelkeit und Habsucht. Sie ist häßlich und in Schulden versunken, und räumt ihre Dienstmagd aus dem Wege, um sich ihres Haars, ein andres Mädchen, um sich dessen Zähne zu bemächtigen, sie vergiftet die, denen sie schuldig ist, ihren Mann und ihren Verlobten, um in Besitz eines großen Vermögens zu kommen. Bald regalirt sie einen Gast mit Magentropfen, bald mit einem frischen Pfannenkuchen, oder einem Glase Ungarwein, Kindern gibt sie allerhand

Zuckerwerk, oder streicht ihnen goldgelbe Butter auf verdächtige Semmeln. Unter dem Deckmantel der Religiosität und Bescheidenheit gelingen ihr alle Verbrechen bis sich endlich der Satan an sie heran macht, eine höllische Ironie; denn Niemand konnte ihn bis jezt leibhaftiger darstellen, als sie selbst. Genug, er kömmt unter der Gestalt eines Schuldforderers zu ihr, dessen sie sich alsbald auf ihre Weise zu entledigen sucht. Sie bewirthet ihn mit allen Ingredienzen ihrer geheimen Apotheke, aber der schreckliche Gast frißt Arsenik, Belladonnenextrakt, Blausäure, wie ein zweiter Mithridates, ohne daß ihm das Zeug schadet, und es ist nur Caprice, daß er zulezt dennoch stirbt, von der Obrigkeit in Beatens Wohnung aufgefunden wird, und seine freigebige Wirthin ins Gefängniß bringt. Jezt ist sie die Bremische Giftmischerin, nur mit anderm Namen, sie wird verurtheilt, aber ihre Hinrichtung wird nur an einem Trugbilde vorgenommen, sie selbst hat mit Hülfe des Teufels das Gefängniß verlassen, und wirkt nun in dessen Dienst als personifizirte Cholera. Sie vergiftet Diebitsch, Constantin, die Luft von Warschau, von Töplitz, was sich übrigens die böhmische Sanitätsbehörde verbitten wird. Der Gedanke ist nicht übel, doch wird er ohne Geist, zulezt fast ohne Verstand durchgeführt, Beate-Cholera geht nämlich wieder zurück nach Warschau, und spielt hier eine Rolle, die Niemand begreifen wird. Die ganze polnische Revolution geht an ihr vorüber, sie hört die langweiligsten, trivialsten Gespräche über den Adel, über die Volksherrschaft, die Juden, die Leibeigenschaft, sie belauscht die geheimen Entwürfe der Chlopicki, Krukowiecki, ohne mehr zu thun, als dabei zu seyn. Warschau und der Vorhang fällt, und wir wissen nicht, wie uns geschehen ist. Man kann den Inhalt dieses achthundertseitigen Romans auf einem preußischen Silbersechser dreimal abschreiben.

Die Gesina Timme war eine psychologische Merkwürdigkeit, und es ließe sich in einer Lehre von den Seelenkrankheiten sehr Vieles über sie sagen. Ja noch mehr! man konnte ihre Verbrechen in einen Zusammenhang mit vielen Richtungen der Zeit bringen, die die Sentimentalität und eine empfindelnde Religiosität begünstigen. Hier blieb dem Verfasser ein Feld offen, das er hätte verfolgen können. Das Giftmischen ist ein verführerischer Mord, weil er unblutig ist, die meisten Verbrecher dieser Art entschuldigen sich damit, daß sie an die Folgen ihres Frevels selbst nicht geglaubt hätten, und gleichsam nur Versuche hätten anstellen wollen. Die Giftmischerei treiben meist solche Personen, die im Grunde ein zartes, keineswegs grausames Gemüth haben, das sind so sonderbare Erscheinungen, daß sie in der That einem Poeten anders erscheinen müßten, als dem Criminalisten. Unser Verfasser scheint hierüber gar nicht nachgedacht zu haben, er begnügte sich, einen Roman zu schreiben, dessen Sujet man unter die Rubrik: Zuchthaus und Rabenstein stellen muß. Die plözliche Wendung der Geschichte auf die Cholera überrascht, doch nur auf einen Augenblick; denn hätte uns nun der Verfasser eine Geschichte der Cholera, wie sie in Petersburg, Warschau, Berlin, Paris wüthete, mit Lokaltinten, Witz und Humor gegeben, wir würden uns mit ihm versöhnt haben; aber der von ihm beliebte Schluß ist so befremdend, daß man gar nicht weiß, was man dazu sagen soll. Ich kenne nichts Traurigeres, als ein Phantasiestück ohne Phantasie.

3) **Die Frauen von Neidschütz. Novelle von A. Bronikowski. Zwei Bände. Leipzig, Brüggemann, 1832.**

Auch hier wird Gift gemischt, aber historisches. Der größte Theil dieser Erzählung ist der Geschichte entnommen, und das Ganze ein dankenswerther Beitrag zur Kenntniß der Kabinetsintriguen des siebzehnten Jahrhunderts.

Johann Georg IV. von Sachsen, ein schwacher, gutmüthiger Regent, stand unter dem Einflusse zweier Damen, einer Frau von Neidschütz und deren Tochter, seiner Mätresse. Die Mutter, eine berechnende, ehrgeizige Frau, trug sich mit den hochfahrendsten Plänen, in denen sie weniger durch die Nachgiebigkeit des schwachen Kurfürsten, als durch seine zunehmende Kränklichkeit gestört wurde. Es blieben ihr daher, um zu ihren stolzen Zwecken zu gelangen, nur zwei Wege. Entweder mußte sie den Nachfolger des Kurfürsten, den Bruder desselben, den starken, galanten August, in ihr Interesse ziehen, d. h. ihm ihre Tochter verkuppeln, oder sie mußte den gegenwärtigen Anbeter derselben mit aller Vehemenz antreiben, ihrer Tochter eine Stellung zu geben, die sie Beide nach des Durchlauchtigen Tode sicherte, d. h. sie mußte die rechtmäßige, legitime Schwiegermutter des Kurfürsten werden. Der dem Prinzen August gestellte Köder zog nicht, im Gegentheil war er ihr geschworner Feind, nahm sich seiner verdrängten Schwägerin an, hintertrieb die Scheidung und widersezte sich dem Ansinnen des Bruders, die Tochter der Gräfin zur Kurfürstin zu machen. Dies war für die intriguante Frau das Signal, ihn aus dem Wege zu räumen. Sie will ihn vergiften, und die Laune des Zufalls fügt es, daß sie ihre Tochter und ihren eignen Beschüzer, den Kurfürsten, tödtet. August gelangt zur Regierung, die Verbrechen der alten Neidschütz enthüllen sich, sie wird verurtheilt, und kömmt dem Tode durch Henkerhand mit Gift zuvor.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literarisches Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.

Montag, den 1. Januar 1838.

Neue Jahr.

Ein Jahr ist hin, ein Jahr ist neu,
Ein Jahr ist hin, ein Jahr ist neu,
Ein Jahr ist hin, ein Jahr ist neu,

des Leipziger und Dresdner ein; der Dritte renommirt mit ultraloyalen Geſinnungen; der Vierte verweigert dem Zweiten Satisfaktion, weil er kein Edelmann iſt, bietet ihm aber dann Piſtolen an, auf vier Schritt Barrière, was dieſer mit der Bemerkung zurückweiſt, das Vaterland brauche jezt Männer; der Fünfte gehört zu dem gemäßigten Syſtem der Reformen; und beſchäftigt ſich viel mit der Frohndablöſung und der Zerſchlagung der Kammergüter; der Sechste läßt den Kopf hängen, ſpielt den Myſtiker, und läßt ſich zulezt doch in einem unmoraliſchen Hauſe attrapiren; der Siebente hat auf Hegel geſchworen, und weiß Hinrichs Vorleſungen über den Fauſt auswendig. Die Bekehrung dieſer Leute geht ſehr gewaltſam vor ſich. Den jungen Enragé, den es nach Paris zieht, heilt der Verfaſſer durch den Anblick einer deutſchen Revolution der Schneider und durch eine Liebſchaft, den Demagogen durch die Feſtung, den Servilen durch die Entdeckung ſeiner Angebereien, den Myſtiker durch den Entzug der Candidatur u. ſ. f. Die verſöhnende, ſtrafende und poetiſche Gerechtigkeit wird durch den Direktor der geheimen Polizei repräſentirt, und der wahre, freimüthige, aber hingebende, deutſche Patriotismus durch einen Invaliden, der vom Könige von Preußen eine Penſion und ein Kreuz beſizt, und von Niemanden (er iſt Fremdenführer) mehr Geld annimmt, als die Taxe beträgt. Jener Polizeidirektor hält ſein Amt nicht für das ſchwierigſte, ſondern das glücklichſte, und iſt faſt überzeugt, nächſt den Dienern des göttlichen Wortes das Wohl der Menſchheit am meiſten zu befördern. Er iſt es, der die extravaganten Meinungen des Helden unſrer Geſchichte nicht berichtet, wie ſeine Pflicht wäre, ſondern berichtigt, ihm das Verſtändniß unſrer Zeit öffnet, und ihn lehrt, was unter geſezmäßiger Freiheit zu verſtehen ſey. Ich bewundre dieſen Chef der geheimen Polizei.

5) Die lezten Zapolya. Von Franciska von Stengel. Zwei Bände. Heidelberg, Groos, 1831.

Die geringe Achtung, welche unſre ſchriftſtellernden Damen vor den heiligen Banden der Ehe haben, findet ſich auch hier wieder. Die Ehe iſt wie immer ein Werk des Zufalls, eine Verſorgungsanſtalt, und die Liebe eine Empfindung, die über Alles, ſelbſt die Umarmungen eines Dritten, hinaus, immer noch treu bleibt. Im Grunde haben hierin die Damen Recht, ſie können ſich auf eine reiche Erfahrung berufen; denn nichts iſt gewöhnlicher, als die eheliche Untreue von beiden Seiten. Aber man iſt in der Wirklichkeit aufrichtiger gegen ſich, man geſteht ſich ſeine Vergehungen, und entſchuldigt ſie, ſo viel man kann, oder büßt ſie im Beichtſtuhl ab. Dieſe Frivolität aber iſt es, die die weiblichen Damenfedern verabſcheuen, ſie halten es für die Pflicht der Decenz und Moralität, das Verbrechen zu beſchönigen, und erlauben ſich daher, die Sünde nur auf halbem Wege zu verfolgen. So iſt es auch der vorliegenden Dame eine Kleinigkeit, ein eheliches Verhältniß zu ſchildern, in dem ſich der Mann ennuyirt und bald den Gegenſtand einer andern Leidenſchaft findet, und die Frau den Verluſt eines frühern Geliebten beklagt, dem ſie ohne allen Grund entſagt hat. Gibt es nun zwiſchen dieſem ehelichen Mißverhältniß, der Sehnſucht nach dem erſt Begehrten, dem Wiederſehen deſſelben und der Hingebung an ihn eine Gränze, die von der Pflicht beobachtet, und im Leben nie überſchritten wird? Die ſchreibenden Damen behaupten es, dieſe armen, ſchwachen Geſchöpfe, die die eine begangene Hälfte einer Schuld, durch die unterlaſſene andre Hälfte derſelben entſchuldigt glauben. Das iſt die Unnatur, die Lüge und die Prüderie, die man den Weibern vorzuwerfen nicht eher aufhören wird, als ſie die Feder aus der Hand legen.

Hermine Zirska liebt einen mit ihr aufgezognen jungen Mann, über deſſen Herkunft ein tiefes Dunkel liegt, heirathet aber den Grafen Bathori, dem an dieſer Ehe eben ſo nichts gelegen iſt. Der erſte Geliebte geht unter das Militär, das die Ungarn Marien Thereſien zur Hülfe ſchicken, die beiden Eheleute ennuyiren ſich, und auch Graf Bathori geht zu Felde und verliebt ſich dabei in ein Mädchen, das zufällig ſeine Lebensretterin wird. Verena iſt die Tochter des lezten Zapolya, der aus altem Königsſtamme entſproſſen, die Fahne der Empörung aufpflanzt, gefangen und begnadigt wird. Man hatte dieſem Manne, deſſen Haß gegen Habsburg grenzenlos war, einſt ſeinen einzigen Sohn geraubt; die Bathori, ſeine Todfeinde, waren die Räuber und jener von Hermine Zirska geliebte Elternloſe iſt der junge Zapolya. Roderich kehrt als Rittmeiſter heim, der loyale junge Menſch tobt, daß er der Sohn eines Hochverräthers iſt, geſteht Herminen noch einmal ſeine Liebe, wird aber von der nach ihm ſich verzehrenden, ſeither nur in untreuen Gedanken lebenden Hermine ſo zurückgewieſen, als habe er ihre Weiblichkeit verlezt. Er verläßt ſie, erſchrocken über ſeine Dreiſtigkeit, er mußte, wenn er ein männlicher Mann war, ſich empören gegen die Menſchen, die ihn um ſeinen Namen, um die Religion, auf die er getauft, um ſeinen Rang, um ſeine gerechten Anſprüche auf Herminen, gebracht hatten; aber er iſt ſehr unglücklich, bedauert ſeinen irregeleiteten Vater, beſucht noch einmal Herminen, die an Nichts ſtirbt, und ſtürzt ſich in den ſiebenjährigen Krieg. Geſegnet ſey die preußiſche Kanonenkugel, die einem ſo elenden Leben ein Ende machte! Herminens glücklicher Wittwer heirathet des im Gefängniß geſtorbenen Zapolya Tochter, und die Geſchichte iſt aus.

6) Angela. Eine Geſchichte in Briefen. Von Agnes Franz. Vier Bände. Eſſen, Bädeker, 1831.

„Der Superintendent Norden an den Regierungsrath Walter.“ „Madame Wallburg an Thereſe.“ „Die Baroneß Benting an die Frau von Alboin.“ „Hermine von Domikowski an Frau von Albvin,“ „Graf Malvi an die Baroneß Münter.“ „Derſelbe an Dieſelbe.“ „Dieſelbe an Denſelben.“ Und in dieſer Art ein ganzes Poſtfelleiſen mit hundert und vierzig Briefen. Das muß gewiß ſehr langweilig ſeyn.

Angela iſt eine junge Comteß, und, wie der Titel zeigt, die Hauptperſon in dieſer Briefgeſchichte. Wen hält man wohl für den erſten Liebhaber? Rathet, und ihr werdet es doch nicht herausbekommen! Es iſt Niemand anders, als ein — Superintendent. Guter Gott, warum nicht ein wirklicher geheimer Oberſalarienkaſſenintendanzrath? Warum gerade ein Superintendent? Kann denn die Muſe mit einem Superintendenten unter einem Dache verkehren? Hat ſich Amor je in ein Konſiſtorium geflüchtet? Es iſt zum Tollwerden, als Angela, dies ſentimentale, prude, mondſcheingelbe Rührei, erklärt, ſie könne nur ihren Lehrer, einen Wittwer, einen Vierziger, kurz den Superintendenten lieben. Ihr Vater, der Graf lächelt, ihr Anbeter, der junge Graf Nordeck, wiſcht ſich eine Thräne aus dem Auge, und betet ſeine Angela an, den Engel.

Der Inhalt der Erzählung läßt ſich mit wenigen Worten ſagen. Im Bade Warmbrunn lernen wir eine Menge Menſchen kennen, die beim Auftreten des Grafen Danelli mit ſeiner Tochter ihr Intereſſe verlieren. Angela kömmt ſo eben aus der Penſion, ſie iſt eine perſonificirte Weihe der Jungfrau, ſie iſt noch ſehr jung, entzückt aber daher durch ihren Liebreiz, ihr ſeelenvolles blaues Auge, ihre geſcheitelten Goldlocken. Eine junge Polin wird ihre Begleiterin, der Superintendent Norden ihr Lehrer. Sie weiß ſchon ſehr viel von ihrer Unſchuld zu erzählen, ſieht ſich in ſtetem Verkehr mit den Engeln, belauſcht zuweilen, was ihr Herr Vater und der gute Superintendent von ihren Talenten ſprechen, ja ſie wagt ſchon einige poetiſche Ausflüge, und macht recht artige Gedichte. Dieſe poetiſchen Verſuche werden noch vor ihrer Ankunft in der Reſidenz bekannt, entzücken Jeden, ſelbſt die Fürſtin, und werden in einem Taſchenbuche abgedruckt. Angela wird inzwiſchen immer durchſichtiger, klarer, ätheriſcher, der gute Norden mit ſeiner himmliſchen Superintendentenmiene iſt ihr Alles, unter ſeinen Augen bekleidet ſie die Kinder des Dorfs mit Strümpfen, vertheilt Schulbücher, und er iſt es, der ſie einſegnet. Der junge Graf Nordeck, ihr Nachbar, liebt ſie, ſie verſteht ihn allmählich, er iſt ihr keineswegs gleichgültig, aber ſie liebt Ihn, Ihn, den theuern Lehrer, und dieſer gute Narr, dieſer vierzigjährige Himmelspförtner, ertappt ſich auf demſelben Gefühl. Jetzt muß Angela in die Reſidenz. Alles erſtaunt, man betet ſie an, die Arme, die Beſcheidene, die ſich in das neue Leben noch nicht finden kann. Sie dichtet, ſie ſchreibt Blätter, Gedanken, Aphorismen, Einzelnes, und ſchwärmt von ihrem Superintendenten. Graf Nordeck leidet ſanft, und ergibt ſich einer ſtillen Reſignation. Die Fürſtin eröffnet eine poetiſche Konkurrenz zu einem Kranz von Immergrün. Die Damen des Hofes wetteifern, aber ein Gedicht, darſtellend die Weihe der Kunſt durch Religion und Liebe, gewinnt den Preis, Angela iſt die Verfaſſerin. Der Superintendent erfährt die Leidenſchaft ſeines Zöglings; ach! was er ihr iſt, das iſt ſie ihm auch! Aber er wird ein Mann ſeyn und ſich bekämpfen und der alte Graf ſchüttelte den Kopf, und ſagt: Sonderbares Mädchen! und der junge Nordeck betet ſchmachtend an. O dieſer junge Mann iſt Angelen nächſt dem Superintendenten Alles, ſie würde ſich mit Freuden ſeinen Wünſchen hingeben, wenn ſie jenen nicht reiner, heiliger, geläuterter liebte. Nordeck thut ihr einen großen Dienſt, er wirft ſich zum Vertheidiger einer beleidigten Freundin Angelens auf, und wird im Duell erſtochen. Angela weint, ſie wird krank, und noch kränker, als ſie plötzlich der Superintendent verſtößt und eine Andre heirathet. Himmel, wie kömmt der ſanfte, gute Mann zu dieſer Grauſamkeit? Aus Eiferſucht! Er hat Angelen ein Gedicht gemacht und geſchenkt, er ſieht dies Gedicht in den Händen eines lockern Grafen, der ſich damit brüſtet, es von Angelen empfangen zu haben, wieder, und verachtet ſie und heirathet. Schreckliche Verläumdung! Angela hatte das theure Andenken niemals aus den Händen gegeben, ſie hatte jenem Grafen eine Abſchrift zugeſtellt, um ihn durch die darin enthaltenen Grundſätze für die Herſtellung des Rufes ihrer Freundin zu bewegen, und nun muß es ſo kommen! Gott, deine Wege ſind wunderbar! Was hilfts? Der Superintendent iſt verheirathet, Nordeck todt, was bleibt Angelen übrig? Nichts, als der Tod. Sie legt ſich, verſöhnt ſich mit dem, der ſie verkannt hat, und ſtirbt. Die gute Agnes Franz! Sie gehört nicht zu den vornehmen Damen, wie die Schopenhauer, ſie hat keine Erfahrung, wie die Huber, ſie wohnt in Liegnitz und es geht ihr ſchlecht. Sie kennt die Welt nicht und was ſie von ihr weiß, hat ſie aus der Abendzeitung. Wenn Theodor Hell recht etwas Rührendes für ſein Publikum haben will, dann verſchreibt er ſich die Thränen der armen Agnes Franz, und ſie ſchickt ihm dann erfreut ihre Variationen über das ewige Thema: Glaube, Liebe,

Hoffnung, und bohrt damit alle Thränendrüsen des empfindsamen Deutschlands an. Sie ist die einzige sentimentale Dichterin, die mich rührt, aber ihre Romane sind arge Vergehen an Natur, Leben und Erfahrung.

7) Die Palme. Roman aus der bayrischen Geschichte. Von Adeline von D. Drei Bände. Leipzig, Kollmann 1832.

Zwischen Spieß und Spindler die Mitte haltend. Unläugbar hat Spindler dem Mittelalter eine Seite abgewonnen, die uns täuschend in diesen ganzen Zeitraum zurückversezt. Spindler hat den Volkston belauscht, er hat den richtigen Schluß gemacht, daß die vielen noch nicht ganz erloschenen Eigenthümlichkeiten der untern Nährstände die Abbilder früherer Zustände seyn müssen, und so wird man ihn immer wahr und anziehend finden, wo seine Darstellung auf Verhältnisse stößt, die sich niemals haben verändern können, weil sie auf unverwischliche Züge des Volksgeistes beruhen. Seine Nachahmer, geizig auf seinen Ruhm und blind, haben diese Benutzung der Gegenwart für die Vergangenheit falsch verstanden. Spindler war so vorsichtig, seine Darstellungen meist nur auf die unabhängigen Reichs- und Handelsstädte des Mittelalters zu beschränken, jene bringen aber auch in jeden andern Kreis die plumpe Accommodation an den heutigen Tag. Es macht einen spaßhaften Effekt, wenn Spieß im dreizehnten Jahrhundert Dinge erwähnt, die im achtzehnten erst erfunden sind, wenn sich z. B. ein teuflischer Abt nach vielen Schandthaten mit Blausäure vergiftet, aber zu albern klingt es, wenn bei Adelinen von D. die Prinzessinnen des vierzehnten Jahrhunderts sagen: Pfui, schämt Euch, Prinz; ihr wißt nicht wie fürchterlich ich seyn kann! oder wenn eine Andre sagt: In der That, diese Liebesgeschichte gleicht zu sehr einem Roman! oder wenn man alten und neuen Styl folgendermaßen verbunden findet: das ist eine Voraussetzung, sagte Emma, die mir so ganz fremd ist, daß ich wirklich einen Augenblick zweifelhaft ob der Antwort bin. Dies Modernisiren findet sich weder bei Spieß noch bei Spindler. Die edle, faustrechtliche Rohheit des Erstern geht dabei immer mehr verloren. Da werden keine schäumenden Humpen mehr geleert, keine Mädchen mehr geraubt, keine Klöster mehr geplündert, die Fallthüren, die Brecheisen, die Burgverließe, diese ganze edle Maschinerie ist verschwunden. Man hört kein herzhaftes, die Fenster erschütterndes Lachen mehr, sondern auf jeder Seite z. B. im vorliegenden Roman wird nur gelächelt. Lächelnd sprach der Ritter, Agnes hob die blonden Wimpern und lächelte, lächelnd sprang der König vom Pferde u. s. w. An die Stelle der frechen Leidenschaft ist der Mondschein und die Entsagung getreten. Die Hauptperson dieses Romans wirbt achtzehn Jahre um ein Mädchen, das sich zulezt doch noch sehr besinnt und zu verstehen gibt, für eine so ausdauernde Liebe scheine es ihr gar nicht vonnöthen, noch erst die Ehe als ein Siegel derselben zu schließen. Diese Logik ist herrlich! Wir lieben uns ja, also was brauchen wir uns noch erst zu verheirathen!

8) Harald und Elsbeth, oder das Zeitalter Johanns des Schrecklichen. Romantisches Originalgemälde aus der Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts. Von W. von Oertel. Zwei Bände. Petersburg, Schmitzdorff, 1831.

Johann der Schreckliche ist Iwan Wassiljewitsch, ein Czar, der wie Caligula den Anfang seiner Regierung mit den besten, und das Ende mit den grausamsten Handlungen bezeichnete. Die historischen Züge, die in diesem Roman wiederkehren, sind durch ihre Treue anziehend, und müssen die Fehler der eignen Erfindung wieder gut machen. Ein deutscher Ritter kömmt mit einer preußischen Gesandtschaft nach Moskau, wo er sich auf höchst sentimentale Weise in die Tochter eines englischen Goldschmieds verliebt. Er ist so unvorsichtig, den Leibarzt des Czaren, einen in Lübeck Gebrandmarkten, wieder zu erkennen, ihm seine Verbrechen vorzurücken, und sich seine Feindschaft zuzuziehen. Der Doktor Bomelius legt es jezt darauf an, unsern Ritter zu verderben, und ersinnt den Plan, die Leidenschaft des Czaren für die Goldschmiedstochter zu erregen, den Ritter in's Schloß zu locken und ihn dann zu vergiften. Dies Alles wird durch ein gütiges Schicksal, durch einige Vermummungen, durch unterirdische Gänge hintertrieben, und es ist der spätere Czar Boris Godunow selbst, der sich des liebenden Paars annimmt. Die Geretteten eilen, daß sie nach Deutschland kommen, wo denn der Goldschmied zu guter Lezt noch erklärt, er sey der Sohn des englischen Grafen Whitekastle, gleichsam als wenn man diesen Theatercoup nur auf deutschem Grund und Boden wagen dürfte. Der Verfasser hat sich auch in's Gebiet des Humors gewagt und eine lustige Person eingeführt, die aber eine traurige Rolle spielt. Ein vortrefflicher Humorist, der den Leuten immer zuruft: seht, wie ich springe, seht, wie mich die Tollheit schüttelt! Lacht nur, lacht, ich verdien' es; denn ich bin gar zu witzig. Heisa, was bin ich für ein toller Kerl!

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Reichsanz. u. Preuß. Staatsanz. Nr. 301 v. 27.12.1941, S. 1

Reichsanzeiger und Preußischer Staatsanzeiger

Nr. 301 Berlin, Sonnabend, den 27. Dezember 1941

Inhalt

Gesetz über die Verlängerung der Geltungsdauer des Gesetzes über die Verlängerung der Geltungsdauer des Gesetzes über die Verlängerung der Geltungsdauer des Gesetzes

am frühen Morgen. Der Zufall führt ihn noch in die Nähe des Duells zwiſchen dem Artillerieoffizier und dem Franzoſen, wobei ihn die unerhörte Grauſamkeit des erſtern, der auf ſeinen verwundeten Gegner auf zwei Schritte noch ſchießen will, empört. Auf der Reiſe findet er Gelegenheit, ſich einem Kaufmanne aus Moskau gefällig zu erweiſen, eine Bekanntſchaft, die ihm ſpäter zu Nutze kömmt.

Seine künftige Schwiegermutter, Frau von Lidin, wohnte fünfzig Werſte von Moskau. Die Dame war in Paris geweſen, ihre beiden Töchter, Pauline und Olga, hatten ſie begleitet; doch ſchien die Mutter allein von dem Enthuſiasmus für die große Nation angeſteckt. Pauline war Roßlawlew's Verlobte. Das erſte Wiederſehen hätte ein unglückliches ſeyn können, wenn nicht Roßlawlew der jüngern Schweſter, Olga, die eben, als ſie ihn begrüßen wollte, aus dem Kutſchenſchlag in einen Fluß fiel, gerettet hätte. Paulinens Benehmen gegen ihren Bräutigam iſt ſonderbar, ſie ſucht die Hochzeit immer weiter zu verſchieben, und an Roßlawlew's Stelle würde jeder Andre durch die Aengſtlichkeit der jungen Dame beunruhigt worden ſeyn. Inzwiſchen hat ſich der politiſche Horizont ſehr verändert, der Krieg zwiſchen Rußland und Napoleon hat begonnen, und Roßlawlew, der glühende Patriot, eilt zum Heere zu kommen. Er trifft mit ſeinem Freunde Sarjetzki wieder zuſammen, der einen franzöſiſchen Offizier, den Grafen Selicour, zum Gefangenen gemacht hatte. Roßlawlew gewinnt den Grafen lieb, der ſich als einen Bekannten der Frau von Lidin von Paris her ausweiſt, und ſchickt ihn auf die Güter derſelben. Roßlawlew wird ſpäter am Arm heftig verwundet, er iſt unfähig, im Dienſt zu bleiben, und kehrt ebenfalls in die Arme ſeiner Braut zurück. In einer ſtürmiſchen Nacht iſt er ſchon dem Dorfe nahe, als er bemerkt, daß in der Kirche Licht iſt. Er geht hinein und ſieht, daß Pauline mit dem franzöſiſchen Grafen getraut wird. Er fällt beſinnungslos nieder und iſt nahe daran, ſich in ſeinen aufgebrochenen Wunden zu verbluten. Erſt auf dem Gute des Bruders der Frau von Lidin kömmt er nach mehreren Tagen zu ſich, was er für Traum hielt, wird ihm als wahr beſtätigt. Pauline liebte den Grafen Selicour ſchon von Paris her, daher ihre Indolenz gegen ihren Verlobten, daher jetzt ihre Untreue, nachdem der Zufall den Franzoſen in ihre Nähe gebracht hatte. Roßlawlew iſt ein empfindſamer Narr, er vergibt den beiden Menſchen, geht todtkrank nach Moskau, das ſchon heftig vom Feinde bedrängt wird, fällt in ein Fieber und wird von dem oben erwähnten Kaufmann in Pflege, und beim Brande der Stadt und franzöſiſcher Beſitznahme derſelben in Schutz genommen. Sein Freund Sarjetzki, deſſen Corps zerſprengt war, ſucht ihn mit Lebensgefahr auf und bringt ihn glücklich aus Moskau. Sie treffen noch auf den Grafen Selicour, der Kavallerieobriſt war, ſehen Paulinen in ſeinen Armen, und kehren zur Armee zurück. Nach mehreren Abentheuern, die die Abſicht haben, uns mit den Ruſſen von 1812 bekannt zu machen, treffen wir Roßlawlew bei der Belagerung von Danzig wieder. Er wird gefangen, und in Danzig iſt es, wo er Paulinen wieder findet. Sie iſt todtkrank, ihr Mann auf dem Rückzug umgekommen, ihr Kind verhungert, eine Bombe, die in ihre Wohnung einſchlägt, trifft ſie tödtlich. Vorher hatte ſie ihrem ehemaligen Verlobten mitgetheilt, daß ihre Schweſter, Olga, ihn liebe. Sie hatte in Danzig unter dem Schutze eines ruſſiſchen Spion geſtanden, der ſich als Kaufmann in der Stadt aufhielt, und in dem wir den ruſſiſchen Artillerieoffizier, ſpäter Anführer eines Partiſanencorps, wieder erkennen. Danzig kapitulirt, Roßlawlew iſt frei, macht den Krieg bis zu Ende mit, und heirathet zuletzt Paulinens Schweſter.

Der größte Vorzug dieſes Romans beſteht in ſeinen lebenvollen Sittenſchilderungen. Was ihm an Phantaſie abgeht, erſetzt die feine Auffaſſung des ruſſiſchen Charakters. Viele intereſſante Züge beweiſen uns, daß die durchgreifende Natur des Ruſſen die Gutmüthigkeit iſt. Der Ruſſe iſt geſchäftig, ſorgfältig, er ahmt mit Glück nach, er iſt ſo gutmüthig, daß er ſich oft betrügen läßt, ſein Gehorſam iſt ihm eine Pflicht, die ihm nicht die Nothwendigkeit, ſondern die Religion und die befreundete Sitte auflegt, und er dient ohne Starrſinn. Der Verfaſſer kämpft gegen einen Fehler des ruſſiſchen Charakters, den er eine übertriebene Beſcheidenheit nennt; er tadelt es, daß ſich der Krieger ſelbſt nach den glänzendſten Thaten nur einen geringen Antheil an dem Ruhme derſelben zuſchreibt, und die Freude des Siegs immer raſch bei ihm verflogen iſt. Iſt dies eine Thatſache, ſo kann man den Grund davon nur in der Lage des gemeinen Ruſſen finden. Längſt gewohnt, ein willenloſes Werkzeug fremder Gewalt zu ſeyn, iſt er auch nicht gewohnt, die Früchte ſeiner Anſtrengungen ſich zuzuſchreiben. Man freut ſich ſchwerlich über einen Gewinn, den man zu ſeinem eignen Vortheil nicht verwenden kann.

10) Atar-Gull. Von Eugène Sue. Aus dem Franzöſiſchen. Leipzig, Brockhaus, 1832.

Je undeutſcher dieſer Roman iſt, deſto wahrhafter, deſto naturgetreuer muß man ihn nennen. Eugène Sue, einer der geiſtvollſten neuern franzöſiſchen Schriftſteller, der durch ſeinen Plick et Plock, und noch mehr durch den Salamander ſchnell zu einer uns Deutſche überraſchenden Celebrität gelangt iſt, hat in dieſem Atar-Gull eine

Verwickelung von Situationen geſchildert, deren Grauſamkeit ſelbſt den franzöſiſchen Nerven unerträglich war. Man hat in Frankreich gewiß die Hälfte von dem, was wir gegen ihn erinnern würden, gegen den Dichter vorgebracht; was immer ſchon zu viel iſt; denn dieſer Roman iſt eine ſo auszeichnete Erſcheinung, daß wir Deutſchland Glück wünſchen würden, wenn es etwas Aehnliches hervorzubringen im Stande wäre. Es iſt wahr, noch nie iſt mit dem Menſchenleben ein ſolches Würfelſpiel getrieben, wie hier, noch nie hat man ſo rückſichtslos des Mitleids, der Menſchlichkeit, jeder erbarmenden Empfindung geſpottet; aber was iſt dabei? Soll man einen Sklavenhändler und Seeräuber ſentimentale Deklamationen vortragen laſſen? ſollen denn immer die Stricke, an denen uns durch die Erzählung liebgewordnen Perſonen baumeln, durch einen plötzlichen Theatercoup abgeſchnitten werden? Soll man in einem Lande, wo auf hundert Mücken ein Boa Conſtriktor kömmt, nicht von einer Schlange können gebiſſen werden? Sollen unſrer Nerven wegen dieſe Schlangen etwa keine tödtlichen Giftzähne haben? Soll endlich ein Neger ſolche Gefühle hegen, als ſey er in einer Penſion unter jungen Mädchen erzogen, oder als habe er in den äſthetiſchen Soirees der ariſtokratiſchen Damen im Faubourg St. Germain die Romane der Delphine Gay vorleſen hören? Nein, dieſe Grauſamkeit iſt herrlich, weil ſie den Charakteren entſpricht! Dieſe Todſchläge ſind köſtlich, weil ſie in den Umſtänden liegen. Hieher tretet, ihr Empfindſamen, und lernt die Farben kennen, die man von der Natur borgen muß!

Die Scene eröffnet die Bekanntſchaft, die der Dichter uns mit einem Fahrzeuge, die Katharine genannt, machen läßt. Der Kapitän und Eigenthümer dieſes Schiffes iſt ein durchweg vortrefflich gehaltener Charakter. Herr Benoit iſt ein ächt franzöſiſcher Philiſter, voller Gutmüthigkeit, hausväterlicher Hingebung an ſeine ferne dicke Frau, ſein Kind, ſeine Angorakatze, als Seemann nahe an das engliſche Phlegma ſtreifend. Für ſeine Katharine wagt ſich der Mann aufs Meer, für ſie und ſein Kind kämpft er jezt mit einem fürchterlichen Sturme, für Beide treibt der gutmüthige, ſeelengute Mann den verbotenen Sklavenhandel. Er, der ſonſt keiner Fliege etwas zu Leid thut, iſt grauſam in ſeinem Metier. An der weſtlichen Küſte Afrikas kauft er durch Vermittlung eines holländiſchen Mäklers einen zahlreichen Transport Schwarzer, unter denen ſich Atar-Gull befindet. Armer Benoit, du haſt eine kurze Freude genoſſen! Es gab einen Mächtigeren und Klügeren, als der Sklavenhändler. Er fällt einem Seemann in die Hände, der ſich die Mühe des Einkaufs von Negern nicht zu nehmen pflegte, ſondern ſie Andern abnahm und wohlfeil in den Kolonien verkaufte. Dieſer Räuber iſt ein Ungeheuer. Brülart war Franzoſe, Graf, betrogen von einer Schlange, die ihm Liebe heuchelte und ſein Vermögen durchbrachte, Mörder dieſes Weibes und ihres Entführers, und jezt ein Ungethüm. Seine Grauſamkeit iſt originell. Er nimmt dem Kapitän nicht nur alle ſeine namakiſchen Schwarzen und ſein Schiff, ſondern ſchickt ihn ſelbſt auf einem Boote zu den Namaken, denen er ſagen läßt, dieſer Schurke ſey der Räuber ihrer Brüder, Eltern, Kinder. Unſre Autoren hätten den guten, menſchenfreundlichen Philiſter gerettet, doch in unſerm Romane wird er lebendig geſchunden, oder ſonſt ähnlich von den Namaken begrüßt. Brülart übte unter ſeiner wilden Mannſchaft eine ſcharfe Zucht: es war ſeinen Leuten etwas gewöhnliches, an eine Schiffswinde gezogen, im Kreiſe herumgedreht, an den Füßen mit zwei Centnern beſchwert und ſo fürchterlich gefoltert zu werden. Ein Matroſe wurde in einen Gänſekoben geſteckt und ins Meer geworfen, weil er einer der gefangenen Negerinnen nachgeſtellt hatte. Dieſen Armen fiſchte ein engliſches Kriegsſchiff auf, das ſogleich auf Brülart Jagd macht, und das ihn endlich erreicht. Brülart muß das erbeutete Sklavenſchiff aufgeben, er birgt eine Anzahl Schwarzer, unter ihnen Atar-Gull, in ſeinem Schiffe, und richtet es ſo ein, daß bei der erſten Oeffnung einer Thür auf dem preisgegebenen Raube das Fahrzeug in die Luft fliegt. Seine Liſt gelingt, und er entkömmt.

Atar-Gull wird an einen Pflanzer in Jamaika verkauft. Herr Wil hatte philanthropiſche Geſinnungen, er las die Times, er war menſchenfreundlich, und wenn andre Pflanzer ihren Sklaven hundert Prügel austheilten, ließ er ihnen nur achtzig aufzählen. Atar-Gull befand ſich bei ihm wohl, bis ſich plötzlich eine Urſache fand, den Neger bis zur Tiegerwuth zu reizen. Herr Wil hatte einen alten Neger, dem er das Gnadenbrod geben mußte, er würde auch ſeinen humanen Grundſätzen treu geblieben ſeyn, wenn ihm nicht ſein Nachbar ein Mittel beigebracht hätte, des Negers los zu werden und obendrein noch 2000 Franks zu bekommen. Nichts leichter, als dies. Die engliſche Regierung wollte Tugend unter den Schwarzen verbreiten und ſuchte daher derjenigen habhaft zu werden, die ein Verbrechen begangen hatten, und dennoch den bürgerlichen Geſetzen nicht anheim fielen, weil die eigennützigen Pflanzer ſich weigerten, die Schuldigen auszuliefern. Deshalb zahlte die Regierung dem Pflanzer 2000 Franks, und dieſer gab ſeinen Neger mit Freuden her, ſelbſt — wenn er nichts begangen hat. Den menſchenfreundlichen Wil mußte der Teufel plagen, daß er bei dieſem klugen Rathe alle ſeine Grundſätze vergaß, und den alten Ne-

ger als einen Verbrecher auslieferte. Der Alte, der nichts verbrochen hatte, hing, und Wil strich seine 2000 Franks ein. Das war sein Unglück, denn der Geopferte war Atar-Gulls Vater, und dieser schwur ihm entsetzliche Rache. Ein ächter afrikanischer Neger hält sein Wort. Herr Wil hatte eine liebreizende Tochter, diese einen braven jungen Mann zum Bräutigam. Atar-Gull wußte, was seinem Herrn an's Herz gewachsen war. Die Giftmischer, entlaufene Neger in den Bergen, standen ihm bei, und bald starben Wils Heerden, wie an der Pest. Atar-Gull lockt eine Schlange in das Gemach der Tochter seines Herrn, die dem jungen bräutlichen Leben ein jämmerliches Ende macht, er stürzt auf einsamem Spaziergange den unglücklichen Schwiegersohn in einen Abgrund, die Mutter stirbt vor Gram und Herr Wil verliert vor Schreck die Sprache. Atar-Gull ist aber nicht nur grausam, er ist auch verschlagen. Seine Schlauheit weiß es anzustellen, daß er, obgleich des Pflanzers einziger Feind, dennoch sein lezter Freund scheint. Seine Verstellung gibt ihm das Ansehen eines hingebenden, für seinen Herrn Alles opfernden Dieners. Der Anblick seiner Zuvorkommenheit, seines theilnehmenden Schmerzes ist für den unglücklichen Wil der einzige Trost: alle Welt erstaunt über die Treue dieses Sklaven. Wil, unglücklich, sprachlos, gänzlich verarmt, rafft seine lezten Güter zusammen, verläßt Westindien, geht nach London und dann nach dem wohlfeileren Paris. Atar-Gull begleitet ihn überall, er pflegt den Kranken, arbeitet, um ihn zu ernähren, der Ruf dieses sonderbaren Paares wird Tagsgespräch. Die Schüler Rousseaus sind außer sich vor Entzücken. Sehet, wie der Mensch im Naturzustande empfindet! rufen sie denen zu, die früher ihre Lehren belächelten, und ganz Paris muß ihnen Recht geben. Ach! ihr Getäuschten, ihr kennt diesen fürchterlichen Neger nicht! Was liegt ihm daran, seinen siechen Todesfeind aus dem Fenster zu stürzen, oder ihn zu erwürgen, und der Polizei in die Hände zu fallen? Er bereitet seinem Herrn andre Qualen. Während dieser noch an einem Enkomium seines Dieners arbeitet und ihn darin in die Reihe des Pylades und Damon stellt, hat der Neger einen andern Plan ersonnen. Er tritt vor das Lager seines Feindes, der ihn sentimental anlächelt, erklärt ihm, was er ihm zu verdanken habe, nennt ihm den Mörder seiner Tochter, seines Eidams, seiner Frau, seines Vermögens, den Räuber seiner Sprache, und der unglückliche Wil hebt, er muß den Fürchterlichen fortwährend um sich haben, muß sprachlos bleiben, wenn man seinen Peiniger bis in den Himmel erhebt, muß ihm selbst stillschweigend danken für die Gräuel, die er an ihm verübt. Endlich stirbt Wil unter den fürchterlichsten Qualen, Atar-Gull wird von den Parisern wie ein Wunder angestaunt, man findet im Nachlaß seines Herrn die Dokumente dieser unerhörten Treue, und überreicht ihm, dem Würdigsten, in öffentlicher Sitzung den Tugendpreis des Herrn von Montyon. Atar-Gull verlacht das dumme Volk und stirbt am Heimweh.

Auch Brûlart war schon früher umgekommen. Seine aufrührerische Mannschaft hatte ihn ausgesezt, er fiel den Engländern in die Hände, ward erkannt und processirt. Brûlart hielt sein Leben nur für einen Traum, und seine Opiumträume, in die er sich nächtlich versezte, für sein wahres Leben. Die Schilderung dieser entzückten Phantasien ist meisterhaft, sie endigen mit der Wonne des Träumenden, das Haar der Geliebten um seinen Hals zu schlingen, und das Haar zog immer fester, und fester, bis er todt war: es war in der That der Strick, den man ihm umschnürte, und der ihn selig in sein Paradies zauberte.

Eugène Sue war auf Martinique, er kennt das Terrain dieser meisterhaften Erzählung, die er deshalb in die anmuthigsten Lokalfarben zu tauchen verstand. In den Sitten, die er schildert, in der reizenden Natur, die er uns vorführt, ist er eben so wahr, als in den Charakteren, die nur einem verwöhnten Geschmacke als Grimasse erscheinen können. Sollte etwas daran unwahrscheinlich seyn, so wäre es die ausstudirte, raffinirte Art der Rache, wie der Neger sie an Wils Person ausübt, aber man weiß, daß die Leidenschaften, wo sie einmal diese grausame Richtung genommen haben, unergründlich sind. Der ironische Schluß wird Jeden überraschen. Man erinnert sich mit Schrecken, daß auch Chateaubriand Wildenromane geschrieben hat. Seine sentimentalen, verhimmelnden Atalas und Natchez halten mit diesem lebenvollen Gemälde keine Vergleichung aus.

(Der gute Vicomte ist vom Schicksal bestimmt, noch mehr Demüthigungen zu erfahren. Während er, ein grauer Schwärmer, Hymnen dichtet auf die Madonna mit dem heiligen Kinde, auf die ritterliche Mutter seines ächten Königs, auf die Entsagende, die Alles freudig sezt an ihre Ehre, auf die neue Jungfrau von Orleans, den Lichtengel, der die reine Lilie trägt — geruhen Ihre königliche Hoheit in die Wochen zu kommen, und schaudernd muß Herr von Chateaubriand innewerden, daß Voltaires Pucelle manchmal der Wahrheit näher kommen dürfte als das génie du christianisme.)

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 26. — 8. März 1833.

Romane.

(Fortsetzung.)

11) Cabanis. Roman in sechs Bänden. Von W. Alexis. Berlin, Fincke, 1832.

So oft ich seit einiger Zeit die braun und blauen Hände eines Schönfärbers gesehen habe, bin ich an diesen längst verkündeten und nun endlich eingetroffenen Roman des genialen Verfassers erinnert worden. Diese Ideenassociation lag sehr nahe. Wer sich nur einigermaßen in der breiten Straße und der Friedrichsgracht von Berlin umgesehen hat, muß wissen, daß der Name Cabanis hier öfter als die Firma sehr angesehener Seidenhandlungen und Schönfärbereien wiederkehrt. Es ist auch gar keinem Zweifel unterworfen, daß der Verfasser zu den Ahnen dieser zahlungsfähigen Leute hinaufgestiegen ist, um einen Roman zu schreiben, den eine so großartige Anerkennung getroffen hat. Es ist bekannt, daß ihm dafür eine große, goldene Medaille übermacht worden ist. Wir sagen nicht zuviel, wenn diese seltene Huld wenigstens unsre Erwartung in hohem Grade gespannt hat.

Der größte Theil dieser sechsbändigen Handlung geht in Berlin vor sich, ein Umstand, der auf die Phantasie einer großen Mehrzahl im Publikum entschiedene Wirkung haben muß. Ich höre die Damen in der Leipzigerstraße bei tausend Stellen entzückt ausrufen: Nein, Alexis ist diesmal wieder einzig! Und ich selbst darf nicht anders, als eingestehen, daß sich der Mann diesmal selbst übertroffen hat. Er hat die Berliner Höckerweiber, die Eckensteher, die Gassenjungen vortrefflich belauscht, und sie mit holländischer Genauigkeit wieder gegeben. Man muß über sein Talent für das Pöbelhafte erstaunen. Mit derselben Wirkung kehren einige andre Berolinismen wieder. Die Nüancen der Berliner Standesunterschiede von den philisterhaften, patriotischen, naivdummen Weißbiertrinkern an bis zu den prüden, affektlosen, geistreichen, bedeutenden Theeschlürfern weiß er eben so in ihren Manieren zu schildern, als in ihrem originellen Jargon. Die Sprache der Straßenecken erkennt man an ihren satirischen Wendungen und grobkörnigen Gleichnissen wieder, die der Gesellschaftszimmer an den bezeichnendsten Eigenheiten. Es ist dem Verfasser zur andern Natur geworden, statt einmal *mal*, und statt Etwas *was* zu sagen, ja es fehlt selbst an den kleinen, allerliebsten Verwechselungen zwischen *mir* und *mich* nicht. So sagt z. B. im dritten Theile die hochgebildete Gräfin zu ihrer Gesellschafterin: „Amelie, du gefällst *dich* heut mal wieder recht in Paradoxien!“

Die Introduktion des Ganzen bildet eine patriotische Allegorie. Es ist 1740, der Held des Romans spielt in der Jägerstraße, am Fürstenhause, ein in Berlin beliebtes Frühlingsspiel der hoffnungsvollen Jugend, nämlich „Murmel," und während dieser originellen Situation geschieht es, daß ein Adler über dem Fürstenhause mit Habichten, Geiern und andern Stoßvögeln in Kampf geräth. Der königliche Vogel siegt und sezt sich majestätisch, von den Strahlen der Sonne beleuchtet, auf der Zinne des königlichen Schlosses nieder. In demselben Augenblick ist Friedrichs II. Vater, der alte Korporal, gestorben und der junge Fürst kömmt an die Regierung.

Cabanis führt im Anfange der Geschichte den Namen Bohm, (ein Berlinischer Wurstmachername), er gehört zur Hälfte, von Seiten seiner Mutter, in die französische Kolonie, und hat noch einen ältern Bruder, den wir als Gottlieb kennen lernen. Die Jugendgeschichte unsres Helden wird sehr weit ausgesponnen. Da ist ein alter Advokat, der Gottliebs und seines Bruders schlechte Streiche nach Hause berichtet, ein altes Weib, Frau Kurzinne, die sich für angethanen, muthwilligen Schabernack mit Schwarzer Seife, Schimpfreden und Anzeigen zu rächen weiß, da ist eine alte Dienerin des Hauses, die noch die Dragonaden Ludwigs XIV. erlebt hat, eine groteske Linie von mütterlichen, deutschfranzösischen Verwandten, und endlich ein italienischer Sprachmeister, der das österreichische Princip in der Familie vorstellt. Gottlieb bekömmt entsetzlich viel Prügel, er wird, wie man in Berlin sagen würde, verbubanst, und zulezt unter die Soldaten gesteckt. Sein jüngerer Bruder, Etienne, ist zarter, feiner, aber eben so ungeduldig, und zulezt so dreist, in Erwartung einer Lektion von seinem Vater, einem exemplarischen Schadamanth, davon zu laufen. Er läuft zum Halleschen Thor hinaus, über den Kreuzberg, die Hasenhaide, die Gebirge von Tempelhoff, bis er glücklicherweise einem Bekannten in die Hände fällt. Der buklige Marquis Cabanis war der Hausfreund seiner Eltern, ein reicher, vornehmer Mann, der nur mit Sechsen fuhr, von den Eltern abgöttisch verehrt wurde, und Dukaten und Laubthaler aus seiner milden Hand träufeln ließ; übrigens ein Sonderling, und aus dem Kabinet der Personnagen des seligen Hoffmann entlaufen. Dieser Mann nimmt den kleinen Helden in seinen Wagen, bringt ihn nach Oesterreich, läßt ihn trefflich erziehen, und macht ihn zum Soldaten Marien Thereiens. Der Inspektor Bohm in Berlin ist mit den Plänen des Marquis gehorsamst einverstanden.

Gegen die Mitte des siebenjährigen Krieges befinden wir uns auf einem sächsischen Schlosse, hart an der preußischen Gränze. Beim Grafen Maroni und dessen Tochter, der Gräfin Eugenie, ist eine Anzahl preußischer Offiziere einquartirt, gegen die der Graf, ein alter, grauer Intriguant, nur dem äußern Scheine nach freundliche Gesinnungen hegt. Er ist sogar so weit gegangen, gegen Friedrich II. einen Plan einzufädeln, der mit der Gefangennehmung desselben hätte enden können, wenn nicht ein ungarischer Offizier den großen König gerettet hätte. Dieser Offizier, eben im Begriff, zu den Preussen überzugehen, ist unser stattlich herangewachsener Berliner, der den Mahnungen seines patriotischen Gewissens nicht länger widerstehen konnte, und so glücklich war, beim Uebergang zu seinen Landsleuten den König, den er abgöttisch verehrte, zu retten. Friedrich gab nicht viel auf seine Heldenthat. Ein angeordnetes Kriegsgericht, spricht den ungarischen Husarenlieutenant, Stephan Bohm aus Berlin, vom Verdachte der Spionage und des ehrlosen Ueberlaufens frei, und der junge Mann wird den preußischen schwarzen Husaren aggregirt. Gräfin Eugenie, ihn sehen und ihn lieben, war, wie die Romanenschreiber sagen, das Werk eines Augenblicks. Amalie, ihre Verwandte, ist die glückliche Unterhändlerin dieses Geschäfts. Der Widerspruch des Vaters entschied Nichts; denn diesen alten Intriguennarren lenkte die Tochter nach ihrem Belieben. Hier im Lager finden wir auch Bruder Gottlieb wieder, eine durchtriebene Haut, die uns nach einem Gange Spießruthen wieder aus den Augen kömmt. Wir stehen bei der unglücklichen Affaire von Hochkirch, in der Stephan Bohm heftig verwundet und kaum von des Grafen Familie gerettet wird.

Dresden, noch von den Preußen besezt, nimmt die flüchtigen Helden des Romans auf. Stephan wird im Hause des Grafen von Eugenien gepflegt, zu großem Unwillen des schwachen Papa. Es konnte aus dieser Beherbergung ein Unglück entstehen; denn die Preußen kapitulirten und übergaben Dresden den Oesterreichern, die den Kranken leicht als einen Gefangenen, ja als einen Deserteur reklamiren konnten. Aus dieser Verlegenheit helf der Marquis Cabanis, eine alte Bekanntschaft des Grafen, ein eben so großer Feind der Preußen, als dieser, und, wie sich endlich ausweist, der leibliche Vater des jungen preußischen Husarenlieutenants. Der Marquis packt den kranken Sohn in einen Wagen, den Grafen und seine Tochter in einen zweiten, sich selbst in einen dritten, und fährt bei Nacht und Nebel auf die Güter des Grafen zurück. In der öden Lausitz werden sie von preußischen Marodeurs überfallen, unter denen Cabanis seinen ehemaligen Bruder erkannt haben will. Dieser Ueberfall wiederholt sich auf den Gütern des Grafen, wo Gottlieb gefangen wird und nur durch seine Verwandtschaft dem Strange entgeht. Cabanis, endlich wieder hergestellt, beeilt sich, zu den Fahnen Friedrichs wieder zurückzukehren, die seit den jüngsten Schlachten vom Glück verlassen scheinen.

Cabanis findet am Könige, wie Spindlers Dammartin an Napoleon, keinen Feldherrn, der seine Verdienste würdig belohnt, er bleibt aggregirter Lieutenant während des ganzen siebenjährigen Krieges. Dennoch stellte ihn der König an schwierige Posten, und übertrug ihm auch jezt das Geschäft, die von den Russen und Oesterreichern bedrängte Hauptstadt von seiner baldigen Ankunft zu benachrichtigen. Der Lieutenant schleicht sich glücklich durch die feindlichen Corps, bis ihn endlich bei Köpenick die Hand der Kosacken erreicht. Der russische General, der ihn unter seiner Verkleidung nicht erkennen will, behandelt ihn sehr human und sperrt ihn bis auf Weiteres in Köpenick ein. Berlin wird genommen, und Cabanis findet es dem Schrecken der Plünderung, die österreichischerseits verlangt wird, preisgegeben, wieder. Berlin ist noch immer das alte. Cabanis sucht nach den Gegenständen, die seine Kindheit berührt hatten, und findet sie in verschiedenen Lagen. Die Mutter ist todt, der Pflegevater verarmt, die französischen Verwandten haben sich zurückgezogen, Gottlieb stirbt, nachdem er noch tapfer in den Schanzen vor Berlin gekämpft und sich mit seinem Vater versöhnt hat. Cabanis wird von diesen Erinnerungen so eingenommen, daß er vergißt, sich seines Auftrags zur rechten Zeit zu entledigen. Er kömmt viel zu spät nach Spandau, wohin sich die Berlinische Besatzung begeben, und wird wegen Dienstvernachläßigung arretirt.

Der siebenjährige Krieg und unser Roman nähern sich allmählich ihrem Ende. Wir kehren auf das Gut des Grafen zurück, wo sich Eugenie um ihren Geliebten härmt. Die Einquartirten belustigen sich, wie sie können, mit Spuk- und Gespenstergeschichten, unter denen die mit der Ueberschrift: „der Würgengel," die beste Parthie des Buches ist. Cabanis, endlich seiner Haft entlassen, kehrt mit den Trophäen einer gutgelungenen nächtlichen Expedition zurück, und verlobt sich förmlich mit Eugenien. Der Friede ist da, die Regimenter gehen in Garnison, und Eugenie, nebst dem Grafen und dem Marquis folgen dem ewigen Lieutenant nach Berlin. Der Marquis war ein erbitterter Feind der Preußen, weil ihn der vorige König mit Schlägen traktirt hatte. Ueberhaupt klären sich jezt die Verhältnisse dieses Mannes auf. Er war der erste Mann von Stephans Mutter, wurde katholisch, um seine Güter in der Provence wieder zu erhalten, deshalb von Friedrich Wilhelm I. malträtirt, und damit nach seiner Meinung ehrlos gemacht. Diese Caprice bestimmte ihn, sich von seiner Frau scheiden zu lassen. Er wollte nicht, daß sie einen geschlagenen Mann habe. Jezt erst fing er an, Vertrauen zu Friedrich II. zu fassen, nachdem dieser seinen Sohn mit einem Orden und dem Kammerherrnschlüssel für seine treuen Dienste belohnt hatte. Er eilt zum Könige, verlangt Genugthuung für die empfangenen Prügel, und Friedrich, bei guter Laune, gibt sie ihm durch ein paar Bewegungen, als ständ' er ihm gegenüber auf der Mensur. Der Marquis ist entzückt und die Hochzeit der jungen Leute geht nun endlich vor sich. Den Beschluß macht ein schwungreicher Dithyrambus auf Preußens Adler. „Nur nicht rückwärts, mein Adler!" singt der dreiste Dichter.

Dieser Umriß zeigt, daß es dem Verfasser um tiefe, seelenvolle Charakteristiken nicht zu thun war. Nicht ohne Talent weiß er eine Menge von Situationen zusammenzuraffen, die in einem leidlichen Zusammenhange stehen, und meistentheils den Zweck der Unterhaltung erreichen. Eine ansehnliche Zahl unter diesen Scenen ist abgenuzt und ließ sich nur durch die übergezogenen Lokalfarben wieder erträglich machen. Die Fabel selbst ist nüchtern und prosaisch. Selbst die phantastischen Ansätze, die der Verfasser zuweilen nimmt, die Hoffmannisirenden Genialitäten wollen sich mit dem sandigen, brandenburgischen Sujet durchaus nicht amalgamiren. Der Wundervogel der Wilibald Alexisschen Phantasie ist diesmal auf so lahmen Schwingen, daß er jeden Augenblick wieder in die staubigen Fluthen des Sandmeers versinkt, und einen kläglichen Anblick darbietet. Es ist sehr schwer, dem Kreuzberge und dem Lande der Teltower Rüben eine poetische Seite abzugewinnen; und vollends unmöglich, wenn man mit seinen Erfindungen noch den Zweck erreichen will, dem Throne und Scepter ein wohlgefälliges Opfer zu bringen. —

12) Zohrab, der Geißel. Aus dem Englischen Morier's, des Verfassers des Hadschi Baba, von Johann Sporschill. Drei Bände. Braunschweig, Vieweg, 1832.

Morier legt in der Vorrede sehr gewissenhafte Rechenschaft darüber ab, was in diesem vortrefflichen Romane ächte Silberwährung der Geschichte, und was die Kupferzuthat seiner eignen Erfindung ist. Mehrere der im Vordergrund stehenden Hauptcharaktere sind der neuern persischen Geschichte entnommen. Wir treffen auf den grausamen Vorgänger des jetzigen Königs von Persien, Aga Mohamed, bei dessen Namen sich noch jezt vom kaspischen Meere bis zum persischen Busen die Augen, Nasen und Ohren nicht sicher fühlen, auf Hadschi Ibrahim, den weisen Minister dieses Ungeheuers, der oft mit Gefahr seines Lebens den wüthenden Ausbrüchen seines Herrn eine minder schädliche Richtung gab, und den jetzigen Schach von Persien, Feth Ali, der als ein muthiger, sorgloser und bescheidener Jüngling auftritt.

Die Fabel des Romans ist eine Erfindung, die die Wahrscheinlichkeit der Sitte und des Lebens für sich hat. Diesen Stempel der Wahrheit konnte nur der aufdrücken, der sich hier einer eignen Erfahrung und Anschauung rühmen durfte.

Zohrab ist der Sohn Zaul Khan's, eines tapfern, edlen Mannes, der sich mit Hülfe der Turkomanenstämme in seiner Statthalterschaft Asterabad von dem Tyrannen Aga Mohamed unabhängig zu erhalten wußte. Zohrab selbst war allgemein als der tapferste Held in Iran gefürchtet und verehrt. Seine Thaten erinnerten an die Zeiten Rustans. Welche Freude für den Schach, als ihm einst Zohrab, der sich auf der Falkenjagd verirrt hatte, in die Hände fiel! Er behielt ihn als Geißel zurück, obschon er ihn hätte tödten sollen, da er im Gehege des königlichen Harems mit der Nichte des Schachs gesprochen hatte. Er zog es vor, durch seine Gefangenschaft die Unterwerfung Asterabads zu bewerkstelligen. Zohrab gab sich willenlos der Gewalt hin; denn der Strahl der Schönheit Amimas, der Nichte des Königs, hatte ihn heftig getroffen. Dieselbe Wirkung mußte seine männliche Gestalt, der Ruf seiner Thaten und die anfängliche Lage des Zusammentreffens auf das Herz der reizenden Amima ausüben. Die Schicksale dieser beiden jungen Leute waren bald aufs Unzertrennlichste verbunden.

Der Plan des Schach war gut berechnet, und der Einfluß seines Ministers dabei unverkennbar. Dieser bestimmte den Tyrannen, Zohrab auf jede Art an sein Interesse zu fesseln, ihn zu Würden zu erheben, und ein Weib zu geben. Zohrab verachtete die Vorschläge, die man ihm machte, und stellte alle Entschlüsse, die er fassen würde, unter die Entscheidung seines Vaters. Seine Weigerung empörte den Schach, und der unbedingteste Gehorsam gegen dessen Befehle wurde ihm bei Todesstrafe zur Pflicht gemacht. Das Weib, das ihm die Gnade des Schach bestimmte, war bald gefunden. Zulma, die schöne und kluge Tochter des Oberscharfrichters, hätte durch ihre Hand die höchsten Männer in Iran beglückt; doch verschmähte sie der Gefangene, dem es gelungen war, mit Amima in nähere Berührung zu kommen. Während Zaul Khan die Kunde vom Schicksal seines Sohnes erhielt, und sich entschließen mußte, gegen den Wiederbesitz des Todtgeglaubten die Unabhängigkeit seiner Provinz einzusetzen, sah Zohrab der Erfüllung seiner heißesten Wünsche immer mehr entgegen. Eine geschäftige Zahl von Unterhändlern unterstützte die wechselseitige Annäherung, und selbst der Heirathsbefehl des Schachs konnte umgangen werden, ohne sich damit mehr zuzuziehen, als in Zulma eine leidenschaftliche, an den Besitz Zohrabs Alles setzende Aufpasserin.

Inzwischen kam die Gesandtschaft aus Asterabad an. Man sah Zohrab's Oheim und die Häuptlinge der Turkomanen an ihrer Spitze, aber nicht Zaul Khan. Der Schach wüthete, und würde sich wahrscheinlich der grenzenlosesten Grausamkeit überlassen haben, wenn nicht plötzlich ein Derwisch vor ihn getreten wäre, und ihn durch seine Prophezeiungen und Wunder so imponirt hätte, daß er sich entschloß, vor der Erscheinung Zaul Khans Nichts über das Leben seines Sohnes zu bestimmen. Die Mitglieder der Gesandtschaft werden bis dahin in Teheran untergebracht, und Zohrab so scharf bewacht, wie früher. Sein Verhältniß zu Amima war aber gestört. Zulma hatte überall verbreitet, daß sich Zohrab entschlossen habe, ihre Hand zu nehmen. Niemand konnte dem Gerüchte widersprechen, und es kam bald als eine Thatsache zur Kenntniß der unglücklichen Amima. Sie verfällt in eine heftige Krankheit, und siecht hoffnungslos dahin. Ihre treueste Dienerin wagt es, ihr einen sichern Trost zu verschaffen. Sie vermochte Zohrab, in weiblicher Verkleidung den Harem zu betreten, der Plan gelingt, und Amimas Kummer mußte von dem am besten benommen werden, der ihn verursacht hatte. Doch in diesem Augenblicke naht der Schach, Zohrab darf nicht mehr den Eingang suchen, weil er ihm begegnen würde, und muß sich mit zusammengebundenen Shalws von einer Terasse auf das Dach seines Gefängnisses herablassen. Die Argusaugen Zulmas hatten ihn erblickt, sie eilt, alle Sitte vergessend, zu ihm, und wird nur schwer von ihm überredet, eine Täuschung gesehen zu haben.

Jener Derwisch war Niemand anders, als Zaul Khan. Sein Plan glückte ihm vollkommen. Er wußte Zohrab seiner Haft zu entledigen, und in tiefer Nacht sprengen die Gesandten mit ihrer Beute aus den Thoren von Teheran davon. Zohrab folgte nur widerstrebend. Er mußte Amimen zurücklassen, ja er war so unvorsichtig gewesen, ein Geschenk Amimens, ein kostbares Armband, in seinem Zelte zu verlieren. Seine Ahnungen täuschten ihn nicht; denn dieser Fund, der in die Hände Zulmas fiel, entschied das Schicksal der Prinzessin. Der überlistete Schach tobte wie ein wildes Thier. Tage lang geschah nichts als Köpfen, Spießen, die Bastonade Geben und Aushalten. Das war eine böse Stunde, da er die Untreue seiner Nichte, des einzigen Wesens, das ihn beherrschte, erfuhr. Er beschloß ihren Tod und beauftragte damit seinen treuesten Diener, Sadek.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 27. — 11. März 1833.

Romane.

12) Zohrab, der Geißel. Aus dem Englischen Morier's, des Verfassers des Hadschi Baba, von Johann Sporschill. Drei Bände. Braunschweig, Vieweg, 1832.

(Beschluß.)

Sadek war nicht so grausam, als es sein Herr wollte und glaubte. Schon früher hatte er von Amimens Vater, dem der Schach die Augen ausstechen ließ und dann zu tödten befahl, zwar die erste Strafe nicht abwenden können, ihn aber nach einer wüsten Gegend geborgen, wo er vor dem Tyrannen sicher war. Eben dahin brachte er jezt auch Amimen. Sie trifft ihren todtgeglaubten Vater wieder, der ihr die Geschichte seines grausamen Bruders in größtentheils historischen Zügen mittheilt.

Mohamed zog jezt mit einem ansehnlichen Heere gegen Zaul Khan, der sich seinerseits mit Vorsicht rüstete, und auf die Gebirgspässe seiner Provinz eben so verlassen durfte, wie auf die Tapferkeit seiner Krieger. Zohrab stürzte sich mit Eifer in den Kampf, um den Gedanken, Amimen durch seine Sorglosigkeit getödtet zu haben, zu unterdrücken. Er legt dem Zuge des Schach tausend Hindernisse in den Weg, beraubt ihn seiner Artillerie, muß sich aber zulezt den Mauern Asterabads anvertrauen. Die Belagerung beginnt nicht ohne Hoffnung für die Belagerten, aber ihre Tapferkeit scheitert am Verrath. Dem Schach werden die Thore geöffnet, Zaul Khan fällt und Zohrab geräth in Gefangenschaft. Der Sieger ließ jezt seiner Grausamkeit den Zügel schießen. Er gab eine bestimmte Anzahl von Körben an, die er mit Augen angefüllt haben wollte. Man weiß aus Malkolms Geschichte von Persien, daß der Schach bei einer ähnlichen Gelegenheit sich von der pünktlichen Ausführung seiner Befehle überzeugte, indem er mit dem Griff seiner Reitgerte die blutenden Augen zählte. Zohrab sollte gepfählt werden, ja selbst gegen seinen Neffen, Feth Ali, den er aus seiner Statthalterschaft Fars berufen hatte, richtete sich seine Wuth. Er war in Verlegenheit, wie er Amimens Bruder vom Tode seiner Schwester in Kenntniß setzen sollte, er verließ sich aber auf seine Macht, und eröffnete dem jungen Prinzen, daß er sie habe tödten lassen. Feth Ali verfluchte den Mörder, und gab sich willig den Fesseln hin, die der entrüstete Schach ihm anlegen ließ. Sein Tod war beschlossen, und Mohamed sah ein, daß seine strafende Hand diesmal noch weiter reichen müßte. Die Theilnahme, die man dem jungen Prinzen schenkte, erbitterte ihn, er faßte Mißtrauen gegen seine nächsten Umgebungen, und sezte eine Liste aller Opfer dieses Verdachtes

Digitized by Google

auf. Das unheilvolle Papier fällt Sadek in die Augen, er sieht seinen eignen Namen an der Spitze, und versteht den Sinn dieser Aufzählung vollkommen. Er war des Schachs Zeltwächter, benuzte die nächste Nacht, und befreite die Welt von einem Ungeheuer, dessen Strenge selbst dem knechtischen Orient kein Zeichen von Macht, sondern ein unerträgliches Joch scheinen mußte. Feth Ali besteigt den Thron, Zohrab wird die militärische Zierde der neuen Regierung, und Amima kehrt mit ihrem Vater aus der Wüste zurück. Zulma, des Oberscharfrichters Tochter, muß sich mit Shir Khan begnügen, einem eitlen Gecken, der in diesem Roman eine sehr ergözliche Rolle spielt.

Diese Anlage ist einfach genug, um den Schilderungen persischer Sitte und Denkungsweise noch einen ansehnlichen Raum zu lassen. Vortrefflich gezeichnete Nebenpersonen geben dem Ganzen ein höchst charakteristisches Gepräge. Alle Tugenden und Fehler der Nation sind durch sie repräsentirt. Neben persischer Tapferkeit, Zuvorkommenheit und gefälligem Benehmen finden wir den persischen Lügner, Stuzer, Poltron, Bombastdreher. Die Menge kleiner Züge, mit denen diese Charaktere gezeichnet sind, beweisen die feine Beobachtungsgabe und den treuen Blick, der dem Verfasser während seines Aufenthaltes im Lande Firdusés zu Gebote stand. Es ist eine auffallende Erscheinung, wenn man die Früchte vergleicht, die England, und die Deutschland von seinen Reisenden zieht. Es reisen so viel Deutsche in fernen Gegenden auf Kosten des Publikums und der Regierungen herum, und wir besitzen verhältnißmäßig eine sehr geringe Ausbeute von Erfahrungen, die wir ihnen verdanken könnten. Das Publikum interessirt sich wenig für fossile Knochen, die man auf den Kordilleren gefunden, für eine neue Gattung von Würmern, die man in den Binnengewässern Afrikas bemerkt haben will. Aufklärungen über erotisches Leben und fremde Sitte haben wir bis jezt meistens nur noch von den Engländern und Franzosen erhalten. Diese Nationen sind auf dem Wege, uns mit ihren Reiseerinnerungen, ihren Seebildern, diesen meist so reizenden Miniaturgemälden, (ich erinnere an Jal, Hall, Miß Trollope und Andere) weit hinter sich zu lassen. G.

13) Der Ungar. Historisch-romantisches Gemälde aus der Zeit der Hunyades. Von E. Herloßsohn. Drei Bände. Leipzig, Brüggemann. Pesth, Wigand, 1832.

Herloßsohn hat in diesem Roman ein sehr lebenvolles Gemälde aufgestellt. Ungarns Heldenzeit stellt sich unsern Blicken dar, und im Vordergrund das Kleeblatt der Hunyaden, der alte Held Johannes Hunyades, der Türkenbändiger, und seine beiden Söhne, Ladislaw und Matthias, welch lezterer nachher König wurde. Diesen reinen und kraftvollen Helden gegenüber stellt sich das Verbrechen und die Schwäche, der junge König Ladislaw und sein Kanzler, der heimtückische Graf Cilley. An beide Gruppen reiht sich die Schaar der Freunde. Hinter den Hunyaden erblicken wir die Charakterbilder mehrerer vornehmer und gemeiner Ungarn, deren Zeichnung dem Dichter Ehre macht, vor allen der feurige Szilagyi, der treue Zredna, der Riese Szabo, der alte Gregor ꝛc. Hinter dem Cilleyer steht dagegen seine Buhlerin, die schöne, aber giftige Belladonna Kunigunde, sein Spion Gumprecht und sein Bandit, der deutsche Landsknecht Bremser. Zwischen ihnen finden wir den Magnaten Gara mit seiner schönen Tochter Anna, Braut des Ladislaw Hunyad, die aber der König selbst liebt, und um derentwillen er die Hunyaden verfolgt. Sodann der wackere Eyzinger, Oesterreichs Vertreter, der vergeblich den König aus Cilleys Schlingen zu befreien trachtet; Georg Podiebrad, Böhmens Statthalter und nachheriger König, der berühmte Kreuzprediger Johannes Capistranus ꝛc. Hinter allen diesen erscheint endlich Sultan Mahmud mit dem ungeheuern Heer von Türken. — Eben so reich, wie an Charakteren, ist dieser Roman an Begebenheiten, die bald am Hof in Wien, bald im Schloß der Hunyaden, bald auf des Cilleyers Burg, bald in Prag, bald in Belgrad und an der türkischen Grenze, bald hie und da auf einem Schloß oder in einer Herberge spielen, und je in einzelnen Tableaus anmuthig wechseln. Die Hunyaden spielen die Hauptrolle. Sie kämpfen für Vaterland und Glauben gegen die Türken, und zugleich für Freiheit und Recht gegen die Intriguen und Gewaltthaten des Cilleyers, und gehen nach schwerem Kampf und nicht ohne Opfer endlich siegreich hervor. Johannes, der Vater, stirbt im Türkenkriege, Ladislaw, der Sohn, wird als Hochverräther, obwohl unschuldig, enthauptet, Matthias aber wird König von Ungarn, nachdem der Cilleyer schon früher durch die Hunyaden in der Nothwehr umgebracht und der König durch Kunigunde vergiftet worden.

Der goldne historische Boden, eine erhabne sittliche und politische Grundidee, eine Fülle poetischer Gestalten, und eine die Aufmerksamkeit stets spannende Folge von Handlungen zeichnet diesen Roman sehr vortheilhaft aus. Doch hat sich der Verfasser noch nicht ganz von der Manier losgerissen, die deshalb, weil sie die des schreibenden Hausens ist, eben nicht die seinige seyn sollte. Einige seiner Figuren sind Roman-Stereotypen. So z. B. der treue Jude Girka, der durchaus entlehnt ist aus Coopers Spion, und den eben so gar viele Romanschreiber schon entlehnt haben. Es ist zwar ganz natürlich, daß ein Jude vorkommt, und daß derselbe dienst-

fertig ist, aber was ihn zu der unnatürlichen Romanfigur des bekannten Cooperschen Spions macht, ist der mit den Haaren herbeigezogene Zufall, der ihn allemal zur rechten Zeit als eine deus ex machina herbeikommen läßt. Dasselbe gilt auch von dem Riesen Szabo, den der Zufall auf eine noch unnatürlichere Weise immer gerade da hat, wo ihn der Dichter gerade haben will. Wohl ein halb Dutzendmal werden durch solche Zufälle die wichtigsten Geheimnisse entdeckt oder Unthaten verhütet, ohne daß ein Mensch begreift, wie so viele Zufälle möglich sind. Gerade je mächtiger ein Zufall in das Ganze der Geschichte eingreift, um so mehr sollte der Dichter sparsam damit umgehn; und je edler und schöner ein hülfreicher Mensch erscheint, um so weniger sollten seine Wohlthaten immer blos von Zufällen abhängen. — Auch die Wahrsagerin, die in diesem Roman vorkommt, ist eine zu gewöhnliche Romanfigur, und kann insofern den beabsichtigten Eindruck nicht mehr machen. Dergleichen kichernde alte Heren, mit ihren: hi, hi, mein Söhnchen, oder mein Töchterchen! finden sich seit Walter Scott zu Legionen in allen unsern historischen Romanen. Was aber ihre Prophezeiungen betrifft, so frage ich: ist es wohl gerathen, dem Leser im Voraus zu sagen, was geschehn wird? Beruht nicht das Interesse an der Zukunft gerade in der Ungewißheit derselben? Und dann, ist es nicht höchst unnatürlich, daß in diesem Roman nicht nur jene Wahrsagerin, sondern auch der alte Hunyades, ein alter Einsiedler, noch eine vierte Person und endlich Matthias selbst theils träumt, theils ahnet, kurz voraussieht, daß Matthias einst die Krone Ungarns tragen wird? Heißt das nicht, eine Vision abnutzen? — Endlich hat sich auch in die Sprache unseres Dichters noch manches von der herkömmlichen Manier eingeschlichen. So sagt z. B. Ladislaw zu seiner Anna im traulichen Zwiegespräch: „Ich danke dir, du leuchtender Engel meines Daseyns. So gerüstet stehe ich fest gegen die Menschen und ihr Schicksal.“ Ich weiß nicht, ob ich nicht irre, aber es kommt mir vor, als ob dergleichen Romanphrasen bald so abgedroschen und nur noch von komischer Wirkung seyn werden, wie die Anrede meines Großvaters an meine Großmutter in einem Liebesbriefe von 1738: „Vielgeliebtes Gegentheil! Sie hat mich durch Ihre gestrige Conduite höchlich charmiret.“

14) **Die Geschwister.** Ein Roman von Adeline von T. Leipzig, Kollmann, 1831. Die Geschichte des unglücklichen Iwan, rechtmäßigen Czaars von Rußland, der von seiner Jugend an im Gefängniß schmachtete. Allerdings ist die Erscheinung dieses Prinzen, wie er plötzlich auf kurze Zeit wieder ins Leben tritt, äußerst romantisch (wie in Calderons: das Leben ein Traum), und Katharineys Grausamkeit erschütternd, und die Verfasserin hat diesem Stoff die interessantesten Seiten abzugewinnen gewußt. Uebrigens ist uns derselbe Stoff schon mehr als einmal in der Form eines Romans vor Augen gekommen.

15) **Freundes-Treue.** Historisch-romantische Erzählung von August Corall. Leipzig, Kollmann, 1831. Dieser Roman hat eine viel erhabenere Tendenz, als der Verfasser selbst vielleicht gemeint hat. Es scheint, er hat nur, gleich hundert andern Romanschreibern, die lezten Feldzüge gegen Napoleon benuzt, um gewisse romantische Verwicklungen herbeizuführen; allein wir knüpfen daran die schöne Idee, daß edle Humanität wieder vereint, was die Barbarei der Kriege trennt.

16) **Erzählungen. Die Vielgeprüfte. Der Doppelgänger.** Von A. v. Schaden. Gera, Heinsius, 1831. Da muß man wahrhaftig Mitleid haben. Die Heldin dieses Romans liebt einen jungen Offizier, erfährt dessen Tod in der Schlacht, und heirathet, den Eltern zu liebe einen Andern. Da kommt nach einigen Jahren der todtgeglaubte Geliebte zurück. Der Ehebert wird eifersüchtig, todt gegen die unschuldige Gattin, mißhandelt im Zorn ihr Kind, daß es stirbt, und tödtet sich dann aus Verzweiflung darüber selbst. Ein edler Mann nimmt sich der unglücklichen Wittwe an. Sie will ihm die Hand reichen, da stürzt er noch vor der Hochzeit mit dem Pferde und ist todt. Sie findet den ersten Geliebten noch einmal wieder, aber der Feind ist im Lande und er wird als Aufwiegler erschossen. Noch bleibt ihr ein Sohn als ihre einzige Stütze, aber auch dieser wird conscribirt und fällt in einer Schlacht. — Der „Doppelgänger“ ist ein lustspielartiger Schwank, recht anmuthig zu lesen, doch nicht originell, denn er erinnert gar zu sehr an die beiden Veroneser, an die beiden Philibert ꝛc. Zwei junge Leute sehn sich einander sehr ähnlich, der Solide wird für die Streiche bestraft, welche der Lüderliche begangen hat, zulezt aber hat doch der Solide den Vortheil davon, indem er von der Braut des Lüderlichen für den Bräutigam angesehen und am Ende auch als solcher behalten wird, da er in jeder Hinsicht den Vorzug verdient. —

Einige neue Ausgaben und Uebersetzungen älterer englischer Romane beweisen, wie sehr diese noch beliebt sind.

17) **Der Dorfpfarrer von Wakefield**, ein Roman von Olivier Goldsmith, in drei Sprachen (englisch, französisch und deutsch) und mit Anmer-

Digitized by Google

kungen herausgegeben von Dr. C. M. Winterling. Nürnberg, Haubenstricker, 1833.

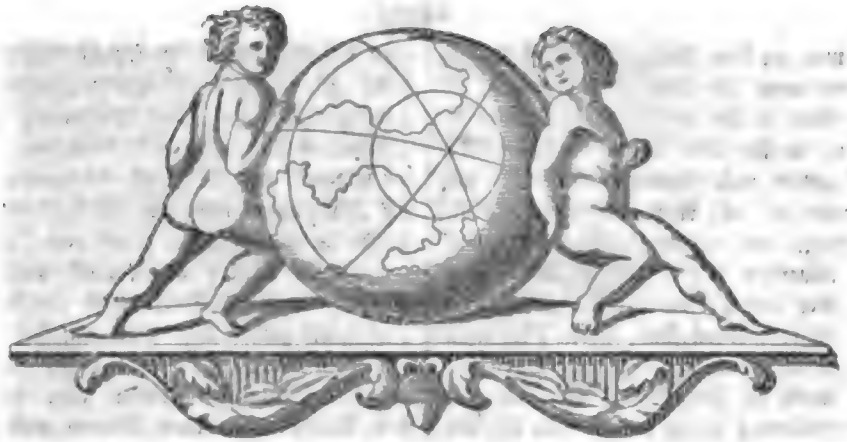
18) The Vicar of Wakefield by Dr. Goldsmith. Tübingen, Osiander, 1832. 16. (mit vielen Holzschnitten.)

Beides nette Ausgaben. Goldsmiths Roman, der fruchtbare Vater zahlloser deutscher Familienromane, übertrifft alle seine Nachkommen durch klassische Einfalt und durch eine Mischung gesunder Laune, die unsern modernen, stets im Ernst und der Gravität der Dummheit anspruchsvoll einherstolzirenden Romanen, schlechterdings unerreichbar geworden ist. Unsre Romanhelden gleichen den Wilden und den Thieren, die um so ernsthafter aussehen, je dümmer sie sind. Wir haben noch treffliche ironische Dichter, aber die Hand aufs Herz, ersezt uns wohl ihre Medisance die drollige Treuherzigkeit des altenglischen Romans? Ach, wir sind verdorben genug, die Natur aufs raffinirteste zu genießen, wo wir sie finden, aber zu verdorben, um sie wiederherzustellen. Unsre Dichter stellen den Menschen nicht mehr dar, denn sie machen entweder eine ernsthafte prude Tugendfrazze aus ihm, oder sie verachten ihn. Und wir Deutsche sind darin vorzugsweise Meister. Wie liebenswürdig ist der Vicar von Wakefield! Und was haben unsre deutschen Koryphäen aus ihm gemacht? Seine erste Kopie, der Sebaldus Nothanker von Nicolai, kommt ihm vergleichungsweise noch am nächsten, ist offenbar noch, troz seines deutschen Schulstaubs, menschlich, einfach, wahr. Dagegen Vossens Pfarrer von Grünau und Lafontaines armer Landprediger, was für furchtbare deutsche Philister sind das! Und selbst Goethes Hermann und Dorothea! wie sich das alles spreizt mit seiner edlen Bürgerlichkeit und kokettirt mit seiner hausbacknen Häuslichkeit! O Goldsmith, deine Grazie war die Anspruchslosigkeit, und sie scheint nicht über den Kanal herübergekommen zu seyn. Allerdings war Lessing, wenn auch in einem andern Gebiet, als dem des Romans, im vollen Besiz dieser Grazie, und Wieland ihr nicht fremd, allein seit Klopstock und Voß den antiken, und Goethe den romantischen Geschmack zu dirigiren begannen, wurde diese Grazie ein für allemal aus den deutschen Grenzen gejagt. Von den gräcisirenden Pedanten erwartete kein Mensch Grazie, denn hier war Hopfen und Malz von vorn herein verloren. Aber von Goethe gestehe ich, daß es mich oft gewundert hat, warum dieser seine Geist nicht einsah, wie sehr seine Koketterie mit der klassischen, allein durch sich selbst siegenden Schönheit im Widerspruch stehe, und wie gefährlich sie seinem Ruhm früher oder später werden müsse? Wahrlich, es kommt die Zeit, wo man in der Poesie nichts so sehr geringschäzen wird, und mit Recht, als die Prätension, das Wichtigthun, Interessantthun, Großthun, Kleinthun, die affektirte Ehrbarkeit, Frömmigkeit, Niedlichkeit, die Vornehmthuerei, adelige Nachläßigkeit und geniales Augenzudrücken, die altmodische Empfindsamkeit über jedes Gänseblümchen am Wege und das neumodische Bedeutendmachen, wodurch ein Gegenstand gerade um deswillen interessant seyn soll, weil er es nicht ist. Es kommt die Zeit, wo alle diese foreirten Künste unsrer poetischen Koketterie Bankerott machen werden, und wo man die überraschende Entdeckung machen wird, daß sich das so hochgepriesene goldne Zeitalter Goethes weit weit von der Natur entfernt hat, daß die unermeßliche Mühe der zehntausend Poeten und Poetinnen dieses Zeitalters, originell und immer origineller zu werden, eine ganz nuzlose gewesen ist, und daß man, um nur bescheiden wieder von vorn anfangen zu können, sich vor allen Dingen der berghoch aufgethürmten poetischen Unnatur wird entledigen müssen.

19) Sammlung ausländischer Romane. Peregrine Pickle von G. T. Smollet. Aus dem Englischen übersezt von W. H. v. Vogt, und die Geschichte des Guzman d'Alfarache von Matheo Aleman. Nach Lesages Bearbeitung aus dem Französischen von Fr. Gleich. Altenburg, Hofbuchdruckerei. Auch diese beiden Romane sind sehr schäzbar, obgleich sie nicht gerade zum ersten Range, den ein Cervantes, Goldsmith und Fielding wenigstens im Tom Jones einnimmt, gehören. Beides sind komische Romane, eine Gattung, die jezt leider beinahe ausgestorben ist. Der erste ist ächt altenglisch und erinnert uns auf jeder Seite an Hogarth, der andre ist spanisch-französisch, abentheuerlicher, aber nicht so kurzweilig; denn die vis comica der Engländer, wie überhaupt des Nordens beruht mehr in dem Subjektiven der komischen Person, im Charakter, in dem, was der Humor heißt, während sie im Süden mehr im Objektiven der Situationen, Verwechslungen, Ueberraschungen, in der Scenerie beruht. Die erstere aber übt allemal größere Gewalt auf das menschliche Gemüth aus, wenigstens auf das nordische.

22) Ultime lettere di Jacopo Ortis. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wörterbuche zum Schul- und Privatgebrauche. Von G. B. Ghezzi. Leipzig, Baumgärtner, 1832. Zum Schulgebrauche dürfte sich dieser Roman, ein Seitenstück zu Werthers Leiden, wohl nicht eignen. So berühmt er ist, ich bekenne, daß er mir immer äußerst mißfallen hat. Ein so feiges, weinerliches Verkommen in der Liebe ziemt allenfalls einem nervenschwachen Mädchen, niemals aber einem Manne.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 28. — 15. März 1833.

Staatswissenschaft.

1) Code diplomatique. Contenant. 1° Considerations sur l'étude de la diplomatie. 2° Précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques. 3° Traité sur le style des compositions en matière politique. 4° Bibliothèque diplomatique choisie, suivie d'un catalogue des cartes de geographie moderne. 5° Recueil d'actes et d'offices à l'appui du traité sur le style des compositions en matière politique. Par le baron Charles de Martens. II Vols. Leipsic. F. A. Brockhaus. 1832.

Der „diplomatische Wegweiser," eine nach Form und Inhalt verbesserte und vermehrte Ausgabe des von dem Verfasser im Jahre 1822 herausgegebenen „diplomatischen Handbuchs" (manuel diplomatique), hat den Zweck, den angehenden Staatsmann mit dem ganzen Umfang seines Berufs, d. h. mit Allem bekannt zu machen, was in dem mündlichen und schriftlichen Verkehr sowohl der Souveräne unter sich als der diplomatischen Agenten mit den Souveränen und deren Ministern zu beobachten ist. Das Buch ist also zunächst für die vom Fach bestimmt; wenn es aber überhaupt von Interesse seyn muß, über das Wesen einer Kunst aufgeklärt zu werden, welche heut zu Tage mehr als die Gewalt der Waffen auf das Schicksal der Nationen einwirkt, so können auch Laien eine nützliche und angenehme Belehrung daraus schöpfen.

Dies um so mehr, als der Verfasser sich nicht zu lange mit dem strengen wissenschaftlichen Theil der Diplomatie aufhält, sondern gleich dem praktischen Leben zueilt. Damit ist nicht allein dem ungeduldigen Publikum gedient, dem es gelüstet, einen raschen Blick hinter die goldnen Vorhänge des geheimnißvollen Tempels des monarchischen Kultus zu werfen, sondern wohl am meisten den diplomatischen Adspiranten selbst, die es pedantisch finden würden, wenn der Mentor sie nicht schnell aus den engen Hallen der Wissenschaft entliesse, damit sie eintreten können in die glänzenden Paläste, um daselbst mit der kleinen auserwählten Schaar beglückter Erdensöhne am Strahl der Fürstenpracht sich zu sonnen. Blos, weil ein gewissenhafter Lehrer sich nicht gerne nachsagen läßt, er habe nicht nach allen Theilen seine Schuldigkeit gethan, thut auch der Verfasser, wie es scheint, ein Uebriges, und sezt einen tüchtigen Schulsack in Bereitschaft, den er ihnen, wenn sie dazu Lust haben, auf den Weg mitgibt. Meine lieben Freunde, hören wir ihn sagen, ich weiß es, daß euch alle Schulmeisterei verhaßt ist; auch mir geht es so, denn ich selbst gestehe euch zu, daß gelehrter Kram sich mit jener Anmuth fei-

ner Sitte, wodurch man an den Höfen sein Glück macht, schlecht verträgt; aber wenn ich euch rathen dürfte, so solltet ihr es doch nicht gerade machen, wie so manche eurer Berufsgenossen, die sich ohne Vorbereitungsstudien auf ihre Laufbahn begeben und glauben, daß man, um in der Diplomatie auszureichen, Nichts brauche, als gesunden Menschenverstand und einige Erfahrung, welche man sich allmählig erwerben kann. Es ist wahr, daß schon zuweilen Geschäfte von Personen ohne höhere Bildung mit Erfolg geführt worden sind; allein darf man daraus den Schluß ziehen, daß dieselbe also überhaupt entbehrlich sey? Wie wenn die Fragen sich verwickeln, die Gesichtspunkte sich verfeinern? Dann kommt man mit der einfachen, natürlichen Einsicht nicht mehr zurecht, man geräth mit den Thatsachen ins Gedränge und unter den Anforderungen des Augenblicks fehlt es an Zeit, lange Untersuchungen anzustellen, um von der Oberfläche der Dinge auf ihren Grund einzudringen. Die Erscheinungen, die unter euern Augen sich entfalten, dienen eher dazu, das Gedächtniß zu beschweren, als den Geist zu erhellen, wenn ihr nicht zugleich ihren positiven Gehalt zu würdigen versteht, wenn ihr nicht das Princip kennt, worauf sie zurückgeführt werden müssen, und die vernünftigen Folgerungen, die sich aus ihnen ableiten lassen. Und nun wird von dem Verfasser kurzweg Musterung gehalten über das, was auch von gelehrtem Wissen dem Diplomaten von Nutzen oder von Nöthen ist. Die Liste ist lang, aber es ist eine bloße Liste, deren Theile er herzählt, und wenn wir die Diplomatie bewundern, welche Völker- und Staatsrecht, im Allgemeinen und Besondern, Universalgeschichte, Geschichte der Verträge und Friedensschlüsse, wenigstens vom westphälischen Frieden an, Kenntniß der verschiedenen politischen Systeme, (Suprematie, Gleichgewicht, Konföderation), Staatsökonomie, Geographie und Statistik und so manche andre Dinge als Hülfswissenschaften heischt, so dürfen wir nicht vergessen, daß nirgends die Wissenschaft so wenig Selbstzweck ist, sondern blos Mittel, um Ansichten und Ansprüche zu unterstützen oder zu bekämpfen, als in der Diplomatie, und daß es sich da, wo Alles auf Autorität beruht, oft blos darum handelt, einen Vorgang zu bilden, um selbst völkerrechtliche Grundsätze zu modificiren oder in Frage zu stellen. Es scheint daher eine ganz glückliche Methode zu seyn, daß der Verfasser, ohne sich auf eine ausführliche Auseinandersetzung dieser Hülfswissenschaften einzulassen, blos auf die Quellen verweist, woraus sie zu schöpfen sind, und auf ein gründliches Studium der neuern Sprachen dringt, (hauptsächlich der französischen und englischen), damit man aus der ersten Hand schöpfen kann. Seine Beigabe von Literatur, worin er sehr nach Vollständigkeit strebt, so daß man z. B. ein Verzeichniß von Wörterbüchern und Sprachlehren aller europäischen Sprachen bei ihm findet, entspricht diesem Zweck vollkommen; nicht minder seine Sammlung von Karten, die durch häufige Erwähnung des Maßstabs, in welchem sie aufgenommen sind, noch eine besondere Brauchbarkeit erhält — wiewohl am Ende alle Geographie und Kartenkunde die Diplomatie nicht vor Mißgriffen schützen kann, wie derjenige war, als bei einer neuen Scheidung der Grenzen zweier Länder ausgemacht wurde, man solle vom Kirchthurm eines Dorfs nach einem gewissen Punkt hin eine Linie ziehen und was auf die rechte Seite davon, solle dem einen, was links falle, dem andern Theil angehören. Unglücklicherweise aber hatte das Dorf weder eine Kirche noch einen Thurm und dieser geringfügige Umstand, welcher der diplomatischen Umsicht hatte entgehen müssen, hätte über zwei mächtige Staaten fast die Schrecken eines verheerenden Kriegs herbeigeführt.

Mit großem Interesse folgt man dem Verfasser ins praktische Gebiet. Hier ist er ein treuer Führer in allen Lagen, worein der Diplomat kommen kann, sey es, um ihm die Richtschnur seines Benehmens vorzuzeichnen, sey es, um ihn durch eine treffliche Musterauswahl aus den Schriften der berühmtesten diplomatischen Meister (diese nimmt den ganzen zweiten Band ein) mit Texten für Kasualien aller Art zu versehen von der fröhlichen Beglückwünschung einer durchlauchtigen Niederkunft, die er im Namen seines Souveräns zu verfassen hat, bis zu der wehmüthigen Beileidsbezeugung, wann ein mächtiges Auge sich geschlossen. Ja sein systematischer Geist läßt ihn selbst Fälle nicht übersehen, welche man nur zu den seltensten Vorkommenheiten des Geschäftslebens rechnen kann. Der weise Solon hatte kein Gesetz für den Vatermord; der Verfasser hat seine Formularen für den Fürstenmord. Notifikationsschreiben des Königs von N. an den König von N. Monsieur mon frère, Un horrible attentat vient d'enlever à sa famille et à la N. mon bien-aimé neveu le duc de N. Ce prince, si digne de ma tendresse et de l'affection de mes peuples, n'a survecu que quelques heures au coup qui l'a frappé. Il a expiré etc. Auch die Beileidsbezeugungsformel hierauf fehlt nicht. Der Verfasser mag Recht haben, wenn er glaubt, daß, je delikater eine Sache ist, um so mehr diejenigen, die sich seiner Leitung anvertrauen, von ihm erwarten dürfen, daß er sie nicht rathlos lasse.

Ueberhaupt scheint man in der neuern Staatskunst weder Solon seyn zu können, noch Aristides; Aristides, der eine Maßregel verwarf, weil sie wohl nützlich, aber nicht gerecht sey, denn es ist auch nicht mehr jenes athenische Volk vorhanden, welches dies nur von seinem Aristides zu erfahren brauchte, um nicht weiter zu fragen, worin denn jene Maßregel bestanden, sondern sofort auf den möglichen Vortheil derselben verzichtete. Die heutige

Diplomatie ist zu sehr Kunst der Ueberlistung und Uebervortheilung, als daß sie so leicht moralischen Bedenklichkeiten Einfluß gestatten sollte. Gleichwohl können wir es nicht bergen, daß wir uns etwas überrascht fühlten, als wir in dem achten Kapitel, welches von den Pflichten und Verrichtungen des diplomatischen Agenten handelt, auf einen eignen Abschnitt stießen, mit der Ueberschrift: „Von Anwendung der Bestechung“ (de la corruption à employer). Daß in der Politik der jesuitische Grundsatz gilt, der Zweck heilige die Mittel, ist zwar kein Geheimniß, da Geschichte und Erfahrung hinlänglich Zeugniß geben; allein in einem diplomatischen Hand- und Lehrbuch hätten wir die Entwicklung dieses Grundsatzes doch nicht gesucht. Derlei Grundsätze pflegen sich sonst nur durch Tradition fortzupflanzen, als Geheimlehren der Eingeweihten einer Sekte, und warum sollte die Diplomatie nicht eine solche Sekte bilden, welche ihre geheime Moral hätte, wie sie ihre eigne Zifferschrift und Sprache besizt, um so mehr, als sie ohnehin als ein moralisch-aristokratisches Institut ihrem ganzen Wesen nach sich zur Abgeschlossenheit hinneigen mußte? Fast könnte man glauben, der Verfasser habe hier aus der Schule geschwazt. Indessen das Publikum wird ihm für seine Offenheit Dank wissen, denn solche Aufschlüsse, aus so authentischer Quelle, sind um so schäzbarer, je seltener sie sind. Die merkwürdige Stelle ist folgende: „An und für sich betrachtet ist die Bestechung, da sie sich auf ein charakterisirtes Verbrechen stüzt, ein gehässiges Mittel. Man würde jedoch zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, daß der politische Agent in keinem Fall ohne Tadel davon Gebrauch machen dürfe. Immer bleibt es der Zweck, welcher ein Mittel dieser Art mehr oder weniger verwerflich macht. Wenn eine Macht mit Recht verdächtig ist — wenn man Anzeigen ihrer bösen Absichten hat — wenn ihr unruhiger Geist oder ihr Ehrgeiz gegründete Besorgnisse einflössen, so scheint das Recht der Selbstvertheidigung dem bedrohten Staat zu erlauben, zum Weg der Bestechung seine Zuflucht zu nehmen, um verderbliche Entwürfe zu entdecken und zu vereiteln.“ Wenn der Verfasser hinzufügt, eine Regierung, die ihr Benehmen nur von der Frage abhängig mache, was delikat, edel und würdig sey, werde freilich auch den Schatten einer Bestechung selbst in den meisten Fällen meiden, wo das Völkerrecht sie rechtfertigen könnte und wenn er in einer Note an das bekannte Sprüchwort erinnert, daß man die Verräther verachte, wenn man gleich den Verrath benüze, so will er wahrscheinlich damit seine persönliche Moral retten, da er die diplomatische Moral nicht zu retten vermag.

Ihre Gewissenhaftigkeit zeigt die Diplomatie in der Beobachtung der Pflichten des Anstandes und der etikettmäßigen Artigkeit. Hier ist die geringste Abweichung von der Regel eine Todsünde; deshalb hat auch der Verfasser diesem Theil seines „Wegweisers“ eine Sorgfalt gewidmet, die Nichts zu wünschen übrig läßt. Audienzen, Visiten, Titulaturen, Vortritt (pas), Ehrenplätze, Komplimente — Alles ist aufs Genaueste und mit umständlicher Angabe aller Auf- und Abstufungen bestimmt. Da sind die Verbeugungen hergezählt, unter welchen der Gesandte beim Empfang eines fremden Souveräns in feierlicher Audienz sich dem Thron nähert; da ist gesagt, ob es ehrenvoller sey, links oder rechts zu stehen oder zu sitzen, vorn oder hinten oder in der Mitte in einem Zug zu gehen, an der Tafel dem Eingang das Gesicht oder den Rücken zuzukehren, gegenüber oder seitwärts davon sich zu befinden, wie man es bei der Linealordnung zu halten habe und wie bei Lateralordnung; da ist streng unterschieden, wenn das große, kleine oder mittlere Siegel, der große, kleine oder mittlere Titel, größere oder kleinere Form des Papiers Anwendung finde. Manchmal sind auch Variationen erlaubt, die der Verfasser nicht ermangelt nahmhaft zu machen. Z. B. wenn der Diplomat eine Note überreicht, so pflegt er sie mit einer Verbindlichkeit zu schließen; da kann er nun sagen: „Le soussigné en s'acquittant des ordres de sa majesté — de son auguste maître — de sa cour, oder en s'acquittant etc. — en remettant cette note — cette déclaration etc. à M. N. N. — à son excellence etc. — profite de cette occasion — saisit cette occasion, pour renouveler etc. oder auch à l'honneur de lui renouveler — de l'assurer oder de renouveler etc. à son excellence — son eminence — à M. le Comte etc. l'assurance de sa haute considération, oder de la haute considération, avec laquelle il a l'honneur d'être de son excellence etc.“ Es versteht sich, daß Zeit und Umstände, der Rang dessen, der schreibt, so wie der Rang des Andern, an den man schreibt, bei der Wahl dieser oder jener Formel von Seiten des taktiesten Diplomaten stets die geignete Berücksichtigung erfahren werden. Selbst in der Korrespondenz der Souveräne ist in Bezug auf die Form eine gewisse Ungezwungenheit nicht ausgeschlossen, wenn man die „Kanzlei- und Zeremonienschreiben“ ausnimmt. Diese beginnen in der Aufschrift immer mit der ganzen Titulatur des Briefstellers, worauf die Titulatur desjenigen folgt, an welchen das Schreiben gerichtet ist: es sey denn, daß ein Souverän von sehr hohem Rang an einen schreibt, der weit unter ihm steht, in welchem Fall jener nur seine eignen Titel aufführt, oder daß der Geringere an den Höhern sich wendet, wo dann der erstere seine Titel an das untere Ende des Briefs sezt. Z. B. Empéreur (Roy) de N. etc. à Très-haut et Très-excellent Prince N. Empéreur (Roy) de N. etc. Votre bon Frère, Ami, Cousin et Allié etc. Très-haut, Très-excellent et Très-puissant Prince. Im Verlauf des Schreibens spricht man immer von sich in der ersten Person der

Mehrzahl, den andern Theil redet man mit Votre Majesté, Votre Altesse oder wohl auch bei besonderer Freundschaft blos mit Vous an und den Schluß bildet insgemein die Formel: „Sur ce Nous prions Dieu qu'il Vous ait, Très-haut, Très-excellent et Très-puissant Prince, Votre Très-aimé bon Frère (Ami, Cousin et Allié) en sa sainte et digne garde.“ Hingegen ist in „Kabinets- und Handschreiben“ der Styl vertrauter gegen Gleiche, verbindlicher gegen Niederere, Aufschrift wie Adresse haben eine abgekürzte Form: „Monsieur Mon Frère, Madame Ma Soeur, Monsieur Mon Cousin, Mon Cousin“ (denn die Souveräne betrachten sich alle als eine Familie) genügt in der Anrede, man spricht von sich in der ersten Person der Einzahl und der Schlußgruß wird leicht in den Text verwoben. Noch einfacher sind freilich die Verkehrsformen gegenüber von Republiken und wenn in den erstern eine gewisse konventionelle Sentimentalität herrscht, die sich außer der französischen Sprache nicht gut ausnimmt, so kehren die leztern so weit zur Natur zurück, daß sie sich ohne Anstand übersetzen lassen. Einst gab es Republiken, die auf königliche Ehren Anspruch machten; diese sind vom Schauplatz der Welt verschwunden; der große nordamerikanische Freistaat aber, der bestimmt scheint, die republikanischen Traditionen vor völligem Untergang zu bewahren, ist dieser Eitelkeit fremd und seinem Princip treuer geblieben. Wenn ein Souverän an den nordamerikanischen Bürgerregenten schreiben wollte, etwa um ihm wegen seiner vortrefflichen Verwaltung sein Kompliment zu machen, während der er binnen vier Jahren acht und fünfzig Millionen Schulden getilgt hat, so würde er ihn schlechtweg seinen „großen und guten Freund“ nennen und den Brief „an Herrn Andreas Jackson, Präsidenten der Vereinigten Staaten in Washington“ adressiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vermischte Schriften.

1) Sphynx. Räthselalmanach auf 1833 von Freimund Ohnesorgen. Berlin, Krause.

2) Zeitvertreib für Sprachfreunde. Von A. Giftschütz. Wien, Gerold, 1833.

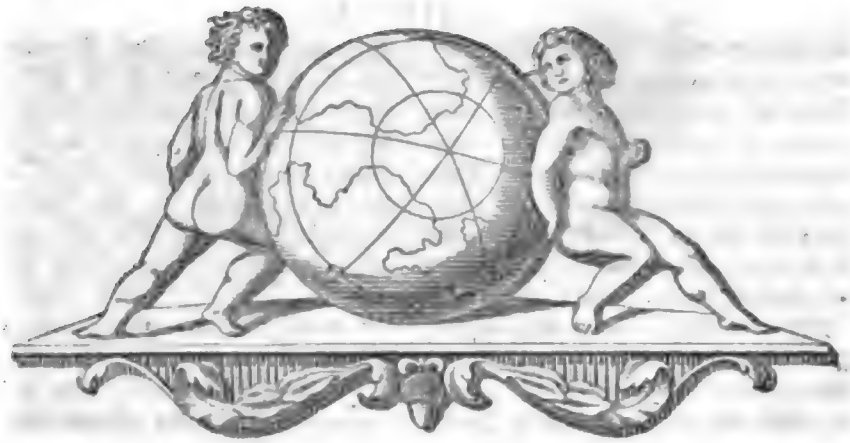
Diese Art von Unterhaltung ist immer noch bedeutend geistreicher als die gewöhnliche Romanleserei. Das Räthsel spannt die Erwartung und schärft den Verstand, wenn auch die Auflösung das Interesse plötzlich wieder wie eine Saifenblase vernichtet. In dieser Hinsicht ist das erste Werkchen, das allerlei Räthsel in Form von Erzählungen, Gedichten ꝛc. enthält, zu empfehlen. — Das zweite bildet eine Sammlung von Wortwitzen, wie sie seit Saphir beliebt worden sind. Sie unterscheiden sich aber von den Saphir'schen Witzen dadurch, daß sie vollkommen geistlos und fade sind. Z. B.: „O sage, warum du mich fliehst? Weil Sie so wild wie ein Osage sind. — Sie hat keinen Seelenadel, sondern nur eine Seele und eine Nadel. — Was hat der schlechteste Mensch mit dem besten meistens gemein? daß er ergriffen wird. — Es konnte mir nichts angenehmeres begegnen, als Sie (Ihnen) wieder zu begegnen. — Sie ist wohl thätig, aber nicht wohlthätig ꝛc.“ Der müßige Verfasser dieser Jämmerlichkeiten hat gänzlich außer Acht gelassen, daß ein Wortwitz nur dann witzig ist, wenn beim Gleichlaut beider Wörter der Sinn derselben eine Antithese bildet, daß aber eine Verschiedenheit des Sinnes noch keineswegs ein gerade entgegengesezter Sinn oder eine Antithese ist. Ueberhaupt aber ist es eine schlimme Sache um die Fabrikation des Witzes nach einem und demselben Leisten. Der wahre Witz ist immer ein Kind des Zufalls, oder scheint es wenigstens zu seyn, denn man verlangt vor allen Dingen von ihm, daß er nicht gesucht sey. Auch muß er, wie nach Stahl die Seele, sich seinen Körper selber bilden, und nicht blos eine leere Uniform seyn, die man an jeden Stock hängen kann, er muß ein Kern mit der Schaale seyn, nicht blos eine leere Schaale, denn sonst nennt man den Witz schaal.

Bücherkunde.

Kritisches Verzeichniß höchst seltener Incunabeln und alter Drucke in der Hof-Bibliothek zu Aschaffenburg. Von J. Merkel. Nebst Bemerkungen aus einem von Wihelm Heinse hinterlassenen Manuscript. Aschaffenburg, Pergay, 1832.

In dieser kostbaren, ehemals kurmainzischen Sammlung findet sich das erste gedruckte Buch, eine Vulgata, und eine Menge anderer höchst seltener Incunabeln, die wir nicht näher bezeichnen wollen, weil der Bücherfreund sich unfehlbar das Verzeichniß selbst ansehen wird. Die Heinsesche Abhandlung liefert den Beweis, daß die Ansprüche der Stadt Harlem auf Erfindung des Drucks durchaus unbegründet seyen. Wir müssen diese Aschaffenburger Sammlung als eine leider verhältnißmäßig nur kleine Nachlese zu der alten großen Mainzer Bibliothek betrachten, die bekanntlich im dreißigjährigen Kriege von den Schweden geraubt und von den Wellen der Ostsee verschlungen wurde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



FLEISCHL

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 29. — 18. März 1833.

Staatswissenschaft.

(Fortsetzung.)

2) Geschichte der Staatswissenschaft. Von J. Weitzel. Erster Theil. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1832.

Den Titel dieser Schrift hat der Verfasser nicht vollkommen durch sie gerechtfertigt. Es fehlt diesen aphoristischen Darstellungen an dem rechten Zusammenhange, der zulezt in nichts Andrem liegen konnte, als in einer gewissenhafteren, organischen Aufeinanderfolge. Wenn sich irgend ein System an der Hand der Geschichte konsequent entwickelt hat, so ist es die Staatswissenschaft. Die Doktrin war hier der Hebel des Lebens, und das Leben meist immer der Maßstab der Dokkrin. Die Staatskunst gab der Philosophie die Materialien, und die Philosophie zog aus ihnen Regeln, die in der Wirklichkeit mehr oder weniger beachtet wurden. Eine Geschichte der Staatswissenschaft kann so isolirt dastehen wie der Traum in der Geschichte der Seele, aber um Beide zu erklären bedarf es des Menschen, seiner Begegnisse, seiner Bildungsstufe. Oder würde man an eine Wissenschaft gedacht haben, wenn die Praxis der Erfahrung alle Wünsche zufrieden stellte? Herr Weitzel geht von Solon zu Plato über, als hätten die Alten den Unterschied zwischen dem Leben und der Schule nie gekannt, als hätten sie einen Sokrates nicht hingerichtet, weil er dieser auf jenes Kosten Vorschub leistete. Herr Weitzel spricht noch in einem Augenblicke von den alten Römern und ist im andern schon bei Macchianell. Wir gestehen, daß uns dieser Sprung nicht auffiel, weil uns die Ungerechtigkeit des Verfassers gegen das Mittelalter aus seinen frühern Schriften bekannt war; doch wie will er diesen Sprung entschuldigen, wo es sich um das Interesse der Wissenschaft handelte? Das Mittelalter, das über Alles philosophirte, hat auch über den Staat Einiges zu sagen gewußt. Die Scholastiker mit ihren kleinen schematisirten Albernheiten, lehrten über den Regenten und seine Rechte, über die Unterthanen und ihre Pflichten nichts Besseres oder Schlechteres, als ihre Schüler, die noch im 18ten Jahrhundert nicht ausgestorben waren. Einige derselben hatten gar die Kühnheit, über schwierigere Fragen z. B. das Recht des Widerstandes ihre immer so einflußreiche Stimme abzugeben. Wenn Hr. Weitzel die politischen Zustände verschiedener Zeiten als Erklärung seiner Wissenschaft benuzt hat, (wie es denn zu wünschen wäre, daß er dies in noch weit größerer Ausdehnung gethan hätte), so ist es unbegreiflich, warum er eine Zeit unberücksichtigt läßt, in der sich in der That die vornehmsten Begriffe über die mannichfachen Beziehungen des Staats

Digitized by Google

gebildet haben. Die allmählige Bildung des europäischen Staatensystems, der Untergang aus dem Feudalismus zum Absolutismus, die Stellung des Volks zum Staate, von denen das erstere allmählig in den leztern absorbirt wurde, endlich das Verhältniß der politischen zur kirchlichen Ordnung der Dinge: alle diese Fragen gründlich zu lösen, wird man auf das Mittelalter zurückgehen müssen. Hier hätte, wenn nicht die Gerechtigkeit, doch die Gründlichkeit über die Antipathien siegen sollen.

Wir sind froh, uns dieses Tadels entledigt zu haben, weil dies Buch so Vieles enthält, was uns mit dem verdienstvollen Verfasser wieder versöhnen muß. Die unbestreitbaren Vorzüge dieses ausgezeichneten Schriftstellers haben sich auch in diesem Unternehmen geltend gemacht. Weißel ist, wie immer, Herr seines Gegenstandes, seine Behauptungen haben, wenn er mit Liebe dabei verweilt, ihren guten Grund. Alle diese geistvollen Bemerkungen, die er über Macchiavell, Gortius, Spinoza, Locke, Montesquieu, Destütt de Tracy und Andre macht, sind Zeuge einer langen Bekanntschaft mit ihren Schriften und gewissenhafter Untersuchungen über ihr Leben. Dazu gesellt sich sein gebildeter Styl und die an ihm bekannte vorurtheilsfreie Ansicht öffentlicher Verhältnisse. Wir haben wenig Schriftsteller, bei denen die Bildung der französischen Schule so gut ausgeschlagen ist. Sein Witz hat sich auch in diesen ernsteren Untersuchungen nicht zu verstecken brauchen. Man höre z. B. diese launige Schilderung der Wolf'schen Staatslehren: „Wolf hat „vernünftige Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen" geschrieben, die jeder Vernünftige so, oder auch anders denken kann, ohne daß sie im leztern Falle weniger vernünftig wären. Das Verdienst einer breiten Umständlichkeit ist ihm nicht abzusprechen, und Wolf gehört zu der angesehenen Legion von Schriftstellern und Geschäftsmännern, die Groß im Kleinen sind, und daher bei Ihresgleichen zu den Großen zählen. Er zeigt in derselben Sprache, mit demselben Ernste, daß in einem ordentlichen gesellschaftlichen Leben ein Abtritt nicht stinken und Unrecht nicht geschehen darf. Wie das aber zu Stande zu bringen sey, überläßt er den Bauherren und Meistern, die Staaten und Häuser bauen. Gegen den Gestank, der aus den heimlichen Gemächern kömmt, hat er Balsam, Spiritus und Rauchkerzchen; gegen das Unrecht im Staate schlägt er nicht dieselben, aber doch ähnliche Mittel von ganz andrer Art, aber von gleichem Gehalte vor. Seinen Musterstaat findet Wolf in China. Die Chinesen sind fügsame und höfliche Leute, und die Vortrefflichkeit dieser Eigenschaften läßt sich nicht verkennen. China ist zum hohen Alter gelangt; und wer würde nicht gern alt? China könnte einem altklugen Kinde oder einem kindischen Alten verglichen werden; beide sind unschädliche Leute, und leicht zu behandeln. Das ist kein kleiner Vorzug. In China hält das einfache Werkzeug, der Bambus, Zucht und Ordnung, und der Kaiser wendet es, als ein Vater, gegen Mandarin und Bettler, mit gleicher väterlicher Milde gegen alle seine ungezogenen Kinder an, um sie wohlerzogen zu machen. In China hat man das oberste leitende Princip aller Gewalt am richtigsten erkannt und das rechte Bindungsmittel gefunden, das den Staat in Friede und Ordnung zusammenhält. Denn

> Seh' er mal mich an. In diesem Rock
> Führ' ich, sieht er, des Kaisers Stock.
> Alles Weltregiment, muß er wissen,
> Von dem Stock hat ausgehen müssen;
> Und der Scepter in Königs Hand
> Ist ein Stock nur, das ist bekannt!

die Grund- und Unterlage, die Seele und der Geist einer guten Kinderzucht, ist die Ruthe. Hat das Alter die Kleinen zum Schulbesuche gereift, dann finden sie das Sinnbild der elterlichen Macht in den Händen des Schulmeisters, der mit der Ruthe die Gewalt übt, die den Kinderstaat regiert. Die Welt selbst ist nur eine geräumigere Kinderstube, eine große und hohe Schule, die der Mensch besucht, wenn er seine Matrikel als Bürger erhalten hat. Er selbst sieht sich zum Mitgliede der Akademie des Staats graduirt, an dessen Spitze in China der Kaiser steht, der in der Hand statt der kindischen Ruthe den männlichen Bambus führt. Das ist die ganze einfache Theorie des Staatsrechts, das sich zum Völkerrechte erhebt und erweitert, wenn die Bambusstöcke, oder ihre Stellvertreter, die Flinten, Säbel und Kanonen einer ganzen Akademie, Staat genannt, denen eines andern Staates entgegenarbeiteten. Nach Wolfs Ansicht kommt in den verwickelten Staatshaushalt eine bequeme Einheit, und die Politik, in ihrem ganzen Umfange, ist nur eine fortgesezte und potenzirte Pädagogik. Darin liegt ein großer Vorzug, weil die häusliche und öffentliche Erziehung, die Theorie der Schule und die Praxis der Welt nicht mehr in Widerspruch gerathen und sich gegenseitig bekämpfen und schwächen, was bisher so vielfältige Irrungen und Gegensätze erzeugt hat. Die elterliche Liebe arbeitet mit der Ruthe der Ruthe des Schulmeisters vor und in die Hand, und die Ruthe der Schule lieferte die Prolegomena zu dem Staatswerke, das der Stock des Wachtmeisters in veredelter Gestalt, oder der Bambus des Kaisers von China, der in der Hand Ludwigs XIV. eine Reitpeitsche wird, vollendet. Das ist der Riß zu dem schweren Baue, aus dem die Natur, die Philosophen und Staatsmänner bis jezt einen wahrhaft babylonischen Thurm gemauert und gezimmert leben, und bei dem Meister, Gesellen und Handlanger, bei täglich zunehmender Sprachverirrung, rufen, schreien, zanken, befehlen, ohne zu verstehen und verstanden zu werden, und so die Arbeit mehr

ſtören, als fördern. Die große Frage iſt nun, ob die Chineſen das chinaiſche Regiment, oder dieſes jene gemacht. Könnte Chineſen nur das chineſiſche Werk gelingen, dann freilich wären wir mit dem Freiherrn von Wolf und ſeinem Muſterſtaat nicht weiter, und man hätte immer wieder damit anzufangen, daß man uns vorerſt zu Chineſen machte. Iſt dem wirklich ſo, wie der Erfolg ausweiſen muß, dann ſind die großen Staatsmänner und die großen Staatsgelehrten, die dieſe Bahn verfolgen, auf dem rechten Wege."

Der zweite Theil wird die Geſchichte der Staatswiſſenſchaft vom Anfang der franzöſiſchen Revolution bis auf unſre Tage umfaſſen, ein äußerſt reicher Zeitraum, deſſen Darſtellung vom Verfaſſer das Trefflichſte erwarten läßt.

3) Urſprünge der Kirchenverfaſſung des Mittelalters. Von K. D. Hüllmann. Bonn, Marcus, 1831.

Das Mittelalter iſt kein Machwerk Gregors VII., keine Erfindung der Hohenſtauffen. Eben ſo wenig ſprang es geharniſcht aus dem Kopfe des Zeitengottes. Allerdings hat es eine Zeit gegeben, wo die Inſtitutionen des Mittelalters einem Petrefakte glichen, wo dieſe alle Lebensäußerungen der Völker gebannt hielten und ihnen ihre unabänderliche Richtung geben, aber derſelben allmähligen Auflöſung, die man bis zum dreißigjährigen Kriege ſtufenweiſe verfolgen kann, entſpricht die Art ihrer Entſtehung, der Uebergang aus den erſterbenden Formen der Römerzeit, aus den neuen Gewohnheiten der germaniſchen Völker in die dem genannten Zeitraume ſo eigenthümliche Verfaſſung. Der Zeit, wo die Kirche und ihre kräftigſten Häupter mit ſtrenger Konſequenz und noch größerem Muthe ihr Ziel verfolgten, ging eine andre voraus, wo die aufſtrebenden neuen chriſtlichen Gemeinden mit jedem politiſchen und geſellſchaftlichen Ungemach zu kämpfen hatten, wo ihnen ein Konſtantin ſeinen Schutz zuſicherte, nicht, weil er einſah, daß man ihnen im öffentlichen Leben die erhabenſte Stellung geben müſſe, ſondern in der That, um durch ihre Anerkennung den gefährlichen Einfluß zu lähmen, den ſie ſchon auf den Enthuſiasmus und die Ueberlegung der Völker gewonnen hatten, eine Zeit, wo die Könige in ihrer Machtvollkommenheit die Bisthümer wie Beamtenſtellen beaufſichtigen, wo endlich die fränkiſchen Biſchöfe es noch wagen durften, die Anmaßungen Gregors IV. mit dem Interdikt zu bedrohen. Man hat ſich zu ſehr daran gewöhnt, nur immer von einer nothwendigen Entwicklung der mittelalterlichen Formen zu ſprechen. Im Gegentheil lehrt die Geſchichte, wie großer Anſtrengungen und wie ſeltner Fähigkeiten es bedurfte, dem geiſtlichen Krummſtabe eine ſo große, ſelbſt über Thron und Scepter reichende Macht zu geben. Wie bereitwillig auch die Wünſche und Bedürfniſſe der Völker dem hierarchiſchen Einfluſſe, dem Schlüſſel zum Himmel, entgegenkamen, ſo mußten ſich doch Männer und Grundſätze an die Spitze des großen Unternehmens ſtellen, die einſichtsvoll genug waren, das innere Getriebe des ſich allmählig bildenden Syſtems zu verſtehen, und kühn genug, allen Eingriffen in daſſelbe die Stirn zu bieten. Und läßt es ſich läugnen, daß zu den tauſend aufgehobenen Kräften ſich die Ungerechtigkeit, ja noch mehr als dieſe, der offne Betrug, geſellte? daß ſich dienſtwillige Freunde des römiſchen Syſtems dazu hergaben, zu Gunſten des apoſtoliſchen Stuhls Dekrete zu fälſchen, die auf dieſen alle Macht in geiſtlichen und weltlichen Dingen übertrugen? daß ſich endlich die römiſchen Biſchöfe kein Gewiſſen daraus machten, dieſe untergeſchobenen Dekretalien als authentiſch zu adoptiren? Nichts iſt unverſucht gelaſſen worden, um eine Herrſchaft zu begründen, die ſo viel Jahrhunderte hindurch die Menſchen in Bewegung ſezte, und noch jezt ſo unwiderſtehlich auf die Gemüther wirkt.

Einer unſrer gründlichſten Hiſtoriker hat ſich in der vorliegenden Schrift die Aufgabe geſtellt, die hiſtoriſchen Anfänge der mittelalterlichen Kirchenverfaſſung zu unterſuchen. Das Reſultat derſelben iſt die Thatſache, daß die römiſche Gewalt theils durch den merkwürdigſten Konflikt der Zeitumſtände, theils durch einen Sprung, der ihr nur durch jene Lüge der Dekretalen gelingen konnte, zur ausſchließlichen Weltherrſchaft kam. Zu dem Ende war es nothwendig, den eigentlichen Sinn der biſchöflichen Macht zu beſtimmen, und bis auf die erſten Urſprünge der chriſtlichen Geſellſchaftsverfaſſung zurückzugehen. Die Biſchofswürde war zuerſt Nichts, als eine Verwaltungsſtelle, die einem geachteten Mitgliede der Gemeinde durch Stimmenmehrheit übertragen wurde. Zur treuen und ſorgfältigen Führung der innern Gemeindeangelegenheiten bedurfte es nichts, als eines Mannes, der mit dem ihm geſchenkten Vertrauen auch alle die Vorzüge beſaß, die der Aeltere an Umſicht, Erfahrung und Bedachtſamkeit hat. Erſt ſpäter, als es darauf ankam, die Lehren des Chriſtenthums in ihrer Reinheit zu erhalten und ſie fremden oder den nachgebornen Kindern mitzutheilen, empfand man das Bedürfniß eines beſtimmten Lehramtes, und änderte die Wahl des Biſchofs in ſo fern ab, als er ſich auch zur Uebernahme dieſes neuen Geſchäftes eignen mußte. Dennoch erhielt ſich die demokratiſche Maßregel der freien Wahl. Ja ſelbſt, als man anfing, über eine größere Anzahl von Biſchöfen einen noch höheren, einen Erzbiſchof, zu ſtellen, wurde doch dieſer von ſeinen Kollegen nur durch Wahl zur Würde befördert, ſelbſt nach Konſtantin, von welcher Zeit ſich die Einmiſchung des weltlichen Arms in die geiſtlichen

Angelegenheiten herschreibt. Das kaiserliche Supremat war auch noch bis Karl den Großen immer von der Kirche anerkannt. Konstantin ließ sich einen Bischof, Karl der Große Bischof aller Bischöfe nennen. Einige Bedürfnisse, noch öfter aber der Ehrgeiz der Geistlichkeit mußte dazu dienen, den Einfluß der Kaiser zu erhöhen. Dem ärgerlichen Rangstreite zwischen Metropolitan- und Diözesanbischöfen konnte der Kaiser immer die entscheidende Wendung geben, wenn er die Hauptstadt seiner Provinzen nach Gefallen bestimmte. Justinian war so vorsichtig, die Geistlichkeit in seinen Rechtsbestimmungen mit einer großen Anzahl von Benefizien zu bevorrechten, und ist es bekannt, daß man nie untergeordneter ist, als wenn man sich irgendwo zu bedanken hat. Dazu kam in späterer Zeit das unvorsichtige Benehmen mehrerer römischen Bischöfe, die sich von den römischen Großen gedrängt, ja wegen mancher Verbrechen von ihnen zur Rechenschaft gezogen, den mächtigen Majordomen der Merowinger in die Arme warfen. Diese schützten sie gegen innre und äußre Feinde, gegen die Longobarden und machten sie sogar aus geistlichen zu weltlichen Fürsten, indem sie ihnen das Gebiet des Kirchenstaates anwiesen. Karl der Große, römischer Patricius und Kaiser, war der Lezte, der dem römischen Stuhle Befehle vorschreiben durfte. Seine Verlegenheit, als ihm Leo die Krone aufs Haupt sezte, war die Ahnung des neuen Verhältnisses. Der römische Bischof, im Besiz der glorreichsten apostolischen Tradition, im Vortheil gegen die entfernten, in den Verfall des byzantinischen Reiches zugleich verwickelten ehrwürdigen Bischofssiz zu Konstantinopel und Alexandria, trat bald mit seinen Ansprüchen hervor, die zu widerlegen, es an einem festen und mächtigen weltlichen Gegner fehlte. Die Werbungen des unermüdlichen Bonifaz, die Regierung des religiösen, büßenden Ludwig, die neue, auf innere politische Verhältnisse gerichtete Thätigkeit der Machthaber in den neuentstandenen drei Reichen mußten das Feld sicher machen, auf dem bald der Glaube, die zunehmende Verfinsterung, der Mönchsgeist und die falschen Dekretalen Wunder verrichteten. In dem spätern Verlauf der Zeit würde es nicht so bald zu dem denkwürdigen Kampfe zwischen geistlicher und weltlicher Herrschaft gekommen seyn, wenn sich die Fortschritte, die Beide machten, nicht schon vorher immer bedingt hätten. Als es für die politische Macht des Kaisers nichts mehr zu verlieren gab, weil ihm die entstehende Reichsverfassung die Hände band, gab es auch für die Hierarchie nichts mehr zu gewinnen. So kam der Augenblick, wo sich beide gegenübertreten mußten. Dies ist immer die Folge, wenn sich der Eigennuz auf demselben Wege begegnet.

(Die Fortsezung folgt.)

Genealogie.

Fürstenbuch zur Fürstentafel der europäischen Staatengeschichte. Von J. F. Damberger. Mit 60 Tabellen. Regensburg, Puster, 1831.

Eine vortreffliche Uebersicht über alle europäischen ältern und neuern Dynastien. Sey es, daß der Verfasser fühlte, blos mit Namen behängte Stammbäume vermöchten kein Interesse für die Dynastien und ihre Schicksale zu erwecken, oder sey es, daß er, in seiner streng royalistischen Gesinnung, die Geschichte überhaupt aus dem Standpunkt der Fürstenhäuser angesehn wissen will, genug, dieses genealogische Werk knüpft die ganze Weltgeschichte an die Familiengeschichte. In dieser Weise dürfte es zunächst den Fürsten selbst interessant seyn und sich zu einem Handbuch hoher Familien eignen. Werden die Laharpes darin vielleicht die Lehren einer weisen Unpartheilichkeit vermissen, werden sie finden, daß der Monarchie zu viel auch in ihren Schattenseiten geschmeichelt, und den Völkern selbst ihr bestes Recht mißgönnt ist, so bleiben dennoch die Thatsachen der Geschichte stehn, und in den Schicksalen so mancher Dynastie, die in ihren Herrschermitteln sich vergriff, liegt hinlänglich Belehrung und Warnung. Allerdings können wir die Art und Weise nicht billigen, wie der Verfasser bei jeder Gelegenheit als blinder Ultra die Völker auch dann höhnt, wo ihr Recht eben so unzweifelhaft ist als ihr Unglück. So höhnt er z. B. die Polen, spricht nur verächtlich von Kosziuzko und geht so weit, den blutigen Nationalkrieg von 1794 für eine Revolte einiger Uebelgesinnter zu erklären, die „keineswegs ein Erheben des Volks“ genannt werden dürfe. Auf der andern Seite gefällt er sich darin, die selbst von den Karlisten bitter beklagten Ordonnanzen Karls X. zu vertheidigen, sie hätten nur „die Zügelung der Tagblätter und eine mehr entsprechende Zusammensezung der Deputirtenkammer“ bezweckt. Indeß dergleichen Ansichten widerlegen sich am besten durch die Thatsachen selbst, und man pflegt nicht nach dem zu fragen, wie der Partheimann sich den Ausgang einer Sache gewünscht hätte, sondern nur nach dem, wie sie wirklich ausgegangen ist.

Abgesehn von diesen Ansichten verdient der Fleiß und das Geschick, womit der Verfasser die Tabellen und namentlich die illuminirte fürstliche Verwandtschaftstafel angeordnet hat, auf welcher leztern man das Ineinanderlaufen der Branchen an den Farben leicht erkennt und übersieht, den Dank der Geschichtsfreunde. Daß die Anordnung einer solchen augenfälligen Uebersicht keine Kleinigkeit war, begreift jeder, der mit den labirinthischen Verzweigungen des gleich einem unendlich fortwuchernden Lianenbaum ausgebreiteten europäischen Fürstenwaldes auch nur von weitem bekannt ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 30. — 20. März 1833.

Staatswissenschaft.

(Fortsetzung.)

4) Der Zweck des Staats. Eine propolitische Untersuchung im Lichte unsres Jahrhunderts. Von Friedrich Murhard. Göttingen, Dietrich, 1832.

Warum leben wir im Staate? Rousseau beginnt seinen unsterblichen Gesellschaftsvertrag mit dem Satze: der Mensch ist zur Freiheit geboren und überall sind' ich ihn in Fesseln. Warum dieser Widerspruch, daß wir uns Gesetze vorschreiben, um die Freiheit zu genießen? Zahllose Antworten sind auf diese Frage gegeben worden. Man ist auf die Anfänge der Geschichte zurückgegangen, und hat, wo es an glaubwürdigen Nachrichten fehlte, auf Kombinationen seine Hypothese gestüzt. Der Scharfsinn hat hierin eben so viel geleistet wie die Albernheit. Ein englischer Schriftsteller, der wie so Viele andre im Interesse der Stuart'schen Revolution schrieb, nimmt die Bildung einer souveränen Erbmonarchie als die erste Absicht an, die Gott mit unsern paradiesischen Ahnen gehabt habe. Adam erzeugte sich nach ihm erst seinen Kronprinzen und Nachfolger, dann die übrigen in der Civilliste bedachten und apanagirten Prinzen und Prinzessinnen, diese den Hofmarschall, Erbkämmerer, Oberstallmeister, diese wieder die ganze feudale Adelskette, bis man zulezt darüber übereinkömmt, die nun noch Gebornen Volk, Canaille, Steuerpflichtige zu nennen. Etwas natürlicher, aber mit demselben Resultete, behaupten Andre, alle politischen Formen seyen aus der Machtvollkommenheit hervorgegangen, Andre wieder, der Staat habe sich so aus der Natur organisch gebildet, wie z. B. die Menschenraçen entstanden sind. Die Liebe zur Freiheit hat sich bei diesen Annahmen nicht beruhigen mögen; man wollte den Menschen früher sehen, als den Bürger, und ihn in der Wiege der Geschichte nicht gleich durch Vorurtheile und sonderbare Einrichtungen bestimmt wissen. Daher die Annahme eines Urvertrags, einer friedlichen Uebereinkunft, worin man das Verhältniß wechselseitiger Pflichten und Rechte festgestellt habe. Den Uebergang von jener supernaturalen zu dieser rationalen Ansicht bildete endlich die Vermuthung, daß die Anfänge des Staats im Rechte des Stärkern gelegen hätten, daß der Zwang früher als das Gesetz gewesen wäre.

Alle diese Voraussetzungen mußten berücksichtigt werden, wenn man den Zweck des Staates bestimmen wollte. Es war einleuchtend, daß hier jede Abstraktion der Vernunft durch die Geschichte zu rechtfertigen war. Welchen Plan man auch der politischen Gesellschaftsverfassung unterlegen wollte, es konnte kein andrer seyn, als ein Bedürfniß, das die Menschen empfunden und dem sie entweder durch eine ursprünglich gegebene Verfassung

oder durch eine mehr oder minder gewaltsame Modifikation derselben abzuhalten gesucht hatten. Daher kömmt es, daß sich in jeder Zweckbestimmung des Staats ein Element findet, das eine besondere Beziehung auf die Gegenwart hat. Was Plato, Aristoteles, Graswinkel, Rousseau, Schmalz und Krug über den Staatszweck behauptet haben, hieß nicht immer das, was man in der Wirklichkeit gefunden hatte, sondern noch öfter, was man in ihr zu finden wünschte. Man rief: gebt uns Sicherheit unsres Besitzthums! und verstand darunter, daß nur dies der Zweck des Staates, keineswegs der rechtliche Beistand, den man mir nach dem geschehenen Raube Seitens des Staates versprach, seyn sollte. Haller, der Restaurateur der Staatswissenschaften, wollte nirgends von einem Staate, sondern nur von einem Aggregat rechtlicher Verhältnisse hören, und handelte dabei im Interesse einiger Privilegirter, denen die Zwecke der modernen Staaten eine nachtheilige Richtung zu nehmen schienen.

So viel politische Partheien sich befehden, so viel Zwecke des Staats wird es geben. Und weil wir tausend politische Fragen haben, die noch verschieden beantwortet werden, so legt man auch noch immer den Zweck des Staates in die widersprechendsten Dinge. Die erste französische Konstitution stellte die öffentliche Wohlfahrt an ihre Spize; das war für Deutschland genug, diesen einfachen Satz aus allen Kompendien des philosophischen Staatsrechts zu vertreiben. Man war so treulos, das Streben nach öffentlicher Wohlfahrt auf die Stufe des Eudämonismus zu stellen, klagte dies Princip des Egoismus, des Mangels an hochherziger Aufopferung an, und adoptirte seitdem die Sätze, die der fromme Königsberger Weise, der, ich weiß nicht wie? in den Geruch einer gewissen politischen Unabhängigkeit gekommen ist, über die lezten Zwecke des Staats aufstellte. Diese waren so beschaffen, daß sie den Juristen schmeicheln mußten, und seitdem lehrt kein Rechtsgelehrter anders, als daß der Staat eine Anstalt zur Sicherung eines vollkommnen Rechtszustandes sey. Mit Fichte kamen die Ideen in die Politik; man sezte Alles in die Menschenerziehung, in die Tugend und Sittlichkeit, zulezt in die Religion und das Christenthum. Schelling machte die Politik zu einem Theile der Physiologie, und rechnete den Staat zum Organismus der Natur, Hegel endlich stopfte alles Göttliche und Menschliche, was sich nur zusammenraffen ließ, in den Begriff des Staats hinein und überlieferte der Regierung die Schlüssel des Himmels und der Erde. Man sieht, bei uns Deutschen haben sich zu den Politikern noch die Philosophen gesellt, d. h. die Verwirrung der Begriffe ist aufs Höchste gestiegen.

Ich hätte nicht geglaubt, daß das vorliegende Buch nur dazu dienen würde, ein unangenehmes Bild der chaotischen Anarchie in unsern staatsrechtlichen Meinungen zu geben. Der Verfasser ist in den wirren Strudel mit hinein gerissen worden. In dem ungeheuren Meere von Differenzen wirft ihn eine Welle auf die andre; man sieht ihn nicht mehr, und läuft Gefahr, ihn gänzlich zu vergessen, bis er in weit entlegener Ferne von dem gährenden Element wieder in die Höhe gesprizt wird. Ein Citat verschlingt das andre; der Verfasser weiß so viel, daß er seine Kenntnisse nicht mehr halten kann, und ihnen den tollsten Lauf lassen muß. Montesquieu wird von Krug, dieser von Filangieri, Filangieri von Hobbes, Hobbes von Schmidt-Phiseldeck, dieser wieder von Aristoteles, und Aristoteles von einem Recensenten der Jenäer Literaturzeitung abgelöst. Und in dieser Art will der Verfasser, dessen feiner, unabhängiger Sinn uns alle Achtung einflößt, zwanzig Bände über die Staatswissenschaften füllen?

5) Ueber Widerstand, Empörung und Zwangsübung der Staasbürger gegen die bestehende Staatsgewalt, in sittlicher und rechtlicher Beziehung. Allgemeine Revision der Lehren und Meinungen über diesen Gegenstand. Von Friedrich Murhard. Braunschweig, Vieweg, 1832.

Der Uebergang von einer Insubordination gegen eine Schildwache oder einen simpeln Polizei-Kommissär zu einem Tumult, und von diesem zu einer Revolution kann gemacht seyn, ehe man die Hand umdreht. Aufstand, Insurrektion, Kabale, Komplott, Konspiration, Rebellion, Majestätsverbrechen und Hochverrath, das ist die Stufenfolge jener peinlichen politischen Halsgerichtsordnung, nach der die Gerechtigkeit, das heißt die siegende Parthei, die gerade das Schwert führt, größere oder geringere Strafen verhängen wird. In manchen Staaten fuhr man sonst in dieser Hinsicht weit sichrer. Die arragonesischen Stände konnten ihre Könige bewaffnet um Rechenschaft fragen. In Ungarn und Polen durften die Magnaten dreist an ihre Säbel schlagen, aufsitzen, und gegen die bestehende Regierung in Form einer Konföderation insurgiren. Jezt wird man in allen civilisirten Staaten dies tumultuose Vorrecht abgeschafft finden, und in England ist wenigstens die Demonstration eines Widerstandes den Gesetzen nicht zuwider. Es gibt in der englischen Verfassung einige Klauseln, deren Anwendung in manchen Fällen auf ein solches Gesetz hinaus läuft.

Die guten Alten! Sie durften sich vor unsrer Censur und unsern Viertelsmeistern nicht geniren, und lehrten ohne Rückhalt, daß einen Tyrannen, den der Haß der Bürger getroffen, zu ermorden nichts heiße, als sich den Dank des Menschengeschlechts erwerben.

Auf Harmodius und Aristogitons Wohl wurde bei jedem Mahle in Athen einer der ersten Becher geleert, und es waren nicht das Gesetz, sondern nur die Usurpation, die die Mörder Cäsars verfolgten. Erst die verzweifelten Zustände der neuern Zeit haben die Frage über die Rechtmäßigkeit einer Empörung wieder in Anregung gebracht. Der religiöse Fanatismus gab dazu die erste Veranlassung. Wir besitzen eine merkwürdige Literatur, welche zum großen Theile die Jesuiten kultivirten, worin sie ohne Scheu aus weltlichen und geistlichen Voraussetzungen das Recht des Widerstandes folgerten. Die meisten dieser oft scharfsinnigen Deduktionen enden mit dem enthusiastischen Aufrufe an alle Recht- und Religion liebenden Bürger, einen Tyrannen, wie Heinrich III., oder einen Gotteslängner, wie Heinrich IV., ohne Umstände aus der Welt zu schaffen. Die Geschichte zeigt, wie viele dadurch überzeugt wurden, und den Muth besaßen, ihre gefangene Meinung ins Werk zu setzen. Diesen religiösen Fanatismus löste der politische ab, als man Karls I. Hinrichtung zu vertheidigen, und damit zugleich den wünschenswerthen Mord Cromwells veranlassen wollte. Der Königshaß jener Zeit übertraf selbst die französische Revolution. Karls Hinrichtung war das Werk der Erbitterung und Rachsucht; Ludwigs XVI. Haupt war ein blutiges Opfer, das man den Principien bringen zu müssen glaubte. Welche tolle Zeit, wo man bei kaltem Blute einer Theorie wegen hingerichtet wird!

Die Deutschen haben noch keinen König umgebracht, und noch keine Revolution versucht, aber das Meiste über diesen Gegenstand geschrieben. Dieser Widerspruch kann entweder nur in einer grausamen Wollust oder in einer entsetzlichen Furcht seinen Grund haben. Man wird nach Jahrhunderten erstaunen, wie eine so friedfertige Nation über diese furchtbaren Gegenstände so lange hat grübeln können. Man wird auf die Vermuthung gerathen, unsre Schriftsteller hätten zu einer aufgereizten, Dolche zückenden Menge gesprochen. Dagegen müssen wir im Voraus protestiren. Unsre endlose, das Revolutionsrecht untersuchende Literatur hat wenig mit dem Irdischen zu schaffen. Alle die kühnen Männer, die mit Anti-Machiavellen, Anti-Hobbesen, Anti-Leviathanen hervorrücken, gehen in ihren Untersuchungen von Fällen aus, die Allem, nur nicht der Wirklichkeit entlehnt sind. Es ist wahr, sie gestehen den Völkern das Recht einer bewaffneten Insurrektion zu, aber der Eine nur in drei Fällen, der Andre in sieben, der Dritte in zwei unbedingten und drei bedingten, der Vierte läugnet es, wenn man politische Gründe vorschützt, erlaubt es aber, wenn man einen moralischen Zweck habe, dem Fünften zufolge kann man insurgiren, wenn man der Mehrzahl des Volkes als Theilnehmer versichert ist, der Sechste erlaubt es nur, wenn in einem Momente Alle aufstehen, ja ein Siebenter will, daß sich der Regent selbst an die Spitze der Revolution stelle und damit das Ganze durch einen Akt der Legitimität zur Reform stempele. Man sieht, daß die deutschen Schriftsteller nicht aufhören, sich lächerlich zu machen.

Die kleinen Revolten von 1830 haben von Neuem eine endlose Literatur hervorgerufen, in welcher belehrt, berichtigt, modificirt, und Alles wieder auf Grundsätze gebracht wird. Man lobt es, daß die Braunschweiger ihren Herzog verjagten, tadelt es aber sehr ernsthaft, daß sie auch sogleich sein Schloß ansteckten. Warum errichtet man nicht einen revolutionären Mäßigkeitsverein?

Herr Murhard wird in einer zweiten Schrift die Frage über das Recht des Volkes zu einer Revolution erst recht aufnehmen. Hier hat er uns nur gegeben, was von ihm über diesen Gegenstand geträumt ist. Sollen wir ihm offenherzig unsre Meinung sagen, so ist es diese. Spricht man von einem Recht zur Revolution, so kann nur von einem juristischen die Rede seyn. So lange es noch mißlich bleibt, über Dinge, die vom Gewissen abhängen, Lehrsätze aufzustellen, wird man durch die sogenannten moralischen Gründe für eine Revolution nichts beweisen. An juristische Erlaubniß zur Revolte ist aber für die jetzige und zukünftige Weltlage nicht zu denken. Welcher Regent wird seinen Unterthanen erlauben, ihn vor eine bewaffnete Controle zu ziehen? Hier ist die Geschichte die beste Lehrerin und Richterin. Sie wird, wie immer, ihr Haupt trauernd verhüllen, wenn die Völker gegen ihre eignen Glieder wüthen; dem Theile aber die Krone der Gerechtigkeit geben, — der gesiegt hat.

6) Staatswissenschaftliche Vorlesungen für die gebildeten Stände in konstitutionellen Staaten. Von K. H. L. Pölitz. Zwei Bände. Leipzig, Hinrichs, 1831, 32.

Herr Hofrath Pölitz hat ein wahres Wort gesprochen. Er sagt, wenn man jezt von seinem Buchhändler eine politische Schrift zugeschickt erhalte, so pflege man einen Blick ins Inhaltsverzeichniß zu werfen, einige Stellen aufzuschlagen und nach dem, was der Verfasser über die Stichwörter des Tages sage, den Werth des Buches anzuschlagen. Das ist ganz richtig. Einen Schriftsteller, der so unvorsichtig ist, einmal das Wort Preßfrechheit, oder den wie eine Injurie klingenden Namen Zeitungsschreiber fallen zu lassen, liest man nicht; man weiß sogleich, daß sein Räsonnement eine Jeremiade ist. Herr Pölitz ist vorsichtiger gewesen; man sehe sich nach seinen Urtheilen über die Freiheit der Presse, Gleichheit vor dem Gesetze, Aufhebung der Feudallasten um, und wird sich freuen, ihm in seinen Grundsätzen und Schlüssen zu begegnen, ihn immer auf der Höhe der Zeitverhältnisse anzutreffen, ihn billig und gerecht die Forderungen der

Gegenwart erwägen zu lassen. Dies wohlthuende Vorurtheil muß man schon beim ersten Anblick seiner Schriften fassen.

Dennoch ist es nicht diese Konnivenz gegen eine Eigenheit unsres Publikums, die Herrn Pölitz bestimmt hat, den Tendenzen unsrer stürmischen Zeit eine billige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Seine Behauptungen sind im Gegentheil Untersuchungen, die sich auf das unpartheyische Zeugniß der Geschichte und der Erfahrung berufen dürfen, seine Vorliebe für einige der lautesten Wünsche des Tages ist nur die Freude an der glücklichen Uebereinstimmung mit einem Systeme, das er über die mannichfachen Beziehungen des im politisch-socialen Verhältniß lebenden Menschen aufgestellt und mit strenger Konsequenz durchgeführt hat.

Auch die Lehre vom Staate hat man auf einen lezten Grund zurückzuführen versucht. Man forschte nach dem höchsten Grundsatze der Politik. Ehe man aber hierüber unsre neueren Theoretiker hörte, mußten Veränderungen im Staatensysteme vorgehen, die die Lehren jener bedingten. Herr Pölitz hat sich der Geschichte nicht verschlossen; er erkennt an, daß die Revolution jene Beziehung ist, die keiner unsrer heutigen Staaten ignoriren darf. Die Politik muß diese, sey es nun billigend oder verwerfend, im Auge behalten; sie darf sich über sie nicht wegsetzen. Die Lage aller unsrer Staaten ist eine prekäre, ihr Zustand ein Nothstand. Ueberall hat der Widerspruch die alte Taktik der Regierungskunst paralysirt. Es kömmt darauf an, die Opposition zu vernichten, indem man sie entweder durch eigne, noch vorhaltende Kraft zerstört oder sie unschädlich macht, wenn man auf ihre Forderungen den Stempel der Gesetzmäßigkeit drückt. Die drei sich hieraus ergebenden Systeme der modernen Politik sind bekanntlich von Niemanden so genau unterschieden worden, als von Herrn Pölitz. Da haben wir die Reaktion, die Revolution und die Reform. Mit derselben Freimüthigkeit, wie sich König Wilhelm von England in den lezten Debatten des Unterhauses einen Reformer nannte, bekennt sich der Verfasser zu dem leztern System. Er hat es in mehreren staatswissenschaftlichen Schriften zu schildern unternommen, und auch in den vorliegenden Vorlesungen waltet dasselbe Princip der billigen Ansprüche an die bestehende Macht.

Man wird sogleich zur Hand seyn, den Verfasser zum Juste-Milieu zu rechnen, um ihm mit dieser Klassifikation den kürzesten Prozeß zu machen. Wollte man mit diesem Worte doch vorsichtiger umgehen! Das Juste-Milieu ist weit weniger ein politisches System, als eine historische Beziehung. Es hat seine wahre Bedeutung nur in Frankreich, und wird mit dem Tode Louis Philipps auch diese verloren haben. Das Juste-Milieu ist nicht die Politik des gegenwärtigen französischen Regimes, oder vielmehr des Perier'schen, sondern eine Eigenschaft ihres Oberhauptes, die ihn den königlichen Franzosen so empfehlend machte. Das Juste-Milieu ist nicht das unbestimmte Hin- und Herschwanken zwischen zwei Extremen der Regierungsart, nicht die Mittelstraße, die zwischen der Scylla der Revolution und der Charybdis der Stabilität liegt, sondern die zufällige Persönlichkeit des Herzogs von Orleans, die in seiner Verwandtschaft mit dem königlichen Stamme auf der einen Seite, und in seiner eigenthümlichen Stellung zum französischen Volke auf der andern lag. Nur der Enthusiasmus hat mit dem Juste-Milieu zu thun. Lafayette und die beste Republik, der Bürgerkönig und der mit republikanischen Institutionen umgebene Thron sind die Namen und Begriffe des Juste-Milieus. Das sind Verhältnisse, die nur auf französischem Boden Sinn haben, nach denen sich weder unsre Ultra's noch unsre Gemäßigten sehnen, mit denen man also auch die Gesinnungen der deutschen Publicisten in Verdacht zu bringen aufhören möge!

Der Verfasser verfolgt das ganze Gebiet der Staatswissenschaften mit seiner humanen Art, über öffentliche Gegenstände zu sprechen. Wir sind auf Manches gestoßen, wo wir ein bestimmteres, auf Einiges, wo wir selbst ein andres Endurtheil gewünscht hätten; doch hält uns die populäre Bestimmung des Buches ab, darauf weitläuftig einzugehen, um so mehr, weil wir gestehen müssen, daß unsre Zweifel immer nur bekannte, bestrittene Materien, wo der Verfasser die Meinungen andrer theilt, getroffen haben. Der leichte, gefällige Ton der Darstellung trägt dazu bei, diese zeitgemäße Schrift zu empfehlen. G.

(Die Fortsetzung folgt.)

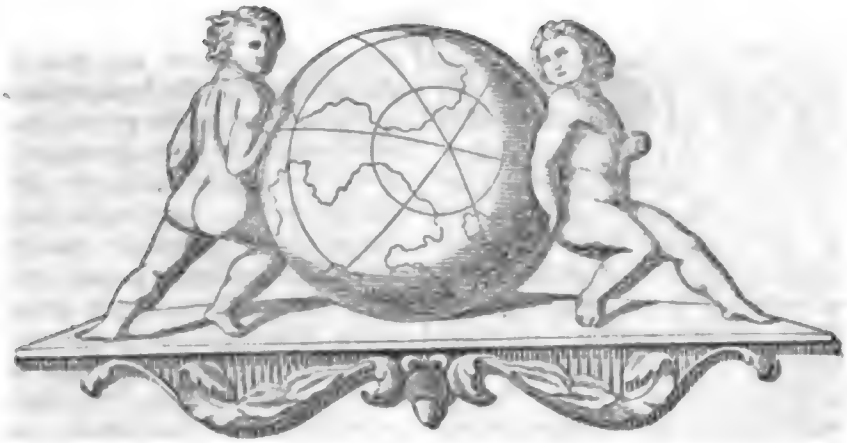
Italienische Literatur.

1) Il Parnasso Italiano continuato. L'Orlando inamorato di Matteo Maria Bojardo; le rime di Michelangnolo Buonarotti; la secchia rapita di Alessandro Tassoni; il Decamerone di Giovanni Boccaccio. Lipsia, Ernesto Fleischer, 1833.

2) Teatro classico Italiano antico e moderno. Quaderno II—III. Daselbst, 1832.

Diese reinlichen, eleganten, ja prächtigen Ausgaben mit scharfen Lettern auf dem schönsten Papier müssen uns schmerzlich erinnern, daß entweder nur die wenigsten unserer deutschen Verleger den Geschmack Ernst Fleischers besitzen, oder daß man unsre deutschen Dichter oder sonst berühmten Schriftsteller der Ehre äußrer Auszeichnung im Druck gleich ausländischen literarischen Koryphäen noch nicht für würdig hält. — Das italienische Theater ist mit der vorliegenden dritten Lieferung geschlossen, und enthält die besten Stücke von Monti, Bruno, Casti, Alfieri, Grazzini, Niccolini, Goldoni, Foscolo, Metastasio, Gozzi.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 31. — 22. März 1833.

Staatswissenschaft.

(Fortsetzung.)

7) Ueber die geschichtliche Entwicklung der Begiffe von Recht, Staat und Politik. Von Friedrich von Raumer. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus, 1832.

Seite 203 sagt der Verfasser eben so schön als wahr: „In der ächten Geschichte offenbart sich die fortlaufende Entwicklung der menschlichen Vernunft, und die wahrhaft historischen Ergebnisse sind zugleich auch philosophische Thatsachen; wogegen das apriorische Belieben des lezten Tags nicht selten flacher und unvernünftiger gewesen ist, als die Lehren der Jahrtausende.“ Allein, wenn der berühmte Verfasser diesen Satz als wahr anerkennt, warum hat er ihn nicht befolgt? Sein Werk handelt keineswegs von der geschichtlichen Entwicklung, von der erfahrungsmäßigen und faktischen Ausbildung der politischen Begriffe, sondern lediglich von dem vagen, immer über oder unter der Linie des Wirklichen sich befindenden Theorien der Schriftsteller, von Platons fabelhafter Republik bis zu der unmöglichen Hierarchie St. Simons. Wir hätten eine Erörterung der alttheokratischen, despotischen, antik republikanischen, romantischen und modernen wirklich historischen Staatsverfassungen, wirklich lebendig gewordenen Staatsprincipe erwartet; statt dessen finden wir nur eine aphoristische lückenhafte Aneinanderreihung der stets abnormen Meinungen, welche dieser oder jener Philosoph oder Malcontent zu verschiedenen Zeiten gehegt hat. Wir vermutheten, etwas von Lykurg zu hören, der einen wirklichen Staat gründete, aber wir hören nur von Platons Träumen. Wir erwarteten eine Begründung der großen mittelalterlichen Ideen des geistlich-weltlichen Reichs, aber wir finden nur die spätern Restaurationsphantasien der französischen und deutschen Neujesuiten, die so weit hinter dem wahren Mittelalter zurück sind, als die französische Republik hinter den antiken, die sie auch restauriren wollte. Wir hofften endlich, auch etwas von dem jüngsten Princip des Juste-Milieu zu hören, dem doch seine historische Entwicklung aus dem Konflikt zweier Extreme und seine Herrschaft in der Wirklichkeit nicht abzustreiten ist, allein wir hören von St. Simon, dessen Reich da liegt, wo wir Platons Republik und das Utopien des Thomas Moore zu suchen haben. Ich glaube nicht, daß die Begriffe von Recht, Staat und Politik, wie sie sich in der Wirklichkeit entwickelt und die ganze Geschichte hindurch in bewundernswürdigen Staatssystemen und Staatsaktionen rea-

lisirt haben, in den Werken der Theoretiker zu suchen sind, die größtentheils eben nur darum geschrieben, weil die darin gepriesenen Ansichten in der Wirklichkeit keine Geltung fanden und sich daher in die Bücherwelt flüchten mußten. Ist irgendwo ein krasser Gegensatz, so besteht er zwischen der wirklichen Geschichte und den Träumen der Philosophen. In der Regel wollen die leztern gerade das Entgegengesezte von dem, was geschieht. In der Zeit des Despotismus verlangen sie die Revolution, und in der Zeit der Freiheit die Restauration. Glühende Freiheitsschwärmer unter der Hierarchie, werden sie Papisten unter der Aufklärung. Dante, dessen „Monarchie" Herr von Raumer wohl hätte erwähnen dürfen, kämpfte in der Theorie gegen den Papst, da der Papst am mächtigsten war, und Friedrich Schlegel umgekehrt für den Papst, da der Papst am schwächsten war. In der That, Dante hatte andre Begriffe, als die seines Jahrhunderts, und Friedrich Schlegel andre, als die des seinigen. Wäre es nun aber nicht passender, sich an die Begriffe des Zeitalters zu halten, nicht an die Begriffe der wenigen, die ihnen vorauseilen oder hinter ihnen zurückbleiben? Wenn Herr von Raumer sich dadurch zu rechtfertigen sucht, daß er gleich im Eingange von einer Wechselwirkung zwischen Theorie und Praxis in jedem Zeitalter spricht, so hat er sich durch seine Darstellung selbst am besten widerlegt, denn fast alle Politiker, die er der Reihe nach aufzählt, wollten etwas andres, als was zu ihrer Zeit wirklich war, und sehr viele etwas, was niemals zu verwirklichen ist.

Um den politischen Ideen- und Entwicklungsgang durch die Weltgeschichte zu verfolgen, hätte es etwas mehr bedurft, als die Aufzählung einzelner eigensinniger Schriftsteller aus der antiken und modernen Zeit (wobei das noch höhere Alterthum des Orients und das Mittelalter ganz übergangen sind.) Man hätte mit den seltsamen Hierarchien in Indien und Aegypten, China und Japan, Peru und Mexiko beginnen müssen; alsdann würde sich an das Aufkommen des semitischen Volksstammes die weltliche Opposition gegen jene ältern Hierarchien angeknüpft haben, wenigstens kommt diesem Stamm die Gründung des weltlichen Despotismus im alten Babel und die Gründung der ersten Republiken in Phönizien zu. Dann wäre zu zeigen gewesen, wie auf eine sehr natürliche Weise die Mischvölker in Griechenland und Italien die Schöpfer willkührlicher Verfassungen und politischer Experimente werden mußten, da sie als Auswanderer und Mischlinge den historischen und nationellen Boden verloren hatten und, wie die neuen Nordamerikaner, auf die eigne Erfindungskraft und Willkühr angewiesen waren. Die Ausbildung dieser antiken Schule der Politik und die Vergleichung zwischen Griechenland und Rom dürfte dem Historiker sehr interessanten Stoff dargeboten haben. Ferner wäre der höchsten Vollendung des römischen Staats- und Rechtssystems das Christenthum und das germanische, in der Nationalität wurzelnde Rechtsprincip entgegenzuhalten gewesen, und der Historiker hätte aus diesen Elementen die allmählige Vollendung des gothischen Staatsbaues herleiten müssen. Endlich wäre die Auflösung und Zerstörung dieses Gebäudes und die neuere Politik zu schildern gewesen, die sich zwischen den Ruinen desselben hervorgebildet hat, und die wieder zum antiken Princip und zum Experimentiren, nur in einem großartigern Styl, zurückführen mußte, sofern mit den alten Formen auch der alte Geist entwichen war, und das neue Geschlecht ausdrücklich wieder auf seine eigne Erfindungskraft und Willkühr angewiesen war. Hier nun hätte der Historiker zeigen können, wie die Experimente von Extrem zu Extrem übergeschweift sind, um sich periodisch in dem, was man bald das politische Gleichgewicht und die Toleranz, bald das Juste-Milieu und das historische Princip genannt hat, zu neutralisiren. Jenes waren die Stichworte nach der Reformation, dieses waren die Stichworte nach der Revolution, die aber dennoch nicht Stich halten zu wollen scheinen. — Dies wäre ungefähr der Leitfaden für eine Entwicklungsgeschichte der politischen Begriffe. Daraus ließe sich etwas lernen.

Wenn Herr von Raumer die Systeme der Schriftsteller, die er citirt, nur immer auf die wirkliche Geschichte, oder wenigstens auf ein bestimmtes System, etwa sein eignes, bezogen hätte; allein er gefällt sich in einer, vielleicht künstlichen Unordnung. Wir erhalten also nichts, als oberflächliche Skizzen mannichfacher politischer Hypothesen, die wie Wolkenbilder eilends an uns vorüberjagen, ohne einen andern Eindruck zu hinterlassen, als den, welcher von hin und wieder vorkommenden grellen Farben und Gestaltungen unzertrennlich ist.

Da wir somit nichts Ganzes vor uns haben, weder eine Geschichte, noch ein System, so müssen wir uns auch nur ans Einzelne halten, und so wenig ich gewohnt bin, einzelne Stellen aus dem Zusammenhange zu reißen, um danach zu urtheilen, so muß ich es doch hier thun, wo kein Zusammenhang ist, ausgenommen die immer wiederkehrenden Komplimente gegen die vornehme Flachheit der Tories. Man kann dem Verfasser nicht vorwerfen, daß er in seinen Urtheilen, wenn auch nur im Vorbeigehn, ungerecht sey, daß er für irgend ein Princip entschiedene Parthei ergriffe und darum gegen die Vorzüge des andern blind sey, er ist vielmehr streng und gerecht gegen die Ultras von allen Sei-

ten, und weiß scharfsinnig überall die Unhaltbarkeit scheinbar fester Grundsätze nachzuweisen; allein er hat eine kleine Schwachheit für die blinzelnde, gnädig lächelnde Manier des Hochtorismus. Man sieht es ihm an, er würde alle Ideen von Aristoteles bis auf La Mennais für ein wegwerfendes Bonmot seines Edmund Burke oder für eine pensée des Minister-Philosophen Ancillon hingeben. Ich habe großes Wohlgefallen an Edmund Burke, ich habe ihn wahrscheinlich so oft gelesen als Herr von Raumer, denn er ist so, wie uns die Briefe eines Verstorbenen und die geistreichen, nie genug den deutschen Lesern anzuempfehlenden Romane Bulwers die so interessante Gattung der Tories schildern. Aber heißt das Edmund Burke bewundern, wenn man ihm seine Wahrheit nimmt, wenn man aus dem geistreichen, boshaften, kleinlichen, medisanten Rothkopf „einen Riesengeist macht, wie sie die Natur in Jahrhunderten nur einmal hervorbringt?“ Burke hat nichts gethan, als dem egoistischen Haß der durch die französische Revolution tödtlich gekränkten Aristokratie Worte geliehen. Er hat mit beneidenswürdigem Scharfsinn und glücklichem Ausdruck die Fehler der Revolution in ihrem Entstehen bezeichnet; aber er war blind, stockblind gegen das Erhabne dieser Revolution und vorzüglich gegen deren historische Nothwendigkeit. Er war ein geschickter Advokat, der den Prozeß des Status quo gegen die Revolution mit höchster Beredtsamkeit verfocht, und sich gleichwohl dadurch lächerlich machte, daß er mitten im Feuer noch immer deklamirte, als ob die Sache nicht schon entschieden wäre. Raumer rühmt von ihm, er habe den Fortschritt gewollt, aber nicht einen gewaltsamen, nicht eine Revolution. Wie mag ein Geschichtsforscher eine solche Sentimentalität rühmen? Vom Standpunkt der Theorie aus mag ein unbärtiger, weicherzogner Predigersohn an eine ruhige Fortentwicklung der Menschheit zum Bessern glauben. Wer aber die Geschichte kennt, der weiß, daß darin auch nicht der geringste Fortschritt gemacht worden ist, ohne Kampf und Gewalt, ja daß gerade die Lehre des Friedens und der Liebe es allzeit gewesen ist, in deren Namen die wildesten Kriege geführt wurden. Man kann gegen Ansichten protestiren, aber nicht gegen Ereignisse. Burke hat gegen Thomas Paine in sehr vielen Dingen Recht, aber gegen die französische Revolution hat er seinen Prozeß verloren.

Man kann nicht gegen eins seiner Kinder eine kleine Schwachheit empfinden, ohne zugleich ein andres zu vernachläßigen. Daher hat auch die kleine Herzensangelegenheit, in die Herr von Raumer mit dem Torismus verwickelt ist, eine gewisse Kälte gegen die Volkstribunen, diese ewigen Widersacher des Torismus, zur Folge. Auch hier ist er sich seines Berufs als Historiker nicht mehr ganz bewußt. Er tadelt Sieyes wegen dessen Schrift gegen die Privilegien. Er sagt, „diese Schrift verwechselt das Wesen mit dem Mißbrauch der Sache und geht weder philosophisch in die Tiefe, noch nimmt sie Rücksicht auf die Erfahrung von Jahrtausenden.“ Ich erlaube mir dagegen Herrn von Raumer zu bemerken, daß der Vorwurf der Rücksichtslosigkeit, den er Sieyes macht, auf ihn selbst zurückfällt. Sieyes schrieb eine Flugschrift, berechnet für die nächste Gegenwart, hervorgegangen aus einer neuen französischen Erfahrung. In dieser Beschränkung auf einen bestimmten Raum und eine bestimmte Zeit hat Sieyes Schrift durchaus und vollkommen Recht. Sie verlangte die radikale Ausrottung des aristokratischen Krebsschadens, an dem Frankreich damals litt, und sie bewies, daß von diesem grenzenlos verdorbenen Adel kein Individuum irgend mehr zu verlangen, oder weniger Pflichten zu erfüllen haben dürfe, als irgend ein andres französisches Individuum. Ich frage Herrn von Raumer, ob Sieyes hierin nicht ganz vernünftig urtheilte? Ich gebe ihm hierbei gern zu, daß die Frage, ob und in wie weit das aristokratische Element dem Staatsleben zuträglich sey, wenn sie überhaupt im Allgemeinen, oder wenn sie in Bezug auf ganz andre gegebene Verhältnisse gestellt wird, auch anders beantwortet werden kann; allein mit demselben Recht, mit welchem der spanische Cid die Erhabenheit des Ritterthums geltend machte, konnte Sieyes die Niederträchtigkeit der französischen Hofaristokratie verdammen.

Abgesehn von dieser kleinen Geringschätzung gegen die Plebejer, und von der dagegen beobachteten respektvollen Rücksicht gegen die politisirende Vornehmigkeit, ist, wie schon gesagt, Herr von Raumer sehr gerecht gegen die Leute, die er die Musterung passiren läßt, um so gerechter, als er selbst keiner Meinung anzugehören scheint. Zwar läßt sich aus dem, was er billigend anerkennt, ein Schluß auf seine Meinung ziehn, zufällig aber erkennt er nichts an, als das absolute Juste-Milieu, das weder kalt noch warm, weder ja noch nein, das die reine Indifferenz = 0 ist. Folgende Schlußsätze mögen es bestätigen, Seite 258: „In Augenblicken schwerer Krankheit treten bedenkliche, unheilbringende Lehren, wie z. B. die vom unbeschränkten göttlichen Rechte der Könige und von der Volkssouveränität, allerdings noch auf tadelnswerthe Weise hervor; allein die Gründe solcher Irrthümer liegen nicht auf einer Seite, sondern vertheilten sich auf beide Theile, und die ächte Theorie hat längst ermittelt, was das Richtige und was das Irrige in jenen und ähnlichen Begriffen sey. — Dasselbe gilt von den übertriebenen Lehrsätzen des versteinerten Beharrens, oder unruhigen

Aenderns; jeder Vernünftige weiß jezt, daß das ächte Entwickeln und Fortschreiten zwischen beiden in der Mitte liegt, und verderbliche Revolutionen allein abhält. — Tornannei von oben und Empörung von unten hat, schneller als jemals, in unsern Tagen ihre Strafe gefunden, und mächtige Staaten sind durch unnatürliche Eroberungen in so großes Unheil gerathen, daß nur leidenschaftlicher Wahnsinn diese Bahn noch empfehlen und gute Früchte davon erwarten kann. — Auf bloße Gewalt läßt sich jezt kein Staat mehr gründen, sondern das Recht muß schützend hinzutreten. Damit aber nicht dessen Buchstabe tödte, soll man es durch eine sittliche Politik und durch die Religion der Liebe verklären und auf eine höhere Stufe heben."

Ich kann mir eines Lächelns nicht erwehren. Bisher sprach wohl der eine oder andre Philosoph mit dieser Zuversicht von der Zukunft, allein niemals ein Geschichtsforscher. Das Rechte sey längst ermittelt, jeder Vernünftige wisse, daß es in der Mitte (zwischen Recht und Unrecht?) liege, von jezt an lasse sich kein Staat mehr auf bloße Gewalt gründen ꝛc.; das sind Sätze, die wir einem der Geschichte und Politik wildfremden Professor der Philosophie auf einer deutschen Winkeluniversität, und allenfalls einem Hofpublicisten nach dem Pariser Friedensschluß gerne verzeihen, über die wir aber nur die Achseln zucken können, wenn ein berühmter Historiker sich herabläßt, sie nachzusprechen. Erstens beruht die ganze Behauptung auf einem falsum. Es ist gar nicht wahr, daß die rechte Mitte gehalten wird. Wir befinden uns im Gegentheil stark auf der Seite der Reaktion, des Absolutismus, und wenn ja einen kurzen Augenblick die Waage wirklich still zu stehn schien, so mußte dieser Augenblick der Natur der Dinge nach schnell vorübergehend seyn. Eine Aussöhnung der kämpfenden Princire aus Vernunftgründen ist unmöglich, weil die Vernunft schlechterdings nicht zweierlei Herrn dienen kann. Eine solche Aussöhnung kann also nur Folge der Erschöpfung oder der wechselseitigen Furcht seyn, wie zwei Kämpfer zwischen dem Gefecht Pausen machen, um sich zu erholen und neue Anschläge auszusinnen. Ich würde es den Gipfel deutscher Verirrtheit nennen, wenn irgend einer meiner Landsleute jene sentimentale Lüge des Juste-Milieu im Ernst und mit einer Art von Andacht glauben wollte. Wenn Herr von Raumer vollends gar von der sittlichen Politik und von der Religion der Liebe spricht, so weiß ich nicht, wen er vor sich zu haben glaubt, um solche Dinge zu sagen, ohne laut aufzulachen.

Ich kann nicht umhin, den liebevollen Prophezeihungen des Herrn von Raumer etwas gehässigere entgegen zu setzen. Weit entfernt, beschwichtigt zu seyn, wird der Kampf fortdauern. Weit entfernt, je beruhigt zu werden, wird die Welt beständig zwischen Tyrannei und Anarchie schwanken, die Tyrannei wird allzeit wieder die Revolution gebären und die Revolution das Juste-Milieu, das Juste-Milieu wieder die Tyrannei. Weit entfernt, jemals sittlich zu werden, wird die Politik immer den edlen Kämpfern und Martyrern den Sieg wieder zu entreißen wissen, die Tugend und das Recht werden immer und allezeit bis an der Welt Ende in der Minorität seyn, und das Laster wird einmal besiegt, in den Siegern selbst immer wieder herrschend werden. Von der Religion der Liebe, angewandt auf die Politik, wird vollends gar nie die Rede seyn, das ist Papperlapapp, Kindergeschwätz. Der Erdgeist ist ein trotziger Geist, seine Lust der Krieg. Mag er wie Achill unter Engeln weißgekleidet wandeln, eine Trompete schmettert und er greift jauchzend zum Schwert. Er will kämpfen, er wird kämpfen immerdar; er kämpft nicht für den Gewinn dieser oder jener Sache, sondern er sezt sich den Preis, nur um zu kämpfen. Und wer dies nicht begreift, der kennt auch die Geschichte nicht. Wer dem lebendigen Kriegsgott Frieden predigt, der weiß nicht, was er thut. Die frommen Alten sagten wohl: beschere der Himmel unsern Kindern Frieden, aber wir glauben nicht daran. Wir Neuern dagegen erlauben uns, mitten im blutigen Kriege, zu behaupten: dieser segensreiche Frieden, den wir genießen, er muß, er wird immer dauern. So sind wir denn, sagen wir unter dem Kanonendonner und unter dem Klappen der Henkerbeile, so sind wir denn zu dem seligen Ziele der Geschichte gelangt, wo Vernunft, sittliche Politik und die Religion der Liebe regieren, wo Recht und Frieden die Fürsten und Völker in unzertrennlichem ewig schönen Bunde vereinigt.

8) Worüber streitet man jezt? Auszug aus einer Rede von dem schwedischen Bischof Dr. Esaias Tegner. Hannover, Hahn, 1832.

Der Schluß des berühmten Redners lautet: „Kurz, die Gemäßigten müssen endlich siegen." Ich zweifle nicht daran, aber ist nach diesem Siege das Schauspiel zu Ende? Keineswegs. Wenn zwei Partheien im Kampf gegen einander endlich ermatten, siegen die Gemäßigten allemal, aber ihre Herrschaft ist nur von so langer Dauer, als die extremen Partheien sich nicht aufs neue gewaffnet haben und nicht ein neuer Kampf das große Tagesinteresse einnimmt.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 32. — 25. März 1833.

Staatswissenschaft.

(Fortsetzung.)

9) Konstitutionelle Phantasien eines alten Steuermanns (Rehberg) im Sturm des Jahrs 1832. Hamburg, Perthes.

Rehberg spricht hier die vernünftigste Ansicht aus, indem er sagt, wenn auch alles, was wir thun, noch keine Dauer verspricht, so sind wir doch von den Ereignissen, von der Gefahr des Kampfs, von der Selbsterhaltung getrieben, das zu thun und uns dessen auch für die nächste Zukunft zu versichern, was wir für das Beste halten. Wir müssen im Sturm das Steuer nie aus der Hand legen, wohin er uns auch schleudre. „Es ist wohl überhaupt sehr zweifelhaft, ob der jetzige Augenblick, in welchem alle Verhältnisse, aus denen eine das Land vertretende Versammlung hervorgehen kann, so schwankend und zweifelhaft geworden sind, dazu geeignet sey, eine Verfassung zu erschaffen, die in jedem Falle bald wesentliche Veränderungen erleiden wird. Gutsherren und Bauern verlangen eine Auflösung, oder doch Modifikationen ihrer Verhältnisse. Von allen Seiten wird dahin gearbeitet. Der Adel hat durch die Auflösung des deutschen Reichs seine Bedeutung verloren, und er erwartet eine neue Stellung, welche ihm im größten Theile von Deuschland wirklich schon angewiesen ist: und doch verspricht auch diese noch keine sichere Dauer. In den industriösen Klassen entwickelten sich Kräfte und Thätigkeit in einem unerwarteten Grade: und auch diese werden Einfluß auf die Regierung gewinnen. Wie könnte man während eines so allgemeinen noch unentschiedenen Kampfes etwas Dauerndes begründen? Doch muß zu allen und jeden Zeiten regiert werden: und ein Volk, welches seine Ansprüche auf einen Antheil an der Verwaltung seiner Angelegenheiten in irgend einem Zeitpunkte aufgibt, kann nicht hoffen, ihn so leicht wieder zu erhalten. Es muß also wohl an einer Konstitution gearbeitet werden: und jeder bloße Versuch hat schon seinen Werth, wie er auch immer ausfallen mag.“ So äußert sich ein vernünftiger, an Thätigkeit gewöhnter Mann, der da weiß, daß es eben so schimpflich ist, nichts zu thun, als lächerlich, Alles zu hoffen.

Dasselbe Gepräge einer gereiften Vernunft und Erfahrung zeigen die übrigen Bemerkungen des Verfassers. Man lese z. B. folgende geistreiche Expektorationen über die Preßfreiheit: „Die Folgen der Preßfreiheit müssen da beobachtet werden, wo sie schon lange bestanden hat, vollkommen ausgebildet, und in den bleibenden Zustand

übergegangen ist. In England, nicht in Frankreich oder in deutschen Staaten, wo eine überwiegende Parthei danach ringt, eine andere aber widerstrebt, und während des Kampfes jede unbedeutende Bewegung in heftige Krämpfe übergeht. Die englischen Zeitungen liefern Stoff, das ganze wahre Gemälde zu entwerfen. — Auf der andern Seite bedarf es keines weissagenden Fernrohrs, um den Zustand zu erkennen, den ein ganz entgegengesetztes System bewirkt. Das Volk befindet sich unter der strengen Vormundschaft seiner Regierung gar nicht übel. Die Produktion und die Industrie sind in der lebhaftesten Thätigkeit. Auch die Kräfte des Verstandes und die Früchte des Unterrichts benutzt die Regierung, so weit das gemeine Wesen deren bedarf. Ueber das Maaß dieses Bedürfnisses aber hat sie sich das Urtheil vorbehalten: und sie findet dies so natürlich und so nothwendig, daß etwa vor zehn Jahren, in einer halb officiellen Bekanntmachung, alle sogenannten verdienstvollen Männer, die sich, ohne berufen zu seyn, mit dem Urtheile über öffentliche Angelegenheiten bemühen, zur Ruhe verwiesen wurden. Im Jahre 1821 erließ der König Carl Felix von Sardinien bei seiner Thronbesteigung ein Edikt, worin es für ein Verbrechen erklärt ward, mit den Verfügungen seines Regenten unzufrieden zu seyn. Das war zu viel und zu wenig. Denn wer nicht unzufrieden seyn darf, muß auch glauben und nur das wissen, was ihm vorgeschrieben wird. Indessen liegt vor Augen, was eine in diesem Sinne geführte Regierung auszurichten vermag. Das Kabinet, welches dieses System am vollkommensten ausgebildet hat, und am konsequentesten befolgt, beherrscht in unsern Tagen den Lauf der Begebenheiten. — Alle Regierungen hingegen, die einen Mittelweg erwählen möchten, laufen Gefahr, in schwankenden Schritten bald auf einer, bald auf anderer Seite anzustoßen, und sich in Schwierigkeiten zu verwickeln, die noch kein Staatskünstler der neuern Zeiten zu heben gewußt hat. Wir wollen versuchen, die Aufgabe zu lösen, indem wir einen Geist beschwören, der sich zu seiner Zeit besser als Andere darauf verstand, die Menschen zu beurtheilen und zu behandeln: und der das Resultat seiner Erfahrungen in Schriften niedergelegt hat, aus denen schon Mancher sich belehrte, ohne es einzugestehen. — Welterfahrner Nicolo Machiavelli, Sekretär der florentinischen Republik, Tugendbündner, Vertrauter des Cäsar Borgia, verunglückter Lehrmeister des Fürsten in spe, Lorenzo des Jüngern von Medici, was sagst Du zu allem diesem? „Wenn zu meiner Zeit von einer Volksstimme die Rede war, so war die Bürgerschaft gemeint, welche sich auf dem Platze vor dem alten Palaste vernehmen ließ, und da oft genug Tumult machte. Lesezirkel kannte man nicht: denn es gab keine Broschüren, die in alle Hände gekommen wären, und von Zeitungen, die zu hunderten Euch beschäftigen, wußte man nichts. Von fremden Staaten erfuhr man nicht gar viel. Kaum etwas von andern Städten. Ich habe zwar selbst Bemerkungen über das französische und über das deutsche Volk niedergeschrieben. Dazu aber mußte ich auf Gesandtschaften die Augen aufthun, nicht zu lesen, sondern zu sehen. In die heutige Welt mich zu finden, wird schwer. Doch wird auch in ihr der Grundsatz gelten, daß Jeder, der den Menschen Rathschläge geben will, sich zuvörderst von ihren Wünschen und Absichten unterrichten muß. Denn sie lassen sich allenfalls wohl sagen, wie sie es anfangen müssen, zu ihrem Zwecke zu gelangen: sehr ungern aber hören sie davon, welche Zwecke sie sich vorsetzen sollten. Am wenigsten ist dies bei Großen und Mächtigen angebracht. Diese streben alle danach, ihre Herrschaft zu befestigen und auszudehnen, und ihren Einfluß zu erweitern. Es fragt sich nur, was sie für Mittel dazu haben: und ob ihnen die Preßfreiheit dabei dienlich ist? — Ich sage also erstlich: daß eine Regierung, die des unbedingten Gehorsams ihrer Unterthanen gewiß ist, nicht wohl thut, die Presse frei zu geben. Dabei könnte sie zwar die Unterstützung gewinnen, die in den Gesinnungen des Volks liegt, deren bedarf sie aber nicht: und sie läuft Gefahr, die Kraft des Gehorsams zu schwächen, oder gar zu zerstören, wenn sie zugibt, daß die Menschen zum Nachdenken gereizt und über das belehrt werden, was ihnen nicht dient. — Zweitens sage ich, daß die Regierung eines Volks, welches mit ihr eines Sinnes ist, und immer vorwärts schreitend, sich dabei begnügt, auszurufen: unser König hat es gewollt; Er hat entschieden! gar nicht wohl thut, die Preßfreiheit einzuführen. Denn diese kann nur zu dem Ende gebraucht und mißbraucht werden, die Erkenntniß der Wahrheit zu befördern. Hieran ist aber demjenigen nicht gelegen, der höhere Zwecke hat. Habet Ihr nicht selbst erlebt, daß die französischen Heere über die Bülletins ihres Kaisers lachten, indem sie ihm blindlings folgten, — so lange er Sieger war. Allenfalls kann ein Fürst, den sein Volk immer im Munde führt, zugeben, daß ein wenig rumort werde, damit die Leute sagen können: Auch die Freiheit zu denken hat er uns gegeben. Er darf aber ja nicht leiden, daß sie im Ernste gebraucht werde. Geschähe das, so könnten ihm die Zügel entwischen. — Drittens aber sage ich, daß ein Volk sich nicht lange von Menschen, die es selbst gewählt hat, befehlen und zugleich belehren läßt. Vor dem Fürsten hat es noch wohl so viel Achtung, zu schweigen: aber gegen seine selbst gewählten Vorsteher will es reden dürfen. Es verlangt also Preßfreiheit, als eine Schutzwehr gegen seine eignen Vertreter: und eben auch der Fürst selbst bedarf ihrer, um sich gegen die Vormundschaft zu

wehren, die jene sich über ihn anmaaßen möchten. Da nun der Fürst, die Stände oder Repräsentanten, wie Ihr sie jezt nennt, und das Volk, jedes von seiner Seite der Preßfreiheit bedürfen, um sich im Gleichgewichte zu erhalten, so sage ich, daß Eure, wie Ihr sprecht, konstitutionellen Staaten Preßfreiheit erhalten werden: Ihr mögt wollen, oder nicht."

Ich möchte das ganze Buch abschreiben, so geistvoll, so liebenswürdig, so wahr ist es. Ueber die jezt so laut an die Tagesordnung gerufene Frage der Ablösung bäuerlicher Lasten sagt der Verfasser unter anderm: „Ehe man zu der Bestimmung schreiten kann, was abgelöset werden soll, muß die rechtliche Untersuchung vorangehen, was in dem Bestehenden rechtmäßig ist, und was ohne alle Vergütung wegfallen muß. Diese Frage ist aber nicht privatrechtlich, wie diejenigen behaupten, die alles Bestehende für heiliges Recht erklären möchten. Die Auflösung gehört vielmehr dem Staatsrechte an. — Wenn man das lange Verzeichniß gutsherrlicher Abgaben durchgeht, die in einem oder dem andern Theile des Landes bestehen, so wird man schon in manchen Benennungen den Beweis finden, daß sie auf keinem haltbaren Grunde mehr beruhen. Denn wie können Burgdienste gefordert werden, wenn verboten ist, eine Burgfeste zu unterhalten? Schutz zu bezahlen, der in der ursprünglichen Weise nicht mehr geleistet werden kann? Persönliche Abhängigkeit abzukaufen, wenn der Angehörige des Ritters Unterthan des Landesherrn geworden, und in diesem neuen Verhältnisse alles Persönliche in die Alles verschlingende Real-Last verwandelt worden? — In Frankreich war die Verwirrung noch weit größer, als in Deutschland. Die unendlichen Bedrückungen, welche der Bauer vom Gutsherrn und vom Könige um die Wette erlitt, waren eine Haupturſache der allgemeinen Theilnahme des ganzen Volks am Aufstande von 1789. Die von ihm gedrängte National-Versammlung dachte allem Streite und allen Klagen mit einem Gesetze abzuhelfen, das einfach und klar lautete, und gerecht schien. Persönliche Leistungen, hieß es, die sich auf das verschwundene Lehnssystem beziehen, werden aufgehoben; auch Reallasten von ähnlichem Ursprung. Was hingegen für verliehene Aecker entrichtet oder geleistet wird, soll bestehen, jedoch abgelöset werden können. Dieses billig scheinende Gesetz ward aber durch eine hinzugefügte Regel der Anwendung zu einer schreienden Ungerechtigkeit. Der Beweis des Ursprungs ward in jedem einzelnen Falle von dem gefordert, der ein Recht zu haben behauptete, und im Besitze war. Wie kann aber ein solcher Beweis da geführt werden, wo die Verpflichtung nur auf Herkommen beruhet, und aus Zeiten herrührt, in denen mündliche Ueberlieferung, Zeugniß und Kerbstock mehr üblich waren, als Urkunden, die selten ein Herr oder Knecht lesen konnte. — Wenn aber das Gegentheil von allem geschieht, was die sogenannte konstituirende National-Versammlung in Frankreich 1789 gethan hat; wenn angenommen wird, daß die ganze gegenwärtig bestehende Masse von Abgaben und Leistungen, ohne Unterschied, als wahre Verpflichtung angesehn, geschäzt und abgelöset werden solle; so kann man sich nicht wundern, wenn der Pflichtige, der ablösen soll, in dem ganzen Entwurfe des Gesetzes nur ein Projekt sieht, ungerechte Uebervortheilungen zu verewigen, und dem Gutsherrn die Einkünfte zu sichern, von denen dieser voraussieht, daß sie nicht lange mehr bestehen werden; sie geschwind in Kapital zu verwandeln, ehe sie verschwinden. — In Ansehung der Reallasten, deren Abänderung ebenfalls so dringend von allen Seiten gefordert wird, ist zuerst ein Unterschied zu machen. Die Zehnten sind drückend und hindern die gute Bewirthschaftung. Sie sind aber nicht eine Steuer zum gemeinen Besten, sondern eine Bedingung, unter welcher der Boden benuzt wird. Sie sind älter als der ganze Militäretat, mit welchem die gutsherrlichen Gefälle in Verbindung stehen. Ihre Verwandlung ist eine rein-ökonomische Angelegenheit. Nur aus dem Gesichtspunkte der Beförderung des Ackerbaues muß sie betrachtet werden. — Bei anderen Abgaben und Leistungen an die Gutsherren hingegen ist die Vorfrage unerläßlich: was ist der Pflichtige in den heutigen Verhältnissen wirklich noch schuldig? Was bezahlt er schon dem Landesherrn in der Grundsteuer und anderen Abgaben zum Unterhalte des Kriegsheeres? Solches muß ihm erlassen werden. — Damit ist indessen die Frage, ob der Gutsherr, der es bisher bezogen, es ohne alle Vergütung verlieren müsse, noch nicht sogleich entschieden. Denn es könnte wohl seyn, daß ihm ein billiger Ersatz zugesprochen werden müßte, dessen, was er zwar nicht mit gutem Grunde und vollem Rechte, doch aber unter Konnivenz der Regierungen voriger Zeiten besessen hat. Und in dem Falle wäre nur noch auszumachen, woher die Vergütung genommen werden solle? — Wie alle diese Angelegenheiten aber auch immer behandelt werden mögen, so ist offenbar, daß die Grundsteuer weder mit noch ohne die Ablösung der Gefälle bestehen, und daß die Ablösung weder mit dieser noch mit einer andern Grundsteuer verbunden werden könne; auch daß keine von beiden Anordnungen, von welchen doch das Wohl des Landes zunächst abhängt, ohne Rücksicht auf die andere, zu allgemeiner Zufriedenheit ausfallen kann."

Von einem Rehberg kann Niemand behaupten, er sey nicht ein gemäßigter, ruhig prüfender, welterfahrner Mann, ein wahrer „alter Steuermann." Was er über die Presse, über die Ablösung der Feudallasten, was

er ferner über die Zollvereine, über deutsches Rechtsverfahren ꝛc. denkt, sollte im Ohre seiner Zeitgenossen nicht verklingen und am meisten von denen beherzigt werden, deren Alter, Rang und Loyalität mit diesem alten Steuermann mehr sympathisirt als mit der muntern Jugend.

10) Niccolo Machiavellis sämmtliche Werke. Aus dem Italienischen von J. Ziegler. I. Vom Staate. Karlsruhe, Groos, 1832.

Je mehr unsre philosophischen Wortmacher, die gemüthliche Jugend und die alles besalbenden rationellen Prediger die Politik in unfruchtbare Begriffsbestimmungen und allgemeine sentimentale Phrasen von Licht und Recht aufgelöst haben, um so lieber kehrt der dadurch tödtlich gelangweilte Leser zu Machiavelli zurück, dessen praktischer Blick die Dinge sah, wie sie sind, der den Schüler der Politik lehrte, was er zu thun habe, nicht, was er zu empfinden, zu fühlen, zu glauben, zu hoffen habe; gleich wie der alte kräftige Leonardo da Vinci in seinem Buch die Jünglinge lehrt, wie sie malen sollen, während unsre phantasirenden, kunstliebenden Klosterbrüder sie nur lehren, wie sie in Anbetung der Bilder schwärmen sollen. Man hat Machiavellis Gleichgültigkeit und Kälte getadelt. Aber verhält es sich mit seinen politischen Kampfregeln nicht wie mit denen eines gewöhnlichen Fechtbuchs und kann man von einem Fechtbuch verlangen, daß es für einen der Kämpfenden Parthei ergreife? Machiavelli weiß nur zu gut, daß die fromme Salbaderei, die immerdar den Frieden und die Gerechtigkeit herbeischwört und das jüngste politische Unrecht immer für das wirklich lezte hält und glaubt, jezt werde nichts Böses mehr geschehn, jezt sey die Versöhnung und der Friede auf ewig geschlossen, Machiavelli weiß, daß dies das alte langweilige Ammenlied der Dummheit ist; er weiß, daß es nicht die Aufgabe ist, die Gewalt von ihrem Unrecht zu überreden, da sie sich doch nie überzeugen läßt, daß es also nur die Aufgabe ist, den unvermeidlichen Kampf in guter Rüstung zu bestehn. Er predigt daher nicht wie die deutschen Wohlredner, sondern er gibt uns die Waffen in die Hand und lehrt sie uns führen. Würde man auf seinem Wege fortgefahren seyn, so dürfte man bereits ein völliges System politischer Strategie und Taktik besitzen, das uns leider noch fehlt, obgleich die Materialien einzeln reichlich zusammen getragen sind. Ich würde folgende Rubriken zur Ausarbeitung empfehlen.

Offensive der Revolution und Defensive der Stabilität.

Offensive des Absolutismus und Defensive des Liberalismus.

Lehre von der politischen Basis und von der Gefahr zu sehr verlängerte Operationslinien.

Lehre von dem wahren Juste-Milieu oder der Stellung à cheval, um nach Gutbefinden rechts oder links zu operiren.

Lehre vom kleinen politischen Abmüdungskriege. Die Minorität muß, da sie im strategischen Nachtheil ist, den taktischen Vortheil suchen. Im Großen defensiv, muß man im Kleinen um so mehr offensiv verfahren.

Lehre vom excentrischen Rückzug. Die Vertheidigung muß elastisch seyn, der Schwächere muß dem Stärkern nach allen Seiten entschlüpfen, sich nicht irgendwo fassen lassen, sondern ausweichen und sobald der Feind den Rücken dreht, wieder zusammen strömen. Dies gilt von geistigen Waffen wie von materiellen, von der diplomatischen Dialektik wie von der Tirailirkunst.

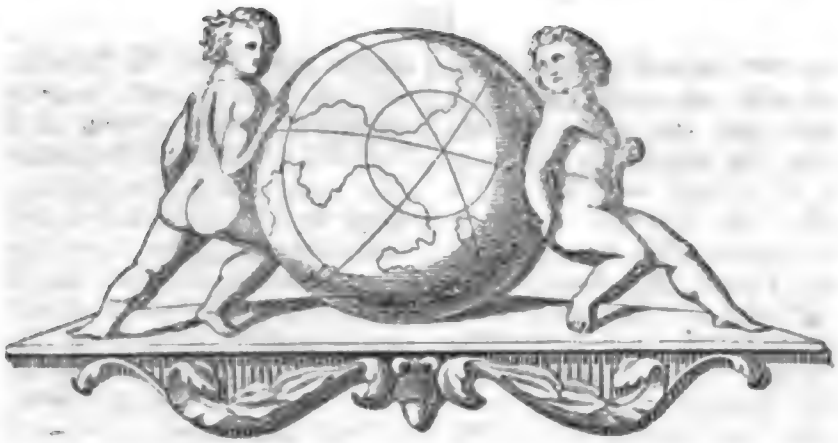
Lehre von der politischen Diversion, und von der Kunst, ein und denselben Krieg, wie man die Hand umdreht, von den Ufern des Rheins nach Nordamerika und nach Egypten zu versetzen.

Lehre vom politischen Point de Vue, d. h. in der Richtung nach einem Punkt hin muß man den kürzesten Weg einschlagen, und auf der Sehne marschiren, während der Feind auf dem Bogen zu marschiren genöthigt ist. Und zweitens, an Ort und Stelle muß man, wenn man auch im Ganzen der schwächere Theil ist, doch auf jedem beliebigen Punkt relativ der Stärkere seyn können.

Wichtiger aber als alle solche Lehren dürfte die seyn, daß man in allen geeigneten Fällen schnell bereit seyn muß, auch gegen die Regel zu handeln. Das ist das Arkanum der Politik. Man muß sich nicht schämen, Linienschiffe durch einige Schwadronen Husaren wegzunehmen, wenn nämlich das Meer gefroren ist. Man muß nicht zaudern, Advokaten zu Generalen zu machen, wenn die Revolution anfängt, und die Volksvertreter durch eine Kompagnie Grenadiere „zu verstärken," wenn die Revolution vorbei ist. Die wahren Regeln der Politik lassen sich niemals aus einem Buche, sondern immer nur aus den Umständen entnehmen, und das Unwahrscheinlichste ist oft das, was am nächsten zum Ziele führt, wie die Geschichte beweist, die Geschichte, in deren Erfahrungen mehr Lehre liegt, als in allen Theorien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 33. — 29. März 1833.

Staatswissenschaft.

(Fortsetzung.)

11) Anselms von Feuerbach kleine Schriften vermischten Inhalts. Nürnberg, Otto, 1833.

Verschiedene Abhandlungen über Europas politische Wiedergeburt nach Napoleons Sturz, über deutsche Landstände, deutsche Rechtswissenschaft und protestantisches Kirchenrecht. Am interessantesten sind die Bemerkungen über Einführung der Geschwornen-Gerichte. Bekanntlich war Herr von Feuerbach eine der mächtigsten juristischen Autoritäten, welche sich diesem Institut entgegensezte, es wenigstens nicht für zeitgemäß, nicht für den deutschen Verhältnissen anpassend erkannte, wenn er auch nicht läugnete, daß es sich für reine Republiken eigne. Was bei diesem Streit besonders auffallen mußte, war der sonderbare Umstand, daß man, ich will nicht sagen, die Gegenpartei zum Richter, aber wenigstens eine Frage, die nur vom Gemeingefühl eines ganzen Zeitalters, von einer zur Geburt drängenden Tendenz des öffentlichen Lebens, kurz von der Geschichte selbst beantwortet werden kann, von der zufälligen und einseitigen Beantwortung eines deutschen Gelehrten abhängig machte. Sollten wir denn wirklich immer noch in der Zeit leben, in der man glaubte, ein orakelnder deutscher Universitätspapa könne mit ein paar glatten Worten in aller Friedsamkeit und Unschuld Streitsachen entscheiden, um die anderwärts ganze Völker durch Jahrhunderte gekämpft, Reiche zertrümmert und gegründet haben, der Weltgeschichte eine ganz neue Richtung gegeben worden ist? Deutsche Gelehrte waren es, die über die Rechtmäßigkeit der französischen Revolution noch a priori urtheilten, während sie schon vorüber war. Es ist eine Unhöflichkeit der Geschichte, daß sie, bevor sie wirklich geschieht, nicht den weisen Rath deutscher Fakultäten einholt. Wie viele Unordnungen in der Welt sind diesem Umstande zuzuschreiben. Wie würde alles so geschmeidig gehn, wenn man dem Herr Professor folgte. Die Welt würde so warm in die loyale Bequemlichkeit hineinschlupfen, wie ein geheimer Hofrath in seine neue Wildschur. Und dennoch, wenn es nicht Menschen gäbe und Völker, die wirklich etwas thäten, so würden diese deutschen Professoren am Ende nichts mehr zu reden, zu tadeln, zu belehren und zu orakeln haben. Wenn kein Kampf in der Welt wäre, würden sie auch die große Kunst nicht geltend machen können, zwischen den Partheien zu balanciren, völlig loyal und zugleich liberal zu seyn, sich hier einen Orden und dort einen silbernen Becher zu verdienen.

Die Gründe, welche Herr von Feuerbach gegen die Geschwornen-Gerichte geltend macht, halten nicht Stich.

Digitized by Google

Daß diese Rechtspflege für keinen despotischen Staat taugt, ist nur insofern wahr, als es für einen solchen überhaupt gar kein Recht gibt, und es in der Macht des Gewalthabers steht, jede beliebige Rechtsform zu verletzen. Wenn aber der Verfasser das gedachte Institut mündlicher Rechtspflege für Republiken mehr geeignet erachtet, als für konstitutionelle Monarchien, so muß dem widersprochen werden. Die Unabhängigkeit der Gerichte ist nirgends besser garantirt, als in einem Staat, worin sich das monarchische und demokratische Princip die Waage halten. In jedem andern Staat, wo diese Abwägung der Gewalten nicht Statt findet, können auch die Gerichte nicht unabhängig seyn. Sie sind es nicht in der absoluten Monarchie, wo allein die monarchische Gewalt herrscht, und auch nicht in der Republik, wo allein die demokratische Gewalt herrscht. Dort werden die Richter vom Despoten abhängige Schergen seyn, hier werden sie immer zu Ostracismus und politischen Justizmorden geneigt seyn. Nur im konstitutionellen Repräsentativstaat kann das Gericht sowohl vor der Heimlichkeit und despotischen Willkühr, als auch vor der tumultuarischen Partheilichkeit bewahrt werden, und die nach außen wie nach innen vollendete und der civilisirten Gesellschaft durchaus anpassende Form der Assisen behaupten.

Die Geschichte selbst wird hierüber entscheiden. Es gibt eine Gattung politischer Wünsche, deren Erfüllung durchaus nur im Reich der Träume liegt; aber auch eine andre, die ihrer Realisirung in dem Augenblick gewiß sind, in dem sie entstehen. Gewisse politische Verbesserungen werden trotz des fortdauernden Kampfes doch durch stillschweigende Uebereinkunft angenommen, wie zwei Duellanten, die auf Leben und Tod fechten, doch gewisse, beiden Theilen vortheilhafte Regeln dabei annehmen. Die Erfahrung, daß nicht nur die Engländer und Franzosen, sondern auch die deutschen Rheinländer, von dem Augenblick an, da sie das Institut der Geschwornen-Gerichte kennen lernten, diesen Rechtsgebrauch sich gleichsam zur andern Natur machten und ihn um keinen Preis sich wieder entreißen zu lassen geneigt sind, diese Erfahrung allein beweist, wie wenig gewisse Herren hinter ihren Aktengebirgen hervor ins Volk geblickt und dessen wahre Bedürfnisse, Neigungen und Kapacität erkannt haben.

12) Ueber das Revolutioniren des Rechtsbestandes. Von Franz Baader. München, Franz, 1832.

Der geistreiche Philosoph, der hier sein Votum über die Streitfragen der Zeit abgibt, hat ganz Recht, wenn er es eine Narrheit nennt, daß jede neue Generation von ihrem Kampfe den endlichen Sieg der sogenannten guten Sache, der Tugendrepublik, des Musterstaats ꝛc. erwartet. Wie kann er aber daraus den Schluß ziehn, daß man lieber gar nicht kämpfen sollte? Das wäre wahrlich eine wenigstens eben so große Narrheit. Zum Kampfe sind wir da, und er wird nicht ruhen, so lange die Erde noch in ihren Angeln sich bewegt. Wer glaubt, der nächste Tag werde den ewigen Frieden bringen, der irrt; wer aber glaubt, man solle eben deshalb die hoffnungslosen Bemühungen, dieses unnütze Abarbeiten (bei dem nach Franz Baader offenbar der Teufel im Spiel ist) ganz unterlassen, der irrt auch. Es ist eben so wenig möglich, durch den Kampf zur Ruhe zu kommen, als ohne Kampf in der Ruhe zu bleiben. Baader sagt: „Wie nämlich das, was dem betrogenen Menschen der Zweck ist (sein vorübergehender Genuß) dem Teufel nur das Mittel zu seinem Zweck (dem bleibenden Verbrechen) des Menschen, ist, so däucht der betrogenen Menge der rechtslose und anarchische (revolutionäre) Zustand nur das Mittel zu einem bessern oder rechten Rechtszustand zu seyn, zu welchem Mittel solche um so unbedenklicher greift, als man ihr den Satz einleuchtend machte, daß der Zweck (das Recht) auch hier das Mittel (Unrecht) heilige oder rechtfertige.“ Und: — „wenn schon Beute- und Zerstörungslust einerseits, so wie Flachheit und Unverstand andererseits uns diese konvulsivischen Bewegungen der Societät (wie die älteren Magnetisten die Krisen) als etwas Heilbringendes, ja als die Geburtswehen des tausendjährigen politischen Reichs geben und anpreisen.“ Das ließe sich allenfalls hören, wenn die Einmischung des Teufels nicht etwas gar zu unphilosophisch wäre. In Bezug auf die Erfolge hat Baader Recht: das tausendjährige Reich oder der absolute Rechtszustand wird in der That nicht eintreten. In Bezug auf die Absicht hat er aber Unrecht. Es ist kein Teufel im Spiel, es ist keine Bosheit oder Raublust, welche die Generationen zu Fortschritten und Verbesserungen antreibt. Es ist vielmehr die Noth und die zunehmende Einsicht. Wollte Baader in allen Verbesserungen, welche die Menschheit seit Anbeginn der Weltgeschichte auf revolutionärem Wege angenommen hat, für ein Werk des Teufels halten, so erinnere ich ihn, daß die Einführung des Christenthums auch eine Revolution war, und die blutigste von allen.

Baader fährt aber fort: „Man kann einen solchen Zustand der ungestümen Aufregung der Societät am allerwenigsten als einen bleibenden wünschen, da selber in der That unleidlich schier für alle und namentlich für die Mehrheit, gefahrvoll für Jeden ist, und jeder Rechtlich- und Gutgesinnte, die freie Evolution der Societät aufrichtig wünschende, von Herzen wünschen muß, daß dieser nicht evolutionären, sondern revolu-

tionären, nicht wachsthümlichen und vorwärts, sondern zerstörenden und rückwärts gehenden Bewegung der Societät ehebaldigst ein Ende gemacht werden möchte." Hier scheint ihn seine Philosophie zu verlassen. Er hält es also für möglich, einen Kampf zu beendigen, der weltalt, der nicht erst heute begonnen hat, so wenig als er morgen enden kann? Er hofft, daß die Menschheit, nachdem sie bis jezt 6000 Jahr lang revolutionirt hat, plözlich damit aufhören und von nun an immer blos evolutioniren, das heißt sich in aller Stille und Liebeseligkeit weiter entwickeln werde?

O warum mußte diese altersschwache Philosophie nicht wenigstens wie Lear königlich rasen? warum muß sie wie eine Betschwester die Augen zudrücken?

13) Des Grafen Leopardi von Rimini Gesprächbüchlein (Dialoghetti). Ein liberaler Katechismus für sehr viele Servile. Regensburg, Puster, 1832.

Der große Vulpius, der den großen Rinaldini geschrieben hat, ließ auch im lezten Jahr des vorigen Jahrhunderts ein dramatisirtes Werkchen „die Kosaken in Italien" ausgehn, das erste Vorspiel zu den zahllosen Restaurationsspektakelstücken der spätern Zeit. Suwarof gab ihm dazu die Gelegenheit, und die Kosaken schwärmten schon damals als Horen und Amoretten dem Gott des Lichts und Rechts voran, vor ihnen fliehend die Nachtgeburten der Revolution. Das vorliegende Werkchen erinnert daran; es ist Policinell, der seine neugierigen Landsleute um sich versammelt und ihnen erzählt, was er für Meerwunder in dem fernen Lande, genannt Frankreich, gesehn habe, und wie viele tapfre Ritter der Christenheit hinzögen, den Drachen, der in diesem Lande hause, zu erlegen, wie ihm aber immer wieder neue Hälse wüchsen, obgleich er selber eigends eine Maschine erfunden habe, sich selbst die Köpfe herunterzuschlagen. Dieser Drache habe eine Tochter, die man die Preßfreiheit heiße, eine scheußliche Harpye, die beständig der Ritter fromme Tafelrunde beunruhige und, wie schon der jungfräuliche Virgilius sagt, bisweilen den Tisch sammt den Speisen verzehre. Und es sey verheißen, daß ein Schneider kommen werde, dessen Scheere so lang sey, daß er sie im Fluge erschnappen und von einander schneiden und zugleich alle Köpfe des großen Drachen mit einem Schnitt abscheeren werde. Kurz, was serviler Aberwitz nur ersinnen mag, ist hier geschwätzig mit der pfäffischen Verschlagenheit und dem charakteristischen Sichdummstellen des Kapuziners in Wallensteins Lager ausgekramt.

14) Die Täuschungen des Repräsentativ-Systems. Von K. Vollgraff. Marburg, Elwert, 1832.

Dieses Buch hat seinem Verfasser kleine Verfolgungen von der liberalen Seite zugezogen. Die Studenten haben es, wenn ich in den Zeitungen recht gelesen habe, verbrannt. Du lieber Gott! So viel Ehre verdient es wohl nicht. Was müßten diese jungen Mordbrenner nicht noch anglimmen, wenn alles unnüze Papier in Deutschland auf diese Weise weggeräumt werden sollte. Diese Schrift scheint mir überdies gar unschädlich. Sie vertheidigt „das germanisch-historische, concret-natürliche Stände-System." Dieser bloße Name zeigt an, daß die Schrift zu denen gehört, die das Publikum ihrer unpopulären Sprache wegen schon gar nicht liest. Wenn wirklich noch solche altmodische Curien in dem Stände-System des einen oder andern deutschen Staates bestehn, so ist das wohl keine Folge der Vollgraff'schen Lehre, sondern eben ein altes Herkommen, das sich mit alten Interessen und Vorurtheilen so lange fortpflanzt, als es eben geht, unfehlbar aber dem Reichskammergericht und den Perrücken und Zöpfen nachfolgen wird, in deren ehrbare Gesellschaft es gehört.

15) Das revolutionäre und konstitutionelle Treiben oder der Liberalismus unsrer Zeit von Eduard Hönicke. Dessau, Fritsche, 1833.

Der Verfasser sucht zu beweisen, daß die wahre Freiheit personificirt sey im Monarchen, was wohl nicht geläugnet werden wird, da der in der That vollkommen frei ist, der selbst thun kann was er will, und dem alle Andern gehorchen. Der Schluß lautet: „Die Freiheit, auf hehrem Wagen, hält ihren ruhigen Einzug, und in ihrer würdigsten und edelsten Gestalt, der königlichen Majestät, nimmt sie Besitz von ihrem Thron."

16) Stimmen der Reformation und der Reformatoren an die Fürsten und Völker dieser Zeit. Nebst Einleitung von Dr. J. Rust. Erlangen, Palm, 1832.

Auszüge aus den vornehmsten Schriftstellern der Reformation. Viel Belehrung ist daraus wohl nicht zu schöpfen, denn alle diese Stimmen bewegen sich in einem sehr beschränkten Ideenkreise. Sie verlangen einerseits von den Völkern Demuth und Gehorsam gegen die Gewalthaber, und anderseits von den leztern Demuth und Gehorsam gegen Gott. Sie sagen jenen: alle Obrigkeit ist von Gott! und diesen: ihr habt nicht blos „Hunde und Säue" vor euch, (Luthers Ausdrücke) sondern eine christliche Gemeinde, eine Gemeinde Gottes, die ihr daher auch nach Gottes Sinne regieren sollt.

Wenn sie dies aber nicht wollen? Was dann zu machen ist, darüber haben die Reformatoren ein kluges Stillschweigen beobachtet. Also läuft das Ganze auf eine wohlgemeinte Predigt hinaus, und hat in Bezug auf Politik nicht mehr Bedeutung als der bekannte Spruch: Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen — in Bezug auf die Wissenschaften hat. Trotz dieses Spruches hat man doch nicht umhin gekonnt, die unnützen Wisschaften zu kultiviren, und trotz der Lehre, daß die beste Politik der Fürsten und Völker im Frommseyn bestehe, hat man eben doch auch alle andern Branchen von politischen Lehren mit nichten entbehren können. Die Politik fängt leider eigentlich erst da an, wo die Frömmigkeit aufhört.

17) Die Einheit Deutschlands in politischer und ideeller Entwicklung. Von Theodor Mundt. Leipzig, Brockhaus, 1832.

Nachdem Welcker, Pfizer, Wirth, W. Schulz ꝛc. den Gedanken der Einheit Deutschlands wieder in Erinnerung gebracht haben, und Ranke denselben nur vom Standpunkt des politischen Status quo aus für unausführbar erklärt hat, glaubt Theodor Mundt vom Standpunkt der Literatur aus behaupten zu müssen, daß wir Deutsche die einzig mögliche Einheit, nämlich die geistige, ja bereits besäßen. Er würde vollkommen Recht haben, wenn der Fall umgekehrt wäre, wenn er für einen Staat, der wie z. B. das Kaiserthum Oesterreich eine vollkommen politische Einheit besitzt, eine demselben noch fehlende und wegen der Völkerverschiedenheit auch unmögliche geistige, sprachliche und literarische Einheit verlangte. Man kann nicht die Einheit heterogener, wohl aber die homogener Theile verlangen, und gerade die sprachlich-literarische Einheit ist der Beweis für die Homogenität. Mithin scheint Ranke, der sich rein an die politischen Schwierigkeiten hält, den Unitariern gegenüber weit mehr Recht zu haben, als Mundt, der eigentlich für sie spricht.

18) Ueber Preßfreiheit, Protestantismus, Revolution, Repräsentation und Staat, in besonderer Hinsicht auf Deutschland. Ein Votum der Kirche. Koburg und Leipzig, Sinner.

Ein breiter Titel einer breiten Schrift. Der Verfasser verlangt Preßfreiheit und Repräsentation, und hofft durch dieselben den Weltfrieden zu erhalten und statt der Revolutionen eine ruhige Entwicklung herbeizuführen, wobei er nur vergißt, daß diese Mittel, die zum Frieden führen sollen, eben selbst nur durch Krieg errungen werden konnten und können. Wenn man das Bett hat, so ist gut darauf schlafen, in der Regel aber müssen die Menschen um ihr Lager erst kämpfen.

19) Versuche zum Sehen oder Blicke auf die Vergangenheit, Gegenwart und in die Zukunft. Von J. G. Distling. Frankfurt a. M. Boselli, 1832.

Wohlwollende, historisch-politische Randglossen zur Entwicklungsgeschichte unsrer Zeit. Des Verfassers Trost bleibt am Schlusse des Werks: das Gute kann nicht untergehn. Dies ist ohne Zweifel wahr, aber ich möchte hinzufügen, es kann eben so wenig herrschend werden, es wird noch nach wie vor beständig kämpfen müssen, und die Ruhe, die der Verfasser schon einmal mit dem Wiener Kongreß eintreten sah, und auf die er noch immer Hoffnung hat, der wahre Weltfrieden, wird immerdar ausbleiben.

20) Encyklopädie der Staatswissenschaften. Von Fr. Lübau. Leipzig, Göschen, 1832.

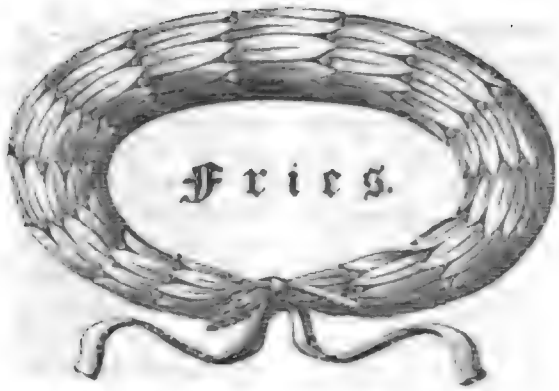
Der Verfasser nimmt nur einen negativen Staatszweck an, er sagt, „der Staat sey die freie Vereinigung der Bewohner eines Gesammtgebiets zur gemeinschaftlichen Bekämpfung der Hindernisse, die physische wie sittliche Verhältnisse der Erreichung der höchsten menschlichen Zwecke entgegenstellen.“ Hier ist also nur von Abwehr der Hindernisse, nicht von Herbeischaffung der Mittel die Rede, und der Staat ist nicht selbst der höchste Zweck, sondern dient nur einem höhern Zweck. Und welchem? Dem religiösen, sittlichen, moralischen? Ohne Zweifel. Dann wird aber immer der alte Streit wiederkehren, der sich zwischen der Kirche und der weltlichen Schutzherrschaft erhob. Der neuere Streit zwischen dem Publikum, welches unbeschränkte Gedankenmittheilung den Zwecken der Bildung für angemessen hält, und des Staats, der im Gegentheil die Censur gebraucht, um die in der Preßfreiheit gesuchten Hindernisse jener Bildung zu beseitigen, ist ganz von derselben Art. Sollte man mithin nicht den Staatszweck etwas weiter ausdehnen, etwas höher verlegen, etwas positiver machen? Wäre es wohl ein Mißgriff, wenn man dem Staat zur Pflicht machte, das Beste der Erziehung zu besorgen, da er in jedem Falle die Macht hat, es zu verhindern? Wem man die Macht gibt, dem muß man auch die Einsicht geben.

Auch in einer andern Hinsicht scheint obige Definition des Staats nicht ganz die richtige zu seyn. Sie spricht von einer freien Vereinigung, als ob despotische Staaten nicht auch Staaten wären.

Das Schätzbarste in diesem Werk ist die Uebersicht über sämmtliche gegenwärtig bestehende Staatsverfassungen und kurze Skizze einer jeder einzelnen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 34. — 1. April 1833.

Staatswissenschaft.

(Beschluß.)

21) Die Verfassung und Verwaltung deutscher Staaten, nach staatsrechtlichen Ansichten historisch-politisch dargestellt und geprüft von J. F. Fries. (Neue Ausgabe der Schrift: Vom deutschen Bund und deutscher Staatsverfassung.) Heidelberg, Winter, 1831.

Seltsam sticht die nüchterne Vorrede zur zweiten Auflage mit der begeisterten Einleitung der ersten ab. Nicht ohne Wehmuth erinnert man sich jener Zeit der patriotischen Schwärmerei, da man in der blutigen Abendsonne Napoleons die Morgensonne der Freiheit zu sehn glaubte. Es geht einem dabei wie dem Karl Moor, der weinerlich seufzt: „es war ein Knabengedanke.“ Und er war es, denn es ist allerdings der Kinderei erschrecklich viel mit untergelaufen. Fries war einer von den Wenigen, welche die Begeisterung theilten, ohne die sie begleitenden Narrheiten. Seine Wünsche waren äußerst mäßig, friedlich, loyal, und es ist kaum begreiflich, wie man in diesem wohlwollenden Geist irgend eine Gefährlichkeit oder nur Gehässigkeit hat ausspüren wollen. Seine Grundansicht ist in Folgendem niedergelegt. „Verfassungen, die ein republikanischer Geist bildete, dienen, wenn der Geist sie verlassen hat, dem willkührlichsten Despotismus zur Behausung. Vergleiche man da nur Rom als Republik mit dem Reiche der Imperatoren und dessen Wechsel von Tyrannen und guten Regenten. Lasset die Senatoren zu blödsinnigen Jaherren werden und ihr könnt mit aller Schonung der Formen den gewaltthätigsten Despotismus spielen lassen. Eine glückliche Mäßigung im englischen Gemeingeist läßt diesem seine Verfassungsformen so wohl anstehen, während jeder ähnliche Versuch bei den unruhigen Franzosen nur auf einen Wechsel von Anarchie mit Despotismus führte. Nicht die Formlosigkeit der englischen Verfassung, sondern der das ganze Volksleben durchathmende Gemeingeist, mit eigener britischer Mäßigung verbunden, bringt dort das Gute. — Die Geschichte zeigt uns hier zwei Verhältnisse. Das gesunde Völkerleben ist das, in welchem der Geist die Formen beherrscht, für dieses suchen wir guten Rath, der andere Fall dagegen ist der, wo die vom Geiste verlassenen Formen allein stehen. Wo die Uebermacht des eigenen Geistes ganz fehlt, da haben diese Formen der Gewöhnung in der Geschichte der Völker, je geistiger sie sind um so mehr, vor allem also die religiösen, eine unüberwindliche Gewalt. Unter dieser Herrschaft läuft die Geschichte Asiens seit Jahr-Tausenden fort. Solche vom Geiste verlassene erstarrte Formen schützen allerdings durch ihre Ordnungen gegen die wildeste Zerstörung, ge-

gen weltlichen und geiſtlichen Deſpotismus, geben aber dagegen dieſem Deſpotismus innerhalb der Schranken, zwiſchen denen er ſpielen kann, deſto größere Kraft, indem ſie ihm einen Anſchein von Recht bringen. So finden wir die Lebensordnung unter Menus Geſetzgebung in Hindoſtan, ſo zeigen es alle dauernden großen Reiche in Aſien; alle Förmlichkeiten und Reichsgeſetze in China; das türkiſche Reich mit ſeinen Einrichtungen der Janitſcharen und allen weitläuftigen Formen des Serails. Eben ſo erſcheint die Cölibats-Deſpotie in Thibet und Rom, bei deren Abſchaffung eigentlich kein Menſch etwas verlöre. Endlich auf das aller hartnäckigſte vertheidigen ſich ſo bloße Formen des Religionswahnes, wie bei den Parſen und Juden; ſelbſt in den poſſenhafteſten und abgeſchmackteſten Thorheiten, wie ſie ſich z. B. in den religiöſen Gebräuchen der Juden und der lamaiſchen Mongolen finden. — Wir aber wenden uns an den lebendigen Geiſt, der nach der Herrſchaft über ſeine Formen ſtrebt. Da heißt es: Verfaſſungsformen werden ohne den Geiſt im Volke nichts entſcheiden, wiewohl ſie mit dem Geiſte wirkend bald hemmen bald fördern werden. Die Kräfte, welche hier allein in lebendiger Gegenwirkung ſind, ſind die ausübende Macht der Regierung und die öffentliche Meinung des Volks. Daher wird die Stimmung des Gemeingeiſtes im Volke hier das erſte entſcheidende. Wir können ähnlich der Unterſcheidung, welche Montesquieu für das Lebensprincip deſpotiſcher, monarchiſcher oder republikaniſcher Staaten gibt, hier drei Geſtalten des Volkslebens unterſcheiden. — Die unterſte iſt diejenige, wo dem Volke aller Gemeingeiſt fehlt. Hier kann es nur durch die Furcht zu einer größeren Maſſe zuſammengebildet werden. Furcht unterwirft jeden Untergebenen im Heer ſeinem Obern, bis zum Herrn des Heeres, und die Furcht vor dem Heer bändigt das Volk. Dies iſt der vorherrſchende Geiſt der afrikaniſchen und aſiatiſchen Deſpotien. — Neben dieſem ſtehen zwei Stufen des lebendigen Gemeingeiſtes, eine des paſſiven, die andere des aktiven. Aktiver Gemeingeiſt zeigt hier die volle geſunde Kraft des jugendlichen blühenden Volkslebens. Hier lebt das Volk in einer ihm ſelbſt klaren Stimmung für Vaterlandsliebe und Volksehre oder für Religionsmeinung. Republikaniſche Tugend ſchlingt ein geiſtiges Band um alle, läßt den Einzelnen leicht ſich aufopfern. Dieſe Stimmung wird in der Regierung leben wie im Volk, beide ſind für den Zweck des öffentlichen Lebens leicht einig. — Geſchichtlich wird die Gewalt dieſes Gemeingeiſtes nur recht hervortreten können in Zeiten der Noth und des Kampfes. Ruhigere Zeiten geſtatten ihm nur ſanftere Bewegung, wenigſtens in der Begierde zuzugreifen, Theil zu nehmen an allen Dingen des öffentlichen Wohls, leicht aber wird ſich dann ſeine Kraft und Gluth abſpannen und abkühlen, in gebildeten Völkern zu jenem nur paſſiven Gemeingeiſt, der das Lebensprincip der meiſten europäiſchen Völker zu ſeyn pflegt. Nicht eine feſte Richtung der Willenskraft iſt es dann, in der der Gemeingeiſt des Volkes lebt, ſondern nur die Urtheilskraft wird von der öffentlichen Meinung in Anſpruch genommen. Es gibt hier öffentlich herrſchende Meinungen über Lebensanſichten, und jeder einzelne huldigt in ſeinem Leben dieſen allgemeinen Meinungen, der Mode ſeines Volkes. Das führt zu keiner Aufopferung für das Ganze, (vielmehr erſcheint die Aufopferung dem reichen Pöbel in ſolchen Völkern meiſt als eine Albernheit, wahre Vaterlandsliebe wohl gar als gefährliche Schwärmerei,) aber doch zu dem Triebe ſich in der Geſellſchaft auszuzeichnen, in der Meinung der Leute etwas zu gelten. Mit Herrſchſucht und Habſucht der Deſpotien, verbindet wenigſtens ſich noch die Ehrſucht. Dies ſind die Länder des Verdienſtadels und der Ritterorden. In ruhiger Fortbildung kann hier großes und ſchönes gelingen für Wiſſenſchaft und Kunſt und Staat, wenn die intellektuelle Bildung der öffentlichen Meinung hoch genug geſtiegen iſt. — Bei aktivem Gemeingeiſt lebt die Regierung im Volk und wird von deſſen mächtigem Geiſte fortgeführt. Freilich gibt es auch böſe Geiſter im Völkerleben! Römer und Franzoſen wurden von eignem Geiſt getrieben, es war der Geiſt des kriegeriſchen Ehrgeizes und der Eroberung, der ſich in Plünderungswuth vernichtete und ſein Volk in Knechtſchaft ſtürzte. — Wer nun ſoll uns den guten Geiſt herbeirufen und erhalten? Sicherer als alles andere die ſteigende Ausbildung. Dieſe kann den Gemeingeiſt anſtatt einer gleichſam inſtinktartigen Vaterlandsliebe zu einem beſonnenen öffentlichen Urtheil der höheren Stände machen. Führt nun dieſelbe Bildung die Regierung zu vaterländiſchen Geſinnungen, ſo wird ſie durch die Publicität ihrer Maximen eine Treue und einen Glauben zwiſchen ſich und ihrem Volke ſtiften, welche den ruhigen Gehorſam ſicherer herbeiführen werden, als Polizei- und Militärgewalt.“

Kann man edler, kann man wahrer über das ſprechen, was in der Politik zu wünſchen wäre? Aber freilich, wie jener böſe Geiſt zu bannen iſt, das hat uns der menſchenfreundliche Philoſoph nicht ſagen können. Unerklärlich und unbezwinglich bleibt jene dunkle Naturgewalt, welche die Völker aus der Sicherheit des Friedens und vom nahen Ziel der bürgerlichen Tugend wieder fortreißt zu der abentheuerlichen Luſt des Kriegs, zu dem prächtigen Schauſpiel des Schreckens, zu der Erhabenheit des Verbrechens. Es iſt, als ob ein poetiſcher Dämon die Alltäglichkeit in der Geſchichte nicht vertrüge, und den reizvollen Wechſel, die großen Kontraſte, und die Erprobung des Schönen im tragiſchen Uebergange ſuchte.

22) Regierungslehre von K. S. Zachariä. Zweiter Band. Heidelberg, Oswald.

Dieser Theil beschäftigt sich mit dem Schutz, den der Staat den höhern Zwecken der Menschheit schuldig ist, also mit dem Verhältniß des Staats zur Kirche, Schule, Literatur. Auch Zachariä ist geneigt, dem Staat nur eine prohibitive Gewalt zuzuerkennen, welche nur aus dem Wege räumen soll, was den Zweck der Kultur hindert. Ob er aber diese Gewalt nicht immer mißbrauchen wird, um diesen Zweck willkührlich zu bestimmen, und zuweilen eben dieser Kultur Hindernisse in den Weg zu legen, anstatt sie hinwegzuräumen? Zachariä läugnet dies nicht. Kein Theoretiker kann billiger gegen die Erfahrung seyn, ja Zachariä kennt die Welt so gut, daß er nicht ohne eine gewisse Schüchternheit Rathschläge gibt. In der That, wer lange genug die Schlechtigkeit der Menschen angesehn hat, fängt endlich an zu erröthen, ihnen noch etwas Gutes zuzutrauen. Zachariä verlangt nichts Absolutes und Normales, er will, daß man Ort und Zeit wohl bedenke, und die Unberechenbarkeit der Menschen. „In der Staatskunst wie in der Physik sind die Imponderabilien zu erforschen.“ Und dies sind der Charakter, der Glaube, die Meinung, die Mode, die unerklärbaren Sympathien, die geistigen Miasmen und Epidemien der Zeit. Das Recht, ja die Wahrheit selbst werden relativ bei diesem in allen Farben schillernden Geschlecht. Daher ist es unserm Verfasser auch nicht sowohl darum zu thun, zu zeigen, was unter allen Umständen seyn soll, sondern vielmehr nur, was unter diesen oder jenen Umständen seyn kann, und zu seyn pflegt. Er bezeichnet die zum Recht sich steigernden Bedürfnisse, und die zur Macht gelangenden Kräfte im Staate nach ihrem natürlichen Ursprung und Entwicklungsgange, so wie nach ihren natürlichen Grenzen, und nach den in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern mannigfach wechselnden Formen.

Französische Literatur.

Revue des deux mondes 1832. Paris. 24 Livraisons.

Es ist nun ungefähr vierzig Jahre her, daß die Reformation in der französischen Poesie begann und zwar mit André Chenier's Gedichten, und auch die Prosa erhob sich in seinen Etudes und in seinen harmonies de la nature, bald darauf vervollkommte sie sich noch in Corinne, René und in Charles Nodier's Romanen. Alles dies sind Nachklänge von J. J. Rousseau'schen Anklängen. Aber erst vierzehn Jahre nach A. Chenier und nach den ersten méditations poétiques ging aus diesen beiden elfenbeinernen Pforten die eigentliche neuere Poesie Frankreichs hervor mit ihrer neuen Sprache, ihrer neuen Farbe und ihrer Melodie, wie sie das verjüngte Geschlecht will und braucht, um darin mit größerer Wahrheit seine Gefühle auszudrücken. Bis dahin war die Poesie bedeutend untergeordnet gewesen, denn sie hatte sich in ihren alten Hindernissen und Schwierigkeiten nicht leicht erheben können zu neuern Ideen und Inspirationen. Wenn sich J. J. Rousseau, Chateaubriand, Benjamin Constant und die Staël in Versen versuchten, so ging es ihnen wie unserem Jean Paul, sie glichen Minerven, die einst am Rand eines Brunnens Flöte spielen wollte, aber die Flöte ins Wasser warf, als sie sich darin so mit verzogenem Gesicht erblickte. Jene Prosatoren meinten, die französische Poesie sey mit Corneille, Racine und la Fontaine abgeschlossen und begraben und könne nicht mehr erweckt werden. Dieser Meinung sind auch wir mit Erlaubniß aller der hübschen Talente der neuen französischen Dichterschule. So viel aber ist gewiß, seit 1819 hat sie sich vielfach bewegt, hat Vieles versucht, Vieles nachgemacht, viel Fremdes sich angeeignet, sie hat Vieles hervorgebracht, manches gar Wackere und rührt sich noch thätig; aber etwas so Vollendetes in seiner Art wie jene Heroen des Siècle de Louis XIV. konnte sie bisher nicht leisten; vieles von dem Guten in Gedanke, Form und Art ist der Fremde, besonders Deutschland, entlehnt oder nachgebildet und hat wenig heimathlichen Stempel; Manches ist bizarr, gezwungen, gesucht, grell und aufgetrieben, aber nicht poetisch. Die französische Dichterschule von 1819 bis 1833 kann schon jezt in drei Abschnitte geschieden werden. Von 1819 bis 1827 stand sie zuerst unter dem doppelten Einfluß von André Chenier und Lamartine's ersten Méditations, desgleichen in der Nachahmungsepoche, wo Alle auf Byron und Scott sahen. Neugriechenland, die Bemühungen der Bourbonischen Restauration um Wissenschaft und Kunst waren Lieblingsgegenstände; es herrschte in der Dichtung eine gewisse vage Melancholie, ein ritterlicher Anklang, ein Hang zum Idealen, aber eine große Vollendung in den Einzelnheiten. In diesen Cyklus gehören A. Chenier, Lamartine, Soumet, Guiraud, Delavigne, Lebrun und Delatouche. Der geniale Beranger, der immer seinen eigenen Weg wandelte, stand auch ganz außer dem Kreis der Genannten und hielt sich frei von jeder Schule. Gegen das Ende dieses Zeitraums erschienen auch Lamartine's zweite Méditations und sein mort de Socrate, desgleichen die ersten Oden Victor Hugo's und mehrere Gedichte von A. de Vigny. Dies war unstreitig die beste Zeit, denn nie standen Lamartine und Victor Hugo höher, nie sang Beranger ergreifender. — In dem Zeitraum von 1827 bis zu den Pariser Juliustagen 1830 erhielt die dramatische Poesie

das Uebergewicht durch Victor Hugo, der ſich leider für einige Zeit von der lyriſchen Dichtkunſt abwendete. Nun wurde die Kunſt als ſolche ſorgfältiger aber auch ängſtlicher angebaut, viel Imagination zeigte ſich in der Ausmalung, die Geſchichte ward dramatiſch aufgefaßt und in die Dichtkunſt übergetragen, wie im Cinq-Mars Cromwell, aber auch bisweilen zur Karrikatur gemacht, wie in Hernani; man ſtudirte das Mittelalter beſſer und beſchäftigte ſich viel mit Dante und Shakeſpeare, die zur Mode wurden; die Sprache und der Rhythmus gewannen ſehr und bewegten ſich freier; auch in der Malerei des häuslichen und Familienlebens wurden ſtarke und manchmal grelle Farben aufgetragen. Von großem Nutzen war Dubois trefflicher Globe ſo lange er noch rein literariſch war. In das Ganze miſchte ſich am Ende des Zeitraums Platoniſche, Kantiſche, Dantiſche und Alexandriniſche Philoſophie, manchmal auch nur abgeriſſene Splitter davon. Das Theater ward unbändiger und leidenſchaftlicher, und Beides galt für Wahrheit. Die ganze Dichterſchule fing an ſich zu löſen, denn die jungen Talente gingen in verſchiedenen Richtungen aus einander, als die Juliustage 1830 kamen. Durch ſie verlor ſich vollends aller Zuſammenhalt, es verſchwand aller Mittelpunkt, alles Wirken einer Schule und dadurch ward es in Frankreich gerade wie in Deutſchland, ja die Zerſtreuung ward da noch ärger, ſo daß jeder jezt den Weg geht, den er für gut hält, ja ſogar ſehr eiferſüchtig iſt auf ſeine gänzliche Freiheit, Unabhängigkeit und Ungebundenheit. Lamartine ſammelt im Orient neuen Stoff für ſeine Dichtung, Beranger wird bald ſeinen Schwanengeſang hören laſſen. Dieſe neueſte Abtheilung der modernen Schule beſteht großentheils aus jungen Männern voll Eifers und Strebens, die ſich aber oft in Mitteln und Wegen vergreifen, um neu zu ſeyn und Effekt zu machen. Von dieſem fieberhaften Streben ſind nur wenige frei.

Unter den bisherigen Journalen dieſer jüngſten Dichter- und Schriftſtellergeneration ſind beſonders drei anzuführen, die Revue de Paris, der Artiste und die Revue des deux mondes. Leztere beſteht erſt ſeit zwei Jahren und hatte anfangs einen geographiſchen Charakter. Dieſer hat ſich ſpäter verloren und ſie enthält nun eine Reihe geiſtreicher Aufſätze, Auszüge und Beurtheilungen erſchienener Werke. Hier arbeiten Fauriel, Ampère, Mägnin, Alfred de Vigny, Alexandre Dumas, Jouffroy, Lerminier, Edgard Quinet, Saint-Beuve, Guſtave Planche, Victor Hugo u. A. zuſammen; Loeve-Veimars überſezt aus dem Deutſchen und überdies hat das Journal noch an Amedée Prevoſt aus Genf, jezt in München, einen tüchtigen Mitarbeiter für die deutſche Literatur, beſonders für die Philoſophie, mit der ſich dieſer ausgezeichnete junge Gelehrte ſchon ſeit mehreren Jahren beſchäftigt und in deren Studien er für die Franzoſen manche Lücke ausfüllen dürfte, die Couſin gelaſſen hat. In dieſer Revue, die jezt unſtreitig Frankreichs beſtes literariſches Journal iſt, herrſcht eine reiche Abwechslung: literariſche Archäologie, Kunſt des Mittelalters, dramatiſche und lyriſche Bruchſtücke, Reiſen, Völkerſitten, fremde Literatur, Philoſophie, Politik u. ſ. w. Aus dem neueſten Heft heben wir einige Sonette auf italieniſche Maler aus, die etwas an die Sonette erinnern, die F. Schlegel vor dreißig Jahren und nach ihm eine Menge junger deutſcher Reiſenden über denſelben Gegenſtand geſchrieben haben. Sie ſind von Auguſte Barbier und gehören zu den beſten dichteriſchen Erzeugniſſen unſerer Tage, denn ihnen ſind nicht die Vorwürfe von Manier und Aufgeſchwollenheit zu machen.

Michel-Ange.

Que ton visage est triste et ton front amaigri!
Sublime Michel-Ange, ô vieux tailleur de pierre,
Nulle larme jamais n'a baigné ta paupière,
Comme Dante, on dirait que tu n'as jamais ri.

Hélas! d'un lait trop fort la Muse t'a nourri,
L'art fut ton seul amour et prit ta vie entière;
Soixante-ans tu courus une triple carrière
Sans reposer ton coeur sur un coeur attendri.

Pauvre Buonarroti! ton seul bonheur au monde
Fut d'imprimer au marbre une grandeur profonde,
Et puissant comme Dieu, d'effrayer comme lui:

Aussi, quand tu parvins à ta saison dernière,
Vieux lion fatigué! sous ta blanche crinière
Tu mourus longuement plein de gloire et d'ennui.

Raphael.

Salut, ô Raphael! Salut au frais génie!
Jeune homme plein de grâce et de sérénité,
En tous lieux où l'on aime et l'on sent la beauté
Que ton nom soit loué, que ta main soit bénie!

Salut, douce candeur à la paleur unie,
Ovale aux cheveux bruns sur un beau col monté,
Cygne mélancolique, enfant de Volupté,
Toujours prêt à chanter l'amour ou l'harmonie;

Salut! Ah, Raphael, on a beau fuir tes yeux
Et les doux airs panchés de ton front gracieux,
On ne peut oublier ton image chérie:

Toujours on te revoit, lys aux chastes couleurs,
Comme un ange accoudé sur des touffes de fleurs,
Ou comme un autre enfant de la vierge Marie.

Dieſe zwei Sonette beweiſen übrigens etwas ſehr Erfreuliches, nämlich daß ſich auch der vor Kurzem noch ſo enge Kunſtſinn der Franzoſen erweitert und vervollkommt hat. Es iſt noch gar nicht lange her, daß man bei dem Namen Raphael und Michelangelo kalt in Frankreich blieb, höchſtens ein froſtiges Wort froſtiger Bewunderung nachſagend über ſie hinwarf, während man ſich um Leute wie David, Girodet, Gros und andere Mittelmäßigkeiten der modernen franzöſiſchen Schule lobend und preiſend faſt zerriß. Dr. Mr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 35. — 3. April 1833.

Aussereuropäische Reisen.

1) Reise in die Aequinoktial-Gegenden des neuen Kontinents, in den Jahren 1799—1804. Verfaßt von Alexander von Humboldt und A. Bonpland. Sechster Theil. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Dieser Theil des berühmten Reisewerks enthält eine sehr ausführliche Schilderung der Antillen und der gegenüberliegenden Küste Mittelamerikas. Auch hier wieder bewährt sich der im Naturgebiet alles umfassende, alles durchdringende Blick Humboldts, den wir desfalls schon früher einmal mit dem Feldherrnblick Napoleons verglichen haben. Es ist ihm eben so geläufig, in großartige Linien den Umriß eines Landes, eines ganzen Welttheils zu zeichnen, als in das minutiöseste Detail der astronomischen, meteorologischen und chemischen Berechnungen einzugehn. Obgleich vorzugsweise Naturforscher, beschäftigt sich doch Alexander von Humboldt auch mit den statistischen und politischen Verhältnissen der von ihm durchreisten Staaten, und was ein so großer Kenner hierüber sagt, muß uns um so wichtiger seyn, als Amerika je mehr und mehr politisches Interesse erregt.

Zuerst hebt der Verfasser die für den Welthandel und die amerikanische Politik so hohe Bedeutung der Insel Cuba hervor. „Die Insel Cuba ist nicht blos unter den Antillen die größte (ihre Grundfläche ist von der des eigentlichen Englands, ohne die Landschaft Wales, nur wenig verschieden); sie bietet auch durch ihre schmale und verlängerte Gestaltung eine solche Küstenentwicklung dar, daß sie gleichzeitig sich Hayti und Jamaika nähert, der südlichsten Provinz der vereinten Staaten (Florida) und der östlichsten Provinz des merikanischen Staatenbundes (Yukatan). Dies Verhältniß verdient die höchste Aufmerksamkeit, indem Länder, welche durch eine Schifffahrt von zehn bis zwölf Tagen mit einander Verkehr haben, Jamaika, Hayti, Cuba und die südlichen Theile der vereinten Staaten (von der Louisiana bis in Virginien) über zwei Millionen achtmalhunderttausend Afrikaner enthalten. Seitdem Santo-Domingo, die Floriden und Neu-Spanien vom Mutterlande getrennt sind, hängt die Insel Cuba nur noch durch gemeinsamen Kultus, durch Sprache und Sitten mit den Nachbarlanden zusammen, die Jahrhunderte hindurch gleichen Gesetzen gehorcht haben. Vor allen andern spanischen Besitzungen hat diese Insel ausgezeichneten Wohlstand erreicht, und seit den Unruhen auf St. Domingo ist der Hafen der Havannah zum Rang

der ersten Handelsplätze der Welt emporgestiegen. Ein glückliches Zusammentreffen politischer Verhältnisse, die Mäßigung, welche von den Kronofficieren bewiesen ward, nebst dem Betragen der Einwohner, welche geistreich und klug und für ihren Vortheil sehr regsam sind, haben der Havannah den ununterbrochenen Genuß des freien Tauschverkehrs mit dem Auslande gesichert. Die Insel Cuba, welcher seit langer Zeit vom Madrider Hofe eine große Handelsfreiheit weislich eingeräumt worden ist, führt auf erlaubten und unerlaubten Wegen nur an eigenthümlichen Erzeugnissen in Zucker, Kaffee, Taback, Wachs und Häuten für einen Werth von mehr denn 14 Millionen Piaster aus. Es trifft dies bis auf einen Drittheil damit zusammen, was Mexiko zur Zeit des größten Flors seiner Bergwerke an edeln Metallen lieferte. Man kann sagen, es seyen Havannah und Vera-Cruz für das übrige Amerika, was New-York für die vereinten Staaten ist. Die Ladungen von 1000 bis 1200 Kauffahrteischiffen, welche alljährlich in den Hafen von der Havannah einlaufen (die kleineren Fahrzeuge der Küstenschifffahrt ungerechnet), steigen auf 150,000 oder 170,000 Tonnen an. Darüberhin sieht man noch mitten im Frieden selbst nicht selten 120 bis 150 Kriegsschiffe in den Hafen der Havannah einlaufen. Die Ansicht von Havannah an der Einfahrt des Hafens ist eine der reizendsten und vorzüglicherweise pittoresken unter allen, die nordwärts dem Aequator auf dem Küstenlande des äquinoktrialen Amerikas angetroffen werden mögen. Zwar zeigt diese durch Reisende aller Nationen berühmt gewordene Gegend jenen üppigen Pflanzenwuchs keineswegs, der die Flußufer des Guayaquil schmückt, und eben so wenig die wilde und imponirende Größe der Felsenküsten von Rio-Janeiro, zweier Meereshafen der südlichen Hemisphäre; dagegen vereinbart sich jene Anmuth, welche in unseren Klimaten die Ansichten kultivirter Landschaften verschönert, mit den majestätischen Pflanzenformen und mit der Kraft, die sich im lebendigen Organismus der heißen Zone entwickelt."

An die Schilderung dieser und der übrigen Antillen knüpft aber Alexander von Humboldt die lebhafte Besorgniß, daß dieser schöne und wichtige Archipel durch Revolution in die Hände der Schwarzen fallen werde, wenn nicht sehr bald das Sklavensystem gemildert werde. Die hierauf bezüglichen Stellen sind (man darf nur an die neuerdings wiederholten Negeraufstände auf Jamaika und andern Inseln denken) zu wichtig, als daß wir sie nicht ganz hieher setzen sollten. „Im ganzen Archipel der Antillen bilden die farbigen Menschen (Neger und Mulatten, Freie und Sklaven) eine Masse von 2,560,000 oder $^{55}/_{100}$ der ganzen Bevölkerung. Wofern nicht in Bälde die Gesetzgebung der Antillen und der farbigen Menschen Stand und Verhältnisse günstige Veränderungen erhalten, wenn man fortfährt zu rathschlagen statt zu handeln, so wird das politische Uebergewicht denjenigen zufallen, welche die Kraft zur Arbeit besitzen, den Willen, sich frei zu machen, und den Muth haben, andauernde Entbehrungen zu erdulden. Diese blutige Katastrophe wird eintreten als ein nothwendiges Ergebniß der Umstände, und ohne daß die freien Neger auf Hayti daran irgendwie Theil nehmen oder dem bisher befolgten Vereinzelungssystem entsagen. Wer möchte den Einfluß weissagen, welchen eine afrikanische Konföderation der freien Staaten der Antillen, zwischen Columbia, Nordamerika und Guatimala inneliegend, auf die Politik der neuen Welt ausüben würde? Die Furcht vor diesem Ereigniß wirkt unstreitig mächtiger auf die Gemüther als Grundsätze der Humanität und der Gerechtigkeit; aber auf jeder Insel halten die Weißen ihre Macht für unerschütterlich. Jedes gleichzeitige Handeln von Seite der Neger däucht ihnen unmöglich, und jede Aenderung, jede der dienstbaren Bevölkerung gemachte Einräumung achten sie für Feigheit. Nichts hat Eile: die furchtbare Katastrophe von St. Domingo ist nur eine Folge unverständiger Herrscher gewesen. Solche Täuschungen haften bei der großen Masse der Kolonisten auf den Antillen, und stehen nicht minder auch jeder Verbesserung des Zustandes der Schwarzen in Georgien und in den Karolinen entgegen. Die Insel Cuba mag eher als keine andere unter den Antillen dem großen Schiffbruche entgehen. Es zählt diese Insel 455,000 freie Menschen und 260,000 Sklaven; durch Maßnahmen, welche menschenfreundlich und klug zugleich sind, mag sie die allmählige Aufhebung der Sklaverei vorbereiten. — Auf dem Festlande des spanischen Amerikas hat die Eroberung, auf den Antillen, in Brasilien und in den Südtheilen der vereinten Staaten hat der Negerhandel die Elemente der ungleichartigsten Bevölkerung vereinbart. Es erscheint aber diese seltsame Mischung von Indianern, Weißen, Negern, Metis, Mulatten und Zambos, von allen jenen Gefahren begleitet, welche heftige und ungezähmte Leidenschaften in den schwierigen Epochen erzeugen, wo die Gesellschaft in ihren Grundlagen erschüttert eine neue Zeitrechnung beginnt. Was das verderbliche Princip des Kolonialsystems, dasjenige der auf gegenseitige Feindschaft der Kasten gegründeten Sicherheit, seit Jahrhunderten vorbereitet hat, das gelangt jezt gewaltsam zum Ausbruch. Glücklicherweise war die Zahl der Neger in den neuen Staaten des spanischen Festlandes so unbedeutend, daß mit Ausnahme der in Venezuela verübten Grausamkeiten, wo die royalistische Parthei die Sklaven bewaffnet hatte, der Kampf zwischen den Unabhängigen und den Soldaten des Mutterlandes durch keine

Rache der servilen Bevölkerung blutiger geworden ist. Die freien farbigen Menschen (Neger, Mulatten und Mestizos) schlossen mit Wärme der Nationalpartei sich an, und die kupferige Race ist in ihrem furchtsamen Mißtrauen und mysteriösen Gleichgültigkeit den Bewegungen fremd geblieben, die auch ohne eigenes Zuthun ihr zum Vortheil ausschlagen werden. Die Indianer waren längst vor der Revolution arme und freie Landbauer; durch Sprache und Sitten abgesondert lebten sie von den Weißen getrennt. Wenn, der spanischen Gesetze und des Schutzes, welchen diese verleihen sollten, unerachtet, der Eigennutz der Corregidores und die Plackereien der Missionäre ihre Freiheit oftmals beeinträchtigt haben, so war immerhin der Unterschied groß zwischen diesem Zustand von Beschränkung und Druck, und hingegen der persönlichen Sklaverei der Neger oder der Leibeigenschaft der Bauern im Slaventheile von Europa. Die kleine Negerzahl und die Freiheit des Stammes der Ureinwohner, von denen Amerika über acht und eine halbe Million durch fremdes Blut unvermischt sich erhalten hat, sind es, welche Spaniens vormalige Besitzungen des Festlandes auszeichnen und derselben moralische und politische Lage völlig unterscheiden von derjenigen der Antillen, wo bei dem Mißverhältniß zwischen Freien und Sklaven die Grundsätze des Kolonialsystems sich aufs Kräftigste entwickeln konnten. In diesem Archipel, so wie in Brasilien (zwei amerikanische Länder, die nahe an drei Millionen zweimalhunderttausend Sklaven besassen) ist die Furcht hinsichtlich einer Reaktion der Neger und der den Weißen drohenden Gefahren bis auf jezt die wichtigste Stütze für die Sicherheit des Mutterstaats und für den Fortbestand der portugiesischen Dynastie gewesen. Kann aber wohl diese Sicherheit ihrer Natur nach von langer Dauer seyn? Kann sie die Unthätigkeit der Regierungen rechtfertigen, welche dem Uebel abzuhelfen versäumen, während noch Zeit dazu vorhanden ist? Ich zweifle sehr. Wenn, beim Einflusse außerordentlicher Umstände, die Besorgnisse sich mindern werden, und wenn Länder, wo aus der Anhäufung von Sklaven die verderbliche Mischung heterogener Elemente in die Staatsgesellschaft eingebracht ward, gegen ihren Willen vielleicht in einen äußeren Kampf sich verwickelt sehen, alsdann werden die bürgerlichen Zwiste auch in aller der Heftigkeit ausbrechen, die den europäischen Familien, welche an den ohne ihr Zuthun herbeigeführten Verhältnissen keine Schuld tragen, die augenscheinlichste Gefahr bringen müssen. Die kluge Umsicht der Gesetzgebung in den neuen Republiken des spanischen Amerikas verdient das höchste Lob. Es haben sich dieselben gleich Anfangs zur ernsten Angelegenheit gemacht, für die völlige Aufhebung der Sklaverei geeignete Vorkehrungen zu treffen. Diese weit ausgedehnte Landschaft besizt in dieser Beziehung gegenüber dem südlichen Theil der vereinten Staaten einen unermeßlichen Vortheil, indem hier die Weißen, während des Kampfes mit England die Freiheit für sich erworben haben, und die Sklavenbevölkerung hingegen, welche bereits auf eine Million sechsmalhunderttausend ansteigt, schneller noch als die weiße Bevölkerung anwächst. Wenn die Civilisation, statt sich auszudehnen, ihren Sitz ändern würde; wenn in Folge der großen und beklagenswerthen europäischen Umwälzungen, das zwischen dem Kap Hatteras und dem Missouri befindliche Amerika der Hauptsitz der Aufklärung der Christenheit werden sollte, welchen Anblick würde dieser Mittelpunkt der Civilisation darbieten, wo in Mitte des Heiligthums der Freiheit man einer Negersteigerung aus dem Nachlaß eines Verstorbenen (vente de nègres après décès) beiwohnen und das Schluchzen der von ihren Kindern getrennten Eltern hören könnte! Wir wollen der Hoffnung Raum geben, es werden jene großmüthigen Grundsätze, welche seit langer Zeit die Legislaturen der nördlichen Theile von Nordamerika beseelt haben, sich allmählig auch südwärts und nach den westlichen Theilen ausdehnen, wo, in Folge eines unvorsichtigen und verderblichen Gesetzes die Sklaverei mit ihren Drangsalen, die Kette der Alleghanys und die Gestade vom Mississipi überschritten hat; geben wir der Hoffnung Raum, es werden die Kraft der öffentlichen Meinung, die Fortschritte der Aufklärung, die milder gewordenen Sitten, die Gesetzgebung der neuen Republiken des Festlandes und das eben so bedeutsam als glücklich zu nennende Ereigniß der Anerkennung Hayti's von der französischen Regierung, sey es durch Beweggründe von Besorgnissen und Furcht, sey es mittelst edlerer und uneigennützigerer Gesinnungen, einen glücklichen Einfluß auf die Verbesserung der Lage der Neger in den übrigen Antillen, in den Karolinen, in den Guianen und in Brasilien ausüben."

Noch eine dritte Betrachtung, welche Humboldt in diesem Theile seines großen Werks anführt, scheint uns in Bezug auf den bisherigen und künftigen Entwicklungsgang des amerikanischen Kontinentes von Bedeutung. „Ein glücklicher Zufall hat mich im Laufe meiner Reisen an die beiden Enden der Terra-Firma geführt, an die gebirgige, grünende Küste von Paria, wohin Christoph Kolumbus in seiner poetischen Begeisterung die Wiege des Menschengeschlechts sezte, und an die seichten, feuchten Küsten, die sich von der Mündung des Rio-Sinú gegen den Golf von Darien erstrecken. Die Vergleichung jener wieder wild gewordenen Landstriche bestätigt, was ich anderwärts über den wunderlichen und zuweilen rückschreitenden Gang der Civilisation in Ame-

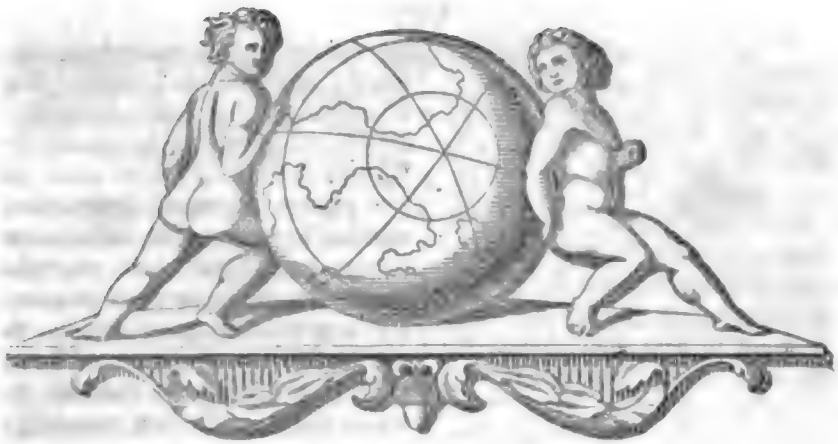
rika gesagt habe. Auf der einen Seite war es die Küste von Paria, die Insel Cubagua und Margueríta; auf der andern der Golf von Uraba und von Darien, welche die ersten spanischen Kolonisten aufnahmen. Der Reichthum an Gold und Perlen, der sich seit undenklicher Zeit in den Händen der Eingebornen aufgehäuft hatte, gab seit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts diesen Gegenden eine populäre Berühmtheit. In Sevilla und in Toledo, in Pisa, in Genua und in Antwerpen wurden jene Namen gleich denen von Ormuz und Kalikut genannt. Die römischen Päpste bezeichneten sie in ihren Bullen; Bembo erwähnt ihrer in jenen bewunderungswürdigen Blättern, die Venedigs Ruhm erhöht und dessen Freiheit überlebt haben. Es liegt so etwas unendlich Verführerisches in dem ersten Helldunkel eines glücklichen Beginnens; die schöpferische Phantasie des Menschen vergrößert ungebunden, was nur erst entworfen ist. Jener Reiz eines unbestimmten Hoffens, jenes Vergnügen, durch die Macht des Gedankens die engen Gränzen der wirklichen Welt zu erweitern, spricht sich überall aus: in dem Ursprunge großer Entdeckungen, wie in den nicht vollendeten Schöpfungen der zeichnenden Künste; in der ersten Entwicklung eines edlen Charakters, wie in jener unbefangenen zutraulichen Jugend der Völker, die sich in dem Aufbaue ihres gesellschaftlichen Gebäudes versuchen.

Europa sah am Ende des 15ten und am Anfange des 16ten Jahrhunderts in den Theilen der von Kolumbus, Ojeda, Vespucci und Rodrigo de Bastidas entdeckten neuen Welt nur die Vorspitzen jener weiten Länderräume von Indien und dem östlichen Asien, deren ungeheure Reichthümer an Gold und Diamanten, an Perlen und Gewürzen, in den Erzählungen von Benjamin de Tudela, Marco Polo, Rubriquis und Mandeville gepriesen worden waren. Mit einer von diesen Berichten erfüllten Einbildungskraft ließ Christoph Kolumbus, am 12. Junius 1491, von einem Notar eine Urkunde aufnehmen, in welcher 60 seiner Gefährten, Steuerleute, Matrosen und Reisende, eidlich bezeugten, daß die südliche Küste von Cuba zu dem Kontinente von Indien gehöre. Die Beschreibung der Schätze von Catay und Cipango, der himmlischen Stadt Quinsay und der Provinz Mango, welche in seinen Jugendjahren seine Sehnsucht entflammt hatte, verfolgte ihn wie ein Phantom bis an das Ende seiner Tage. Als er bei seiner vierten und lezten Reise an die Küsten von Cariay (Poyais oder Mosquito-Coast), von Veragua und des Isthmus landete, glaubte er sich an den Mündungen des Ganges. Diese geographischen Täuschungen, dieser geheimnißvolle Schleier, der die ersten Entdeckungen umhüllte, trugen dazu bei, die Gegenstände zu vergrößern, und die Aufmerksamkeit von Europa auf Regionen zu lenken, deren Namen kaum bei uns bekannt sind. Neu-Cadiz, die Hauptniederlage für Perlenfischerei, erhob sich auf einem Eilande, das wieder unbewohnt geworden ist. Das äußerste Ende der felsigen Küste von Paria ist gleichfalls verödet. Mehrere Städte unter den Namen Antigua del Darien, Uraba, San Sebastian de Buenavista, wurden an der Mündung des Rio-Atrato gegründet. In diesen zu Anfang des 16ten Jahrhunderts so berühmten Orten war, nach der Aussage der Geschichtschreiber, die Blüthe der kastilianischen Helden versammelt; von dort zog Balboa aus, um die Südsee zu entdecken; Pizarro, als er Peru eroberte und verheerte; Pedro de Cieça, der, immer kämpfend, die Andeskette über Antioquia, Popayan und Souzco bis zum Platastrome verfolgte, und hiemit einen Weg von 900 Lieues zu Lande zurücklegte. Jene Städte von Darien sind zerstört; altes, verfallenes Gemäuer steht hie und da auf den Hügeln von Uraba, und europäische Fruchtbäume, unter die inländischen gemischt, bezeichnen allein noch dem Reisenden die Stelle, welche jene einst einnahmen. Fast im ganzen spanischen Amerika sind die von den Conquistatoren zuerst bevölkerten Länder in Barbarei zurück versunken. Andere, später entdeckte Gegenden, haben die Aufmerksamkeit der Kolonisten angezogen. Dies ist der natürliche Gang der Dinge, wenn es darauf ankommt einen großen Kontinent zu bevölkern. Hoffentlich wird man auf mehreren Punkten zu den Orten zurückkehren, die zuerst ausgewählt waren. Es ist kaum begreiflich, wie die Mündung eines großen Flusses, der einem gold- und platinareichen Lande entströmt, unbewohnt bleiben konnte. Indeß hat der Atrato, ehemals Rio del Darien, San Juan oder Dabayba genannt, mit dem Oronoco ein gleiches Schicksal gehabt. Die Indianer, welche um das Delta dieser Flüsse herumirren, sind im Zustande der Wildheit geblieben. Umsonst ruft man die großen Schatten von Christoph Kolumbus und Vespucci an, von ihnen, deren Einer im Jahre 1498 den Kanal von Pedernales, eine der Mündungen des Oronoco, und der Andere, 1501, den Golf von Uraba fand und untersuchte. Diese Daten allein reichen hin, um gegen die Sorglosigkeit des Mutterlandes und gegen den Geist der Jahrhunderte, die auf so große Entdeckungen folgten, zu zeugen."

Es wird genügen, hier auf solche allgemein interessante Ansichten des vortrefflichen Werks aufmerksam zu machen. Die lehrreichen Untersuchungen über die mathematische und physische Geographie, über Temperaturverhältnisse, geognostische Analogien ꝛc. müssen wir den Männern vom Fach überlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 36. — 5. April 1833.

Auſſereuropäiſche Reiſen.

(Fortſetzung.)

2) Reiſe über England und Portugal nach Braſilien und den vereinigten Staaten des La-Plata-Stromes während der Jahre 1823 bis 1827 von J. Friedrich v. Weech. Zweiter und dritter Theil. München, Auer, 1831.

Der erſte Theil dieſer intereſſanten Reiſe (vergl. Literaturblatt von 1832 Nr. 5) enthielt eine treffende Schilderung Portugals und einen hiſtoriſchen Abriß Braſiliens. Der zweite Theil ſchildert hauptſächlich das Innere Braſiliens. Zuerſt die Bevölkerung. Der Verfaſſer bemerkt die auffallende Aehnlichkeit der braſilianiſchen Ureinwohner mit der mongoliſchen Raçe. Sie iſt um ſo merkwürdiger, als ſie ſich bei den Indianern Nordamerikas nicht in dieſem Grade findet, da man doch, um ſie zu erklären, zunächſt eine aſiatiſche Einwanderung von Norden her annehmen müßte. Allein in Afrika zeigt ſich ganz der nämliche Fall. Während die Araber und Berbern, dann die edlen Negerſtämme in Nord- und Mittelafrika keine Spur von mongoliſcher Abſtammung zeigen, ſind dagegen die Hottentotten in Südafrika auffallend den Oſtaſiaten ähnlich, und ſcheint auch die dunklere Farbe einen Unterſchied zu machen, ſo ſind doch die Hottentotten viel heller als die ächten Neger, und es läßt ſich ihrer phyſiſchen Bildung nach kaum bezweifeln, daß ſie uralte Miſchlinge der Neger und Mongolen ſind, ſey es nun, daß der mongoliſche Stamm von der Oſtküſte Aſiens aus in ſehr früher Zeit über Meer ſich ausgebreitet, oder daß die Vermiſchung ſchon in Aſien vor ſich gegangen, wenn man die von China nicht weit entfernten indiſchen Papuas für die Stammväter der ſchwarzen Raçe halten will. Um darüber zu urtheilen, müßte man vor allen Dingen wiſſen, ob die Neger afrikaniſche Ureinwohner ſind, wie die Naturkunde zu beweiſen ſcheint, oder ob ſie gleich allen andern Menſchenſtämmen aus Hochaſien kommen, wie es die Bibel verlangt.

Wichtiger als dieſe Unterſuchungen über das Kindesalter des menſchlichen Geſchlechts, die wohl immer vergeblich bleiben dürften, ſind die Andeutungen für die Zukunft. Man hat das merkwürdige Naturgeſetz entdeckt, daß die Menſchen durch Vermiſchung veredelt werden, daß die Mulatten in der fünften bis achten Generation an Körperkraft und Schönheit wie an geiſtigen Fähigkeiten ſowohl ihre weißen als ſchwarzen Voreltern übertreffen, daß die Miſchlinge die Vorzüge

beider Eltern vereinigen, ohne deren Fehler. Zwar in der ersten Generation scheinen sich noch die Fehler grell herauszustellen, aber in den folgenden schwinden sie. Dieses Naturgesetz bewährt sich auch durch den Gegensatz, denn bekanntlich verkümmern die Menschen wie die Thiere, wenn sie immer nur in einer Familie fortzeugen, ohne fremde Verwandtschaften zu suchen. Ganze Stämme verkrüppeln auf diese Weise oder sterben aus. Daher auch die alten Gesetze gegen Incest, und schon der Abscheu der Natur gegen zu nahe Verbindung. Es ist dasselbe Naturgesetz, nach welchem sich gleichnamige Pole abstoßen. Ueber die Thatsache selbst hat Schlichthoest in seiner brasilianischen Reise ausführlich gesprochen, und der für die Wissenschaft zu früh verstorbene Rengger, der in Gesellschaft Bonplands sechs Jahr in Paraguay von dem Diktator Doktor Francia zurückgehalten wurde, hat sie mir bei seiner Rückkehr nach der Schweiz vollkommen bestätigt. Auch Weech bestätigt sie. Er sagt: „Der gütige Leser wird sich erinnern, daß die Hauptstadt Brasiliens von verschiedenen Racen von Menschen bewohnt wird, welche durch die mannichfaltigen Mischungen des europäischen, amerikanischen und afrikanischen Blutes entstanden. Jene von rein europäischer oder portugiesischer Abkunft (von fremden Europäern kann hier die Rede nicht seyn) müssen als die edlen Reiser angesehen werden, welche auf schwarze und rothbraune Wildlinge, aber gesunde und kräftige Stämme gepfropft wurden, und die so vortrefflich anschlugen, daß diese an Schönheit der Gesichts- und Körperbildung ihre Veredler bereits weit übertreffen. Besonders auffallend ist die Veränderung, welche durch Vermischung des europäischen mit dem afrikanischen Blute vor sich geht; nur wenige Generationen sind hinreichend, einer Menschenrace das Daseyn zu geben, mit welcher in Hinsicht der Körperbildung sich nur wenige europäische Stämme vergleichen dürfen. Die europäisch-portugiesische Race hat sich in Rio unter sich nichts weniger, als veredelt; die Männer sind klein, und ihre Gesichtszüge ohne Bedeutung; das Frauenzimmer gefiel mir eben so wenig; eine kleine Gestalt, ein rundes Gesicht mit aufgeworfener Nase, schmalen Lippen, hervorstehenden Backenknochen und gelber Farbe, bezeichnen sie augenblicklich als Portugiesinnen, von der Sonne Brasiliens gefärbt; sie altern ungemein frühe, da sie wenig Anlage zur Körperfülle besitzen. Herrliche Gestalten gibt es unter den Mulatten, die Männer von athletischem, ungemein geregeltem Körperbaue, die Weiber von dem herrlichsten üppigsten Wuchse; aber sie haben noch zu viel von dem afrikanischen Blute, Haare, Nase, Lippen und die dunkelbraune Farbe an sich. Aber blendend weiße Frauenzimmer, herrlich gebildet und gewachsen findet man unter denjenigen, deren ursprüngliche Eltern Europäer von väterlicher, und Ureinwohner Brasiliens von mütterlicher Seite waren; von diesen gibt es jedoch nur Wenige in der Hauptstadt."

Obwohl die weiße Farbe die Kraft hat, nach und nach die dunkeln zu überwinden, und bei gleichen Mischungsverhältnissen z. B. von zehn Weißen und zehn Schwarzen nach zehn Generationen die Kinder sämmtlich weiß werden; so ist doch die Zahl der Weißen bisher im Verhältniß gegen die Farbigen noch immer zu klein gewesen, und die dauernde Herrschaft der Weißen beruht größtentheils auf der Eifersucht der Farbigen unter einander. „Nach der Landessitte kann kein ehrbares Frauenzimmer allein ausgehen; ist es vornehm oder reich, so erscheint es stets mit großem weiblichem Gefolge, welches seiner Gebieterin nach dem Range hinter einander gehend folget, der ihm im Hause angewiesen ist; denn niemals würde eine weiße Sklavin einer Mulattin, diese einer Cabra, jene einer Creolin und diese einer Afrikanerin den Vortritt gestatten." Indeß drohen die Neger durch ihr großes Uebergewicht an Zahl allen andern gefährlich zu werden. „Reiche und Vornehme besitzen deren oft über Sechzig, die ärmste Familie wenigstens Zwei, und selbst der blinde oder krüppelhafte Bettler läßt sich durch einen eigenen oder gemietheten Neger führen, oder in den Straßen umherziehen." Man darf sich daher nicht wundern, wenn man vernimmt, welche drohende Haltung die Neger in Brasilien und auf den Antillen annehmen, wo sie trotz der strengen Maßregeln Englands gegen den Sklavenhandel eben so zahlreich sind. Es wird nicht lange dauern, so werden die Neger in Amerika eine große Rolle spielen, u. in Hinsicht darauf scheint der Unterschied derselben als Katholiken oder Protestanten nicht uninteressant. Die Neger in Brasilien sind katholisch, die auf Jamaika unter englischer Herrschaft protestantisch. Daher hatte der lezte große Negeraufstand auf Jamaika, zu Anfang des Jahres 1832 den religiösen Charakter der Hussitenkriege, des deutschen Bauernaufstandes von 1525 und der englischen Revolution im siebzehnten Jahrhundert. Es standen fanatische Prediger an der Spitze, und die Neger verlangten die christliche Freiheit.

An dem tropischen Klima Brasiliens rühmt der Verfasser neben seinen weltberühmten Schönheiten hauptsächlich die Gesundheit. Man kennt hier keine Seuchen, keine tödtlichen Fieber, wie in Kolumbia und Mexiko, ja nicht einmal Erdbeben und Orkane. Das Innre des ungeheuren, 140,000 Quadratmeilen umfassenden Landes ist noch wenig bekannt und besucht. „Wenn man nicht Naturforscher ist, kann man von einer weiten

Reise in Brasilien nur wenig erzählen; verdorbene Fußwege, undurchdringliche Wälder, unübersehbare, nackte Weiden, weit von einander entfernte, in Bauart und Kultur fast immer gleiche Landgüter, wechseln mit einander ab, und ermüden zulezt den Reisenden; nicht besser geht es ihm mit den Einwohnern, welche, ohne wissenschaftliche Bildung, und von beschränkten Begriffen, in ihre Unterhaltung keinen Wechsel zu bringen wissen. Sobald der Reiz der Neuheit verschwindet, tritt lange Weile an seine Stelle, und nicht selten bemächtiget sich des Europäers, wenn er längere Zeit in Brasilien lebt, eine Art Heimweh, die zulezt in Lethargie und gänzliche Gleichgültigkeit ausartet. — Die Einförmigkeit des Landes, trotz den außerordentlichen Naturschönheiten, ist aber so groß, daß derjenige, welcher sich auf 20 bis 30 Stunden von der Seeküste entfernt, sich einen Begriff von ganz Brasilien machen kann; wer jemals daselbst reiste, wird gewiß diese Ansicht theilen." Der erste Eindruck der nachher durch ihre Immerwiederkehr ermüdenden Naturschönheiten, ist der einer Fülle und Pracht, gegen die alles, was man je gesehn, verschwindet. „Ich habe in Europa Gegenden gesehn, welche ich für die schönsten hielt, aber wenn ich bedenke, was im Vergleiche mit ihnen die Natur für Brasilien that, scheinen sie mir in das Gewand der Dürftigkeit gekleidet, und wenn auch Kunst und Natur bei uns sich vereinigen, um mit den Gegenden der Tropenländer zu wetteifern, so werden sie diese doch nie übertreffen; wo die Palme fehlt, dieses Meisterwerk der Schöpfung, deren es in Brasilien über sechzig Arten gibt, kann eine Gegend nicht vollendet schön genannt werden. — In jenen Landstrichen Brasiliens, welche dem Aequator nahe liegen, ist die Natur in der lebendigsten Thätigkeit, sie ruht nie, Bäume und Gewächse prangen mit ewigem Grün, und stehen entweder in Blüthe oder beugen sich unter der Last ihrer Früchte; sobald ein Blatt verwelkt, sproßt sogleich ein frisches wieder hervor, und der Ackerbautreibende lebt in beständigem Kampfe mit dem üppigen Boden, der ohne sein Einschreiten sich in wenigen Tagen mit mannichfaltigem Unkraute bedecken würde, so, daß keine andere Pflanze aufkommen könnte. — Einen besonders prächtigen Anblick gewähren aber jene Waldungen, welche die zerstörende Art bisher noch verschonte; hier sieht man niemals das traurige Bild eines entlaubten Baumes, oder das Düstere und Abwechslungslose unserer Nadel- und Laubhölzer; die brasilianischen Waldbäume zeichnen sich im Gegentheile durch die mannichfaltigsten Farben der Blätter und die Pracht ihrer Blüthen und Blumen aus, womit ihre oft riesigen Kronen zu den verschiedensten Zeiten des Jahres bedeckt sind. Denselben großartigen Charakter tragen die Flüsse des Landes, wenn sie anhaltender Regen schwellte; mit unwiderstehlicher Gewalt bahnen sie sich einen Weg durch Thäler und Ebnen, bilden zahllose Wasserfälle und beleben die Gegend, welche sie durcheilen, mit dem donnerähnlichen Gebrause ihrer schäumenden Fluthen. Nicht minder schön und merkwürdig als diese paradiesischen Gegenden, sind die Geschöpfe, mit welchen die Vorsehung sie bevölkerte; Vögel mit prachtvollem Gefieder durchstreifen entweder in großen Zügen die Luft, oder wiegen sich, durch das Grün der Bäume schimmernd, auf ihren Zweigen; Schmetterlinge mit den buntesten Farben, deren Glanz das Auge blendet, flattern längs den Flüssen von Blume zu Blume, und auf den Pflanzen befinden sich in unendlicher Menge Insekten, deren glänzende Hüllen gleich Edelsteinen funkeln. Die Sonne strahlet endlich über diesen schönen Theil unserer Erde mit einem dem tropischen Himmelsstriche eigenen Glanze, und alle Gegenstände treten, so weit das Auge reicht, durch die ausgezeichnet reine Luft und den azurnen Himmel mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit hervor." Man findet im Innern dieses schönen Landes kaum auf fünf Quadratmeilen einen Einwohner, und doch ist der Boden vertheilt, und unbedeutende arme Familien besitzen unbebaute Landstriche, größer als manches deutsche Fürstenthum. „Die Besitzungen auf dem Lande heißt man in Brasilien Fazendas, und ihr Eigner Fazendeiros. In frühern Zeiten konnte sich jeder eingeborne freie Mann, in einer Gegend, die noch keinen Besitzer hatte, ein Stück Land wählen, und nachdem er bei der Regierung eingekommen, in den gesetzlichen Besitz desselben gelangen; den Landbautreibenden wurde eine Legua Breite und zwei Leguas Länge zugestanden; für Viehzucht wurden gewöhnlich acht bis neun Quadrat Leguas Land bewilliget; der Besitzer erhielt dann einen Lehenbrief (Carta Sismaria). Da es übrigens an gesetzlicher Aufsicht fehlte, so bemächtigte sich jeder Ansiedler eines so großen Stück Landes, als ihm gefällig war, und sprach es gegen die später Kommenden, als sein rechtmäßiges Eigenthum an, bereit, seinen usurpirten Besitz mit allen Waffen, die ihm zu Gebote standen, zu vertheidigen, und es gibt gegenwärtig in Minas eine Menge Landgüter von zwanzig bis dreißig Quadratmeilen, auf welchen oft kaum fünf bis sechs Menschen wohnen; aber der Glaube, nur auf so ungeheuren Bezirken fortkommen zu können, ist so tief bei ihnen eingewurzelt, daß ich viele hörte, welche sich mit großer Aengstlichkeit über die zunehmende Bevölkerung des Landes beklagten, da sie die Möglichkeit nicht einsahen, sich ferner zu ernähren, wenn sie einst genöthigt würden, ihre große Besitzung unter ihre Kinder zu vertheilen." Der Verfasser besuchte auch die Gold- und Diamantenbergwerke,

klagt aber sehr über die Lüderlichkeit, mit welcher dieselben bisher betrieben werden.

Von den Botocuden, den Ureinwohnern der brasilianischen Wälder, gibt uns der Verfasser eine ausführliche Schilderung, die das schon von ihnen Bekannte bestätigt. Dies Volk dürfte das garstigste und am meisten bestialische unter den Menschen seyn.

Von Brasilien begab sich der Verfasser nach Buenos-Ayres, getäuscht durch Vorspiegelungen, wie man sie in jener Zone den Fremden gewöhnlich macht, und wovon auch Schlichthorst traurige Belege geliefert hat. Es gibt Menschen, die nur davon leben, die neuangekommenen Auswanderer zu prellen, und leider sind es zuweilen Landsleute. So sind z. B. die schändlichen Betrügereien des berüchtigten Major Schäfer längst bekannt, und doch hat man nicht gehört, daß dieser Elende bestraft worden, vielmehr saß er noch vor nicht langer Zeit lustig in Hamburg und praßte von dem Raube.

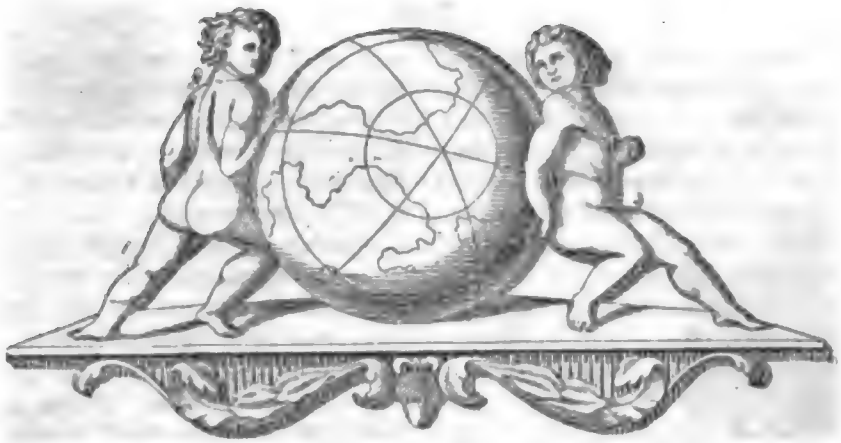
In Buenos-Ayres überzeugte sich Weech, daß die Spanier den Republikanismus übertreiben, wie sie früher den Monarchismus übertrieben. Er schildert, wie man sich dort gegen einen Hausknecht zu benehmen hat. „Wir hatten kaum Platz genommen, so erschien ein schmutziger Kerl mit einem kleinen Hut auf dem Kopfe, bloßen Füßen, an welche Sporen geschnallt waren, und einer brennenden Cigarre im Munde. Sogleich redete ihn das Haupt der Familie mit folgenden Worten an: „Sennor Don Casparo! wollten Euer Gnaden die Güte haben und Sorge tragen, daß einige Pferde nach Tische bereit gehalten werden?“ Der Angeredete nickte mit dem Kopfe und entfernte sich mit Gravität eines spanischen Hidalgos; und als man mein mühsam unterdrücktes Lächeln bemerkte, wurde mir eine Vorlesung über die Freiheit und Gleichheit der Menschen gehalten, welche ich ganz vortrefflich fand, da ich nicht willens war, mit Hülfe der ritterlichen Knechte des Landes Feldbau zu treiben.“ Uebrigens fand er die Spanier in Buenos-Ayres noch weit den Portugiesen in Brasilien vorzuziehen. „Ich habe nur selten eine so zahlreiche Versammlung schöner Männer und reizender Frauenzimmer, wie hier, gesehen, und in keinem Theile der Erde kann das schöne Geschlecht einen gerechtern Anspruch auf diesen Titel machen, als hier. Der Tochter des Südens ist wahrlich Grazie und Anmuth angeboren, und das entzückte Auge wurde nimmer müde, auf den herrlichen und blühenden Gestalten zu weilen, welche den Saal in unendlicher Menge anfüllten. Das Feuer ihrer dunkeln Augen, die blendende Weiße ihrer schönen, regelmäßigen Gesichtsbildungen, das natürliche Carmin ihrer Wangen, selbst ihre einfache, geschmackvolle Kleidung, die wenigen Blumen im schwarzen Seidenhaare, mit einem Worte, die Vereinigung der Anmuth und Schönheit trug wesentlich dazu bei, dieses Fest Allen unvergeßlich zu machen, die ihm beiwohnen konnten.“ Ganz so sprach auch der verstorbene Rengger.

Das Innere des Landes am La-Plata-Strom ist noch eine eben solche Wildniß, wie Brasilien. Die Landleute besitzen Güter von 50 Stunden Umfang und bevölkern sie mit Pferden und Rindvieh, wovon ein Bauer allein zuweilen an 150,000 Stück besitzt. Die Zahl des über das ganze Land verbreiteten Viehes ist unermeßlich. Das schönste Pferd kostet nur einen halben Piaster. Obgleich die Raubthiere große Verheerungen unter dem Vieh anrichten, da Buenos-Ayres oft in einem Jahr 2000 Tigerfelle ausführt, obgleich in einem trocknen Jahrgange eine Million Kühe verschmachten, obgleich in den Bürgerkriegen viel Schaden unter dem Vieh angerichtet worden ist, pflanzt es sich dennoch reichlich fort. Dies erklärt zum Theil den Charakter des Landvolks, von dessen Roheit unter andern die Belagerung von Buenos-Ayres im Jahr 1829 einen Begriff gab. Qualis grex, talis rex. „Zuverläßig sind sie die rohesten Menschen auf dem südamerikanischen Kontinente; eine natürliche Folge ihrer Erziehung, welche durchaus nur darin besteht, reiten zu lernen, worin sie mit sechs bis sieben Jahren schon vollkommen erfahren sind. Da diese Menschen, von der zartesten Jugend angefangen, nichts um sich her erblicken, als Flüsse, unermeßliche Grasebenen und ihre rohen Gefährten, welche sich nur damit beschäftigen, Thiere zu fangen und zu tödten, so gewöhnen sie sich natürlicherweise an eine Lebensart, welche von der des Wilden nur wenig verschieden ist. Der also gleich dem Thiere Aufgewachsene ist eben so gleichgültig für die Bequemlichkeiten des Lebens, als gegen Sittlichkeit und Schamhaftigkeit; er tödtet einen Menschen so gelassen, wie ein Stück Vieh seiner Heerde. Freundschaft, Vaterlandsliebe, kurz, alle besseren Gefühle, welche eigentlich den Menschen von dem unvernünftigen Thiere unterscheiden, sind ihm gänzlich unbekannt.“ Der Verfasser, der eine Zeitlang unter ihnen zubrachte, schildert ausführlich ihre Sitten.

Buenos-Ayres ist wie alle spanische Kolonien frei von Negern, oder zählt deren nur wenige. Daher herrscht daselbst auch ein reines, selbst pedantisches Gleichheitssystem, im grellsten Gegensatz gegen Brasilien, wo alles schroff in Kasten getrennt ist. Inzwischen zweifelt Weech nicht, daß auch Brasilien bald eine Republik seyn werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 37. — 8. April 1833.

Aussereuropäische Reisen.

(Fortsetzung.)

3) Reise nach dem stillen Ocean und der Beeringstraße, zur Mitwirkung bei der Polarexpedition ꝛc. von Kapitän F. W. Beechey, in den Jahren 1825—1828. Zwei Theile, mit einer Tafel und einer Charte. (59ster und 61ster Theil der Neuen Bibliothek der Reisebeschreibungen.) Weimar, Industrie-Comptoir, 1832.

Während Parry von Grönland und Franklin vom Mackenziefluß aus die nördlichsten Küsten Amerikas untersuchten, that dies Beechey gleichzeitig von Kamtschatka aus, und wir haben früher schon, als wir über Franklins Reise berichteten (Literaturblatt 1830 Nr. 89), den Umstand angegeben, daß sich Beechey und Franklin westlich von der Mündung des Mackenziefluſſes, bis auf wenige Meilen nahe kamen, und nur durch die Strenge des Klimas verhindert wurden, zusammenzutreffen. Es ist durch diese Expedition, wenn auch noch nicht ganz die Nordküste Amerikas bekannt geworden, doch erwiesen, daß sie zu umschiffen ist.

Da Beechey den stillen Ocean durchschiffen mußte, hatte er zugleich den Auftrag, diesen näher zu untersuchen. Außer einigen unbedeutenden kleinen Inseln war freilich nichts mehr zu entdecken; aber Beechey hat bewiesen, daß dem wissenschaftlichen Forschungsgeist sich noch immer über das Bekannte neue Aufschlüsse darbieten. Seine Bemerkungen über den Ocean und dessen meteorologische, optische und nautische Erscheinungen sind sehr lehrreich. Er segelte zuerst 1825 um das Kap Horn nach der Küste von Chili. Hier fand er die alten Sitten nicht mehr, die La Perouse so anmuthig geschildert hat, vielmehr hatte der neue Republikanismus und die Bekanntschaft mit den Engländern die altspanischen Sonderbarkeiten in Tracht und Gewohnheiten ziemlich verdrängt. Von hier wandte sich Beechey westwärts in den stillen Ocean, und beschäftigte sich hauptsächlich mit der nähern Untersuchung der Koralleninseln, die bekanntlich von Korallenthieren gebildet überall im stillen Meere neu entstehen. „Mit den hohen schroffen Inseln, welche durch die Thätigkeit des Feuers aus dem Meere gestiegen (und noch jezt zum Theil Vulkane sind), bildet eine Reihe von niedrigen Inseln, die ihre Entstehung dem entgegengesezten Elemente verdanken, einen auffallenden Kontrast. Sie sind das Werk von Myriaden winziger Lithophyten, welche mit der Fähigkeit begabt sind, die kalkige Substanz aus dem Ocean auszuscheiden, und mit so winzigen Materialien einen prächtigen Bau von vielen Seemeilen Umfang aufgeführt haben. Schon

Digitized by Google

umgibt ein großer Wall dieser Art die Inseln, der sich durch die unablässige Thätigkeit der Thierchen von allen Seiten der Oberfläche des Wassers schnell nähert, und auf der Nordostseite sich schon darüber erhebt und Dammerde trägt, auf der Bäume und andere Pflanzen wachsen, und sogar Menschen wohnen. — Nach der entgegengesezten Richtung wird dieser Damm jedoch noch von 30 bis 40 Fuß hohem Wasser überfluthet, als ob hier absichtlich eine Lücke gelassen sey, damit Schiffe in die Lagune einlaufen können. Ob diese Unregelmäßigkeit von einem ungleich schnellen Anwachsen der Korallen, oder von der ursprünglichen Neigung der Basis herrühre, ist eine Frage, die viel Interesse erregt hat; alle Inseln, welche wir später besuchten, kamen darin mit einander überein, daß die Korallenformation an der östlichen oder westlichen Seite weiter vorgerückt war, als an der entgegengesezten. An der äußern Seite steigt der Wall jäh aus unergründlicher Tiefe herauf, an der innern senkt er sich schräg 120 — 150 Fuß unter die Oberfläche. Wegen jener Steilheit der äußern Wand bricht sich die ganze Wuth der See an derselben, so daß das Wasser in der Lagune ruhig bleibt, und die Korallenthierchen folglich dort ungestört fortbauen, und Grotten von den phantastischesten Formen bilden können. Sie haben bereits alle Inseln mit Barren umzingelt, welche täglich weiter um sich greifen und ihre Hügel, vorzüglich im nördlichen Theile der Lagune, sehr dicht neben einander aufgeführt. Andere Species bauen kühn einzelne Säulen auf, und das Werk rückt mit solcher Schnelligkeit vor, daß eine thätige Einbildungskraft sich leicht vorstellen kann, wie zu einer nicht gar fernen Zeit eine große Ebene die ganze Oberfläche der Lagune bedeckt, und Wälder von Brodbäumen, Kokuspalmen ꝛc., den Unterhalt für eine zahlreiche Bevölkerung hervorbringen. Die hier hinsichtlich der Korallen-Inseln beigebrachten Beobachtungen beziehen sich nur auf die 32 von uns untersuchten. Die größte darunter hatte 30 Meilen und die kleinste keine volle Meile im Durchmesser. Der Gestalt nach waren sie verschieden. Sie bestanden, mit Ausnahme der Hendersons-Insel, welche nur zum Theil mit lebenden Korallen umgeben war, durchgehends aus diesen leztern, und schienen durch die eifrige Thätigkeit der Lithophyten, die sowohl nach der Breite als nach der Höhe im Wachsthum begriffen waren, noch sämmtlich an Größe zuzunehmen. Neun und zwanzig von diesen Inseln hatten in der Mitte Lagunen, und wenn man dies Verhältniß mit demjenigen zusammenhält, welches in andern Gegenden der Erde stattfindet, wo Korallen-Inseln vorkommen, so geht daraus beinahe die Gewißheit hervor, daß die Mittellagune auch da, wo sie fehlt, früher existirt habe, und zu den wesentlichen Kennzeichen der Korallenformation gehöre. Auf diesen 29 Inseln sind die die Lagune einschließenden trocknen Korallenstreifen, wenn man die auf ihnen angehäuften, losen, sandartigen Materialien abrechnet, selten mehr als 2 Fuß über die Meeresoberfläche erhaben, und wenn sich nicht die See an dem schroff abfallenden äußern Rande bräche, so würden diese Streifen ganz unter Wasser gesezt werden. Diese Höhe von 2 Fuß erstreckt sich aber nur über einen kleinen Theil der Breite der Insel, welche mit fast unmerklicher Böschung auf beiden Seiten bis zum ersten Absatz, oder zur ersten Bank abfällt, wo die Böschung dann, wie gesagt, sehr steil wird. In dieser Beziehung finden jedoch, je nach dem Wachsthum und Alter der Insel, vielfache Verschiedenheiten statt. — Diejenigen Theile des Streifens, welche über die Wellen hinausreichen, sind von den Korallenthieren nicht mehr bewohnt, sondern deren Zellen mit einer harten kreidigen Substanz ausgefüllt und auf der Oberfläche braun und rauh. Die noch unter Wasser stehenden, oder nur zur Zeit der Ebbe trocknen Stellen sind von kleinen Kanälen durchschnitten, und so voller Löcher, daß sich auf denselben zur Zeit der Ebbe kleine Dümpfel befinden. Die Breite des aus todten Korallen gebildeten obern Streifens betrug auf keinen der von uns untersuchten Inseln von der Stelle, bis zu welcher die Wellen reichten, bis zur Lagune über ½ Meile, und gewöhnlich nur 3 — 400 Yards. Ueber diese Gränze hinaus waren die Korallen, insbesondere der Lagune zu, weniger von den Wellen verstümmelt, und häufig zeigte sich eine 30 — 50 Yards breite, zur Zeit der höchsten Fluth 2 — 3 Fuß unter Wasser stehende Bank (bei der Vogeninsel war dieselbe nach der Seeseite zu tiefer unter Wasser gesezt); alsdann versenken sich die Wände der Insel jäh, wie es scheint, vermöge einer Aufeinanderfolge von geneigten Bänken, die durch zahlreiche, an den Kapitälern zusammengewachsenen Säulen gebildet werden, in deren Zwischenräumen das Senkblei mehrere Faden tiefer fällt. Von dieser Art der Formation konnten wir uns zwar nicht bei allen Inseln genau überzeugen, allein wir ermittelten sie doch bei mehreren mit solcher Bestimmtheit, daß wir von diesen wohl auf andere schließen durften. Diese sämmtlichen Inseln liegen, mit Ausnahme von Oena, welche sich an der Gränze des Passatwindes befindet, innerhalb seines Bereichs, und es findet bei ihnen durchgehends die Regel statt, daß die dem Winde zugekehrte Seite höher und vollkommener, als die andere, ja häufig auch gut mit Waldung bestanden ist, während die andere zum Theil, oder ganz unter Wasser steht. Bei den Gambier-Inseln und der Mathilda-Insel war diese Ungleichförmigkeit ungemein auffallend; die Wetterseite ist bei beiden gut bewaldet, und bei den erstern bewohnt, während die gegenüberliegenden Seiten 20 — 30 Fuß unter Wasser, aber deren

Umrisse scharf zu erkennen sind; auch kommen die Einfahrten in die Lagunen gewöhnlich auf der Seite unter dem Winde vor, obwohl sie, wie bei der Bogeninsel, zuweilen auch auf den Seiten angetroffen werden, welche mit dem Passatwinde Strich halten. Mir ist aber keine einzige bekannt, die sich auf der Wetterseite befände; bestätigt sich dieser Umstand auch bei andern Koralleninseln, so ist er höchst charakteristisch, aber aus der fortwährenden Einwirkung des Passatwindes nicht hinreichend zu erklären. Sobald das Riff einmal die Oberfläche erreicht hat, läßt sich die Wirkung des Passatwindes leicht nachweisen; allein es scheint nicht möglich, daß derselbe seinen Einfluß so tief unter dem Wasser erstrecke, als manche Riffe liegen. — An den Spitzen oder Ecken versenken sich diese Inseln weniger schroff und, wie es mir scheint, regelmäßiger in die See, als an den Seiten. Der keilförmige Raum, welcher durch das Zusammenstoßen der beiden Seiten in der Lagune entstehen würde, fällt dadurch weg, daß die Korallenbänke dort breiter sind. An diesen Stellen, so wie überhaupt in den schmalen Theilen der Lagune, sind die Korallenthierchen in größerer Anzahl vorhanden, obwohl sie sich im Allgemeinen in sämmtlichen Lagunen in ziemlich großer Zahl vorfinden. Sie scheinen bis zur Oberfläche des Wassers in Form abgestuzter Kegel aufzusteigen, dann aber in ihrem Fortschreiten gehemmt, ihren Bau seitlich fortzusetzen, so daß, wenn mehrere solcher Hügel sich neben einander befänden, sie sich verbinden und ein solches Riff bilden würden, wie es sich beschriebenermaaßen an dem Rande mancher Lagunen vorfindet. — Als durch Cooks Reisen die Aufmerksamkeit wissenschaftlich gebildeter Männer diesen sonderbaren Formationen zugewandt wurde, entstand unter andern die Ansicht, sie entsprängen von einer schmalen Basis und breiteten sich, indem sie sich erhöben, seitlich aus, so daß sie im großen Maaßstabe dieselbe Gestalt darböten, welche manche Korallenthiere im Kleinen besitzen. Das war, z. B., die Theorie des Herrn John R. Forster, der Cook auf dessen zweiter Reise begleitete und mehrere Koralleninseln besuchte, daher er sich seine Ansicht nach eignen Beobachtungen bilden konnte. Im Betracht der Größe mancher dieser Inseln ist aber klar, daß, wenn sie diese Gestalt hätten, die Lithophyten oder die Thiere, welche dieselben bauen, ihre Arbeiten in gewaltigen Tiefen beginnen müßten, was von den Naturforschern bezweifelt wird. Gegenwärtig ist man im Allgemeinen der Meinung, daß diese Inseln auf Bergen unter der See oder ausgebrannten Vulkanen stehen, die höchstens 4—500 Fuß hoch mit Wasser bedeckt sind, und daß die Figur der Inseln von der ihrer Basis abhängt. Welche von diesen Theorien die richtige sey, würde wenig auf sich haben, wenn sich nicht bei der leztern die Existenz der Lagune durch das Vorhandenseyn eines Kraters erklärte, während sie bei Annahme der erstern auf Rechnung des Instinktes der Korallenthiere zu setzen wäre, und dieß einen sehr merkwürdigen Umstand in der Naturgeschichte dieser Geschöpfe bilden würde. Herr Forster glaubte, es sey möglich, daß die Thierchen durch ihren Instinkt darauf geführt würden, sich durch einen kreisförmigen Damm einen Schutz gegen die Gewalt der Wellen und einen ruhigen See zu bilden, in welchem sie ungestört hausen könnten."

Nicht minder interessant sind Beecheys Bemerkungen in Bezug auf die Bevölkerung des stillen Oceans. Er fand Otaheiten sechshundert Meilen von Otaheiti entfernt, und gleichwohl hatten sie sich zu so weiten Seefahrten nur ihrer kleinen Kanoes bedient. Er fand unter den Insulanern sehr verschiedene Physiognomien, was aber nicht blos von der verschiedenen Abstammung herzurühren scheint: „Zwischen den Bewohnern der vulkanischen Inseln und der Koralleninseln, findet eine große Verschiedenheit in den Gesichtszügen und der Hautfarbe statt, indem die erstern höher gewachsen und weißer sind. Diese Veränderung kann einer Verschiedenheit in den Nahrungsmitteln, Gewohnheiten und Bequemlichkeiten beigemessen werden, indem die Einen ihren täglichen Unterhalt, den brennenden Sonnenstrahlen und dem unangenehmen Reflex derselben von dem weißen Sande des Ufers ausgesezt, auf den Korallenriffen suchen müssen, während die Andern einer Fülle von Produkten des Bodens genießen, in Palmen und Brodfruchthainen Schutz und Schatten finden, und verhältnißmäßig bequem und behaglich leben. Man hat bisher mancherlei Vermuthungen darüber aufgestellt, wie diese von jedem Festlande so entfernten Inseln zu ihren Urbewohnern gekommen sind. Die große Verwandtschaft, die diese Insulaner in Sprache, Religion, Sitten, Gebräuchen und Sagen mit den Malayen und andern Bewohnern der großen, gegen Westen liegenden Inseln haben, erlaubt keinen Zweifel darüber, daß häufige Auswanderungen von den leztern aus stattgefunden haben, und wir haben daher Grund, die Malayen für das Urvolk anzusehen; allein hiergegen bietet sich sogleich die Schwierigkeit dar, daß diese Insulaner in äußerst unvollkommenen Fahrzeugen so gewaltige Seereisen gegen den herrschenden Wind und die herrschende Strömung hätten unternehmen müssen. Diesen Einwurf haben manche Schriftsteller so unwiderleglich gefunden, daß sie eine Wanderung durch die Tartarei über die Beeringsstraße und das amerikanische Festland nach einer Gegend annahmen, von wo aus diese Völkerstämme dann durch den herrschenden Wind nach ihren jetzigen Wohn-

orten verschlagen worden seyen. Wäre dies der Fall, so müßte offenbar zwischen den amerikanischen Indianern und den Eingebornen Polynesien's eine größere Aehnlichkeit stattfinden. Wie die Wanderungen zwischen einer Insel und der andern vor sich gegangen sind, darüber ist man vollkommen einig, und in manchen Fällen läßt sich dies sogar historisch nachweisen; aber sie haben immer nur in einer Richtung stattgefunden, und zwar in derjenigen, welche der Ansicht günstig ist, daß die Hauptwanderung von Osten her sich ereignet habe. Tuwarri aber wurde mit seinen Begleitern, trotz seiner Absicht, nach Westen zu segeln, 600 Meilen weit gegen den Strich des Passatwinds getrieben, und dieser Umstand ist hinreichend, den oben angeführten Haupteinwurf gegen eine Wanderung von Osten her zu beseitigen. Da diese Thatsache so vollkommen festgestellt, und in ihrer Art die einzige bekannte ist, so legen wir derselben eine bedeutende Wichtigkeit bei, zumal da die Bevölkerung dieser Inseln von nur wenigen dahin verschlagenen Menschenpaaren ausgegangen seyn dürfte."

Beechey spricht sehr viel von den Pitcairinseln, wo er die Familie des Matrosen Adams in patriarchalischer Eintracht fand. Er erzählt bei dieser Gelegenheit die Geschichte dieses Adams noch einmal sehr ausführlich. Sie ist bereits durch mehrere Seefahrer bekannt geworden und durch einen romantischen und galanten Zug ausgezeichnet. Die eingebornen Weiber fanden Wohlgefallen an den weißen Fremdlingen, mit denen Adam hier gestrandet war. Die Männer wurden darüber eifersüchtig und erschlugen die Weißen. Die Weiber aber rächten den Tod ihrer Geliebten, indem sie alle ihre Männer umbrachten, und da Adams zufällig nur schwer verwundet war und von den Weibern geheilt wurde, so blieb er allein Hahn im Korbe und wurde der Erzvater der Insel.

Von hier ging Beechey nach Otaheiti und leider gibt er uns von dieser herrlichen Insel keine tröstlichere Schilderung, als Otto von Kotzebue. Otaheiti, das bei seiner ersten Entdeckung das Ideal der Naturschönheit und Sittenunschuld, ein Paradies genannt zu werden verdiente, ist jezt, Dank sey es den Engländern, in ein Bet- und Zuchthaus verwandelt. Nachdem man den armen Einwohnern die europäischen Laster und Krankheiten gebracht, hat man sie hinterdrein zu Pietisten gemacht, und von englischen Missionären begleitet ist das herrschende Königsgeschlecht gegen sein eignes Volk zu Felde gezogen und hat die schöne Insel mit Mord und Brand erfüllt. Die Zahl der Einwohner hat außerordentlich abgenommen, und der Rest zeigt nichts mehr von der frühern gesunden Heiterkeit. Sie dürfen nicht mehr im Genuß ihrer herrlichen Natur fröhlich seyn. Wie englische Weber müssen sie sich beim Andachtsbuch einschließen, stets finstre Mienen machen, dürfen nicht mehr singen und tanzen und ihre einzige Erholung sind heimliche Laster.

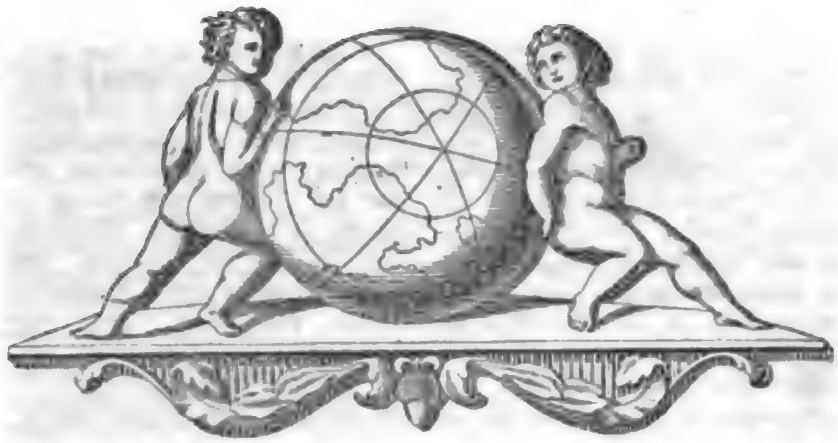
Von Otaheiti steuerte Beechey nach Norden, um an der Küste des Polarmeers mit Franklin zusammenzutreffen. Da ihm dies nicht gelang, kehrte er zurück und besuchte die Küste von Kalifornien. Er bemerkt, daß dieser lange Küstenstrich von Nordamerika sehr fruchtbar und gleichwohl so gut als gar nicht bevölkert sey. Im Norden sind einige russische Ansiedlungen zur Unterstützung des Pelzhandels, und im Süden spanische Missionsanstalten, die von Meriko aus schlecht unterstüzt werden und denen es noch nie hat gelingen wollen, die Indianer aufrichtig zu bekehren oder zu civilisiren. Da die Deutschen schon lange damit umgehn, statt der bisherigen einzelnen Auswanderungen einmal in Masse auszuwandern und ein Neudeutschland zu gründen, so böte sich ihnen wohl kein schicklicherer Platz dar, als die Westküste der vereinigten Staaten und Merikos. Von hier aus wird einmal der Haupthandel zwischen Amerika, China und Indien geführt werden, und wenn erst das ganze Innre Nordamerikas bevölkert ist und Handelswege hindurch gebahnt sind, so muß diese Westküste so wichtig werden als die Ostküste.

Hierauf begab sich Beechey nach den Sandwichsinseln. Auch die Geschichte dieser, wie Otaheiti bekehrten und civilisirten Inseln schildert er sehr ausführlich. Die Lage des Volks ist hier glücklicher als in Otaheiti. Bekanntlich war der König der Inseln vor Kurzem selbst in England, wo er starb. Dies dient zum Beweise, wie sehr die Insulaner für die europäischen Sitten enthusiasmirt sind. Die Natur spielt ihnen aber noch eine Menge Streiche. So sah Beechey ganz anständige Damen in seidnen Kleidern und mit Sonnenschirmen plözlich ihren Spaziergang unterbrechen, sich entkleiden und nach den Schiffen am Ufer schwimmen, wobei sie die Kleider über den Kopf hielten, die sie dann, sobald sie angelangt waren, wieder anzogen.

Beechey besuchte sodann die noch wenig bekannte Insel Loo Choo, die halb chinesisch, halb japanisch und wie diese beiden Länder sehr bevölkert ist. Von hier ging er noch einmal nach dem Polarmeer, um Franklin zu treffen, was ihm aber wieder mißlang, obgleich er ihm sehr nahe kam. Da nun seine Mission ein Ende hatte, kehrte er auf dem nächsten Wege nach England zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 38. — 12. April 1833.

Aussereuropäische Reisen.

(Fortsetzung.)

4) Reise nach Kolumbien in den Jahren 1825 und 1826 von C. A. Gosselmann. Aus dem Schwedischen übersezt von Freese. Zweiter Theil. Mit einem Kupfer. Stralsund, Löffler, 1831.

Der erste Theil (vergl. Literaturblatt 1830 Nr. 91) schilderte die Landung und den ersten Aufenthalt in Kolumbien am Magdalenenflusse. Der zweite Theil beginnt mit der Wanderung ins Andes-Gebirge. Gosselmann reiste mit der einzigen Gelegenheit, die ihm zu Gebote stand, nämlich auf dem Rücken eines riesigen Indianers. „Es ist beinahe unmöglich, sich vorzustellen, wie dienstfertig und bedachtsam diese Peonen sind, oder was für eine bedeutende und unentbehrliche Rolle ein solcher Mensch auf der Reise spielt. Ein Silletero ist wahrlich ein Fac-Totum, ein sine qua non, oder vielmehr die personificirte Möglichkeit für einen Fremden in diesen Gebirgen vorwärts zu kommen, denn er ist nicht nur Pferd, Wegweiser und Begleiter des Reisenden, sondern auch sein Haushofmeister, Koch und Bedienter. Nachdem ihn ein solcher Peon vielleicht den größten Theil des Tages getragen, wobei er auf eine unterhaltende Weise die Merkwürdigkeiten des Wegs beschrieben, und mit Klugheit alle Fragen darüber beantwortet hat, ist er kaum auf dem Rastplatze angekommen, und hat seinen Sattel abgeschnallt, so eilt er gleich, um die Erfrischungen anzuschaffen, welche man an dem Orte bekommen kann, kocht die Chocolade, pflückt das Küchlein, bereitet es zu, und innerhalb einer halben Stunde hat er den Tisch gedeckt, und frägt mit einer zufriedenen Miene: „Quiere su Merced comer un poquito?“ — Wollen Sie ein wenig essen? — worauf er mit Aufmerksamkeit hinter dem Stuhle den Dienst eines Aufwärters vertritt. Auf dieselbe Art sieht man ihn, nachdem er später des Abends ein Bett für den Reisenden in Ordnung gebracht, früh am nächsten Morgen stille aufstehen, nach der Küche gehen, die Chocolade kochen, und erst wenn alles fertig ist, den Reisenden wecken mit einem: „Todo es listo, Señor!“ — Alles ist in Ordnung, mein Herr! — und während man sich nun ankleidet und das Frühstück ißt, hat er schon die Strohmatte und den Filz eingepackt, seinen Sattel in Ordnung gebracht und festgemacht, so daß Alles zur Abreise fertig ist.“ — Die Treue dieser Menschen ist exemplarisch. Man darf ihnen die größten Kostbarkeiten sicher anvertrauen, und trotz der guten Gelegenheit in Einöden und Gebirgen gefährden sie das Leben und Eigenthum der Reisenden niemals.

Von der Höhe des Gebirges stieg Gosselmann in die Tiefe hinab und durchlief in einem Tage den Wech-

Digitized by Google

sel aller Zonen, von dem Schnee des Hochgebirgs bis zur tropischen Gluth des tiefsten Thales. „Nach einigem Aufenthalte hier oben, sezten wir endlich unseren Ritt nach unten fort, und hatten dabei Gelegenheit, näher die verschiedenen Landschaften zu betrachten und zu genießen, die wir vorher in der Entfernung nur bemerkt hatten, so wie man nach der flüchtig mit Vergnügen durchlaufenen Inhaltsanzeige der Kapitel eines interessanten Buchs, zulezt zu dem angenehmeren Durchlesen desselben schreitet. Hatte man oben auf dem Gipfel des Berges vermittelst der Augen nur den Einfluß der verschiedenen Klimate bemerken können, so wurde es nun bei dem langsamen Hinabsteigen auch für die anderen Sinne möglich, und so wie die Augen die verschiedenen Gewächse und Bäume verglichen, und ihr ungleicher Duft sich über den Reisenden verbreitete, so fühlte man auch eben so deutlich die ungleiche Temperatur der Luft. Auf dieselbe Weise ward nach und nach der schwächere Geruch des feineren Grases auf dem Gipfel des Berges durch den stärkeren Wohlgeruch der niedrigeren Wiesel und blühenden Rosenbüsche verdrängt, welcher allmählig den duftenden Citronen- und Apfelsinenbäumen Plaz machen mußte; da zugleich die beinahe kalte und feuchte Luft auf den Bergen, viel zu kühl, um angenehm genannt werden zu können, nachgerade milder und trockner wurde, bis sie nach und nach eine gemäßigte Sommerwärme annahm, die weiter nach unten, mehr und mehr erwärmt, zulezt zu heiß zu werden anfing, um behaglich seyn zu können. So von der umgebenden, beständig ungleichen Natur unterhalten, ritten wir den nicht so krummen Weg des abschüssigen Berges hinab, und kamen zulezt, nachdem wir mehrere Häuser und Dörfer passirt waren, um drei Uhr Nachmittags, in der kleinen netten Stadt San-Geronimo an, wo die Hize schon bis auf 30 Grad steigt."

Nächst dieser Gebirgsreise ist des Verfassers Aufenthalt in Bogota, der Hauptstadt Kolumbiens, am interessantesten. „Da das Klima hier gemäßigt, oder richtiger mit Hinsicht auf das Land kalt ist, denn das Thermometer geht selten über 20 Grade, so gibt dies zu einer sonderbaren Ungleichheit in der Kleidung des Volks Anlaß, alles im Verhältnisse nach der Empfindlichkeit eines Jeden für Kälte und Wärme, oder richtiger nach dem Geschmacke und dem Vermögen des Einzelnen die allgemein herrschende Schwäche für kostbare Kleider zu befriedigen, und oft habe ich auf Calle-Real — Königsstraße —, welches die vornehmste Gasse in Bogota ist, mit Vergnügen Kleidungen gesehen, die wegen ihrer kontrastirenden Ungleichheit eher zufällige Trachten zu seyn schienen, um die verschiedenen Zonen zu bezeichnen, als beständig getragene Kleidungsstücke der Bewohner einer und derselben Stadt. So sieht man dort z. B. einen Herrn ganz in seinen blauen Mantel gehüllt, und den schwarzen Kastorhut tief auf die Stirne gedrückt, mit gravitätischen Schritten langsam über das Trottoir schreiten, in Gesellschaft eines anderen, dessen leichter Hut aus Wurzeln und leinene Jacke ihn nicht eben sehr zu geniren scheinen, und zugleich das geringere Ansehen des Besitzers verrathen. Auf der andern Seite hingegen kommen einige Frauenzimmer von geringerem Stande, mit bloßem Haare, Shawls und leichteren Kleidungen, aber barfuß oder mit Alpargaten, welche mit neidischer Aufmerksamkeit die Kleidung der vor ihnen gehenden vornehmeren Damen zu mustern scheinen, die in dem vorher genannten kleinen Kastorhute, der Mantilla und schwarzem seidenen Rocke, seidenen Strümpfen und seidenen Schuhen besteht. Etwas weiter hin begegnet ihnen eine Anzahl Damen, deren Kleidung etwas von der übrigen abweicht, und sich dadurch zugleich der Europäischen nähert, da der kleine schwarze Kastorhut entweder anderen mehrfarbigen Hüten mit eben so gefärbten Federn oder auch Strohhüten mit künstlichen Blumen Platz gemacht hat, und die dunkle Mantilla von einem prahlenden wollenen Shawl verdrängt ist, der indessen noch eben so wie die Mantilla befestigt wird, die obere Ecke unter den Hut gesteckt, die mittelsten über die Brust gehalten, und die unterste hinten weit herabhängend. Dicht auf sie folgten Arm in Arm zwei Stuzer Bogotas, deren inexovable Kleidung keine andere Aehnlichkeit mit einander hatte, als daß sie beide beinahe gleich unpassend für das Klima waren, denn der eine stolzirte im Ueberrock mit Pelzkragen, gefutterter Mütze und Stiefeln, während der andere in seinem Frack, leinenen Pantalons, seidenen Strümpfen und Schuhen einherschritt. Wenn sie nicht laut und fließend Spanisch gesprochen, und mit großer Grazie ihre Cigarre geraucht hätten, hätte man beinahe glauben müssen, daß es ein Russe und ein Franzose gewesen wären, die den Einfall bekommen hatten, hier die verschiedene Kleidertracht ihrer respektiven Nationen zu zeigen. — Am meisten zeichnet sich indessen die Menge der hier befindlichen Offiziere aus, die, da die mehrsten hier keinen Dienst thun, so viel besser mit ihren bunten Uniformen prahlen können, die meistens von ihnen selbst erfunden, nichts anders als stattliche Geschmacks-Uniformen sind, und sich besser bei Spaziergängen in Bogota, als für Feldzüge in Kolumbiens Wüsten passen, und dies um so mehr, da sie, übrigens in voller Uniform, sich beinahe niemals mit Waffen zeigen. Ohne Rücksicht auf einen angenommenen Gebrauch bei Militärtrachten sieht man sie die übrigen mit glänzenden Revers und bunten Passepoils, ihre Kleidungsstücke mit goldenen und silbernen Tressen, Epauletten, Aiguiletten, Knöpfen u. s. w. in eben so glänzender als lächerlicher Mischung überladen, so wie ihre

Tschacots und dreieckigten Hüte mit vielfarbigen Panaschen und Federn, so daß ich meines Theils niemals diese gepuzten Herren sehen konnte, ohne darüber nachzudenken, ob nicht diese Thorheit, sich so bunt und hervorstechend zu kleiden, eine Folge des Klimas seyn möchte, das sich zwischen den Wendekreisen besonders in so mannichfaltig prahlenden bunten Farben bei seinen vierfüßigen Thieren und seinem Federvieh zeigt. So sieht man z. B. einen langen Dragoner mit großen goldenen Epauletten auf einem hellblauen Husaren-Dolman, überladen mit silbernen Schnüren und Knöpfen; längs den scharlachrothen Mameluckten laufen doppelte goldene breite Tressen auf die mit schrecklich großen Sporen versehenen Stiefel herab, und ein niedriger dreieckigter Hut, reichlich besezt mit Panaschen, bedeckt diesen ganzen Puz, über welchen endlich ein langer dreifarbiger Husarenfederbusch schwebend in die Luft weht."

Aeußerst originell ist die Schilderung des Frohnleichnamfestes: „Früh Morgens wurden alle Altäre abgedeckt, oder richtiger, es wurde die eine Seite der sie umgebenden Tabernakel geöffnet, die mit einer unzähligen Menge glänzender Sachen angefüllt waren, ohne Geschmack und Auswahl, religiöse und profane, in der sonderbarsten Mischung bei einander aufgethürmt. So z. B. sieht man in einem, zur Seite des reich geschmückten Bildes der Jungfrau Maria, ein französisches Gemälde, Venus im Bade vorstellend. In einem anderen dagegen steht der Kelch und die übrigen silbernen Gefäße der Kirche auf demselben Tische mit vergoldeten silbernen Schaalen, Trinkgeschirr, Bechern, Schüsseln und Tellern, und sonstigen kostbaren weltlichen Tischgefäßen. In dem dritten hängt ein Krucifix zwischen Spiegeln und Porträts, und in allen sind die Wände mit einer Art Mosaik von geistlichen Kleinodien, Heiligen- und Apostelbildern, ernsthaften Gemälden und Kupferstichen, Rosenkränzen, Blumen, Bändern ꝛc. bedeckt. Die Prozession wird von einem großen offenen Karren eröffnet, in denen eine Menge reich ausgeschmückter Kinder, Personen aus der biblischen Geschichte vorstellend, von Negern in Parade gezogen werden, die zu Rittern mit Helmen, Lanzen und Schildern verkleidet sind. Unter den Personen des alten Testaments zeichnet sich in der ersten Equipage König David mit seiner Harfe, an der Seite Bathsebas aus. In einer anderen Karre fährt der stolze Ahasverus mit der Königin Esther, und darauf Mardochai, der den Reichsverräther Haman am Kragen hält. Zulezt kommt der keusche Joseph, reitend auf einem kleinen weißen Klepper, sehr gut gekleidet, und versehen mit einer goldenen Reitpeitsche und Sporen von Gold. Außer zwei Rittern des zuvor genannten schwarzen Ordens, die sein kleines Pferd am Zügel halten, wird er von einer kleinen Leibgarde zu Fuß escortirt, bestehend ebenfalls aus reich gekleideten Kindern. Hierauf folgt nun ein Zug anderer Art, bestehend aus einer Menge wilder Thiere, wie Eidechsen, Schildkröten, Tigern, Schlangen, Krokodilen, u. dgl. m., die verfertigt aus gemaltem Zeuge in kolossaler Größe, von darunter gehenden Menschen getragen werden; besonders war es eine Schildkröte, so groß wie das Boot eines Schiffes, auf deren Rücken ein Negerknabe saß, die viel Vergnügen und Beifall bei dem entzückten Pöbel erweckte durch die verschiedenen Manöver, die sie mit ihrem beweglichen Kopfe und Halse machte; eben so ein erschrecklich langes Krokodil, das mit seinem fürchterlichen Rachen die naseweisesten Jungen in die Füße biß. — Nach diesen kam eine Anzahl abscheulich vermummter Personen, welche nach einer Pfeife, Trommel und Kastagnetten ein Ballet tanzten, zugleich mit einer Abtheilung Teufel, die, ausgerüstet mit langen Schwänzen, Hörnern und Pferdefüßen, und bewaffnet mit zischenden Schwärmern, Knallpulver und ähnlichen Feuerwerkeranstalten, sich unter einem beständigen Rückzuge vor dem Erzengel Michael vertheidigten, der aufs prächtigste in weißes Seidenzeug und große purpurne Flügel gekleidet, mit einem bloßen Schwerte dem vor ihm kriechenden, dreiköpfigen Drachen fürchterliche Hiebe gab, der zugleich mit ihm selbst auf einem großen Palankin von acht schwarz gekleideten maskirten Kerlen getragen wurde. Je nachdem nun dieser heldenmüthige Engel sowohl den Drachen als auch die Teufel mit allem ihren vorangehenden Anhange von Menschen und Thieren vor sich her treiben kann, rücken wieder einige Karren auf die Scene, in welche eine Menge Schaafe und als Hirten verkleidete Kinder unter Zweigen und Blumen gepackt sind. In einem anderen solcher Wagen reisen die drei Weisen des Morgenlandes, aufmerksam den großen leuchtenden Stern betrachtend, der auf einem langen Bambusrohr vor ihnen her getragen wird. Endlich kommt die Jungfrau Maria mit dem Kinde, auf das prächtigste geschmückt, und begleitet von Joseph mit seiner Axt und einem ganz ansehnlichen Barte. Dann fängt die Prozession selbst an, die aus einer unendlichen Reihe Priester, Mönche, Schüler, Chorknaben ꝛc. besteht, alle mit angezündeten Lichtern in den Händen. Gegen das Ende dieser Reihe und zwischen den Priestern geht ein Glied von den jungen und schönsten Mädchen der Stadt mit weißen, mit Rosen geschmückten Kleidern, die Räuchergefäße, Blumenkörbe u. dgl. m. tragen. Nach ihnen folgt eine Gruppe indianischer Jungen, die um eine Stange herum tanzen, an deren obersten Ende ein großer Granatapfel sizt, von dem farbige seidene Bänder ausgehen, die die Knaben festhalten. Dann kamen zwei Lamas, die neulich aus Peru gekommen, eine Merkwürdigkeit waren, und also mit bei der Prozession seyn mußten. Diese scheuen Thiere mit ihren langen graden

Hälsen und wilden Köpfen, schienen auch sehr verwundert zu seyn, sich mit in der langen Reihe zu befinden, und nur mit vieler Mühe konnten ihre Führer sie vermittelst des Halfters zwingen, mit gehörigem Anstande in dieser feierlichen Prozession zu spazieren. Zulezt kommt eine Reihe Musikanten, die, als römische Soldaten gekleidet, Violine spielen; und dann der Vicepräsident, die Minister und die höchsten Beamten des Staats, alle in voller Galla. Zulezt kommt die Garnison, die mit gesenktem Gewehr, und den Tschacot unter dem Arme den langen und sonderbaren Zug beschließt."

Gosselmann sah den Kongreß zu Bogota und den General Santander, nicht aber den großen Bolivar. Obgleich die Trennung Kolumbiens erst später erfolgt ist, als dieser Reisebericht sich datirt, so hat sie der Verfasser doch voraus gesagt. „Eine gefährliche Klippe für die jetzige centrale Regierungsart ist die Uneinigkeit, welche unter den Kolumbiern gegenseitig herrscht, oder die Antipathie, die wahrscheinlich nie auszurotten ist, unter den Einwohnern von Venezuela und Neu-Granada. Dieses Gefühl ist uralt, und hat eine politische und physische Ursache: die erstere muß durchaus ganz der boshaften und eigennützigen Politik der Spanier zugeschrieben werden, die ihre Rechnung dabei fand auf alle Weise Eifersucht und Feindschaft unter den verschiedenen Provinzen zu befördern; die lezztere dagegen hat einen nicht so boshaften, aber natürlicheren Grund in den ungleichen Sitten und der Lebensart, welche in diesen beiden Ländern herrschen, von denen das eine oder Venezuela meistentheils aus brennenden Ebenen besteht, und das andere, Neu-Granada größtentheils von den kalten Cordilleras durchschnitten wird, die seinen Provinzen ein gemäßigteres Klima schenken. Diese große Verschiedenheit des Klimas muß nothwendig mit der Zeit die Einwohner in vielen Fällen verschieden machen, und so wie man bei dem Venezuelaner mehr Raschheit und Arbeitsamkeit, verbunden mit einem übermüthigen Stolze bemerkt, glaubt man mehr Bravheit, besseren natürlichen Verstand und mehrere Kenntnisse bei dem Bewohner von Neu-Granada zu finden. Der erstere wirft auch dem lezteren seine Langsamkeit und Hinterlist vor, während er von diesem geringerer Bildung und der Dummdreistigkeit beschuldigt wird.

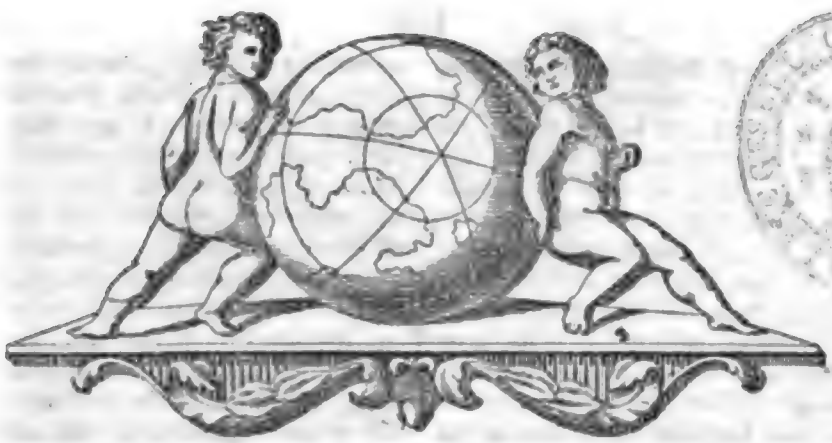
(Die Fortsezung folgt.)

Rechtskunde.

Merkwürdige Kriminalrechtsfälle, für Richter, Gerichtsärzte, Vertheidiger und Psychologen herausgegeben von Dr. Bischof. Erster Band. Hannover, Hahn, 1833.

Jedermann wird diese Sammlung mit Vergnügen lesen. Es kommen darin mehrere für die Kenntniß der menschlichen Seele äußerst interessante Fälle vor. Gleich die erste Duellgeschichte zeigt uns merkwürdige Charakterbilder und einen gewiß seltenen Uebergang von der raffinirtesten Bosheit des Fehdestifters zur großmüthigsten Resignation. Am meisten aber wird die Einbildungskraft des Lesers durch den Prozeß der Gräfin von Uregg (falscher Name) gefesselt. Diese Dame war Tochter eines verarmten Offiziers, und wurde der Versorgung wegen an einen reichen, aber alten, häßlichen und dummstolzen Grafen verheirathet, den ihre Schönheit verlockt hatte. Ihre Eltern zogen mit auf das Schloß des Grafen, und zugleich fand sich bald eine Schaar junger Liebhaber ein, die von der jungen Hausgöttin mehr oder weniger begünstigt wurden. Alle diese machten nun Parthei gegen den armen Grafen, und dessen Eigensinn und Unausstehlichkeit schien diese Angriffe sogar zu rechtfertigen. So gingen einige Jahre unter dem gemeinsten Hausgezänk hin, als sich ein junger Gutsbesitzer, Osterfeld, einfand, rasch die Liebe der Gräfin gewann und sich neben dem schwachen Greise als der wahre von der Natur ihr bestimmte Lebensgefährte der schönen in Jugendfülle prangenden Gräfin geberdete. Der Graf verbot ihm nun das Haus und dies kostete ihm das Leben. Der eben so rohe als energische Liebhaber dachte gleich an Todtschlagen, die Gräfin seufzte und wünschte natürlich nichts sehnlicher, als daß sie des alten ekelhaften Hausherrn los seyn und als lachende Wittwe sich mit dem schönen Geliebten vermählen könne. Da trat endlich ihr Vater, der alte Offizier hinzu. Von seinem reichen Schwiegersohn abhängig und vielfach gekränkt, hatte er schon längst dessen Tod gewünscht, um seine alten Tage bei seiner Tochter in Ruhe beschließen zu können, und die täglichen Reibungen im Hause hatten ihn mit giftigem Haß erfüllt. Diese drei, wozu sich auch noch der Gräfin gemeine und habgierige Mutter gesellte, machten also das Komplott, den überlästigen Grafen umzubringen und führten es auf eine grausame, empörende Weise aus. Trotz aller angewandten Vorsicht wurde der Leichnam dennoch entdeckt und an ihm die Spuren der Ermordung. Die Thäter waren leicht zu errathen und gestanden endlich ihr Verbrechen ein. Doch weil es vornehme und reiche Sünder waren, wurde die Gräfin nur in ein ausländisches Kloster und Osterfeld nach Amerika entlassen. Der Vater der Gräfin starb im Kerker. Diese Geschichte ist weniger an sich interessant, als durch die originelle Zeichnung der Charaktere, durch die Mischung von gesunder, trotziger, selbst liebenswürdiger Kraft mit einer unsern gebildeten Sitten völlig fremden, antiken Roheit und fühlloser Grausamkeit. Man wird an die Tullia und Cleopatra erinnert und an jene schrecklichen Heldinnen des Alterthums, die noch nicht thränenreiche Entsagungsbriefe und Ottiliens Tagebücher schrieben, sondern frischweg nach Gift und Dolch griffen, und ihrer Leidenschaft blutige Opfer brachten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 39. — 15. April 1833.

Auſſereuropäiſche Reiſen.

(Fortſetzung.)

5) Esquisse morale et politique des Etats-unis de l'Amérique du Nord, par Achille Murat. Paris 1832.

Wiſſen Sie, lieber Leſer, wer dieſer Achilles iſt? Es iſt der kleine Achilles eines Größern, eines Mannes, der wirklich durch ſeine ſchöne Männlichkeit, durch ſeine Tapferkeit und Ritterlichkeit und das Tragiſche in ſeinem Leben viel Aehnlichkeit mit Achilles hatte, es iſt der Sohn Joachim Murats, Königs von Neapel. Er nennt ſich auf dem Titel: Citoyen des Etats-unis, colonel honoraire dans l'armée Belge, ci-devant prince héréditaire des deux Siciles. Es knüpfen ſich gewiß ſonderbare Erinnerungen an den Namen und das Schickſal dieſes jungen Mannes. Der Vater erhob ſich vom Koch und vom bloßen Gaſtwirthsſohn auf einen der älteſten und ſchönſten Throne Europas, verlor ihn durch Wankelmuth und Unklugheit, und als er ihn mit gewaffneter Hand wieder erobern wollte, wurde er gefangen und erſchoſſen. Der Sohn war faſt ſchon in der Wiege Kronprinz beider Sicilien, denn ihm war — ſo wollte es der mächtige Napoleon — der Thron von Partenope beſtimmt. Der weltherrſchende Kaiſer aber fiel, all ſeine Macht ging unter und der zum Thron beſtimmte Prinz hielt es für gerathen, Europa zu verlaſſen und in Nordamerika Advokat zu werden, er hat ſeine Königsideen aufgegeben und iſt dafür ganz zum Republikaner geworden, was ihn jedoch wahrſcheinlich nicht hindern würde, auf den Thron ſeines Vaters zu ſteigen und wie dieſer ein gehorſamer Napoleoniſcher König zu werden, wenn ſich gute Gelegenheit dazu ergäbe. Darauf hat er wohl ein wenig ſpekulirt, denn gleich nach den Pariſer Juliustagen 1830 ſagte er Amerika Valet und ſchiffte ſich eiligſt nach Europa ein, denn er hoffte da ſein ehemaliges, glänzendes, herrſchendes und andere Völker unterwerfendes Frankreich wieder zu finden. Er war freilich nicht darauf gefaßt, daß er als ein Glied der Napoleoniſchen Familie Frankreich für ſich verſchloſſen finden würde. In allen ſeinen Hoffnungen getäuſcht, wandte er ſich nach Brüſſel, um da ſein Glück zu verſuchen. Der König hat ihn auch zum Honorar-Oberſt der Fremdenlegion ernannt. Was aber mit einem Titel anfangen in einer Zeit, wo man ſich nicht ſchlägt und wo kein Kanonenſchuß in Europa geſchieht? In Erwartung der Dinge die da kommen können hat Murat zur Feder gegriffen um vorliegende Skizzen ſeines neuen transatlantiſchen Vaterlands zu entwerfen, das er auf unbeſtimmte Zeit verlaſſen zu haben ſcheint.

Er beſpricht darin Nordamerika und ſeine Einwohner

Digitized by Google

zwar mit wenig Prüfung und Umsicht, aber mit dem lebhaften und heitern Geist eines jungen Franzosen, der sich wenigstens das Ansehen gibt, als habe er bereits alle Vorurtheile des alten Europas abgelegt. Er ist so sehr zum Amerikaner geworden, daß er selbst die Vorurtheile der neuen Welt angenommen hat. Recht schön ist, was er in der Einleitung sagt: „Ich bin Advokat, Pflanzer, Offizier der Miliz: ich habe auch nach den Umständen andere Stellen versehen, theils auf Ernennung der Regierung, theils nach der Wahl meiner Mitbürger. In diesen Briefen kömmt nicht ein einziger Gegenstand, nicht eine einzige Frage vor, die ich nicht täglich und oft öffentlich diskutirt und besprochen hätte. Endlich bin ich ganz Amerikaner geworden, von Herzen und durch Gewohnheit und stets werde ich auf den Titel eines Amerikaners und auf die vielen Beweise von Achtung und Anhänglichkeit stolz seyn, die ich oft von diesem Volke empfangen habe, welches das verständigste und vernünftigste ist, das sich darum schwerer, denn irgend eins hintergehen und blenden läßt. Und von was blenden? Ich kam arm, allein, verlassen hierher und ich habe hier ein Vaterland gefunden, das mir Europa verweigert."

Das Buch ist in Briefe eingetheilt und in einfacher, bisweilen etwas gemeiner Sprache geschrieben, gerade wie das Leben in Amerika ist. So bespricht er nach und nach die wichtigsten Gegenstände, welche uns Europäer anziehen können, er spricht von dem amerikanischen Nationalcharakter, von ihrer Regierung, von ihren Sitten, ihrem Religionszustand, ihrer Sklaverei, von der dortigen Gesetzgebung, den Gerichtshöfen, dem Militärwesen, der Marine, von den Wilden, dem Handel, der Industrie, und endlich von dem geselligen Zustand. Nichts von alle dem konnte in einem dünnen Sedez-Bändchen mit einiger Gründlichkeit abgehandelt werden und gar zu oft bemerkt man, wie Enthusiasmus und schöne Phrasen an ihrer Stelle stehen. In dem engen Raum konnte der Verfasser die Gegenstände nur flüchtig berühren, übrigens ist Alles mit sicherer und geschickter Hand gezeichnet, und es wäre zu wünschen, daß alle Thronerben in Europa ein so gesundes Urtheil und einen so gut beobachtenden Geist hätten. Wie viele unserer Kronprinzen würden es machen wie der junge Murat, der bei und mit einem fremden freien Volke zu leben, da zu arbeiten und ein nützlicher Bürger zu werden beschloß, was allerdings für den Abkömmling einer gefallenen Dynastie viel ehrenvoller ist, als von fremder Höfe Almosen zu leben, und im Exil noch ein Bischen von altem Glanz entwickeln zu wollen.

Einige Auszüge werden hinreichen, das Buch näher zu bezeichnen und unser obiges Urtheil darüber zu belegen. Murat ist Advokat in den vereinigten Staaten geworden, deshalb sind auch seine Bemerkungen über die amerikanischen Gerichte und den dortigen Advokatenstand ganz bezeichnend. Dieser Stand ist in den vereinigten Staaten sehr geschätzt, da dort Prozesse sehr in Schwang sind. Diese sind der Zeitvertreib, sie sind die Jagd des Pflanzers. Wahrscheinlich haben sie diesen Geschmack von den Engländern, die ihn den Normannen verdanken. Es ist wirklich sonderbar und auffallend, wie der junge Murat, der Sohn eines freimüthigen, ziemlich geradsinnigen und tapfern Königs so begeistert für Prozesse und Chikanen hat werden können. So sagt er: „Bei uns ist der Advokat der erste Staatsmann, Advokaten bilden die wahre Aristokratie des Landes. Neben seinem sittlichen und politischen Einfluß ist sein Leben eine ununterbrochene Reihe von anziehenden Geschäften, bei denen er zugleich Schauspieler und Zuschauer ist. Nichts geht mir vor einem eröffneten Gericht: ich könnte mit Vergnügen mein Leben da zubringen, selbst wenn ich da zum Stillschweigen verdammt wäre. Man spricht vom Theater, dies ist aber ein gar schwaches und linkisches Schauspiel gegen die Sitzung eines Gerichtshofs. Auf den Brettern ist alles nur Nachahmung, hier aber Wirklichkeit, bald Tragödie, bald Schwank, bald Drama, bald Lustspiel. Die Schauspieler — Partheien und Zeugen — sind aber viel besser, denn sie stellen Leidenschaften dar, die sie wirklich fühlen. Man muß selbst Advokat gewesen seyn, um das Vergnügen zu begreifen, das darin liegt, wenn man ein Gesetz entdeckt, das in einem Gesetzwust von zwanzig Bänden versteckt liegt, wenn man es dann gleichsam von einem Festungswerk zum andern verfolgt, durch ein paar hundert Citationen und es dann ganz richtig findet: welcher Triumph! Das ist doch gewiß ganz was anderes, als wenn einer nach einem Ritt von zwanzig englischen Meilen endlich einen rothen Fuchs auffindet! Der glückliche Advokat kömmt zur Gerichtssitzung, entwickelt in seiner Rede den glücklichen Fund und weidet sich an der Ueberraschung seines Gegners, den die Entdeckung in nicht geringe Verlegenheit setzt. Er möchte gern die Sache auf ein andermal verschieben, der glückliche Advokat gibt es aber nicht zu, das Verfahren muß auf der Stelle (instanter) vorgenommen, es muß gleich plaidirt werden. Nun beginnt das Zeugenverhör. Alle sprechen zuerst für den, der sie aufführt. Dies ändert sich aber gleich, wenn man ihnen geschickte Fragen stellt. Ich kenne nichts unterhaltenderes, als einen Zeugen, der halb betrunken, halb von dem Gegenpart bestochen ist, vor einem guten Geschwornengericht ausfragen zu hören. Welche Kunst, welche Feinheit gehört dazu, um ihn zu Widersprüchen in seiner Aussage zu bringen, und wie leicht wird es dann, das ganze Gebäude des Gegners über den Haufen zu werfen! Hierauf kommen die Advokatenreden oder plaidoierien. Hier werden Beide Schauspieler. Dies ist

unstreitig der schönste Theil des Handwerks, und wenn der Advokat dabei rechtes Talent zeigt, mag er nun auch seine Sache gewinnen oder verlieren, so hat er doch das Selbstgefühl, alles gethan zu haben, was in seinen Kräften stand, und selbst der verlierende Client schließt sich an Richter und Zuhörer an und klatscht ihm Beifall zu." Wir glauben indeß, daß der sittliche und gesellschaftliche Zustand eines Landes, wo Advokaten und Prozesse eine bedeutende Rolle spielen, nichts weniger als rühmenswerth ist.

In England und in den vereinigten Staaten wird die Chikane, das Tummelpferd der Advokaten, besonders durch den schlechten Zustand der Gesetzgebung unterhalten. Das Common-Law oder die Richtergewohnheiten herrschen da vor und Murat sagt recht bezeichnend darüber: „Es ist ein ungeheurer incubus, der aus den fernsten Zeiten bis auf unsere Tage reicht: ein unsichtbares Wesen, das uns einhüllt wie die Luft, welche wir einathmen: ein einziges Wesen und doch immer wechselnd; es ist eine geheimnißvolle Sibylle, die für Jeden der sie befragt, eine erfreuliche und beruhigende Antwort in Bereitschaft hat, die aber doch ihren Priestern erlaubt, ihre Orakel auszulegen wie sie wollen und die oft ihren lezten Beschluß nach deren Gutdünken ändert: dieses Wesens Macht bedeckt Alles, erklärt Alles und modificirt Alles, von der Landesverfassung bis zum Evangelium, Alles ist ihm unterworfen: Völker, Könige, Päpste, Adlige und Bürgerliche, Sklaven und Herren, kurz Alle sind gleich vor ihm." Dies ist gewiß eine sonderbare Gesetzgebung, die freilich durch ihre Unbestimmtheit und Verworrenheit dem Advokaten ein Paradies eröffnet. Sie stammt von dem alten britannischen Volk, das angelsächsischer, dänischer und normannischer Eroberung ungeachtet seine eigenthümlichen Gesetze Jahrhunderte hindurch bewahrt hat; um die Common-Law zu lernen, muß man ganze Bibliotheken durchstudiren und Murat spricht auch über die Beredtsamkeit der Nordamerikaner und schäzt sie höher als die englische. Dies mag wohl der Fall seyn, wenn von Sprachgeläufigkeit die Rede ist, nicht aber von höherer Beredtsamkeit.

Auch von den Wahlen ist die Rede, die bekanntlich alle Leidenschaften in Bewegung setzen. Dabei sind alle Mittel erlaubt, und wenn man den Zeitschriften glauben wollte, so wären alle Mitbewerber der begünstigten Kandidaten Verbrecher und Uebelthäter. Man erwartet wenigstens, die Leute würden mit einander handgemein werden. Ist aber die Wahl einmal vorüber, so unterwirft sich Alles unter den Willen der Mehrheit. Dieser Gegenstand veranlaßt Murat einige Worte über die vorlezte Präsidentenwahl zu sagen. Ihm zu Folge zeichnet sich Andreas Jackson aus durch seinen strengen Republikanismus, seine Entschlossenheit, die Klarheit seiner Ansichten, seine Geradheit und durch seine Rechtlichkeit und Reinheit, gegen die nichts eingewendet werden kann. Quincy Adams hingegen gehört zur Schule derjenigen, die glauben, daß es nöthig ist, das Volk zu hintergehen, um es zu regieren.

Die völlige Gleichheit der Geburt hat in den Gemüthern der Amerikaner eine Unabhängigkeit und einen Stolz erzeugt, der auffallend kontrastirt mit dem lächerchen und erniedernden aristokratischen Sinn der Engländer, und mit ihrer gesellschaftlichen Servilität. „In England gibts — sagt er — keinen Mann und keine Frau aus den gebildeteren Klassen, die das Streben nicht verzehrte, in der Gesellschaft mehr zu scheinen als sie wirklich sind. Keine Niedrigkeit ist ihnen zu niedrig, um es dahin zu bringen, daß sie in eine Gesellschaft eingeladen werden, die um eine kleine Stufe höher ist, als ihr eigener Stand. Die Kaufleute und die guten Bürger bekümmern sich nicht um die Gesellschaften und Bälle, die ihr Nachbar der Kaufmann und Bürger gibt, sie sprechen aber unabläßig von dem Mittagsmahl das bei diesem oder jenem Herzog stattgefunden hat, von dem Raout dieses oder jenes Marquis, mit dem sie nie in Berührung waren und den sie nur dem Namen nach kennen. In Jedermanns Händen ist die Genealogie der Pairs und man bekümmert sich viel mehr um ihre Heirathen unter sich, denn um diejenigen im eigenen Kreis, ja in der eigenen Familie. So wie ein Fremder in einem Handelshaus eingeführt wird, so hat die Hausfrau nichts nothwendiger zu thun, als ihm alle Namen der Adligen zu nennen und zu wiederholen, die ihr die Ehre erwiesen haben, mit ihr zu reden, denn sie meint, dies werde dem Fremden besondere Achtung von ihren gesellschaftlichen Verhältnißen einflößen. Diese elende Servilität wird nirgends in den vereinigten Staaten gefunden. Auch der ärmste Amerikaner ist zu stolz, um nicht fest überzeugt zu seyn, daß kein gesellschaftlicher Cirkel an Würde über ihm stehe."

Doch ist es unbegreiflich, daß er den Neger von dieser Gleichheit ausschließt, und daß besonders im Süden des Landes die amerikanischen Republikaner große und heilige Anhänger und Vertheidiger der Sklaverei sind. Auffallender noch ist's, daß Murat, der aus Europa stammt, wo es Gott sey Dank keine schwarzen Sklaven gibt, daß der freiheitstrunkene junge Franzos sich bemüht, die Güte der Sklaverei zu beweisen. Republikaner seyn wollen und sich dabei von Sklaven bedienen lassen, ist ein Unsinn und Widersinn. Am mehrsten empört hat mich seine den Einwohnern der vereinigten Staaten nachgesprochene Behauptung, daß man nach und nach die Indianer ausrotten müsse, weil — sie sich nicht mit den Weißen verbinden wollten und dadurch ein Hinderniß der Civilisation würden. In dieser Absicht legen

die edlen Republikaner weite Verzäunungen, eine Art von Parken, genannt Reserven, worin sich die Indianer nach und nach vermindern. Würden sie sich einst im Westen mehr zusammendrängen, so könnten sie — vielleicht unter russischer Anführung und Leitung — den vereinigten Staaten sehr gefährlich werden.

Eins ist in den amerikanischen Konstitutionen, was uns Europäer besonders anzieht, nämlich die Toleranz oder vielmehr die Brüderlichkeit zwischen den verschiedenen Religionen und Sekten und die gänzliche Scheidung des Weltlichen von dem Geistlichen. Indessen hindert dies doch keineswegs die Frömmelei, und die Sekte der Presbyterianer ist in Amerika so unduldsam und schwarzgallig wie irgendwo. Diese Leute, strenge Schüler des finstern Calvin haben seine ganze Galle und sein Gift geerbt. Diese Sekte hat die Proselytenwuth, sie verbreitet unablässig fliegende Schriften, bildet religiöse Vereine und Gesellschaften und sendet überall hin Missionäre aus. Wenn Einer nicht mehr arbeiten will, aber doch ziemlich unterrichtet ist, so legt er sich gleichwohl auf's Predigen. Ist er nun ein hübscher Mann und spricht er gut, so macht er oft sein Glück, zumal wenn er das Glück hat, wegen abweichender Meinung verfolgt zu werden, dann wird er Haupt einer neuen Sekte und stiftet eine neue kleine Kirche. Murat sagt auch den herumziehenden Missionarien nichts Gutes nach. „Sie machen ihre Reisen zu Pferd, sagt er, und halten sich vorzüglich bei den Frommen auf, die gut für ihr Beten und Predigen zahlen, dabei auch gut für Aß, Trank und Pferdefutter sorgen. Bei armen Gemeinden halten sie sich nie auf. So korrespondiren sie auch mit dirigirenden Komité's, sammeln Unterzeichnung, um Kirchen zu bauen — die lange nicht immer zu Stand kommen, predigen, bekehren, verläumden Andersdenkende, säen Zwietracht in die Familien, und wenn sie auf fünfzig Leute in einem Dorf einigen Eindruck gemacht haben, so feiern sie eine sogenannte Auferstehung des Glaubens. Diese Revivals haben unter andern folgende Wirkung: die Missionarien versehen jedes Haus mit einer schönen Bibel und empfangen dafür eine runde Zahl von Dollars aus der Tasche der Frommen. Dadurch entstehen in dem Dorf mancherlei Veränderungen: Frohsinn, Gesang, Tanz und Musik wandern aus, desgleichen der Tanzmeister; dafür verlängern sich die Gesichter der Einwohner um eine halbe Elle, und werden von Tag zu Tag grämlicher und gelber." Es besteht auch eine biblische Gesellschaft, die sich damit beschäftigt, junge Missionarien zu verheirathen. Die Bibelgesellschaft in New-York besitzt einen Pallast, in dem ihre Comptoirs befindlich sind und wo Wechselgeschäfte getrieben werden, wie in einem Banquierhaus.

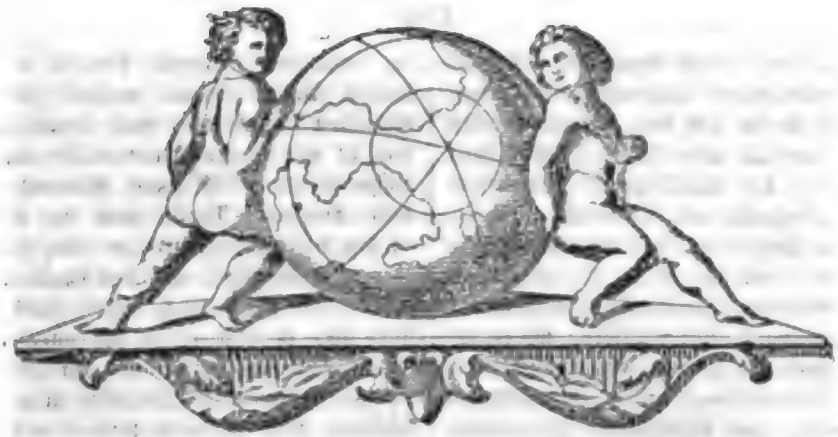
Die englischen Puritaner haben die kopfhängerische Art, den Sonntag zu begehn, nach Amerika übergetragen und dadurch für den Fremden entsetzlich langweilig gemacht. Selbst die öffentlichen nicht religiösen Feste haben die Traurigkeit des Puritanismus angenommen, so sieht der Zug am h. Julius, am großen Nationalfest, eher wie ein Leichenbegängniß, als wie ein Fest zur Feier republikanischer Freiheit aus.

Die Künste können unmöglich in einem Land aufkommen, wo die Hälfte der Einwohner sie für Teufelslockungen hält. Ein Maler, der nackte Gestalten darstellte, würde hier schlechte Aufnahme finden, wäre auch sein Talent noch so groß. Eine Gesellschaft von Pariser Ballettänzern brachte fast ganz New-York in Aufruhr. „Ich war, erzählt Murat, bei der ersten Vorstellung gegenwärtig. Die Erscheinung der Tänzerinnen in kurzen Röckchen brachte schon eine mißfällige Wirkung vervor, bei der ersten Pironette aber, als die kurzen, unten im Saum mit Blei beschwerten Röckchen hoch in die Luft flogen, thaten die Frauen einen Schrei des Unwillens und die mehrsten verließen sogleich das Theater. Nur die Männer blieben großentheils, das Schauspiel gefiel ihnen nicht übel, aber sie fanden diesen Tanz entsetzlich lächerlich, denn sie hatten bisher noch nicht die Grazie dieser wollüstigen Tänze bewundern lernen." Dieser Zug allein beweist, daß die Nordamerikaner geeigneter für die ächte Freiheit sind, als die Franzosen, denn sie haben noch gute Sitten und Gefühl für Anstand. Ich glaube, wenn die Athener jezt zurück kämen und den französischen Balletunfug sähen, würden sie auch nur darüber lachen und die Völker bedauern, die in diesen Verzerrungen ohne alten Schönheitssinn, Schönes finden. „Viel ärger, fährt Murat fort, ist die Ziererei noch in den Städten, wo die Puritaner herrschen. Indessen hat der Sinnengenuß in Nordamerika auch hier und da eine Heimath, oder wenigstens einen Schlupfwinkel. Zum Beweis dafür dienen die Bälle der Quarteronnes in Neu-Orleans, wo allein Weiße erscheinen dürfen, wohlverstanden gegen Bezahlung. Diese Bälle sind, wie Murat sagt, etwas ganz Einziges, ein wahrhaft zauberischer Anblick von einigen hundert Frauen, alle jung, hübsch und sehr wohl angekleidet, in allen Farbenabstufungen, vom Ramkaffee bis zum zartesten Weiß, welche hier in glänzenden Sälen ihre käuflichen Reize ausstellen." Nur in dem französischen Nordamerika, bei den Abkommen der einst in Amerika eingewanderten Franzosen, welche die Art und Weise ihres Vaterlands fortzusetzen bemüht sind.

Recht interessant ist auch, was Murat in seiner Schrift von dem amerikanischen Unternehmungsgeist sagt, wodurch sie in kurzer Zeit ihr Vermögen verdoppeln und verdreifachen, von ihrer trefflichen Marine, von dem so viel besprochenen Zolltarif, von dem was New-York und Philadelphia auszeichnet und von einander unterscheidet ꝛc. Anmuthig und interessant sind auch seine Scenen von öffentlichen Landesverkäufen und von der Anlage neuer Dörfer. Mr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 40. — 17. April 1833.

Auſſereuropäiſche Reiſen.

(Fortſetzung.)

6) Lights and Shadows of american life. London 1832.

Dies Licht und Schatten aus dem amerikaniſchen Leben enthält eine gute Sammlung von Erzählungen und Darſtellungen amerikaniſcher Schriftſteller über die Sitten und den Charakter ihres Vaterlands, das Europa jezt durch ſeine drohende Spaltung doppelt intereſſant wird. Darin wechſeln neue, auffallende und ganz eigenthümliche Züge mit einander und nur Eins ſpricht ſich in Allem gleich ſtark, gleich frech und gleich abſcheulich aus: die kalte Fühlloſigkeit und Grauſamkeit der Republikaner gegen die Ureinwohner des Landes, welche, herrſchte nur das Recht über die Gewalt, in ſo mancher innern Beziehung über die Bewohner der vereinigten Staaten geſezt werden müßten. Vielleicht iſt die Nemeſis nicht fern.

Wir ergreifen aus dem intereſſanten Buch eine Darſtellung aufs Geradewohl, um unſeren deutſchen Leſern einen Begriff von dem american life zu geben, nicht in den polizirten Hauptſtädten, wo alles iſt wie bei uns, ſondern in den entfernten Staaten oder Provinzen. Mike Fink, der Kahnführer. Dieſer Mann läßt ſich wie der getreue Repräſentant einer Menſchenart anſehen, die nun ausgeſtorben und erlöſcht iſt, die aber zu ihrer Zeit eben ſo ſcharfe, hervorſtechende Züge hatte, als die Lazaroni in Neapel und die Zigeuner, die jezt in der neuen Welt ſo gut und mit Bewahrung ihrer ganzen Eigenthümlichkeit in Sprache und Sitten zu Haus ſind, wie ehemals in der alten. Jene Menſchenklaſſe hat nicht über dreißig Jahre gedauert, denn ſie begann erſt, als der Handel in die weſtlichen Länder drang, und ſie verſchwand, als auf den Strömen und Seen jener Gegenden Dampfboote angelegt wurden. Es iſt unbegreiflich, wie Menſchen für geringen Gewinn gern den einträglicheren Feldbau verließen, um Kahnführer zu werden, ein Gewerb, bei dem nicht weniger Gefahren, Entbehrungen und Anſtrengungen ſind, als beim Soldatenſtand, ein Gewerb, das überdies der Geſundheit ſchadet und Krankheiten und frühen Tod herbeiführt. Sieht man dieſe Kahnführer mit hochgewölbtem Rücken und faſt bis auf den Boden gebücktem Kopf, ſo ſollte man nicht an Menſchen, ſondern an Ochſen denken, die an einem ſchwer beladenen Karren ziehen. Ihr Körper iſt nackt bis zum Gürtel, um ſich leichter bewegen zu können und um weniger von Hize zu leiden. Dadurch ſind ſie aber den brennenden Sonnenſtrahlen eben ſo ausgeſezt, wie den heftigen Herbſtregen. Nach der peinlichen Tagesarbeit nehmen ſie ihre gewöhnliche Portion Branntwein,

Digitized by Google

ihr Fili, und wenn sie ihr elendes Abendbrod aus halbverbranntem Fleisch und schlecht gebacknem Brod eingenommen haben, legen sie sich auf dem Verdeck schlafen und haben da nicht einmal eine Decke. Am frühen Morgen weckt sie wieder der Schiffsmeister zur Arbeit und sie beginnen sie gleichfalls mit einem Fili. Ungeachtet dieser mühseligen Arbeit hat doch das Kahnführerleben so viel Anziehendes wie nur immer die gleißenden Täuschungen des Theaterlebens in Europa. Die jungen Leute verlassen die Bauerngüter ihrer Eltern, wo es ihnen an Nichts fehlt und wo sie alle Annehmlichkeiten des Lebens genießen, die Lehrlinge laufen aus der Werkstatt ihrer Meister weg, um Kahnführer zu werden. Und der Reiz dieses abentheuerlichen Lebens ist so groß, daß so ein Bootsmann, der, wie sie sagen, einmal seinen Kiel in die östlichen Flüsse Amerikas getrieben, so eitel darauf ist, als ein Amerikaner, wenn er aus Europa zurück kömmt. Da diese Kahnführer blos unter sich leben, so haben sie eine eigene Sprache, die Niemand Anders versteht. Durch den fortgesezten Umgang mit so vielen Stämmen und Völkerschaften, die an den Flußufern wohnen, und mit den Kahnführern anderer Schiffe haben sie es auf einen hohen Grad von Gewandtheit und Schlauheit gebracht und sie wissen eine Menge Schliche, Streiche und Künste, womit sie sich unter einander überlisten. Durch ihre häufigen Kämpfe mit jenen Stämmen und mit den wenig gebildeten Anwohnern des obern Ohio und des Mississippi haben sie den Ruf furchtbarer Männer erhalten, ein Ruf, der sogar bis nach England gedrungen ist. Auf den Kähnen dieser Leute lassen die amerikanischen Kaufleute ihre Waarenladungen oft von großem Werth verführen, ohne dafür eine andere Sicherheit zu haben, als den Empfangschein des Schiffers, der auch nichts im Vermögen hat, als sein Schiff; aber nur höchst selten haben die amerikanischen Kaufleute ihr Vertrauen zu bereuen.

Unter diesen Kahnführern zeichnete sich besonders Mike Fink aus. Da ihm die Natur große Einsicht mit Festigkeit gab: so hätte er sich wahrscheinlich in allen Verhältnissen und Lagen hervorgethan und hochgestellt. Fink verband mit den schönen und regelmäßigen Zügen eines belvederischen Apollos herkulische Kraft und von Kind auf gewöhnt, allen Gefahren zu trotzen, ward ihm bald die größte Unerschrockenheit eigen. Sein Ruf erscholl daher auch von Pittsburg bis St. Ludwig und Neu-Orleans. Er hatte hundert Kämpfen beigewohnt und eine Menge gefährliche Unternehmungen angeführt. Alle Gutsbesitzer an den Flußufern waren mit ihm gut Freund, denn seinen Feinden ging es übel. Das geringste war, daß einmal ihr Eigenthum verwüstet wurde. Wie sein großes Muster Rob-Roy erhob auch er Kontributionen auf jedem feindlichen Territorium. Oft, wenn seine Kameraden in tiefem Schlaf lagen, stieg er auf, machte eine Exkursion fünf bis sechs englische Meilen weit auf die bekannten Landgüter, und bevor aufgebrochen wurde, war er mit reicher Beute wieder auf sein Schiff zurück. Daher nannten ihn seine Kameraden in den Ohioländern Snapping-Turtle oder die diebische Schildkröte, an den Ufern des Mississippi hingegen hieß er the Snag oder der Bucklige, von den schweren Bündeln, die er gebückt nach Haus trug. Mike Fink war kaum siebzehn Jahr alt, so trat er in ein unregelmäßiges Truppenkorps, das nordwestlich an den Gränzen von Pensylvanien lag, um da die Indianer zu beobachten, von ihren Einfällen und sonstigen Unternehmungen Nachricht zu geben. Diese Truppen führten ganz das Leben der Indianer, die sie von ihrer Farbe Rothhäute nennen und wie wilde Thiere betrachten. Wie diese brachten sie ganze Wochen in den Wäldern zu. Zur Nahrung statt Brod genossen sie Getreide an der Sonne getrocknet und rechneten dabei auf den Ertrag der Jagd. Des Nachts schliefen sie in ihre Mäntel gehüllt unter freiem Himmel. Mike Fink trat sehr jung in dieses Korps und erwarb sich da bald den Ruf großer Kühnheit, Geschicklichkeit und Unerschrockenheit. Von seinen Thaten wollen wir nur eine anführen, weil sie ganz das Verhältniß und die Stellung der Nordamerikaner gegen die Wilden charakterisirt. „Einmal stand er auf den Höhen von Mahoning auf dem Anstand gegen Wilde und bald kam er einigen auf die Spur, die da gejagt haben mußten, denn er sah auf den Rasen Spuren von ihnen. Dies bestimmte ihn zur höchsten Aufmerksamkeit. Er kroch also in das dickste Gesträuch und hielt sich da mehrere Tage ruhig, ohne einen einzigen Schuß zu thun. Er lebte dabei nur von den getrockneten Waizenkörnern, die er in einem kleinen Sack mit sich führte und von etwas gesalzenem Fleisch. Dabei litt er — ein rüstiger Trinker — den peinigendsten Durst. Erst nach einigen Tagen kroch er aus seinem Versteck hervor und trat mit der Vorsicht einer Katze zwischen die lichteren Bäume, da sah er in einer Entfernung von dreihundert Schritten einen herrlichen Dammhirsch auf der Grasweide. Solcher Versuchung vermag kein Jäger zu widerstehen, Mike Fink beschloß also zu schießen, möge auch daraus entstehen was da wolle, spannte den Hahn seiner Flinte und schlich sich dem stattlichen Thiere näher. Da erst bemerkte er durch das dichte Gesträuch einen mächtigen Indianer, der auch mit gespanntem Hahn auf den Hirsch zuging. Gleich war Mike Finks Entschluß gefaßt, leise drückte er sich hinter einen Baum, hielt sein Gewehr bereit und den Blick fest auf den Wilden gerichtet. Als dieser dem Dammhirsch ungefähr auf fünfzig Schritte nahe gekommen war, legte er auf ihn an, in diesem Augenblicke auch Mike Fink auf den Indianer und als

es von dessen Flinte aufblizte, fuhr ihm auch eine Kugel durchs Herz und er sank mit dumpfem Stöhnen zur Erde. Dammhirsch und Indianer waren todt. Mike Fink aber ging nicht eher aus seinem Versteck hervor, als bis er auf allen Fall seine Flinte wieder geladen hatte. Hierauf erst trat er zu dem Indianer und sah, ob er wirklich todt sey, ließ ihn dann liegen und ging zum Hirsch, den er gleich in Stücken zerlegte und sie zum Einsalzen und Räuchern mit sich nahm." Mr.

7) Das liberale System, oder das freie Bürgerthum in seiner höchsten Entfaltung; in einem Gemälde des Bundesstaats von Nordamerika praktisch dargestellt von Dr. E. L. Brauns. Erster Theil. Potsdam, Vogler, 1831.

Eine geographisch-statistische Uebersicht über die vereinigten Staaten. In diesem ersten Theil ist das Land mit seinen Produkten geschildert, der zweite wird Industrie, Handel, Verwaltung ꝛc. begreifen. Diesem schätzbaren Werke eines bekanntlich mit Amerika sehr vertrauten Schriftstellers geht eine historisch-politische Abhandlung vorher, worin die nordamerikanische Freiheit mit dem europäischen Liberalismus verglichen wird.

„Die Kunde des gegenwärtig hochaufblühenden, durch das liberale System regierten, angloamerikanischen Bundesstaats gewährt in unsern Zeiten unstreitig ein erhöhtes Interesse. Wir gewahren hier die größte und mächtigste Republik unserer Zeit, nicht, wie so viele, seit Kurzem gleich Pilzen hervorgeschossene, karrikirte Republiken Südamerikas, von steten innern Umtrieben und ränkevollen Partheien in Anarchie gestürzt, sondern im Innern ruhig dastehend und im Aeußern Achtung gebietend. Es gewährt dem denkenden Menschenfreunde einen ermuthigenden, herrlich aufrichtenden Anblick, hier einen Staat zu erblicken, der schon seit länger als fünf Jahrzehnten das Beste seiner Mitbürger wohl begründet, und dessen auf eine vortheilhafte Lage und vorurtheilsfreie, zeitgemäße Ansichten gebaute Verfassung in ihren beglückenden innern und äußern Verhältnissen täglich mehr erstarkt und Dauer verbürgt und Bestand. Die durch die Weisheit, mit welcher sie gebildet, höchst merkwürdige Verfassung dieses Staats bildet eine Föderativ-Republik, d. h. einen Nationalverein oder einen Bund mehrerer souveräner Staaten (so werden sie vom Präsident des Kongresses selbst genannt) in eine gemeinsame, ihre politischen Verhältnisse ordnende, Oberbehörde. Diese Föderativ-Regierung ward erst mehrere Jahre nach dem Frieden von Versailles mit vieler Mühe zu Stande gebracht, gerade zu einer Zeit, als die durch diesen Frieden erkämpfte Freiheit und Unabhängigkeit in Anarchie auszuarten drohte; da erst, als Allen die Gefahr einleuchtete, brachten die resp. Staaten verschiedene ihrer Souveränitäts-Rechte dieser gemeinsamen Oberbehörde zum Opfer, ohne welche Maaßregel die junge Freiheit wahrscheinlich bald als ein Raub der Anarchie eines frühzeitigen Todes erblichen wäre. Wie theuer würden überdies einem Staatlein wie Rhodeiland von ungefähr 60 — 70,000 Einwohnern seine Souveränitätsrechte gekommen seyn, hätte er sie in ihrem ganzen Umfange ausüben wollen! Hätte er z. B. Gesandte an fremde Mächte senden, Linientruppen halten wollen ꝛc. (wie bei uns). Die Hauptursache der Größe Nordamerikas bestand darin, daß die gemäßigten Gründer derselben sich an dem frühern Staatsgebäude so wenig als nur irgend möglich Aenderungen erlaubten. Indem sie so das alte, wohlgeprüfte Institutionen aufrecht erhaltende, Stabilitätssystem mit ihrem liberalen System aufs Schönste in Einklang brachten, ließen sie, mit Ausnahme des an die frühere Stelle des Königs und des brittischen Parlaments konstituirten Kongresses oder der gemeinsamen politischen Leitungs- und Oberbehörde, fast alle übrigen Staatsinstitutionen unverändert fortdauern. Ruhig konnten die ihrem Könige treu gebliebenen, wackern Loyalisten wieder heimkehren, ihre vorigen Güter wieder in Empfang nehmen, und mit diesen alle Rechte eines Staatsbürgers; aus obigen richtigen Ansichten wurden selbst das Sklavensystem im Süden und die großen Lehnsgüter (Manors) eines Livingston, Morris, Cordtland, van Rensselaer, u. A. im Staate Neu-York aufrecht erhalten. Völlige Freiheit behielt jeder hinsichtlich seiner religiösen Meinungen, eben so völlige Lehrfreiheit. Nur durch diese weise Mäßigung, wodurch jene weisen Männer die Interessen ihrer Mitbürger so wenig als nur möglich verletzten, ward es der zarten Pflanze des liberalen Systems möglich, Wurzeln zu schlagen und sich immer schöner zu entfalten; hätten sie dagegen mit der thörichtblinden Wuth der französischen Ultra-Aufklärer alles Alte vernichten, nur unversuchtes Neues an dessen Stelle setzen, überhaupt ein unhaltbares System gründen wollen, wie viele Widersacher würden sie sich durch solche unzeitige Neuerungen und Verletzung der Interessen ihrer Mitbürger geschaffen, und wie bald letztere in offene, auf sie losschlagende Feinde verwandelt haben! Durch nichts würde die königliche Sache, deren Parthei in manchen Staaten noch höchst bedeutend und einflußreich war, eine größere Stärke und wahrscheinlich bald das Uebergewicht erlangt haben, als durch solche unzeitige Neuerungswuth ihrer Gegner. Weise ließen diese aber fast Alles in seinem bisherigen Zustande, und ergänzten dieses blos durch die von veränderten Zeitumständen nöthig befundenen Modifikationen. So erhielt das, wenn auch nicht von ihnen erschaffene, doch modificirte, politische

Gebäude Bestand und Dauer bis auf diesen Tag; und bewiesen ward hierdurch, daß ein feststehendes, aufrecht erhaltendes, unbewegliches Princip (Stabilität) zur Erhaltung eines Staats durchaus nöthig ist. Hätten jene bedächtigen, umsichtigen Bildner der Verfassung statt jenes, durch ihre Mäßigung gegründeten, liberalen Systems, die erdrückende oder Bajonett-Aristokratie eines Bolivar errichtet, längst würden diese Staaten nur eine leichte Dienstbarkeit abgeworfen haben, um sich eine weit empfindlichere, drückendere Last aufzuladen, und nie würden sie die Stufe ihrer gegenwartigen Kultur erreicht haben. Pseudorepubliken, nur durch die Macht der Bajonette oder durch eine kostspielige, eben so schwere Büreaukratie aufrecht erhalten, wie gegenwärtig Kolombien, und ihre südlichen Schwester-Republiken, bereiten sich durch die überhand nehmende Zerrüttung ihrer Finanzen allmählig selbst den Untergang, und haben in Wahrheit nur ein Joch abgeschüttelt, um ihren Nacken unter eine noch härtere Knechtschaft zu beugen."

Diese Bemerkungen sind sehr wahr, es fragt sich aber, ob durch das Hinausschieben des Streits derselbe auch wirklich aufgehoben worden ist, ob nicht die Punkte, über welche die weisen Großväter hinweggingen, noch von den späten Enkeln werden erörtert werden müssen? Wir fragen ganz einfach: kann und wird das Sklavensystem in den Südprovinzen der vereinigten Staaten ohne Kampf abgeschafft werden? kann und wird die Centralregierung alle Zeit mächtig genug seyn, die Eifersucht, die schon lange zwischen dem Süden und Norden besteht, und die unfehlbar künftig auch zwischen dem Osten und Westen entstehen wird, zu beschwichtigen? Wir glauben, die bereits seit 50 Jahren bewährte Politik der vereinigten Staaten wird noch lange widerhalten, aber wenn die Bevölkerung zunimmt, wenn einst die Westküste mit blühenden Städten prangt, wenn Reichthum und Kultur neben den bisher einseitig materiellen Interessen auch geistige erzeugen und aus der Macht der romantische Hang entspringt, dieselbe zu mißbrauchen, wird dann die Weisheit jener ehrwürdigen Franklin, Monroe, Washington nicht schon verjährt und gleichsam mythologisch geworden seyn? Die fünfzigjährige Erfahrung Nordamerikas ist eine goldne Erfahrung, entzückend für den Menschenfreund, ein starker Anker für die Hoffnungen politischer Tugend; aber die sechstausendjährige Erfahrung der Weltgeschichte fällt denn doch für das unbestochne Auge mehr ins Gewicht. Was in seinem Ursprung rein, bleibt es nimmer bis ans Ende, und die schönste Harmonie löst sich in wilde Dissonanzen auf. Laßt diesen Staat Nordamerikas erst alt, üppig, fett, übermüthig werden, und fragt dann nach der Reinheit seines Jünglingsalters.

8) Reise nach dem Staat Ohio in Nordamerika. Gemacht in Begleitung einer Anzahl Auswanderer und beschrieben von Niklaus Joß, gewesenen Schullehrer in Oberthal, Kanton Bern. Zweite verbesserte Auflage. Bern, Jenni, 1832.

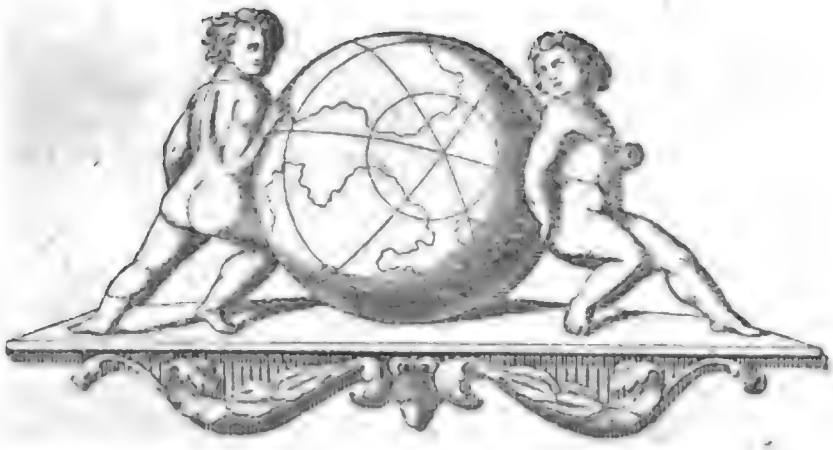
Dieser kurze, aber sehr lehrreiche Bericht sollte unsern zahlreichen deutschen Auswanderern nicht unbekannt bleiben. Nur zu häufig hört man die Klage, daß unsre Auswanderer durch Vereinzelung, durch Mangel an gehöriger Vorbereitung und Zusammenhalten sich den gröbsten Betrügereien und Gefahren aussetzen. Aus dieser kleinen Schrift können sie lernen, daß man nur zusammenhalten und mit einiger Umsicht verfahren darf, um alle diese Gefahren zu vermeiden. Joß miethete für sich und seine Gefährten ein eignes Schiff, und machte dadurch die Intriguen aller Zwischenhändler zu Schanden, denen unfehlbar jeder Auswanderer Preis gegeben ist, wenn er einzeln ankommt und sich einen Platz zur Ueberfahrt suchen muß. Joß erzählt ferner in treuherzigem, gemein verständlichem Ton, wie sich der Auswanderer unterwegs und bei der Ankunft in Nordamerika zu verhalten, was er zu thun, was zu vermeiden habe, was ihm neu seyn werde ꝛc. Er spricht zu Landleuten, die er sich als Nachfolger auf der Reise denkt.

9) Merkwürdige Begebenheiten aus dem Leben reisender Personen. Für Leser aus allen Ständen. Zwei Bändchen. Ulm, Ebner, 1831.

Eine gute Auswahl interessanter Reiseseenen aus Franz Drakes Reisen, aus dem Schiffbruch einiger Russen bei Spitzbergen, Biauds Schiffbruch, andern merkwürdigen Schiffbrüchen und Abentheuern, Reiseanekdoten ꝛc. Von den leztern wollen wir nur einer erwähnen, einer sehr artigen Mystifikation. Um das Jahr 1755 fuhr ein französisches Schiff nach Martinique. Unter andern befanden sich vier Reisende auf demselben, wovon der eine bei den übrigen in großer Achtung zu stehn schien; aber dies war nur dann bemerkbar, wenn sie allein zu seyn glaubten. In Gegenwart Andrer stellten sie sich, als ob er ihresgleichen wäre. Der Kapitän wurde aufmerksam, überraschte einmal einen der Reisenden, wie er zu den Füßen jenes Vornehmen lag, forschte immer neugieriger nach und erfuhr endlich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, der Unbekannte sey der Herzog von Modena, der mit dem König von Frankreich sein Herzogthum gegen die Insel Martinique austauschen, zuvor aber die Insel incognito besuchen und kennen lernen wolle. Der Kapitän glaubte alles, behandelte den Fremden fortan, trotz dessen Gegenreden, als Prinz und ließ die Sache auch bei seiner Landung auf Martinique bekannt werden. Der vermeinte Herzog und seine Gefährten wurden nun mit Ehrfurchtsbezeugungen überschüttet, und Jedermann drängte sich hinzu, dem künftigen Souverän zu dienen. So trieb er es geraume Zeit und als endlich Nachricht aus Europa anlangte, daß er ein Betrüger sey, war er bereits mit großen Summen Geldes verschwunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 41. — 19. April 1833.

Auſſereuropäiſche Reiſen.

(Fortſetzung.)

10) Histoire des colonies pénales de l'Angleterre dans l'Australie par Ernest de Blosseville. Paris 1831. I Vol.

11) Visite aux mers du Sud pendant les années 1829 et 1830 par E. S. Stewart. Londres 1832. II Vol.

Vor einigen Monaten ſagte Macaulay im engliſchen Unterhaus: „Man blicke nur auf Neu-Süd-Wales, auf dieſe mit Spitzbuben und Huren bevölkerte Kolonie. Die Bevölkerung nimmt da in ungeheurer Progreſſion zu. All' die ſauberen Leute, welche als Verbrecher dahin deportirt wurden, werden einmal als die Patriarchen eines mächtigen Reichs erſcheinen.“

Cook beſuchte zuerſt Botany-Bay und machte, als er nach Europa zurückkehrte, eine reizende Beſchreibung davon. Gerade damals war man in England mit den verurtheilten Uebelthätern ſehr in Verlegenheit, denn die nordamerikaniſchen Kolonien waren eben verloren gegangen und dieſe hatten überdies die Verbrecher aus Europa mit großem Widerwillen bei ſich ankommen ſehen, bei welcher Veranlaſſung Franklin ironiſch vorſchlug, England zum Dank für ſeine Sendungen, amerikaniſche Klapperſchlangen zuzuſchicken. Cook's Entdeckung erregte bei der engliſchen Regierung den Gedanken, in Botany-Bay eine Verbrecher-Kolonie zu gründen. Im Jahr 1788 kam die erſte Expedition dieſer Art in Auſtralien an und ihr folgten mehrere andere. Aber man fand in Botany-Bay lange nicht die von Cook gerühmte Fruchtbarkeit, ja man brauchte ſogar lange, ehe man einen Fluß ausfindig machte. Ohne die fortgeſezte Unterſtützung aus dem engliſchen Mutterlande hätte die Kolonie gar nicht beſtehen können, ſondern hätte Hungers ſterben müſſen, weil die dreitauſend Meilen weit herkommenden Lebensmittel einmal zu lange ausblieben.

Es läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit behaupten, daß die engliſche Regierung gleich Anfangs im Sinn hatte, eine weibliche Kolonie anzulegen. Aber aus dem bloßen Militärpoſten, aus der Strafanſtalt entſtand eine blühende Kolonie, ja ein neues Reich, das vielleicht einſt über die umliegenden Inſelgruppen der Südſee eine ausgedehnte Herrſchaft üben und eine große Rolle in der Geſchichte ſpielen wird.

Die aus England hierher geführten Verbrecher finden jezt in Neu-Süd-Wales faſt Alles, was ſie in ihrem Vaterland zurückgelaſſen haben: Städte von mehr denn ſechzehn tauſend Einwohnern mit Kirchen, Theatern,

Schulen, Clubs, Druckereien, Banken. Sie finden überdies noch schöne Landhäuser mit Wirthschaftsgebäuden, Dampfboote, Diligences, Journale, Pferderennen, Bälle, Concerte und eine Menge Luxus-Dinge. Die Verwiesenen stehen durchaus in diesem neuen England nicht allein, sondern finden da sogar ihre Laster und alle Mittel wieder, sich ihren Leidenschaften und verderblichen Neigungen zu überlassen. Letzteres wollte nun wohl die englische Regierung nicht, als sie Botany-Bay gründete, aber wir finden es in allen Anstalten, daß sie eine ganz andere Richtung nehmen, als ihnen die Menschen Anfangs gaben. Freilich sind die Sträflinge Anfangs nicht gleich sich selbst und ihrem eigenen Willen überlassen, sondern die Regierung leiht sie an die Kolonisten für ihre Ackerbauer und häuslichen Geschäfte aus: erst wenn ihre Strafzeit aus ist, können sie sich für eigene Rechnung niederlassen. Sind's schwere Verbrecher und geben sie durch ihre Aufführung Veranlassung zu Beschwerden, was gar häufig geschieht, so verurtheilt sie die Polizei zur Strafarbeit in den Anstalten der Regierung. Dann werden körperliche Züchtigungen nicht gespart.

Wenn im Gegentheil der Deportirte Reue zeigt und zu keiner Klage Anlaß gibt, so genießt er so viel Freiheit, als er nur wünschen kann. Davon nur ein Beispiel. Es ist nicht lange her, daß ein englischer Geistlicher in seinem Vaterland zur Deportation verdammt wurde, weil er das Siegel eines Parlamentsg ieds nachgemacht hatte, um einen Brief Portofrei zu versenden. Dieser deportirte Geistliche, Namens Halloran, gab nun in Sidney eine theologische und moralische Zeitschrift heraus und stand an der Spitze eines Erziehungshauses. Allgemeine Achtung ward ihm zu Theil. Es darf nicht übersehen werden, daß ein Strafurtheil englischer Justiz fast seine ganze Wichtigkeit verliert, weil es nicht nach dem Sinn und der Bedeutung des Gesetzes, sondern lediglich nach seinen Worten erfüllt wird. Man begegnet hier auf Gassen, in Häusern und Gesellschaften so vielen ehemaligen, nun befreiten Sträflingen, man wird vertraut mit dem Gedanken, daß der größte Theil der Bevölkerung aus dergleichen Leuten besteht, und es wird nicht gefragt: was war der Mann oder die Frau ehemals, sondern nur, was sind sie jezt? Dagegen stößt man auch auf Verbrecher, welche die Deportation nicht allein nicht gebessert, sondern noch wilder und unbändiger gemacht hat. Gelingt es ihnen, der Polizei zu entwischen, so fliehen sie in die Wälder, verbinden sich mit den Eingebornen und treiben gemeinschaftlich Mord und Räubereien, oder sie bemächtigen sich mit ihnen irgend eines Fahrzeugs, laufen damit aus, treiben an den Küsten oder auf den benachbarten Inseln Seeräuberei, bringen deren friedliche Einwohner in Verzweiflung, oder sie fallen fremden Insulanern in die Hände, die sie in Stücke zerreißen und auffressen. Vor einigen Jahren erzählten die Neu-Süd-Wales-Zeitungen die Abentheuer von sieben Verbrechern, die weit von der Kolonie weg in Wälder geflohen waren. Bald kam Hungersnoth über sie und es blieb ihnen nichts übrig, als darum zu losen, wer von ihnen zuerst umgebracht und von den andern verzehrt werden solle. So geschah es auch. Die Sechs noch Uebrigen irrten nun ferner in der Wildniß umher, bis sie abermals das Loos zogen, wer wieder gegessen werden solle. Endlich blieben nur noch zwei übrig. Keiner getraute sich zu schlafen, wiewohl sie von Müdigkeit und Strapazen ganz erschöpft waren, denn er mußte fürchten, von seinem Kameraden gleich todt geschlagen und aufgegessen zu werden. Der Aeltere konnte aber endlich doch dem Schlaf nicht länger widerstehen, aber kaum war er eingeschlafen, so schlug ihn der Andere todt und lebte einige Zeit von seinem in der Hitze bald zum stinkenden Aas gewordenen Körper, selbst die Knochen, die er zwischen Steinen klein schlug, fraß er. Aber auch dies nahm ein Ende, und nachdem der lezte Verbrecher gar keine Hülfe mehr fand, bemächtigte sich seiner die Verzweiflung und er schleppte sich mit Mühe bis zum nächsten Militärposten und übergab sich ihm. Nachdem er der Behörde alle seine Schicksale und Greuelthaten bekannt hatte, wurde er aufgehängt.

Die Kolonie Neu-Süd-Wales läßt sich aber noch aus einem Gesichtspunkt betrachten, in dem sie viel an Wichtigkeit gewinnt. Von hier aus vermehren sich täglich die Entdeckungen im Innern der ungeheuren Insel. Schon hat man große Flüsse, Landseen, Gebirgsketten und Vulkane gefunden. Auf verschiedenen Stellen der Insel werden englische Kolonien angelegt, denn wie es scheint, nimmt England ganz Neu-Holland in Anspruch. Ganz neuerdings ist eine Gesellschaft von Mädchen und jungen Wittwen von England nach Neu-Holland gegangen, um dort die Kolonisten zu heirathen, die im Schweiß ihres Angesichts das noch nie bebaute Land bearbeiteten. Eben so geht es mit Van-Diemens-Land, denn auch da erheben sich eine Menge Kolonien in jugendlicher Kraft. Genaue Verbindungen werden da angeknüpft mit den Insulanern der vielen indischen Archipel. In genauerm Verkehr steht Sidney schon mit Neu-Seeland. Die Bildung von Neu-Süd-Wales wird sich bald auf die andern Inseln des stillen Oceans verbreiten und wird sie in die allgemeine Industrie- und Handels-Bewegung ziehn. Bereits haben schon mehrere Engländer die Geschichte und den Fortgang dieser Kolonie beschrieben. Aus ihnen hat Blosseville geschöpft und die Geschichte bis auf die neueste Zeit fortgeführt. Dann läßt er eine lebendige und farbenvolle Darstellung des jetzigen

Zustands der Kolonie, so wie eine Bibliographie Australiens folgen, d. h. ein Verzeichniß aller über das Land herausgekommenen Bücher, in dem selbst bald genug literarische Erzeugnisse erscheinen werden.

Blosseville erklärt sich entschieden für die Strafkolonien und zieht sie dem neuen System der Strafarbeitshäuser vor. Darin hat er auch vollständig Recht, wenn sich bei Strafkolonien so große Vortheile und günstige Umstände vereinigen, wie in Neu-Süd-Wales.

In genauer Verbindung mit Blosseville's Darstellung steht Stewart's Reise nach den Inseln der Südsee. Bevor er gegenwärtiges Buch heraus gab, war er einige Jahre Missionär auf den Sandwich-Inseln und schrieb auch darüber. Hierauf war er Schiffskaplan auf dem Vincennes, einem Kriegsschiff der vereinigten Staaten, das 1829 unter dem Kapitän Finch in die Südsee ging und da für längere Zeit einige Inselgruppen besuchte, um die Einwohner günstig für die Aufnahme und den Verkehr mit nordamerikanischen Schiffen zu stimmen. Alle Bewohner der Südsee-Inseln sind in zwei allgemeine, überall durchgreifende Klassen getheilt, in die gemeine Klasse (auf gut europäisch die Canaille) und die Tabu. Zu jener Klasse gehören alle Frauen, die höchsten wie die niedrigsten, die reichsten und ärmsten, alle Männer in ihrem Dienst, ihre männlichen Domestiken und überdies alle Männer, die auf Gassen, Straßen und Plätzen tanzen, singen und spielen zum Vergnügen der Andern. Alle andern Männer sind Tabu. In den andern Archipelen erstreckt sich dieser Tabu-Unfug nicht blos auf die Einwohner selbst, sondern auch auf ihre Wohnungen und ihre Nahrung. Streng unzugänglich sind die Tabu-Häuser für Weiber jeden Standes, selbst der Königin und für die Männer der sogenannten gemeinen Klasse. Deshalb muß die Hausfrau nie zu ihrem Mann ins Haus kommen, sie darf nie mit ihm essen, nie einen Theil seiner Kleidung, seines Schmucks und seiner Waffen tragen. Die Frauen wohnen mit ihren Dienern und Dienerinnen in eigenen Häusern und erwarten da in Demuth die Besuche ihrer Männer. Die Tabu-Leute hingegen haben das Recht, in jede Wohnung der Gemeinen zu gehen und da zu verweilen so lange es ihnen beliebt. Von den Nahrungsmitteln sind beiden Klassen gemeinschaftlich: Kokusnüsse, Brodfrüchte, Yamswurzeln und die Gerichte, welche aus diesen Früchten zusammengesezt sind, desgleichen die mehrsten Fischarten. Werden diese Speisen aber zufällig in einen Korb, oder in ein anderes Hausgeräth gethan, das einem Tabu gehört, so dürfen sie die Gemeinen nicht mehr essen, sondern nur die Tabu. Außerdem gehören Schweinefleisch, Bananen, Tauben, Blackfische und einige andere Fischarten als ausschließliches Privilegium den Tabu, und ihr Genuß ist den Gemeinen streng verboten. Alles was über den Kopf oder die Hand eines Tabu weggeflogen ist, darf kein Gemeiner zu sich nehmen. Wer dieser Ordnung zuwider handelt, begeht ein entsetzliches Verbrechen gegen das Heiligste. Wenn irgend eine Frau, selbst die Königin, sich auf etwas sezt oder legt, dessen sich ein Tabu-Mann bedient und es dadurch geheiligt hat, so wird der Gegenstand sogleich dadurch entweiht, er verliert seinen Werth und seine Bestimmung und die Frau wird zur Sühnung ihres Verbrechens zum Tod verurtheilt. Das Unangenehmste bei dieser Tabu-Sitte ist, daß jeder Gegenstand einen großen Theil seines Nutzens verliert, so wie er geheiligt wird. Wenn z. B. ein Tabu-Mann mit seiner Hand über eine Bettdecke streicht, so kann die Decke künftig nicht mehr zu diesem Gebrauch dienen, man kann jedoch einen Mantel, ein Kleid oder ein Segel daraus machen; wäre aber ein Segel oder ein Mantel über das Haupt eines Tabu gegangen, so könnten sie doch nicht zur Bettdecke gebraucht werden, weil dieser Gebrauch in der öffentlichen Meinung tiefer steht als der vorige.

Von den Washington's-Inseln ging der Vincennes nach den Freundschafts-Eilanden. Wir heben hier aus, was der Verfasser über den Hof ihrer Königin in Otahiti sagt, das jezt Tahiti genannt wird.

„Es war am 6. September Abends, daß die junge, regierende Königin, ihre Tante und die verwittwete Königin im Geleit von mehreren Häuptlingen in zwei kleinen Booten zu uns an Bord kamen. Sie hatten auch einige Männer bei sich, die der Ruf wegen ihrer großen sittlichen Ausgelassenheit und Verdorbenheit bezeichnet. Auch die Königinnen von Tahiti haben einen höchst zweideutigen Leumund. Die regierende und die verwittwete Königin sind wegen ihren Liebesgeschichten gar von der Kirche exkommunicirt, die es freilich viel strenger nimmt, als Rom einst mit den vielen gekrönten Sünderinnen in Frankreich und Italien. Indessen war doch ihr Aeußeres recht anständig, ja viel würdiger und weiblicher als wir uns gedacht hatten. Auf dem Land empfingen sie uns in den Gemächern des Königs Tamatoa. In der Einrichtung derselben hatte man unsertwegen einige Veränderungen vorgenommen. Auf den Sophas waren frisch geflochtene Matten ausgebreitet und oben standen zwei Armsessel als Ehrensitze für die beiden Königinnen... Die junge regierende Königin Pomare I. ist bei uns an Bord gekommen und hat dem Kapitän folgendes Schreiben für den Präsidenten der vereinigten Staaten übergeben:

Rajatea, 26. September 1829.

„Präsident. Ihre Güte für uns, veranlaßt uns Ihnen diesen Brief zu schreiben. Zuerst haben sie ein Kriegsschiff unter dem Kapitän Jones an unsere Insel geschickt. Diesem ließt Ihr ein anderes Kriegsschiff

unter dem Kapitän Finch folgen. Der Kapitän hat uns viel Wohlwollen bewiesen, desgleichen der Kapitän Finch. Sein Besuch machte mir viel Freude. Ich schreibe Ihnen jezt, um Ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken und um Sie zugleich von unserer gegenwärtigen Lage in Kenntniß zu setzen. Ich bin eine Frau und die erste Königin von Tahiti. Mein Name ist: Königin Pomare I. und ich bin die Tochter von Pomare II. Als mein Vater starb, folgte ihm mein kleiner Bruder und als auch dieser mit Tod abging, kam die Regierung an mich. Ich bin jung und ohne Erfahrung. Wir haben den Götzendienst abgeschafft und beten jezt den Heiland und Herrn an. Wir haben das Christenthum 1811 angenommen... Die auf der Insel lebenden Missionarien haben die besten Absichten und sie lehren uns mit großem Eifer alles was zu unserem Wohlseyn beitragen kann. Einige sind schon seit länger denn dreißig Jahren unter uns. Wir haben Gesetze und nach diesen werden wir regiert, gern schickte ich Ihnen eine Abschrift davon, ich habe aber keine Zeit dazu, denn ich muß meinen Großvater in Rajatea besuchen. Tahiti und Eimeo heißen die beiden großen Inseln, die ich regiere. Unsere Bevölkerung ist nicht sehr zahlreich, denn sie beläuft sich höchstens auf zehntausend Seelen. Meine Insel enthält keine großen Reichthümer, das Arrowroot und der Branntwein aus Kokusnüssen sind die vorzüglichsten Produkte. Lebensmittel für die Schiffe gibts hier im Ueberfluß und die Ankerplätze sind alle gut und sicher. Viele amerikanische Schiffe kommen jährlich nach Tahiti. Mögen sie uns auch fürder recht oft besuchen, wir werden sie immer recht gut aufnehmen. Alle Baumwollenstoffe, weiße, blaue und gedruckte Shawls, alle Arten von Band, auch Aexte sind sehr gute Tauschartikel für Lebensmittel und Provisionen.

Wir haben auch eine neue Schiffsflagge, die uns der Kapitän Lawes vom englischen Kriegsschiff the Satellit gegeben hat. Wollten Sie wohl die Güte haben, diese Flagge anzuerkennen, wie wir es mit der Ihrigen thun, wenn Schiffe von Tahiti nach den Häfen der Union kämen, worüber freilich noch viel Zeit hingehen wird. Der Kapitän Finch hat mir in Ihrem Namen schöne Geschenke gemacht, eben so meiner Mutter, meiner Tante und einigen andern Personen. Empfangen Sie dafür meinen Dank. Immer werden wir die amerikanischen Schiffe mit Vergnügen in Tahiti sehen, sie werden auch immer Schutz und Vorsorge in unsern Häfen finden, desgleichen Lebensmittel im Ueberfluß. Möge Glück und Segen mit Ihnen seyn, Präsident der vereinigten Staaten von Amerika, und möge Ihre Regierung von langer Dauer seyn.

Königin Pomare I."

Mr.

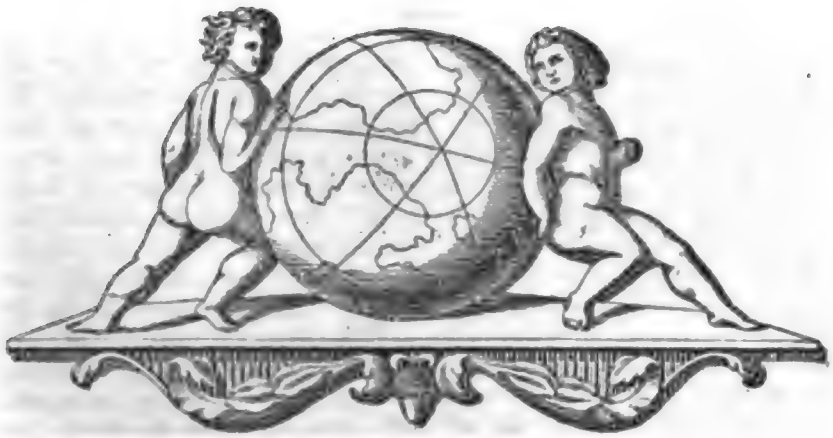
12) Jahrbuch der Reisen und neuesten Statistik, von Karl Friedrich Vollrath Hoffmann. Erster Jahrgang. Mit drei Stahlstichen und einer Karte. Stuttgart, Hoffmann, 1833.

Es war uns auffallend, hier noch der Douville'schen Reise nach Afrika einen Raum von 68 Seiten gewidmet zu sehen, ungeachtet diese ganze Reise nicht nur schon früher in Paris als verdächtig erschienen war, sondern auch bereits im vorigen Sommer durch das Londoner Foreign Quarterly Review (Nr. XIX. auch im Ausland mitgetheilt) und im November in der Pariser Revue des deux Mondes durch Lacordaire als eine vollständige Erdichtung dargestellt worden ist. Auch wurden schon im Juni- und Juliheft der Berghaus'schen Annalen, S. 205 u. ff. wegen Douville's angeblichen astronomischen Beobachtungen Zweifel erhoben. Hätte Herr Hoffmann diesen Artikel vor einem Jahre geliefert, so konnte er sich mit der zahlreichen Gesellschaft seiner übrigen Kollegen, ja selbst der hochberühmten Pariser und Londoner geographischen Vereine trösten, welchen der Parfümerie-Händler Douville (als solcher befand er sich nämlich zu Rio-Janeiro im Jahr 1828, wo er in Congo gewesen seyn will) gleichfalls blauen Dunst vorgemacht hat. Aber am Schluß des Jahres 1832 mußte Herr Hoffmann enttäuscht seyn, und der Fleiß, so wie das schöne Papier, welche auf die beiliegende Karte von Afrika verwendet wurden, konnten zu etwas Besserm benuzt werden. — Unter den übrigen Aufsätzen dieses Jahrbuchs ist die Schilderung des Alpengebirges, vom Herausgeber selbst, eine recht unterhaltende Lektüre. Für Reisende, die sich selbst dahin auf den Weg machen wollen, ist der angehängte Wegweiser eine nützliche Zugabe und die Ansicht vom höchsten Theile des Alpengebirges behauptet ihren Platz als Titelkupfer mit Ehren. — Die Insel Otaheite ist ein zweckmäßig gewähltes Bruchstück aus Beechey's Reise. — Eben so die Insel Java aus einem Werke über diese Insel von X. Pfyffer, und die Bemerkungen über Lissabon und die Pampas und ihre Bewohner aus Weechs von uns oben rezensirter Reise. Besonders anziehend ist der Artikel: Begegnisse und Beobachtungen eines engländischen (warum denn nicht englischen?) Malers auf Tristan d'Acunha und Neuseeland, ein Auszug aus dem Englischen des August Earle.

Die drei Stahlstiche sind sehr schön.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 42. — 22. April 1833.

Aussereuropäische Reisen.

(Fortsetzung.)

13) Bericht über eine Reise durch die obern Provinzen von Vorderindien von Kalkutta bis Bombay in den Jahren 1824 und 1825 von Dr. Reginald Heber. Aus dem Englischen. Zweiter Band. (60ster Band der Neuen Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen.) Weimar, Landes-Industrie-Comptoir, 1832.

Dieser zweite Band ist nicht minder interessant, als es der erste war (vergl. Literaturblatt 1832 Nr. 89). Bischof Heber setzte seine Inspektions- und Vergnügungsreise im Innern Indiens fort und wandte sich von dem Königreich Oude aus, wo wir ihn zuletzt verließen, nach den Gebirgen, die er jedoch nur von der Seite berührte, um sich nach dem Flußgebiet des Indus und von da nach Bombay zu wenden. „Endlich sahen wir zum Erstenmal die Umrisse des Himalaya. Die nähern Berge sind blau. Ueber diesen steigen in schroffen pyramidalen Formen die Schneeberge in die Höhe, welche ungefähr 150 Meilen entfernt sind, und sich dennoch über die bis 7600 Fuß hohe sekundäre Kette um eben so viel zu erheben scheinen, als diese über die Ebene reicht. Wir sahen 4 Piks, von denen Herr Boulderson drei dem Namen nach kannte, nämlich den Bhadrinath, den Kedarnath und den Pik über der Quelle des Ganges, den Meru der hindu'schen Mythologie. Den 4ten, den äußersten rechter Hand, kannte er nicht, und ich konnte ihn auf Arrowsmith's Karte nicht auffinden. Den Bhadrinath hält man für den höchsten, wiewohl er es von hier aus nicht schien." Als Heber dem Gebirge näher kam, „schienen diese höchsten Schneegipfel zu versinken; allein die nähere Kette erhob sich in einer früher von mir nicht geahneten Majestät, und man sah nun deutlich, daß sie selbst wieder in mehrere aufeinanderfolgende Stufen zerfiel, welche die wildesten und romantischsten Formen von Schluchten, Wäldern, Wänden und Abgründen darboten. Trotz der Höhe dieser sekundären Kette des Himalaya konnte ich jedoch keinen Schnee darauf sehen; indeß versicherte mir Herr Boulderson, daß sie in wenigen Wochen stark bepudert seyn würde, und es selbst wahrscheinlich sey, daß wir auf unserer Reise einigen Schnee fallen sähen. An der Nordseite dieser Berge bleibe der Schnee manchmal bis zu Ende Mai liegen, und der plötzliche Uebergang aus diesen kalten Regionen in die heißen Winde und den feurigen Ofen der Ebenen mache auf Reisende einen sonderbaren Eindruck. Am Fuße der niedrigsten Berge hin zieht sich eine lange horizontale Linie, die so schwarz und gerade ist, daß man glauben möchte, sie sey mit

Digitized by Google

Tuſche vermittelſt eines Lineals gezogen. Dies iſt der berüchtigte Wald, von dem wir noch immer mehrere Koſs entfernt waren, wiewohl das Land ſchon von deſſen Ungeſundheit betheiligt zu werden anfing. — Wir legten etwa 13 Meilen auf einem ungemein ſteilen und rauhen Wege über den Paß des Berges Gaughur durch höchſt maleriſche Schluchten und Wälder zurück. Ich wurde durch den Anblick dieſer wildſchönen Scenen, in denen der Menſch zu verſchwinden ſchien, wunderbar bewegt, und es war mir zu Muthe, als ob ich die Stufen von Gottes Altare erklimme. Wir trafen nun viele Tannen und Cedern, ſo wie Steineichen, und zu meiner Verwunderung noch immer eine beträchtliche Anzahl ehrwürdiger Peepulbäume, auf denen die weißen Affen umherſpielten. Endlich gelangten wir in den ungefähr 8600 Fuß hohen Paß, welcher in einer Telle zwiſchen den beiden Hauptgipfeln des Berges Gaughur ſich befindet, und nun ſtellten ſich die unſern Blicken ſo lange verborgen geweſenen Schneegipfel plötzlich in ihrer vollen Pracht dar. Der Nundidevi lag uns gerade gegenüber; der Kedarnath war, von unſerm lezten Standpunkt aus, nicht ſichtbar, und der Meru zeigte ſich nur als ein ſehr ferner einzelner Pik. Die öſtlich liegenden Gipfel, deren Namen ich nicht ermitteln konnte, ſtellten ſich ungemein großartig dar. Die Führer konnten mir nur ſagen, daß ſie ſehr fern an den Gränzen des chineſiſchen Reichs liegen. Nundidevi, der höchſte Pik in der Welt, ſoll ſich 25,689 Fuß, und alſo 4000 Fuß höher, als der Chimboraſſo, über die Meeresfläche erheben. Der Bhadrinath und der Kedarnath ſind nur die beiden Enden eines und deſſelben Berges, deſſen Höhe 22,300 Fuß beträgt. Der Pik, den die Chuprasſees den Meru nannten, iſt eigentlich der Sumeru, inſofern ihn nämlich die neuern Pundits von dem himmliſchen Berge der Mythe unterſcheiden. Er liegt indeß den Quellen des Ganges ziemlich nahe und iſt etwa 23,000 Fuß hoch. Die hohen Piks St. Georg, St. Andrew und St. Patrick, an denen der Ganges eigentlich quillt, ſind von hier aus nicht zu ſehen, ſondern durch den Rücken des Kedarnath verdeckt. Der Kedarnath, Gungotree, Sumeru und Nundidevi liegen ſämmtlich innerhalb des brittiſchen Gebiets, und Herr Traill hat die Nordſeite derſelben beſucht, wiewohl die Piks ſelbſt noch nie erſtiegen worden ſind. Der Nundidevi iſt in gerader Linie 40 Meilen, aber auf dem einzigen gangbaren Wege 8—9 Tagereiſen von Almorah entfernt. Zwiſchen dieſem Berge und der chineſiſchen Gränze leben zwei merkwürdige Volksſtämme. Der eine, die Bhooteahs, betet den Dalai Lama an, und iſt von mongoliſcher Abkunft. Er ſoll von einer der Horden abſtammen, welche mit Tamerlan über die Schneeberge vordrangen; der andere iſt äußerſt wild, und lebt, ohne allen Landbau, blos von der Jagd und wilden Früchten. Er gibt ſich für die urſprünglichen Bewohner des Landes aus, und ſcheint derſelben Menſchenrace wie die Puharrees des Rajmahal-Gebirges anzugehören. Hinter ihnen fängt die chineſiſche Gränze an, welche von dieſer eiferſüchtigen Regierung ſtreng bewacht wird. Herr Moorcroft wurde allerdings vor einigen Jahren darüber gelaſſen, und von einem der Provinzial-Gouverneure gütig empfangen. Aber dieſer ward zur Strafe ſeiner Gaſtfreundſchaft ins Gefängniß geſezt, wo er ſein Leben ausgehaucht, und ſeitdem iſt Niemand wieder über das Gränzdorf hinausgelaſſen worden. — Die Einwohner behaupten durchgehends, daß man von der niedrigern der beiden Spitzen des Nundidevi häufig Rauch aufſteigen ſehe. „Dort ſey, ſagen ſie, die Küche des Gottes Nundi.“ Wenn die Sache ſich wirklich ſo verhält (denn noch kein Europäer hat den Rauch je geſehen), ſo wäre hier ein merkwürdiges Beiſpiel von einem ſehr weit von der See entfernten Vulkane, indem doch die erſten Chemiker jezt annehmen, daß das Seewaſſer zur Erzeugung der vulkaniſchen Erſcheinungen nöthig ſey. Die Häufigkeit der Erdbeben in jenen Gegenden ſcheint allerdings für das Vorhandenſeyn von unterirdiſchem Feuer zu ſprechen; allein ich habe noch nicht ermitteln können, daß vulkaniſche Produkte, z. B. Lava oder Baſalt, aufgefunden worden ſeyen.“

Heber bemerkt, daß die indiſchen Gebirgsvölker ſehr treue Unterthanen Englands ſeyen. „Ich erſah, daß man in dieſem Theile Oſtindiens die Engländer ſehr liebt und als die Befreier von einer unerträglichen Tyrannei betrachtet. Ich erwähnte dieſes Umſtands gegen Herrn Traill; er meinte, die ghorkha'ſche Regierung ſey allerdings höchſt tyranniſch geweſen, obwohl weniger in Folge der Befehle oder Neigung des Hofes von Catmandu, als weil dieſer nicht Kraft dazu gehabt, die Soldatenhäuptlinge, durch welche die Eroberung bewirkt worden, im Zaume zu halten. Dieſe hatten nicht nur, ohne Rückſicht auf die Rechte der frühern Eigenthümer, die Ländereien unter ſich getheilt, ſondern verkauften auch, wenn die Bauern den Grundzins ſchuldig geblieben, deren Frauen und Kinder ohne Weiteres in die Sklaverei, und beſtraften den mindeſten Anſchein von Unzufriedenheit gegen dies ſchändliche Verfahren mit barbariſcher Härte.“ Aehnliche Vorgänge befeſtigen auch in Bengalen das Band zwiſchen den Engländern und Indern, und die Engländer ſind ſchlau genug, die ehemaligen Tyrannen Indiens, die Rajas, obwohl in gänzlicher Abhängigkeit, in ihren Palläſten fortvegetiren zu laſſen, damit das Volk ſich bei ihrem Anblick ſtets erinnere, daß ſeine frühern Herrn viel grauſamer geweſen, als ſeine jetzigen. Von der Ehrlichkeit der Gebirgsvölker gibt Heber ein auffallendes Zeugniß, indem er ſagt, daß das ſicherſte Mittel, ihr Deſertiren zu

verhindern, die Vorausbezahlung ihres Lohnes sey, denn jeder achte es für eine unverzeihliche Sünde, eine Arbeit nicht zu verrrichten, die ihm schon bezahlt worden.

Aus den Gebirgen wieder herabsteigend gelangte Heber zu dem alten berühmten Delhi, der Prachtresidenz der großen Moguls. „Ich erblickte am entgegengesezten Ufer des Jumna die Hauptstadt Delhi, die mir über Erwarten groß und schön schien. Der bewohnte Theil derselben, denn die Ruinen nehmen einen so großen Flächenraum wie London ein, hat etwa 7 Meilen im Umfang, liegt auf einer felsigen Hügelkette und ist von einer Mauer mit Schießscharten umgeben. Man findet eine große Anzahl Moscheen mit hohen Minarets und vergoldeten Kuppeln, und vor Allem zeichnet sich der Pallast, ein sehr hohes und weitläuftiges Aggregat von gothischen Thürmen und Befestigungswerken, und das Jumna Musjeed (die Jumna-Moschee) aus, welches der größte und schönste muhamedanische Tempel in Ostindien ist. Diese schönen Gebäude bestehen fast durchgehends aus rothem Granit, dessen Farbe einen eben so angenehmen, als ehrwürdigen Eindruck macht, und der an mehreren verzierenden Theilen mit weißem Marmor ausgelegt ist. Der einfache und ausdrucksvolle Baustyl erinnerte mich im Allgemeinen an Carnarvon. In Moskau findet man keine Bauwerke, die sich den hiesigen an die Seite stellen ließen. Der von Schahjejan erbaute Pallast, von einer 60 Fuß hohen Mauer umgeben, ist eine der prächtigsten Königsburgen, die ich je gesehn. Vor dem Kreml hat er bei Weitem den Vorzug. — Man denke sich London oder eine noch prächtigere Stadt in Trümmern, deren Ende der Blick nirgends erreicht; dies ist der Standort des alten Delhi, welches die Patan-Könige auf den Ruinen der noch größern hindu'schen Stadt Indraput gründeten, die sich jedoch mehr nach Westen zog. Unter der Masse von Ruinen zeichneten sich die Trümmer der alten Patanburg aus, die einst eine starke, in einfachem Baustyl aufgeführte Festung war, und sich, zwischen Bäumen und von Epheu umrankt, malerisch ausgenommen haben würde, während sie so häßlich und traurig aussah. Sie zeichnet sich vorzüglich durch eine hohe schwarze Säule von gegossenem Metall aus, welche den Namen Firoze's Spazierstock führt. Dieses ursprünglich hindusche Werk stand in einem, wahrscheinlich dem Siwa geweihten Tempel, und es ging in Bezug auf dasselbe eine ähnliche Sage, wie rücksichtlich des Krönungssteins der Schotten, daß nämlich, so lange sie stände, die Kinder des Brama in Indraput herrschen würden. Bei der Eroberung des Landes durch die Muselmänner, zeigte sich die Falschheit der Prophezeihung, und Firoze ließ dieselbe in seinem Schloßhofe, als ein Denkmal des Siegs des Islam über das Heidenthum, stehen. Sie ist mit meist persischen und arabischen Inschriften bedeckt, worunter die älteste, welche wahrscheinlich die Prophezeihung enthält, in jezt vollkommen unbekannten, obwohl scheinbar dem Nagree verwandten Schriftzügen ausgeführt ist.“ Heber ließ sich hier dem armen Nachfolger der großen Moguls vorstellen, der, gänzlich von England abhängig, sich doch noch „die Zierde der Welt und den König der Könige“ nennen läßt.

Von Delhi reiste Heber über Agra und Jypoor. Diese berüchtigten Westländer Indiens sind seit dem Sturze der Marattenherrschaft mit ziemlicher Sicherheit zu bereisen, bieten aber im Allgemeinen einen traurigen Anblick dar, indem sie, wie sich der Verfasser ausdrückt, „recht mit dem Besen der Verwüstung gekehrt worden sind.“ Doch stieß Heber überall auf Ruinen alter Herrlichkeit. Den Pallast zu Umeer schildert er also: „Wir zogen durch drei gothische Thorwege, stiegen in einem großen, mit Moos bewachsenen, anscheinend mit Kasernen und Pferdeställen umgebenen Viereck ab, und folgten unserm Führer eine lange, breite Treppe hinauf, durch noch einen reich verzierten Thorweg in die innern Höfe des Gebäudes, welche einen ungemein prächtigen Audienzsaal, einen hübschen kleinen Garten mit Springbrunnen, und eine lange Reihe von Gängen, Alkoven, so wie kleinen und labyrinthischen Zimmern enthalten, von denen viele ungemein schön sind, und von ihren Fenstern, Balkonen und Terrassen aus, eine höchst eigenthümliche Aussicht gewähren. Die ausgehauene Arbeit an Marmor und andern Steinen, und die eingelegten Blumen und Zierrathen, welche man in einigen dieser Zimmer bemerkt, können denen von Delhi und Agra an die Seite gesezt werden, und stehen nur denen des Tage-mahal nach. Meine Begleiter, die beide noch nicht zu Umeer gewesen waren, erklärten, daß dieser Pallast im Ganzen genommen vorzüglicher sey, als der Delhi'sche. Ich habe zwar schon viele königliche Paläste gesehen, die größere und stattlichere Zimmer enthielten, deren Architektur im reinern Geschmack ausgeführt war, und die ein größeres Areal einnahmen; allein rücksichtlich der mannichfaltigen und malerischen Effekte, der Fülle an ausgehauener Arbeit, der wildschönen Lage, der Zahl und romanhaften Sonderbarkeit der Zimmer, und der überraschenden Wirkung, die diese Hofburg in einer solchen Lokalität und in einem solchen Lande thut, wüßte ich nicht, was ich Umeer an die Seite sezen könnte; auch dieser Pallast ist von Jye Singh erbaut, die Verzierungen sind in demselben Styl, aber geschmackvoller ausgeführt, als die des Pallastes zu Jypoor. In Ansehung der Zahl und Größe, sind die Zimmer beider Paläste einander ziemlich gleich. Farbige Fensterscheiben sind jedoch hier in größerer Menge angebracht, oder sie haben sich, weil

die Fenster so hoch sind, daß man nicht bis an dieselben reichen kann, besser erhalten. Das Gebäude befindet sich in gutem baulichen Stande, nimmt sich aber einsam und öde aus, und als unser Führer mit dem Schlüsselbunde eine mit Eisen beschlagene Thür nach der andern aufschloß, und uns über Terrassen, thurmauf, thurmab, durch steile dunkle Gänge, eine lange Reihe kleiner, todtenstiller Höfe und düsterer, nur durch farbige Scheiben erleuchteter, mit ausgehauener Arbeit, Vergoldung und Spiegeln verzierter Zimmer führte, konnten wir uns wohl alle kaum des Gedankens erwehren, daß wir uns in einem bezauberten Schlosse befänden; und doch bekamen wir nur einen Theil dieses Pallastes zu Gesicht."

Von der Stadt Chittore sagt der Verfasser: „Wir gelangten durch lauter höchst eigenthümliche und interessante Gebäude, die meist verfallen, zum Theil aber noch in gutem baulichen Stande waren. Die Tempel waren ungemein zahlreich und schön; wir bemerkten 2 — 3 kleine alte Palläste, die sich vorzüglich durch Reichthum an ausgehauener Arbeit in den sehr kleinen Zimmern auszeichneten, und mit nicht mehr Rücksicht auf Bequemlichkeit, als ein gewöhnliches Gefängniß eingerichtet waren. Einer derselben, welcher mitten in einem großen Teiche auf einem Felsen steht, wurde mir als das Residenzschloß einer sehr schönen Rannee bezeichnet, deren Ruf den Kaiser Akbar vermochte, sie zur Ehe zu begehren, und als ihr Vater sie ihm abschlug, Chittore wie ein zweiter Agramant zu belazern, um die Hand dieser Angelica des Orients zu erzwingen. Nach einer langen Belagerung gelang es ihm, einen Theil der Mauer zu unterminiren, worauf die fragliche Fürstin alle in der Burg eingeschlossenen Weiber beredete, sich mit ihr und ihren Kindern in diesen Pallast zu begeben, und durch Rauch, mittelst in den untern Zimmern angehäufter und entzündeter Brennmaterialien, zu ersticken. Nur zwei davon blieben am Leben. Alsdann machte die Garnison einen Ausfall und kam bis auf den lezten Mann verzweifelnd fechtend um, indem sie weder Quartier gab, noch nahm."

Die Verschiedenheit und Eifersucht der Stämme, welche diese westlichen Gegenden bewohnen, Rajpoots, Bheels, Jains, Jats, so wie der jezt in den Hintergrund getretnen Maratten, sichert den Engländern ihr Uebergewicht, da diese tapfern Stämme, wenn sie einig wären, die englische Herrschaft sehr gefährden könnten. Wenn gegenwärtig die Seiks in Lahore die Oberhand haben, so dient dies nur dazu, ihre eifersüchtigen Nachbarn fester mit England zu verbinden.

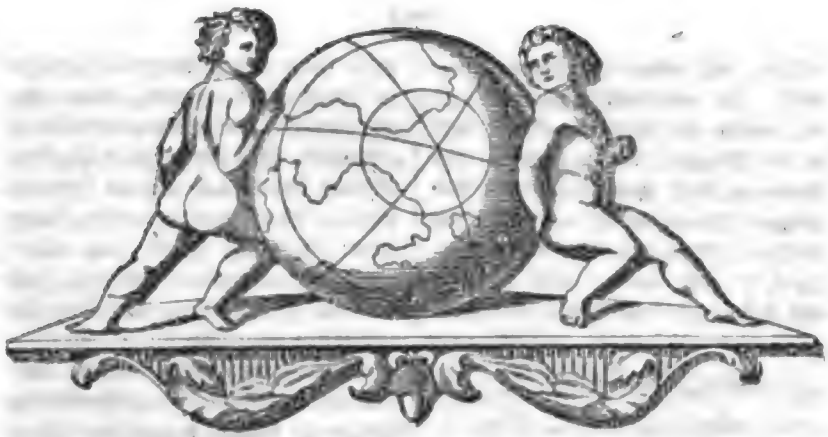
Von Broach heißt es: „Hier befindet sich eines jener Institute, welche in Europa als Beispiele des von den Hindus gegen Thiere bewiesenen Wohlwollens so viel Aufsehen gemacht haben, nämlich ein Hospital für kranke und schwache Vierfüßer, Vögel und Insekten. Ich selbst hatte nicht Zeit, es zu besuchen, aber Herr Corsellis beschrieb es als sehr schmuzig und vernachläßigt. Es besize zwar bedeutende Ländereien, diene aber nur dazu, die dasselbe beaufsichtigenden Braminen zu bereichern. Es befinden sich daselbst allerdings Thiere verschiedener Art, und nicht nur solche, welche bei den Hindus für heilig gelten, als: Affen, Pfauen ꝛc., sondern auch Pferde, Hunde und Katzen, und sie haben auch in kleinen Kästen ein Sortiment von Läusen und Flöhen; indeß ist es nicht wahr, daß sie Bettler miethen, um diese kleinen Kostgänger zu füttern. Nach der Angabe der Braminen, werden die Insekten so gut, wie andere Bewohner des Hospitals, nur mit vegetabilischer Kost, als Reis ꝛc., ernährt. Wie sich die Insekten dabei befinden, konnte ich nicht erfahren, aber die alten Pferde und Hunde, ja selbst die Pfauen und Affen, müssen brav hungern, und die einzigen Thiere, die sich ziemlich gut bei Leibe befinden, sind einige Milchkühe, die jedoch aus andern Gründen, als aus Barmherzigkeit, gehalten werden dürften."

„Eine andere Kuriosität in dieser Gegend ist der berühmte Bur oder Banianenbaum, welcher nach einem Heiligen, der ihn gepflanzt haben soll, Kuveer Bur heißt. Er steht auf einer Insel des Nerbudda-Flusses, etwa 12 Meilen über Broach, welche er vollkommen überdeckt. Von diesem Baume, welcher seit der ersten Ankunft der Portugiesen in Ostindien bekannt, und dessen schon in alten englischen Reisebeschreibungen, ja selbst von Milton Erwähnung geschieht, in dessen Schatten, nach der Aussage der Eingebornen, einst 10,000 Mann Cavallerie Platz hatten, ist durch die Ueberschwemmungen der lezten Jahre ein großer Theil, sammt dem Boden, den er bedeckte, weggeschwemmt worden; allein noch immer bildet er einen der prächtigsten und bewundernswürdigsten Haine."

In Bombay vereinigte sich Heber mit seiner Gattin, um zur See nach Kalkutta zurückzufahren. Zuvor aber besuchte er noch die berühmten Felsentempel von Elephanta, die er aus verschiedenen Gründen für jünger hält, als man insgemein glaubt. Erstens seyen diese Tempel vorzugsweise dem Siwa gewidmet, gehörten also dem jüngsten Hindukultus an; sodann hätten sie seit Niebuhr, also seit etwa 40 Jahren, schon so viel gelitten, daß man unmöglich glauben kann, sie hätten Jahrtausende überdauert.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 43. — 26. April 1833.

Außereuropäische Reisen.

(Fortsetzung.)

13) Bericht über eine Reise durch die obern Provinzen von Vorderindien von Kalkutta bis Bombay in den Jahren 1824 und 1825 von Dr. Reginald Heber. ꝛc. (Beschl.)

„Die Frage dreht sich darum, wie spät oder wie früh die Buddha-Diener im westlichen Theile Vorderindiens reich und mächtig zu seyn aufhörten? und ob oder wann die Bekenner der braminischen Religion buddhaischen Symbolen der Gottheit göttliche Ehre erwiesen? Die leztere Frage läßt sich nach Allem dem, was über die Verschiedenheit dieser beiden Sekten und die zwischen ihnen herrschende Erbitterung im Allgemeinen bekannt, nur verneinend beantworten; allein die große Aehnlichkeit des buddhaischen Chattah und des braminischen Lingam war mir höchst auffallend. Selbst der Name des großen Tempels von Ava: Shoo Madoo (goldner Maha Deo) scheint auf eine größere Annäherung hinzudeuten, als man gemeinhin annimmt, und was sehr zu berücksichtigen ist, ich fand die Höhle von Carlee unter der Aufsicht der Braminen, und von diesen als ein Tempel des Maha Deo geehrt. Aus allem diesen scheint sich zu ergeben, daß wir von der Religions-Geschichte Indiens ungemein wenig wissen, und den in braminischen Schriften enthaltenen Angaben wenig Zutrauen schenken dürfen.“

Auf der Rückreise landete Heber an der Insel Ceylon, deren Alterthümer und schöne Tropennatur er kurz beschreibt. Er sollte sich aber nicht lange der glücklichen Vollendung seiner Reise freuen, denn trotz seiner Vorsicht wurde er ein Opfer des indischen Klimas. Zum Schluß geben wir noch eine Naturschilderung von der Insel Ceylon: „Die sogenannten fliegenden Blutegel, von denen ich früher nie gehört, sind in den Jungledickichten des Binnenlandes sehr gemein, und die eingebornen Soldaten hatten auf dem Marsche nach Candy von den Bissen dieser Thiere ungemein viel zu leiden, indem sie zuweilen eine Extremität, oder gar das Leben einbüßten. Sie fielen den Leuten schaarenweise auf die Beine, so daß diese von Blut trieften. Ich sah eines dieser Thiere am Beine eines Pferdes; es ist weit kleiner, als der gewöhnliche Blutegel, indem die größten Exemplare im Zustande der Ruhe nicht über ½ Zoll lang sind. Es läßt sich aber so lang ziehen, daß es so dünn wie ein Faden wird. Es gibt aber auch ganz winzige Exemplare. Das Thier besizt die Kraft, mittelst eines Fadens beträchtlich weit zu springen, und fällt Rindern und Pferden höchst beschwerlich. Es gibt auch große schwarze Scorpione, Eidechsen, Chamäleons ꝛc., und eine gewaltige Menge

Digitized by Google

verschiedenartiger Insekten, mit denen wir jezt noch unvollkommen bekannt sind. Die merkwürdigsten darunter sind die Blattinsekten, welche die Gestalt, Größe und das allgemeine Ansehn des Blattes, von welchem sie sich nähren, so genau annehmen, daß man ihre wahre Beschaffenheit erst bei genauer Untersuchung entdeckt. Ich sah mehrere, worunter das sonderbarste eines war, welches auf einer dornigen Pflanze lebte, dessen Körper einem Stocke glich, und das gleich dem Busche mit Dornen bedeckt war."

14) Gallerie der neuesten Reisen von Russen, in fortgehenden Lieferungen dargestellt von L. Frhr. v. Budberg. 1ste Lieferung. Reisen eines Russen durch Weiß-, Klein- und Neurußland, durch die Donsche und Tschernomoréskische Kosakenprovinz, den Kaukasus und Georgien, unternommen im Jahr 1827. Mit vier kolorirten Figurentafeln und einer Aussicht von Tiflis. Zerbst, Kummer, 1832.

Eine sehr lehrreiche, durchaus vorurtheilsfreie Reiseschilderung. Der Verfasser reiste von Petersburg nach dem Süden. „Jenseits Luga traf ich einen vom bösen Geiste sogenannten Besessenen an, der einen bejammernswerthen Anblick gewährte. Es ist unglaublich, welche Menge solcher Geisteskranken man im Innern Rußlands unter dem Landvolke antrifft, selbst die Herrschaften auf den Gütern werden davon oft heimgesucht. Zuweilen ist diese Krankheit nur eine Epilepsie, Tiefsinn oder gewöhnlicher Wahnsinn; größtentheils aber begründet sie sich durch die fixe Idee, die sich einem Individuum plözlich aufdrängt: es sey von einem vermeinten Zauberer, der ihm alles Ungemach anwünsche, behext worden. Dies bezeugt abermals, welche tiefe Unwissenheit und welche grassen Vorurtheile unser Landvolk noch gefesselt halten." — „Schwerlich wird man sich in glücklichern Gegenden die bejammernswerthe Lage der Bauern in Weißrußland veranschaulichen können, wenn man sie nicht, wie ich, selbst gesehn hat. Man behauptet zwar allgemein (und dies leidet keinen Zweifel), sie würden von ihren Herren durch schwere Frohnen sehr gedrückt, seyen durchgängig von einer inkorrigiblen Faulheit, der hiesige Boden sey dabei einer der undankbarsten. Was aber ihr Elend vollkommen macht, sind die sie umgebenden und in ihrer Mitte wohnenden Juden. Ueberall, wo sie, wie hier, schaarenweise nisten, sind sie die Blutsauger der betriebsamen und industriösen Volksklassen. Als Verwalter, als Schenkwirthe auf den Gütern der hiesigen Grundherren, finden sie auf Kosten des Landmanns ein recht gemächliches, oft vortheilhaftes Unterkommen. Als erstre haben sie das ganze, oft nicht große, Grundstück vom Besitzer gepachtet, wobei er das ganze Einkommen nur durch sie bezieht. Daß der Herr dabei seinen Vortheil findet, der Jude den seinigen zu finden nicht vergißt, kann man sich denken, — wie sich aber die armen Bauern dabei befinden, bezeugt aufs evidenteste ihre schreckliche Lage, die so weit geht, daß sie sich das Brod aus Spreu (Stroh), mit kleingehackten Stücken Baumrinde vermischt, backen. Zur Untergrabung ihrer Moralität gibts hier eine zahllose Menge von Branntweinsschenken, alle von Juden unterhalten; nicht nur die Heerstraßen, auch die kleinsten Landwege sind mit ihnen angefüllt."

Von den Kosaken gesteht der Verfasser: „Dieses Volk scheint überhaupt größere Bildungsfähigkeit, als das unsrige zu haben, wiewohl die Verschiedenheit der Stände wenig bemerkbar bei ihnen wird, die geringbegüterten Edelleute unterscheiden sich fast durch nichts vom gemeinen Mann. Die Volksklassen scheinen keine freundliche Stimmung für uns Russen zu haben, sie nennen uns in ihrer Sprache spottweise: die Moskalen (Moskowiter) und sind denjenigen ihrer Landsleute gar nicht hold, welche in ihrer Lebensweise und Sitten den Russen nachzuahmen streben."

Folgende Notiz über Odessa dürfte vielen Lesern interessant seyn: „Diese Stadt war vor etwas mehr als dreißig Jahren nur ein geringes Dorf; jezt ist sie eine ausgedehnte, volkreiche, blühende Handelsstadt, die mit Recht den Ruf ihrer Celebrität trägt. Der Admiral Ribas, bekannt durch seine Belagerung Otschakows, Ismails, auch durch andre gegen die Türken verübte Kriegesthaten, gründete sie im Jahre 1792. Ihren Namen erhielt sie zum Andenken der alten Stadt Odyssea, die fast auf gleicher Stelle stand. Die Stadt und ihre Bevölkerung vergrößern sich mit unglaublicher Schnelligkeit; in diesem Augenblick zählt die leztre schon über 32,000 Menschen. Der verstorbene französische Premier-Minister, Herzog von Richelieu, administrirte vor der Restitution der gegenwärtigen Königsdynastie in Frankreich die neurussischen Provinzen in der Eigenschaft eines russischen General-Gouverneurs; seiner weisen Verwaltung verdankt die Krimm, vornehmlich aber Odessa, den Zustand ihres heutigen Flors."

Der Verfasser berührte die deutschen Kolonien in der Gegend von Odessa. „Gleich hinter denselben beginnt eine große, ganz unbewohnte Steppe. War ich bisher zwischen 10 bis 15 Werften durch Dörfer gekommen, so stieß ich nun auf gar keine. Eine unabsehbare, von allen lebenden Wesen ganz entblößte öde Fläche lag vor meinem Gesichtskreis und nur zwischen gewissen Distancen waren elende Hütten, die fürs Wechseln der Pferde die Stelle von Poststationen vertraten. Außer diesen und einer Menge steinerner Götzenbilder, denen man einst in diesen Gegenden göttliche Verehrung bewies, die aber jezt der Verachtung und Vergessenheit preisgegeben sind,

traf ich nichts Lebendiges in diesen Steppen an; aber nicht nur hier, auch in den angebautern Gegenden der neurussischen Provinzen gibts viele solcher Götzenbilder, die an den Pforten der Bauerhäuser und einzeln auf den großen Fahrwegen stehn, um im Winter dem Reisenden bei Schneegestöbern zu Wegweisern zu dienen. Das erste derselben fand ich 40 Werste vor der Stadt Orechow, jenseit dieser Stadt aber auf dem ganzen Wege bis Mariupol zu stand oft auf jeder Werste eins; an manchen Häusern gar einige. Größtentheils sind sie aus einer grauen oder weißen Steinart geschnitzelt. Der Form nach sind sie verschieden; die gewöhnliche stellt einen Menschen im kurzen Gewande, mit einer scharfkantigen Mütze auf dem Kopfe, mit und ohne Besatz an derselben, vor. In ihren zusammengefalteten Händen halten sie etwas, das einem Buche gleicht. Ihre Höhe ist verschieden, zwischen 3, 4 auch wohl 10 Fuß. Im Allgemeinen sind sie sehr grob gearbeitet; zu ihrer noch häßlichern Gestaltung ragt sogar bei einigen unter den Armen eine Art Bauch hervor."

Hier stieß der Reisende auf die Kalmücken. „An allen Kalmücken bemerkte ich durchgängig eine ganz gelbe Farbe. Ein alter Kalmücke sagte mir darüber: das Schönste, was wir im Weltall gewahren, trägt diese Farbe an sich; die Sonne, das Himmelsgewölbe sind von gelblicher Farbe, das Getraide auf den Feldern und in Körnern, selbst das edelste Metall der Welt, das Gold, sind von dieser Farbe; sind nicht die schönsten Wiesenblumen die gelben? jeden schönen Jüngling ziert diese Farbe, — auch jede junge Schöne muß sie haben, — kurz alles Schöne und Vortreffliche in der Natur muß von gelber Farbe seyn." — „Ich traf einen ganzen nomadisirenden Kalmückenstamm an. Die Regentin oder Chanin desselben kann unter diesem Volke für eine große Schönheit gelten. Sie ist von sehr zartem Körperbau, außerordentlich weiß, von mittlern Jahren und kleidet sich nach dem kostbarsten orientalischen Geschmack. Sie lebte ganz in einer sehr großen, prachtvoll erbauten und elegant ausstaffirten Kibitke. Zu ihren Ausfahrten hält sie eine modische Kalesche und mehrere Reitpferde. Am liebsten zeigt sie sich öffentlich zu Pferde; ihr Reitpferd ist ein niedliches, schlohweißes Thier, reich und kostbar nach orientalischer Weise geschirrt. Bei ihren Cavalkaden wird sie von einem Convoy Kalmücken escortirt, die in Kosaken-Uniform und gleichfalls alle auf weißen Pferden beritten sind, was ein schönes Ensemble gewährt."

Von hier gelangte der Verfasser zu den Bädern im Kaukasus, die, wenn gleich mitten unter barbarischen Völkerstämmen, doch unter dem Schutz der russischen Waffen bereits in großem Flore sind. „Etwas spät im Jahre ankommend, traf ich schon eine große Menge von Gästen in Gorätschewodsk, man zählte ihrer gegen 250 Familien. Einige von diesen waren indessen schon nach Kislewodsk (zu dem Sauerwasser) abgegangen. Alle hatten ein Unterkommen gefunden — und wären ihrer noch mehrere eingetroffen, hätte es daran nicht gemangelt, so bebaut ist schon diese neue Ansiedlung." Mit den Bergvölkern liegen die Russen in unaufhörlichem Kampf. „Sie gehorchen Familien-Aeltesten und Stammhäuptern, die sie selbst erwählen und welche sie Usdens und Beks nennen. Einen Russen zu tödten, halten sie für ein Gott wohlgefälliges Werk; der Kopf eines erschlagenen Russen dient ihnen zu einer Trophee. Mit unsern Gefangenen verfahren sie sehr grausam, die Gemeinen gebrauchen sie zu den schwersten Arbeiten, oder geben ihren Freunden auch den Auftrag, sie durch Verkauf aus einem Stamm in den andern zu bringen; unsre gefangenen Officiere wissen sie durch verschiedene an ihnen angewandte Foltern dahin zu bringen, daß sie ihre Verwandte zur schnellsten Uebermachung eines großen Lösegelds dringend ansehn. Gleich den alten Germanen gehören Krieg, Viehzucht und die Jagd wilder Thiere zu ihren Hauptbeschäftigungen. Sie haben einige Götter, zu denen sie beten, ihre heiligen Haine, Wälder und Priester, auch ihre Barden, welche in Kriegen durch ihre Lieder sie zur Tapferkeit ermuthigen. Die von ihnen bewohnten Distrikte im Kaukasus sind fast nicht zu passiren. Enge Schluchten, Klüfte und Berge umgeben sie; die Natur selbst hat dadurch, sie von den übrigen Völkern isolirend, ihre Lebensweise begünstigen wollen." Folgender Zug mag die Kriegführung in diesen Gegenden charakterisiren. „Ein nicht großes, hölzernes Haus in der Festung, ringsum mit Gitterwerk versehen, besuchend, fand ich es ganz mit Geißeln, kriegsgefangenen Frauen und Mädchen der verschiedenen Bergvölker, gefüllt. Größtentheils sind es schmutzige, in garstige Lumpen gehüllte, jugendliche Mädchen, die in nichts hier unterrichtet werden und dem Mehrtheil nach in lebenslänglicher Gefangenschaft hier schmachten. Sie sind durchgängig schön und rechtfertigen das Gerücht, das allgemein das schöne Frauenzimmer der Tscherkessen preist. Die große Anhänglichkeit an ihre heimischen Berge, von der ich selbst Zeuge war, verdient Bewunderung. Ich besuchte sie in ihrer Haft, begleitet von einem Soldaten, der mein Führer und Dragoman war. Dieser flüsterte ihnen leise zu, worüber anfänglich die Alten unter sich brummten, darauf fingen aber Alle ohne Ausnahme zu weinen und sogar laut zu heulen an, was mich in große Bestürzung versetzte. Mein Führer klärte mir die Ursache ihrer Betrübniß bald auf. Auf ihre Frage, warum ich gekommen sey, habe er ihnen gesagt, ich sey gesonnen, die schönsten unter ihnen auszuwählen, sie zu kaufen und mit mir nach Rußland zu nehmen. Als sie dieses hörten, hätten die Alten die Jüngern an ihre Heimath, ihre Verwandte erinnert,

hätten ihnen vorgestellt, daß sie nun ihre vaterländischen Berge und Quellen nie mehr wiedersehn, nun bis an ihren Tod unter den Dschauren (Ungläubigen) leben würden; diejenigen unter ihnen, welche dieses Loos träfe, sollten lieber selbst Hand an ihr Leben legen, als sich auf diese Beschimpfung den Russen preisgeben. Doch sagt man, sie seyen auf dem Transport hieher, wenigstens die jungen von ihnen, Opfer der Verführung ihrer Führer geworden."

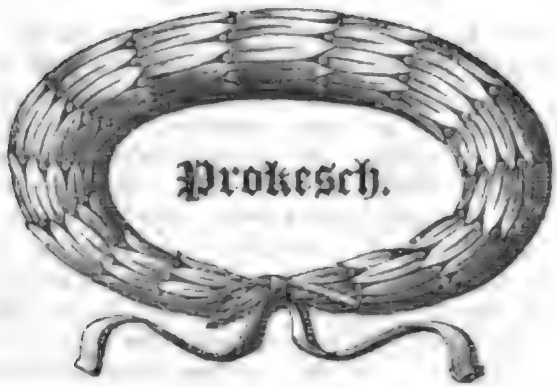
Das Gebirge schildert der Verfasser als höchst erhaben. „Das Kaukasusgebirge formirt eine ununterbrochene Mauer von dem schwarzen bis zum kaspischen Meer, deren Höhen, mit ewigem Schnee bedeckt, zu keiner Jahreszeit zu passiren sind. Die Wladikawkassche Felsenkluft, das Thor nach Georgien, ist die einzige Unterbrechung dieser hohen Bergmauer. Bei Wladikawkas präsentirt sich das Gebirge in seiner ganzen imposanten Gestaltung. Man übersieht seine ganze unendliche Kette, die sich in Form einer mit zahllosen Widerhaken versehenen Säge von Osten gen Westen erstreckt, auf den Höhen spiegelt sich der Schnee im schönsten Brillantfeuer wieder. Nach der Seite des schwarzen Meers zu sieht man aus dieser ganzen unabsehbaren Bergkette den König der Berge, den majestätischen Elborus, hervorragen."

Sehr interessant sind die Nachrichten über Grusien. Tiflis wird also beschrieben: „Um Euch ein anschauliches Bild von Tiflis zu entwerfen, müßt Ihr Euch einen Haufen von der Zeit gerötheter Steinmassen, amphitheatralisch einer über den andern gehäuft, in der wildesten Unordnung und wie zufällig hingeworfen denken; über diese ragen eine Menge düstrer Kirchenthürme, ein hoher Berggipfel, Trümmer von Thürmen und einer einstigen Stadtmauer. Eine völlige Todtenstille ist über dieses Gemälde ausgebreitet, durch keinen Naturreiz belebt. — Am Tage vernimmt man nur das monotone Getöne der Kirchenglocken, dissharmonisches Volksgeschrei, das durchdringende Geknarre der Räder von schwerbeladenen Lastwagen; einige Lebendigkeit zeigt sich noch in den Gassen, in welchen Buden und eine zahllose Menge Esel, die treuen Lebensgefährten der Georgier, sind." — „Grusier und Armenier behaupten, im Besitz vieler historischen Sagen und Annalen zu seyn, die sich bis auf unsre ersten geschichtlichen Zeiten erstrecken. Man darf hoffen, daß bei dem gegenwärtigen allgemeinen Eifer, der unter diesen Völkern für die Civilisation rege wird, diese vielleicht für das allgemeine Geschichtsstudium sehr wichtigen Quellen bald der Vergessenheit entzogen werden. Die Georgier fangen ihre Landesgeschichte mit dem gemeinschaftlichen Vorvater der gesammten Menschheit, mit Adam, an. Nach der Sündfluth (sagen sie) fiel Georgien als Antheil Noahs Sohne Semm, nach der Meinung einiger andern von ihnen aber seinem Sohne Japhet zu. Semms oder Japhets Urenkel Torgamos wird für den gemeinschaftlichen Ahnherrn der Georgier, Armenier, Lesghier, Kaukasen und aller in und um Georgien herum vormals und jezt wohnenden Volksstämme gehalten. Dem zweiten Sohne dieses Torgamos, dem Kartlos, fiel das eigentliche Grusien als Erdtheil zu. Nach ihm nennen sich seine heutigen Bewohner Kartüler (Kartwellen) und das Land selbst Kartalinien. Kartlos erbaute sich seine Hauptstadt auf einem Berge und nannte sie nach seinem Namen Kortla. Ihren Standpunkt kann man jezt nicht mehr auffinden. Ihm folgte in der Regierung dieses Landes sein Sohn Mezhet, mit dem beginnend, ich Euch in meinem ersten Briefe aus Tiflis einen geschichtlichen Abriß der Provinz mittheilte. Er war der erste eigentliche Regent Grusiens, mit dem die Georgier ihre eigentliche Landesgeschichte ohne Unterbrechung bis auf unsre Zeitepoche fortführen. Sie verdient wegen mancher Rücksichten ein aufmerksames Studium; denn so nah den Wohnsitzen der ersten geschichtlichen Völker, haben ihre Begebenheiten, selbst ihre Traditionen, einen weit höhern Grad der Glaubwürdigkeit für sich, als die vieler andern; ja die Geschichte Grusiens möchte oft zur Aufhellung der Geschichte vieler andern Völker dienen. Der Gruser frühzeitige Verbindungen mit den Griechen, den Armeniern und andern Völkern des Orients erwähnt die Weltgeschichte, desgleichen der Kriege, welche die Römer in ihrem Gebiete führten. Sie waren eines der ersten Völker in dieser Weltgegend, das sich zum Christenthume bekehrte und dadurch in genaue Verbindungen mit dem oströmischen Kaiserthum kam. In dieser Beziehung läßt es sich mit Recht vermuthen, daß die Grusier in einer frühern Geschichtsepoche auf einer weit höhern Kulturstufe, als jezt, müssen gestanden haben. — Die 27jährige Regierungsepoche ihrer Fürstin Tomiris nennen noch die heutigen Georgier die goldne Zeit ihres Landes. Durch siegreiche Kriege, welche sie über die Nachbarvölker führte, mehr aber noch durch den Schutz, welchen sie den in ihrem Lande aufkeimenden Wissenschaften bezeugte, erwarb sie sich einen hohen, unvergänglichen Ruhm bei ihren Unterthanen. Unter ihrer Regierung, die von 1171 — 1198 nach unsrer christlichen Zeitrechnung dauerte, lebten die beiden grusinischen Dichter Rustawell und Tscharuhadse, und noch zwei andre Schriftsteller, Honeg und Tmogweli, deren bessere Werke sich bis jezt erhalten haben und mit vielem Beifall von den heutigen gebildeten Georgiern gelesen werden."

Wir sehn der Fortsetzung dieser Reisegallerie mit Freude entgegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 44. — 29. April 1833.

Aussereuropäische Reisen.

(Fortsetzung.)

15) Erinnerungen aus Aegypten und Klein-Asien. Von Anton von Prokesch, Major der k. k. Marine ꝛc. Drei Bände. Wien, Armbruster.

Diese höchst geistreich geschriebene Reise ist nicht nur wegen der Wichtigkeit, die Aegypten wieder in neuster Zeit erlangt hat, sondern auch sogar wegen der darin geschilderten Alterthümer von großem Interesse; denn Herr von Prokesch hat uns die steinerne Pracht des alten Wunderlandes so anziehend zu schildern gewußt, daß dieses Gemälde, dem hundert andre schon vorhergegangen sind, uns doch aufs Neue fesselt.

Der erste Theil beschäftigt sich fast ausschließlich mit den alten Kunstdenkmalen Aegyptens. Sehr malerisch wird der erste Anblick des Landes geschildert. „Weißer Sand zu Dünen gehäuft, als Vor- und Hintergrund, als Unterlage der ganzen Landschaft; hinausgeflüchtet auf eine schmale Zunge, von der Wüste gedrängt, von der See bedroht und gegen beide mit Mauern sich wehrend, in engen, schmutzigen, doch meist geraden Gassen und an geräumigen Plätzen weißangekalkte hohe Gebäude aus Stein, in fränkischem bald und bald im maurischen Style, mit zwei bis drei fensterbreiten Vorsprüngen (Mohgrabihs) aus geschnitztem Holze und Gitterwerk mit Terrassen gedeckt, auf welchen die ganze Hauswirthschaft ausgelegt ist und über die ein Gestelle sich hebt, das man „die schöne Aussicht“ zu nennen pflegt; — unansehnliche Moscheen mit niederen, geneigten und buckligen Minarets; — Holzhütten und Zelte als Bazar; hie und da eine Granitsäule, eine Isisstatue, eine Hieroglyphentafel, ein Mithraskopf; hie und da eine Palme mit schwerem Dattelsegen: dies Alles, umfangen mit doppelten Mauern, plumpen Thürmen, französischen Forts auf hochragendem Sandschutt, ummauerten Dattelgärten, und eingeklammert zwischen der unendlichen See, dem schiffebesäeten Hafen, dem Kanal Machmudieh und dem bleichen Spiegel des Sees Mareotis: das ist Alexandria.“ Eben so Kairo: „Kairo ist diejenige Stadt, in welcher die sarazenische Baukunst ihre höchste Entwickelung erlangt hat und ihre größten Werke aufstellte. Kairo trägt auch in allen Theilen den einen und selben Ausdruck; denn was seit dreihundert Jahren verfallen und dafür eingeklebt worden ist, beeinträchtigt den Gesammteindruck kaum, so groß, so einförmig, so zahlreich sind die Meisterwerke und überhaupt die Bauten aus der Zeit der sarazenischen Blüthe. Konstantinopel ist Dorf und Gemisch alter und neuer Barbarei, auf den schönsten Hügeln der Welt, wie zum Scherze hingebreitet, Bau, von Dienern dem gleichgültigen Herrn

vorgezeichnet und ausgeführt, Tändeln im Großen und Prächtigen, keinem Volke, keiner Zeit, keinem Style ausschließend angehörig; Kairo ist Kaiserstadt und Fürstensitz, zwischen Wüste und Wüste geklemmt, ganz aus sich herausgewachsen, ohne irgend eine Beimischung an Stoff, Zeichnung oder Farbe, welche der Einheit des Bildes schade; Kairo ist weder Europa, noch Asien, noch gelungene und mißlungene Nachbildung griechischer, römischer oder fränkischer Muster; Kairo ist Sarazenenwerk, und nichts als das, wie das Münster gothischer Bau in allen seinen Theilen ist. — Kairo mag von Ost nach West eine Stunde, von Nord nach Süd eine und eine halbe Stunde Ausdehnung haben. Ein großer Theil des Raumes ist von Plätzen und Gärten bedeckt. Die Häuser sind meist drei Stockwerke hoch, häufig mit geschnitztem und bemaltem Holze vertäfelt, haben hohe Fenster, Spitzbogen und Zierrath, sind sehr geräumig und zum Theile prächtig im Inneren. Jedes Stadtviertel hat seine besonderen Thore, die Nachts geschlossen werden, und macht eine Stadt in der Stadt. Die Straßen sind enge, finster und nach dem Schlosse zu aufsteigend; die Bazars reich, ausgedehnt und bedeckt; die Bäder zahlreich, die Armenanstalten reich und stattlich; die Moscheen von vollendeter maurischer Pracht, voll kühn und klar geordneter, gewaltiger Massen, voll sorgsamer, reicher und zierlicher Ausführung bei großer Einfachheit im Plane, voll edler Feinheit im Geschmacke. Man zählt an 300 Moscheen in Kairo."

Bei den Pyramiden macht der Verfasser die Bemerkung, daß sie nothwendig Gräber seyn müßten, schon deswegen, weil sie ringsum von unzähligen kleinen Gräbern umgeben seyen. Die Pracht der zahlreichen oberägyptischen Tempel zu schildern, findet Prokesch nicht Worte genug. „Aus den Zeichnungen, aus den Bronzen, überhaupt aus den Sammlungen ägyptischer Alterthümer hatte ich ein Vorurtheil zur Beschauung der Bauwerke gebracht, ein Vorurtheil, gang und gebe bei denen, welche Aegypten nur aus Büchern kennen, und im Wahne stehen, dies genüge, um über die größten Bauwerke der Welt abzusprechen. Diese Werke stehen wie Riesen dem Vorurtheile entgegen. Ihr Anblick heilt sicher und schnell die üble Laune, in welche jene Sammlungen versetzen. — Im Ganzen, nichts klarer als der Plan der ägyptischen Tempel, nichts unbegreiflicher als die Menge der Meiselarbeiten, die jedoch dem Haupteindruck nicht schaden, denn die großen Linien bleiben unverletzt und üben ungetheilt ihre Gewalt. Jeder Theil der Oberfläche des Gebäudes, selbst derjenige, welcher nicht bestimmt ist, gesehen zu werden, ist mit Hieroglyphen und Bildern bedeckt. Ich hatte, bevor ich Aegypten durchreiste, geglaubt, es gäbe nur vier Ordnungen in den Knäufen, und außer diesen vier Ordnungen sey für dieselben kein Heil. Davon hatten mich nicht einmal die Knäufe maurischen Styles abgebracht, an denen ich manchmal Zierlichkeit, natürliche Entwicklung und Zweckmäßigkeit erkennen mußte. In Aegypten nun sah ich dreißig oder vierzig Ordnungen, die meisten geschmackvoll, edel, reich, fein und großartig. Wie der Akanthus der korinthischen dient, so der Lothus, die Palme, die Rebe, das Schilf, so Blumen und Früchte der ägyptischen. Die Verschiedenheit in den Knäufen in einem und demselben Saale, weit entfernt, dem Auge zu mißfallen, erfreut dasselbe, denn aus dem Verschiedenen ist nur das Harmonische gewählt und zum Ganzen vereinigt. Es ist mit den Formen, wie mit den Tönen. — Die Bilder und Hieroglyphen sind mit einer Schärfe eingearbeitet, und die Oberfläche im Allgemeinen, und ins Besondere die Flächen der eingegrabenen Zeichen, haben einen Glanz und einen Grad von Glätte, daß ich nicht glaube, daß in irgend einem Lande, zu irgend einer Zeit in Granit etwas vollkommener gearbeitet wurde, als diese Obelisken und diejenigen von Karnak, von denen ich an ihrem Orte zu sprechen Gelegenheit haben werde. Wäre die ganze Masse der feinste Kitt, so hätte man die Zeichen nicht weicher ausrunden, und wäre der Stein Karniol, sie nicht schärfer abkanten können." Zu dieser Schönheit der Ausführung kommt aber nun das Kolossale der einzelnen Figuren, die aus einem einzigen Stein gehauenen Obelisken, Sphynxen ꝛc. und der ungeheure Umfang der Tempel.

Da Herr von Prokesch äußerst anschaulich darstellt, können wir nicht umhin, einige besondere Schilderungen hervorzuheben, z. B. von dem Tempel zu Karnak: „Durch dieses Thor tritt man in die Riesenhalle, den erstaunlichsten Saal, den Menschenhände ausgeführt haben, und der, was man sonst Großes in Aegypten gesehen hat, so sehr überbietet, daß es ins Gewöhnliche zurücktritt. Es genügt zu sagen, daß dieser Saal ein Rechteck ist, von 134 Säulen getragen, wovon 122, zehn Fuß ober dem Fußgestelle, noch 27 Fuß Umfang haben, die 12 übrigen aber 37 Fuß 6 Zoll. Diese zwölf größten Säulen der Erde, ziehen, in Verlängerung der sechs, die im Vorhof standen, und mit ihnen von gleichen Massen waren, durch die Mitte des Saales im Sinne der Länge, von Pforte zu Pforte, sechs zur Rechten und sechs zur Linken. Die übrigen Säulen bilden zur Rechten sieben Reihen zu 7 und zwei zu 6, eben so viele zur Linken. Daß zwei Reihen nur sechs Säulen Breite haben, folgt aus dem Raum, den die Pfeiler der südöstlichen Pforte einnehmen. Die Gestelle der Säulen (an ein Paar ist der Schutt bis an dieselben durchgebrochen) sind Würfel und ragen 14″ über die Fusten vor. Die Höhe der Gesimse der kleineren Säulen

über dem gegenwärtigen Grund ist 59′ 5″ 6‴. Diese Säulen tragen Kelchknäufe. Die zwölf großen Säulen ragen über dies Gesimse noch um die ganze Höhe ihrer Lotusknäufe und selbst noch um ein Paar Fuß des Schaftes. Wie tief der eigentliche Boden des Saales unter dem gegenwärtigen liegen, wie hoch also diese Riesenhalle war, ergibt sich aus der Vergleichung der Pompejussäule, mit den kleineren dieser Halle. Jene hat (blos Gestelle, Schaft und Knauf) nach Norry's Messung, über 100 Wiener Fuß, und doch ist der Durchmesser ihres Schaftes um 30‴ geringer als derjenige der kleineren Säulen der Riesenhalle, und fast vierthalb Fuß geringer, als derjenige der großen Säulen. Die Decke der Riesenhalle besteht aus Deck- und Querbalken, jeder aus einem einzigen Blocke. Jeder Querbalken über den kleineren Säulen mißt 17′ 6″ Länge, 6′ 2″ Höhe, 6′ 1″ Breite. Auf den Querbalken ruhen Fensteröffnungen mit doppeltem Steingitter. Die Riesenhalle trug also einen Oberbau. Diese ungeheure Halle nun ist in allen ihren Theilen der Oberfläche, auf das vollkommenste im heiligen Style bearbeitet. Die Gestelle, die Schäfte der Säulen, das Gebälke, die Decke, die Wände sind mit Hieroglyphen und Bildern bedeckt, an denen die Farben sich noch hie und da frisch erhalten haben. Denkt man sich alle diese 134 Schäfte zur Fläche entrollt, sieht man überdies diese Wände, welche die Halle zu beiden Seiten schließen, und allein schon vier Flächen, jede an 20,000 Quadratfuß, boten, und Alles mit dem Meißel bearbeitet: so fragt man sich, wer die Idee eines solchen Baues, der Jahrhunderte und Völker zu fordern scheint, denken konnte; und erstaunt mehr über den Gedanken, als über die Verwirklichung selbst. Ueberhaupt, man müßte unter der Größe der Bauten zu Karnak erdrückt werden, würde man nicht zur stolzesten Empfindung eben durch sie erhoben. Die Bilder im Innern stellen Opferhandlungen, die der Aussenwände Schlachten und Triumphe vor. Ein größeres Siegesmal ist wohl niemals aufgerichtet worden. Die Triumphbauten aus unseren Tagen erscheinen wie Kinderspiel, oder wie Scherze daneben."

Sodann die Schilderung eines von der Kleopatra gebauten Tempels aus der spätern Ptolemäerzeit: „Die Bilder scheinen erst gestern geendigt. Die Zeit hat sie geschont zum Triumph des ägyptischen Styls, denn in diesem, und zwar strenge in diesem, sind sie gearbeitet. Ihr Anblick machte mich recht klar fühlen, wie unvergleichbar im Grunde unter sich die ägyptische und griechische Schule sind. Sie stehen neben, nicht über- oder untereinander. Das wird Manchem lächerlich vorkommen in Europa, wo man nach den Mißgestalten der Idole und Mumien die ägyptische Kunst mißt, obwohl derlei Werke von den Tempelbildern etwa so weit abstehen, wie Raphael's Scherze auf Töpferwaare von seiner Cäcilia. Zu Tentyra z. B. ist die Weichheit und Rundung der Formen, das Fleisch in dem Steine nicht minder wahr und warm, als in Canovas Hebe, die, in dieser Beziehung unter keinem griechischen Werke steht. Der Ausdruck in Antlitz, Stellung und Handlung, das Leben in den Muskeln erreichen die Wahrheit, welche das Auge des Beobachters fesselt. Die Ausführung des Beiwerkes, der Kleider, ist nirgends übertroffen worden. Wenn ich diese Kleopatra betrachte, so begreife ich die Schwäche der Cäsare. Ihr Kopfputz ist von großer Zierlichkeit und Feinheit des Geschmackes, und wäre unsern Moden ein wünschenswerthes Muster. Die Haare hängen, in nubische Tressen geflochten, über Achsel und Nacken in wohlberechneter Vertheilung hinab, und schlingen sich zum Theile als Netzgeflechte um das Haupt. Flügel schmiegen sich weich an die Seiten des Hauptes, und ein Schlängelchen hebt sich über die Stirne, und über dem edlen, stolzen, feinen Antlitze. Arme und Busen sind bloß, beide mit reichem Geschmeide geziert. Ein prachtvoller Gürtel preßt, nahe unter dem Busen, den Leib, und hält ein anliegendes Gewand, das bis an die Knöchel reicht. Der Stoff ist wie Silberschuppen nach verschiedenen Richtungen geordnet, so daß sie eine wohlgefällige Zeichnung bilden. Auch an den Füßen ist Geschmeide, wie noch heut zu Tage die Araberin dort dessen zu tragen pflegt. Alle Beiwerke sind reich gedacht und zierlich ausgeführt; die Throne z. B., worauf die Götter sitzen, jeder ist verschieden geziert, jeder neu und prächtig; welche Verschiedenheit, welche Wahl, welche Ausführung ist nicht in den Vasen, Waffen, Opfergaben! — Der Ausdruck im Antlitz der Götter, mit Ausnahme der einzigen Darstellung des siegenden Osiris und des Typhon, ist jederzeit klare, heitere Ruhe, erhaben über Leidenschaft und Wechsel. Niemals Strenge, Zorn, Rache; niemals aber auch Liebe. Ihr Blick ist derjenige des Wesens, das Alles weiß, was da ist und kommt, und Huldigung mit Wohlwollen aufnimmt, aber als Gebühr und gleichsam als eine Gabe, womit der Opfernde sich selbst beschenkt. Die Haltung ist edel und fein, oft kräftig und hinreißend. — Die Opfernden haben jedesmal freien, niemals kriechenden Ausdruck. Kreuzigung der Seele sieht man in diesen Bildern nicht, wohl aber Selbstgefühl und Kraft. Es sind edle Menschen, die edlen Göttern opfern."

Der Verfasser klagt übrigens, daß die Araber überall die Gräber aufwühlen, um die Mumien, Skarabäen ꝛc. was etwa irgend Werth hat, den Fremden zu verkaufen, wobei denn vieles zerstört wird. Doch ist der unterirdische, in Sand vergrabene Reichthum schwer zu erschöpfen. Als lebendige Mumien haben sich die

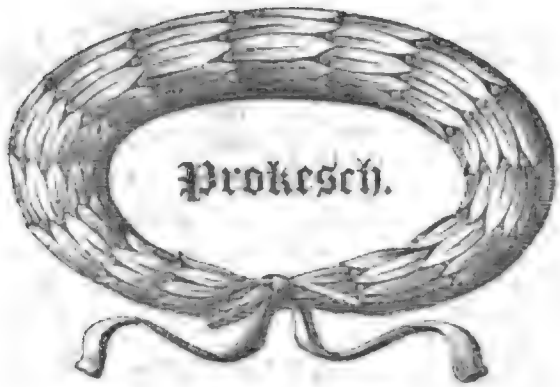
Kopten erhalten. „Ich kenne kein Volk, das tiefern Ernſt in den Geſichtszügen ausſpräche, als die Kopten, dieſe Reſte der alten Aegypter. Dieſer Ernſt iſt abſtoßend, finſter. Auch bilden ſie ein Volk im Volke, unter ſich auf das Engſte verbunden, und fremd gegen alle Uebrigen. Sie machen die Geſchäfte des Landes, ſind die Bemeſſer des Bodens, die Schreiber und Zahlmeiſter der Regierung, die Händler und Krämer von Dorf zu Dorf; aber außer den Berührungen in Geſchäften vermeiden ſie mit Türken, Arabern, Griechen, Europäern u. ſ. w. jede andere. Ihre Sitten ſind ſtrenge; ihr Umgang mit Fremden iſt kalt, wortarm, gleichgültig, ganz im Gegenſatze mit dem Benehmen des Arabers. Ich habe nie einen Kopten lachen geſehen und niemals lud Einer uns ein, in ſein Haus zu treten.“

Der zweite Theil dieſes ausgezeichneten Reiſewerks handelt hauptſächlich von dem heutigen Zuſtand Aegyptens und von der Regierung Mehemet Alis. Der Verfaſſer lobt dieſe Regierung und erklärt ſie auf eine Weiſe, die gewiß manchen Leſer überraſchen wird: „Die Verwandlung alles Grundbeſitzes in Staatseigenthum oder Domänen-Beſitz iſt die breite Baſis, worauf der ganze Bau Mehemet Alis ruht. Der Augenblick, worin der Vicekönig dieſe Maßregel unterzeichnete, iſt derjenige der Wiedergeburt Aegyptens. Keine wurde von den lauten Sachwaltern der Philantropie ſtrenger getadelt, keine mit ſchimpflicheren Namen belegt, keine iſt ihrem Weſen nach philantropiſcher als dieſe. — Man kann Aegypten nicht Kleider anziehen, die vielleicht für Amerika paſſen. Ein Land, dem die vereinzelte Thätigkeit und die vereinzelten Opfer Nichts abzwingen, und das durch den zu demſelben Zwecke vereinigten, geregelt für das Ganze verwendeten Aufwand Alles wird: dem iſt von der Natur die Verwaltung vorgezeichnet, die ihm am beſten bekommt. Es ſollte von denen, welche gegen das von dem Vicekönig angenommene Syſtem zu Felde ziehen, gewiß nicht überſehen werden, daß Aegypten in jeder ſeiner blühenden Epochen, ganz auf ähnliche Weiſe behandelt und verwaltet ward, und eben ſo wenig, daß in den Epochen, wo der Grundbeſitz Eigenthum des Anbauers wurde, das Land verfiel und zur Wüſte wurde. — Die Weisheit Joſephs als Gründer einer blühenden Verwaltung von Aegypten in älteſter Zeit, in der Zeit, von deren Lebenskraft und rieſigen Entwickelung die größten Werke und die vereinten Stimmen der Geſchichte und Mythen zeugen, iſt in der Bibel verewigt und noch heut zu Tage bei allen Morgenländern Sprüchwort. Was that Joſeph? — „Er löſete alle Ländereien für Pharao als Eigenthum ein; nur die Ländereien der Prieſter löſete er nicht ein“ (Geneſis 47); dann gab Joſeph die Saat und ließ das Land für Pharao bearbeiten. Vier Fünftel der Ernte ließ er den Bebauern des Grundes, ein Fünftel gehörte dem König und dieſe Abgabe wurde Geſetz.“

Von der Politik des Paſcha erhalten wir ein ſehr klares Gemälde, das uns beſonders im gegenwärtigen Augenblick über die Quellen ſeiner für die Pforte ſo gefährlichen Macht Aufſchluß gibt: „Die Elemente, welche die Bevölkerung von Aegypten ausmachen, — die Stellung des Vicekönigs zu den Nachbarprovinzen der Pforte und zu dieſer ſelbſt, — die Vorurtheile in Religion, in Sitten und Gebräuchen, zwingen dieſen kühnen Fürſten in der Ausführung ſeiner Pläne für Aegypten mit einer Vorſicht zu Werke zu gehen, welche nicht ſelten ſeine Schritte zu lähmen ſcheint. Und doch iſt ſein Gang der ſchnellſte. Wo iſt ein Land, das in zwanzig Jahren verhältnißmäßig größere Schritte gemacht hat — als das heutige Aegypten? — Er muß wie ein Schiffer zwiſchen Klippen ſich durchwinden und hundert Male den kürzeſten Weg aufgeben, um den ſchnellſten und ſicherſten zu fahren. — Er muß die Türken, die eigentlichen Herren, durch das Schwert in Achtung halten, und ihre Abneigung gegen die Neuerungen beſchwichtigen. Er muß die Araber als die Beſiegten und Diener niederhalten, und als die zahlreichſten, die eigentliche Nation und die Fähigſten, aufrichten. — Er muß die Kopten als unentbehrliche Werkzeuge brauchen — und als geborne Feinde entfernen. Er muß die Griechen und übrigen Rajas, ob ihrer Kenntniſſe und Fertigkeiten für ſich gewinnen, und dabei doch die unter den gegenwärtigen Zeitumſtänden ſo aufgeregten Gemüther der Muſelmänner ſchonen. — Er muß die Franken, von denen allein er lernen kann, hoch halten, auf daß ſie ihm mit Neigung dienen; und er ſoll ſie auch demüthigen, um nicht zu ſehr gegen die Vorurtheile ſeiner Unterthanen anzuſtoßen. So jeden Augenblick auf der Hut, aus dem Streite dieſer widerſprechenden Beſtrebungen den größtthunlichen Nutzen für ſich herauszuziehen, hat er ſich als erfahrener Steuermann bewieſen. — Kein Land kann weniger der Civiliſation entbehren, als Aegypten, das durch ſie zu einem Paradieſe werden kann, und ohne ſie zur Wüſte. Wie viel iſt aber nicht ſchon in zwei Jahrzehenden, in dieſem Wiegenalter der Civiliſation, in Aegypten geſchehen? — Große Waſſerwerke, die Schlüſſel zum Schatzkaſten des Landes, ſind von den Küſten des Meeres bis an die Katarakten aufgeführt; ein geregeltes Syſtem derſelben iſt in Berathung, und an hundert Orten zugleich ſind ein verſtändiges Auge und eine fleißige Hand dafür thätig.“

(Der Beſchluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 45. — 1. Mai 1833.

Auſſereuropäiſche Reiſen.

15) Erinnerungen aus Aegypten und Klein-Aſien. Von Anton von Prokeſch, Major der k. k. Marine ꝛc. Drei Bände. Wien, Armbruſter.

(Beſchluß.)

„Der Kanal Machmudieh und jener von Abu-Neſchabe am linken, — der Kanal Ibrahim und der von Belbeis am rechten Ufer des Nil, in Unterägypten, — der große Kanal zur Bewäſſerung der Provinz Garbieh und eine Menge anderer im Delta, — die ſchönen Schleußen von Saumatſch in der Nazirſchaft von Dſchirdſcheh, die Menge von Dämmen, Schleußen, Durchläſſen, Waſſerzügen und Steinbrücken, über das ganze Land gebreitet, ſind Werke des Vicekönigs. — Baumwolle war zu Zeiten der Ptolemäer ein Haupterzeugniß. Es beſtanden damals Spinnereien dafür ſo wie für Leinen. Jahrhunderte hindurch, und noch bis vor wenigen Jahrzehenden, mußte Aegypten ſeinen Bedarf an Baumwolle in Nachbarländern kaufen, denn es hatte aufgehört zu erzeugen, und glaubte zu viel zu thun, wenn es ſich darin verſuchte. Der Vicekönig pflanzte, und jezt kleidet Aegypten mit dieſem Erzeugniß ſeine Bevölkerung und führt noch für mehrere Millionen ſpaniſche Thaler jährlich aus.“ Eben ſo verhält es ſich mit Waldpflanzungen, mit Oelbau, Seidenbau. — Vorzüglichen Fleiß verwendet der Paſcha auf ſein Heer. „Das Lager von Kairo iſt die Pflanz- und Muſterſchule der Armee, — der Heerd für die Verbreitung europäiſcher Kenntniſſe und Einrichtungen, — das ältere Lieblingskind des Vicekönigs und die Stütze ſeiner Macht in Aegypten. Es liegt vier Stunden NO. der Hauptſtadt zwiſchen den Dörfern El-Khanka und Abuſabel, am Saum der arabiſchen Wüſte.“ Die beſten Truppen ſind die Araber, auch Neger hat er in Regimenter abgerichtet und hält ſo einen Volksſtamm durch den andern im Zaum. „Eine Armee allein aus Arabern und Negern wäre ſein Wunſch, wenn er nicht fürchten müßte, daß ſie dann keinen Türken zum Fürſten haben wollten.“

Das Meiſterſtück Mehemet Alis iſt die Civiliſirung der Beduinen. „Dieſe Umwandlung iſt ohne Zweifel merkwürdig, um ſo mehr, als ſie nicht eine Umwandlung des Charakters der Beduinen, ſondern nur eine Veränderung in ihrer Berührung mit dem feſtſitzenden Volke iſt, alſo dadurch die Aufgabe gelöſet erſcheint, Beide neben einander friedlich beſtehen zu machen. Der Vicekönig, weitſehend und berechnend, überdies die Schwächen der Einzelnen wie ganzer Stämme ſchnell faſſend, arbeitete, von dem Augenblicke, als er in Aegypten Wurzel zu faſſen begann, nach einem und demſelben Plane an der Bändigung der Beduinen. Ihren Vorurtheilen ſchmeichelnd, die Häuptlinge mit Auszeichnungen

überhäufend, treu in ſeinen Verſprechungen, ſtimmte er dieſe von Mamelucken und Türken nur feindlich oder treulos behandelten Stämme nach und nach für ſich. Nun ging er daran, ſie zu beſchäftigen. Die Beduinen waren der Schrecken der Karavanen: er übertrug ihnen die Führung derſelben, und benüzte ſo die Beiſpiele, die bereits im Lande beſtanden. Die Beduinen, durch das Vertrauen, das der Vicekönig in ſie ſezt, geſchmeichelt, entſprachen demſelben im vollen Umfange. Es ließen ſich gleichzeitig andere Schritte machen. Die Beduinen konnten mehr als dreißig Tauſend bewaffnete Männer ins Feld ſtellen. Da in jedem Stamme der Häuptling und eine größere oder kleinere Zahl an Männern von dem Vicekönige Sold zog, ſo war dadurch die ganze Maſſe gebunden. Dies ſchien aber nicht genug für die Sicherheit Aegyptens. Er gab den Stämmen der libiſchen Wüſte, welche Aegypten zu beſuchen pflegen, 12 Ortſchaften in der Provinz Fayum als Eigenthum. Daraus kam für jeden dieſer Stämme an 27,000 Piaſter jährliches Einkommen. Er verlangte dagegen: daß dieſe Stämme nicht mehr, wie vormals, unter ſich gemiſcht ſeyn ſollten, und jeder nur gewiſſe Landſtrecken in Aegypten betreten dürfte. Er wies ſonach allen Hirtenſtämmen Weideplätze an, und allen übrigen die Grenzen ihrer Bewegung. Dies einmal angenommen, ſtellte er den Grundſaz auf: daß für jeden, von einem Beduinen vollführten Raub, überhaupt für jedes an Unterthanen oder Schüzlingen Aegyptens von Beduinen begangene Unrecht, der Stamm im Ganzen verantwortlich wäre."

Dies iſt in der That von einem Manne viel, und wenn man an die frühern Kämpfe der ägyptiſchen Prieſter-Ackerbauer mit den benachbarten Hirten der Wüſte und an die aus dem Siege der erſtern hervorgegangene Macht Aegyptens denkt, die ebenfalls auf einem Monopol beruhte, ſcheinen ſich, wie Herr von Prokeſch andeutet, uralte Verhältniſſe zu wiederholen.

Der dritte Band ſchildert Kleinaſien und hier nimmt die Beſchreibung des alten Epheſus und der Städte Bruſſa und Smyrna die vorzüglichſte Stelle ein. Doch verbietet uns das verhältnißmäßig geringere Intereſſe dieſes Theils und unſer enger Raum, darauf einzugehn. Vorderaſien wird erſt dann in ſeine ganze alte welthiſtoriſche Bedeutung zurücktreten, wenn, was vielleicht dem Vicekönig von Aegypten gelingt, Syrien civiliſirt und ein ſichrer Handelsweg zwiſchen dem Mittelmeer und perſiſchen Meerbuſen eröffnet wird.

16) Histoire scientifique et militaire de l'expedition française en Egypte, précedée d'une introduction presentant le tableau de l'Egypte ancienne et moderne depuis les Pharaons jusqu' aux successeurs d'Ali-Bey et suivie du récit des événemens survenus en ce pays depuis le départ des Français et sous le regne de Mohamed-Ali; par MM. le comte d'Auro, Bory de Saint-Vincent, baron Desgenettes, marquis de Fortia d'Urban, Geoffroi Saint-Hilaire, général Gourgaud, baron Larrey, comte Rampon, général Michaux, colonel Moret, Parceval de Grandmaison, Paussielgue etc. sous la direction de MM. X. B. Saintine, Mariet et Louis Raybaud. Paris 1832.

Wir ſchreiben den ganzen langen Titel wörtlich ab, um den Leſern alle die Leute vorzuführen, die an dieſem Werk Theil nehmen und von denen einige ſchon ehrenvoll in der Literatur bekannt ſind.

Bonaparte, der ſich trefflich auf die Ausbeutung des Ruhms verſtand, hielt ſehr darauf, daß ſeine brillante, aber ganz erfolgloſe Expedition nach Aegypten eine Stelle unter ſeinen Titeln einnähme. Da aber darin lange nicht Alles für ihn lob- und preiswürdig war, ſo faßte Napoleon ſpäter nur die wiſſenſchaftliche Ausbeute dieſes Feldzugs auf und widmete ihnen die ganze Aufmerkſamkeit ſeiner kaiſerlichen Munificenz. Gelehrte und Künſtler wurden angeſtellt, um auf Koſten des Staatsſchazes das ſchöne Monument der Déscription de l'Egypte zu beginnen und auszuführen, das Bonaparte ſchon in Kairo ausgedacht hatte und worin etwas konfuß Naturgeſchichte, Antiquitäten, Aſtronomie, Bemerkungen über die Volksſitten unter einander gemiſcht ſind. Dagegen hatte es Napoleon nicht gern, daß man von der militäriſchen Unternehmung ſpreche und kaum erlaubte er ſeinem vertrauten Berthier darüber unter ſeinen Augen und unter ſeiner Mitwirkung eine kurze und ärmliche Darſtellung zu verfaſſen, wo die Geſchichte in nichts beſtand, als in getreuer Anreihung der Bülletins.

Die Geſchichte dieſes Feldzugs war alſo noch zu ſchreiben. Dies haben die Herausgeber obigen großen Werkes wohl gefühlt, und um darin etwas Gründliches und Ausgezeichnetes zu leiſten, ſuchten ſie im Staatsarchiv, in den handſchriftlichen Bemerkungen der alten Anführer und in der Erinnerung derer, die dem ägyptiſchen Feldzug beigewohnt hatten. So entſtand dieſe möglichſt genaue, unpartheyiſche und gewiſſenhafte Geſchichte, worin allen Theilen Recht widerfährt. Weniger ließ ſich auch nicht von einem Verein ſolcher Männer erwarten. Die ſechzehn erſten Hefte des Werkes liegen vor uns.

Zuerſt kömmt eine gedrängte Darſtellung von Frankreichs politiſcher Lage und über die Stellung der Partheien, Bonapartes und des Direktoriums. Darauf

beginnt das Werk selbst. Die französische Flotte, die Aegypten erobern sollte, bereitet sich in Toulon zur Abfahrt. Truppen kommen von allen Seiten zur Einschiffung an, aus Italien, vom Rhein. Einige vergötterten Bonaparte, andere Kleber und Desair. Es läßt sich schon die Partheiung und Spaltung in ihrem Keime ahnen, die erst in Egypten selbst in dem heißen, alle Leidenschaften peinigenden Klima bittere Früchte tragen sollten. Die Flotte kömmt vor Malta an, den 10. Junius 1789, und schon zwei Tage nachher sollte die Macht unterliegen, die drei Jahrhunderte lang allen Anstrengungen der Türken widerstanden hatte. Daß dies nur durch Verrath geschehen konnte, wird auch hier deutlich in folgenden Worten gesagt: „Der übrige Tag verging in unbedeutendem, nichtssagenden Kanoniren. Es war nichts als Feuer, Rauch und Lärm, die Niemanden beunruhigten und Niemanden verwundeten. Es war wie eine Parade-Vertheidigung, die zwischen den Belagerten und Belagerern vorher abgeredet worden, ein Komödien-Widerstand, wo das Programm vorher ausgemacht und zugesagt wurde, wo Alles vorausgesehen, versprochen und ins Reine gebracht war, selbst der Ausgang und die Entwickelung. Diesen Trost mußte man wenigstens den Besiegten lassen, und ein militärischer, einst so berühmter und tapferer Orden mußte billig unter dem Donner der Kanonen fallen. Um Mitternacht hörte das Schießen auf, es waren — zwölf Mann verwundet worden."

Alexandrien unterliegt gleichfalls, aber erst nach muthigem Widerstand, das Alexandrien der Lagiden, der Römer und der Araber. Nun beginnt das bunte, farbenvolle Gemälde von Aegyptens mannichfaltigen Völkerschaften, an ihrer Spitze die kühnen Anführer Murad-Bey, Ibrahim-Bey und Andere mit ihren Haufen unerschrockener Mameluken, deren übernatürliche Tapferkeit sich besonders in den Ebenen von Shebreris und Embabeh zeigt. Bonaparte ist überall und verknüpft klug das Interesse der unterworfenen Völkerschaften mit dem der Sieger. Ueberall beschäftigt er sich mit neuem Organisiren und Administriren. Dabei denkt er für Frankreich auf neue Gesetzgebung und Finanzordnung, richtet pomphafte Proklamationen an seine Armee, empfängt Deputationen von den arabischen Stämmen. Darauf kommt der Marsch nach Kairo; die Wüste erschreckt die Unerschrocknen und rafft Tausende von ihnen weg; aber es folgt der Sieg bei den Pyramiden und nun kommt die Freude und die Genüsse beim Einzug in Kairo; Gedichte zum Ruhm des Siegers und seiner Armee; Ueberfluß folgt auf Mangel und Verzweiflung; es kommen die Almeen, diese Bayaderen Aegyptens, die der siegenden Armee ihre wunderlichen Reize zeigen; beim theatralischen Feste des Nils zeigt sich Bonaparte umgeben von dem Kiaya des Paschas, von den Mitgliedern des Divans, vom Mollah und vom Aga der Janitscharen. Darauf folgt Mahomets Fest, wobei die französischen Generale mit Andacht den moslemischen Litaneien zuhören, mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen zu Mittag essen, dabei mit den Fingern zulangen; am folgenden Morgen wird jedoch das Fest der republique une et indivisible begangen. Darauf kommen wieder Schlachten und die Siege bei Salalich und Sedyman, hernach ein scientifisches Fest, die Inauguration des Instituts von Kairo. In Oberägypten steht Desair als Künstler und Eroberer, der mit bewaffneter Hand die alte Oxyrinchus und Arsinoe, desgleichen das berühmte Labyrinth, die Ruinen von Hermopolis und die Hypogem besucht. So reiht sich Bild an Bild, Gemälde an Gemälde, Fest an Fest, Triumph an Triumph. Auf der Schattenseite steht die Seeschlacht von Abukir, die Empörung und die Pest.

Der erste Theil des Werkes ist sehr anziehend mit großer Mannichfaltigkeit und Abwechselung geschrieben; darin ist keine Spur von Steifheit und Schwulst oder von pedantischem Lehrstyl. Die Verfasser sahen ein, daß dergleichen nicht passend sey für Ereignisse der Zeitgenossen, die einfach erzählt seyn wollen, die großen und wichtigen, wie die geringen. Dadurch allein erhält ein so großes Gemälde Leben und Anmuth für den Leser. Manche Beschreibungen des Modernen haben vielleicht noch zuviel Pomp und Farbe, besonders wenn sie neben Beschreibungen großartiger Monumente stehen. Im Allgemeinen erhebt und senkt sich die Sprache gut mit den Ereignissen.

Am bedeutendsten tritt im zweiten Band hervor, was da über die Organisation Aegyptens, über die Arbeiten der Wissenschafts- und Kunstkommission, über die erste, meisterlich beschriebene Empörung von Kairo, über den Anfang der Expedition nach Syrien unter Bonaparte, über Desair Expedition nach Said gesagt ist.

Auch das Privatleben Bonapartes bleibt nicht unberührt, z. B. seine Liebschaft mit Madame F...z. Mit achtungswürdiger Aufrichtigkeit und Unpartheilichkeit wird hier das für die Geschichte nachgetragen, was zu des Mannes Herrscherzeit nicht laut gesagt werden durfte, unter andern die Ermordung der dreitausend zu Jaffa gemachten Gefangenen. „Die Besatzung dieser Stadt hatte sich auf die Bedingung ergeben, daß man ihr das Leben lasse... Sie wurde aber doch niedergeschossen, nicht etwa in der Hitze des Sturms, sondern nach drei Tagen, nach der Ueberlegung und dem Gutbefinden eines Kriegsgerichts." Es ist nun die Zeit gekommen, daß dieser Kriegsrath von der Geschichte wieder gerichtet werden kann.

Auch die vier ersten Lieferungen des dritten Bandes zeigen große Ruhe und Unpartheilichkeit in der Darstellung und sie erregen gleiches Interesse wie die frühern, vielleicht noch mehr, denn sie versetzen uns an

die Gränzen Aegyptens zu neuen, schrecklichen, und unbezähmbaren Völker, desgleichen unter die Mauern von Saint-Jean-d'Acre. Nun beginnen die Unfälle für die französische Armee.

Die dem Werk beigefügten Kupferstiche, Porträte, Fac-Similes und Karten verdienen alles Lob. Mr.

17) Meine Reisen und meine fünfjährige Gefangenschaft in Algier. Von Simon Friedrich Pfeiffer. Dritte Buchhandlung in Gießen, 1832.

Der Verfasser kam aus seiner Heimath, Rheinhessen, fünfzehn Jahr alt nach Holland, ging als Chirurg auf ein Schiff, wurde bei einer Landung unfern von Smyrna entführt und als Sklave nach Algier verkauft. Hier mußte er in der Küche eines Ministers Dienste leisten, bekam unter andern einmal die Bastonnade, bediente als Chirurg die bei der Belagerung durch die Franzosen verwundeten Türken und wurde endlich durch Bourmonts Sieg befreit. Er beschwert sich am Schluß des Werkes sehr, daß man den Bey von Titteri, bei dem er persönlich in Gunst gestanden, nicht, wie es dessen Wunsch gewesen, zum Statthalter in Algier, unter französischer Oberhoheit, gemacht habe.

18) Europa und Deutschland von Nordamerika aus betrachtet. Von Gottfried Duden. Erster Band. Bonn, Weber, 1833.

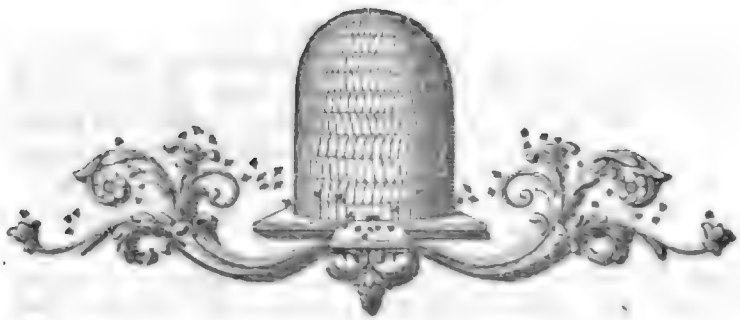
Betrachtungen, auf einer Reise nach Nordamerika niedergeschrieben, originell und lehrreich, obgleich dem Vortrag größere Kürze zu wünschen wäre. Der Hauptgedanke des Verfassers ist, daß nicht die Menschen und ihre Politik, sondern nur ihre äußere Lage und die Natur das Elend in Europa und den Wohlstand in Amerika bedinge, daß es eben so thöricht sey, zu hoffen, Europa könne wie Nordamerika werden, wenn es nur dessen Verfassung habe, als es sehr kurzsichtig sey, zu glauben, Amerika werde bleiben, was es ist, wenn es erst durch Uebervölkerung die jetzt noch überreiche Natur erschöpft haben würde. Amerika ist ein noch junger Welttheil, darin liegt das Geheimniß seines Segens. Die Natur bietet hier den Menschen noch alles und macht nicht nur Bettler und Räuber und raubsüchtige Beamte unnöthig, sondern beugt auch dem Leiden und Laster der Uebervölkerung dadurch vor, daß unermeßliche Strecken des fruchtbarsten Landes beständig zur Auswanderung nach Westen verlocken. Anders verhält sich Europa. Hier ist beim besten Willen, bei der besten Verfassung der Uebervölkerung und Armuth, dem feindlichen Gedränge um Platz und den Leidenschaften, die das enge Zusammenleben erzeugen, nicht vorzubeugen. Noch anders verhält sich Asien. „Das hohe Alter dieses Welttheils läßt sich schon aus der Ausdehnung seiner baumlosen Steppen schließen. Die Menschen verwüsten die Natur, wo sie hinkommen."

Es geht ein tiefer tragischer Zug durch diese Darstellung. Der melancholische Verfasser verhehlt sich auch die düstre Zukunft des jetzt noch in Jugendfülle prangenden Amerika keineswegs. Er bemerkt Seite 86, daß schon jetzt die Jugend und die Frauen eine Vorliebe für das Militärische zeigen, was sich in der Wahl Jacksons wieder ausgesprochen habe. Er behauptet durchs ganze Buch, daß die Amerikaner keine andre Menschen seyen, als die europäischen, keine andre Leidenschaften, keine andre Weisheit hätten, und wenn sie aus einem auf großen furchtbaren Strecken ausgebreiteten Naturvolk ein zusammengedrängtes Kulturvolk würden, auch ganz ähnliche Kämpfe und Noth darbieten würden, wie die Europäer. Er sagt Seite 166, wenn die Amerikaner ihr Land ausfüllen und nicht anderwärts fortkolonisiren, so muß auch das Elend im westlichen Kontinent beginnen. Da aber die Erde am Ende nicht Raum genug darbietet, um die immer breiter werdende Völkerströmung aufzunehmen, so ist sein einziger Trost S. 42: „Es bleibt dem Schöpfer nichts übrig, als von Zeit zu Zeit durch große Katastrophen die Menschheit zu vernichten, damit die Schöpfung sich von den unaufhörlichen Mißhandlungen (der Kultur) erholen und in den Zustand zurückkehren könne, worin sie den bessern (?) irdischen Wesen eine wirthbare Wohnstätte zu bieten vermag." Es ist also allen kultivirten Ländern das Schicksal Helvetiens zu wünschen, das unter den Römern voll prachtvoller Städte war, aber von den Alemannen so radikal verheert wurde, daß man fünfzig Jahr nachher nur von der helvetischen Wüste sprach und tiefes Walddunkel sich über das ganze Land zog, das erst allmählig durch fromme und betriebsame Mönche wieder gelichtet wurde.

Das Gemälde ist düster, aber nicht unwahr. Es ist noch viel unbewohntes Land übrig, und selbst das schon bewohnte kann noch durch Kunst fähig gemacht werden, mehr Menschen als bisher zu ernähren; da aber der Flächenraum der Erde sich gleich bleibt, die Zahl der Menschen aber sich regelmäßig vergrößert, so muß nothwendig einmal, wenn auch erst in einigen tausend Jahren, der Raum für die Erdbewohner zu enge werden, und dann bleibt — falls wir nicht etwa noch den Mond kolonisiren — nichts übrig als jene Ausrottung in Masse durch Gottes Strafgericht.

Außer dieser welthistorischen und nationalökonomischen Grundidee zeichnet sich das vorliegende Buch noch durch anziehende Schilderungen der nordamerikanischen Natur aus. Der Verfasser vermied die Küsten und wohnte Jahrelang in den westlichen Wäldern am Mississippi und Missouri. Dorthin zu ziehn, und sich an den noch ungeheuren, höchst fruchtbaren Strecken an den großen Strömen anzusiedeln, ladet er alle Deutsche ein, denen es zu eng wird in ihren kleinen, im großen Vaterland eingeengten Vaterländchen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 46. — 3. Mai 1833.

Die Leipziger Büchermesse von Ostern 1833.

Nur unmittelbar nach der Julusrevolution und den europäischen Unruhen im Herbst 1830 zeigte sich einiges Stocken und Schwanken im deutschen Buchhandel, und es erschienen einige hundert Werke weniger. Die Erwartung des Kriegs ließ einige Unternehmungen einstellen. Seitdem aber ist das Bücherschiff wieder vollkommen flott geworden und hat eine reichere Ladung als je eingenommen. Der lezte Meßkatalog zählt 4411 Artikel als Ertrag des verwichenen Winters. Darunter sind 121 Landcharten, 52 Musik-, 8 Spielbücher, 584 ausländische Kommissionsartikel und 401 Titel von Werken, die erst künftig erscheinen sollen. Es bleiben mithin noch 3272 als fertig angezeigte, neu im deutschen Verlag erschienene eigentliche Bücher übrig (darunter 122 Romane, 56 Schauspiele und 106 Werke in neuen ausländischen Sprachen).

Etwas Charakteristisches tritt diesmal nicht hervor. Die Choleraliteratur hat bedeutend abgenommen, und selbst die politische bietet nicht mehr denselben Reichthum von Flugschriften dar, wie in den lezten Semestern.

Unter den Werken, die für das größere Publikum von Interesse sind, nehmen die historischen und belletristischen die erste Stelle ein. Wir erhalten wieder manches ausgezeichnete, manches wenigstens bemerkenswerthe Geschichtswerk: die zweite Auflage von Klübers Akten des Wiener Kongresses, Aschbachs Geschichte von Spanien, Bartholds Georg von Freundsberg oder über das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation, die Fortsetzung der sehr ausführlichen Geschichte Ferdinands I. von Buchholz, Bunges liv-esth-kurländische Rechtsquellen, Cobbets Geschichte der Reform, die Fortsetzung des bei Weber in Bonn erscheinenden corpus script. Byzant., Creuzer zur Geschichte altrömischer Kultur am Oberrhein und Neckar, Dankbahrs Uebertritt der polnischen Korps nach Preußen, Denkwürdigkeiten der Herzogin von Berry, Engelhardts Handbuch der Kirchengeschichte, Erinnerungen eines alten preußischen Offiziers aus den Feldzügen von 1792 ꝛc., Flathes Geschichte der französischen Revolution, des Freiherrn von Gagern Briefwechsel mit dem Freiherrn von Stein, eine aktenmäßige Geschichte der Jungfrau von Orleans von Guido Görres, Heines französische Zustände, der zweite Theil von Wurms Uebersetzung der Geschichte Englands von Mackintosh, der fünfte von C. A. Menzels neuerer Geschichte der Deutschen, G. v. Mevers corpus juris confoederationis Germanicae, Miesegais Chronik von Bremen, Montbels Werk über den Herzog von Reichstadt, eine Taschenausgabe der sämmtlichen Werke Johannes Müllers, eine Uebersetzung von Napiers Geschichte des Kriegs

auf der spanischen Halbinsel, die vierte Auflage von Niebuhrs römischer Geschichte, der dritte Theil der Geschichte des alten Griechenlands von Plaß, eine Geschichte von Neapel durch den Grafen von Platen, die zweite Auflage von Pölitz europäischen Verfassungen, die Fortsetzung von Rottecks Weltgeschichte im Auszug (Stuttgarter Ausgabe), die zweite Auflage von Hubers russischem Schreckenssystem, K. v. Strombecks Darstellungen aus seinem Leben und seiner Zeit, Voigts und Bopers Schriften über den Grafen von Dohna und seine Rivalität mit Scharnhorst, Winneborgs Holland in den Jahren 1831 und 1832, und Zellwegers Geschichte der Appenzeller. Unter den politischen Schriften bemerken wir: Bickes Bewegung der Bevölkerung in den europäischen Staaten, Clausewitz nachgelassenes Werk über Kriegführung, die Fortsetzung der neuen Uebersetzung von Machiavellis Werken, Malchus Militärgeographie, Rehbergs konstitutionelle Phantasien.

Die Länder- und Völkerkunde hat einige sehr schätzbare Bereicherungen erhalten, und zwar nimmt hier die längst ersehnte Fortsetzung von Ritters Erdkunde (dritter Theil), so wie dessen Charte des Himmalaya-Gebirges die erste Stelle ein. Außerdem finden wir zwei Uebersetzungen der sehr interessanten jüngsten Reise der Brüder Lander in Afrika, Ker Potters Reisen in Georgien, Persien ꝛc., Gräberg von Hemsö über das Kaiserthum Marocco, Erman Reisen durch Nordasien, Pohls Reise nach Brasilien, Gosselmann Reise nach den westindischen Inseln, G. v. Engelhardts russische Miszellen, Woltmanns Reise nach Petersburg, Löwigs Freistaaten von Nordamerika, Ivor Beres Beschreibung von Grönland, die Fortsetzung von Hubers Skizzen aus Spanien und von Adrians Skizzen aus England, und eine bei Wigand in Leipzig erschienene neueste Beschreibung von Ungarn.

Unter den naturwissenschaftlichen Werken erhalten wir: Fischers Urgeschichte der Physik, Kastners Geschichte der Physik und Chemie, mehrere Bearbeitungen des großen Werks über Chemie von Berzelius, Beuther über Licht und Farbe, Kaisers Weltorganismus, Treviranus über das organische Leben, Okens neue Naturgeschichte und die von den Heidelberger Naturforschern gleichfalls in Stuttgart herausgegebene populäre Naturgeschichte, Bernoullis Dampfmaschinenlehre ꝛc. Die Choleraschriften haben abgenommen, aber die Homöopathie macht noch immer viel von sich hören. Der Kuriosität wegen zeichnen wir folgenden Titel eines neu angekündigten Schriftchens an: „Simon, F. A. jr., der unsterblichen Narrheit Samuelis Hahnemanni Pseudomessiae medici scabiosi κατ' ἐξοχήν des Verdünners anderer oder dessen Viergespann von den chronischen Krankheiten der unumstößlichste Beweis, daß die Psora zu deutsch Krätze, die eigentliche Erbsünde des Menschengeschlechts ist, die prima causa aller seiner physischen und moralischen Gebrechen, die Hauptursache der französischen Revolution und des jetzt grassirenden republikanischen Schwindels, für Staatsmänner, Theologen, Aerzte und gelehrte Nichtärzte. gr. 8. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1½."

Eine Kuriosität andrer Art sind die verhältnißmäßig zahlreichen Schriften über das wieder in die Mode gekommene Geisterwesen. Außer den Blättern aus Prevorst erscheint ein Werk von Schultheß über Engelwelt, Engelgesetz und Engeldienst, eine Schrift von Franz von Baader über Geistererscheinungen, eine Schrift dagegen von Paulus, eine dito Spottschrift, und eine neue Auflage von Jung Stillings Apologie der Geisterkunde. Auch von Hüffels Briefen über die Unsterblichkeit erscheint eine zweite Auflage. Das große Werk Swedenborgs, die arcana celestia, werden von Tafel neu herausgegeben, was um so dankbarer anerkannt werden muß, als dieses Hauptwerk des berühmten Sehers höchst selten und kostbar ist. Die philosophische Literatur erhält Hegels sämmtliche Werke, Franz Baaders Beiträge zum ersten Bande seiner philosophischen Schriften, Windischmanns Sancara, de theol. Vedant. Feuerbachs Geschichte der Philosophie, eine Uebersetzung von Matters kritischen Geschichte des Gnosticismus.

Für Kunst, Literatur und Sprachen sind bemerkenswerth Feuerbachs vaticanischer Apoll, die zweite Auflage von Häusers musikalischem Lexikon, die dritte von Wachlers vortrefflicher Geschichte der Literatur, die zweite von Bährs Geschichte der römischen Literatur, die Fortsetzung von Döhrings gelehrten Theologen Deutschlands, Reckes und Napiersky liv-esth- und kurländisches Gelehrtenlexikon, Bopps Grammatik der Sanskritsprache, Schaffarik über die serbische Mundart, Jäcks Alphabet alter Schriftmuster.

Unter den biographischen Werken stehen die Schriften über Goethe von seinem Freunde v. Müller und von seinem Arzte Vogel, dann Goethes Briefe an Lavater oben an. Sodann Jean Pauls Biographie von Spazier. Schmidt gibt eine Notiz über den großen deutschen Schauspieler Devrient, dessen Andenken gewiß nicht hoch genug geehrt werden kann. Auch erscheint eine Biographie des Offenbacher Wundermanns Broli, der die Neugierigen immer so gut zu mystificiren verstand. Historisch interessanter sind die Streitigkeiten über Scharnhorst, dessen Verdienst um das preußische Heerwesen jetzt dem Grafen von Dohna zugeschrieben wird.

Die poetische Literatur liefert eine neue Uebersetzung der indischen Sakuntala von Hirzel und des spanischen Cid von Dutterhofer, eine Ausgabe der Laßberg'schen

Nibelungen, so wie eine neue Ueberſetzung dieſes Gedichts von Hinsberg, eine Ausgabe ſämmtlicher Werke des Wolfram von Eſchilbach von Lachmann und Auszüge aus deſſen Parcifal von Sau Marte, eine Ausgabe des Reinecke Voß von H. Hoffmann; den dritten Theil der Ueberſetzung von Fortiguerras Richardet, eine neue Ausgabe des Triſtram Shandy. Zum Sechstenmal erſcheinen Uhlands Gedichte, neben ihm zum Erſtenmal die Gedichte ſeines Freundes C. Mayer, neuaufgelegt auch Höltys Gedichte, und die Pfefferkörner nebſt Balladen von Maltitz. Ferner der zweite Band von Porkers ſämmtlichen Werken. Die humoriſtiſche Literatur bringt nur Saphirs Maskenalmanach und noch einiges von demſelben, und Oettingers Hundert und Eins. Raupach liefert nicht nur mehrere neue Luſtſpiele, ſondern auch Erzählungen, wenn ſie, was ich noch nicht weiß, wirklich von ihm ſind. Unter den dramatiſchen Werken machen ſich noch bemerklich Platens Ligne von Cambray, Grillparzers Meluſina (Oper), Zimmermanns Maſaniello, Arnds Cäſar und Pompejus. Sehr reich an Bearbeitungen neuer franzöſiſcher Bühnenſtücke ſind Boths Bühnenrepertoir und Lebruns Vor- und Nachſpiele. Franz Horn kündigt unter dem Namen „Mai und September" eine poetiſch-kritiſche Sammlung an. Von Romanen und Novellen erhalten wir die Heidenmühle, das lezte Werk des unglücklichen Leßmann, Spindlers Nonne von Gnadenzell, v. Rumohrs Novellen und den dritten Theil der Novellen von Lewald, Herloßſohns Memoiren eines preußiſchen Offiziers, Mundts Baſilisk, und Andrés von Alvensleben, Bärmann, Velani, Bronikowski, Wilhelmine von Gerodorf, Henriette Hanke, Holtei, Thereſe Huber, Kruſe, Laun, Adolph von Schaden, Storch, Fanny Tarnow ꝛc.

Bei der Durchleſung des Katalogs machen wir die erfreuliche Bemerkung, daß den Titeln der Bücher beinahe durchgängig die Bogenzahl und der Preis beigefügt ſind, wozu ſich noch vor Kurzem nur wenige Verlagshandlungen bequemt hatten.

Kriegswiſſenſchaft.

Preußens Militär-Verfaſſung. Aus dem Franzöſiſchen des General von Caraman mit Berichtigungen und Zuſätzen. Ilmenau, Voigt, 1832.

Die beſten Nachrichten über die Geſchichte des preußiſchen Militärs bis zum Regierungsantritte Friedrichs II. verdanken wir dieſem großen Könige ſelbſt. Unter den Ergänzungsſchriften, die ſeinen brandenburgiſchen Memoiren beigefügt ſind, findet ſich eine Darſtellung des preußiſchen Militär-Gouvernements von den erſten Urſprüngen deſſelben an bis auf den genannten Zeitraum. Friedrich beginnt mit den Nachrichten des Tacitus, ſpricht von den Keulen, Wurfſpießen und Schleudern unſrer foſſilen Ahnen, geht dann auf die brandenburgiſchen Regentſchaften über, und ſchildert die dem Mittelalter eigenthümliche Verfaſſung des Heerbanns, die mit dem Anfange der Kurwürde endlich einem ſchon moderneren Syſteme weichen muß. Jedermann weiß, daß die faule Grete die Grundlage der preußiſchen Artillerie geweſen iſt. Die Zeit der Söldnerheere trat ein. Die adligen Herren, die im Fall eines Aufgebots verpflichtet waren, ſich mit einem Pferde perſönlich zum Dienſte des Kurfürſten zu ſtellen, zogen es vor, Summen Geldes zu zahlen, die jezt zur Unterhaltung der Söldnerhaufen die Hülfsmittel wurden. Alle dieſe Anfänge konnten aber nur ſehr mangelhaft ſeyn; dem Schöpfer des preußiſchen Staats, dem großen Kurfürſten, war es vorbehalten, die Stellung, die er fortan unter den europäiſchen Mächten einnehmen wollte, auch durch eine wohlgeordnete Militärmacht zu unterſtüzen. Zwei Drittel ſeiner Einnahmen verwandte dieſer Monarch auf eine Armee, die den beſten Heeren der damaligen Zeit die Spitze bieten konnte, und bald gegen 30,000 Mann zählte. Sein Nachfolger, der Erbe ſeines Ruhms, nicht ſeiner Tugenden, Friedrich I., von dem ſein großer Enkel ſagt: er war groß in kleinen, und klein in großen Dingen, hatte das Glück, an dem Fürſten von Anhalt-Deſſau einen ausgezeichneten, in der Schule Eugens gebildeten Feldherrn zu beſitzen. Dieſer General, der ſiegreiche Erſtürmer der Schanzen von Turin, legte die Grundlage des militäriſchen Syſtems, das ſelbſt Friedrich II. noch in der erſten Zeit ſeiner Regierung beibehielt. Dies Syſtem war mangelhaft, weil es an Einſeitigkeit litt. Nach dieſem ſollte die ganze Stärke des Heeres in der Infanterie liegen, daher die eben ſo ungerechte, als ſchädliche Vernachläßigung der Cavallerie. Während dieſe leztere, die unſtreitig koſtbarere Waffe, durch ihre Zurückſetzung in einen gänzlich desorganiſirten Zuſtand gerieth, ſo daß ſich die Regimenter wie ungeordnete Partheiſchaaren zuſammenfanden, wurde auf die Infanterie eine Sorgfalt verwendet, die, als ſie den höchſten Gipfel erreicht hatte, in Spielerei und Liebhaberei ausartete. Weil man nicht mehr wußte, wie man die Fußtruppen noch beſſer ausrüſten ſollte, ſo verfiel man auf die Narrheit, Rieſengarden zu errichten. Friedrich Wilhelm I. leiſtete in dieſer Konſequenz des fürſtlich-deſſauiſchen Syſtems Außerordentliches. Erſt unter Friedrich II. kam es zu der gebührlichen Ausgleichung aller Waffen, eine Folge nicht nur

der Nothwendigkeit, es der Hauptstärke der österreichischen Heere gleich thun zu müssen, sondern noch mehr des besondern Verdienstes, das sich der treffliche Seydlitz um Friedrichs Armee erwarb. Seitdem ist die preußische Reiterei bei allen Armeen in einem großen Renommée gestanden, und noch jezt wird, wer die Organisation einiger preußischer Husaren-Regimenter kennt, von einer Gewandtheit, einem Muthe, ja einer Tollkühnheit überrascht, die ans Unglaubliche gränzt. Die Militär-Verfassung, welche Friedrich II. dem preußischen Staate gab, hatte ihre großen Mängel. Diese lagen aber weniger in den Einrichtungen, die er traf, als in der Sorglosigkeit, mit der man sie so viele Jahre lang beibehielt. Friedrich selbst, je älter, desto zäher, mochte Nichts mehr ändern, und sein Nachfolger war nicht der Mann, einreißenden Mißbräuchen zu steuern. Es war ein Unglück für Preußen, daß alle seine militärischen Berührungen bis 1806 ihm über den Zustand seiner Militärorganisation nicht die Augen öffnen konnten. Während man noch immer von den Zinsen des Kapitals, welches Friedrich an Ruhm und Macht hinterlassen, zehrte, war der größte Theil der noch immer für heilig gehaltenen alten Regeln außer Werth gekommen. Die Bewaffnung war unpraktisch, die Art des Manövers zwecklos. Man hielt sich für unüberwindlich, wenn man die komplicirtesten Bewegungen ausführte; mit dem Polybius und Chevalier Folard, glaubte man jeden General, selbst einen Napoleon, schlagen zu können. Hierzu kam die mangelhafte innere Organisation. Die Regimenter waren Sinekuren, die Beurlaubung eine Maßregel, aus der jeder Befehligende, vom Unteroffizier ab bis zum Regimentskommandeur, seine Trink- und Tischgelder zog. Wie man einen Pflanzer nach seinen Schwarzen tarirt, so damals den Offizier nach der Zahl seiner Beurlaubten. Im niedern Avancement war man ungerecht, im höhern zu gewissenhaft. Während nach unten hin nichts leichter zu erwerben war, als eine Offiziersstelle, entschied nach oben hin die Ancienneté, ein Maßstab, der in Civil- und Militärsachen für die einflußreicheren Plätze nichts taugt. Ja, um ehemals preußischer Feldmarschall zu werden, brauchte man Nichts zu haben, als den Adel und das Alter des Methusalem. Ich denke an die Schlacht bei Jena und den alten Möllendorf, den alten Möllendorf, der schon im siebenjährigen Kriege nicht mehr jung war.

Mit den Einrichtungen, die seit dem Tilsiter Frieden für die preußische Armee getroffen wurden, beginnen nun die großartigen Folgen, die mit Recht die Bewunderung des Herrn Generals von Caraman verdienen. Er schildert die gegenwärtige Verfassung des preußischen Heeres mit einer Hingebung, die um so überraschender ist, als sie von einem Franzosen kömmt. Er hat Recht, die gegenwärtige Militärverfassung Preußens ist dem Volke und Lande angemessen; in dieser Rücksicht wird es unbestritten bleiben, daß Preußen Außerordentliches leistet, daß die politische Stellung, die es einnehmen will, eine solche übermäßige Anstrengung verlangt, ja vor allen Dingen, daß das System der Volksbewaffnung, diese Lebensfrage der Civilisation, in der einseitigen Beziehung auf den Zustand des Kriegs nirgends so großartig durchgeführt ist, als in Preußen. Aber für den unpartheyischen Standpunkt des Herrn von Caraman wäre es nicht unangemessen gewesen, auch einiger Mängel nicht zu vergessen.

Wir erwähnen nur, daß z. B. die autokratische Stellung der Regimentschefs Vielen nicht wünschenswerth erscheint, daß man in Preußen ein lebhaftes Bedürfniß fühlt, in ökonomischen Angelegenheiten wieder eine Centralverwaltung hergestellt zu sehen, daß sich die großen Kosten der Militärverwaltung in eine bessere Reaktion auf die bürgerlichen Gewerbe versetzen ließen. An vielen Stellen unterscheidet der Verfasser nicht zwischen dem, was das Gesetz befiehlt, und was die Erfahrung über dessen Beobachtung lehrt. Es ist nicht wahr, daß die Cavallerie ihre Rekruten nur immer aus Leuten nimmt, die an den Pferdedienst schon gewöhnt sind; es ist nicht wahr, daß jede Provinz ihre eignen, nur für sie bestimmten Rekrutenkantons hat, im Gegentheil macht die politische Rücksicht beständige Ausnahmen von dieser Regel. Man findet Polen am Rheine und Rheinländer in polnischen Regimentern. Der Garde stehen alle Kantone offen, und es ist merkwürdig, daß wiederum diese Freiheit von der Politik ganz besonders benuzt wird. Die Hälfte der Gardeartillerie besteht aus Polen, Gränzschlesiern und Ueberrheinern. Auch in der Besoldung der Armee bemerkt man, daß die Gagen zu sehr springen; es ist in den Uebergängen kein Verhältniß. Außerdem sind die Klagen über das Institut der unzähligen aggregirten und der Stabsoffiziere so allgemein, daß es wenigstens einer Prüfung hätte unterworfen werden können *). G.

*) Anmerkung der Redaktion. Wir finden trotz dem, daß das preußische Heerwesen weit weniger vom Rost des Friedens gelitten hat, als irgend ein andres, und erinnern deßfalls an das vortreffliche Werk des gewiß eben so unpartheyischen Herrn von Pylander. Wer könnte einem Wehrsystem seine Bewunderung versagen, das am vollkommensten der konstitutionellen Idee der Nationalbewaffnung entspricht, und dessen Anwendung der Geschichte ihre blutigsten, aber lehrreichsten Blätter überliefert hat. Jene Idee steht fest, alles Andre ist Nebensache, und so lange diese Idee nicht verlassen wird, so lange die Nationalbewaffnung nicht wieder der Söldnerei weichen muß, wird das preußische Heer das Muster aller Heere Europas bleiben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 47. — 6. Mai 1833.

Faustiana.

So eben erhält das Publikum aus Goethes Nachlaß den Schluß des Faust.

Goethes nachgelassene Werke. Erster Band. Faust. Der Tragödie zweiter Theil in fünf Akten. Vollendet im Sommer 1831. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1832.

Hier nur eine kurze Skizze, um den Ideengang des Dichters festzuhalten, ehe wir das Ganze zu beurtheilen unternehmen.

Faust schläft. Geister umtanzen ihn. Er erwacht gestärkt. Er blickt mit neuem Muth ins Leben, dessen Sturm ein Etwas in ihm niemals überwältigen kann. Und wäre dieses Etwas auch nur der Abglanz des Wahren und Höchsten, so ist doch das Göttliche und Unzerstörliche auch in diesem Abglanz enthalten.

So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Der Wasserſturz, das Felsenriff durchbrausend,
Ihn schau' ich an mit wachsendem Entzücken.
Von Sturz zu Stürzen wälzt er jetzt in tausend
Dann aber tausend Strömen sich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume sausend.
Allein wie herrlich diesem Sturm erſprießend,
Wölbt sich des bunten Bogens Wechsel-Dauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer.
Der spiegelt ab das menschlich Bestreben.
Ihm sinne nach und du begreifst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Mit diesem Trost, der ganz der Gesinnung des alten Faust (im ersten Theile) entspricht, mit dieser festen Ueberzeugung, daß nichts, selbst nicht die Hölle ihn zu überwältigen vermöge, stürzt er sich aufs neue in den Strom des Lebens. Er kommt, begleitet von Mephistopheles, an den Kaiserhof. Zahlreiche Anspielungen auf die moderne Politik. Die Erschaffung des Papiergelds als ein Zauberstückchen Mephistos ꝛc. Der durch alle diese Zauberei geblendete und unersättliche Kaiser verlangt, daß Faust die schöne Helena aus der Unterwelt heraufbeschwöre. Es geschieht, aber Faust wird von ihrer Schönheit so ergriffen, daß er auf das Zauberbild zustürzt. Es entweicht und er stürzt sinnlos zu Boden. — Wir finden ihn wieder in seiner alten Wohnung, noch erstarrt. Mephistopheles schnüffelt umher.

Blick' ich hinauf, hierher, hinüber,
Allunverändert ist es, unversehrt;
Die bunten Scheiben sind, so dünkt mich, trüber,
Die Spinnenweben haben sich vermehrt;

Die Dinte ſtarrt, vergilbt iſt das Papier;
Doch alles iſt am Platz geblieben;
Sogar die Feder liegt noch hier,
Mit welcher Fauſt dem Teufel ſich verſchrieben.
Ja! tiefer in dem Rohre ſteckt
Ein Tröpfchen Blut, wie ich's ihm abgelockt.
Zu einem ſolchen einzigen Stück
Wünſcht' ich dem größten Sammler Glück.
Auch hängt der alte Pelz am alten Haken,
Erinnert mich an jene Schnaken
Wie ich den Knaben einſt belehrt,
Woran er noch vielleicht als Jüngling zehrt.
Es kommt mir wahrlich das Gelüſten,
Rauhwarme Hülle, dir vereint,
Mich als Docent noch einmal zu erbrüſten,
Wie man ſo völlig recht zu haben meint.
Gelehrte wiſſen's zu erlangen,
Dem Teufel iſt es längſt vergangen.

So wie Mephiſtopheles ſich wieder in den Profeſſorsornat geworfen hat, erſcheint auch jener alte Schüler aus dem erſten Theil des Fauſt wieder, er iſt aber inzwiſchen Baccalaureus und wie ein Hegelianer allwiſſend geworden, bruskirt den Teufel und geht ſtolz ab:

Dies iſt der Jugend edelſter Beruf:
Die Welt ſie war nicht eh' ich ſie erſchuf;
Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf;
Mit mir begann der Mond des Wechſels Lauf;
Da ſchmückte ſich der Tag auf meinen Wegen,
Die Erde grünte, blühte mir entgegen,
Auf meinen Wink, in jener erſten Nacht,
Entfaltete ſich aller Sterne Pracht.
Wer, außer mir, entband euch aller Schranken
Philiſterhaft einklemmender Gedanken?
Ich aber frei, wie mir's im Geiſte ſpricht,
Verfolge froh mein innerliches Licht,
Und wandle raſch, im eigenſten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finſterniß im Rücken.

Auch Wagner tritt wieder auf. Er iſt eben beſchäftigt, durch chemiſche Künſte einen Menſchen zu deſtilliren, und der Homunculus kommt wirklich zum Vorſchein. Der Kleine geberdet ſich, ſeiner Entſtehungsart würdig, als ein durchaus fertiges, ſelbſtſtändiges, frei waltendes Weſen, lacht den Vater Wagner aus, rümpft ſelbſt über den Teufel die Naſe und arrangirt allein, was jezt mit Fauſt angefangen werden ſoll. Was iſt dieſer Homunculus in den Augen des Dichters? Das Geſchöpf der Einbildungskraft, der Geiſt des Traums, der ſeinen Urheber ſelbſt überwältigt und willenlos mit ſich fortreißt. Mephiſtopheles ſagt:

Am Ende hängen wir doch ab
Von Kreaturen, die wir machten.

Zunächſt iſt in dem Homunculus die durch das Bild der ſchönen Helena ins Klaſſiſche fixirte Imagination Fauſts repräſentirt oder perſonificirt. Daher ſagt auch der Kleine, indem er den Teufel bei Seite ſtößt und ſich zu Fauſts Führer aufdrängt:

Du (Teufel) aus Norden,
Im Nebelalter grau geworden,
Im Wuſt von Ritterthum und Pfäfferei,
Wo wäre da dein Auge frei!
Im Düſtern biſt du nur zu Hauſe.
(Umherſchauend.)
Verbrannt Geſtein, bemoost, widrig,
Spitzbögig, ſchnörkelhaftest, niedrig! —
Erwacht uns dieſer, gibt es neue Noth,
Er bleibt gleich auf der Stelle todt.
Waldquellen, Schwäne, nackte Schönen,
Das war ſein ahnungsvoller Traum;
Wie wollt' er ſich hierher gewöhnen!

Alſo fort mit ihm in das Land ſeiner ſchönen Träume, ins alte Hellas.

Jezt eben, wie ich ſchnell bedacht,
Iſt klaſſiſche Walpurgisnacht.

Der Teufel kann das nicht begreifen. Der Homunculus ſagt aber:

Romantiſche Geſpenſter kennt ihr nur allein,
Ein ächt Geſpenſt, auch klaſſiſch hat's zu ſeyn.

Kurz der Homunculus führt Fauſt in die alte griechiſche Mythenwelt, deren antike Geſtaltenfülle die klaſſiſche Walpurgisnacht aus dem goldnen und elfenbeinenen Traumthor zugleich hervordrängt. Die Wahrheit dieſer antiken Welt iſt immer nur die Wahrheit eines Traums, den Fauſt träumt, Fauſt, der ſchon lange vor ſeinem Bündniß mit dem Teufel für griechiſche Trauerſpiele ſchwärmte und jezt für Helena, das ſchönſte Weib der Erde, entzündet iſt. So kann, ſo muß Fauſt träumen. Die ganze klaſſiſche Walpurgisnacht erklärt ſich nur aus der unwillkührlichen Erinnerung an die romantiſche Walpurgisnacht, die ſich in den Traum beſtändig einmiſcht. Auch die phantaſtiſche Erzeugung eines Sohnes mit der ſchönen Helena trägt durchaus den Traumcharakter. Endlich erſcheint der Teufel ſelbſt ſo fremd in dieſer griechiſchen Welt, daß man nicht ihn ſelbſt, ſondern nur ſein Bild in Fauſts klaſſiſchem Traum erblickt.

So phantaſtiſch dieſer Traum begonnen, endet er auch, zerplazt gleichſam, und wir finden Fauſt von einer Wolke getragen auf einem hohen Berge wieder. Die Wolke (der Traum) verſchwindet, und auf dem Gipfel des Gebirgs erhebt ſich Fauſt zu edlen, hohen, reinen Entſchließungen. Alle ſeine Erinnerungen, Helena-Gretchen, fließen zuſammen, ſtimmen ihn wehmüthig

und ſtärken ihn doch in ſeiner jetzt viel beſonneneren, nur auf Edles gerichteten Willenskraft:

Der Einſamkeiten tiefſte ſchauend unter meinem Fuß,
Betret' ich wohlbedächtig dieſer Gipfel Saum,
Entlaſſend meiner Wolke Tragwerk, die mich ſanft
An klaren Tagen über Land und Meer geführt.
Sie löſ't ſich langſam, nicht zerſtiebend, von mir ab.
Nach Oſten ſtrebt die Maſſe mit gewaltem Zug,
Ihr ſtrebt das Auge ſtaunend in Bewundrung nach.
Sie theilt ſich wandelnd, wogenhaft, veränderlich.
Doch will ſich's modeln. — Ja! das Auge trügt mich nicht! —
Auf ſonnbeglänzten Pfühlen herrlich hingeſtreckt,
Zwar rieſenhaft, ein göttergleiches Frauengebild,
Ich ſeh's! Junonen ähnlich, Leda'n, Helenen,
Wie majeſtätiſch lieblich mir's im Auge ſchwankt.
Ach! ſchon verrückt ſich's! Formlos breit und aufgethürmt,
Ruht es in Oſten, fernen Eisgebirgen gleich,
Und ſpiegelt blendend flüchtiger Tage großen Sinn.
Doch mir umſchwebt ein zarter lichter Nebelſtreif
Noch Bruſt und Stirn, erheiternd, kühl und ſchmeichelhaft.
Nun ſteigt es leicht und zauternd hoch und höher auf,
Fügt ſich zuſammen. — Täuſcht mich ein entzückend Bild,
Als jugenderſtes, längſtentbehrtes höchſtes Gut?
Des tiefſten Herzens frühſte Schätze quellen auf,
Aurorens Liebe, leichten Schwungs, bezeichnet's mir,
Den ſchnellempfundnen, erſten, kaum verſtandnen Blick,
Der, feſtgehalten, überglänzte jeden Schatz.
Wie Seelenſchönheit ſteigert ſich die holde Form,
Löſt ſich nicht auf, erhebt ſich in den Aether hin,
Und zieht das Beſte meines Innern mit ſich fort.

Mephiſtopheles kommt. Fauſt läßt ſich durch ihn nicht irren, ſondern fordert von ihm zum Erſtenmal, zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, etwas Nützliches zu thun.

Fauſt.

Mit nichten! dieſer Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu großen Thaten.
Erſtaunenswürdiges ſoll gerathen,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.

Mephiſtopheles.

Und alſo willſt du Ruhm verdienen?
Man merkt's du kommſt von Heroinen.

Fauſt.

Herrſchaft gewinn' ich, Eigenthum!
Die That iſt alles, nichts der Ruhm.

Mephiſtopheles.

Doch werden ſich Poeten finden,
Der Nachwelt deinen Glanz zu künden,
Durch Thorheit Thorheit zu entzünden.

Fauſt.

Von allem iſt dir nichts gewährt.
Was weißt du, was der Menſch begehrt?
Dein widrig Weſen, bitter, ſcharf,
Was weiß es, was der Menſch bedarf?

Mephiſtopheles.

Geſchehe denn nach deinem Willen!
Vertraue mir den Umfang deiner Grillen.

Fauſt.

Mein Auge war auf's hohe Meer gezogen;
Es ſchwoll empor, ſich in ſich ſelbſt zu thürmen.
Dann ließ es nach und ſchüttelte die Wogen,
Des flachen Ufers Breite zu beſtürmen.
Und das verdroß mich; wie der Uebermuth
Den freien Geiſt, der alle Rechte ſchätzt,
Durch leidenſchaftlich aufgeregtes Blut
In's Mißbehagen des Gefühls verſetzt.
Ich hielt's für Zufall, ſchärfte meinen Blick,
Die Woge ſtand und rollte dann zurück,
Entfernte ſich vom ſtolz erreichten Ziel;
Die Stunde kommt, ſie wiederholt das Spiel.

Mephiſtopheles

Da iſt für mich nichts Neues zu erfahren,
Das kenn' ich ſchon ſeit hunderttauſend Jahren.

Fauſt

Sie ſchleicht heran, an aber tauſend Enden
Unfruchtbar ſelbſt Unfruchtbarkeit zu ſpenden;
Nun ſchwillt's und wächſ't und rollt und überzieht
Der wüſten Strecke widerlich Gebiet.
Da herrſchet Well' auf Welle kraftbegeiſtet,
Zieht ſich zurück und es iſt nichts geleiſtet,
Was zur Verzweiflung mich beängſtigen könnte:
Zweckloſe Kraft unbändiger Elemente!
Da wagt mein Geiſt ſich ſelbſt zu überfliegen,
Hier möcht' ich kämpfen, dies möcht' ich beſiegen.

Und es iſt möglich! — fluthend wie ſie ſey,
An jedem Hügel ſchmiegt ſie ſich vorbei;
Sie mag ſich noch ſo übermüthig regen,
Geringe Höhe ragt ihr ſtolz entgegen,
Geringe Tiefe zieht ſie mächtig an.
Da faßt' ich ſchnell im Geiſte Plan auf Plan:
Erlange dir das köſtliche Genießen
Das herriſche Meer vom Ufer auszuſchließen,
Der feuchten Breite Gränzen zu verengen
Und weit hinein, ſie in ſich ſelbſt zu drängen.
Von Schritt für Schritt wußt' ich mir's zu erörtern.
Das iſt mein Wunſch, den wage zu befördern!

Der Kaiſer erſcheint wieder, in Krieg begriffen. Fauſt verſchafft ihm durch Zauberkünſte den Sieg, und erhält dafür zum Lohn den Theil des Meeres, dem er durch

Austrocknung und Dünen festes Land abgewinnen will. Dieses Werk wird vollbracht, aber nun bekommt Faust aufs neue Langeweile und üble Laune und die Fliege an der Wand ärgert ihn. Die alte Hütte und das Gärtchen, worin Philemon und Baucis wohnen, stören seine neuen Anlagen, stehen ihm im Wege. Erst will er schonend gegen sie verfahren, dann aber fällt er in die alte Despotenlaune und Mephistopheles verdirbt sie. Da stellt sich zum Erstenmal statt des unruhigen Dranges, der ihn bisher vorwärts getrieben, die still daheim sitzen bleibende Sorge bei ihm ein. Um sich von ihr zu befreien, sich Zerstreuung zu verschaffen, läßt er einen ungeheuren Pallast erbauen, und das Land ringsum in ein Paradies für ein thätiges und freies Volk umschaffen.

Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte ließ ich fahren,
Was mir entwischte ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig;
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt.
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Thor! wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seines gleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.

* * *

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungne;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchsterrungne.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar doch thätig-frei zu wohnen.
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Heerde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emsige Völkerschaft.
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Fluth bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht gewaltsam einzuschießen,
Gemeindrang eilt die Lücke zu verschließen.
Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.

Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Aber dieser Augenblick ist sein letzter. Der Augenblick, in dem er durch seinen Egoismus Andern dient, gibt ihm den Tod. Und dadurch wird zugleich die Rettung motivirt. Mephistopheles sammelt die höllischen Schaaren um sich, um sich der Seele des Faust zu bemächtigen, sobald sie dem Körper entschweben wird. Aber da kommen die Engel vom Himmel herab und streuen Rosen auf das Grab:

Rosen, ihr blendenden,
Balsam versendenden!
Flatternde, schwebende,
Heimlich belebende,
Zweigleinbeflügelte,
Knospenentsiegelte,
Eilet zu blühn.

Frühling entsprieße!
Purpur und Grün;
Tragt Paradiese
Dem Ruhenden hin.

Mephistopheles stutzt, mißgeberdet sich, aber der Engel Gegenwart bezaubert ihn, macht ihn ohnmächtig und verführt ihn. Das Gefühl, das sie in ihm bewirken, wird vermöge seiner schmutzigen Natur sogleich thierische Wollust, und durch das Mittel, durch das er Faust betrog, wird er nun selbst betrogen. Während er wie ein Satir auf die schönen Engel gafft, entführen sie ihm die Seele Fausts.

Den Schluß macht die Apotheose. Am Bergesfuß in tiefen Gründen beten Anachoreten, wie auf dem Montserrat, nach dem Maaß ihrer Heiligkeit höher wohnend am Berg. Vorüber ziehn die Engel, die Fausts Seele zum Himmel tragen. Pater extaticus singt:

Ewiger Wonnebrand,
Glühendes Liebeband,
Siedender Schmerz der Brust,
Schäumende Gottes Lust,
Pfeile durchdringet mich,
Lanzen bezwinget mich,
Keulen zerschmettert mich,
Blitze durchwettert mich;
Daß ja das Nichtige,
Alles verflüchtige,
Glänze der Dauerstern
Ewiger Liebe Kern.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 48. — 8. Mai 1833.

Faustiana.

Goethes nachgelassene Werke. Erster Band. Faust. Der Tragödie zweiter Theil in fünf Akten. Vollendet im Sommer 1831. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1832.

(Fortsetzung.)

Die Engel singen:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht
Den können wir erlösen:
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Höher vollendete Engel verkünden die Sühnkraft der Liebe, die jeden Flecken tilgen kann.

Uns bleibt ein Erdenrest
Zu tragen peinlich,
Und wär' er von Asbest
Er ist nicht reinlich.
Wenn starke Geisteskraft
Die Elemente
An sich herangerafft,
Kein Engel trennte
Geeinte Zwienatur
Der innigen Beiden,
Die ewige Liebe nur
Vermag's zu scheiden.

So wird Fausts völlige Erlösung vorbereitet.

Freudig empfangen wir
Diesen im Puppenstand;
Also erlangen wir
Englisches Unterpfand.
Löset die Flocken los
Die ihn umgeben,
Schon ist er schön und gros
Von heiligem Leben.

Da auf der höchsten Höhe offenbart sich die ewige Liebe selbst, die Mater gloriosa. Sie allein erlöst, wie Doctor Marianus, der Heiligste unter den Heiligen in der höchsten und reinlichsten Zelle, hoch über den andern Einsiedlern, also sagt:

Höchste Herrscherin der Welt!
Lasse mich, im blauen,
Ausgespannten Himmelszelt
Dein Geheimniß schauen.

Billige was des Mannes Brust
Ernst und zart beweget
Und mit heiliger Liebeslust
Dir entgegen träget.
Unbezwinglich unser Muth
Wenn du hehr gebietest,
Plötzlich mildert sich die Gluth
Wie du uns befriedest.
Jungfrau, rein im schönsten Sinn,
Mutter, Ehren würdig,
Uns erwählte Königin,
Göttern ebenbürtig.
Um sie verschlungen
Sich leichte Wölkchen,
Sind Büßerinnen,
Ein zartes Völkchen,
Um Ihre Knie
Den Aether schlürfend,
Gnade bedürfend.
Dir, der Unberührbaren,
Ist es nicht benommen
Daß die leicht Verführbaren
Traulich zu dir kommen.

In die Schwachheit hingerafft
Sind sie schwer zu retten;
Wer zerreißt aus eigner Kraft
Der Gelüste Ketten?
Wie entgleitet schnell der Fuß
Schiefem glattem Boden?
Wen bethört nicht Blick und Gruß?
Schmeichelhafter Odem?

Am Throne der Maria bittet Gretchen für Faust:

Neige, neige
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück.

Ihre Bitte wird erhört. Faust wird unter den Engeln selbst ein Engel: Gretchen sagt

Vom edlen Geisterchor umgeben,
Wird sich der Neue kaum gewahr,
Er ahnet kaum das frische Leben
So gleicht er schon der heiligen Schaar.
Sieh wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle sich entrafft,
Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft!
Vergönne mir ihn zu belehren,
Noch blendet ihn der neue Tag.

Die Mutter Gottes sagt zu Gretchen:

Komm! hebe dich zu höhern Sphären,
Wenn er dich ahnet folgt er nach.

Das Ganze schließt:

Doctor Marianus.

Blicket auf zum Rettungsblick
Alle reuig Zarten,
Euch zu seligem Geschick
Dankend umzuarten.
Werde jeder bess're Sinn
Dir zum Dienst erbötig;
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin bleibe gnädig!

Chorus mysticus.

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß;
Das Unbeschreibliche
Hier ist es gethan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

So kurz diese Skizze ist, so dürfte sie doch hinreichen, zu zeigen, was der Dichter gewollt hat. Alles übrige ist blos Ausschmückung, deren Schönheiten und eigenthümliche Ideen zwar nicht minder Beachtung verdienen, die ich aber hier fallen lassen will, um das Ganze über dem Einzelnen nicht zu verlieren.

Zuerst und vor allem drängt sich uns die Bemerkung auf, daß dieses lezte Werk Goethes nicht blos eine willkührliche-poetische Erfindung, sondern ein sehr ernst gemeintes Glaubensbekenntniß ist. Die Wichtigkeit, die Goethe diesem Schluß des Faust gab, indem er das Manuscript wie ein Heiligthum unter sieben Siegel legte, sobald er die lezte Zeile niedergeschrieben, und es selbst nie wieder ansah, deuten nicht allein darauf hin. Im Gedichte selbst ist der Glaube an die Wahrheit seiner Grundidee unverkennbar ausgesprochen. Da ist keine Spur von Ironie, Goethe glaubt selbst an die Gnade, die er seinem Faust theilhaftig werden läßt. Und nur dieser Glaube entschuldigt die Mißgriffe, die der Dichter sich nie erlaubt haben würde, wenn er nicht geglaubt hätte. Die Poesie ist hier durchaus dem Glauben zur Weihe und zum Opfer dargebracht. Hätte der Dichter sich nur von der poetischen Konsequenz leiten lassen, so würde er der alten Volkssage treu geblieben, so würde Faust vom Teufel geholt worden seyn. Nur Goethes andrer Glauben konnte ihn vermögen, den Schluß der Volkssage abzuändern. Ja es scheint, daß dieser Glaube

ſpäter iſt, als der Anfang des Gedichtes ſelbſt, denn der erſte Theil des Fauſt ließ dieſen Ausgang noch nicht erwarten.

Goethe war ſich bewußt, daß ſein Fauſt ein poetiſches Problem ſey, deſſen Löſung jenſeits der ſpielenden Poeſie in dem ernſten Reich religiöſer Wahrheiten geſucht werden müſſe. So fand er die Sage ſelber vor, als die lezte und tiefſinnigſte Legende des katholiſchen Mittelalters, als die Legende von der Reformation, vom Sieg des Teufels in der weltlichen Gelehrſamkeit. Die Sage iſt aber, wie ihr Zeitalter, zwitterhafter Natur. Sie kann im Sinn der Finſterlinge, wie im Sinn der Freidenker gedeutet werden. Fauſt, als der Repräſentant des freien Geiſtes unterliegt entweder dem Aberglauben, oder er beſiegt ihn. Entweder der Teufel holt ihn, oder er trozt ſo dem Himmel wie der Hölle, als ächter Mikrokosmus, als ächter myſtiſcher Menſch, der mehr iſt, denn alle Engel und alle Teufel zuſammen genommen, der gleich iſt allein der Gottheit ſelbſt und ihr zweites Ich.

Obgleich nun Goethe im erſten Theil ſeinen Fauſt mehr in dieſes höchſte Gebiet geiſtiger Freiheit zu erheben ſchien, hat er ihn doch im zweiten Theil wieder unter die Macht des Aberglaubens erniedrigt. Es iſt nicht mehr die Rede von kecker Ueberordnung über die Geiſter, vom Ueberflug aller irdiſchen und überirdiſchen Größen, vom unaufhaltſamen Weiterſtreben; Fauſt muß ſich vielmehr bequemen, zwiſchen der Engniß und Langeweile der mittelalterlichen Hölle und des mittelalterlicher Himmels zu wählen. In eine der kleinen Holländereien muß er nothwendig mit all ſeiner Geiſtesgröße hinein, entweder in den Schweineſtall der Hölle, oder in den Schafſtall des Himmels zu den weißgekleideten, friſchgewaſchnen Engelchen mit rothen Bändchen am Halſe. Die alte Sage erließ dem kühnen Fauſt die Strafe nicht. Der Teufel mußte ihn holen. Dies ſcheint, vom niedern Standpunkt aus, das ganz natürliche und nothwendige Ende. Vom höhern Standpunkt aus kann man eine urſprüngliche Weſenheit und Kraft des menſchlichen Geiſtes annehmen, die über die Peinigungen der Hölle und ſüßen Näſchereien des Himmels gleich erhaben iſt, der all dergleichen fromme Vorſtellungen nur läppiſch erſcheinen, wie dies auch der frühere Goetheſche Fauſt mehrfach ausſpricht. Befindet man ſich aber einmal in jener mittelalterlichen Illuſion und läßt ſie gelten, ſo kann man doch wohl nur verfahren, wie die alte Sage, nämlich man muß Fauſt für ſeine Frevel vom Teufel holen laſſen.

Eine Philoſophie, welche den Menſchen über die Beſchränkung, den Jammer und ſelbſt die Schuld ſeines irdiſchen Lebens hinausſtellt, würde die Poeſie vernichten, da dieſe durchaus nur das Begränzte liebt. Es war alſo ſehr löblich vom Dichter, daß er uns im erſten Theil des Fauſt dieſe kecke Philoſophie nur als die hochmüthige Erfindung und den Wahn Fauſts darſtellt, während er dieſem Wahn gegenüber Himmel und Hölle nach mittelalterlichen Begriffen als das Wirkliche gelten läßt. Warum iſt er dann aber nicht dieſer Vorſtellungsweiſe treu geblieben? Warum iſt er von der alten Sage ſelbſt abgewichen? Die katholiſche Anſicht verlangte durchaus, daß Fauſt der Hölle anheimfiel. Dieſer Anſicht iſt der Teufel nicht ein bloßer Popanz, die Kinder zu erſchrecken, ſondern ganz entſetzenvolle Wirklichkeit. Dieſer Anſicht iſt, was Fauſt gethan, nicht ein leicht anfliegender Schmutzfleck, ſondern es ſind tief in die Seele gebrannte Todſünden, die rettungslos zur ewigen Qual führen. Dieſe Anſicht erkennt aufs beſtimmteſte in Fauſt einen gefallenen Engel, dem die Rückkehr abſolut unmöglich iſt. Dieſe Anſicht kennt eine Gnade und himmliſche Sühne, die ſelbſt ohne Verdienſt durch bloße Fürbitte erlangt werden kann, von der aber dennoch gewiſſe Todſünden unwiderruflich ausſchließen, und eine ſolche iſt das Bündniß mit dem Teufel, das für den Teufel vergoßne Blut, das eben ſo an die Hölle kettet, wie das Martyrerblut an den Himmel. Wenn nun Goethe, ganz abweichend von der alten Volksſage, die Engel herabſteigen, den Teufel fortjagen und Fauſt im Triumph nach dem Himmel führen läßt, ſo iſt dies entſchieden gegen den Glauben des katholiſchen Mittelalters, gegen die Illuſion, in die Goethe, der Volksſage folgend, ſeine Dichtung getaucht hat.

Wollte Goethe der Volksſage nicht folgen, ſo blieb ihm nur übrig, im Sinn des erſten Theils, den Fauſt als ſchlechthin erhaben über die ihn umgaukelnde Geiſterwelt zu ſchildern, als ein freies, durch nichts zu feſſelndes Weſen, in dem Etwas iſt, das abſolut göttlich und mehr als alle Teufel, aber auch mehr als alle Engel iſt. Alsdann hätte der Himmel eben ſo wenig Macht über Fauſt haben dürfen, als die Hölle; keine von beiden hätte ihn behalten dürfen. Fauſt erſchien uns im erſten Theil des Gedichts als eine hohe tragiſche Geſtalt, ein himmelſtürmender Titan, ein Höllenbezwinger, großartig über die gemeinen Schrecknisse erhaben, der Furcht unzugänglich, ein Geiſt, der uns ahnen ließ, was Freiheit heißt. So trat er auf und ſo blieb er noch am Schluß des erſten Theils, in ungebeugter Stellung rieſenhaft. Doch was wird nun aus ihm im zweiten Theile? Wie Tamino in der Zauberflöte, und wie Max im Freiſchützen wird er ohne ſein Zuthun durch hülfreiche Maſchinen gerettet, und ſo gibt es einen ganz opernartigen Schluß, in bengaliſchem Feuer der Thron der hülfreichen Göttin, vor ihr knieend ein glückliches Liebespaar, umher Engelchöre und im Vordergrunde amphitheatraliſch-pyramidaliſche Heiligengruppen. Iſt das noch Fauſt?

kann dieser alle Bande zerreißende Geist durch solch eine himmlische Komödie, durch den Flitter englischer Singchöre und Ballettänze gefesselt werden? Sind solche Weihnachtsherrlichkeiten in den Augen eines Faust mehr werth als die Furchtgebilde der Hölle? kann er dem schmeichelnden Flötenton zugänglicher seyn als dem drohenden Sturm? Ist nicht beides Sinnentrug, den sein sonnenhaftes Auge durchschaut? Können wir uns Faust länger in diesem Nonnenklosterhimmel denken? wird ihm der Singsang nicht bald verleiden, und sein Gretchen selbst, wird er, kann er ihr zum zweitenmal treuer seyn? Wie? Hier sollte Faust enden, hier sich ewig befriedigt fühlen?

Seiner Versetzung in den Mädchenhimmel geht nicht einmal eine Bekehrung vorher. Ich billige das, denn es wäre mir unerträglich, Faust als einen Büßenden zu sehn, und dies hat der Dichter glücklich vermieden. Wenn er aber nicht einmal bekehrt, wenn er nach wie vor noch der freie zügellose Geist ist, wie vermöchten wir uns der Vermuthung zu entschlagen, er könne unmöglich in diesem Mädchenhimmel aushalten! Ein Titan kann zerschmettert werden unter den Gebirgen, die er aufthürmt, oder wie Prometheus an den Fels gefesselt ewig schmachten, aber er kann sich nicht ergeben, nicht demüthig Hofdienst im Himmel thun und sich am untern Ende des Göttertisches von Heben ein Schälchen Nektar einschenken lassen. Titanen werden niemals Proselyten.

Sey es auch, daß Faust nur jener in Goethes Schriften vielfach wiederkehrende Weiberheld wäre, und in seinem Sturm und Drange weniger die höchste Geisterkönigswürde und Gottähnlichkeit suchte, als Liebesgenuß, so müßte doch die Frage entstehen, ob der Himmel, in den ihn Goethe hier einführt, ihm die höchste Befriedigung dieses Genusses gewähren kann? Dieser Himmel versagt ihm fortan den Wechsel, schließt ihn von der schönheitstrahlenden Helena für immer aus und zwingt ihn zu einer unauflöslichen Ehe mit Gretchen, die er schon einmal aus Langerweile verlassen hat. Zugegeben, daß Gretchen ihm die höchste Seligkeit gewähren kann, so ist doch nicht einzusehn, warum er das nicht gleich beim ersten Mal bemerkt haben sollte. War denn nicht gleich anfangs in Gretchens Unschuld schon der ganze Himmel enthalten? Bedurfte es erst, um dieses himmlische Gefühl mit Faust zu vergewissern, der abgeschmackten Dekoration von englischen Heerschaaren und Musikchören, Triumphbögen und Sternhöhen? Und können alle diese königlichen Hochzeits-Illuminationsanstalten das peinigende Gefühl des Treubruchs, Kindermords und Schaffots, die schmutzige Erinnerung der Hexenmacht und der kolossalen Sodomiterei mit antiken Gespenstern übertäuben? O nein, der Dichter hätte das menschliche Herz mehr befriedigt, wenn er Faust in Gretchens einsamer Hütte hätte sterben lassen. Hier hat er seinen Himmel gefunden, hier auf ewig verloren.

Hätte nun die poetische Konsequenz, sey es im Sinn der alten Volkssage oder im Sinn des ersten Theils des Gedichts einen andern Schluß verlangt, so läßt sich zur Rechtfertigung dieses vorliegenden Schlusses nichts geltend machen, als Goethes wirklicher und ernsthafter Glauben an die unbedingte Gnadenübung der ewigen, die Welt regierenden Liebe.

Dieser Glaube ist schön, ist eines Patriarchen am Ende seiner Tage würdig, und so erhaben als natürlich in den lezten Augenblicken des sterbenden Weisen, der hinüberscheidenden Mutter, des lange wirksamen Wohlthäters und Vaters. Aber derselbe Glaube ist für einen alten Sünder zu bequem, und für einen kecken Sünder, wie Faust, zu weibisch weichlich. Zwar ist es eine weltbekannte Wahrheit, daß Niemand sentimentaler ist, als der Teufel selbst, und daß alle arme Sünder einen äußerst weichherzigen Fleck haben; das aber ist es gerade, was die Poesie beständig läugnen muß, denn was bliebe am Sünder Poetisches übrig, wenn es nicht mehr die Kraft wäre? Nur der arme Sünder, der feige Schurke bedarf einer so bequemen Eselsbrücke zum Himmel, der trotzige Titan verschmäht sie, und wenn auch Felsen seine Brust zerschmettern und Geier tausendjährig ihm das Herz fressen.

Und verhält sich denn die ewige Liebe zum Sünder wirklich so, wie hier die Mater gloriosa zu Faust? Ist dies eine christliche Liebe, die den Reuigen mit offnen Armen aufnimmt, oder ist es nicht vielmehr eine Hofgunst, ein vornehmes Privilegium? Goethe stellt uns in der That den christlichen Himmel als die Hofhaltung einer heitern Königin dar, etwa wie den Hof der leutseligen Maria Antoinette. Wir sehn um sie nur Hofdamen und Pagen als größere und kleinere Engel. Kein Mann ist im ganzen Himmel zu sehn, außer am Eingang einige anbetende Mystiker als ergebene Portiers. Nun wird der arme Sünder eingeführt, es ist Clavigo, oder Weißlingen, oder Faust, gleichviel, er ist hübsch, eine junge Hofdame bittet für ihn, die Himmelskönigin lächelt und — die Sinekure im Himmel ist sein, mögen hunderttausend andre arme Sünder, die weniger vornehm sind, drunten in der Hölle für ihn büßen. So hat Goethe die Apotheose Fausts im christlichen Himmel dargestellt. Wo bleibt Gott? Ist denn kein Mann mehr im Himmel?

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 49. — 10. Mai 1833.

Faustiana.

Goethes nachgelassene Werke. Erster Band. Faust Der Tragödie zweiter Theil in fünf Akten. Vollendet im Sommer 1831. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1832. (Beschluß.)

Da hat Goethe doch wohl zu sehr alles auf die Gunst des schönen und zarten Geschlechts gestellt, und über dem „Ewig-Weiblichen" das Ewig-Männliche vergessen. Die Seelen stehlen sich aber nicht in den Himmel, wie der Hausfreund zur Frau, wenn der Mann nicht zu Hause ist. Es geht im Himmel nicht so bequem, so französisch à la Crebillon zu. Es gibt eine männliche Gottheit, wie es eine männliche Liebe und eine männliche Ehre gibt, und beide sind Eins.

Welchen Werth sollte eine Liebe ansprechen, die ohne Ehre ist? Den Verrath der Liebe mag ein Kotzebue verzeihen, aber sonst Niemand. Ehre ist, was Liebe über das thierische Zusammenlaufen erhebt. Ohne Ehre gibt es keine wahre Liebe. Verrath aber ist der Tod dieser Liebe, wie Uhland so richtig singt:

Die Lieb' ist hin, die Lieb' ist hin
Und niemals kehrt sie wieder.

Goethe selbst hat dies im Clavigo, seinem wahrsten Werk, richtig gefühlt. Er fühlte, daß es unmöglich sey, Clavigo der Marie Beaumarchais wieder zu geben. Später hat ihn dies gesunde Gefühl verlassen und er hat ganz wie Kotzebue die Treulosen wieder zusammengekuppelt. Erde oder Himmel ist gleichviel. Es war eben so unmöglich, im Himmel Faust und Gretchen wieder zu vereinigen, als Clavigo und Marien Beaumarchais auf Erden. Das Weib mag verzeihen, mag diese Wiedervereinigung wünschen, aber der Mann darf das ihm angebotne Glück nicht annehmen. Sie wird ihn lieben, aber dennoch wird ihr, wie der Marie Beaumarchais, das Herz brechen an dem Gedanken, er hat mich verrathen. Er aber, wenn er nicht durch und durch Schwächling, d. h. geborner Schurke ist, er kann nicht zurück wollen. Faust müßte den Himmel verschmähen, selbst wenn er hinein kommen könnte.

Es ist, wenn nicht poetisch, doch psychologisch äußerst interessant, wie Goethe in seinem Faust sophistisirt. Weil Faust den Himmel in Gretchens Liebe geahnet hat, soll er ihn theilen dürfen. Aber tritt man das Heilige mit Füßen? Heißt das den Himmel in der Geliebten ahnen, wenn man sie kalt dem grausamsten Geschick Preis gibt? Ist das ein Verdienst, das den Himmel erwirbt, wenn man ihn zerstört, wenn man in die Brust, wo Paradiesesfrieden wohnte, alle Qualen der Hölle wirft? Wenn Faust dafür, daß er Gretchen verführte und verließ, den Himmel verdient, so

verdient jedes Schwein, das sich in einem Blumenbeet wälzt, der Gärtner zu seyn, und wenn es gar den Perlenschmuck der Königin im Koth herumschleift, verdient es König zu seyn, und so käme es überhaupt nur auf die Kostbarkeit des Raubes an, um den Räuber darnach zu belohnen, anstatt zu bestrafen.

Goethe hat etwas von diesem Einwurf vorausgeahnet. Darum läßt er die vollendeten Engel sagen: „Immer bleibt ein unreiner Erdenrest an uns, den keine Geisteskraft, den selbst kein Engel von uns nehmen, und den nur die ewige Liebe ausscheiden kann.“ Wenn sie es nun aber thut, wenn es wirklich im Himmel einen Lethestrom gibt, der jede sündliche und unreine Erinnerung auslöscht — wozu dann der ganze Spektakel von Teufel und Hölle? Wenn alle Sünden vergeben werden können, so braucht es keine Hölle mehr.

Der Teufel kommt bei diesem Glauben doch gar zu kurz, und das sollte wenigstens nicht im Gedicht seyn, um so weniger als der Teufel im ersten Theil eine so ergreifende Rolle spielt. Wir kennen diesen trefflichen Mephistopheles nicht mehr wieder. Wie entsetzlich war er sonst, in scharfen Zügen ganz der uralte Teufel, die souveraine Bosheit von Weltanbeginn, herrschend im ganzen Universum, so weit es Schatten wirft, unumschränkt, durchaus überlegen, durchschneidend klug. Und jetzt, in diesem zweiten Theile, wird er matt, fade, ironisirt mit ältlichem Witz sich selbst, und verläugnet seine Nachtwächternatur gänzlich, indem er sich um seine Beute betrügen läßt. Er wird durchaus ein dummer Teufel. Aber ist diese Wendung natürlich? Hat sie nur irgend eine poetische Wahrscheinlichkeit für sich? Die Paradiesesschlange, der in weltalter Klugheit sich behaglich wiegende Kuppler, der die Schwäche der Menschen von Grund aus kennende und aller Verführungsmittel mächtige Zauberer, der immer nur Andre durch Sinnenreize verlockt, die ihm, wenn er ihrer bedarf, vermöge seiner Herrschergewalt über die Elementargeister in verschwenderischer Fülle zu Gebote stehn, kann sich doch unmöglich durch den Sinnenreiz einiger Engel selbst verführen lassen? In diesem zweiten Theil verliert der Teufel nicht nur alles Schreckliche, was er im ersten Theil an sich trug, nicht nur jenes unheimliche Grauen, das er erweckte, fällt weg, sondern auch von der geistigen Ueberlegenheit, von der Meisterschaft jahrtausendlanger Erfahrung, von der gerade den höchsten Kapacitäten am meisten schmeichelnden Teufelslist, von der intellektuellen Grazie des Erzvaters der Lüge ist fast kaum noch eine Spur übrig. Er ist nur noch altklug, schwatzhaftig, und gleichsam seine Ueberlästigkeit fühlend, da er nicht mehr schrecklich und nicht mehr nöthig ist, da er nur eben noch mitläuft, sucht er sich nur noch durch Randglossen und zahme Xenien bemerklich zu machen, die tief, tief unter dem blieben, was er im ersten Theil, jedes Wort ein Höllenblitz, in seiner Machtvollkommenheit gesprochen. Kurz, früher war Mephistopheles das wirksame böse Princip, jetzt ist er nur noch der moderne Spott über das mittelalterliche pferdehufige, gehörnte und geschwänzte Wahnbild. Sonst war er die Hauptfigur einer des Aeschylos würdigen Tragödie, jetzt ist er nur noch die komische Nebenfigur einer Gozzischen geistreichen Maskenposse.

Ich will nicht im kirchlichen Sinne der advocatus diaboli seyn, wohl aber im poetischen. Der Teufel ist eine poetische Idee, die kein Dichter so rein aufgefaßt hat, als Goethe im ersten Theil seines Faust. Bedient sich seiner der Dichter, so ist es vor allem nothwendig, daß er auch an den Teufel glaube oder wenigstens glauben mache. Nicht umsonst beschwört man die Hölle, wer sie angerufen, muß ihr die ganze Entsetzlichkeit lassen, die sie in der Illusion der Völker behauptet. Wenn Goethe vollends nicht blos ihre sinnlichen Schrecken, sondern auch ihren geheimen geistigen Zauber, den Basiliskenblick des bösen Dämon, das Genie der reinen Bosheit und die Liebenswürdigkeit der konsequenten Lüge erkannte, wenn er aus allem diesem ein Bild des Satans von erschütternder Wahrheit schuf, so scheint es unbegreiflich, wie er den Glauben an dieses bewundernswürdige Charakterbild wieder zerstören mochte. Dieser Mephistopheles konnte, wenn der Dichter durchaus wollte, seine Macht über Faust verlieren, aber nur im Kampf nicht sich um seine Beute betrügen lassen. Er mußte, wenn auch besiegt, in jene altgewohnte Resignation sich zurückziehn, die er gleich in den ersten Scenen in Fausts Studierstube so geistvoll aussprach. Auch Teufel haben eine gewisse Würde, die in ihrer Macht und Klugheit liegt, und Mephistopheles war sich ihrer bewußt, er durfte nie unter sie hinabsinken, er durfte niemals dumm werden. Er konnte ganz das Rauhe herauskehren, in grotoskester Frechheit, aber er durfte nicht dumm werden.

Es ist merkwürdig, aber nicht schmeichelhaft für Goethe, daß er den Faust eben so schließt, wie es Rosenkranz und Hoffmann in ihren anmaßlichen Fortsetzungen, des Goethe'schen Faust gethan haben. Woher diese Uebereinstimmung neuerer Dichter, da doch die ältern Bearbeiter des Faust ihn immer ehrlich dem Teufel überantworteten und nicht daran dachten, ihn sentimental zu verhimmeln? Ist das nicht ein Symptom der jetzt in der deutschen Poesie herrschenden Schwächlichkeit?

Treten nun in diesem Schluß des Goetheschen Faust die Hauptcharaktere, Faust und Mephistopheles, gegen ihre Vorbilder im ältern ersten Theil der Tragödie zurück, verlieren sie das Hohe, Schreckliche, Grauenhafte,

das ihnen eigen war und erscheinen auf einmal kleinlich, weinerlich und dumm, so ist dagegen die ganze übrige Ausschmückung des Dramas so glänzend, so überreich phantastisch, daß man gern die verfehlte Anlage im Großen über dem Reiz aller Einzelheiten vergißt. Obgleich die Oberfläche der Sprache Verschiedenheiten darbietet, und der fließende Wohllaut eine ältere, die steifern und pretiösern Wendungen dagegen die jüngste Zeit der Abfassung verrathen, so hat dies doch keinen Einfluß auf die dichterische Kraft und Fülle des Inhalts; vielmehr ist selbst in den zuletzt gefertigten Theilen noch das Feuer einer jugendlichen Phantasie zu erkennen. Von Anfang bis zu Ende waltet eine ununterbrochne Stärke des Gedankens, Farbenpracht der Bilder, und eine wahrhaft klassische Kürze, die in einem Wort ein ganzes Gemälde gibt und auf einer Seite eine ganze Welt von Bildern vor uns entfaltet; ja an dieser verschwenderischen Kürze übertrifft der zweite Theil beinahe den ersten. Besonders reich ist in dieser Hinsicht die klassische Walpurgisnacht, in der die ganze Marmorwelt in den kühnsten Traumgruppen sich vor dem entzückten Auge vorüberwälzt. Die Worte, die jeder der vorübereilenden Gestalten in den Mund gelegt werden, versetzen uns unter die griechischen Dichter, geben deren eigenste Worte wieder, entfalten den ganzen alten Zauber des Homer, Sophokles, Pindar, Aristophanes. Welche Malerei selbst in den unbedeutendsten Chören, die gleich bescheidnen Reliefs unten an den Wänden laufen. Z. B.:

Wallt ihr andern, wo's beliebet, wir umzingeln, wir umrauschen
Den durchaus bepflanzten Hügel, wo am Stab die Rebe grünt;
Dort zu aller Tage Stunden läßt die Leidenschaft des Winzers
Uns des liebevollsten Fleißes zweifelhaft gelingen sehn.
Bald mit Hacke, bald mit Spaten, bald mit Häufeln, Schneiden, Binden,
Betet er zu allen Göttern, vorderfamst zum Sonnengott.
Bacchus kümmert sich, der Weichling, wenig um den treuen Diener,
Ruht in Lauben, lehnt in Höhlen, faselnd mit dem jüngsten Faun.
Was zu seiner Träumereien halbem Rausch er je bedurfte,
Immer bleibt es ihm in Schläuchen, ihm in Krügen und Gefäßen.
Rechts und links der kühlen Grüfte ewige Zeiten aufbewahrt.
Haben aber alle Götter, hat nun Helios vor allen,
Lüftend, feuchtend, wärmend, glutbend, Beeren-Füllhorn aufgehäuft,
Wo der stille Winzer wirrte, dort auf einmal wird's lebendig,
Und es rauscht in jedem Laube, raschelt nun von Stock zu Stock.
Körbe knarren, Eimer klappern, Tragebutten ächzen hin,
Alles nach der großen Kufe zu der Keltrer kräftigem Tanz;
Und so wird die heilige Fülle reingeborner saftiger Beeren
Frech zertreten; schäumend, sprühend mischt sich's widerlich zeugetsam.
Und nun gellt in's Ohr der Cymbeln mit der Becken Erzgetöne,
Denn es hat sich Dionysos aus Mysterien enthüllt;
Kommt hervor mit Ziegenfüßlern, schwenkend Ziegenfüßlerinnen,
Und dazwischen schreit unbändig grell Silenus dürrig Thier.
Nichts geschont! Gespaltne Klauen treten alle Sitte nieder,
Alle Sinne wirbeln taumlich, gräßlich übertäubt das Ohr.
Nach der Schale tappen Trumme, überfüllt sind Kopf und Wänste.
Sorglich ist noch ein und andrer, doch vermehrt er die Tumulte.
Denn um neuen Most zu bergen, leert man rasch den alten Schlauch!

Es wäre thöricht, noch weiter diese Schönheiten zu preisen. Wir können sie nur genießen, nicht zählen. Wer sie aber doppelt genießen will, lese zuvor:

Faust. Eine Tragödie von Goethe. Fortgesezt von J. D. Hoffmann. Leipzig, Lauffer, 1833.

Ich verkenne die gute Absicht nicht, welche diesem Gedicht zu Grunde liegt. Wer ein solches Wagstück unternimmt, sich der ganzen Lächerlichkeit eines solchen Versuchs aussezt, der muß es sehr ernst damit meinen. Aber es ist eine Verirrung. Jeder gute Dichter ist eigen und unnachahmlich, und ein schlechter, der nachgeahmt werden kann, verdient es nicht zu werden. Die vorliegende Arbeit war um so unnöthiger, als schon Herr Rosenkranz in seinem „geistlichen Nachspiel zum Faust“ (vergl. Literaturblatt 1832. Nr. 29) eine ganz ähnliche gemacht hatte. In beiden wird Faust bekehrt und kommt in den Himmel, und in diesem einzigen Fehler gleichen sie Goethen, während sie auch nicht einen seiner poetischen Reize nachahmen konnten. Man kann kaum etwas Tolleres lesen, als den Schluß des vorliegenden Gedichts. Wir kommen in den dritten Himmel. Gott ruht in Licht. Die Liebe kommt aus dem zweiten Himmel, öffnet die Pforten, und führt den Dichter ein, der seinerseits den Faust einführt. Aber nicht nur den Faust, nein auch den Mephistopheles, auch den Teufel selber, der also spricht:

O Herr, nicht ganz beschämt erschein' ich hier,
Doch auch nicht ganz ruhmredig, wie wohl sonst;
Du hattest deinen Faust dir wohl durchschaut,
Er liebte dich, er suchte treu nach dir,
Und wußte nur die Wege nicht zu finden.
Ich mühte mich, ihn hin und her zu leiten,
Und mußte selber, wider meinen Willen
Die Leiter ihm zu deinem Himmel halten.

Hinter dem Teufel kommt vollends noch der ewige Jude her, ganz unnütz, um bei dieser guten Gelegenheit auch in den Himmel zu spazieren. Der Dichter scheint ihn herbeigeholt zu haben, um sein ungesalznes Gedicht etwas pikanter zu machen, aber da er nicht einmal den Teufel zu pfeffern wußte, ist auch der Jude nur ein faber Knoblauch. O pfui, wie ist es möglich, so fade zu seyn, pfui!

Vorlesungen über Goethes Faust von F. A. Rauch. Büdingen, Heller.

Es ist ganz einerlei, was der Verfasser vom philosophischen Standpunkt aus über den Faust sagt. Die Wahrheiten, die Goethe darin ausgesprochen hat, müssen nicht als absolute beurtheilt werden, sondern nur als relative, als poetische Wahrheiten. Ueber die Macht des Teufels mögen sich Theologen und Philosophen herumstreiten, wie sie wollen, hier im Gedicht steht sie fest. Aus der Wissenschaft mag man sie hinausvotiren, in der Poesie besteht sie fort in ihrer schwärzesten Majestät. Ohne Zweifel war es daher recht philosophisch von Goethe, dem Teufel sein Brod etwas klein zuzuschneiden, aber es wäre poetischer gewesen, wenn er den Gottseibeiuns mächtiger und furchtbarer hätte bleiben lassen. Das Unterliegen nach einem Riesenkampfe ist poetischer als ein müheloser Sieg über einen ohnmächtigen Feind.

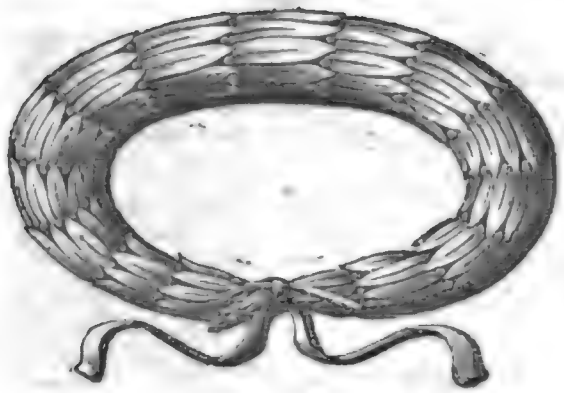
Faustus. Ein Gedicht von Ludwig Bechstein. Leipzig, Leo, 1833.

Ein typographisches Prachtwerk. Papier und Druck so schön, als es jedem guten deutschen Dichter zu wünschen ist. Inzwischen bin ich der unmaßgeblichen Meinung, daß Bechstein in epischen Gedichten nicht so glücklich ist, als in Romanen und Novellen. So sehr er des Verses Meister ist und reich an Bildern wie an edlen und zarten Gedanken, so fällt er im epischen Gedicht doch zu häufig in die Gewohnheit des in Prosa schreibenden Romandichters und läßt sich gehn, statt jedes Wort geizig abzuwägen und mit scharfem Meißel gleichsam in Stein zu hauen. Prosa verträgt den leichten Stol, ja verlangt ihn, aber im Epos muß man immer viel mit möglichst wenig Worten sagen, und streng objektiv bleiben, nicht subjektiv in Empfindungen abschweifen.

Warum hat Bechstein nicht einen Faust in Prosa, als Roman geschrieben? Er würde ihm ohne Zweifel trefflich gelungen seyn, weit besser als dieses in Nibelungenversen vorgetragene Epos, welches die Ungebundenheit des Romans entbehrt und doch als Gedicht sich auf keine Weise mit dem Goetheschen Meisterwerk messen kann. Der Verfasser verbittet sich jede Vergleichung, aber drängt sie sich nicht auf, kann man nicht sehn wollen, was man doch sieht? Der Dichter hat vollkommen richtig erkannt, daß Goethes Faust der wahre Faust der alten Sage nicht sey, daß man dieselbe Sage anders, wenn auch der poetischen Ausschmückung nach nicht schöner, doch innerlich wahrer, mithin auch innerlich schöner behandeln könne. Er hat daher ganz im Sinne der Sache und der poetischen Nothwendigkeit dem Teufel sein Recht widerfahren und Faust in Flammen untergehen lassen. Aber dies alles würde gerade um seiner Wahrheit und Natürlichkeit willen weit größern Eindruck machen, wenn der Teufel schrecklich genug, wenn Faust interessant genug gezeichnet wäre. In dieser Charakterzeichnung aber bleibt Bechstein zu weit hinter Goethe zurück. Der Dichter, der nach Goethe noch einen Faust schreiben will, muß sich auf das Entsetzliche, Grausame, Schmutziggemeine des Teufels nicht weniger verstehn, als Goethe, und Faust wo möglich noch geistreicher, liebenswürdiger, interessanter schildern, in dem Maaß, als sein Schicksal tragischer ist, wenn er der Hölle anheimfällt, anstatt von Hofkavalieren der Himmelskönigin in weißer Livree zum göttlichen Souper abgeholt zu werden, wie Goethe will. Die Feinheit und Gewandtheit aber, wie das boshaft Teuflische, das zu einer solchen Darstellung nothwendig gehört, läßt sich besser im dramatischen Jambus oder in Prosa geben, als in dem zu einförmigen und viel zu treuherzigen Versmaaß der Nibelungen.

Die Umrisse, die nach dem Muster derer von Cornelius und Retsch diesem Faust von Julius Thäter beigegeben sind, verrathen einen guten Zeichner, dem es aber an klaren Ideen über den Inhalt seiner Darstellungen noch zu mangeln scheint. Faust sieht auf diesen Bildern fast durchgängig lahm, trübselig, recht wie ein schwindsüchtiger Schulmeister aus, was wenigstens in den Scenen nicht der Fall seyn soll, in denen er sich vor der Geliebten als glücklicher Don Juan, kräftig blühend in Fülle der Gesundheit, produciren soll. Aber gerade in diesen Scenen auf den Blättern gegenüber den Seiten 134 und 138 sieht er so dürftig, dürr, hungrig und schmerzhaft aus, daß die schöne Helena wohl eher zum Doktor schicken, als ihn umarmen sollte. Noch mehr Mitleid aber erweckt der Teufel, wie er gegenüber den Seiten 83, 134 und überall auftritt. Er sieht wie ein alter Leichenbitter aus und hat jene affektirte Ernsthaftigkeit und endlich zur Gewohnheit gewordene Trauermiene, wodurch dergleichen alte Leute vom halbgeistlichen Handwerk, Küster, Glöckner, Todtengräber sich auszeichnen. Er paßt zwar mit dieser pedantischen Schwermüthigkeit ganz zu dem schwindsüchtigen Faust, wie er hier auf den Bildern erscheint, aber man hat Mühe, sich nur die Möglichkeit zu denken, daß dieser trübselige langweilige alte Mensch der lustige und geistreiche Mephistopheles seyn soll.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 50. — 13. Mai 1833.

Lyrische Dichtkunst.

1) Horae belgicae, pars I et II. Der zweite Theil auch unter dem Titel: Holländische Volkslieder, gesammelt und erläutert von Dr. H. Hoffmann (v. Fallersleben). Mit einer Musikbeilage. Breslau, Graß, Barth u. Komp., 1833.

2) Proben altholländischer Volkslieder. Mit einem Anhang altschwedischer, englischer, schottischer, italienischer, madecassischer, brasilianischer und altdeutscher Volkslieder. Gesammelt und übersezt von O. L. B. Wolff. Greiz, Henning, 1832.

Wir müssen in der Lyrik der Niederländer, wie in ihrer Malerei eine ältere und neuere Schule unterscheiden. Von der spätern unausstehlich philiströsen Holländerei, von den langweiligen Moralien eines Cats und den nach französischem Geschmack zugeschnittenen Liedergärtchen, worin zwischen in Kegel und Kugelform geschnittenen Taxusbäumchen galante Bürgermeister in Allongeperrücken und ihre Damen in himmelrunden Reifröcken stolziren, ist im alten holländischen Volkslied noch keine Spur. Dieses ist vielmehr ganz so naiv, romantisch und tief poetisch, als irgend ein oberdeutsches Volkslied. Auch haben sie dieselben Gegenstände, die Jungfrau Maria, das Christkind, die Heiligen, Karolus Magnus, die Moral und die Liebe. Nur die Sprache und die Reimchroniken und Beschreibungen niederländischer Kämpfe modificiren den allgemein deutschen Charakter der altniederländischen Poesie. Viele der schönsten Volkslieder, zärtliche und rührende Balladen, sind den Niederländern und Oberländern durchaus gemeinschaftlich.

Herr Hoffmann hat mit dem ihm eignen Fleiß und Glück fast alle Schätze jener alten Poesie zusammengetragen und darf sich mit Recht einer Vollständigkeit rühmen, die keiner vor ihm erreicht hat. Der erste Theil seines Werks enthält die historischen Nachrichten über die Dichter, der zweite gibt Proben der Gedichte selbst. Da wir voraussetzen dürfen, daß diejenigen unsrer Leser, welche für dergleichen Gegegenstände besonderes Interesse haben, sich das Buch selbst ansehn werden, so halten wir es für überflüssig, den Andern, welche dieses Interesse nicht haben, mit dem Abdruck so barbarischer Laute, als es die niederländischen sind, hier beschwerlich zu fallen, und ziehn es vor, ihnen einige Uebersetzungen aus dem Werk von Wolff vorzulegen, welches leztere übrigens nur wenige Lieder und zwar ohne historischen Zusammenhang, blos ihres poetischen Werthes wegen mittheilt.

Verborgne Liebe.

Das Mädchen über die Zugbrücke ritt,
Die Tasch' ihr von der Seite glitt
Und sank alsbald zu Grunde;
Mit einem Mal kam ein Retter her,
Der fischt' sie in kurzer Stunde.

Als sie die Tasche wieder sah,
Nie einen trüberen Tag sie sah,
Es stand darin geschrieben:
Der muß sieben Jahre Lazarus seyn,
Der da trägt verborgenes Lieben.

Was sie thät oder ließ, war ihr nicht bewußt,
Sie nahm ein Messer, zerschnitt ihre Brust,
Und ging ihrem Vater zu klagen:
„Ich bin mit Lazarey geplagt,
Ihr könnt es hier gewahren."

„„Meine Tochter, sollst Du Lazarus seyn?
Du bist die liebste Tochter mein,
Die schönste der Jungfrauen;
Und käm' ein Königssohn, mit Dir
Ließ er sich gerne trauen.""

„O Vater, laß bauen ein Häuschen hin
Von Disteln, Dornen und Lilien grün
Und miethet mir einen Gesellen,
Der stets mir meinen Willen thut
Und klingelt die Lazarusschellen."

Ihr Näpfchen in der rechten Hand,
Die Klapper in der linken Hand,
So thät durch die Straßen sie schreiten:
„Ach gebt einem armen Lazarus was,
Von wegen der Mildthätigkeiten."

Jetzt spricht der Ritter, der ihr vor sieben Jahren auf der Zugbrücke begegnete:

„„Und welche Mildthätigkeit soll ich Dir thun?""
„Es fehlt mir an Strümpfen und an Schuhn,
Trug keine in sieben Jahren;
Doch würd' ich ein hübsch Mädchen aufs Neu,
So wollt' ich mich wohl verwahren."

Sie zeigt' ihm die Hände und hob sie auf,
Und legte sie auf den Sattel hinauf,
An den Ringen konnt' er sie kennen,
Daß sie dieselbe Jungfrau sey,
Die er pflegt' zu beminnen.

Er hielt das schöne Kind lieb und werth,
Er setzt' sie vor sich auf sein Pferd
Und thät plötzlich fortreiten:
Er zog ihr die Lazaruskleider aus,
Hüllt' sie in weiße Seiden.

„Lebt wohl nun, Vater und Mutter mein,
Lebt wohl nun, Schwester und Brüderlein,
Lebewohl meinen Freunden allen;
Ich danke Gott vom Himmelreich,
Daß die Lazarey verfallen."

Fällt unsern gegenwärtig so subjektiv sentimentalen Dichtern nicht die objektive Naivetät in dergleichen alten Liedern auf? Es ist lauter Handlung, lauter Leben, lauter Bild im Gedicht, aber keine sentimentale Phrase und thränenreiche Expektoration. Die tiefere glühendere Empfindung ist stumm, und wirkt eben dadurch um so mächtiger. Aber jene Empfindung war auch reiner, ächter in den alten Tagen. Der Mann liebte männlich, er entäußerte sich selbst im Schmerze nicht der Kraft und jener Ueberlegenheit, die unter allen Umständen im Leben wie im Gedicht seinem Geschlecht zukommt. Da war noch keine Spur von der lyrischen Feigheit, die unsre neuen Dichter auszeichnet, da wäre es noch keinem, auch dem weichsten Minnesänger nicht, eingefallen, die Eifersucht in muthlosen Thränen zu ersäufen, und gleichsam die Geliebte um Gotteswillen zu bitten, ihm nur untreu zu werden, damit er nur still weinen könne über den Verlust. Nein in jenen alten Tagen schlug man, wie es sich gebührt, den Nebenbuhler todt. Auf der andern Seite aber prahlten die damaligen Jünglinge nicht auf eine so verdächtige Weise mit ihrer Reinheit, wie es die heutige poetische Jugend so gerne zu thun pflegt. Man sollte meinen, die Geschlechter hätten sich verkehrt, und die Mädchen seyen wilde lustige Springinsfelde geworden, die Jünglinge aber schüchterne züchtige Jungfräulein, so blöde und prude sind unsre modernen Lyriker. Da lob ich mir doch die alten Sänger, die noch Geschmack genug hatten, in der reizenden männlichen Tyrannei Poesie zu finden, und noch Muth genug, sie auszuüben, wie folgendes schöne Lied darthut.

Bewährte Treu.

Es sollt' eine Jungfrau früh aufstehn,
Und ihren Liebsten suchen gehn;
Sie sucht' ihn unter der Linden,
Und konnt' ihren Liebsten nicht finden.

Mit einem Mal kam ein Herr daher.
„Was thut Ihr hier allein?" fragt er,
„Zählt Ihr die grünen Bäume,
Oder die gelben goldnen Rosen?"

„„Ich zähle die grünen Bäume nicht
Und pflück' auch alle goldnen Rosen nicht.
Ich hab' meinen Liebsten verloren,
Keine Nachricht kommt mir zu Ohren.""

„Habt Ihr Euren Liebsten verloren?
Keine Nachricht kommt Euch zu Ohren?
Er ist auf Zeelands Auen,
Und verkehrt mit anderh schönen Frauen.“

„„Ist er auf Zeelands Auen,
Verkehrt mit andern schönen Frauen.“
So möge der Himmel sein Führer seyn
Mit allen den hübschen Junfräulein.““

Was zog er aus seinem Aermel hold?
Eine Kette von rothem Gold.
„Die will ich Euch, schönes Kind, schenken,
Wollt nicht an den Liebsten mehr denken.“

„„Und wäre die Kette noch einmal so lang,
Und hinge vom Himmel zur Erde entlang,
Viel lieber mag sie mir fehlen,
Als daß ich einen Andern thät wählen.““

Das aber rührte dem Herrn sein Blut.
Er sprach: Schönes Kind, seht Euch vor, was Ihr thut,
Ihr seyd meine rechte Frauen,
Mit keiner Andern laß ich mich trauen.“

Dasselbe Lied, dessen Text bei Hoffmann, und dessen Uebersetzung bei Wolff abgedruckt ist, findet sich auch in folgender altdeutschen Bearbeitung:

Es stand eine Lind' im tiefen Thal,
War oben breit und unten schmal,
Worunter zwei Verlobte saßen,
Vor Liebe ihr Leid vergaßen.

Feins Liebchen, wir müssen von einander,
Ich muß noch sieben Jahr wandern. —
Mußt du noch sieben Jahr wandern,
Nehm' ich mir keinen andern. —

Und als die sieben Jahr umme war'n,
Sie meinte, ihr Liebchen käme bald.
Da ging sie in den Garten,
Ihr Feinsliebchen zu erwarten.

Sie ging wohl in ein grünes Holz,
Da kam ein Reuter geritten stolz:
Gott grüß dich, Mädchen feine,
Was machst du hier alleine? —

Sind dir dein Vater oder Mutter gram,
Oder hast du heimlich einen Mann? —
Mein Vater und Mutter sind mir nicht gram,
Ich hab' auch heimlich keinen Mann.

Gestern war's drei Wochen über sieben Jahr,
Daß mein Feinsliebchen ausgewandert war. —
Gestern bin ich geritten durch eine Stadt,
Wo dein Feinsliebchen Hochzeit hatt'.

Was thust du ihm denn wünschen an,
Daß er seine Treue nicht gehalten hat? —
Ich wünsch' ihm all das Beste,
So viel der Baum hat Aeste;

Ich wünsch' ihm so viel Glücke fein,
So viel wie Stern' am Himmel seyn;
Ich wünsch' ihm so viel gute Zeit,
So viel wie Sand am Meere breit. —

Was zog er von dem Finger sein?
Ein feines, goldnes Ringelein;
Er warf den Ring in ihren Schooß,
Sie weinte, daß ihr das Auge floß.

Was zog er aus seiner Taschen?
Ein Tuch schneeweiß gewaschen:
Trockne ab, trockn' ab dein Aeugelein:
Du sollst fürwahr mein eigen seyn.

Ich wollt' dich nur versuchen,
Ob du würd'st schwören oder fluchen;
Hätt's du einen Schwur oder Fluch gethan,
Von Stund an wär ich geritten davon.

Das war die goldne Zeit der Liebe, da die Männer noch Männer und die Mädchen noch Mädchen waren. Heute sind sie es zwar in der Wirklichkeit auch noch, aber leider nicht mehr in der Poesie. Die an und für sich nicht genug zu preisende Galanterie ist ausgeartet in Unnatur. Aus der Herablassung der männlichen Kraft, aus dem großmüthigen Getändel des Löwen ist eine eselmäßige Verpflichtung geworden, die Ohren hängen zu lassen. Die alten Recken legten den Helden ab, um mit Weibern wie mit Kindern zu spielen, und unsre Dichter können nun den Helden nicht mehr wiederfinden. Ach, unsre Poesie ist alles, nur nicht männlich.

5) Volkslieder der Polen. Gesammelt und übersezt von W. P. Leipzig, Weidmann, 1833.

Nachdem der Herausgeber von den Nationaltänzen der Polen gesprochen, geht er zur Musik über. „Die Musik dieser Tänze, wenigstens einiger derselben, ist bekannt, oder wird es jezt mehr, da das Unglück die Polen wieder nach allen Weltgegenden warf, und ihr Loos, wenigstens hier und da, einiges Interesse erregt. Im Allgemeinen könnte man sagen, daß die Musik der polnischen Tänze feierlich oder froh und rauschend ist; ihre Lieder aber und die Melodien derselben ernst, wehmüthig, melancholisch, kurz ein Widerhall ihres Lebens und ihrer Geschichte. In den lezten Zeiten versank selbst der Mazur, den die Freude geboren, in einen Mollton, und die Polonaise legte ihren stolzen und feierlichen Charakter ab, und wurde zu einem jammernden Grabgesang,

bei dem man an Lord Byron, an sein gemartertes Herz und seine Lieder wieder denken muß. Was die nachstehenden Lieder betrifft, so hat jedes derselben eine eigene Melodie, und es ist wahrhaft zu bewundern, wie entsprechend diese jedesmal ist, und die Tiefe der poetischen Empfindung bezeichnet und ausfüllt. Der Grundton ist Wehmuth, — selbst in tändelnden und naiven Liedern läßt sich immer ein Etwas hören, das an den ererbten Schmerz vergangener Leiden erinnert; ein Klageseufzer, ein Sterbelaut, welcher den Schöpfer zu beschuldigen, sein Daseyn zu verdammen scheint, und, wie Tieck meint, aus dem Staube der Vernichtung hinausjammert zum Himmel:

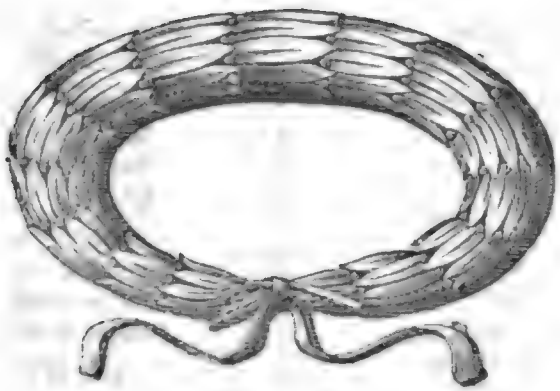
„Was hab' ich verbrochen?!"

Dies sind die Nachwehen ganzer Geschlechter; dies sind die Schmerzen ganzer Jahrhunderte, die sich in diesen Melodien zu einem unendlichen Seufzer verschlingen! Sentimental könnte man sie nennen, weil sie auf das eigene Gefühl bisweilen zu reflektiren scheinen; doch andererseits sind sie es wieder nicht, denn der Drang nach vernichtendem Erguß der Gefühle spricht sich zu heftig aus, als daß diese musikalischen Dichtungen ein Produkt der bewußten Schöpferkraft seyn könnten. Man fühlt es, wenn man diese Lieder hört, daß das unversöhnliche Rad des Schicksals nur zu oft schonungslos über das Erdenglück dieses Volkes dahin rollte, und das Leben nur seine Schattenseite der Seele zugekehrt hat. Daher tritt auch die Schattenseite so hervor; daher viel Schmerz und Poesie, — Unglück und Größe! — Die Slaven sind im Allgemeinen ein gesangliebendes Volk; sie singen in ihren stillen Hütten und im Felde bei der Arbeit, in Kirchen und bei Landfesten, auf Hochzeiten und Begräbnissen. Für Alles haben sie ein Lied, für jede frohe Empfindung einen Freudeton, für jeden Schmerz einen Klagelaut. Diese Eigenthümlichkeit tritt aber stärker bei den Serben und Ukrainern hervor; dort macht es vielleicht der südlichere Himmel, hier das Unglück, das rege Wesen des Steppenlebens und eine gewisse Wehmuth, die ursprünglich vom Gefühle der Verlassenheit herrühren mochte, und mit der Zeit zur Volksstimmung und zum Grundton aller Lieder wurde. Was dem Araber der orientalische Himmel, die Sandwüste, das Kameel, die Oase und die Quelle ist, das sind dem Ukrainer seine Steppen und Winde, seine Fluren und Flüsse, sein Pferd und die Hütte des Liebchens auf der fernen Flur. Jenen und diesen begeistert das Weite der Natur, und zum Bedürfnisse wird der Gesang, in dem die Seele zerfließt und sich wieder findet. Religion und Aberglaube leihen auch hier ihr Zaubergewand. Wunderbar verschlingen sich die fast verklungenen Sagen des Heidenthums mit den Begriffen der christlichen Welt, und die Naturerscheinungen mit dem Handeln und Wandeln der Menschheit. — Tief wurzeln diese Lieder und Sagen in der Seele des Volks und wurden durch einige äußere Verhältnisse begünstigt. Dies sind erstens die Spinnabende (wieczorynki). Es ist nämlich der Gebrauch, daß sich alle Knaben und Mädchen des Dorfes zur Zeit der langen Herbst- und Winterabende täglich in einer Hütte versammeln. Die Mädchen spinnen Flachs und singen Lieder, die Knaben unterhalten das Feuer auf dem großen Kamin, verrichten unbedeutende Handarbeiten und erzählen alte und neue Sagen. Dies dauert gewöhnlich so lange, bis der erste Hahn kräht; dann begleitet Jeder sein Mädchen nach Hause. Wer die schönsten Sagen erzählt und die besten Lieder singt, bekommt am Sonntage beim Tanze ein Band. Ein anderer Umstand, welcher noch günstig einwirkt, sind die Volkssänger, deren Zahl bedeutend ist, die von Dorf zu Dorf mit ihren Sagen ziehn, und denen ihr Stand und Alter Achtung verschafft. Das Volk beschenkt sie reichlich, und das Sprüchwort sagt von ihnen: „Es sind Menschen, die bessere Zeiten und alte Lieder kennen." Von den drei Instrumenten, die sie spielen, und welche Lyra, Duda und Gist in der Landessprache heißen, werden sie Lyniki, Dudazi und Gislarzi genannt. Sie finden sich auf Jahrmärkten und bei allen Kirchfesten ein, werden zu Hochzeiten und Feierlichkeiten geladen, auch sieht man sie nach heiligen Wallfahrtsörtern ziehen. — Eine andere Art von Sängern sind die Teorbanisten, die von dem Saitenspiel Teorban ihren Namen führen. Es sind meistens junge und schöne Menschen, die am Hofe der polnischen Großen leben, und in reicher Kosakentracht gekleidet gehen. Vor Jahren war es Sitte, in jedem Hause einige oder wenigstens einen derselben zu halten. Heutzutage findet man sie nur noch in Podolien und der Ukraine. Sie sind meistens auch sehr gewandte Tänzer; sie tanzen singend, und schlagen den Teorban zur Belustigung des Hofes.

Ein noch anderer Umstand, der aber freilich mehr zum Gedeihen der Poesie, als zum Gedeihen des Landes beitrug, waren die häufigen Ueberfälle der Türken, Tataren und Kosaken, und die ewigen Kriege, die Polen seiner unglücklichen Lage wegen fortwährend führen mußte. Genug Stoff war also da, den das Volk im poetischen Lichte auffaßte, den der Glaube in Bilder kleidete, und der Schmerz zu jammernden Liedern verschmolz."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 51. — 17. Mai 1833.

Lyrische Dichtkunst.

3) Volkslieder der Polen. Gesammelt und übersezt von W. P. Leipzig, Weidmann, 1833.

(Fortsezung.)

„Diese Bilder knüpften sich an örtliche Erinnerungen, und so hängt fast an jedem Orte in Gallizien, Podolien und der Ukraine, wo sich zwei Wege durchschneiden und ein bemooster Stein liegt, eine halbverklungene Sage; um die Arme eines jeden verwitterten Kreuzes schwebt die Erinnerung eines gefallenen Kriegers; auf jedem Schlachthügel, der an dem Wege hervorragt, lastet der Fluch der finstern Jahrhunderte und das grauenvolle Andenken der Tamerlane! Ach man könnte mit Schiller ausrufen, wenn man die ferne und nahe Zeit fühlend betrachtet:

„Wann wird doch die alte Wunde narben!?"

Damals, als die Brust dieses Volkes die Vormauer für ganz Europa war, und sein flaches Land das Blutbad der Heiden, ahnete es kaum, daß es noch nicht der größte Sturm war, der über es ergehen sollte!" Aber die Sprache des alten Unglücks paßt auch auf das neue, und es ist etwas Prophetisches in den Klagen der grauen Jahrhunderte. Die tief ergreifenden lezten Seufzer der sterbenden Polen und ihre Grabesstimmen aus der Erde passen für die blutige Gegenwart wie für die blutige Vergangenheit.

Nichts Schöneres, als diese Lieder, und wir adeln unser Blatt, indem wir einige derselben darin mittheilen. Die, welche von heiterm Charakter sind und sich auf Liebe beziehen, haben die größte Aehnlichkeit mit den bekannten, von Talvy und Wilhelm Gerhard so schön übersezten Liedern der Serben, die den Polen so nahe verwandt und ihr südliches Brudervolk sind. Dahin gehört folgendes

Hochzeitlied.

Drei Freier waren heut' bei mir,
Ein jeder brachte Gaben:
Der Schöne gab mir schöne Worte
Dazu drei Ellen Bänder;
Der Zweite, häßlich war er, doch
Er brachte Gold, drei Napfen;
Der Dritte trug der Rosen drei
Und auch drei Herzensküsse.

Und in dem Ersten möcht' ich gern
Wohl meinen Bruder küssen,
Und in dem Zweiten möcht' ich gern
Wohl meinen Nachbar grüßen;

Dem Dritten aber, der die Rosen
Und Küsse mir gegeben,
Dem möcht' ich meine Augen schenken
Und auch mein junges Leben.

Und folgendes Lied von der

Treue.

Von den Bergen her
Fließt die Donau hin
Und durch's Ungarland
Kommt ein junger Pole.
Mit der Mähn' des Rappen
Spielet leis' der Wind
Und er schwingt die Fahne,
Singet sich ein Lied:

Daheim bei den Schwestern
Da hab' ich ein Liebchen,
Und im Ungarlande
Da hab' ich ein zweites.
Jene ist ferne,
Diese harret mein;
Jene weint um mich
Und diese werd' ich küssen;
Ich will zu jener Fernen
Hineilen wie ein Stein;
Zu dieser wie ein Adler
Noch heute Abend fliegen.

In dem ausgezeichnet schönen Räuberliede, das wir nun mittheilen, klingt schon ein tiefer Ton von Wehmuth, von Größe im Unglück hindurch, wie er in den roheren Räuberliedern der Heiduken nicht zu finden ist. Man sieht in dem polnischen Räuber nicht einen Mann vom Metier, sondern einen Helden, der die Schande eines Lebens kennt, in das ihn Unglück stürzte.

Dobosz der Räuber.

Bricht der Wind dort alte Bäume?
Sind dort hundert Mühlen los?
Schlagen hundert Hämmer dort
Daß der Wald so braust?

O nicht hundert Hämmer schlagen,
Nicht sind hundert Mühlen los;
Noch bricht Bäume dort der Wind
Daß der Wald so braust.

Aber Dobosch mit den Seinen
Ziehet durch den grünen Wald,
Und er hinkt auf einem Fuße,
Stützet sich aufs Beil.

„Hört Brüder, liebe Brüder,
Wohin euch das Auge führt,
Wohin nur der Wald sich ziehet:
Alles ist mein Land."

Und er stieg herab vom Berge
Und ging nach dem fernen Dorf:
Wie die Taube flog ihm zu
Schon von fern die Maid.

Und er kam nicht durch drei Nächte
Zu den Seinen in den Wald,
Und da stiegen sie herab,
Gingen in das Dorf.

Und sie fanden Dobosch liegen
Blutig auf der Erde dort;
Sieben Wunden in dem Herzen,
Sieben auf dem Kopf.

Und da sprach er: „eine Weide
Wächst wohin man sie nur setzt:
Brüder, trauet nie dem Weibe
Sonst geht's euch wie mir!

Tragt mich hin auf hohe Berge
Daß ich vor dem Tode noch
Schaue nach dem Ungarlande,
Nach dem Dniester hin."

Und wo sollen dir denn, Dobosch,
Brüder hügeln nun ein Grab?
Willst du ruhen auf dem Berg
Oder in dem Thal?

„Nicht will ich im Thale rasten
Und nicht auf dem Berge dort,
Denn die Erde gibt kein Grab
Für mich und für euch.

Meinen Leib sollt ihr zerhacken,
Wie im Fluß der Sand so klein,
Und dann werfen in die Lüfte
Allen Winden preis."

Und wo sollen wir denn bleiben,
Dobosch, wenn du nicht mehr bist?
Auf den Bergen, in dem Walde,
Oder in dem Thal?

„Nicht sollt ihr im Thale bleiben,
Menschen wohnen in dem Thal;
Und nicht auf den Bergen dorten
Wo die Sonne scheint.

An den Galgen sollt ihr kommen
Und in Sambor auf dem Thurm
Faulen wie ein alter Baum
Wenn ich nicht mehr bin."

Ueber allen dieſen Liedern aber ſtehn die patriotiſchen Klagen, die Schmerzenslaute einer ſterbenden Nation.

Das Schlachtfeld.

Ausgeackert liegt der Boden
Doch durch Pferdes Hufe;
Dicht beſäet ſind die Furchen
Doch mit Eiſen-Hagel,
Auch gegegget ſind ſie fleißig
Doch mit Menſchenkörpern;
Auch befeuchtet ſind ſie fleißig
Doch mit Chriſtenblut.

Unter todten Pferden, Menſchen
Liegt ein junger Pole
Unter fürchterlichem Aechzen
Ringt er mit dem Schmerz.
Und er öffnet noch das Auge
Das ſchon ſterbend bricht:
Und umher, umher da ruhn
Seine Brüder tief.

Weder Vater, noch die Mutter
Noch ein Freund iſt da;
Ach und Niemand der zu Grabe
Brächte ſeinen Leib;
Der nach ſeinem Tode noch
Eine Glocke zog,
Und an ſeinem Grabe noch
Eine Thräne weint.

Ferne, ferne da erklinget
Noch der Roſſe Huf;
Ferne, ferne da erklirret
Noch der Ritter Schwerdt.
Und die ſchwarzen Raben kreiſchen,
Fliegen hin und her,
Und zerhacken ſchon die Leiber
Die noch lebend ſind.

Und auf fernen, fernen Fluren
Da begrüßt der Wind
Unter bangen, bangen Klagen
Einer Mutter Herz.
Und ſie ſtrecket nach den Wolken
Ihre Arme aus,
Und ſie fraget: ſage, Wolke,
Sahſt du nicht mein Kind?

Und die Wolke dieſes ſpricht:
Weine, armes Weib!
Denn die ſchlanke Pappel hauete
Nieder dir der Feind.

An des Dnieſters Ufern ſah
Ich dein einzig Kind;
Einſam lag es und bei ihm
Stand ſein treues Roß.

Und als ich die Wunde ſah
Und ſein jung Geſicht,
Schätzt' ich ihn wie einſtens du,
Vor der Sonne Gluth,
Und benetzte ſeine Schläfe
Mit dem kühlen Thau.
Aber hinter ihm da kam
Dicht der Raben Schaar,
Die zerhackten ſeinen Leib
Und ſein blaues Aug.

Wer wird glauben, daß dieſes ſchöne Gedicht, das erſt nach der Schlacht von Oſtrolenka gedichtet ſcheint, ſchon drei bis vier Jahrhunderte alt iſt. Eben ſo das folgende, das bei weitem ſchönſte von allen dieſen Liedern, eins der ſchönſten überhaupt, die je das Herz eines Dichters bewegt.

Der Falke.

Von der Fremde kehren Störche
Niſten auf den Scheunen:
Doch vom fernen, fernen Lande
Kehrt kein Krieger heim.

Und am dichten Eichenwalde
Sieht man friſche Gräber,
Und auf einem friſchen Grabe
Steht ein eichen Kreuz.

Und ein Falke aus der Fremde
Läßt aufs Kreuz ſich nieder,
Eine Stimme aus dem Grabe
Spricht ihn traurig an.

Stimme aus dem Grabe.

Sage an, mein treuer Falke,
Sahſt du nicht mein Liebchen?
Sahſt du nicht den theuren Freund
Und die liebe Mutter?

Falke.

Ach wohl ſah ich deine Mutter
Deinen Freund und 's Liebchen,
Doch von Allen die du hatteſt
Kam dein Falke nur.

Warme Winde wehen lieblich,
Schilfrohr gibt den Winden nach:
Und dein Liebchen hat genommen
Einen ſchönen Mann.

Stimme.

Und schwand hin der Maienschnee,
Ist der Bach geblieben:
Nimm mein Schwerdt und trag es hin
Meinem treuen Freunde.

Sage daß ein Türke ihm
Seinen Freund erschlagen:
Er wird rächen meinen Tod
Und die Mutter trösten.

Falke.

Lange fließt der Bach durch Wiesen
Bis er sich nicht theilet:
Aus dem Hause hat getrieben
Jener Freund die Mutter dein.

Und dein Liebchen — die nahm Er
Sich zum trauten Weibe,
Und dein Falke, der flog hin
In die weite Welt.

Stimme.

Und gab nach das weiche Schilf,
Theilte sich der Bach,
Und schwand hin der Maienschnee
Blieb die Erde doch!

Nimm hin, Falk', mein blutig Hemd
Flieg zur Mutter hin,
Sage daß im Grabe noch
An sie denke der Sohn.

Und wenn meinem Liebchen sie
Und dem Freunde flucht,
Und den Türken und sein Schwerdt
Vor den Himmel ruft:

O so wird ein Schwefelregen
Von dem Himmel sie verzehren,
Und die Erde wird kein Grab
Für die Frevler geben.

4) Frankreich, Rußland, Deutschland und Polen, oder Stimmen der Gegenwart. Ein Kranz politischer Gedichte von Ernst Ortlepp. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1832.

5) Der Traum. Eine lyrische Dichtung von Demselben. Leipzig, Enobloch, 1832.

6) Das Siebengestirn der Kriegshelden. Lebens- und Todtenkränze von Demselben. Leipzig, Engelmann, 1833.

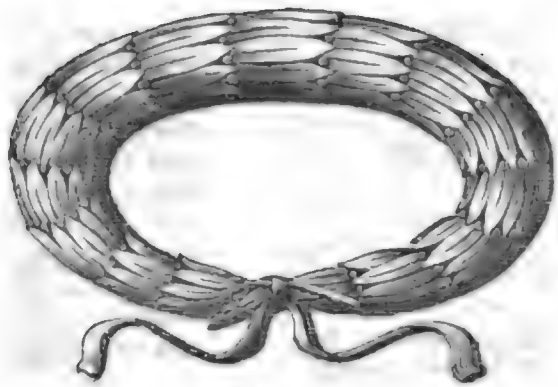
Ortlepp hätte nicht üble Anlage, der Pindar unserer Tage zu werden, wenn er gedrängter, bildreicher, objektiver schriebe. Die Kraft des Odenschwungs verträgt sich nun einmal nur mit der Kürze, und das Hohe kann nicht zugleich breit seyn. Ortlepp schreibt überhaupt zu viel, und läßt den Versen allzu freien Lauf. Er vergißt die goldne Regel, daß gerade das reiche Talent am wenigsten verschwenden darf, am meisten ökonomisch seyn muß. Auch möchten wir ihm das Studium Edmund Burkes empfehlen, dessen lesenswürdiges Buch über das Erhabne in einer Zeit wieder in Erinnerung gebracht zu werden verdient, in welcher so viel von falscher Größe zu finden ist. Das Erhabne wird durch pomphafte Bezeichnungen verkleinert, und man muß gerade ein kleines Zeichen wählen, um seine Größe daran zu messen. Nur an der Nähe mißt man die Ferne, nur am Begrenzten das Unendliche. Der Mond über einer Landschaft ist erhabner als es die tausend Sonnen in Klopstocks Himmel sind, und so ist das bescheidne Lob, das z. B. Uhland dem Kaiser Karl oder dem Grafen Eberhard ertheilt, gewiß erhabner als der Strom von Bewunderung, den Ortlepp über seine im größten Pomp aufgeführten Heldennamen ergießt. Die Art des Lobes bestimmt allein den Grad des Lobes. Der Superlativ aller nur erdenklichen panegyrischen Ausdrücke kann doch noch durch die kleinste feine Wendung des Positivs übertroffen werden. Dem Dichter aber kann es nicht blos darauf ankommen, sein volles Herz wie einen Baum zu schütteln, es muß ihm nicht blos um die goldnen Aepfel, sondern auch um die silbernen Schaalen zu thun seyn. Wenn Ortlepp seine Empfindungen mehr mäßigt und dagegen seine Phantasie mehr ausbildet, weniger subjektiv, sentimental und schwärmerisch, mehr objektiv, malerisch in gedrängter Bilderfülle dichtet, wird ihm der Ruhm eines ausgezeichneten Odendichters nicht entgehen.

7) Stimmen der Zeit. Lieder eines Deutschen. Leipzig, Brockhaus, 1832.

Es ist so viel Wahrheit in diesen Liedern, daß ich mich nur wundre, warum der Dichter nicht lieber die satirische Form gewählt hat. Die Martyrersucht ist eine Krankheit unsrer patriotischen Poesie. Die Poeten sind ganz selig, wenn sie nur sagen können, daß sie dulden und hoffen, hoffen und dulden. Sie würden offenbar in Verlegenheit gerathen, wenn sie nicht mehr hoffen und dulden müßten, gerade so wie die Liebesdichter, denen man keinen größeren Tort anthun könnte, als wenn man ihnen die Geliebte in die Arme würfe, denn ach, dann hätten sie ja nichts mehr zu sehnen, sich ihrer Entsagung, ihrer Duldung nicht mehr zu rühmen. Was hätte wohl der arme Ritter Toggenburg gethan, wenn sein Nönnchen zu ihm herabgestiegen wäre? O geh, meine Traute, geh, würde er gesagt haben, damit ich sehnend wieder nach deinem Fenster blicken könne, denn nur das Fenster will ich, nicht die Braut, nur Glas und Rahmen, bei leibe nicht das Bild.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 52. — 20. Mai 1833.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

8) Gedichte von Ludwig Uhland. Sechste Auflage. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1833.

Die steigende Zahl der Auflagen beweist, wie immer mehr im deutschen Vaterlande des edlen Sängers Lieder Anklang finden, des Sängers, der mit der alten Einfachheit des Liedes auch die alte schlichte Gesinnung, jene Ehrenhaftigkeit zurückrief, vor deren ernsten Mahnung die üppigen Lockungen der kupplerischen Muse schwinden, wie vor dem Demantschild die Zauber der Armida. Rein wie ein Frühlingstag im Gebirg ist Uhlands Seele, und der Blick wird emporgezogen zu einem kräftigen hohen Felsen, der in den blauen Himmel ragt, und über dem Frühling steht, wie ein männlicher Charakter eine schöne Seele beherrscht.

Um Uhland hat sich eine edle Schaar Dichter gereiht, die den alten lyrischen Ruhm Schwabens verjüngen, Gustav Schwab, Justinus Kerner, Paul und Gustav Pfizer. Etwas seitwärts stand der eben so unglückliche als poetische Hölderlin und der durch Selbstverwahrlosung früh verblühte Waiblinger. Dagegen gehört der Verfasser der folgenden Gedichte dem engsten Kreise der Freunde Uhlands an.

9) Lieder von Karl Mayer. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1833.

Die Zueignung „an das deutsche Vaterland" bezeichnet den Verfasser vollkommen, der, eine der sanftesten Seelen, einer der friedliebendsten Naturdichter, gleichwohl in den Reihen der parlamentarischen Opposition seines Landes kämpfte.

Nimm, liederreiches Vaterland,
Auch diese Lieder mild zur Hand!
Der Luft, dem Sonnenschein geweiht,
Entziehn sie sich dem Liederstreit
Für dein verkanntes, gutes Recht.
Doch laß dem friedlichen Geschlecht
Nach seiner sanfteren Natur
Sein Glück auf deiner schönen Flur,
Befreit von edler Waffen Last,
Für die du Andrer Kräfte hast:
Laß meinem Lied das heitre Spiel,
Das ihm zum milden Loose fiel;
Vergönn' ihm die bescheidne Scheu:
Mich selber finde kampfesfreu!

Mayer iſt vorzugsweiſe, wie ſein Namensverwandter, der Schweizer Rudolf Meyer, ein Sänger der Natur, und der Sinn für das Landſchaftliche im maleriſchen Sinn, wie für die geheimen Zauber der Natur, die kein Maler je erreicht, und die nur leiſe wie Elfengeſang die Seele berühren, iſt durchaus bei ihm vorherrſchend. Er hat aber dieſen Sinn auf eine Weiſe ausgebildet, daß kein früherer Dichter ihn darin erreicht. Rückerts gewiß höchſt liebliche Blumenſcherze nehmen die Natur doch weniger um ihrer ſelbſt willen, mehr nur als Symbol und Vehikel. Matthiſſons Naturſchilderungen ſind glatte, akademiſche, empfindungsloſe Arbeiten, elegante falſche Blumen, kleine Künſtelein aus Stroh, aus Federn oder Muſcheln muſiviſch komponirt. Der alte ehrliche Brokes endlich, der die Natur mit ſo ausdauernder Liebe pries und ſie mit ſo ausnehmender Treue ſchilderte, verſtand es doch nicht, ihre Schönheit wie in einem Silberblick aufzufaſſen, und ſeine endloſen Beſchreibungen ermüden den Leſer, indem die Phantaſie, die immer fliegen will, nur den Schneckengang von einem der neben einander ausgebreiteten Reize auf den andern kriechen muß. Rudolf Meyer in Arau hat mit derſelben Liebe und Treue weit mehr Geſchmack verbunden, doch verräth er im Poeten noch zu ſehr den Naturforſcher, weiß das nur dem leztern intereſſante Detail für den erſtern noch nicht genug abzukürzen. Karl Mayer dagegen iſt ganz Dichter und ſeine Art, im kürzeſten Bildchen in zwei, ja in einem einzigen Verſe eine ganze Landſchaft zu malen, uns in die lebendige Empfindung eines ganzen Sommertags, Gebirgsabends, einer romantiſchen Waldeinſamkeit oder Fernſicht zu verſetzen, iſt unübertroffen, ja unübertrefflich. Wir ziehen hier einige dieſer Gemälde aus:

Im Verziehen.

Die Wellen wiſſen, was ſie ſollen,
Sie zieh'n dahin mit frohem Rauſchen;
Mir aber hemmen ſie mein Wollen,
Denn ich muß ſteh'n und ihnen lauſchen.

Der Blumenbuſch.

Ein zarter Buſch von blauen Glocken
Blüht hier auf altem Weidenbaum
Und lacht hinunter unerſchrocken
In ſeiner Höhlung ſchwarzen Raum.

Doch welches könnt' ich von den Bildern,
Die uns des Lenzes Grazie beut,
In ſeinen Zierlichkeiten ſchildern?
Schon hat dies kleine mich gereut.

Quid pro quo.

Der Roſenaſt wankt hin und wieder,
Durch ſanfte Laſt geneigt,
Weil in die volle Roſe nieder
Ein goldner Käfer ſteigt.

Gern hätt' ich all der Ausſicht Zauber
Am Fenſter hier gefühlt;
Nun feſſelt mich der goldne Rauber,
Wie er ſo fröhlich wühlt.

Vergütung.

Schön mit Johanniswürmchen-Gluth
Aus dunklem Erlenlaub
Wachſt du, o Sommer, wieder gut
Der Lenzesblüthen Raub.

Die Waldbeeren.

Wie iſt die Schlucht ſo wild beengt,
In der ich einſam ſtreife!
Erdbeeren ſtehen da gedrängt
In dunkelrother Reife.

Ihr dachtet nicht in Waldesnacht,
Daß euch ein Mund zerdrücke. —
Voll Duftes, in ungekannter Pracht
Sterbt ihr nun meinem Glücke.

Es wird die blaue Nachbarin,
Waldglocke, wohl euch miſſen.
Aus eurem Pflücken macht mein Sinn
Faſt ſchon ſich ein Gewiſſen.

Willkommener Aufenthalt.

Die Wieſe, grün und regengrau,
Zieht tief ſich in den Wald.
Gib mir, einſame Wehmuthsau',
Erwünſchten Aufenthalt!
Der Trübe miſch' ich hier mein Sehnen,
Den Himmelstropfen meine Thränen.

Regenlied.

Laß ſchütten, als ſinke
Der Himmel herein,
Kein Regen kann löſchen
Der Lieblichen Schein.

Es zaubert aus Tropfen
Und Thränen ihr Bild
Den farbigen Bogen
Der Hoffnung ſo mild.

Die Veſperglocke.

Ein Vaterunſer dort aus alter Zeit
Entſchallt dem Veſper-Dorfgeläut.
Du treuer Klang, wann wird es werden,
Daß Gottes Sinn geſchieht auf Erden?

Auf Waldeshöhen.

Welch wilde, menſchenferne Schlucht!
Ein Bach kommt her auf ſeiner Flucht
Und dienet murmelnd mir als Leiter;
Auf naſſen Steinen klimm' ich weiter.

Wohl mir, nun oben! Lieber Bach,
Nun blick' ich dir durch's Grüne nach.
Du willst zu Menschen niederwallen?
Versuch' es, wie sie dir gefallen!

Das Firmament.

Regenwolken, schwer und ziehend,
Blaue Durchsicht, oft entfliehend
Hinter schnellen, finstern Dunst,
Schwarze Drohung, lichte Gunst
Wechseln heut' am Himmel oben,
Halten Blick und Herz erhoben
Zwischen warnend düstrer Mahnung,
Zwischen selig holder Ahnung.

Beim Abschied von dem Münsterthurme.

Als hättet ihr euch manch Jahrhundert
An diesem Thurme müd gewundert,
So, Krähenschaaren, flattert ihr
Mit heis'rem Ruf um seine Zier.

Hat euer Thun nichts Beidenswerthes?
Ach wohl, mein scheidend Herz entbehrt es.
Bald traur' ich, daß mein Blick und Geist
Dies Wunderwerk nicht mehr umkreist.

Frühlingsabend.

Mit Sang erfüllt die Nachtigall,
Wie ferner Donner dort mit Schall,
Noch spät das süße Blüthenthal,
Erschwerend mir des Horchens Wahl.

Gen Himmel schauend.

Durch Felsenrosen
Zum gränzenlosen
Lichtblauen Aether aufzuschau'n,
O welch ein selig süßes Grau'n!

Nach Empfang eines Briefes.

Der Himmel ist so blau und tief,
So treu und gut des Freundes Brief:
Die zwei im Grünen mir verkünden,
Die Liebe sey nicht zu ergründen.

Die Waldschmetterlinge.

Blaue Falter hier sich schwingen
Ob den Waldesblumen, schau!
Gleich, als sollten sie mir bringen
Dicht heran des Himmels Blau.

An ein Vögelein.

Aus den tiefsten Waldesklingen,
Wo ich mich an Astwerk halte
Ob dem Rand der Felsenspalte,
Schallt ein zauberisches Singen.

Einsam dich hinabzuschwingen,
Eilest du, Waldvögelein;
Einsam, bildest du dir ein,
Schalle dir des Liedes Freude;
Wie beglückend für uns beide,
Wird dir wohl verborgen seyn.

Da der Dichter Natur und immer wieder Natur sind, begegnet er dem Vorwurf der Einförmigkeit in einem Liede:

Stets ein lieblich Einerlei
Singst du, Vöglein, frank und frei.
Tadle niemand deine Weise!
Rosen nur von seinem Reise
Kann der Rosenstock verleih'n;
Ruhig läßt er Andre blühen,
Jenen Busch von Nelken glühen,
Diesen voller Lilien steh'n.

Aber es ist so wenig Einförmigkeit in diesen Liedern, als in der Natur selbst, der unerschöpflich reichen. Daß der Dichter bei seinen Gemälden die Staffagen gespart, ja gemieden hat, macht seinem Geschmack Ehre, denn ich bin überzeugt, daß sie ein Erbübel der Landschaftsmalerei sind. Zum Genuß der Natur gehört Einsamkeit. Daher ist der Dichter mit Recht sich sogar selbst zu viel, als Staffage. Er möchte alle diese tausend Reize unsichtbar genießen:

O Lerche, könnt' ich mit dir dringen
In jenes lichte Blau,
So froh, wie du, so innig singen
Zur blüthenvollen Au!

Vom Sänger wäre nichts zu schauen,
Man horchte seinem Lied,
Als ob's unsichtbar diesen Auen
Der Himmel selbst beschied.

So rein kann, ach! ein Lied nicht klingen,
Beschwert von Erdenschmerz,
Zur lichten Höhe sich nicht schwingen
Ein liebekrankes Herz!

Ja der Dichter möchte auch von der Natur allein in tiefer Einsamkeit vernommen werden.

Achte niemand dieser Lieder;
Du, Natur, doch flüsterst wieder,
Ließ ich eines kaum erklingen,
Sanften Gegenlaut mir zu:
Darum laß mich dir nur singen,
Die mir schenket Lieb' und Ruh!

Unter den wenigen Liedern, welche der Dichter mit derselben treuen Liebe den Menschen, wie der Natur

widmet, iſt folgendes das ſchönſte und enthüllt uns ganz ſeine freundliche edle Seele:

Am Geburtstage meiner Frau.

„Wohlauf im Namen Jeſu Chriſt,
Der helle Tag vorhanden iſt!“
So rief es zwiſchen Tag und Nacht,
Kaum war ich halb vom Schlaf erwacht.

Noch blinkt' der Tag nicht allzunah'
Und dennoch, Wächter, ſprachſt du wahr;
Wohl iſt's ein Tag, in aller Welt
Am ſanfteſten für mich erhellt!

Der Tag gebahr, mir unbewußt,
Die treu nun ruht an meiner Bruſt.
Der Tag iſt, Kinder, auch der Quell
Von eurem Anblick, lieb und hell!

Drum dank' ich Gott und dieſem Tag,
Was nur mein Herz erhellen mag.
Und ſinne nach und rufe: Ja!
Ein lichter Tag iſt für mich da!

Ein Tag, ſo freundlich uns verklärt,
Sey uns von Gott noch oft beſcheert;
Ein Tag, der ſo beglücken kann,
Brech' immer, Liebe, froh Dir an!

10) Saitenklänge von Emil Theodor Hecker. Danzig, Gerhard, 1832.

Kein Dichter hat das Recht, uns mit ſeinen Empfindungen zu behelligen, wenn es nicht auf eine ausgezeichnete Art geſchieht. Wenn einer blos ſagt, er ſey heiter oder traurig, ſo iſt er eben ſo wenig ein Dichter, als es der Trinker iſt, der ſagt, ich trinke eben. Hier ſingt der Verfaſſer:

Wie die Tage mir verſchwinden,
Alſo tönt auch mein Geſang,
Froh wirſt du ihn oft wohl finden,
Aber oft auch trüb und bang.

Aber das verſteht ſich ja von ſelbſt, das werden wir ja ſehn. Die meiſten dieſer Gedichte ſind denn auch nur Wiederholungen des tauſendmal ſchon Geſungenen „in einer gebildeten Sprache, die für Dich dichtet und denkt.“ Doch finden ſich auch einige beſſere darunter, die durch ihre Schönheit ſich auffallend genug von den übrigen unterſcheiden, daß man kaum glauben ſollte, ſie kämen von einem Verfaſſer her, z. B.:

Der Nebel ſteigt herunter,
Die Lerche in die Höh';
Die Welt wird laut und munter
Trotz ihrem vielen Weh.

Sie regt ſich und bewegt ſich,
Als wär' ſie voller Luſt,
Und manches Herz, das ſchlägt ſich
Zu Tode in der Bruſt.

Und folgendes:

Du liſpelſt bebend, wie das Rohr im Winde,
Faſt dünkt es mich, als lauſcht ein Ohr im Winde;
Du ſchwankſt an meiner feſten Bruſt und zitterſt
Gebeuget, wie der Blüthenſtor im Winde;
Und ſteh' ich doch bei dir, gleich ſtarkem Baum,
Der ſeiner Blätter keins verlor im Winde.

11) Neckar-Harfe, herausgegeben von Friedrich Richter. Tübingen, Oſiander, 1832.

Einige talentvolle junge Dichter haben ſich zu dieſer Sammlung vereinigt, die gleichwohl beſſer unterblieben wäre. Man muß nicht jedes erſte beſte Lied, an dem man ſich übt und ſo zu ſagen erſt den Schnabel wezt, gleich dem Publikum mittheilen. Der Meiſter fällt nicht vom Himmel und die erſten Wurzelblätter ſind noch nicht die Herzblätter. Richter beſitzt viel Feuer, und einen glücklichen kurzen Ausdruck, der Lyrik ſo erſprießlich. Aber er vergeude dieſes Feuer nicht, er halte ſeine Kraft im Innern beiſammen, um es für größere Schöpfungen zu gebrauchen. Wie konnte ſich folgendes Lied eines gewiſſen Odoardo in die Sammlung verlieren?

Mein Lied.

Wohl ziehſt du in die Ferne,
Mein liebes Lied dahin,
Da werden ſie dich fragen,
Wer du biſt, wer ich bin.

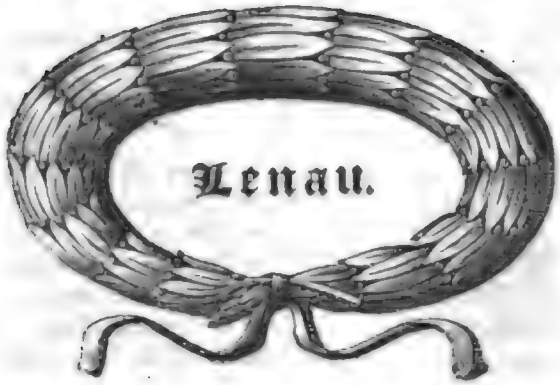
Dann ſprich beſcheidne Worte:
Bin eines Sängers Lied,
Der hieß mich ſolches melden,
Da ich von dannen ſchied.

Wenn ſie dich nach mir fragen,
So rede wahr und frei,
Daß ich ein deutſcher Jüngling
Ein deutſcher Sänger ſey.

Das heißt, wenn du, Hinz oder Kunz, ein deutſcher Sänger werden willſt, ſo brauchſt du künftig blos zu ſagen, ich bin es ſchon. O wie wird doch alles ſo wohlfeil in unſern jungen Tagen, ein beſcheidner Proſaiſt wird ſich bald einen Regenſchirm anſchaffen müſſen, um unter dem allgemeinen Landregen von Sängerruhm trocken wegzukommen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 53. — 24. Mai 1833.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

12) Gedichte von Nicolaus Lenau. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1833.

Eine sanfte Schwermuth ist durchgängig der Charakter dieser Gedichte und mahnt an Hölty, dem der Verfasser auch ein Lied der Erinnerung geweiht. Eine unendliche Sehnsucht läßt den Dichter bald in süßer Hoffnung lauschen, und freudig in die Ferne blicken, bald hoffnungslos ermatten; immer aber ist der Muth wie der Schmerz edel, und ihre Sprache in hohem Grade poetisch. Eins der Gedichte, worin die meiste Ruhe und doch eine sanfte Sehnsucht und Ahnung des Künftigen herrscht, ist folgendes:

Ich trat in einen heilig düstern
Eichwald, da hört' ich leis' und lind
Ein Bächlein unter Blumen flüstern,
Wie das Gebet von einem Kind;

Und mich ergriff ein süßes Grauen,
Es rauscht der Wald geheimnißvoll,
Als möcht' er mir was anvertrauen,
Das noch mein Herz nicht wissen soll;

Als möcht' er heimlich mir entdecken,
Was Gottes Liebe sinnt, und will;
Doch schien er plötzlich zu erschrecken
Vor Gottes Näh' — und wurde still.

Ein andres wunderschönes Naturgemälde zeigt uns den Dichter in wehmüthiger Ermattung:

Himmelstrauer.

Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düstre Wolke dort, so bang, so schwer;
Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke,
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.

Vom Himmel tönt ein schwermuthmattes Grollen,
Die dunkle Wimper blinzet manches Mal,
— So blinzen Augen, wenn sie weinen wollen, —
Und aus der Wimper zuckt ein schwacher Strahl. —

Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer,
Und leise Nebel über's Haideland;
Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer,
Die Sonne lässig fallen aus der Hand.

Eben so schön ist sein Schmerz in folgendem träumerischen Gedicht ausgedrückt:

Meine Braut.

An der duftverlornen Gränze
Jener Berge tanzen hold
Abendwolken ihre Tänze,
Lichtgeschürzt im Strahlengold.

Wenn ich nach den lichten Räumen
Jener Berg' hinüberseh',
Ueberschleicht mich's wie ein Träumen,
Faßt mein Herz ein dunkles Weh.

Und mir ist, als wohne drüben
Meine Braut und harre bang,
Daß ich komme, sie zu lieben,
Eh' verblüht ist Herz und Wang'.

Plötzlich treibt ein wildes Sehnen
Nach den Bergen mich, zu ihr,
Fluchtverstreute Wonnethränen
Stürzen aus dem Auge mir.

Doch die Berge sich verdunkeln,
Und die Wolken werden Nacht;
Nicht ein Sternlein seh' ich funkeln;
Und der Sturm ist aufgewacht;

Scheltend ruft er mir entgegen:
Heißer Narr, wohin? verzeuch!
Deine Braut heißt Qual, — den Segen
Spricht das Unglück über euch!

Noch schöner und im tiefsten Weh der Sehnsucht geboren ist folgendes schwärmerische Entsagungsgedicht:

An die Ersehnte.

Umsonst! du bist auf immer mir verloren!
Laut rufend in den dunkeln Wald des Lebens,
Hat ohne Rast die Sehnsucht dich beschworen;
Ihr Ruf durchklang die Einsamkeit vergebens.

Tief ist mein Herz erkrankt an einer Ahnung,
Von der ich nimmer wohl genesen werde,
Es flüstert mir mein Herz die trübe Mahnung;
„Noch ist sie nicht geboren dieser Erde!"

„Die Stunden, die mit frohen Wandersängen
„Das Mädchen einst durchs Erdenthal geleiten,
„Sie schlummern in der Zukunft Schattengängen
„Bei ihrer Bürde noch von Seligkeiten.

„Von Seligkeiten, die mit leichten Händen
„Die wachen einst entgegenstreuen Allen,
„An welche sie die schöne Gunst verschwenden,
„Mit ihrer Königin vorbeizuwallen.

„Die eine aber von den Schläferinnen
„Wird locken sie zur Kühle von Cypressen,
„Und führen sie, versenkt in stilles Sinnen,
„An deinen Hügel, moosig und vergessen;

„Dann irrt dein Geist um deine Asche bange,
„Dann zittern Geist und Staub sich zu vereinen;
„Das Mädchen aber wird am Grabeshange,
„Geheim ergriffen, stille stehn — und weinen."

Aber man sieht, dem Dichter ist sein Schmerz so lieb geworden, daß er ihn dem Glück selbst vorzieht, wie dies so wahr, so überaus schön in dem altarabischen Gedicht von Medschnun und Leila geschildert ist, wo der aus Liebe wahnsinnig gewordene Jüngling die Geliebte, da sie ihm als Braut entgegengeführt wird, nicht mehr wiedererkennt und nichts mehr liebt, als seinen Schmerz um sie. Etwas ähnliches finden wir hier, wenn der Dichter im lebendigen Anblick der Liebe nur in ihr zu vergehn wünscht.

Bitte.

Weit' auf mir, du dunkles Auge,
Ueb' deine ganze Macht.
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

Je häufiger bei unsrer schwächlichen und kränklichen Gemüthsbildung der unnütze Jammer der Poeten ist, und je abgenutzter desfalls die Phrasen der Matthisson-Tiedgeschen Wehmuth sind, um desto willkommner muß uns der ächte Seelenschmerz eines Dichters seyn, wenn er in eigenthümlich schöner Form sich ausspricht, wie es hier der Fall ist.

13) Gedichte von Adolph, Ritter v. Tschabuschnigg. Dresden und Leipzig, Arnold, 1833.

Auch dieser Dichter gehört zu den wehmüthigen, schmerzensreichen, und obgleich es ihm nicht an der sanften Wärme Höltys fehlt, so ist er doch ein wenig zu matt, mild, bleich, weich, mehr wie eine Kindbetterin, als wie ein Mann. Er selbst bezeichnet diesen Charakter seiner Poesie gleich im ersten Gedicht:

Mein Maler.

Ich hab' einen Maler, der malt mir
Mit redlichem Bemüh'n.
Ich mag nicht das grelle Flimmern,
Das freche Farbenglüh'n.

Die flammende Sonne brennt mir
Die müden Augen aus,
Zwei rothe, schwappelnde Wangen
Sind für mich ein wahrer Graus.

Mein Maler malt die Landschaft
In mildem, mattem Glanz',
Auch Blumenstücke, nur blendet
Keine Farbe im dunklen Kranz';

Blüthenbäume leis übersilbert,
Spielplätze, Kirchhofraum,
Brautkränze, Todtenkronen —
Man kennt sie auseinander kaum;

Und was das schönste, er malt mir
Meine Träume mitten hinein,
Webende, stille Gestalten —
Einen wankenden Elfenreih'n!

Mein Lieb ist unter ihnen
Gar schmerzlich lächelnd und blaß,
Die Wange, wie Sternengeflimmer,
Das Aug' vom Thaue naß. —

Wenn lang schon der Abend verglühte
In Wolken und Wiesenplan,
Kömmt heimlich mein Maler gezogen
Den dunkeln Hügel heran.

Da schau ich auf seine Bilder
Im stillen, träumenden Licht',
Und nebenbei lang oft dem Maler
In's liebe, blasse Gesicht.

So sind denn auch die Gedichte durchgängig, und kein Mensch würde glauben, daß ein Mann solcher Weichherzigkeit und dämmernden Mattigkeit fähig wäre, wenn er nicht ausdrücklich auf dem Titel stünde. Z. B.:

Stille Fahrt.

Schwellender Frühlingshauch spielt
Ueber den See, am Gestade
Säuselt es,
Und von den Bergen
Kommen die Wasser heimlich herab.
Alles so still! und der Kahn schaukelt,
Und die Wellen gleiten.
O! und der Mensch ist
So unendlich gerührt!
Aus dem tiefblauen Himmel,
Ueber die spiegelnde Fläche
Kommen die süßen Gedanken der Liebe,
Und sie umschwebt mich, und es erfüllt das Herz
Ihr unendlich liebliches Daseyn.

Ein Gedicht, wie das folgende, gehört doch wahrhaftig höchstens für ein bleichsüchtiges Mädchen, aber nicht für einen Mann:

Im Frühlinge.

Rings such' ich dich, rings lausch' ich dir
Mit thränenfeuchtem Blick',
O holdes Lieschen komm' zu mir,
Kehr' in mein Thal zurück!

Die Wiese grünt, die Veilchen blüh'n,
Und süße Düfte weh'n,
Wie könnten wir im jungen Grün
So wonnig uns ergeh'n!

Dort an der Straße will ich steh'n,
Im Früh- und Abend-Strahl';
Mit Blumen dir entgegen weh'n,
Kehrst du zurück in's Thal.

Und was sollen wir zu folgendem Gedicht sagen:

Der Traum.

Nun seit sie ferne, da seh' ich
Sie manchmal im Schlaf' vor mir,
Heut' brachte mich wieder ein böser,
Ein lieber Traum zu ihr.

Sie saß am Sopha, es hielt sie
Ein schöner Mann an der Hand,
Sie war so zärtlich, ich lehnte
Vergessen an der Wand.

Mir wurde so weh', — doch als ich
Erwachte, da dacht' ich doch,
Ach! wär sie nur hier, und lehnt' ich
Einsam bei Seite noch!

Wie, mein Herr, Sie nennen sich auf dem Titel einen Ritter, und haben solch unritterlichen Traum? Man soll auch im Traum nicht feig seyn, sagt der Spanier. Wie in aller Welt kann man die Geliebte in den Armen eines andern sehn, und eine andre Empfindung haben, als ihn auf der Stelle todt zu stechen?

14) Poetische Werke von Karl Köchy. Erster Theil. Braunschweig und Leipzig, Verlagscomptoir, 1832.

Auch dieser Dichter weiß, indem er die Geliebte bei einem Andern sieht, nichts Räthlicheres, als S. 8 sich aufs Roß zu schwingen und hinein in die Nacht zu stürmen, aber keineswegs auf den Nebenbuhler zu, sondern im Gegentheil von ihm weg, und ein andermal Seite 10 sich auf die Seite zu schleichen und bitterlich zu weinen, indem er die Geliebte zur Kirche gehn sieht. Folgendes Gedicht ist bewundernswürdig wegen der Neuheit seiner Gedanken und besonders seiner Reime.

Dieſes Schmachten
Dieſes Trachten
In die Ferne,
Dieſes Sehnen,
Dieſe Thränen,
Ach, wer hätte ſie nicht gerne.
Iſt es Frühling, iſt es Liebe,
Was die Schmerzen
Mir im Herzen
So erregt! ꝛc.

Darnach ſollte man nicht glauben, daß der Dichter auch eigne Gedanken und originelle Bilder ſchöpfen könnte, was dennoch der Fall iſt, z. B.:

Die dunkeln Locken, Schlangen gleich
Sie mußten dich umſtricken,
Und wie ich dich ans Herz gedrückt,
Entfloh ich, wie ein Schatten,
Und ließ die Schlangen dir allein
Die dich umwunden hatten.

Oder:

Der Kanarienvogel,
Den ich ihr ſelbſt geſchenkt,
Den ſie wie meine Seele
Am Zauberfaden lenkt.

Auch ſind den Gedichten zwei Novellen ſchauerlichen Inhalts á la Kruſe beigegeben.

15) Lyriſche Gedichte von Carl Heidler. Nebſt einem Anhange, Napoleonskränze enthaltend. Altenburg, Schnuphaſe, 1831.

Im Ton Matthiſſons und Tiedges:

Oeffne mir die Pforte, treuer Hüter
Laß mich ein, wo Schauer mich umwebt,
Senke deinen Schatten auf mich nieder,
Geiſt der Vorzeit, der hier wachend ſteht ꝛc.

Gleichwie der Pupp' im Schimmer
Der Schmetterling entſchwebt,
Fliegt aus dem Sarg für immer
Frei ſein Gedank und lebt ꝛc.

Dein Aetherflügel, Pſyche, ſchwinge,
Wenn ich mit dem Tode ringe,
Meine Pſyche, heb' mich auf,
Trag empor mich zu der ſel'gen Ferne,
Wo nach einem ſchönen Sterne ꝛc.

Ein Jahrhundert ſchwindet nach dem andern,
Manch Geſchlecht ſah ich vorüberwandern
Sah die Lenze kommen und verblühn ꝛc.

Großer Schöpfer, Sonnenweltregierer
Unausſprechlich weiſer hoher Geiſt ꝛc.

In des Donners mächtigen Getöſe
In den Blitzen, in des Sturmes Weh'n,
In dem Sturme leſ' ich deine Größe
Deine Allmacht an des Himmels Höh'n ꝛc.

Und ſo fort in dem längſt bekannten elegiſchen Ton. Die Napoleonskränze ſind auch nicht eben originell. So beginnt z. B. die Schlacht von Auſterlitz, zufällig gerade ſo wie Schiller bekanntes Schlachtgemälde (Schwarz und dumpfig eine Wetterwolke durch die grünen Ebnen ſchwankt der Marſch ꝛc.)

Wie eine Wolke, gewitterſchwer,
Nahte mit Sturmſchritt das feindliche Heer ꝛc.

16) Johannes Rehms Gedichte. Herausgegeben von ſeinen Freunden. Erlangen, Hilpert, 1833.

Die Lieder eines im zarten Alter geſtorbnen Jünglings, die wohl Anſpruch auf das liebende Andenken der Freunde, nicht aber auf Unſterblichkeit machen. Leicht erkennt man in ihnen wieder die Vorbilder, Matthiſſon, Tiedge:

Abend wars. In feierlicher Stille
Glitt, von dunkeln Fluthen ſanft gewiegt
Hin der Nachen, wo im Abendlichte
Sich die Welle an das Schiffchen ſchmiegt ꝛc.

Das Laub erſtirbt, die dunkeln Haine trauern ꝛc.

Seyd gegrüßet, blutige Gefilde,
Wo einſt laut des Kampfes Donner brüllte,
Wo Verzweiflung mit Verzweiflung rang ꝛc.

Die letzten Strahlen glimmen
An blauer Berge Saum,
Und Purpurwölkchen ſchwimmen
Im unbegrenzten Raum ꝛc.

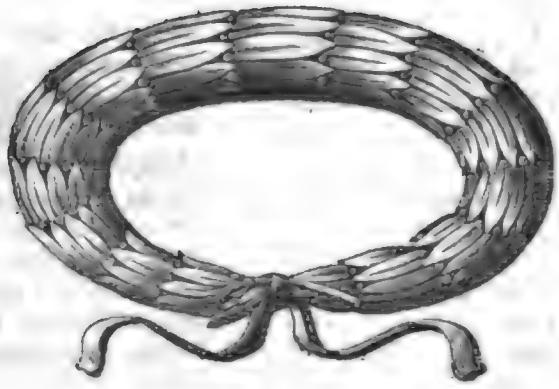
Schwarze Nacht verhüllt die Eichenhaine,
Aber bei des Mondes blaſſem Scheine ꝛc.

17) Dichtungen aus dem Selkethale. Von Eugen Freiherrn von Gutſchmid. Quedlinburg und Leipzig, Baſſe, 1833.

Gedichte zum Preiſe des bekannten Alexisbads, und elegiſche Beſchreibungen der vornehmſten Lokalitäten und Lieblingsplätzchen jenes Bads enthaltend, z. B. Erneſtinenruh, der Luiſentempel, die Heinrichsburg, das Kreuz am Mägdeſprung, Beringer-Bad, der Stubenberg, Meiſeberg ꝛc., in der bekannten Manier Matthiſſons und Tiedges, und in dem elegiſchen Hexameter auch an Schillers Spaziergang erinnernd.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 54. — 27. Mai 1833.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

18) Gedichte von Henriette Ottenheimer. Stuttgart, Hallberger, 1832.

Wir haben uns häufig in diesen Blättern gegen die Poeterei des schönen Geschlechts erklärt, jedoch immer nur insofern, als die schreibenden Damen die zarte Gränzlinie ihres Geschlechts, die zugleich ihre Schönheitslinie ist, übertreten oder in dem Gewäsch fader Romane das Alltäglichste immer und immer wieder vorbringen. Was dagegen als ächt weiblich sich bewährt, als Eigenstes einer sanften und schönen Seele, dies heilig zu achten in der Literatur wie im Leben, haben wir uns immer beflissen. In den vorliegenden Gedichten stößt man anfangs auf bekannte Formen und Ausdrucksweisen einer gefühlvollen Seele, auf den elegischen Ton der zarteren Gedichte Schillers und Tiedges, und die häufig vorkommenden Worte „Töne, Brust, Ideal, Wellen, Gluth, hehre Lichtgestalten, verklärter Schein, Hoffnung, Sphärenmelodie, Lebensmorgen, aller Wesen Wonne ꝛc.“ lassen uns besorgen, daß diese Gedichte nur den Schatz der reinen und edlen Gesinnungen auf Erden, nicht aber auch den der Poesie vermehren werden. Lesen wir uns aber, von jener Gesinnung angezogen, tiefer hinein, so entdecken wir bald im Demant der reinsten Seele eigenthümlicher Farben Gluth, und finden den alten Satz bewährt, daß wahre Tiefe des Gefühls auch im Ausdruck nie blos das Echo fremder Gefühle ist, und immer in Gedanken oder Bildern etwas Originelles hat. Wo kommt überhaupt alles Schöne her? aus der unmittelbarsten, tiefsten, innersten Empfindung des Herzens. Und ein Herz, das tief und innig empfindet, sollte nicht, willkührlich oder unwillkührlich, Schönes hervorbringen? Unsre Dichterin zeigt uns eine Resignation im Schmerz, wie wir sie so liebenswürdig selten oder nie ausgedrückt gefunden haben. Wie verhaßt, wie so recht zu äußerstem Ekel war uns immer die kokette, pretiöse, sich selbst preisende und hoffärtige Entsagung in den Damenromanen. Hier haben wir dagegen eine Entsagung ohne Eitelkeit, ohne Ansprüche, einen Schmerz ohne Prahlerei, eine lächelnde Hoffnungslosigkeit und ein süßes Gefühl des Untergangs, wie es bisher nur von englischen Dichtern in jenen elfenartig zarten warmen mondbeglänzten, wie im Blumenduft hingehauchten Volksliedern geahnet wurde.

Ihren Beruf zum Dichten motivirt unsre Sängerin indirekt durch folgendes Lied, worin die tiefste Empfindung spricht.

Licht in Nacht.

Sehen — dieſem Himmelsgut
Iſt kein and'res zu vergleichen,
Keines kann die Luſt erreichen,
Die in dieſem Sinne ruht.

Seh'n den Tag am Himmel, malen
Sich in ſeinem Sonnenglanz.
Schau'n die Nacht im Sternenkranz,
Und des Mondes Silberſtrahlen.

Seh'n des Himmels Azurblau,
Und der Berge Frühlingsgrün,
Und die Blumen, welche blüh'n
Auf der jugendlichen Au.

Durch ein Menſchenauge ſchicken
Tief den Blick in Menſchenbruſt,
Ihren Schmerz und ihre Luſt
Leſen in der Brüder Blicken.

Ach! von dieſes Glückes Fülle
Dringet Nichts in meine Nacht;
Auf der Erde Farbenpracht
Liegt mir eine dunkle Hülle.

Doch ob Schönes auch mir fehle,
Weil kein Lichtſtrahl mich erquickt,
Schönes doch hat ſchon erblickt
Meine ſchleierloſe Seele.

Denn nach Innen iſt erſchloſſen
Ihr ein wundervolles Reich;
Erdenfarben werden bleich
Vor den Blüthen, die da ſproſſen.

Himmelsdecke ſah ich nimmer
Klar mit gold'nem Schein durchwirkt,
Doch ich ſeh', was ſie verbirgt,
Denn den Himmel ſeh' ich immer.

Ihren ſchönen Glauben, der in der Nacht das Licht und auch im Böſen nur das Gute ſieht, ſpricht ſie ferner in dem ſchönen Gedicht aus:

Joſephs Verzeihung.

„Ich bin Joſeph!“ ſpricht mit heißen Thränen,
Der, den Jakobs Aug' als todt beweint,
Zu den Brüdern, die verdammt ſich wähnen,
Welchen er als Rachegeiſt erſcheint.

Ihre Herzen faßt ein banges Zagen,
Ihr Gewiſſen ſpricht mit Donnerwort.
Dürfen ſie denn noch zu hoffen wagen,
Wo ſie Haß geſä't durch Glücksmord?

Sündbefleckte! ach, in Euern Seelen
Strömet nicht des Glaubens ächter Born,
Seine Wellen würden euch erzählen:
„Liebesmacht beſieget Groll und Zorn!“

Joſeph aber naht mit Freundesmilde
Den Verzagten, welche Reue beugt,
Alſo ſich im Paradiesgefilde
Einſt die Gnade allen Sündern neigt.

„Laßt Euch das Geſchehne nicht verdrießen,“
Spricht er, „lobet froh die reiche Hand,
Die aus Uebelthaten Heil läßt ſprießen,
Gott — nicht Ihr — hat mich hieher geſandt.“

Eines nur lehrt liebend uns verſöhnen,
Löst in Harmonie des Lebens Streit,
Glaube, Gotteshauch, du Quell des Schönen,
Der die Bruſt zum reinen Tempel weiht.

Wie aber die ächte weibliche Güte alles ſegnet, was in ihren Bereich tritt, ſo iſt ſie auch ſich ſelbſt ein unerſchöpflicher Quell des Troſtes, und ein aus ihr hervor ſanftdämmerndes Roſenlicht verklärt ſelbſt die finſterſten Geſtalten, die ihr nahen. Wo, ich frage wo im weiten Umkreis unſrer Poeſie hat der Schmerz ſich ſelbſt ſüßer getröſtet, und ſtatt uns mitleiden zu machen, uns zur theilnehmenden Freude gezwungen, wie in dieſem Liede:

Der Fremdling.

Heldenkräftig mit doppelter Krone,
Liebeverklärt und licht umgoſſen,
Steht ein Jüngling auf grünem Hügel,
Weſſen iſt er? Welch herrlicher Zone
Iſt die Wundergeſtalt entſproſſen?
Könnt Ihr mir ſeine Ankunft erklären,
Oder trug ihn ſein dunkler Flügel
Zu uns nieder aus fremden Sphären?

Zauberweſen, was lockt zur Erde
Dich herab? Was ſuchſt Du hienieden?
Willſt Du die zürnende Welt bekriegen,
Mit Deinem halbgezogenen Schwerte?
Oder bringſt Du vielleicht den Frieden,
Der dein eignes Haupt umleuchtet?
Feindlich willſt Du uns nicht beſiegen,
Denn Dein Auge iſt liebebefeuchtet.

Trägſt Du die Dornen, welche Dich ſchmücken,
Die das wallende Haar Dir theilen,
Grambelaſtete Menſchengemüther
Mit den ſtechenden wund zu drücken?
Oder iſt es Dein Amt, zu heilen?
Ziehſt Du die ſcharfen mit liebenden Händen
Aus der blutenden Bruſt der Brüder,
Ihre Qualen in Luſt zu wenden?

Himmelentſtieg'ner, laß Dich erkennen,
Deute Dein Wollen; im Abendrothe
Siehſt Du huldvoll auf unſ're Hütten
Schöner Fremdling wolle Dich nennen!

Todesengel? — O Lebensbote!
Gehe nicht liebtos an mir vorüber.
Laß Dich von meiner Sehnsucht erbitten.
Zieh' mich auf Deinen Schwingen hinüber.

Dieser rührenden Anspruchslosigkeit, dieser wahren Hingebung ist wahrhaftig nur eine schöne Seele in weiblicher Hülle fähig.

19) Spaziergänge eines Wiener Poeten. Zweite Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1832.

Die zweite Auflage beweist, daß die erste den Ruhm erlangt hat, der ihr gebührt. Wir haben diese edlen und schönen Dichtungen früher schon angezeigt.

20) Pfefferkörner. Im Geschmack der Zeit ernster und satirischer Gattung von G. A. Fhr. v. Maltitz. 3tes Heft. Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1832.

Der kräftige, mürrische und doch in seinem Zorn schalkhafte Flagellant theilt hier wieder recht gepfefferte Hiebe aus. Von der finstern zürnenden Art ist der Artikel „Dichterschande." „Wenn auf Erden schon im Allgemeinen jeder wackere Mann den Schmeichler, Speichellecker und Lobhudler durch die tiefste Verachtung brandmarkt:, um wie viel mehr jedoch verdient es derselbe, wenn ihn das Schicksal auf einen Standpunkt gestellt, von wo aus sein Wort mehr, als das des gewöhnlichen Mannes gilt; wenn ihn die Natur mit Talenten ausgestattet hat, die ihn berechtigen, zur Menschheit zu reden und er dann, statt diese heilige Gabe zur Verbreitung für Licht, Recht, Wahrheit, Vernunft und Freiheit zu nützen, dieselbe knechtisch in gemeiner Schmeichelei vergeudet und das ihm von Gott für die heiligsten Zwecke verliehene Talent für den niedrigsten Speichelleckerlohn an den Meistbietenden verschachert. — Alle Zeiten und Stände haben solche Hundsnaturen aufzuweisen, aber keine mehr, als die jetzige und zwar vorzugsweise gerade in einem der geachtetsten Stände; in dem des Gelehrten, des Künstlers. — Mit Schaudern blickt der Menschenfreund in eine Zeit, die einerseits aufs Neue Despotie und Verfinsterung berghoch aufzuthürmen sich bestrebt, und andererseits an muthigen Männern, die am richtigen Ort das richtige Wort wagen, fast ausgetrocknet daliegt und zwar bereits dergestalt wieder erschlafft, daß selbst das kräftige Wort der wenigen Männer, die es auszusprechen sich erkühnen, nicht mehr einzudringen im Stande ist und als zu starke Hausmannskost dem, schon bis zur Lethargie erschlafften und verwöhnten Kindermagen der Zeit anekelt. — Kein Wunder, wenn daher dergestalt dieselbe nur ein Tummel- und Turnierplatz alles Seichten, Schlaffen, Schlechten, Feigen und Erbärmlichen geworden; denn nur da, wo der Herold der Zeit keine Männer — mehr aufzurufen hat, reiten Lumpen in die Schranken ein. — So zeigt sichs überall, in allen Ständen und Verhältnissen, in allen Künsten und Wissenschaften. Alles trägt, vom kleinsten Bettler, bis zum größten, — nur eine allgemeine Farbe: die der Entmannung; mit dem sichern Todeszeichen auf der Stirne, einer völligen, nahe bevorstehenden, allgemeinen Auflösung und Zerrüttung. — Aber nirgends bemerkt man dieses deutlicher, als an den Schriftstellern, Dichtern und überhaupt an jeder Art von Künstlern jetziger Zeit; denn vorzugsweise in ihnen spiegelt sich stets das Jahrhundert am treusten ab. — Man erstaunt, wenn man in dieses Chaos des Unsinns, der Feigheit und Jämmerlichkeit blickt und möchte sich selbst vor der eigenen Schande verbergen, noch irgend ein Wort zu sprechen, oder eine Feder anzusetzen; denn ich frage: wo ist des Politikers männliche Konsequenz und Wahrheit? — Wo des Kritikers Tiefe und Unparteilichkeit, und wo des Künstlers reiner Geschmack? — — Begraben liegen sie in dem Schutt des allgemeinen Verfalls. Knaben, die ihr Ministerial-Pensum auswendig gelernt haben, sind größtentheils unsere Politiker; feiles, verlaufenes Gesindel und grundlose Witzlinge unsere Kritiker; und Handlanger, die auf dem Holzbock technischer Fertigkeit ihre Produktion zuschneiden, unsere Künstler — unsere Dichter. Komödianten aus der Hefe des Volks, die in ihrer Muttersprache fast jede Minute mit den ersten Quintanerregeln zu kämpfen haben, besudeln des Volkes heilige Bühne mit ihren eigenen, jämmerlichen Produktionen, um dann womöglich durch ihre Darstellung alles dasjenige noch schlechter zu geben, was ein verbranntes Komödiantengehirn ausgebrütet und technische Koulissenfertigkeit zusammengeklebt hat. — So steht es im Allgemeinen um das Heiligste der Menschheit: um Kunst und Wissenschaft, — und nicht minder auch ebenso um jedes staatsbürgerliche und häusliche Glück; denn nur wie die Künstler und Gelehrten sind, ist auch jederzeit das Volk." Nicht doch, alter Freund Maltitz, Sie übertreiben. Wir sind nicht so arg, als Sie uns machen, nicht ganz so arg.

Von der heitern Art ist:

Die Dichterin.

Hulda dichtet! Schweiget Himmelssphären:
Schwacher Nachhall ist der Engel Sang
Gegen ihre Töne, dieser hehren,
Kühnen Poesien Zauberklang.
In die Harfe greifet, goldbespannt,
Ihre hohe, wenn auch schmutz'ge Hand. —

Hulda dichtet! — und in Lil'jendüfte;
Und in Rosenzauber kleidet sie
Fernster Auen holde Himmelsklüfte;
Alles spricht und athmet Poesie;

Alles kleidet ſie in Verſetakt;
Nur die eignen Kinder gehen nackt.

Hulda dichtet! — Ihre Seraphsworte
Gießen Troſt in jede Leidensbruſt;
Sprengen ſelbſt des Orcus Schauerpforte,
Wandeln jeden Schmerz zur Himmelsluſt.
Tauſend Thränen trocknet ein Gedicht;
Aber ihre Wäſche trocknet nicht. —

Hulda dichtet! — und ihr Geiſtesflügel
Führt ſie in der Fabel holden Wahn;
An der Bäche hellen Silberſpiegel,
Wo ſich Nymphen, auf kryſtall'ner Bahn,
Tändelnd waſchen an beblümter Flur.
Doch ſie ſelber wäſcht ſich ſelten nur. —

Hulda dichtet! — Ihre Poeſien
Spinnen holden Sang von Ort zu Ort;
Weben leicht in Silberharmonien,
Witz an Witz und Bild an Bilder fort.
Spinnen ſanft die Dichtung ans Gedicht;
Aber ſpinnen kann ſie ſelber nicht.

Hulda dichtet! — und ihr Himmelsfeuer
Zeigt dem Zweifler die Unſterblichkeit;
Hebt vom Ganzen kühn den ernſten Schleier,
Welcher Wiege deckt und Ewigkeit. —
Nur dem Ganzen — tönt ihr Saitenſpiel!
Aber Löcher hat ihr Hemde viel. —

Hulda dichtet! — und in ihr vereinet
Sich des Himmels und der Erde Glanz:
Alles was ſie iſt, und was ſie ſcheinet,
Iſt ſie nur vollendet, iſt ſie ganz.
Das Vollkommenſte an Seel' und Leib;
Nimmer aber was ſie ſeyn ſoll: Weib! —

In dieſer Manier iſt Maltitz unübertrefflich. Seine Feierlichkeit, das Hochtrabende ſeiner Worte kontraſtirt trefflich mit der hintennach plumpenden Gemeinheit, und ſelbſt, daß er ſich über die Gemeinheit, die er verſpottet, zugleich wirklich ärgert, kleidet ihn ſchön. Er iſt immer voll Eifer und voll jenes ethiſchen Ingrimms, der nicht über die Dummheit lachen kann, ohne ſich zugleich über ſie zu erzürnen. Aber gegen Berlin iſt er ungerecht, wenn er ſingt:

Nimm mich auf in deine Hallen,
Stolze, prächt'ge Königsſtadt!
Keine deiner Schweſtern hat
So, an Schönheit reich vor Allen,
Reich geſchmückt der Künſte Hand;
Aber, ach! dein Sand! dein Sand! —

Laß mich bei dem Glanze weilen,
Der in deinen Mauern wohnt;
Bei der Göttin, die da thront
Hoch auf deines Thores Säulen,
Niederſchaut aufs mächt'ge Land,
Ach! und auf den vielen Sand. —

Aber, ha! welch' Prachtpaläſte
Reihen ſich zur Straße dort?
Die der großen Herren Ort
Und der Tummelplatz der Feſte;
Doch auch hier weht, welch ein Graus!
Staub und Sand von Haus zu Haus. —

Aber ſchau'! wie ſtolz und prächtig
Sich jen' Bau zum Himmel hebt.
Tief in ſeinen Mauern lebt
Der Finanzen Quelle mächtig;
Doch, o wehe! armes Land!
Ach! auch er, er ſteht auf Sand. —

Nun, ſo nehmt mich auf, ihr Linden!
Stolze Promenadenpracht,
Dort, wo ſchatt'ge Kühlung lacht,
Werd' ich endlich Athem finden.
Aber ach! durchs graue Laub
Weht auch hier des Sandes Staub. —

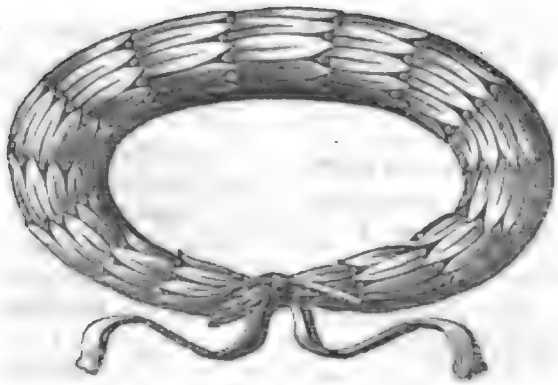
Nun dann fort, hinaus zum Thore!
In dem nahen Schattenhain
Wird's doch endlich lieblich ſeyn,
Grün dem Aug' und ſtill dem Ohre;
Doch auch hier ſtiebt, — welch ein Laub!
Vom Paradeplatz der Sand. —

Nun, ſo fahre wohl auf immer,
Sandumwehte, wind'ge Stadt! —
Die, an wahrem — Reize matt,
Streut mit kalt-erborgtem Schimmer
Rings durchs weite, dürre Land,
Ach! — in Aller Augen Sand. — —

Es iſt ihm offenbar ſelber Sand in die Augen gekommen, daß er nicht mehr geſehn hat, was Berlin noch außer dem Sande beſitzt. Ich verſtehe darunter nicht die Hegelianer und auch nicht die Pietiſten, nicht das Königsſtädter Theater und auch nicht ſeine Poeten, nicht die Berliner Jahrbücher und auch nicht das Berliner Wochenblatt, nicht Raupach und auch nicht Willibald Alexis, nicht die alte Mittwochsgeſellſchaft und auch nicht die noch ältere Stallſchreibergaſſe, nicht das weiße Blut der Poeten und nicht das weiße Bier der Schneidergeſellen, nicht die ſchlechten Witze und nicht die guten Geſinnungen; ſondern das, was trotz alledem noch immer Berlin iſt und bleibt, nämlich eine prächtige Stadt trotz des Sandes, ein Sitz der Gelehrſamkeit trotz der Schreibergeſellen und ein Lager tapfrer Männer trotz der Windbeutel.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 55. — 31. Mai 1833.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

21) Francesco Petrarcas sämmtliche Canzonen, Sonnette, Balladen und Triumphe, übersezt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karl Förster. Zweite verbesserte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus, 1833.

Bei keinem der alten Troubadoure oder Minnesinger tritt der „senede mut“, das sehnende Gemüth, die reine anspruchslose Sehnsucht, die sich am bloßen Sehn begnügt, die Andacht des Schauens, das vor sich selbst Verschwinden im Anblick des Schönen, das Vergehn in Liebe so klar hervor, als bei Petrarca. Anderwärts ist der Liebe derbe Begehrlichkeit, oder scherzende Ironie beigemischt, oder die nichterfüllte Sehnsucht macht sich durch bittere Klagen und finstere Schwermuth Luft. Das alles aber ist bei Petrarca nicht. Er ist über die niedre Leidenschaftlichkeit in ein ätherisches Gebiet erhoben. Die reine Religion der Liebe, deren Priester er ist, läßt ihn nicht hinabsinken. Er muß den geliebten Gegenstand entbehren, um nicht in die Prosa des Besitzes zu fallen, und die Entbehrung kann ihm die innere Heiterkeit doch nicht rauben, denn wer je das Schöne gesehn, dessen Innres ist auch ewig von seinem Lichtglanz erhellt, und des schönen Bildes Altar und Kapelle. Freilich lag die Idee dieser reinen Liebe der ganzen Minnepoesie zu Grunde, und sie war das Abbild der schwärmerischen Gottesminne. Aber so wie sich in die religiöse Begeisterung einerseits die weltliche Sinnlichkeit, andrerseits die auf ihre Entbehrung eitle Ascetik mischte, ganz eben so fielen die Ritter von der lustigen Gestalt aus dem Leid der klagenden Liebe alsbald in die Schalkhaftigkeit der beglückten Liebe, die Ritter von der traurigen Gestalt aber prahlten mit ihrer Entsagung. Die ätherische, ruhige, gleichmüthige, weder auf den Besitz noch auf das Entbehren eitle, weder zu lustige noch zu traurige Liebe war wohl so selten und vielleicht noch seltner als die reine Gottesminne. Ich will nicht sagen, daß nicht schon vor Petrarca viele süße trunkne Dichterseelen diese Liebe empfunden hätten, allein Petrarca war es, der sich am längsten und freiesten im ewig gleichen Sonnenäther derselben badete, und Zeit genug hatte, von der üppig blühenden Centifolie seines Herzens alle unsterblichen Blätter nach einander langsam fallen zu lassen. Dichterherzen brechen und welken schnell, nur selten ist es ihnen vergönnt, sich uns ganz zu entfalten. Ein gewisses Einerlei ist nicht zu vermeiden, wo der Pol eben so feststeht, als die Richtung der Magnetnadel nach ihm hin, und oft wird Petrarcas unermüdliche Zärtlichkeit uns zu scholastisch im Haschen nach neuen Umschreibungen des alten Gedankens,

und zu plauderhaft in der Wortfülle des unaufhörlich überſtrömenden Herzens. Aber das bezeichnet eben den Charakter der Liebe, und ohne Nachläſſigkeiten dieſer Art wird uns nie ein Dichter überreden, daß er wirklich liebe.

22) Le Parnasse français, du dix neuvième siècle. Oeuvres poetiques d'Alphonse de Lamartine, Casimir Delavigne et P. J. de Béranger. Leipzig, Brockhaus, 1832.

Eine ſchätzbare Sammlung der beſten neufranzöſiſchen Lyriker. An Geiſt hat es den franzöſiſchen Dichtern nie gefehlt, in neuerer Zeit haben namentlich Lamartine und Victor Hugo den unerwarteten Beweis geführt, daß die franzöſiſche Lyrik des kurzen Ausdrucks und der Bilderfülle fähig ſey, die bisher als ein charakteriſcher Vorzug der deutſchen im Gegenſatz gegen die franzöſiſche betrachtet wurde. Aber das Gemüth, dieſes wunderliche romantiſche Weſen, haben die Franzoſen uns doch noch nicht abgelernt. Ich finde es einzig in der tiefen Leidenſchaft Berangers, und möchte daher gern dieſem Beranger vor allen neuen franzöſiſchen Dichtern den Preis zuerkennen, wenn das Urtheil blos von einem Deutſchen abhinge. Allein ich habe mir ſchon oft Skrupel darüber gemacht, ob wir den Franzoſen unſern äſthetiſchen Maaßſtab aufdrängen dürfen? Ihnen iſt doch und bleibt alles, was wir ſchön nennen, im Grunde plebejiſch, ſo wie es ihnen Shakeſpeare immer war und Beranger ebenfalls iſt, und das, was ſie für ſchön ausgeben, erſcheint uns umgekehrt immer ariſtokratiſch, vornehm ſteif, ſeelenlos prunkend und elegant fade, wie uns ihr Racine und wieder ihr Lamartine immer erſchienen ſind. Der Franzoſe will zum Schönen immer hinaufſehn, wir wollen gerne darauf herabſehn. Es iſt ein merkwürdiger, aber wahrer Unterſchied, und wie wir auch von einander lernen mögen, wir werden immer über dieſe geiſtige Barriere ſtolpern.

23) Ausgewählte Poeſien von Lord Byron, Thomas Moore, Walter Scott und Andern in deutſchen Uebertragungen. Reutlingen, Kurz, 1832.

Eine kleine aber gute Leſe vom ähren- und blumenreichen Felde der engliſchen Poeſie. Den einzigen Unterſchied zwiſchen der engliſchen und unſrer Lyrik ſetze ich in die ſtärker hervortretende Männlichkeit der erſtern, durch deren Folie auch die Weiblichkeit in engliſchen Gedichten zarter, duftig milder erſcheint. Im übrigen ſind wir einander wohl ſehr gleich an Gefühlen und romantiſchem Hange. Unſre Poeſie iſt ein wenig abſtrakter, die engliſche iſt perſönlicher, unſre iſt mehr allgemein menſchlich, in der engliſchen unterſcheidet ſich mit ſchärferen und feineren Zügen das Geſchlecht. Eben darum aber erſcheint die unſre immer noch jünger, als die engliſche.

24) Fremde Blumen. Eine Gabe aus der Fremde von Don Federigo Bagamundo. Altenburg, Hofbuchdruckerei, 1833.

Ueberſetzungen aus dem indiſchen Amaru und dem von Wilſon herausgegebenen Theater der Hindu, aus Lord Byrons Gedichten, aus ſpaniſchen Gedichten des Tirſo de Molina, aus Polizian, Lope de Vega ꝛc. Dieſe Namen bürgen ſchon für die Poeſie des Inhalts. Hier einige Proben aus Amaru:

Erprobte Treue.

„Unſchuld'ges Kind, ſo unerfahren,
Ja thöricht, Einem Lieb' allein zu ſchenken,
Ihm Treu' ein Lebenlang zu wahren,
Und immer nur ihm zu gefall'n zu denken,
Der dich betrügt am Ende! Faſſ' ein Herz!
Was ew'ge Treu'! Erhöre nur zum Scherz
Den Andern!" — „Stille, ſagt erſchreckt
Die junge Schöne zur Verführerin,
Still! deiner Zunge Sprache weckt
Den, dem ich ewig eigen bin,
Aus ſeines Schlummers ſüßer Luſt;
Er hört dich hier in meiner Bruſt."

Das glückliche Mittel.

„Wie er ausgeruht in meinen Armen
Ach! ſo glücklich und ich wohlverſtand
Was er ſprach! die Morgenſonne fand
Uns zuſammen noch. — Doch weh mir Armen!
Hat es meine Dohle nicht vernommen,
Daß er morgen wolle wiederkommen?
Sie wird ſchwatzend mich verrathen!" —
Daß der Vogel Wort' und Thaten
Nicht ausplaudr', entlöſt den Ohrgehängen
Sie den wohlgeſchliffnen Prachtrubin,
Zum Granatorufutter ihn zu mengen;
Wirft den Tod dem Schwätzervogel hin.

Der größte Theil der hier geſammelten Gedichte iſt erotiſchen Inhalts. Warum wählte der Sammler vorzugsweiſe ſolche? Wir haſſen die Pruderie und kokette Tugend, welche die Antiken nicht ohne gothiſche Schürze ſehn mag, aber wenn es albern iſt, gewiſſe Stellen aus alten Dichtern deswegen caſſiren zu wollen, weil ſie unſern Sitten nicht anpaſſen, ſo iſt es doch noch unſchicklicher, abſichtlich gerade ſolche Stellen zu ſammeln und aus dem Zuſammenhange herauszureißen, um damit die Phantaſie zu erhitzen. Manche Stelle, die im Zuſammenhange blos natürlich iſt, wird erſt, wenn man ſie iſolirt auffaßt, unanſtändig.

25) Lieder von Thomas Bornhauſer. Trogen, Meyer und Zuberbühler, 1832.

Lokaltöne, doch nicht mehr originell. Der Stolz des glücklichen Alpenhirten, der in die tiefen Thäler und qualmenden Städte niederſieht, iſt ſchon von Schiller ausgeſprochen worden. Der Tellnlieder beſitzen wir ebenfalls ſchon viel. Die Lieder in ſchweizeriſcher Mundart ſcheinen zuweilen etwas affektirt. Man leſe folgendes Lied:

Mi heimelet ſo mild und fründli
An herzig ſüeſſes Wörtl a;
S' iſcht wit bekannt, allei recht gründli
Verſtohr's halt nu de Schwizerma.
Wotſcht äppa wüſſe, was es ſey?
„S' iſcht üſa herzig Wörtli „frei.“

Man muß nicht ſo viele Worte um das Wort machen, wenn man nur entſchloſſen iſt, ſich der Sache zu verſichern. Der ächte Beſitz prahlt nicht, und bekanntlich wurde in Helvetien nur in der Zeit am meiſten mit der Freiheit geprahlt, in welcher ſie durch innre Zwietracht, Verrath und fremde Herrſchaft am meiſten gefährdet war, nämlich ſeit Johannes von Müller, der wetterwendiſch jedem Herrn diente, dieſe Freiheitsprahlerei in die Mode brachte. Doch unſer Verfaſſer weiß das wohl, und iſt gerecht genug, es in einem andern Gedicht „die Reſtauration“ und noch in einem „Geheimthuerei“ deutlich auszuſprechen. Im leztern vergleicht er die helvetiſchen Diplomaten mit dem Vogel Strauß, der ängſtlich den Kopf verbirgt, um — nicht geſehn zu werden. Im Ganzen waltet in all dieſen Liedern ein friſcher muntrer Geiſt, viel Patriotismus und viel heimathliche Landſchaftsmalerei. Ahmt der Dichter auch in der Form bald Schiller, bald Hebel, zuweilen auch Matthiſſon nach, ſo iſt doch ſein Gemüth in der Natur und im vaterländiſchen Leben erſtarkt, und nicht ſo butterweich wie das unſrer ſtubengelehrten Zärtlinge von Herzens- und Schmerzenspoeten. Er gleicht einem freien Vogel, der zur Luſt die Melodie nachpfeift, die er hin und wieder von gefangenen Vögeln im Vorbeifliegen gehört hat.

26) Skizzenbuch von Franz Kugler. Berlin, Reimer.

Der Dichter iſt zugleich Maler und Komponiſt und legt von allen dieſen Talenten zugleich Proben ab, denn das artig ausgeſtattete Buch enthält ſechs radirte Blätter, theils byzantiniſch-altdeutſche Kopien, theils eigne allegoriſche Erfindungen, ſinnig, einfach, geſchmackvoll, und eine Menge Molodien zu den ſchönſten Liedern von Uhland, Chamiſſo, Clemens Brentano, Heine, Wilhelm Müller ꝛc. In ſeinen eignen Liedern ſpricht der Verfaſſer ein edles, zartes, freundliches Gemüth aus, und als ſeine Vorbilder erkennen wir theils die naive ältere Volkspoeſie, wie wir ſie im Knaben Wunderhorn finden, theils die eben genannten Dichter, die er in Muſik geſezt. Die Reiſebilder ſind die zahlreichſten, die Empfindungen der zärtlichen und freundſchaftlichen Erinnerung, oder die der allgemeinen poetiſchen Naturwonne und Naturklage haben faſt durchgängig einen lokalen Hintergrund, und wir reiſen mit dem Dichter zugleich durch ſein Vaterland und durch ſein Herz. Z. B.

Frühlingsmorgen.

Die Sonne ſcheint ſo milde
Wohl in den grünen Rhein,
Und hohe Eichenbäume
Die ſchauen mit hinein.

Es iſt die Sonntagsfrühe,
Und ruhig fließt der Strom,
Und in den Wellen ſpiegelt
Der alte Speyrer Dom.

Die Lerche wirbelt freudig
In unumwölkter Luft,
Und drüben in dem Walde
Der Amſel Stimme ruft.

Goldhelle Käfer ſummen
Im warmen Sonnenſtrahl,
Und Schmetterlinge ſchaukeln
Auf Blüthen allzumal.

Durch thauig grüne Matten
Wandr' ich am Uferrand,
Und ſing' mit lauter Stimme
Ein Lied vom Vaterland.

Lebewohl.

Herbſtlich kühl weht es von Norden,
Höher treibt der dunkle Rhein.
Auf der Fähre lehnt ein Wandrer,
Blicket in den Abendſchein.

In die goldigrothen Wolken
Taucht der Speyrer Dom empor,
Feſtlich leiſes Abendläuten
Weht herüber an mein Ohr.

Lebewohl, du ſüßes Bildniß.
Troſtend Licht in dunkler Nacht!
Von den ſel'gen Engeln Gottes
Sey dein Leben ſtill bewacht!

Nie fehlt es an einem maleriſchen Hintergrund, doch beſteht auch das Gedicht zuweilen einzig nur aus dem Bildchen, z. B.

Ständchen.

Der Mond ſteht über dem Berge,
So recht für verliebte Leut;
Im Garten rieſelt ein Brunnen,
Sonſt Stille weit und breit.

Neben der Mauer, im Schatten,
Da ſtehn der Studenten drei
Mit Fidl' und Geig' und Cither,
Und ſpielen und ſingen dabei.

Die Klänge ſchleichen der Schönſten
Sacht in den Traum hinein,
Sie ſchaut den blonden Geliebten
Und liſpelt: Vergiß nicht mein.

Ja der Maler läßt den Dichter zuweilen gar nicht zum Dichten kommen, z. B.

In der Heimath.

Ich möchte dichten und ſingen
Von ſtiller Heimathsluſt,
Von friedlichen Herbſtgefilden,
Vom Frieden in der Bruſt.

An dieſen Orten hab' ich
Geträumet frühſten Traum;
Die Tage ſind lang vorüber,
Die Erinn'rung faß' ich kaum.

Derweil hat mich das Leben
Bedacht mit Glück und Schmerz;
Doch wandl' ich auch alleine,
Mir blieb mein junges Herz.

Ich möchte dichten und ſingen
Von alter und neuer Zeit;
Ich kann's nicht in Worte zwingen,
Mir iſt ſo wohl und weit!

Wir können uns bei einem Maler dieſe Klage, daß er das Geſchaute nicht in Worte zu bringen im Stande ſey, wohl erklären und ſie inſofern entſchuldigen. Im Allgemeinen aber muß man unſere jüngeren Dichter vor ſolchen Klagen warnen. Der Maler hat ein Recht, das nicht dichten zu können, was er malen kann. Aber es gibt Dichter, die weder malen noch dichten können, und doch auch Skizzenbücher drucken laſſen. Nur zu häufig wird der gute Wille zu dichten, für das Gedicht ſelbſt genommen. Anſtatt uns zu entzücken, ſagen die Dichter nur, daß ſie entzückt ſeyen. Anſtatt uns den vollen Becher zu reichen, trinken ſie ihn ſelber aus und ſagen dann: nicht wahr, es hat vortrefflich geſchmeckt? oder bitten uns erſt, ihn zu füllen. Nur gar zu oft, namentlich in jüngerer Zeit vergeſſen ſie, daß uns der Dichter um ſeiner ſelbſt willen ganz und gar nicht intereſſirt, ſondern nur wegen des Inhalts ſeiner Gedichte, und daß wir als Leſer noch weit egoiſtiſcher ſind, wie er als Dichter, daß wir uns nicht nach ihm umſehn, wenn er auch noch ſo ſehr, aber auf gemeine Weiſe leidet, und daß wir erſt dann mit ihm leiden, wenn er auf eine ſchöne Art leidet, daß er tauſendmal ſterben könnte, ohne uns im geringſten zu rühren, und daß er erſt dann auf unſre ganze Theilnahme Anſpruch machen kann, wenn er als ſterbender Fechter ſchön endet. Schiller ſagt zwar einmal, der Genius iſt groß durch das, was er *iſt*, und der Gemeine wird es höchſtens durch das, was er *thut*; allein das iſt ein ariſtokratiſcher Satz. Das Publikum glaubt nicht der erſten beſten Verſicherung eines Dichters, welcher überſchwenglichen Gefühle er fähig ſey, es glaubt nur der That, der Dichter darf nicht nur ſagen, daß er fühle, er muß vorweiſen, was er fühlt. Das Publikum iſt ein zudringlicher Bettler, das man nicht zufrieden ſtellt, wenn man ſagt, man könne nichts geben, da man kein klein Geld bei ſich führe, ſondern nur Gold; es will etwas haben, und wenn es auch nur klein Geld wäre. Was nur dem Dichter ſelbſt gefällt, was nur er ſelbſt verſteht, was er ſich aber nicht die Mühe nimmt, dem Publikum in objektiver Klarheit vorzumalen, wird vom Publikum auch nur als poetiſches Nebuliren, als ein Dünſt und als hoffärtige Subjektivität geachtet.

Inzwiſchen iſt die Rückkehr zum ältern naiven und gewiß vollkommen objektiven Volksliede das räthlichſte Mittel, ſich von der modernen, unwillkührlich auch dem Beſſern anklebenden Subjektivität loszumachen. Jene alten Volkslieder verriethen nie ihren Dichter, waren ein Objekt, deſſen Subjekt erſt jeder Leſer hinzubrachte. Im Liede war die Sache, die Empfindung entſtand dann erſt im Leſer. In unſern modernen Liedern dagegen wird vom Dichter ſelbſt dem Leſer ſchon vorempfunden und oft fehlt die Sache ganz und wir erhalten nichts, gar nichts, als die ſubjektive Empfindung. Er iſt gerührt, wir ſollen es auch werden. Aber worüber, fragen wir. Je nun, antwortet der Dichter, eben darüber, daß ich gerührt bin. Aber worüber biſt du denn gerührt, fragen wir. Je nun, ich weiß es nicht, iſt die Antwort, mir iſt im Allgemeinen ſo wohl, ſo weh, ich bin eben gerührt. Von ſolcher gegenſtandsloſen Empfindelei iſt in der alten Volkspoeſie ſo wenig zu finden, daß nicht einmal neben dem rührenden Gegenſtande etwas von der Rührung ſelbſt laut wird. Auch wo die Empfindung ſich einmiſchte, drückten die ſinnigen Alten ſie in einem Refrain aus, der ſcheinbar eine ganz andre Beziehung hatte. Sie fügten einer traurigen Romanze wohl den immer wiederkehrenden Refrain hinzu: o Weide, grüne Weide! aber außer dieſem Bilde der Trauer drückte nichts, keine gerührte Phraſe, kein Herz- und Schmerz-, Sehnen- und Thränenſeufzer die Empfindung aus. Und ſo allein vermag uns eine Dichtung zu rühren. *Wir* müſſen empfinden, wir *allein*, das Lied darf dieſe Empfindung nur in uns *wecken*, nie aber uns *vorempfinden*. Ueberhaupt, ſo parador es ſcheint, ſo wahr iſt es, in der ächten Lyrik gibt es gar kein Ich.

(Der Beſchluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 56. — 3. Juni 1833.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

27) Kampfbilder von C. J. Hoffmann. Berlin, Oehmigke, 1832.

Man erwartet Schlachtscenen, etwas Wildmännliches, findet aber nur weiche sanfte Empfindungen:

Rosen, sieh, glühn im Hain,
Rosen muß herrlich seyn ꝛc.

Im grünen Walde denk ich
Behaglich an mein Mädchen ꝛc.

Dich, Häuschen, grüß ich wieder ꝛc.

Gute Nacht, gute Nacht, lieb Mutter mein ꝛc.

Ich weiß in der That nicht, warum die Lieder Kampfbilder heißen, da nicht einmal von Seelenkampf die Rede ist. Der durchgreifende Ton ist ein naiver, bisweilen ans Läppische streifender Frohsinn, wie folgendes Lied darthut:

Horch, wie das Hämmerlein,
Traulich im Kämmerlein
Klopfet bei Dämmerschein.
Merk, Gidechens Kunde spricht:
Vergiß die Stunde nicht,
Die Mund zu Munde flicht!

Hörst Du die Blüthen wehn,
Blatt auf und nieder gehn?
Lispeln zum Wiedersehn:
Gidechen Dir Kunde spricht:
Vergiß die Stunde nicht,
Die Mund zu Munde flicht!

Biene nicht summen mag,
Nachtigall schlummert sacht,
Gidechen, wie Kummer, wacht.
Horch, wie es Kunde spricht:
Vergiß die Stunde nicht,
Die Mund zu Munde flicht!

28) Gedichte von August Schuhmacher. Arolsen, Speyer, 1832.

O wie lieb, wie herzlieb! Man möchte den Dichter in ein Kinderwägelchen setzen und von einem Schäfchen an rosaseidenen Bändchen durch die lieben Blümchen und über das liebe Bächlein fahren lassen. Denn so singt er:

Es baut' ein Knab ein Blumenhaus
An Baches grünem Rande,

Da ging er fröhlich ein und aus
Der Glücklichste im Lande.
Liebe Welle,
Neye mir
Gleich zur Stelle
Blümchen hier.

29) Gedichte von August Schnezler. München, Lindauer, 1833.

Es macht keinen guten Eindruck, wenn alte, ja ungeheuer alte, und wie Gras überall wachsende Gedanken als ein nagelneuer Fund mit altkluger, selbstgefälliger Miene vorgewiesen werden, z. B.

Gärtnerspruch.

Wohl dem, der mit klugem Sinne
Seinen Garten hat bestellt,
Und das holde Blümchen „Minne"
Andern Blumen zugesellt.

Denn wer diese Rose heget,
Schirmet vor der Stürme Wuth,
Wer sie treu und sorgsam pfleget,
Diesem blüht ein köstlich Gut ꝛc.

Wer nichts Neues dichten, oder dem Alten nicht wenigstens eine neue Beziehung abgewinnen kann, sollte doch lieber gar nicht dichten. Aus diesen Liedern weht uns überall die Lyrik entgegen, die sich überlebt hat, und nun, ohne in einem neuen Trieb auszuschlagen, die dürren Blätter um den verschrumpften Stiel eben hängen läßt, und zu ihrer eignen Beschwer eben noch fortdauert, während ihr ein Messer Noth thäte, das sie kurz abschnitte und von ihrer eignen Qual befreite. Wo anders, als bei einem durchaus ermatteten, erschöpften, gleichsam ausgepumpten Dichtergemüth wird man ein Lied finden, wie folgendes:

Schlußbetrachtung.

Der Sänger steht am Wasser
Er ist kein Weiberhasser,
Er ist ein Vielgereister,
Und fürchtet keine Geister.

Er möchte selbst gern sehen
Die schöne Wasserfei —
Da kann er lange stehen
Die Zeiten sind vorbei ꝛc.

Das heißt in der That ein poetischer Selbstmord. Für den ächten Dichter ist die Zeit der Wunder nie vorbei. Dem überwachten, matten, blöden Auge nur erscheint die Welt katzenjämmerlich, dem frischen Blick bleibt sie immer das schöne, uralte, ewige Wunder.

30) Denkblätter für meine Freunde. Poetischer Nachlaß von Professor J. A. Klein. Koblenz, Mainzer, 1832.

Lieder aus der alten guten Zeit, da man noch scherzte und küßte und ein Späßchen in Ehren erlaubt war, und jedem Mann Wielands runde Diodonette liebenswürdiger erschienen wäre, als Goethes tagebuchschreibende, bleichsüchtige Ottilie. Alle diese Lieder sind der Liebe und Freundschaft gewidmet, Scherz- und Gelegenheitsgedichte; unter den leztern finden sich auch viele Hymnen auf hohe Personen bei festlichen Anlässen, worin denn viel altmodischer Bombast vorkommt:

Ehrwürdiges Koblenz, schreibe mit Purpurschrift
Den hehren Tag in deine Annalen ein ꝛc.

31) Hoffnung. Ein Gedicht in drei Gesängen. Hof, Grau, 1832.

Der Verfasser verzichtet auf den Dichterruhm und erklärt sich zufrieden, wenn er gemüthlichen Seelen in gleichen Empfindungen begegnet. Das Gedicht, oder vielmehr die Aneinanderreihung verwandter Gedichte in verschiedenen Versmaaßen, trägt denn auch durchgängig das Gepräge der wohlbekannten Sentimentalität, die unermüdlich Herz und Schmerz, Sehnen und Thränen, Lust und Brust ꝛc. reimt. Zum Exempel:

Du einzige Zuflucht für das bange Herz,
O Hoffnung, laß mich feiernd dich begleiten
Zu deinem Tempel, wo allein der Schmerz ꝛc.

Seine Augen blinken Thränen,
Und im Busen bleibt ein Sehnen ꝛc.

Mit Entzücken lehnt die Mutter
Ihren Säugling an die treue Brust
Weint in Wonne, träumt in süßer Lust ꝛc.

Es entspricht vollkommen dem leeren, öden, sein eignes Nichts endlos spiegelnden Charakter unsrer ausgebeutelten Lyrik, daß die Dichter nichts mehr besingen, als den Gesang, sich über nichts mehr freuen, als über die Freude, nichts mehr leiden, als das Leiden, und nichts mehr hoffen, als das Hoffen. Nirgends finden ihre Gefühle den Gegenstand, stets reflektiren sie auf sich selbst zurück, ungefähr wie auch die Philosophen mit ihrem Denken so weit auf die Neige gekommen sind, daß sie nichts mehr denken, als das Denken selbst. — Nur der Gegenstand der Hoffnung ist besingenswerth, nicht die Hoffnung selbst, denn dieses gegenstandslose Abstraktum ist eine arme Bettlerin, der eben des Dichters Traum schenken muß, was ihr die Wirklichkeit versagt.

32) Liederkränze für gesellige Zirkel gewunden. Stettin, Heſſenland, 1832.

33) Neue Liedersammlung, für ernſte und heitere Stunden. Zweite vermehrte Auflage. Glarus, Schmid, 1832.

Lieder zum Singen, größtentheils dem geſelligen Frohſinn gewidmet, insbeſondre viele Trinklieder. Beide Sammlungen enthalten die bekannteſten und beliebteſten Lieder dieſer Gattung und eine Anzahl minder bekannte. Wer wollte läugnen, daß ein Schatz von guter Laune, geſundem Witz und geſunder Lebensweisheit in den deutſchen Trink- und Geſellſchaftsliedern enthalten iſt. Doch haben ſie auch erkleckliche Mängel. Darunter verſtehe ich 1) die alte pedantiſche Nachäfferei des Anakreon und Horaz, das Herbeiziehen der alten Griechen und Römer und ihrer Mythologie an den deutſchen Tiſch; 2) das allzu ernſthafte Reflektiren über die Freude, die an die leichtgeflügelte Luſt wie Blei ſich hängende moraliſche Nutzanwendung, das freimaureriſche Humanitätsgeſchwätz und der Klingebeutel, der das frohe Trinkgelag in eine Betſtunde oder moraliſches Auditorium verwandelt; 3) Das Selbſtlob der Philiſter, die ſalbungsvolle Bewunderung des deutſchen Gemüths, die unbeſcheidne und der geſelligen Unbefangenheit ſo wenig anſtändige Anpreiſung des eignen Herzens; 4) das eben ſo philiſtröſe Gepäck von Sorgen, das die Sänger immer zu ihrer Luſt mitbringen, und das ſie um ſo weniger ablegen, je mehr ſie ſich immer ermahnen, es abzulegen, und vornehmen, ſie wollen es ablegen, da der, welcher immer ſagt, er wolle ſich aller Sorgen entſchlagen; indem er es ſagt, eben noch an die Sorgen denkt; 5) die höchſt pedantiſche Ermunterung zu einer Luſt, die von ſelber kommen muß, das Hott und Jehi rufen, damit der phlegmatiſche Dickbauch oder der abgehärmte Geſchäftsmann auch aus ſeiner Erſtarrung erwache und biegſam, koulant, luſtig, endlich ſogar muthwillig werde; 6) die Nüchternheit auch noch mitten im Rauſch und die Unbeholfenheit unſrer Bachanten, die ſich durchaus auf geniale Raſerei nicht verſtehn wollen; und endlich 7) die im höchſten Grade nüchterne und alberne Beſchreibung der geſelligen Freude, welche das Weſen derſelben erſetzen ſoll, „kommt, ſezt euch her — da ſitzen wir fröhlich beiſammen — ſchenkt ein, ſtoßt an, trinkt — wir trinken — nun ſingt auch, ſtimmt die Kehlen, hebt an, der Geſang ſtrömt aus der vollen Männerbruſt, — nun trinkt noch einmal — ſchlagt auf den Tiſch — laßt den Becher kreiſen — der Wein ſchmeckt vortrefflich — doch Bier iſt auch nicht zu verachten, es ſchenkte der Römer den perlenden Wein in goldnen Pokalen bei feſtlichen Mahlen, des Siegs ſich zu freun, der Deutſche der Gerſte veredelten Saft, drum war er der erſte an Muth und an Kraft — wir ſind ja einmal recht luſtig — wahrhaftig außerordentlich luſtig — nun gute Nacht und aus iſt der Spaß.“ Das alles ſollen die Gäſte thun aber nicht beſchreiben. Und doch beſteht der Inhalt unſrer meiſten Trinklieder in nichts, als in dieſer Beſchreibung, ja es gibt lange Lieder, worin die Sänger blos ſagen: wir ſingen. Was? Je nun eben den Geſang, wir werden ſingen, wir ſungen, wir haben geſungen.

34) Blüthen und Perlen, die herrlichſten der ächten deutſchen Lyrik in ein Diadem gewunden für Deutſchlands ſinnige Frauen von Ferdinand Stoll. Leipzig, Kollmann.

35) Neues Odeum. Eine Sammlung deutſcher Gedichte ernſten und ſcherzhaften Inhalts. Geſammelt von Guſtav Lening. Danzig, Gerhard, 1832.

36) Nordiſche Immortellen. Geſammelt von Dr. Siemerling. Stralſund, Löffler.

Solche Sammlungen ſind eine Art von Nachdruck. Nur für den beſondern Zweck des geſelligen Geſangs oder des Schulunterrichts iſt es erlaubt, die rechtmäßigen Ausgaben unſrer beſten Dichter zu plündern. Der Dr. Siemerling geht ſogar ſo weit, ſeine Quellen nicht einmal zu nennen.

37) Liederbuch für deutſche Krieger und deutſches Volk, von Dr. C. Wintershauſen. Zwei Abtheilungen. Darmſtadt.

In dieſer ſehr ausgedehnten, mit Melodien verſehenen Sammlung ſind viel ſchöne Soldatenlieder enthalten, aber auch manches, was als bloße moraliſche und loyale Vorſchrift einer proſaiſchen Unteroffiziersinſtruktion, nicht aber der Poeſie angehört. Dieſe gereimten Reflexionen über den Werth der Tugend und Religionen

Religion, von Gott gegeben
Sey ewig meinem Herzen werth ꝛc.

oder über das Königthum:

Gott, der zum Segen für die Welt
Uns Fürſten gibt und ſie erhält ꝛc.

oder über die Konſtitution:

Bewaffnete, der Kriegerſtand
Bewacht, beſchützt das Vaterland
Und ſtehet dem Geſetze bei
Damit ſein Ausſpruch wirkſam ſey ꝛc.

nehmen ſich doch etwas wunderlich als Geſänge aus. Ferner weiß ich nicht, was ſo ein armer Teufel von Bauerburſche, der zum erſten Mal in die Garniſon kommt und mit dem „du Donnerskerl und Himmelbeilandſakermenter“ begrüßt wird, was ein ſolcher denkt,

wenn er sich in dem bekannten Liede von Arndt als den wehrhaft gemachten Jüngling bezeichnet sieht:

Betet Männer, denn ein Jüngling kniet,
Daß sein Herz, sein Eisen heilig werde,
Küsse, Knabe, fröhlich diese Erde,
Denn sie ist der Freiheit heilig Land ꝛc.

Ueberhaupt was sollen unsre Friedenssoldaten mit jenen altmodischen Liedern von Freiheitsschlachten und Freiheitssiegen und Freiheit und immer wieder Freiheit anfangen? Und wie passen diese wilden, altgermanischen, revolutionären Erinnerungen zu Liedern, welche der Soldat bei der Vermählung einer Prinzessin oder bei andern Hoffeierlichkeiten singen soll, wovon hier Muster aufgestellt sind? Es müssen doch närrische Leute gewesen seyn, die deutschen Krieger, oder wenigstens die deutschen Poeten, wird man nach hundert Jahren sagen, wenn man diese seltsame Mischung von Liedern dann noch kennen wird.

38) Preußenlieder. Von Otto von Deppen. Danzig, Gerhard, 1832.

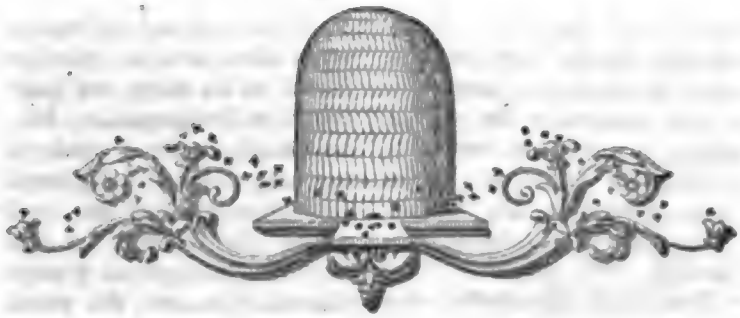
Auch hier herrscht diese Verwechslung der Begriffe, aber nicht zufällig, sondern absichtlich. Der Dichter sagt gradezu, daß die wahre Freiheit eben in der Knechtschaft beruhe, und nimmt nicht den geringsten Anstand, ausdrücklich jede Form der Freiheit zu verwerfen, die nicht aus einem Befehl hervorgeht. Er singt: „Jezt Freiheit oder Tod!“ er singt: „das Volk stürzt in die Freiheitsschlacht!“ aber nur auf höhern Befehl, nur mit höherer Erlaubniß, und so kann der doppelt glückliche Dichter sich der ganzen Fülle und Pracht der revolutionären Sprache bedienen, er darf sogar (Seite 16) die Freiheit „göttlich“ nennen, und es wird doch sicher kein Diener der heiligen Hermandad bei ihm anklopfen.

39) Friedhofs-Kränze. Auswahl von Karl Lappe. Stralsund, Löffler, 1831.

Lauter Todesgedanken, Sterbe- und Grablieder, aus verschiedenen deutschen Dichtern gesammelt. Wir Deutsche sind doch über die Maßen reich. Hier ist ein dicker Band moderner Sterbelieder und wenn man vollends an die ältern Gesangbücher und an die Begräbniß- und Kondolenzlieder denkt, deren fast jeder Poet aus den beiden schlesischen Schulen zu hunderten lieferte, so käme man vor lauter Sterbeliedern, wenn man sie alle lesen müßte, gar nicht zum Sterben selber. Und über welchen andern Gegenstand wären nicht auch schon ganze Bibliotheken deutscher Lieder zusammengedichtet? Ich will nicht sagen über den Frühling oder über die Liebe im Allgemeinen. Ich behaupte und will es beweisen, daß die Deutschen schon dreißig Bände voll Gedichte über die Rose, wenigstens zwanzig über die Nachtigall, wenigstens fünfzehn über den Mond, und außerdem wenigstens fünfzig Bände Waldlieder und vierzig Bände Lieder von Bächlein und Blümlein zusammengeschrieben haben. Ich rechne noch zu wenig, denn wir haben ein Paar Tausend Bände lyrischer Sammlungen, und kaum wird unter hunderten nur eine seyn, wo die Rose, die Nachtigall, der Mond, der Wald, das Bächlein und die lieben Blümlein nicht vorkommen. Eben so ists mit der lieben Liebe. Ich glaube nicht zu viel zu versprechen, wenn ich mich anheischig mache, auf Verlangen aus unsern deutschen Dichtern zwei Bände zusammenzulesen, die blos vom Fenster des Liebchens, vom Wehen des Vorhangs an demselben, vom Oeffnen oder Verschlossenbleiben desselben, vom Lauschen hinter demselben und vom Seufzen und Singen unter demselben handeln, und wenigstens einen Band getraute ich mich aufzufinden, worin blos „Gedichte bei Uebersendung eines Bandes“ vorkämen. An die Entfernte sind wenigstens sechszig Bände geschrieben worden, und sogar an die unbekannte künftige Geliebte wenigstens acht bis zehn aufzutreiben. In der vorliegenden Sammlung ist nur ein kleiner Theil der Trauerlieder ausgewählt. Ich besitze einen gedruckten Band, der ganz voll von Grabliedern auf den einzigen Gellert ist. Eine ähnliche Sammlung existirt in Bezug auf Schiller. Keine fürstliche Person stirbt, ohne daß ein Band oder Bändchen Trauerpoesien herausgegeben werden. Klagen am Grabe unmündiger Kinder würden allein ein halb Dutzend Bände füllen ꝛc. Und doch sind in dieser ganzen Poesie nur sehr wenig Gedanken zu finden. Erster Gedanke: wie traurig, daß so viel Gutes, Schönes, respektive Großes, viel zu früh für uns, viel zu früh für den Verstorbenen selbst, ins Grab sinken mußte. Zweiter Gedanke: der Hingeschiedne ist glücklich, der Müde ist aus dem Thal des Jammers eingegangen zu ewiger Wonne; es dauert ja überhaupt nichts auf Erden, Sterben ist unser allgemeines Loos. Dritter Gedanke: lustig gelebt und selig gestorben, heißt dem Teufel die Rechnung verdorben! wir wollen wenigstens bis zum lezten Hauche lustig seyn, und sterbend noch mit dem Tode anstoßen: auf Brüderchen, zu Bette! Vierter Gedanke: memento mori! Gekrönter Sünder, Menschenverderber, Wütherich, gedenke daß deine Stunde kommen wird, gedenke des schrecklichen Gerichts, das deiner harret! Verführer der Unschuld, Spötter, Don Juan, du hörst zu lachen auf, noch eh der Morgen tagt! Fünfter Gedanke: Danton spricht, und geh' ich auch ein ins Nichts, ich lasse das Andenken eines großen Lebens und unsterblicher Thaten zurück. Dieser fünfte Gedanke ist unsern frommen Lyrikern nicht einmal in den Sinn gekommen, denn sie sind von ihrer Unsterblichkeit in jeder Hinsicht überzeugt. Und weiter ist kein Gedanke aufzutreiben, um jene viere drehen sich alle vierzigtausend Sterbelieder, die wir haben.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 57. — 5. Juni 1833.

Staatswissenschaftslehre.

Die Alten wußten nichts von einer Wissenschaft, die die öffentliche Wohlfahrt auf den sichern Erwerb, die günstige Vertheilung, und eine vorsichtig berechnete Konsumtion der Reichthümer gründete. Die Staaten waren entweder zu klein, und die Bürger standen dem Heft der Regierung zu nahe, oder ihr Umfang war zu unermeßlich, die Maschinerie der innern Politik zu kunstlos, als daß die damaligen Verhältnisse selbst in ihren Grundlagen von den unsrigen sich nicht hätten unterscheiden sollen. Die großen Despotien erforderten Herrscher, denen das Glück, oder die Sparsamkeit, oder eigner Besitz von Bergwerken und Ländereien ansehnliche Güter verschafft hatten. In den Schatz des Tyrannen ließ eine ungerechte Konfiskation in einem Augenblicke so viel Hülfsmittel des Staatszwecks fließen, als der Königszehnten eines ganzen Jahres, dessen Eintreibung in jener Zeit unübersteigliche Hindernisse dargeboten haben muß. Dieser gesetzlose Zustand hemmte die Reaktion der öffentlichen Gewalt auf die Belebung der Industrie und des Handels, so daß das Alterthum, die Geschichte Phöniziens und Karthagos etwa ausgenommen, schwerlich das wechselseitige Verhältniß zwischen der Weisheit politischer Einrichtungen und dem Flore des Nationalwohlstands kennen gelernt hat. Dieselbe Erscheinung kehrte in minder drückenden Formen bei den kleinen griechischen Republiken und Kolonien wieder. Der beständige Wechsel der Verwaltungsbehörden raubte diesen die Macht, sich den Bürgern gegenüber mit einer Autorität zu bekleiden, die die Gesetze nicht billigten. Die Administration, in der Eigenschaft einer Bevollmächtigten, übertrug die Last eines Staatsbedürfnisses einzelnen durch ihre Glücksgüter hervorragenden Bürgern, die sich dafür an der Ehre und den Vortheilen, die ein glücklicher Krieg abwarf, schadlos machen konnten. Die mannichfaltigen Zweige der bürgerlichen Thätigkeit erhielten sich dadurch unabhängig von offiziellen Einflüssen, die, wenn sie nichts mehr sind, als eine Kontrole, ihnen immer zur Last fallen werden. Es ist lächerlich, die gebildete alte Welt wegen ihrer geringen Fortschritte in der Industrie und Agrikultur zu beklagen, und ihr die Uebel anzuwünschen, die uns erst zu einer gesteigerten Anstrengung in diesen Fächern gespornt haben. Roms spätre Geschichte bietet schon die Symptome dieser neuern Nothzustände dar. Der zunehmende Umfang seines Gebiets, die Zufälligkeiten der wechselnden Regierungsgewalt steigerten die Bedürfnisse. Hatte den Welteroberern der Krieg, jezt der Erbfeind des Wohlstands, früher als eine Quelle der Reichthümer gedient, so mußte diese endlich versiegen, da man den halben Erdkreis unterjocht hatte. Neben das System der Plünderung und Gewaltthätigkeit, das die Statthalter in den Provinzen

befolgten, peinigte diese unglücklichen Länder eine wucherische Schaar von Staatspächtern, die die Berge, Triften, Wälder, Thiere und Sklaven in ihre Kataster eintrugen, und in den Städten, auf den Landstraßen und an den Häfen ihre Zollhäuser aufschlugen. Wo man etwas verlangt, ist es Pflicht, das Geben zu erleichtern. Dieser Grundsatz war dem Alterthum unbekannt. Die römische Verwaltung kannte nur ihre Forderungen, die sie nach dem Maaßstab ihrer Bedürfnisse, und noch öfter ihrer Habsucht berechnete. Die Einwirkung auf Handel und Gewerbe blieb ihr fremd. Cicero schrie auf dem Forum, das man die Seeräuber bekriegen müsse, nicht der gefährdeten Quellen des allgemeinen Wohlstandes wegen, sondern um dem Pompejus eine Würde zu übertragen, und den Staatspächtern ihre Einkünfte zu sichern. Einige Einrichtungen, die entfernt an die moderne Wissenschaft der Nationalökonomie erinnern, rief das Privatinteresse der Lieferanten und Geldwechsler hervor. Aber allen diesen Instituten stellte der Despotismus einen unersättlichen Feind gegenüber, den Fiskus, als dessen Diener die Bosheit, die Angeberei und der Mord bestellt waren. Die Vorrechte und Exceße des Fiskus zerstörten den Besitz der Reichthümer und den Muth, sich ihn zu verschaffen, eine Gewaltthätigkeit, der Justinian auf einer Seite abhalf, und auf der andern durch die Indulgenzen, die er demüthig dem Clerus bewilligte, größern Vorschub leistete.

Im Mittelalter vereinigten sich viele Umstände, die Fortschritte der politischen Oekonomie zu beschleunigen. Im Verhältniß, wie sich die Lasten erhöhten, mußte man auf Mittel sinnen, die Quellen seiner Thätigkeit ergiebiger zu machen. Die ungleiche Vertheilung dieser Lasten steigerte die Thätigkeit der Unglücklichen, die sie allein zu tragen hatten. Ja die Hindernisse, die die Verblendung der nützlichen Thätigkeit legte, mußten selbst dazu dienen, diese zu befördern. Einsichtslose Regierungen pferchten das industrielle Genie in sklavische Schranken ein, wodurch der immer regere Strom der Beschäftigung in ein andres Bett geleitet wurde. Der Handel schwang sich mit raschem und glücklichem Erfolge empor. Ihm war es leichter, den Unverstand und den Despotismus zu vermeiden. Ihm stand ein weites Feld offen, ja mit den zunehmenden Entdeckungen eine neue Welt. Es war eine kurze, blühende Periode, wo der Handel die räuberischen Ueberfälle auf der Landstraße, die gierigen Zölle auf den Gränzen der Territorien, endlich die officiellen Falschmünzereien, glücklich überwand. In die Blüthezeit der Hanse und der norditalienischen Republiken fällt die erste sichere Ausbildung der großartigen Handelsinteressen. Die gehäuften Kapitalien vermehrten das kaufmännische Vertrauen, diese erste Grundlage alles nützlichen Verkehrs. Die Unternehmungen warfen größere Gewinne ab, und der steigende Bedarf ließ eine reiche Anzahl von Arbeitern daran Theil nehmen. Die Cirkulation gab immer neue Mittel an die Hand, und stand zuletzt unter dem Schutze gesetzlicher Bestimmungen, die noch heute die Grundlage des Handel- und Wechselrechts bilden. Aber dieser Zustand war ganz geeignet, die Eifersucht zu erregen. Zuerst fiel man mit roher Hand über die Unabhängigkeit dieser Staaten her, theilte sich in der Beute, die man aus Kontributionen, ungeheueren Tributen und zuletzt aus offner Plünderung machte. Die Grundsätze aber, die man diese Opfer einst hatte befolgen sehen, wurden adoptirt, und den Ministern angewiesen, um sie auf die Unterthanen der eignen Länder zu impfen. Dies war der Ursprung eines staatsökonomischen Systems, das sich durch seine kläglichen Folgen an seinen Erfindern rächte. Der Merkantilismus schloß sehr richtig, daß man mit dem Gelde Alles habe; aber er vergaß, daß der Talisman des Reichthums nicht in den aufblinkenden Summen, die die Regierung bleudeten, sondern in der Cirkulation liege, die man ihnen frei hätte gestatten müssen. Der Vermögenserwerb ist ein einfacher Akt, aber man muß zwei Momente in ihm unterscheiden. Der Merkantilismus kam immer um den ersten dieser Momente zu früh, wenn er die Summen, deren er ansichtig wurde, einkassirte. Die wandelnden Kapitale sind nur das Mittel für einen zweiten, reinen Gewinn, der um so größer ausfällt, je größer die Summen sind, die man verwenden kann. Man vergaß, daß das Geld nur der Stellvertreter der Waare ist, und daß, je schneller, häufiger und ungehinderter der Umtausch vor sich gehen kann, desto größer die Gewinne sind. Das System der Handelsbilanz, immer nur nach Geld, nach einem jährlichen Ueberschlag der Ein- und Ausnahme zielend, versetzte damit der gesunden Thätigkeit die empfindlichsten Wunden. Die falschen Maßregeln, die noch in diesem Augenblicke den freien Verkehr der Völker hemmen, sind die Konsequenzen dieser Irrthümer, die in den meisten Ländern noch als Staatsmaxime in geheiligtem Ansehen stehen. Die Politik des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts war fast ausschließlich eine Folge dieses Systems. Weil man das Geld für eine unveränderliche Größe hielt, dieweil man nicht ahnte, daß die Reichthümer eben so gut producirt als konsumirt werden konnten, so hielt man im Frieden den Mehrbetrag des eingeführten Geldes für das glücklichste Phänomen der zunehmenden Bereicherung, und führte Kriege, um sich die Summen wechselseitig streitig zu machen oder auf Kosten Andrer sich zu bereichern. Der einfache Satz, daß die Wohlfahrt des einen Staates die des andern bedinge, hat Jahrhunderte bedurft, um sich geltend zu machen. Dazu kam Frankreichs verführerisches Beispiel. Die ungeheuern Summen, mit denen Ludwig XIV. seine Siege erkaufte, verschaffte ihm zwar zum großen

Theil die berechnete Sparsamkeit Colberts, aber noch mehr die Verblendung der damaligen Finanzverwaltung, die, vom Despotismus unterstützt, auf Augenblicke allerdings den Anschein des Wohlstandes gewähren konnte, im Grunde aber den völligen Ruin des französischen Handels und Gewerbes herbeiführte. Die Industrie wurde mit tausend unnützen Forderungen gefesselt, die Kolonien wurden in einem unverständigen Joche erhalten, und in die öffentlichen Ausgaben legte die Arroganz oder die Verblendung einen Sinn, der eine schwächliche Anwendung zuließ. Man führte Kriege, um, wie selbst Friedrich II. noch sagte, das Geld unter die Leute zu bringen, Ludwig XIV. verschwendete Millionen zum Aufbau einer öden aber prächtigen Residenz, und nannte diese unermeßlichen Summen Almosen, dem darbenden Volke hingeworfen. Man nannte die Steuern und Staatsschulden Geschenke, die die rechte Hand der Nation der linken mache. Die nachfolgende Verarmung aller Staaten war die Folge eines Irrthums, der in der falschen Ansicht lag, die man von der Natur des Geldes hatte.

Montesquieu und Rousseau verstanden so wenig von der Nationalökonomie, als Voltaire, der auch in diesem Fache eine Autorität seyn wollte, aber sie bahnten neuen Untersuchungen den Weg, und machten die Gemüther für vorurtheilsfreie Grundsätze empfänglicher. Die Physiokraten sind aus der Schule dieser Männer hervorgegangen. Wie Rousseau den Menschen in seinem natürlichen Zustande zergliederte, so führte Quesnay die Quelle der Reichthümer auf die Erde zurück, die schon die Alten als Allmutter und Allernährerin anbeteten. Es war für die Wissenschaft ein unschätzbarer Fortschritt, daß Quesnay den todten Götzen des Geldes stürzte, und die Natur des Metalls nur in seiner stellvertretenden Eigenschaft fand. Er nahm aber den Schritt zur Wahrheit nur halb, indem er den Bodenertrag einseitig begünstigte, und alle Resultate unsrer Thätigkeit auf die Grundrente zurückführte. Die Lehre vom reinen Ertrage ist unstreitig eine wichtige Entdeckung; aber Quesnay dehnte sie ungebührlich aus. So wahr es bleibt, daß der reine Ertrag die Grundlage der Besteuerung bilden muß, weil er für den Einzelnen das Hülfsmittel seiner Existenz ist, so ist es doch übereilt, auch die Gesammtkonsumtion, die Thätigkeit der Gesellschaft auf den Reinertrag zurückzuführen. Die Mißgriffe, die die Physiokraten mit den Folgerungen aus ihren Sätzen über den Nettoertrag begingen, haben ihnen den Todesstoß gegeben; obschon vielen ihrer praktischen Lehren die gerechte Anerkennung auch später geblieben ist. Als Beweis dienen Türgots Verwaltung und der berühmte Spruch: Laissez nous faire!

Mit Adam Smith trat an die Stelle des Geldes und des Bodens die Arbeit. Dieser scharfsinnige Kopf hat durch die strenge Unterscheidung der Begriffe Arbeit, Kapital, Preis erst das Licht einer feinen, methodischen Deduktion in die Nationalökonomie gebracht. Er hat nachgewiesen, welchen Gebrauch die öffentliche Gewalt von ihrem Einflusse zu machen habe, um auf die Zunahme und Erhaltung der Nationalwohlfahrt mit Erfolg zu wirken. Adam Smith ist als der Vertheidiger des Systems der unbedingten Handels- und Gewerbefreiheit aufgetreten. Die Erfordernisse für einen glücklichen Verkehr, auf die er immer zurückkömmt, sind die Aufhebung der persönlichen Bevorrechtigungen, der privilegirten Korporationen, der lastenden Gemeinderechte, die Wegräumung der dem Handel gelegten Hindernisse, der Aus- und Einfuhrverbote, der Zollinien und endlich eine weise und gewissenhafte Besteuerung. Seit Smiths Ausführungen hat die Nationalökonomie glänzende Fortschritte gemacht. Die wichtigen Fragen der neuern Geschichte trugen dazu bei, die Kenntniß dieser Wissenschaft zu verbreiten: und die Zeit kann nicht mehr fern seyn, wo jeder Gebildete darnach trachten wird, sich über seinen wahren Vortheil aufzuklären.

Die zunehmende Bekanntschaft mit den Lehren dieser Wissenschaft wird nicht nur den Kampf derselben gegen eine verknöcherte, feindselige und nur von der Gewalt unterstützte Praxis zu Gunsten der erstern entscheiden, sondern unzählige andre Fortschritte beschleunigen. Die Nationen werden aufhören sich mit Eifersucht zu verfolgen, oder gar die Waffen zu ergreifen, wo es nur die Anerkennung ihres wahren Interesses bedarf.

1) J. B. Say's ausführliche Darstellung der Nationalökonomie oder der Staatswirthschaft. Aus dem Französischen der fünften Ausgabe übersezt, und theils kritisch, theils erläuternd glossirt von C. E. Morstadt. Zweiter und dritter Band. Dritte Auflage. Heidelberg, Engelmann, 1830.

Smith hat in seinen Gegenstand zwar die Methode eingeführt, ihn aber nur zum Theile zur Wissenschaft erhoben, weil er die systematische Anordnung desselben unterließ. Eine plangemäßere Aufeinanderfolge seiner Untersuchungen würde ihm die Lücken nachgewiesen haben, die sich in ihnen noch vorfinden. Say, der sich überall Smith's Schüler nennt, unternahm es, diese auszufüllen. Er unterwarf zuerst die Reichthümer einer vollständigen Analyse, und brachte die Phänomen ihrer Produktion, Vertheilung und Konsumtion unter gewisse allgemeine Gesichtspunkte, die die Klammern eines scharfen, senkrechten Systems bilden. Say lichtete die Verwirrungen, die sich bei Smith aus der schwankenden Bestimmung des Preises ergeben hatten, und hob sie durch die genaue Unterscheidung des Preises vom Werthe, diesem wahren Maßstabe aller auf den Verkehr

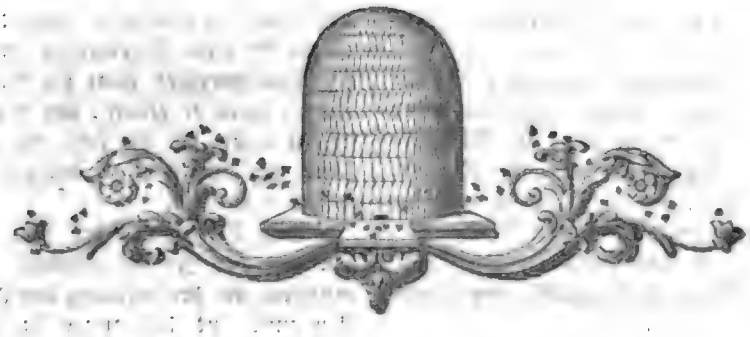
Bezug habender Erscheinungen. Er hob die einseitige Begünstigung der ökonomischen und industriellen Produktion auf, brachte sie nicht nur in ein Ebenmaß, sondern räumte auch der Handelsproduktion ihre gebührende Stelle ein, deren Theorie bei Adam Smith gänzlich übergangen ist. Zu diesem Vorzuge zweckmäßiger Neuerungen gesellte sich bei Say eine umfassende Kenntniß der reellen Interessen der Producenten und Konsumenten, die er sich in seiner bürgerlichen Stellung und einer reichen politischen Erfahrung verschafft hatte. Sein kürzlich erfolgter Tod entriß der Welt nicht nur einen feinen, unterrichteten Denker und enthusiastischen Freund einer wahrhaften Humanität, sondern namentlich auch Frankreich einen der wenigen Männer, die die Wechselschläge seiner politischen Schicksale mit einem großartigen Heldenmuthe ertragen haben. Say blieb sein ganzes Leben hindurch ein aufrichtiger Vertheidiger der Freiheit. Er war der einzige, der als Tribun mit Carnot gegen Napoleons Kaiserthum stimmte, und jede Lockspeise des Usurpators zurückwies. Seine Schriften zeugen alle von der tiefen Verachtung, die er vor dem Napoleonischen Regime empfand, und er war unabhängig genug, seinen Widerwillen gegen jede Unterdrückung auch auf die Restauration zu vererben, die die Freiheit und die Wohlfahrt Frankreichs den Thorheiten der Aristokratie und den Anmaßungen der Priesterschaft opferte.

Say fährt in der Charakteristik der Reichthümerproduktion fort. (S. die Anzeige des ersten Bandes, Literaturblatt 1830, Nr. 57.) Der Ursprung des Geldes verliert sich in die dunkelsten Zeiten. Diente das Geld anfänglich zur Ausgleichung eines wechselseitig umgetauschten, oder gebrauchte man es als den Stellvertreter eines vollständigen Werthes? Diese Frage ist schwierig, wenn man die Stoffe in Erwägung zieht, aus denen die ersten Münzen bestanden. Wie konnte man sich entschließen, für ein Quantum an Vieh oder Getreide sich durch ein Stück Leder, durch eine Korallenmuschel und dergleichen befriedigen zu lassen? Die Annahme, daß diese unscheinbaren Gegenstände in den Augen der Völker nur einen Werth besaßen, den eine gegenseitige Uebereinkunft in ihn hinein gelegt hatte, führt uns immer schon in einen Zeitraum, in dem eine gewisse, fortgerückte Bildung geherrscht haben muß. Es war ein für die Kindheit der Menschheit mächtiger Fortschritt, daß man z. B. statt eines Gewebes, das man früher nur gegen Auslieferung eines Stieres weggab, sich mit einem Stück Kupfer begnügte, auf das die noch rohe Kunst einen Stierkopf geprägt hatte. Es setzt nicht wenig Bildung voraus, die öffentliche Meinung zum Maßstab einer Werthserklärung zu machen; und dies geschah, wenn man an die Stelle des Tausches der Naturalprodukte eine Größe setzte, die denselben Dienst darbot und den Verkehr erleichterte. Die Wahl der Metalle zu diesem Zwecke durfte nicht zufällig seyn. Das Geld durfte keineswegs seinem Stoffe nach Nichts seyn, um durch sein Gepräge erst Alles zu werden. Es mußte aus einer Masse gefertigt werden, die selbst einen mit Korn oder Vieh abschätzbaren Werth hat, und diesen Werth weder durch den Gebrauch noch durch seine Verpflanzung an entlegene Oerter verliert. In dieser Hinsicht sind die edlen Metalle eine Waare, deren Werth theils allgemein anerkannt ist, die sich auf eine leichte Art bearbeiten und verführen lassen, und endlich in ihrer Totalquantität nicht reißend zu- und abnehmen können. Ein dennoch bei den edlen Metallen eingetroffener Uebelstand hat sich nicht vermeiden lassen, nämlich die mangelhafte Reduktion des Goldes und Silbers auf eine unveränderliche Proportion. Zu verschiedenen Zeiten sind die gegenseitigen Werthe dieser Metalle gesunken, so daß man bald mehr, bald weniger Silbers bedurfte, um eine bestimmte Quantität Gold zu kaufen. Die amerikanischen Minen, der zunehmende Geschmack an silbernen Geräthschaften, die Vorliebe der Asiaten wiederum für das Silber haben den Kours dieses Metalls schwankend erhalten, und die Kapitalisten zum Einschmelzen ihres Silbers vermocht, wodurch sie einen Vortheil erzielten, der Andern zum Nachtheile ausschlug. Aber alle diese Mißstände sind noch gering gegen das Unheil, das die Regierungen aus dem Mißbrauch ihres Münzprivilegiums entstehen ließen. Die unmittelbare Folge der Münzverschlechterung, von der die Regierungen thörichterweise immer geglaubt haben, man würde sie nicht bemerken, ist die Herabsetzung aller in Münzen zahlbaren Obligationen, d. h. ein tausendfältiger Bankerott, der auf die öffentliche Gewalt selbst immer rückwirken muß.

Die Cirkulation großer Geldsummen ist eine Last für den Verkehr. Daher entschloß sich das gegenseitige Vertrauen zu Stellvertretungszeichen des baaren Geldes, die, aus Papier bestehend, schnell und leicht umsetzbar waren. Eine im Gebiete des Handels so vortreffliche Einrichtung mußte allen Werth verlieren, als sie die aus Verlegenheit habsüchtige Regierung nachzuahmen anfing. Dies ist der Ursprung des Papiergeldes, das vom Schwindelgeist zu Ballen in Bewegung gesetzt wurde, das die Stelle eines reellen Reichthums ersetzen sollte, und ihn da, wo er noch war, untergraben hat, das den Untergang verschwenderischer Regierungen statt aufzuhalten, beschleunigte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 58. — 7. Juni 1833.

Staatswissenschaftslehre.

1) J. B. Say's ausführliche Darstellung der Nationalökonomie oder der Staatswirthschaft. Aus dem Französischen der fünften Ausgabe übersezt, und theils kritisch, theils erläuternd glossirt von C. E. Morstadt. Zweiter und dritter Band. Dritte Auflage. Heidelberg, Engelmann, 1830.

(Fortsetzung.)

Die Wechselpapiere des Handelsstands sind nur Abreviaturen eines weitläuftigen Verkehrs, und haben die Eigenschaft, jeden Augenblick versilbert werden zu können, weil sie immer Anweisungen auf liegende Summen seyn müssen, eine Eigenschaft, die den Assignationen der Regierung abging. Law ging von der ehrlichen Absicht aus, seinen Papieren dieselbe Fähigkeit zu erhalten. Es war keine eitle Vorspiegelung, daß man auf den ersten Assignaten, die mit Vorsicht und Besonnenheit vermehrt wurden, die Versicherung erhielt, jede öffentliche Kasse zahle den Nennwerth dieses Papiers in redlichen Silberstücken aus. Später kam man aber von dieser Mäßigung zurück. Man vervielfachte die Papiere ins Unendliche, die auf ihnen abgedruckte Ermächtigung zur Einkassirung des Betrags wurde illusorisch. Diese Widersinnigkeit folgte aus der Ansicht, die das Geld für eine Waare hielt, die man produciren könne. Einen ähnlichen Irrthum hat sich selbst die vorsichtigere Handelswelt zu Schulden kommen lassen, und sich damit die empfindlichsten Wunden versezt. Das Institut der Zettelbanken, so unerläßlich für einen großartigen Handelsverkehr, gab sich häufig illusorischen Täuschungen hin, und mußte noch öfter den gewissenlosesten Einfluß der Regierungen ertragen. Die Banken verkannten die Natur ihrer Noten, fingen an, sie ohne Berechnung zu vermehren, schoßen den Regierungen ansehnliche Summen vor, die sie niemals aufkündigen durften, und brachten ihre Verbindlichkeiten mit den Mitteln, sie gewissenhaft zu erfüllen, in ein so großes Mißverhältniß, daß sie selbst ihre Zahlungen einstellen mußten, und das Signal zu unzähligen Privatbankerotten gaben. Dies war 1785 der Fall mit der Diskontokasse von Paris, später mit dem Bankerott der englischen Bank, und wird meist immer das Schicksal der Provinzialbanken seyn, die sich niemals solcher Privilegien erfreuen, wie die Hauptbank. Wir haben in Deutschland dieselben Erfahrungen gemacht; ich erinnere nur an das Unglück, das die preußischen Ritterschaftsbanken traf, als Napoleons Invasion die Grundlagen, auf denen sie beruhten, die Landgüter, preis gab. Die weise, vielleicht übertriebene Vorsicht der jetzigen Pariser Bank ist auf jeden Fall geeignet, Vertrauen einzuflößen und eine

wohlthätige Wirkung auf die öffentliche Wohlfahrt auszuüben.

Erst dann fängt der Werth der Dinge an, sich geltend zu machen, wenn sie in den Umlauf kommen. Der Markt, das Ausgebot, die Nachfrage, die Werthabschätzung, diese Begriffe sind entscheidend für alle Erscheinungen der Reichthümervertheilung. Welches ist die Regel für die Bestimmung des Marktpreises? Die Bedürfnisse sind verschieden, je nach unserer Lage. Das Klima, die Sitte, die Gesetzgebung macht dem Einen entbehrlich, was für einen Andern einen sehr hohen Preis hat. Ein Wagen voll Schlittschuhe gilt in Neapel nicht mehr, als das Eisen und Holz daran werth ist, während man in Riga zugeben muß, daß ein ansehnlicher Werth darin enthalten ist. Die Abendzeitung kostet in Dresden 12 Thaler, während man in Spanien keine vier Groschen dafür geben würde. Eine Federnkrone die am Missisippi einen Reichthum bildet, ist für einen Europäer nutzlos, wenn sie nicht für einen Damenhut einen doch unverhältnißmäßig geringen Werth abwirft. Die Dinge, nach denen wir verlangen, sind nicht blos die Luft, das Wasser, Feuer, die sich von selbst mittheilen, sondern es sind in größerem Maaße gesellschaftliche Reichthümer, die durch ein vielseitiges Zusammenwirken oder einen einfachen Produktivdienst erzeugt worden sind. Nachdem die auf die Verfertigung eines Gegenstandes gewendete Mühe größer oder geringer gewesen ist, darnach entscheidet sich wiederum der Preis. In einem faulen Volke wird man aber für dasselbe Quantum Arbeit weit mehr zahlen müssen, als in einem betriebsamen, und hierin liegt die zweite Ursache der relativen Bestimmung des Marktpreises. Die dritte endlich ist der Maßstab des Vermögens. Eine Waare kann oft einen enormen Werth haben, und dennoch nur schlecht im Preise stehen, weil die Käufer erst ihre dringenden Bedürfnisse befriedigen, und dann für jenen Gegenstand nicht mehr ausgeben können, als den kargen Ueberschuß ihres gemessenen Vermögens. Diese Thatsachen geben die wichtigsten Folgerungen.

Das Fallen der Preise kann nur für den Augenblick ungünstig seyn, auf die Länge ist es ein Fortschritt. Dieser paradoxe Satz stimmt mit der Erfahrung überein. Es versteht sich, daß hier nur von einem gleichmäßigen Preisabschlage die Rede ist. Die Werthbestimmungen aller Dinge müssen in einem natürlichen, ungestörten Zusammenhange stehen. Das Getreide wird wohlfeiler, wenn der Arbeitslohn sinkt. Wenn ein Fabrikant wöchentlich einen Thaler weniger verdient, so ist er nicht im Nachtheil, wenn auch alle seine übrigen Bedürfnisse in diesem Verhältnisse gefallen sind. Wie? wird man sagen, wenn man nun den Producenten nichts mehr bezahlt, was ihren Gewinn ausmacht? Wir entgegnen, daß dann eine allgemeine Zufriedenheit eintreten würde. Es würde keine Producenten mehr geben, der Gedanke des Tauschwerthes hätte sich verloren, Jeder besäße die Dinge, deren er bedarf, und brauchte sie nicht anzuschaffen, so wenig wie die Luft, die uns umgibt. Wenn die Dinge gar nichts mehr kosten, so muß Jedermann unendlich reich seyn.

Das Einkommen des Grundbesitzers, des Kapitalisten und des Industriemannes bildet sich aus den Gewinnsten, die der Fortgang der Produktion abwirft. Diese Gewinnste sind keineswegs in allen Produktionsfächern gleich. Es wird hier immer gewisse Regeln geben, die zu beobachten der Unternehmer sich zur Pflicht machen muß. Z. B. ist es vortheilhafter, mit unscheinbaren, ordinären, als mit kostspieligen Modeartikeln zu handeln. In Lyon sind die Seidenfabrikarbeiter in Lumpen gehüllt, und diejenigen Tuchmacher, welche grobes Tuch fertigen, tragen meist bessere Röcke, als die, welche Kasemire arbeiten.

Aus den verschiedenen Produktionsfonds ergeben sich dreierlei Arten von Einkommen: das Industrie-, Kapital- und Agrikultur-Einkommen.

Die Industrie wird da am theuersten bezahlt, wo die meisten Ländereien und Kapitale liegen. Nordamerika beweist vor allen diese Bemerkung, die auch das reiche Holland vor der Revolution wahr gemacht hat. Die Industriedienste werfen dann immer mehr ab, wenn sie in einer gefährlichen oder widerwärtigen Arbeit bestehen, wenn sie zuweilen unterbrochen werden, wie sich z. B. der Fiaker auch für die Stunden bezahlen läßt, wo er Niemanden zu fahren hat, und endlich wenn die Arbeit ein angebornes Talent oder eine erworbene Geschicklichkeit voraussezt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lyrische Dichtkunst.

(Beschluß.)

40) Herbstblumen, oder noch spät verfertigte Gedichte, von M. F. Scheibler. Aachen, Rossel, 1832. Nachtrag dazu. Daselbst, 1833.

Obgleich diese Gedichte der neuesten Zeit angehören, sind sie doch spät, das heißt von einem Mann gedichtet, der frühere Zeiten gesehn hat, und tragen daher auch das Gepräge einer frühern Bildung, welche die derbe Natürlichkeit und einen gesunden Hausverstand dem ästhetischen Süß- und Vornehmthun noch vorzog. Es gibt jezt wohl nur noch sehr wenige Repräsentanten dieser alten kräftigen Derbheit. Jassoir in Frankfurt (der witzige Verfasser von Welt und Zeit), der wackre Weber

(Verfaſſer der Briefe eines Deutſchen und der Mönche-rei), der gutherzige Spötter Haug ſind todt. Wer ihre Schriften kennt, wird hier den Pendanten dazu finden. Hier kommen noch einmal die altmodiſchen Harpare, Stare und Bave des Epigramms, hier kommen noch die Satiren auf böſe Weiber und Aerzte, die biderben Läſterungen des Franzmanns, und die Ermahnungen einer heitern und nüchternen Moral, die bald wie Wieland ſcherzt, bald wie Gellert predigt, wieder zum Vorſchein. Da heißt es:

Wie kam doch Star zu ſeinem hohen Orden?
Iſt es Verdienſt, wofür er ihm geworden? ꝛc.

Woher den Schlau, der kürzlich erſt fallirt,
Den Fonds, womit er neu Geſchäft gleich führt? ꝛc.

Wie, Harpax, wähnſt du noch, du wäreſt frei?
Nein, du ſteckſt in der ärgſten Sklaverei ꝛc.

Bei aller Schönheit, allem Glanz
Iſt Lieschen eine dumme Gans ꝛc.

Dem Pfarrer Rauh war man nicht ſehr gewogen,
Der Caplan Freundlich ward ihm immer vorgezogen ꝛc.

Neben dieſen langweiligen Kurzweiligkeiten, wie ſie vordem beliebt geweſen, finden wir aber auch mannichfache Gedichte, welche gleich den beſten von Gellert eine kräftige, fromme und edle Seele beurkunden. Z. B.:

Die Lieb', die Lieb' iſt Schuld, die man nie tilgen kann,
Wie ſehr man auch geliebt, wie viel man wohlgethan.
Da zahlt man täglich, zahlt ein ganzes langes Leben,
Und doch wird uns von Gott die Quittung nie gegeben.
Schuld iſt die Liebe nicht blos für die jetz'ge Zeit;
Sie bleibet es auch noch in aller Ewigkeit.
Was wär' der Himmel auch, wenn man da nicht ſollt' lieben,
Sich in Erfreun nicht mehr, nicht mehr in Wohlthun üben?
Willſt du nun wiſſen, wo einmal dein Plätzchen iſt,
Prüf ernſtlich nur, was du jetzt für ein Schuldner biſt.
Jedwedem Schuldner zeigt die Liebe ſeine Stelle;
Dem guten Gottes Reich, dem böſen eine Hölle.
Wer mit der Zahlung nicht ſchon hier den Anfang macht,
Wird, wenn's zum Rechnen kommt, zum Schuldthurm fortgebracht.

41) Sonette und Elegien, vom Verfaſſer des Don Enrique. Eisleben, Loſſe, 1833.

Faſt durchaus zärtlichen Inhalts, im Geiſt und Ton Petrarkas. Z. B.

Was hilft's, daß ich die Lieb' in mir verdammt?
Da mich beſiegt doch meines Herzens Drängen,
Ohn' Widerſtand, wie einſt der Lyra Klängen
Bäum' und Geſteine folgten insgeſammt,
Zu folgen Ihr, die Ird'ſchen nicht entflammt,
Und deren Blick' Erſtorbene noch zwängen,
Die tödtend mich belebt und zu Geſängen
Das ſel'ge Herz, den ſchüchtern Mund entflammt.

Auf ewig hab' ich Ihr mich nun ergeben,
Nicht länger leiſt' ich, Amor, Widerſtand,
Sind Wonn' und Qual auch in der Hand der Süßen.

O lichte Sonne Du zu neuem Leben!
Ich folge Dir, die Du mein Herz gebannt,
Bis daß ich todt hinſinke Dir zu Füßen.

Je wärmer und ſchwärmeriſcher dieſe Liebesklagen ſind, um ſo mehr hätten wir denſelben auch etwas größere Originalität in Bildern und Gedanken gewünſcht. Das Gefühl bleibt freilich immer daſſelbe, aber der Dichter muß es uns neu zu machen wiſſen. Bilder wie folgende, — „ich wünſche der Schatten der Geliebten zu ſeyn, um ihr immer folgen zu können — ich wünſche ihr zu folgen wie der Mond der Erde — ich wünſche wie das Blümchen unter ihrem Fußtritt zu ſterben — wo blühen ſchönre Roſen, als auf ihren Wangen? — wo ſtrahlen ſchönre Sterne, als in ihren Augen? — ich lebe in tiefer Nacht, doch der Stern der Liebe leuchtet mir" — alle dieſe Bilder ſind zu gewöhnlich, ſchon zu oft dageweſen, um noch Eindruck zu machen. Eine Elegie, wie folgende, iſt matt.

Wo ich auch immer nur ſey, bei Dir iſt das Sinnen, Luiſe,
Ueber das Leben hinaus iſt es, Luiſe, bei Dir.
Wer Dich nur einmal geſeh'n, nicht kann er Dich wieder vergeſſen.
Selbſt wenn er will, wenn er will kann er es nimmer und nicht.
Könnt' ich's, ich ſeufzte nicht mehr; ein andres Mädchen beſeelte
Längſt ſchon meinen Geſang, den ſie mit Küſſen belohnt;
Aber ich denke nur Dein, und ich folge nur Deinem Geſtirne
Als ein treuer Trabant, treuer als jeder Trabant.

Man kann es den Dichtern nicht oft genug ſagen, daß ihr wärmſtes Gefühl nicht genügt, wenn ſie uns nicht den Gegenſtand deſſelben malen. Wir nehmen an ihrer eignen Rührung nur in dem Maaße Theil, in welchem wir den Gegenſtand deſſelben kennen lernen. Male uns die Geliebte, und wir werden ſie lieben, wie du. Sagſt du uns aber blos, du liebſt eine Gewiſſe, von der wir weiter nichts wiſſen, ſo iſt uns auch deine Liebe gleichgültig. Es iſt Laura, die wir in Petrarkas Sonetten ſuchen, nicht Petrarka. Nur der Gegenſtand adelt die Liebe, und nur an der Schönheit dieſes Gegenſtandes meſſen wir die Liebe, nicht an der Größe der Liebe die Schönheit. Ein einziger kleiner Zug, der uns den Reiz

der Geliebten malt, ist mehr werth, als alle Versicherungen des Dichters von seiner grenzenlosen Liebe zu einem Gegenstande, den er uns nicht deutlich macht.

42) Harmonien für Geist, Herz und Sinn von Hermann Kleucke. Hannover, Jänecke, 1833.

Ein Dichter, welcher anhebt:

O Muse! rief ich oft, erfülle
Erhöre doch mein heißes Flehn,
Daß ich des Herzens Sehnsucht stille,
Der Dichtkunst Wesen zu verstehn ꝛc.

gibt eben dadurch zu verstehn, daß er niemals hätte dichten sollen. Wer wird sich zum Dichten zwingen, wer wird mühsam das Poetische aus sich herausarbeiten? Die Poesie ist nichts, was man suchen muß, sondern im Gegentheil etwas von innen Ueberfließendes. Wenn ein Dichter erst suchen muß, findet er auch nichts, als das Beispiel Anderer und ahmt es eben nach. Daher erhalten wir nur längstbekannte Gedanken in längstbekannten Ausdrücken. Z. B.

Bald vielleicht! ja bald erscheint die Stunde
Bitt'rer Trennung; ach wer kennt die Zeit?
Bald vielleicht empfängt die Todeswunde
Dieses Herz, das heut noch hoch erfreut.

Junge Knospen fallen welkend nieder
Und verschwinden, — aber ewig nicht.
Einst! Einst sehn wir uns freudig wieder!
Dort, ja dort in einem schönen Licht!

Oder:

Stillen Plätzchens Einsamkeit
Dir dank ich die schönsten Stunden
Meiner ernsten Lebenszeit;
Dir dank ich die Seligkeit,
Die im Leben ich empfunden.
Beß'rung und Veredelung
Schweben mit Begeisterung
Mit dem Seraph zu mir nieder. ꝛc. ꝛc.

43) Wahrheit im Gewande der Dichtung. Von Alois Nickl. Kempten, Kösel, 1832.

Eine beschreibende Mythologie in Versen. Da heißt es:

Hekate wird die Göttin genannt, in wie ferne den Früchten
Sie und den Heerden Gedeih'n und Kraft den Menschen verleihet.

Da sie den Trieb zur Begattung erregt, so flehen Verliebte Sie um Bezauberung an der spröden Männer und Mädchen.

Dann folgen alcäische Oden an die Tugend, an die Zufriedenheit, an den König von Bayern, an den Fleiß ꝛc. Endlich Epigramme nach Owen und eigne, und eine freie Uebersetzung des Frosch- und Mäusekriegs. Aus allem erkennt man den Schulmann, der den Schulstaub noch nicht ganz abgeschüttelt hat, der Muse aber galant ein Bürstchen überreicht, um etwaige Stäubchen noch abzukehren, indem er sich vor ihr bückt.

44) Hauschildii carmina omnia. Altenburgi, Schnuphase, 1833.

Lebt da auch noch einer aus dem siebzehnten Jahrhundert und edirt uns seine dem Horaz nachgekünstelten lateinischen Oden. Schade nur, daß der Pfalzgraf fehlt, der ihn zum Poeten krönen könnte. Wozu noch jezt dergleichen Spielereien? Und wird das Unpoetische dadurch besser, daß es latinisirt wird?

Auxiliatrices mihi vos praestate, Camoenae,
Carmina me festo festa docete die!

Aber ach, die Kamönen haben ihren Beistand verweigert. Sie, die Göttinnen des Friedens, halten es mit der Non-Intervention.

45) Vier und zwanzig zweistimmige Schullieder, für Knaben und Mädchenstimmen komponirt von J. Mendel. Bern und Chur, Dalp.

Es ist zu beklagen, daß bei so wohlgemeinten Absichten immer ein leidiger Mißverstand sich einschleicht. Die Jugend ist unschuldig, aber sie soll nicht selber sagen, daß sie unschuldig ist. Sie ist voll Frohsinn, aber sie soll nicht über ihren Frohsinn nachdenken. Die Eltern mögen sagen, die lieben guten unschuldigen muntern Kinderchen kennen die Plage und Sünde der Welt noch nicht, — aber die Kinder selber sollen nicht sagen: wir lieben guten unschuldigen muntern Kinderchen kennen die Plage und Sünde der Welt noch nicht. Entweder die Kinder verstehn von solchen Betrachtungen, welche die Alten anstellen, noch ganz und gar nichts, oder sie werden dadurch erst aufmerksam gemacht, und wer erst über seine Unschuld nachdenkt, der hat sie bereits verloren, denn die Unschuld besteht nur darin, daß man gar nichts von ihr weiß. Hier sollen Kinderchen singen:

Die Jugend ist der Freude Bild,
Ist sie nur zart und rein ꝛc.

Das Kindlein spielt in Mutterschooß
Der süßen Unschuld voll ꝛc.

So sieht das Alter die Jugend an, aber nicht die Jugend sich selbst. Wenn Kinder ihre eigne Unschuld besingen, so ist das doch wohl der Gipfel der Unnatur und Hyperkultur unsrer Zeit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 59. — 10. Juni 1833.

Staatswissenschaftslehre.

1) J. B. Say's ausführliche Darstellung der Nationaldkonomie oder der Staatswirthschaft.

(Fortsetzung.)

Nach ähnlichen Voraussetzungen erhöhen sich auch die Gewinnste des Unternehmers. Dieser wird schwerlich eine Anzahl Hände beschäftigen können, ohne ein angemessenes Vermögen zu besitzen. Die Nothwendigkeit ein solches Kapital zu finden, die persönlichen Vorzüge, die man an der Spitze eines Unternehmens erblicken muß, und die Gefahr, die der Wagende auf seine Rechnung nimmt, steigern die Gewinnste, die dem Unternehmer zufließen. Sehr schwierig gestalten sich dabei oft die Lagen der Handarbeiter. Der Tagelohn ist einem fortwährenden Sinken im Preise ausgesezt, weil sich hier so viele Hände anbieten, daß ein Unternehmer wegen Arbeiter niemals in Verlegenheit kömmt. Die Erfindung einer neuen Maschine, die Waareneinfuhr, die starken Auswanderungen entziehen Tausenden ihren Unterhalt und fordern die Vorsicht der Regierung auf, mit rascher Hülfe beizuspringen. Das Almosenspenden ist in diesem Falle das schlechteste Hülfsmittel. Es müssen neue Erwerbsquellen geöffnet werden, die die frühern ersetzen, ja es läßt sich sogar verlangen, daß die, welche eine plötzliche Arbeitslosigkeit zu ihrem Vortheile veranlaßt haben, verpflichtet sind, eine Zeitlang die Last, die der Gesellschaft daraus erwachsen ist, zu tragen, und ihre entlassenen Arbeiter gegen die ersten Anfälle der Noth zu schützen. Wie ist es zulezt mit der geistigen Industrie? Werden die Verdienste des Gelehrten zur Genüge belohnt? Der Fabrikant verfertigt ein Tuch, das dem, der es kauft, vollkommen angehört, er hat sein Recht auf dieses Tuch verloren, und muß ein zweites machen, wenn er ein zweites verkaufen will. Die Arbeit eines Gelehrten steht nicht in demselben Verhältnisse. Seine Produkte lassen sich zwar verkaufen, aber nicht verbrauchen. Ein zerrissenes Buch, eine im Vortrag gelernte Wahrheit kann nicht zerstört werden. Die Arbeit des Gelehrten, wenn sie einmal aus seinem Kopfe ausgegangen ist, bleibt ein ewiger Besitz der Menschheit. Sind Plato und Aristoteles nach Verhältniß bezahlt worden? Nein, sie mußten sich mit den Kränzen des Ruhms begnügen, und die Ewigkeit ihres Gedächtnisses als Ersatz ihrer Mühen ansehen. Dies fühlt die Mitwelt gegen ihre Gelehrte noch immer, und sucht sie durch die Ehre zu entschädigen. Daher macht man die Dichter zu Legationsund die Professoren zu Hofräthen.

Das Einkommen des Kapitalisten ist der Zins. Die falsche Humanität z. B. des kanonischen Rechtes verdammte jede Zinsannahme als einen verbrecherischen

Wucher. Man sagte: Geld ist kein Baum, kein Acker, kein Thier, es vermehrt sich nicht, es ist eine todte Waare. Wir wissen längst, auf welcher irrigen Voraussetzung die Schlußfolge beruht. Das Geld ist keine Waare, sondern nur der Stellvertreter derselben. Es ist der Nennwerth eines Grundstücks, eines Hauses, von denen ja eingestanden wird, daß sie sich auf natürliche Weise vermehren. Eben so unpassend waren die Gesetze, die die öffentliche Gewalt über die Höhe des Zinsfußes erlassen hat. Diese haben ihre Wirkung immer verfehlt, und mehr Schaden angerichtet, als sie verhüten sollten. Trotz der verschärften Edikte verlieh man so viel Geld, als früher, weil das Bedürfniß blieb; aber die Assekuranzprämie stieg unmäßig, weil man sich dann noch immer gegen die Gefahr, bestraft zu werden, sichern mußte. Der gesetzlich festgesetzte Zinsfuß hat manchen Bankerott beschleunigt. Der um Geld Verlegene würde sich mit einem Darlehen retten können, aber seine mißlichen Umstände vermögen keinen Kapitalisten, ihm zu niedern Zinsen zu borgen, zu hohen Zinsen aber, die dem Darleiher sein Geld assekurirten, darf er nichts entlehnen, daher sein Ruin. Die Anlage vieler Kapitalien ist ein Gewinn für die Nationalwohlfahrt. Die Bearbeitung der Grundstücke nimmt einen größern Schwung an, sie werden produktiver und wirken auf die Arbeit, selbst in der Industrie; daher sind die Anlagen auf Landwirthschaft immer die vortheilhaftesten.

Das Einkommen aus Grundstücken kann eben so von Unfällen bedroht werden, als das aus der Industrie und dem Kapital; aber es hat einige Vortheile vor diesen voraus. Selbst der kleinste Gewinn, den ein Stück Landes abwirft, gestattet seinen Anbau, eine Unmöglichkeit für jeden andern Erwerb. Mögen sich die widerwärtigsten Umstände vereinigen, um den Gewinnst des Landbesitzers zu schmälern, so wird dieser seine Ländereien doch nicht brach liegen lassen, obschon er sie nicht mehr in Pacht wird geben können. Um die Verpachtung eines Grundstückes ersprießlicher zu machen, wird der Eigenthümer gewisse Regeln nicht aus den Augen lassen. Die langen Pachtungen sind vortheilhafter, als die auf kurze Zeit, weil sie dem Pächter Verbesserungen möglich machen. England beweist, wie wohl sich die Ländereien bei der Unumstößlichkeit des Pachtkontraktes befinden. Meliorationen, die man niemals unternehmen wird, wenn man stündlich eine Aufkündigung gewärtigen kann, geben den Besitzungen einen größern Werth, und setzen die Pächter in den Stand, ihren Verpflichtungen gegen die Eigenthümer pünktlich zu genügen.

Die Konsumtion der Reichthümer regelt sich nach dem Bedarf; der Bedarf nach tausend Einflüssen, die auf den Willen, die Entschließungen, die Gewohnheit und das Vermögen wirken. Jedermann ist Konsument: und die stärkste Konsumtion geschieht unstreitig durch die Klasse, welche am wenigsten besizt, aber am zahlreichsten ist. Der Genuß der Reichthümer ist ein Verlust derselben, der entweder durch das genossene Vergnügen oder eine neue Produktion ersezt wird. Dieser lezte Umstand ergibt die reproduktive Konsumtion, die jedoch von einer unfruchtbaren immer begleitet ist. Der Miethzins eines Hauses ist für den, der es zu seinem Geschäfte benuzt, reproduktiv, für den Eigenthümer ist er konsumirt, weil er der Zins eines in das Haus gesteckten Kapitals ist. Bei diesen unproduktiven Konsumtionen wird sich die Vorsicht des Privatmannes und des Staates gewisse Gränzen stecken. Verständige Konsumtionen sind diejenigen, wo reelle Bedürfuisse befriedigt werden, die eher langsam, als schnell von Statten gehen, und deshalb eher theuer als wohlfeil seyn mögen, die mit gleichem Aufwand Mehreren zu Gute kommen, und eben so viel kosten würden, wenn sie nur Einen träfen, und die endlich von einer gesunden Moral gebilligt werden. Dies sind die allgemeinsten Kriterien, die über den Staats- und Privataufwand entscheiden.

Man hat dem Luxus viele Lobreden gehalten: und es ist wahr, er befördert die Produktion; aber damit ist er noch nicht entschuldigt. Die Verschwendung begünstigt nur gewisse Produkte, deren Zunahme für den Aufschwung der Gewerbe ohne Werth ist, sie zerschlägt die Summen, die nur durch ihre Aufhäufung der Produktion von Nuzen sind, sie ist meist ohne einen Vermögenszuwachs, und daher doppelt gefährlich. Montesquieu, der wenig von der Nationalökonomie verstand, hat gesagt: „Wenn die Reichen nicht großen Aufwand machen, so sterben die Armen Hungers;“ billig hätte ihn seine eigne Erfahrung eines Andern belehren sollen. Wir wollen nicht davon reden, daß der Luxus den Reichen nicht einmal beglücken kann, daß er die Moralität vergiftet, und die Vermögens-Ungleichheit, dies Schreckbild für alle bestehenden Regierungen, eher vergrößert als verringert, wir zeigen nur auf die alltägliche Erscheinung und die Begleitung hin, die den Luxus umgibt. Die Gastmähler des Lukullus wurden mit dem Elend unermeßlicher Länderstrecken bezahlt, und man brauchte sich keine Tagereise weit von Versailles, Rom und Madrid zu entfernen, um auf die Lumpen der Armuth zu stoßen.

Die Staatskonsumtionen sollen nothwendig seyn; aber sie lassen sich nur in so weit rechtfertigen, als sie der Gesellschaft eben so viel nüzen, als sie ihr kosten. Dies ist die Regel der Vernunft und der Gerechtigkeit, obschon jedes Blatt der Geschichte mit Verstößen gegen sie bedeckt ist. Die Machthaber spielten abwechselnd mit dem Leben und Vermögen ihrer Unterthanen. Jenes

opferten sie den Phantomen des Ruhms und Ehrgeizes, dieses meist immer ihrer Habsucht, ihren Schmeichlern und zuweilen ihren falschen Einsichten. Ludwig XIV. nannte sich den Herrn des Vermögens von ganz Frankreich, und hielt die Ausgaben der Regierung für ersprießliche Wohlthaten. Man vergaß, daß die Einkünfte derselben ein Abzug vom Nationalvermögen sind, das diesem niemals wieder zufließen wird, wenn es nicht unter die Verwaltung der Wirthschaftlichkeit gestellt ist. Eine verschwenderische Regierung wird immer blos gestellt seyn, das Vertrauen der Nation verläßt sie, und große Gefahren, in die sie geräth, sind niemals das Signal einer freudigen Aufopferung der Staatsbürger, sondern ihrer Mißhandlung oder der traurigsten Nothbehelfe. Womit mußten sich die Könige Frankreichs aus ihren Verlegenheiten retten? Durch ein feiles Ausgebot der Aemter, die sie als Auszeichnungen des Verdienstes ihrer Gnade aufbehalten hatten. Sie ließen sich die albernen Stellen eines Oberhofbartputzers, eines Hofbutterkontroleurs durch enorme Summen abkaufen, und ließen dafür diesen Großwürdenträgern entweder die Zinsen als Pensionen auszahlen, oder gaben ihnen Anweisungen auf das preisgegebene Vermögen ihrer Unterthanen *).

Die Hauptobjekte des Staatsaufwandes sind die Civilverwaltung, das Kriegsheer, der öffentliche Unterricht, die Wohlthätigkeit, die Bauten. Alle diese Kosten sind unproduktiv, und es ist zu wünschen, daß die Regierung sich überhaupt nicht mit der Produktion befassen möge. Die unter der Autorität des Staats stehenden Industrieanstalten werfen selten einen reellen Gewinn ab, und wo sich einiger Ueberschuß an Einnahme ergibt, da würde er größer seyn, wenn dieser Thätigkeitszweig in die Hände des Publikums käme.

Die einfachste Verwaltung ist die beste. Die Sucht des Zuvielregierens schadet der Freiheit eben so viel, als dem Wohlstande. Jede Behörde muß in ihrem Kreise bevollmächtigt seyn, und die Centralisation nur die Kontrole erleichtern. Ein Gebäude kann in Straßburg verfallen, ehe man von Paris aus die Erlaubniß erhält, es auszubessern. Die formloseste Regierung ist die wohlfeilste, weil sie uns von dem Heere lästiger Beamten befreit. Man kann in diesen Schlußfolgen weiter gehen. Die wohlfeilste Regierung ist nicht immer die beste, und eine schlechte Regierung wird, selbst wenn sie wohlfeil ist, immer noch zu theuer bezahlt. Um der Ehrlichkeit gewiß zu seyn, muß man sie gut honoriren; man wird den nicht zu bestechen wagen, von dem man weiß, daß er nichts bedarf. Die Nation, welche ihre Deputirte bei der Gesetzgebung bezahlt, ist besser vertreten, als die, welche sie durch die Ehre ihres Vertrauens entschädigen will. Englands Verfassung würde weniger illusorisch seyn, wenn es seinen Repräsentanten das Geld gäbe, was sie später vom Ministerum erhalten.

Aus dem Kriege hat die neuere Zeit ein Gewerbe gemacht. Seitdem die Tapferkeit nicht mehr, sondern die bessere Rüstung und der größere Reichthum an Hülfsquellen den Ausgang der Feindseligkeiten entscheidet, ist der Krieg eine Aufgabe geworden, zu deren Lösung man sich in der Zeit des Friedens systematisch vorbereitet. Seitdem die stehenden Heere für eine Nothwendigkeit erklärt sind, haben die Staaten in ihren Verein eine Klasse aufgenommen, deren Wünsche von den übrigen Bürgern so verschieden sind, und das als den Tummelplatz ihrer Verdienste erzielen, was diesen als das gefährlichste Uebel erscheint. Der Krieg selbst ist ausnehmend kostspielig. Die Waffen haben sich seit Erfindung des Schießpulvers mannichfach komplizirt, die Terrains sind weiter geworden, seitdem man England in Ostindien und Frankreich auf Isle de Bourbon angreifen kann, die Ausplünderungen sind methodischer, als sonst, und nicht weniger erschöpfend. So lange dies System herrscht, werden die Nationen sich keines dauernden Glückes erfreuen. Die stehenden Heere, die auf dem Friedensfuße so lästig sind, wie im Kriege, und das Angriffssystem sind Maximen, zwiefach verderblich für die Nationen, da sie kostspielig und wenig sichernd sind. Friedrich der Große hat die Nachtheile des Angriffssystems außer allen Zweifel gesezt, und bis jezt ist die Geschichte reicher an Schlachten, die glücklich in der Heimath geliefert wurden, als an Erfolgen, die man auf fremdem Gebiete erkämpfte. Die Landwehren mit einem stehenden Elitenkorps sind die einzig nationale Bewaffnung, sie reichen zur Vertheidigung des Staates und zur Aufrechthaltung der innern Ordnung hin, und vermeiden alle die Uebel, die im Gefolge der stehenden Heere sind, von denen die hohen Kosten nicht das geringste sind.

Dem Staat muß an der Verbreitung nüzlicher Kenntnisse Alles gelegen seyn. Er ist der natürliche Beschüzer jeder geistigen Anstrengung, die seinen Zweck schneller und sichrer zu verwirklichen beiträgt. In seinen Unterstüzungen wird er gewisse Regeln beobachten, die ihn vor der hier eben so häufigen Verschwendung als übertriebenen Sparsamkeit bewahren. Die Regierungen pflegen diejenigen, die ihnen am meisten in die Hände arbeiten, am kärglichsten zu belohnen, und Jenen, deren

*) Anmerkung der Redaktion. Calonne stellte den Satz auf, je mehr der Hof verschwende, desto mehr Geld käme unter die Leute, und desto mehr gedeihe daher der Wohlstand des Volks. Aber zwei Jahre nachher brach mit dem Staatsbankerott die Revolution aus.

Thätigkeit ihnen selbst schon reichliche Früchte gewährt, noch Summen auszusetzen, die das Verhältniß aller an der Bildung Arbeitenden zerstörte. Der Elementarunterricht, der die Moralität und Civilisation befördert, den Gesetzen Achtung verschafft, und das Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten erweckt, wird spärlich bezahlt.

Die Wohlthätigkeitsanstalten sind schädlich, wenn sie nur Almosen spenden. Sie müssen das menschliche Elend wieder aufrichten, und jede dem Alter oder dem Gebrechen noch übrig gebliebene Kraft benutzen, um sie zu beschäftigen. Die Arbeitshäuser des Kontinents beweisen, welche Vortheile wir vor England voraus haben, vor England, das unter der Last seiner Armentaxe seufzt. Diese Taxe ist die drückendste Kommunalabgabe, die bei der steigenden Armuth immer zunimmt, und der wucherischen Berechnung der Industrieunternehmer so sichern Vorschub leistet. Denn welches ist die Folge dieser Abgabe? Die Unternehmer wissen, daß ihren Arbeitern ein bestimmter Lohn gezahlt werden muß, der, wenn er nicht da ist, den Kirchspielen zur Last fällt. Diese Gewißheit bestimmt sie, den Lohn, den sie zahlen, immer mehr zu verringern. Wäre das englische Volk, selbst nach der Reformbill, nicht so schlecht vertreten, so würde es hoffen können, von einem so schreienden Mißbrauch bald befreit zu werden.

Es gibt für die Regierungen kein besseres Mittel, auf die Wohlfahrt der Nation zu wirken, als die Befugniß, die sie zu öffentlichen Bauten haben. Sie haben diese Aufgabe bis jezt zu oft mißverstanden, und die Beschäftigung, die sie dem arbeitslosen Pöbel und den heruntergekommenen Handwerkern bei Errichtung prächtiger Zierden ihrer Hauptstädte geben, für den höchsten Triumph ihrer Weisheit gehalten. Die Prunkgebäude sind nicht reproduktiv; aber Kanäle, Häfen, Dämme sind es. England beweist, welche Vortheile die Erleichterung der Binnenschifffahrt dem Handel und den Gewerben gewährt. Besizt die Regierung die Mäßigung, diese Verbindungen durch Kanäle und Landstraßen nicht mit übermäßigen Zöllen zu belasten, so wird sie sich den Dank jedes Freundes der Nationalwohlfahrt erwerben.

Wir sehen, daß die Regierung Geld braucht. Woher nimmt sie's? Wir wissen es Alle, zum kleinsten Theile aus den Domänen des Staats, zum größten aus den Taschen seiner Bürger. Dies ist ganz in der Ordnung und die Aufgabe nur die, in seinen Forderungen mäßig und einfach zu seyn, vor allen Dingen aber nicht peinlich zu werden. Wir zahlen gern, wenn man uns gut bedient, wenn die Ausgaben unter unsern Augen geschehen, und man immer einen kleinen Theil weniger verlangt, als wir in der That vielleicht noch auftreiben könnten. Die Steuer darf nur den Ertrag treffen, greift sie die Kapitale an, so weiht sie den Staat dem Untergange. Die Regierungen gleichen dann jenen Wilden, die die Bäume abhauen, um ihre Früchte zu sammeln, wie schon Montesquieu gesagt hat.

Die erträglichen und vortheilhaften Steuern tragen gewisse Kennzeichen, die auf Folgendes zurückkommen. Sie sind der Quote nach gering, weil eine überspannte Steuer die Unterthanen beraubt, und nicht einmal die Regierung bereichert. Der Ertrag einer Auflage wächst nicht in gleichem Verhältniß mit ihrer Größe. Wer wird sich Dinge anschaffen, die ein übertriebener Zoll unerschwinglich gemacht hat? Der Preis der Dinge bestimmt die Nachfrage, der Absatz die Einfuhr, und der Zoll das Einkommen der Regierung. Je größer die Abgabensteigerung, desto geringer der Abfall für den Fiskus. Warum Steuern, die dem Unterthanen eine Last sind, ohne der Regierung zu nützen? Wenn man die Unterthanen zu öffentlichen Frohnen requirirt, so kann der geringe Vortheil, den die Regierung daraus zieht, die Verluste des Arbeiters an Zeit und an seinem eignen Gewerbe nicht ersetzen. Türgot hat berechnet, daß die Chausseefrohnen dem Staate 10 Millionen Livres ersparen, und 40 Millionen den Unterthanen Schaden bringen. Ein großes Uebel im Gefolge der Steuern ist der Aufwand, den ihre Beitreibung verursacht. Eine Auflage, die auf 12 Millionen berechnet ist, kostet dem Volke in der That 16 Millionen. Eine gute Regierung sucht diesem Mißstande abzuhelfen, der früher noch drückender war. Vor den Zeiten Sully's beliefen sich die Erhebungskosten, eine Summe, die niemals dem Nationalvermögen wieder zufließt, auf 500 Procent. Napoleon scheute dies Mißverhältniß nicht, weil sein Despotismus einer tausendarmigen Beamtenkaste bedurfte, und er niemals die Summen achtete, die der Augenblick kostete, wenn er voraussah, daß sie ihm in der Zukunft reichliche Früchte tragen würden. Ferner soll die Steuerlast gleichmäßig vertheilt seyn, oder der Fiskus ist auch hier einem Verluste ausgesezt. Wem man wenig abfordert, wird sich niemals vordrängen, um mehr zu bezahlen, und wer zu viel trägt, ist ein schlechter Zahler, weil seine Kräfte überstiegen sind. Es ist der Billigkeit angemessen, wenn A. Smith sagt: „Es läßt sich gar wohl rechtfertigen, daß der Reiche nicht blos nach Verhältniß seines Einkommens zum Staatsaufwande beisteure, sondern noch etwas darüber."

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 60. — 12. Juni 1833.

Staatswissenschaftslehre.

1) J. B. Say's ausführliche Darstellung der Nationalökonomie oder der Staatswirthschaft.

(Beschluß.)

Die progressive Steuer ist weder eine Ungerechtigkeit noch eine Entmuthigung, in dem Erwerb seiner Reichthümer fortzufahren. Die Steuern sollen der Reproduktion so wenig als möglich, schaden. Sie sollen keine Gegenstände treffen, die auf der Cirkulation begriffen, die Produktion hemmen würden, wenn man sie verringerte. Dies trifft immer ein, wenn man Kapitalien, Objekte der ersten Nothdurft, die Rohstoffe der Manufakturen besteuert. Endlich sollen die Steuern nicht mit Instituten Hand in Hand geben, die die Moralität verletzen und den guten Sitten zuwider sind. Es macht einen üblen Eindruck, wenn die Croupiers in den Bädern und die Pfrynen in den Hauptstädten so innig mit den Regierungen fraterniſiren.

Die Regierungen haben sich ihre Einkünfte bequemer gemacht. Sie machen Schulden. Wer borgte nicht gern? Kann es bessere Anlagsplätze geben? Ein Haus kann abbrennen, ein Landgut vom Feinde, ein Acker vom Hagel verwüstet werden, eine Aktienunternehmung, ein Schauspielhaus schlechte Kasse machen und ein Journal kann verboten werden. Die Regierungen können niemals verboten werden. Die Staatsschulden haben ihre Vertheidiger gefunden. Doch ist es ausgemacht, daß die Kapitale bei den Anleihen verloren gehen, und daß sie nichts für die Produktion thun. Die Anleihen vernichten die Ersparnisse, veranlassen Verschwendungen, gehen nicht in die Cirkulation, opfern den Fonds und machen aus vorsichtigen Regierungen leichtsinnige. England sollte durch seine Schulden wohlhabend geworden seyn? Eher noch durch die Fehler seiner Regierung, als durch Maßregeln, mit denen sie jene wieder hat gut machen wollen, eher durch seinen allmähligen Bankerott, als durch seine Anleihen. Die Regierung sagt zu ihren Unterthanen: wir brauchen 100 Millionen, und wendet sich nach London, Paris, Frankfurt, wo sie froh ist, von einem Banquiersvereins auf der Stelle 80, schreibe hundert Millionen, zu erhalten. Die Unterthanen müssen dann die Zinsen der geschriebenen hundert Millionen zusammenbringen, und haben von 80 nur den Vortheil gezogen.

Es gibt nur zwei Mittel keine Schulden zu haben, entweder keine zu machen, oder sie ehrlich abzutragen. Das erste verschmähen die Regierungen, wenn sie an

Sparsamkeit nicht gewöhnt sind und kein Vertrauen zu ihren Unterthanen haben, die sich gern anheischig machten, eine mäßige Summe auf außerordentlichem Wege beizutreiben. Das lezte Mittel scheinen die Staatsschulden-Tilgungskassen bezwecken zu wollen; doch die Ehrlichkeit, die sie hervorrief, liegt nur im Scheine. Wozu dienen die Tilgungen, wenn unaufhörlich wieder neue Summen aufgeborgt werden? England hat seit 124 Jahren im Durchschnit jährlich 7 Millionen Gulden abbezahlt, aber auch jährlich 110 Millionen wieder aufgenommen!

Können Nationen aus Mangel an Kredit untergehen? Nein; aber die Regierungen können es. Unsre Enkel dürften die tolle Idee haben, die auf sie ausgestellten Schuldscheine ihrer Väter nicht mehr zu honoriren. Was wäre das? Eine Kapriee? Ein Bankerott? Ein Todesstoß für die Geldmäkler? Ein Fenstereinwurf in den Judengassen? Es wäre eine Revolution.

2) Politische Oekonomie oder Grundsätze der Wissenschaft der Reichthümer. Von Joseph Droz. Uebersezt von Keller, Preuß. Ministerialrathe. Berlin, Dümmler, 1830.

Eine Preisschrift, die ihren Gegenstand in einer sehr gewählten Sprache, obschon nicht immer präcis genug, auseinandersezt. Droz hat Say's Grundsätze wiedergegeben, und dieser sezt des Schülers Verdienst darein, daß er die Leute von oberflächlicher und eleganter Erziehung gelehrt habe, über diese mit Unrecht trocken scheinende Materie erträgliche Urtheile zu fällen. Das Buch ist geeignet, auch bei uns diesen Zweck zu erfüllen.

Joseph Droz, Mitglied des Instituts, schrieb schon unter Napoleon. Als im Jahre 1801 die Regierung angegangen wurde, den Gewerben wieder ihre alte Zunft- und Schwurverfassung zu geben, gab er gegen dies Ansinnen eine Schrift heraus, deren Resultate sich hier wiederfinden. Der Verfasser hat diesen Gegenstand mit besonderer Vorliebe behandelt, und wir wollen darüber seine Meinung angeben.

Der blühende Zustand der französischen Gewerbe, auf die die Proscriptionen, das Papiergeld, die Aushebungen, die Invasion nichts vermocht haben, ist die Folge ihrer Freiheit. Die Gesetze, welche die Bedingungen der Zulassung zum Gewerbebetriebe vorschrieben, waren zur Bildung geschickter Arbeiter unnüz, der arbeitsamen Klasse verderblich und den Konsumenten schädlich. Die Zünfte scheinen eher einen politischen, als einen auf die Gewerbe berechneten Ursprung zu haben. Sie waren entweder Associationen gegen die Unbilden des Adels oder dienten den Fürsten als eine fiskalische Hülfsquelle. So kam es, daß kein Handwerker Meister werden konnte, wenn er kein Geld hatte, oder er sonst den Zunftvorstehern durch seine Betriebsamkeit verdächtig erschien. Die gezwungene Zahl der Unternehmer ist ohne Konkurrenz. Die Vortheile fließen einzelnen Bevorrechteten zu, und das Publikum erhält die Waaren zu einem unnatürlichen Preise. Das Publikum muß bei diesem Preise auch immer noch das Monopol bezahlen, daß die Privilegirten von den Regierungen gelöst haben. Die Zunftverfassung erhält die Gewerbe in einer Trennung, die ihrer Natur widerspricht. Sie peinigt sie mit Aufsehern, Visitatoren, gerichtlichen Verfolgungen, und nährt den Geist der Anfeindung und Neckerei. Was ist es, wenn ein Schlosser sich keinen Nagel, ein Nagler keinen Hammer machen darf?

Die Uebersüllung des Marktes kann allerdings im Gefolge der Gewerbefreiheit eintreten, aber dies Uebel ist weit geringer, als der Mangel an Produkten, der die Nachfrage vermehrt und die Preise zu einer Höhe steigert, die ihnen nicht gebührt. Die Uebersüllung wird dem geschickten und thätigen Arbeiter niemals schädlich werden, wogegen die Unterdrückung der Konkurrenz eine Belohnung ist, die man der Unwissenheit und Faulheit ertheilt.

Die Gewerbevorschriften, die von den Regierungen ausgehen, sind lästig und schädlich. Die Blüthe, die sie den Manufakturen eines Landes geben, ist für einen kurzen Augenblick. Die Kunstgriffe, die wir voraus haben, sind vom Auslande bald überholt, und während wir bei unsern weisen Reglements stehen bleiben müssen, machen die Fremden Fortschritte, die uns ausstechen. Dies war die Folge der Verordnungen, die Colbert an die Industrie erließ. Die Spanier wollten in Frankreich Tücher kaufen, die ⅞ Ellen breit waren, die Franzosen durften nur ⅞ breite fabriciren, und sahen die Käufer nach England gehen. Eben so wenig bewahren die Reglements vor dem Betrug: ja selbst wenn sie den Käufer sichrer stellten, so ist es doch billiger, daß der, der sich betrügen läßt, betrogen werde, als daß die hemmende Kontrole der Regierung diejenigen belästigt, die die Absicht haben, ehrliche Waaren zu liefern. Der Verfasser sagt richtig, daß, wenn man der Gewerbefreiheit einige Beschränkungen auflegen wolle, dies nur geschehen dürfe, um ihr selbst zu nützen. Die Gewerbefreiheit ist kein Selbstzweck, sie ist nur das Mittel zum Wohle des Publikums.

3) Versuch eines Systems der National- und Staatsökonomie, mit vorzüglicher Berücksichtigung Deutschlands, aus dem Gang der Völkerkultur und aus dem praktischen Leben populär entwickelt von G. F. Krause, Preuß. Staatsrathe. Zwei Bände. Leipzig, C. H. F. Hartmann, 1830.

Eine historische Entwicklung der Beschäftigungen, denen sich die ersten Menschen hingaben, ist sehr schwierig. Auch der Verfasser versucht sie, und muß sich mit den reißenden Thieren, den Erdbeben, den Ueberschwemmungen helfen, um Thatsachen zu erklären, für die es immer an sichern Beweismitteln fehlen wird. Er sagt, der Kredit sey entstanden, wenn ein Jäger es unternahm, für den andern Waffen zu verfertigen, und sich Gewißheit verschafft hatte, von diesem dafür mit hinreichendem Wildpret versehen zu werden. Diese Annahme ist eben so mißlich, wie eine andre, die den Ursprung des Hirtenstandes erklären soll. Der Verfasser sagt nämlich, der Jäger habe erst seinen Kindern kleine wilde Thiere zum Spielen mitgebracht, und dann gesehen, wie die aufwachsenden ihre reißende Natur verlören, und für die Haushaltung sich benutzen ließen. Die biblischen Traditionen sind wahrscheinlicher, als diese witzigen Erklärungen.

Die Schriftsteller bedienen sich des Wortes Nationalökonomie in einem sehr schwankenden Sinne. Bald verstehen sie darunter die Summe aller industriellen, merkantilischen und Agrikultur-Einzelwirthschaften einer Nation, bald die Wissenschaft, die sich über die für das Wohl des Ganzen passenden Grundsätze derselben verbreitet. Wir verdanken das unsichre Wort der physiokratischen Schule, ohne von ihr über den Sinn desselben aufgeklärt zu seyn. Die Deutschen, längst gewohnt, unter Politik die Regierungskunst, d. h. z. B. unter Physik auch zugleich die Maschinenkunde zu verstehen, nahmen daher auch die Nationalökonomie für eine Encyklopädie aller auf den Erwerb bezüglicher Wissenschaften. Der Grundriß der Finanzwissenschaft, den wir z. B. vom seligen Justizrath Schmalz besitzen, ist auf diesen Irrthum durchweg begründet. Statt von dem gegenseitigen Wechselverkehr zwischen den mannichfachen Zweigen der nationalen Thätigkeit, statt von dem Einfluß der Kapitale auf den Landbau, der Renten auf die Gewerbsamkeit zu sprechen, zählt er alle die Kräuter und Pflanzen auf, die man in Deutschland ziehen, alle Metalle, die man graben, alle Thierarten, die man schießen kann. Er klärt uns über die Vortheile des Düngers, über die Vierfelderwirthschaft auf, gibt uns die Getreidearten an, die sich für sandigen, lehmigen, schwarzen und Kalkboden schicken, kurz es sind die praktischen Lehren, die dem Landbebauer, dem Schafzüchter, dem Commis willkommen sind, die aber nur die vorausgesetzte Grundlage für ein Gebäude der Nationalökonomie seyn dürfen. Den Nationalökonomen interessirt allerdings alles Tiefe und Erhabene der neuern rationellen Landwirthschaft, z. B. der Kuhmist und seine hohe Bedeutung, aber es kümmert ihn nicht, ob er durch die Stallfütterung fetter, nahrhafter und sammelbarer wird, sondern nur, ob er dem Boden einen höhern Werth gibt, die Produktivkraft steigert, und in dem Maschinismus des Nationalreichthums neue Erscheinungen hervorruft. Auch Herr Staatsrath Krause hat diese Gränzen nicht scharf genug gezogen. Die erprobte Erfahrung, mit der er namentlich von der Landwirthschaft spricht, ließe diesen Mangel vergessen, wenn nicht gerade eine strenge, systematische Bearbeitung unsrer Wissenschaft seine Absicht gewesen wäre. Was nützen dem Nationalökonomen die Rechnungsüberschläge, die wir hier über die Bewirthschaftung eines Gutes nach dem Vierfeldersystem finden? Wollte der Verfasser konsequent seyn, so hätte er uns nicht nur über den Nutzen der Maschinen, sondern auch über die Kunst, sie zu bauen, belehren müssen.

Dennoch kann man von seinem Gegenstande nie zu viel sagen, wenn es sich darum handelt, ihn genau zu kennen. Die Weitläuftigkeit des Verfassers ist die Folge seiner Erfahrungen, die sehr belehrend sind. Seine Erbitterung gegen die Geldaristokratie wird Jeder gerecht finden, der die zunehmende Verarmung der arbeitenden Klassen aus der Bevorrechtung der Kapitalisten herleitet. Ohne Zweifel ist die leztre Ursache an der ersten. Die Steuerimmunität der Rentirer, dieser gesellschaftlichen Drohnen, ist an die Stelle der kaum verschollenen Privilegien des Adels und der Geistlichkeit getreten. Die Geldoperationen der Regierungen haben eine Klasse von Menschen gebildet, die nur den großen europäischen Geldmarkt als ihr Vaterland kennen, sich von ihren heimischen Verbindlichkeiten loszureißen, und sich durch die ewigen Verlegenheiten der Herrscher zu schützen wissen. Die Kapitalisten wälzten geschickt die immer schwerer werdende Steuerlast auf jene Klassen, die sich kaum auf den verzweifelten Schranken ihrer Existenz noch zu halten vermögen. Der Ackerbau und die Gewerbe werden von den Kapitalen entblößt, die ihre Unternehmungen beleben könnten und den Regierungen übergeben werden, in deren Händen sie aufhören, wahrhaft reproduktiv zu seyn. Der Verfasser hat alle diese Erscheinungen gewissenhaft aufgedeckt, und ihren Zusammenhang mit dem zunehmenden Verfall alles Wohlstandes nicht verschwiegen.

Lassen sich wohl die Majorate vertheidigen? Der Verfasser thut es nicht, obschon er die Waffen dazu in die Hände gibt. Das gleiche Erbrecht war das Signal des Verfalls der sichersten Reichthumsquellen, der Grundbesitzungen. Die Uebernahme derselben konnte nur mit Anerkennung einer unverhältnißmäßigen Schuld geschehen, die sehr bald den Ruin des Besitzers zur Folge hatte. Das ist eine Thatsache, die überall erwiesen ist. Die Ritterschaftsbanken haben diesen Mißverhältnissen vielfach abgeholfen, aber ihre Wirksamkeit ist oft plötzlich gelähmt worden, ja selbst ungeachtet ihrer Hülfe wollen die Nothwendigkeiten der Administration, die Bankerotte, nicht aufhören. Derselbe Fall tritt mit der Abgabe der Grundherrlichkeit, der Parzellirung der Grundstücke noch immer nur zu häufig ein. Die Freunde der Humanität und Freiheit müssen so oft die Erfahrung machen, daß die Geschenke, die sie geben, ihren Klienten zum Nachtheil gereichen. Aber woran liegt die Schuld? An den Verbesserungen? Nein, an dem Umstand, daß sie nicht durchgreifend sind.

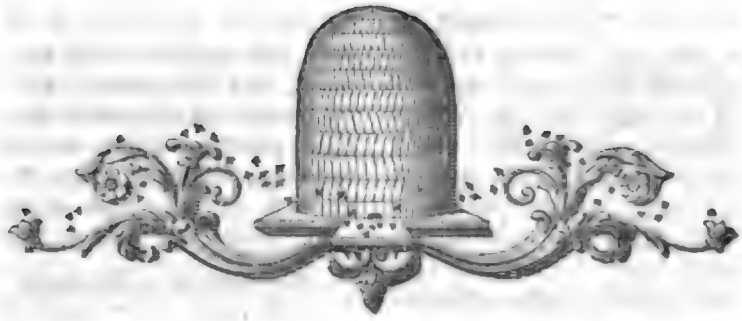
Gegen die Gewerbefreiheit ist der Verfasser ungerecht. Er will sie sehr beschränkt wissen, weil sie die wohlhabende Mittelklasse zerstöre. Wir verbergen uns keineswegs den Ursprung dieser Freiheit. Sie ging im Gefolge des Despotismus. Napoleon begünstigte sie, um die Kontinentalsperre weniger empfindlich zu machen, und die Population zum Behuf seiner Kriege zu vermehren. Jezt ist sie eingeführt, und es kömmt nicht mehr darauf an, sie zu beschränken, sondern ihr die Gunst der Nebenumstände zu verschaffen. Die Population ist da, und sie durch Entzug ihrer Existenzmittel vermindern, würde beißen, die Lebenden tödten. Dies beweist Asien, auf das sich der Verfasser mit Unrecht beruft. Weil in China und Ostindien die Volkszahl so unermeßlich groß ist, so sucht sich die Menschheit in der Arbeit zu theilen, sie arbeiten dort ihrer sechs, was bei uns Einer verrichtet, sie übernehmen die Geschäfte, die man bei uns den Thieren überläßt, und suchen den Menschen, um ihn nur zu ernähren, unentbehrlich zu machen. Der Verfasser will eine wohlhabende Mittelklasse; aber er scheut sich nicht, sie auf Kosten der Konsumenten einführen zu wollen. Wir sollen mehr bezahlen, um Einige reich zu machen, statt daß wir jezt weniger geben, um Allen Etwas zu verschaffen.

Das Resultat der Untersuchungen, die der Verfasser über die Besteuerung anstellt, wendet er auf den preußischen Finanzetat an, der bekanntlich in dreijährigen Zwischenräumen zur Oeffentlichkeit kommt. Er will die indirekten Steuern um Vieles beschränken, und die direkten durch eine gleichere Vertheilung gerechter machen. Er löscht die Einnahme aus der Lotterie, sezt den Ertrag des Salzmonopols von fast 4 Millionen auf 1 Million herab, verringert die Stempelgebühren, die er nur als Gerichts- und Kartenstempel gerecht findet, nimmt dann den Ertrag der Zölle weit geringer an, weil er sie gegen Deutschland aufgehoben und gegen das Ausland ermäßigt wissen will, und streicht zulezt einen ansehnlichen Theil der Getränkesteuer, die er nur aus polizeilichen Gründen gerechtfertigt sieht. So käme der Ertrag der indirekten Steuern und Domänen auf etwas über 16 Millionen zu stehen. Preußen sezt seine Bedürfnisse auf 50 Millionen Thaler, und die an dieser Summe noch fehlenden 34 Millionen will der Verfasser auf direktem Wege erheben. Die Grundsteuer liegt dann nicht auf dem ganzen Reinertrage, wie jezt, sondern er bringt die Verschuldung mit in Abrechnung, die von den Kapitalisten zu versteuern ist. An diese Abgaben reihen sich die Häuser-, Gewerbe-, Klassen-, Personen- und Besoldungssteuer und zulezt die jezt so bevorzugten Rentirer mit 8 Millionen. Von einer Herabsezung des Bedarfs der Regierung spricht der Verfasser nicht.

Die Ermittelung der Kapitale ist unendlich schwierig, und folglich auch ihre Besteuerung. Man hat gesagt, die Rentensteuer würde den Zinsfuß steigern, und das war genug, die Regierungen, die beständig nach Herabsezung desselben streben, von ihr abzuschrecken. Diese Besorgniß ist unnöthig, da die Konkurrenz, die Menge des Ausgebots diese Erhöhung bald wieder herabdrücken würde. Ich weiß ein Mittel, die Kapitale ausfindig zu machen, und will es angeben. Es paßt zwar nur für China und die Türkei; das wird aber manche europäische Regierung nicht hindern, es dennoch in Anwendung zu bringen. Es ist eine einfache Machination. Man eröffne eine Anleihe von 100 Millionen, und lasse nur die einheimischen Kapitalisten auf den Markt. Die Summen werden in Empfang genommen, sorgfältig notirt, und ihre Darleiher namhaft gemacht. Jezt ist die Sache leicht. Man zeigt an, daß man sich plötzlich besonnen habe, daß man das Geld nicht wolle, und läßt es wieder abholen. Die Regierung weiß nun, an wen sie sich zu halten hat. Sie zieht die Schwierigkeit, einen neuen Anlageplaz zu finden, von der ermittelten Summe mit wenigen Procenten ab, und besteuert den Rest nach seinem Ertrage. Das ist die Finanzverwaltung par ordre du Mufti.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 61. — 14. Juni 1833.

Staatswirthschaftslehre.

(Fortsetzung.)

4) Die Grundsätze der Finanz. Eine kritische Entwickelung. Von J. Schön, Prof. in Breslau. Breslau, Korn, 1832.

Der Theolog hält die Welt für eine Betstube, der Pädagog für eine Schule, der Jurist für einen Gerichtssaal, ja es hat naturphilosophische Aerzte gegeben, die die Erde eine Krankheit Gottes nannten. Der Nationalökonom ist ein nüchterner, prosaischer Mann. Er haßt die Phantasie, weil sie die Menschen faul macht. Er hat die Natur besiegt, nicht wie der Philosoph, der sie nur in Fesseln hält, sondern er schmiedet die Gefangene an die Galeere, und läßt sie arbeiten, ohne auf ihr Wehklagen zu hören. Der praktische Mann! An einer Schweizerlandschaft interessiren ihn Nichts, als die Kühe: und während der Enthusiasmus neben ihm jubelt, zählt er die Aepfel, die diesen entfallen, und beklagt es, daß die Aepfel den Klee verderben, und im Stalle nicht gesammelt werden. Eine Landkarte beschäftigt ihn nur auf seine Art. Er sieht nur Kanäle, Dampfschiffe, Eisenbahnen, und wo er sie nicht sieht, da versöhnt ihn Nichts, kein Campanerthal, kein Genfersee, kein Niagarafall. Der Finanzier lebt in einer ähnlichen Welt. Er schlägt die Gebirge nach Silberrubeln an, und die Flüsse nach holländischen Dukaten. An korinthischen Säulen sieht er nur lange Geldrollen von Piastern, die sie gekostet haben, und an den Blättern des Capitäls die hineingesteckten Laubthaler. Käme es auf ihn an, er würde keinen Industriezweig so begünstigen, als die Geldbörsenhäkelei, und die Schneider zur Verantwortung ziehen, wenn sie die Taschen an zu versteckten Orten nähen. Er beklagt es, daß man aus dem Aequator noch keine Duanenlinie gemacht hat, und würde, wenn es auf ihn ankäme, selbst von dem aufsteigenden Tageslicht einen Eingangszoll erheben. Die Goldmännchen leiden sehr oft an plusmacherischen Träumen.

Herr Schön hat Gedichte herausgegeben, Hegel und Steffens studirt, und dann über Zahl, Maas und Gewicht geschrieben. Wir verdanken ihm die Entdeckung, daß sich Poesie auf Oekonomie reimt. Er verabscheut jene prosaischen Naturen, die alles nach Geld abschätzen. Sie sind ihm zuwider, diese Maschinisten, die den Menschen für ein produktives und konsumirendes Thier halten. Er sagt, es gibt Dinge, die schlechthin unbezahlbar sind, und hat nicht Unrecht. Seit die Philosophen aufhören, sich von Heuschrecken und wildem Honig zu ernähren, und keine Bienen mehr in dem Munde eines Plato, der in den Schluchten des Hymettos schläft, ihren Stock anlegen, werden die Funktionen im Reiche der Ideale nach einem

finanziellen Tarif angelegt. Kein Prophet begnügt sich mehr mit dem Sitz, den ihm seine Salbung und sein Eifer dereinst zur Rechten Gottes bringen wird, und kein Erzieher mehr mit dem Dank, den ihm seine Schüler Lebenslang zu zollen versprechen. Das ist Alles in der Ordnung. Das Geld belohnt die Verdienste, und die Verdienste richten sich nach dem, was man für sie bezahlen kann. Die Liebe, die Freundschaft, der Patriotismus, die Religion, Alles bedarf einer kleinen Hinterthür, durch die die Zehnthalerrollen ihren geheimnißvollen Verkehr betreiben können. Ueber diese Thatsache ist es also gewiß nicht, daß sich der Verfasser beklagen will.

Herr Schön wollte eigentlich sagen, es gibt gewisse Dinge, die man keineswegs gar nicht, sondern im Gegentheil nicht genug bezahlen kann. In dieser Art unbezahlbar ist unter Andern nach des Verfassers Meinung die absolute Monarchie. Hier wird man nie genug geben können, alles ist noch zu gering, um die Wohlthaten dieses Regimes aufzuwägen. Eine knauserige Monarchie ist nicht nur eine Bettelwirthschaft, sondern ein spitzwinkliger Widerspruch. Der Verfasser sagt: „In Monarchien beruht viel darauf, daß die Majestät mit vollen Händen unter das Volk treten kann. Diejenigen Staatswirthe, die den Monarchen unter allen Umständen nur auf das Nothdürftige beschränken, leisten ihm einen sehr schlechten Dienst. Das Volk rechnet dem gekrönten Haupte es nicht sehr hoch an, wenn die Steuern niedriger sind, als sie nach ökonomischen Grundsätzen seyn könnten; aber es klatscht seinen Beifall, wenn die Majestät reich an Gnaden sich bezeigt.“ Der konsequente Verfasser fügt hinzu, daß es thöricht sey, die öffentlichen Abgaben verschiedener Länder zu vergleichen. In der That, was haben die Nordamerikaner von ihrer geringen Steuerquote? Eine Republik, eine Herrschaft ohne Glanz, eine Regierung, die vor dem Bürger den Hut abnehmen muß, eine Geschichte ohne Erinnerung, Menschen ohne Volk, ein Land, das nicht einmal ihre Heimath ist. Wir steuern zehnmal mehr, sagt der Professor Schön, leben dafür aber auch in Europa, unter Fürsten, unter Regierungen, die die Künste und Wissenschaften leben lassen, und unter einem Volke, das mit treuer, poetischer Anhänglichkeit an seiner Scholle klebt. Diese Wohlthaten werden wo möglich noch viel zu gering bezahlt.

Aus diesen Ansichten macht der Verfasser Grundsätze der Finanz. Er will diese Wissenschaft von den Kalkulatoren und den egoistischen Handelsleuten, die die moderne Nationalökonomie in Umlauf gebracht haben, emancipiren, er will nicht, daß eine Wissenschaft, sondern die lebendige Geschichte der Maaßstab des öffentlichen Bedarfs sey. In diesem Buche ist der Versuch gemacht, die Hegel'sche Lehre auf die Nationalökonomie anzuwenden. Der Verfasser nennt das die Einführung des Konkreten, der Staatsräson, des Wirklichen in eine Lehre, die bis jezt nur Abstraktes, Subjektives, Eingebildetes zu einem gewissen Ansehen erhoben habe. Wir prophezeien ihm wenig Glück mit seinen Grundsätzen, und bedauern, daß sein unverkennbarer Scharfsinn sich so leicht von einem trügerischen Netze hat umgarnen lassen.

5) Rapports et différences entre les Principes de la doctrine du Docteur Quesnay et de celle d'Adam Smith. Tirés des oeuvres posthumes d'un celèbre savans et publiés par Dr. Fr. Weidemann. Merseburg, Weidemann, 1832.

6) Dasselbe in deutscher Uebersetzung. Ebendaselbst.

Es war ganz in der Ordnung, daß der Verfasser, nachdem er die Jesuiten, die Pietisten, die Demagogen, endlich Klüber bekämpft, jezt auch über die Finanzen ein Buch herausgibt, das die Lehren des seligen Schmalz, Hoffmann, L. Krug, Kaufmann u. s. w., nämlich die Grille des Physiokratismus bis auf den lezten Mann zu vertheidigen unternimmt, der erste unter den Genannten sagte irgendwo: „Was mich betrifft, so gestehe ich demüthig, daß mir das System von Quesnay das einzig wahre scheint; und ich hege die innige Ueberzeugung, daß es früher oder später überall den Sieg davon tragen wird.“

Quesnay irrte darin, daß er aus einer Thatsache, die zur Aufklärung der Geschichte dienen mochte, einen Grundsatz für die Lehre von den Reichthümern machen wollte. Auf der ersten Stufe der Bildung beschränken sich die Bedürfnisse auf den Boden und seine Erzeugnisse, nach weiteren Fortschritten aber wird Alles ein Maaßstab der Werthbestimmung werden, das nur zur Erreichung unsrer vielfachen Wünsche dient. Smith nannte diesen neuen Produktionsfonds Arbeit, widerlegte Quesnay, der den Werth der Arbeit nur für die Kompensation eines früher genossenen, zulezt immer auf den Boden zurückkommenden Werthes hielt, und hat seine Beweisführung so schlagend gemacht, daß auch der unbekannte Autor dieser Empfehlungsschrift am Schluß seiner Darstellung nicht anders kann, als ihr gewissermaaßen beizustimmen.

Der Verfasser beschuldigt Smith eines Plagiats, und behauptet, er habe sich während seines Pariser Aufenthaltes von Quesnay unterrichten lassen, und sich dann gegen seinen Lehrer gewandt. Das ist eine ganz falsche Angabe. Smith besuchte allerdings die geistreichen Cirkel, die sich um Quesnay, den Leibarzt der Pompadour, versammelten, er stimmte den dort laut werdenden Grundsätzen bei, die ihm dazu dienten, seine eignen

frühern Irrthümer zu berichtigen. Seine spätre Theorie aber ist die Frucht eines langwierigen Studiums, dem er in völliger Abgeschiedenheit von der Welt oblag. Die Belohnung, die seinen Resultaten gegeben wurde, ist bekannt. Man hielt den unsterblichen Verfasser des Werks über den Nationalreichthum für würdig, — die Stelle eines Zollkommissärs zu bekleiden.

7) Der Staatskredit. Eine kurze Darstellung desselben in seinen mannichfaltigen Formen älterer und neuerer Zeit. Von F. C. Fulda. Mit einer Vorrede von J. C. Pfister. Tübingen, Osiander, 1832.

Man erzählt von englischen Kaufleuten, die sterben und ihren Erben Nichts hinterlassen, als ihren Kredit. Mehrere Generationen gelten so, ohne einen Schilling zu besitzen, für steinreich, und erst die Unvorsichtigkeit eines spätern Enkels deckt die Blöße auf, und macht das alte ehrwürdige Haus bankerott. Dies ist auch das Geheimniß des Staatskredits, nur mit dem Unterschiede, daß es alle Welt weiß und dennoch nicht auf den Konkurs dringt. Die Staatsschulden sind Schattenbilder, ein Spuk, der nur das einzig Reelle hat, daß man sie verzinsen muß. Die ungeheuern Summen, die in den Schuldbüchern der Regierungen stehen, sind jezt schon eine Unmöglichkeit geworden, weil sie mehr betragen, als sich überhaupt Geld in der Welt befindet. Die Staatsschulden sind nur eine Fiktion, eine imaginäre Größe, und die Kapitalisten und Spekulanten in der That die eigentlichen Ideologen dieser Zeit.

Nichts ist unzuverläßiger und weniger gerantirt, als der Staatskredit, und dennoch trauen ihm die ängstlichsten Menschen, die Geldmänner, mit unglaublicher Gewißheit. Wer zwingt den Staat, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen? Früher beging dieser ewig verlegene Schuldner noch meist die Weitläuftigkeit, seinen Gläubigern als Unterpfand die Besitzungen der Krone anzuweisen. Das war immer nur eine Vorspiegelung, auf die sich zu verlassen lächerlich gewesen wäre. Wenn Oesterreich für seine Metalliques auch das halbe Steiermark zum Pfand gegeben hätte, würden, wenn es die Zinszahlung einstellte, die Juden von Frankfurt ausziehen, am Main und Rhein die Werbetrommel schlagen lassen, um zur Besitznahme ihres Pfandes schreiten können? Worin liegt nun der Zauber? In der Zukunft. Sie werden mehr brauchen, sagen die Wucherer, sich an ihre Taschen schlagend.

Einen guten Freund in der Noth, auf den man sich verlassen darf, hält man warm. Aber auch einen guten Schuldner weiß man zu schätzen, man beeifert sich, ihm Dienste zu erzeigen, man frägt ihn liebevoll nach seinem Befinden, und schickt ihm den Arzt in's Haus, wenn er etwas blaß aussieht. Daher die rührende Zuvorkommenheit der Kapitalisten für ihren alten Freund, den Staat. Sie lassen ihm nichts abgehen, sie tragen ihn auf ihren Händen, sie hängen fragend an seinem Auge, und stürzen zu ihm, wenn er etwas zu bedürfen scheint. Die halbjährigen Procente, die sie von ihm ziehen, lassen sie sich nur durch eine Hinterthür in das Haus bringen, es sind honette Gläubiger, sie machen kein Aufsehen.

Die Geldaristokratie ist der Grundpfeiler der Staaten des heutigen Europa. Die Banquiers spielen aus zwei Taschen. Sie bedürfen der Könige, um ihnen Geld zu borgen, sie bedürfen der Völker, um die Verlegenheiten ihrer vornehmen Schuldner zu erfahren. Ohne einen Schein von Freiheit kann die Börse gar nicht existiren. Napoleon unterdrückte die öffentliche Meinung durch die Censur, aber im Kurs seiner Papiere kam sie immer zum Vorschein, und er erschrack, wie tief der Thermometer seines Glückes und Kredits stand. Die Banquiers verstehen es allein, sich auf dem schwankenden Juste Milieu zu erhalten, wo ihnen ihre Vorsicht als Steuerruder dient.

Die modernen Verfassungen haben dem Staatskredite jeden Vorschub geleistet. Es ist Thatsache, daß sich den konstitutionellen Staaten mehr Hände öffnen, als den unumschränkten Monarchien. Es schien die sicherste aller Garantien, wenn die Staatsschuld unter die Verantwortlichkeit der Stände gestellt würde. Die Stände glichen hier jenen gutmüthigen Familienvätern und obligaten Hahnreien, die ihren glücklichen Hausfreunden, die Schlafmütze ziehend, die Treppe hinunter leuchten, und auf die Verirrungen ihrer Frauen den Stempel der Legitimität drücken. Unglücklicherweise ist aber daraus ein Nachtheil für das Princip der Repräsentation entstanden. Indem man die Verwaltung der Staatsschulden unmittelbar unter die Volksvertreter stellte, hat man aus ihrem Recht der Steuerverweigerung (wir sprechen nicht von Deutschland) eine Illusion gemacht. Die Zinszahlungen müssen auf jeden Fall bestritten werden, dann muß aber auch die Erhebung der Steuern durchgreifend seyn, die zum Staatsaufwand nöthigen Summen liegen da, und die Regierung wird ihre Bedürfnisse so dringend zu machen wissen, daß keine Weigerung ferner helfen kann.

8) Tulpen und Staatspapiere. Ein Beitrag zur Geschichte des Handels des 17ten und 19ten Jahrhunderts. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1830.

Ehe man aus den Anleihen ein System machte, belebte der Aktienhandel den Verkehr der Spekulanten. Im siebzehnten Jahrhundert erfand man tausend Unternehmungen, zu denen die Vermögenden ihr Geld hergaben,

und die Aussicht auf Gewinn steigerte den Werth der Aktien auf eine unglaubliche Höhe. Es bildeten sich Gesellschaften zur Assekuranz gegen Verlust durch Bediente, gegen Diebstahl und Raub, ein Verein zur Erbauung von Hospitälern für uneheliche Kinder, zur Einführung von Eselshengsten aus Spanien, zum Handel mit Menschenhaaren, zum Mästen der Schweine, zur Heilung galanter Krankheiten, eine Gesellschaft zu einem sich beständig bewegenden Rad, und unzählige andre Dinge, mit denen man allmählig das Geheimniß des Kredits entdeckte. Zu diesem sogenannten Windhandel bediente man sich auch der Tulpen, die vor Kurzem erst aus dem Orient eingeführt, allerdings ein nicht werthloser Maaßstab der Spekulation waren. Man trieb damit eine Stockjobberei, wie heute mit den Papieren. Man versprach an einem bestimmten Tage, zwei Tulpenzwiebeln zu dem Preise zu liefern, den sie an diesem Tage haben würden, standen sie höher, als der Käufer spekulirt hatte, so strich der Verkäufer die Summe ein, die den Mehrbetrag des gewetteten Preises ausmachte. Ein alter Schriftsteller, den der ungenannte Verfasser nicht anführt, beschreibt die Wirkungen, die der Zwiebelkurs auf die Gewinnsucht ausübte. Er sagt: „Für ein paar Jahren haben sich allerlei Leut zu diesem Handel begeben, dadurch die Sache so weit sich verlaussen, daß endlich zu Ende des verwichenen und anfangs des 1638sten Jahres die Blumen überaus hoch gestiegen, und in ihrem Werth nach der Proportion, das Silber, Gold, Perlen, Edelgestein weit übertroffen. Es seynd aber nicht allein ein unzähliger Hauffe gemeinen, sondern auch viel reicher Leut mit dieser närrischen Kauffmannschaft eingenommen gewesen, daß auch die Weber ihre Webstühle, und alles, was sie haben gehabt, zu gelde gemachet und an die Blumen geleget, viel haben schöne köstliche Häuser, treffliche Landgüter, und alles was sie gehabt, verkaufft, auch große Summen Geldes, welche sie auff interesse ausgeliehen, wiederumb eingezogen, und an diese Kauffmannschaft gewendet." Zuletzt sank aber der Zwiebelkurs so tief, daß er die beträchlichsten Verluste nach sich zog. Man hatte da nicht blos, wie bei einem Staatsbankerotte, werthloses Papier in Händen, sondern es fand sich, daß unzählige Tulpenzwiebeln auf Tagespreis verkauft waren, die gar nicht existirten. Auf diese Weise trieb man im siebzehnten Jahrhundert das Banknotenverfälschen.

9) Der Verkehr mit Staatspapieren im In- und Auslande. Von Dr. J. H. Bender. Zweite Ausgabe. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1830.

Dies umfangreiche Werk betrachtet den Staatspapierhandel in rechtlicher, merkantilischer und historischer Beziehung. Man trifft hier auf die gründlichste Auseinandersetzung des verwickelten Gebiets der europäischen Staatsschulden. Das Leben an der Börse wird uns verständlich, wir erfahren die Geschichte der hier cirkulirenden Papiere, der allmähligen Festsetzung ihres Standes, des größern oder geringern Kredits der Mächte, und erhalten zuletzt eine juristische Ausführung der Verhältnisse, die bei diesem lebhaften Verkehr oft zu streitigen Punkten führen. Die Rechtfertigung, die der Verfasser über die Staatsschulden versucht, beruht jedoch auf zu laren Grundsätzen, die zu widerlegen nicht schwer fallen kann. Da wir aber eine weitläuftige Prüfung dieser Schrift hier nicht anstellen können, so begnügen wir uns mit einer historischen Uebersicht des jetzigen Papierhandels, in der wir uns genau an die Darstellung des Verfassers halten wollen.

Der Verkehr mit Staatspapieren gründete sich auf den Aktienhandel, und konnte erst da eine feste Haltung gewinnen, als man ein geregeltes Anlehn- und Tilgungssystem annahm. England und Holland gingen mit dieser neuen Erfindung voran, Frankreich folgte, und Deutschland konnte sich der Anerkennung eines bestimmten Anlehenwesens nicht entziehen. Die Anlehen der deutschen Regierungen in den Jahren 1810—15, und später die Arrosirung der Metalliques im Jahre 1816 wirkten entscheidend. Aber für den lebhaften und weithin sich verbreitenden Handel gab erst das österreichische Lotterieanlehen von 1820 den Anstoß. Die Prämienloose dieses Anlehens, die Metalliques und die Bankaktien sind Deutschlands vorzüglichste Handelspapiere.

Die Gleichzeitigkeit mehrerer europäischer Anlehen führte im Jahre 1818 die erste Hauptkrisis für diesen neuen Verkehr herbei. Sie ging vorüber, ohne langwierige Uebel zu hinterlassen, wurde aber in den Jahren 1825 und 1826 von einer neuen überboten. Villèles Reduktionspläne, die südamerikanischen Anlehen, die unzähligen Noten der englischen Landbanken, die unüberlegten Kreditgestattungen der ersten Handelshäuser gaben zu den empfindlichsten Schlägen Veranlassung. Das große Londoner Haus Pole und Comp. fiel, und zog unzählige in seinen Sturz. Die Schläge theilten sich elektrisch an Frankreich, Holland und Deutschland mit. Berlin und Leipzig wurden am heftigsten betroffen, und in Frankfurt konnten sich manche Häuser nur durch Beihülfe von Geschäftsfreunden aus ihren Verlegenheiten helfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigungen.

In der Ueberschrift der vorigen Nummern l. Staatswirthschaftslehre st. Staatswissenschaftslehre. — Nr. 58 S. 229 Sp. 1 Z. 10 v. u. l. Law st. Lang.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 62. — 17. Juni 1833.

Staatswirthschaftslehre.

9) Der Verkehr mit Staatspapieren im In- und Auslande. Von Dr. J. H. Bender.

(Beschluß.)

Die letzten Jahre haben in den Verkehr mit Staatspapieren wieder einen neuen Schwung gebracht. Die Rente war fortwährend im Steigen begriffen, und man gewöhnt sich, politischen Ereignissen schon dreister in's Auge zu blicken. Der Verfasser sagt über die Ursachen der zunehmenden Begünstigung dieses Handels: „Man kann, einzelne Ausnahmen abgerechnet, jede beliebige Summe in Staatspapieren anlegen und auf diesem Wege verwenden, während bei Anlagen auf Hypotheken gemeiniglich größere oder kleinere Kapitalien, als man gerade im Augenblick unterbringen kann, gesucht werden, worüber oftmals viel Zeit unbenuzt verstreicht; alle gangbaren Papiere kann man auf jedem irgend bedeutenden Platz jeden Augenblick, so leicht wie nur immer möglich, versilbern, also eine sich neuerdings darbietende Aussicht auf eine gute Spekulation, namentlich den günstigen Wechselkurs auf einem auswärtigen Platz, augenblicklich benutzen; jeder Besitzer von Staatspapieren kann auf den regelmäßigen Eingang der im Vergleich mit ganz guten Privatanlagen meist höhern Zinsen in harten Münzsorten, ganz besondere Ereignisse ausgenommen, mit Sicherheit rechnen, und sie nach seiner Bequemlichkeit an mehreren Orten ohne alle Bemühung erheben, während der Zinsenbezug von hypothekarischen Anlagen im Ausland mancherlei Schwierigkeiten mit sich zu führen pflegt; Staatspapiere lassen sich in den größten Summen leicht und einfach aufbewahren; man kann sie zu Zahlungen auf entfernte Plätze, um die mit Risiko und Kosten verbundenen Baarsendungen zu vermeiden, bestens verwenden, eben so auf Reisen zu sich nehmen, wo sie nicht selten angenehmer als Wechsel- und Kreditbriefe sind; man kann damit gewöhnlich Steuern, Kaufschillinge von Staatsgütern, Kautionen, die Ausweisung von Handlungsfonds u. s. w. decken; in der Regel bekömmt man auf sie mehr, als auf Hypotheken (auf diese nur ½ oder ⅔, auf jene aber leicht bis zu 10% unter ihrem Tagspreise) vorgeschossen, reicht daher viel weiter damit; die Renten der Staatsschuld sind gewöhnlich frei von allen Abgaben, was unbedingt von allen auswärtigen Gläubigern gehörenden Renten gilt, frei von jeder gerichtlichen Beschlagnahme; man kann sie zu Majoraten statt Immobilien bestimmen; man ist durch die gewöhnliche Zusicherung bestimmter Zahlungsmittel gegen alle Münzveränderungen geschüzt und dergl. mehr. Für den Handelsverkehr insbesondre kommt weiter in Betracht, daß Anlagen in Staatspapieren das Vermögen eines Hauses am wenigsten den Blicken Dritter blosstellen,

ein für den Kaufmann höchst wichtiger Umstand (freilich geben Staatspapiere au porteur betrügerischen Bankerottirern eine nur zu leichte Gelegenheit, ihr wahres Vermögen vor den Augen des Gläubigers und der Gerichte zu verbergen); daß Geschäfte darin möglichst ungebunden und wenig kostspielig sind, indem man hier Nichts von Fracht-, Speditions-, Lagerungs-, Waage-, Zoll-, Mauth- und andern Gebühren weiß, und blos einen Makler allenfalls braucht, in der Regel aber keinen Notar, keine Gerichtsperson, keine Advokaten, keine Zeugen u. s. w.; während das Leihen an viele Privatschuldner leicht Prozesse, Schwierigkeiten im Einziehen der Zinsen u. dgl. m. erzeugt, auch ein stetes Kontrolliren der Glücksumstände jedes einzelnen Schuldmannes nöthig macht; daß Lieferungsgeschäfte besonders am Erfüllungstag leicht und gegen einen geringen Aufschlag prolongirt werden können, was bei Lieferungsgeschäften in andern Waaren bei weitem schwieriger hält, und daß, wenn die Interessenten blos auf den Tagspreis spekuliren wollen, sie den weitern Vortheil genießen, keine großen Summen aus sonstigen Unternehmungen ziehen zu müssen, indem sie blos die Differenz zu decken brauchen; daß die Papiere der Lotterieanlehn sowohl die Aussicht auf besondre Prämien, als auch auf Vortheile des Verheuerns eröffnen, u. dgl. m. Nimmt man zu diesem Allem den glücklichen Erfolg des Gedankens, die Theilschuldscheine eines Anlehens auf den Inhaber auszustellen, wodurch der Verwaltung wie dem Verkehre unberechenbare Vortheile erwachsen sind, bedenkt man weiter die anhaltende Stille in den meisten Zweigen des Waarenhandels, die den Kapitalien kaum einen andern Ausfluß, als in diesen Verkehr gestattet, die Aussichten auf ungeschwächte Fortdauer des Friedens, den Umstand, daß sich der Werth der meisten Staatspapiere in wenigen Jahren um 15 bis 20 Procent, ja zum Theil noch viel mehr, gehoben hat, wozu noch manche Lokalgründe kommen, z. B. für den Hauptplatz Frankfurt a. M., daß Juden vor dem Jahre 1824 auf Insätze kein Geld anlegen durften, so wird man in allen diesen und ähnlichen Momenten eben so viele Grundsäulen des Verkehrs mit Staatspapieren, der darum nach und nach eine große Anzahl angesehener Häuser, die ehedem selbst zu der kleinsten Spekulation darin sich nicht würden hergegeben haben, gewonnen hat, erkennen müssen."

Die Londoner Börse ist unstreitig der wichtigste Geldmarkt in und für Europa. Sie wird von der Politik beherrscht, und beherrscht diese wieder, die Hauptanleben auswärtiger Mächte werden hier eingeleitet, und die englische Regierung, obschon sie die fremden Anleihen mit mißgünstigem Auge ansieht, darf ihnen doch ohne eignen Nachtheil ihren Schutz nicht entziehen. Die Pariser Börse wurde unter den Bourbonen nur von einigen großen Bankiers beherrscht, weil die untergeordnete Politik jener Dynastie keinen richtigen Maaßstab für die Ereignisse darbieten konnte. Nach der Julirevolution hat sich dies geändert. Der Einfluß der Bankiers, man denke nur an Lafitte, ist gelähmt, und die Politik nicht nur der Oeffentlichkeit wieder näher getreten, sondern auch zum großen Theile in die Hände des wieder erwachten Frankreichs gegeben. Noch scheint sich aber die Pariser Börse an ihre neue Stellung nicht gewöhnen zu können, sie flottirt, und ist sehr ängstlich, woran allerdings auch die sonderbaren Verwickelungen unsrer Tage Schuld seyn mögen. Die Amsterdamer und Wiener Börse richtete sich nach London und Paris, während die Frankfurter sich wenig in die Politik zu mischen pflegt. Doch schien sie von den lezten belgischen Ereignissen, schon wegen der Nähe des Terrains derselben, lebhaft berührt zu werden. Die Wiener Börse macht nur in einheimischen Papieren Geschäfte, wogegen Berlin, Augsburg, Hamburg, Petersburg, Leipzig zwar auch in auswärtigen handeln, aber nur das Echo der fremden Kurszettel sind.

Die Rechtfertigungen des Verfassers halten nicht Stich. Es ist unwiderleglich, daß der Staatspapierhandel ein der Nationalwohlfahrt schädlicher, weil steriler, Verkehr ist. Nur die mannichfachen Lasten, die namentlich in Deutschland die Gewerbe und den Waarenhandel drücken, können ihm einstweilen Vorschub leisten; aber die Wegräumung dieser Hindernisse, der wir ja immer mehr entgegen sehen, wird diesem Verkehr empfindlichen Abbruch thun. Aufhören kann er bei dem jetzigen System freilich nie, weil wir nicht nur unsre Schulden nicht bezahlen, sondern im Gegentheil immer neue machen werden.

10) **Ideen über einige Probleme im Steuerwesen und über einige andre Gegenstände, die an der Tagesordnung sind. Von E. Ph. von Sensburg. Heidelberg, Winter, 1831.**

Die Lehre der Oekonomisten, die nur den Boden besteuert wissen wollen, vermählt sich gut mit dem historischen Thatbestande, der uns wenigstens das Landeigenthum mit einer Unzahl von Gefällen belastet zeigt. Deutschlands alte Reichsverfassung hatte diese Aftersteuern nach und nach hervorgerufen; man kassirte jene, ließ aber diese bestehen. Da man aber jezt auf die Ablösung dieser Lasten dringt, so ist die Frage nach ihrem historischen Ursprunge aufgeworfen worden, ob sie auf rechtlichen Verhältnissen beruhen und deshalb durch Geld anderweitig ersezt werden, oder ob sie zu der allgemeinen Grundsteuer gerechnet werden müssen, die an den Staat entrichtet wird? Der Verfasser, ein einsichtsvoller und erfahrner Kenner dieser Verhältnisse, will das

leztere, aus Gründen, die ihm weniger die Geschichte, als der gegenwärtige Zustand der Landgüter an die Hand geben. In der That muß dieser die Aufmerksamkeit der Regierungen erregen. Die Bodenernte sinkt immer mehr, seitdem sie auf keine Kapitale mehr rechnen kann, seitdem die Besitzer der leztern ihre Procente hinterm Ofen einziehen, wenn sie dem Staat borgen. Die landwirthschaftlichen Vereine, die Gemeinheitstheilungen, die Stallfütterung, der mögelinsche landwirthschaftliche Nationalismus reichen nicht aus, um den Ackerbau in gleichen Schritt mit den übrigen Erwerbsquellen zu bringen. Die erste Bedingung seines Aufblühens wird aber immer die gänzliche Abolition alter Zwangsrechte seyn müssen. Woher kommen im Badischen die Gewerf-, Speyerer- und Zürchersteuern? Man kann nicht einmal nachweisen, wie diese seltsamen Benennungen entstanden sind.

Der Verfasser spricht sich gegen die Kapitaliensteuer aus. Er sagt, wenn ein Kapital für den Betrieb einer Waarenhandlung oder eines Gewerbes geliehen wird, so repräsentire sich solches schon in der Gewerbesteuer. Aber verlangt denn die Billigkeit nicht, daß jeder an dieser Steuer trage, der hier einen Vortheil zieht? Der Kapitalist, dessen Geld ihm Vortheile bringt, und der Gewerbtreibende, der auf den Grund seines Kapitals besser spekuliren kann? Wenigstens ist es ungerecht, in der Steuer, die der leztre zahlt, auch die erheben zu wollen, die der erste bezahlen mußte. Außerdem wundert es mich, daß auch unser Verfasser die Besoldungssteuer nur auf die Theilnahme an den Kriegslasten, denen sich die Beamten entziehen dürfen, beschränkt wissen will. Man hat gesagt, der Staat dürfe nicht mit der einen Hand geben, was er mit der andern wieder nimmt. Aber ein Andrer ist der, der den Beamten besoldet, und ein Andrer der, der ihn zu besteuern das Recht hat. Die Zusammentreibung der direkten Steuern ist Sache des Volks und seiner Vertreter, sie nehmen jeden in Anspruch, den sie ein Einkommen beziehen sehen. Die Anstellung der Beamten ist aber Sache der Regierung.

Die angehängten Miscellen sind Vota, die der Verfasser über einige im Badischen neuerdings zur Sprache gekommenen Gegenstände abgibt, z. B. die Cölibatspetitionen, die Verwendung der Legate, die Reformation des Judenkultus. Er ist hier weit befangener, als in seinen Meinungen über Besteuerung.

11) Ueber die Vorzüge und Mängel der indirekten Besteuerung. Von H. Ch. Freiherrn von Ulmenstein, Preuß. Regierungsrath. Düsseldorf, Schaub, 1831.

Die indirekten Steuern sind das Steckenpferd der Staatswirthe. Sie fallen damit, ihrer Meinung nach, am wenigsten beschwerlich, sie können bestimmt auf sie rechnen, diese Steuern sind ansehnlich, sie lassen sich leicht erhöhen, sie scheinen gerecht, weil sie meist die sogenannten Luxusgegenstände treffen, man hört bei ihrer Erhebung die Steuerpflichtigen nicht so gottlos räsonniren, im Gegentheil kann man von Belebung der einheimischen Industrie erbaulich reden, und zulezt sogar darauf fußen, daß auf diesem Wege auch das Ausland kontribuiren müsse. Man hat diese Motive schon hundertfach widerlegt, man hat die Nationalökonomie und die Moralität dazu aufgeboten; aber wozu fruchtet dies? Was soll man an die Stelle der Reduktionen sezen? Wie wollen die Posten der Budgets ausreichen, wenn der Ertrag der Steuern verringert wird? Herr von Ulmenstein besizt die Einsicht, zu erklären: Beschränkt euch! Streckt euch, so weit eure Decke reicht!

Interessant ist die Mittheilung einer Debatte, die am 4. Januar 1831 in der französischen Kammer über die Reduktion des Salzpreises Statt fand. Die Klagen über den Salzpreis sind allgemein. In Frankreich hat man berechnet, daß der Werth des jährlich verkauften Salzes nicht mehr, als 1,500,000 Franken beträgt, die Einnahme aber, die die Regierung von der Besteuerung desselben zieht, 45 — 60 Millionen, also 400 — 600 Procent des eigentlichen Werthes.

12) Die Klassensteuerverfassung des preußischen Staats. Eine Zusammenstellung der darüber ergangenen Bestimmungen. Von Paul Simhold. Liegnitz, Leonhardt, 1831.

13) Die Gewerbesteuerverfassung des preußischen Staats. Eine Zusammenstellung u. s. w. Liegnitz, D'buch, 1831.

Der jährliche Ertrag der Gewerbesteuer ist in Preussen 1,736,000 Thaler. Dies ist kein Verhältniß zu den Abgaben, die vom Grundbesitz erhoben werden. Die Gewerbesteuer ist in sechs Klassen getheilt, von denen das Minimum 1 Thaler und das Maximum 200 beträgt. Wären diese 200 Thaler etwa 10 Procent eines Reinertrags von 2000 Thalern, so würde aller Gewinn, der über diese Summe hinausgeht, im Gewerbe steuerfrei seyn, während die Grundrente immer parallel mit ihrem zunehmenden Ertrage besteuert wird.

Man sah in Preußen diese Ungerechtigkeit gegen die Grundbesitzer ein, und ordnete die Klassensteuer an, eine Art von Kompensation gegen die Grundsteuer. Man sieht aus den zuweilen publicirten Finanzetats, daß diese seit 1820 bestehende Einnahme sich auf 6,368,000 beläuft. Aber sie hilft der Ungleichheit auch noch nicht ab. Denn nehmen wir an, daß ihr höchster Satz, 144

Thaler, zu den 200 Thalern der Gewerbesteuer addirt, nach einem Zinsfuße von 10 Procent, den Reinertrag auf 3440 Thaler stellen würde, so genießt der reichste Kaufmann und Fabrikant vor dem Grundbesitzer das Vorrecht, alles, was er über 3440 Thaler einnimmt, steuerfrei zu besitzen.

14) Das Zollwesen in Deutschland, geschichtlich beleuchtet. Frankfurt a. M., Schmerber, 1832.

Die Land- und Wasserstraßen, auf welche das natürliche Völkerrecht einem Jeden gleiche Rechte gibt, standen in Deutschland zu den ältesten Zeiten unter der Hoheit des Kaisers. Die Zölle waren ein Regale, obschon sie damals weniger eine fiskalische, als eine polizeiliche Maßregel zu seyn schienen. Die Kaiser erhoben den Zoll nur als eine Vergütigung für den Schutz und die Bequemlichkeit, die dem Reisenden auf ihnen durch ihr Ansehen verschafft wurde. Sie bauten Brücken, wo die Wege von Flüssen durchschnitten wurden, und legten einen Zoll neben ihnen an, dem sich aber Jeder entziehen durfte, der es vorzog mit seinem Fuhrwerk neben der Brücke durch den Fluß zu fahren. Es blieb dem Kaufmann unverwehrt, sich von der Hauptstraße zu entfernen und auf Nebenwegen die Zölle zu vermeiden: Diese seltene Liberalität währte selbst da noch, als die Kaiser in Privilegien den Territorialbesitzern die Zollgerechtigkeit zugestanden hatten. Noch mehrere Jahrhunderte lang verpönen die kaiserlichen Abschiede und Recesse auf das Schärfste nicht nur jede Selbstermächtigung zur Anlage von neuen Weggefällen, sondern auch den Wegezwang, der sich erlaubte, den Reisenden die Nebenpfade zu verlegen, um sie auf die Hauptstraßen zu zwingen. Dennoch blieb diese Gesetzgebung sehr mangelhaft, weil sie nicht von dem Ansehen unterstüzt war, die Stegreifzölle der Raubritter zu unterdrücken.

Die allmählich entstehende Verwirrung der deutschen Zollverfassung schildern, heißt die Gegenwart zeichnen. Die Hand ist schwer bereit, einen Streich gegen den eignen Körper auszuführen. Es wurde häufig auf Reichstagen und Friedensschlüssen eine Revision dieses Gegenstandes in Anregung gebracht, aber bis auf die neueste Zeit ist es bei leeren Entschliessungen geblieben.

15) Ueber den Freihafen von Venedig mit Rücksicht auf den österreichischen Seehandel im Allgemeinen. Von C. J. Czörnig. Wien, Gerold, 1831.

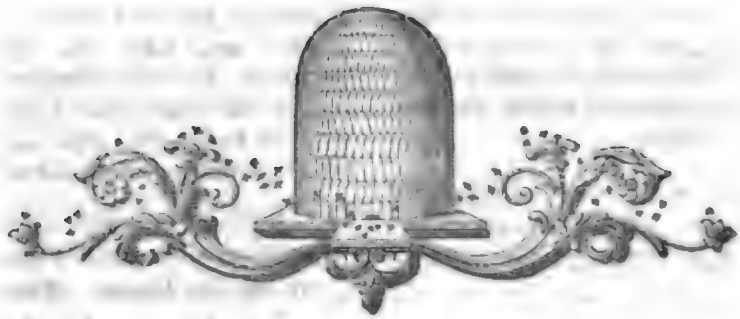
Die geschlossenen Häfen sind eine Maßregel des Prohibitivsystems. Man sieht in ihnen nur die eigene Flagge, und gestattet fremden Schiffen selbst dann noch mit vieler Schwierigkeit den Zugang, wenn die stürmische See oder Mangel an Lebensmitteln ihr Einlaufen in den sichern Hafen nothwendig macht. Auf diesem Wege wurde die Betriebsamkeit der Nationen gestört, es verbreitete sich von den Häfen aus keine lebhafte Thätigkeit über das Land, weil die Gunst der Natur unbedachtsam verschmäht ward. Der freudige Jubel, als in Kadix und Genua wieder die Flaggen aller Nationen wehen durften, bewies, was sich diese Städte von der Freiheit ihrer Häfen versprechen durften. Der Gewerbsfleiß nimmt durch die Konkurrenz einen neuen Schwung, und aus der Krämerei des alten Handels wird ein lebhafter, großartiger Verkehr.

Kaiser Franz hat auch Venedig mit dieser Wohlthat beschenkt. Am 1. Februar 1830 fand die Eröffnung des Hafens für jede Flagge Statt, ein Jubeltag für die alte Stadt des Neptun. Der Verfasser beschreibt uns mit höchst poetischen Farben die Freude, die damals durch die Lagunen geherrscht habe. Er sagt mit einer patrioschen Hyperbel, daß die Paläste auf dem Markusplatze sich zu verneigen schienen ob der Huldigung, die sie dankend dem Vater des Vaterlandes darbringen wollten. Er verbreitet sich darauf umständlich über die Hoffnungen, die für Venedigs gesunkenen Wohlstand aus dieser Maßregel entstehen müßten. Er sieht den schwindsüchtig gewordenen venetianischen Löwen sich wieder aufrichten, und den Dogen, wollt' ich sagen, den Kaiser mit der so lange untreuen Braut, dem Meer von Adria, auf's Neue sich vermählen.

Venedig hat die alten Penaten verloren, schon seit drei Jahren ist Tag und Nacht sein Hafen offen, aber sie kehren nicht wieder. Die alten Verbindungen sind abgebrochen, und um neue anzuknüpfen, fehlt es zur Seite und im Rücken an der Gunst der Umstände. Triest, Fiume und Ancona sind die glücklichsten Nebenbuhler, schon längst freigegeben, und dem Handelnden vertraut und gewohnt geworden. Das österreichische Prohibitivsystem gestattete nur eine sehr bedingte Handelsfreiheit, die sich auf Erzeugnisse, die auch die österreichische Industrie hervorbringt, nicht erstrecken darf. Vielleicht gibt jezt die Verbindung Bayerns mit Griechenland Einiges zu hoffen. Aber welche Schwierigkeiten sind da zu überwinden? Oesterreich müßte sich entschließen, für die süddeutschen Waaren einen freien Transit über Tyrol zu gestatten; und wenn es dahin käme, so wird es wieder Triest seyn, das die Vortheile dieses neuen Handelsweges an sich zieht. Ehe nicht Venedig die Industrie und den Reichthum des ganzen Oberitaliens und der Schweiz wieder beherrscht, können halbe Maßregeln seinen gesunkenen Wohlstand nicht wieder aufrichten.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 63. — 21. Juni 1833.

Staatswirthschaftslehre.

(Beschluß.)

16) Ueber den Handel und die übrigen Zweige der Industrie im Königreich Hannover. Von G. von Gülich. Hannover, Hahn, 1831.

Der Verfasser, bekannt durch eine Geschichte des Ackerbaus, des Handels und der Gewerbe, entwirft von seinem Vaterlande ein Bild, das lebhafte Besorgnisse erregen muß. Es sind theils allgemeine Konjunkturen, die seit geraumer Zeit schädlich auf den Erwerb in Hannover einwirken, theils besondre Verhältnisse, mit denen dieses Land allein zu kämpfen hat. Zu jenen gehören die in der neuern Zeit eingetretenen Fluktuationen in der Ausfuhr des Getreides, die mit einer Versperrung der alten Absatzwege geendigt haben; und überhaupt alle Folgen der Kontinentalsperre, die die überseeischen Konsumenten an die Entbehrung der aus Norddeutschland kommenden Produkte, z. B. der Leinwand, gewöhnt hat. Im Inlande ist für den freien Aufschwung der industriellen Kultur kein größeres Hinderniß als die noch immer so unerschütterliche Feudalverfassung Hannovers. Man kann sagen, daß hier das Interesse des Fiskus und der Bevorrechteten in offnem Streite mit dem Wohl des Landes ist. Das Holz, statt den Eisenhämmern zu dienen, wird den Beamten nach Hannover zugeflößt, die Konkurrenz, die den Gewerben Schwung gibt, wird verhindert, wenn man fürchtet, einer Kammermühle, einer Kammerfabrik Abbruch zu thun, die weitläuftigen Ländereien, deren Besitzer in der Residenz schwelgen, werden schlecht bewirthschaftet, und dienen nicht einmal dazu, den trägen, am Alten hängenden Bauern die Vorzüge der neuern Ackerkultur zu zeigen. Die Bewohner des Harzes sind dem Elende preisgegeben, die Juden haben alle Landbewohner als Schuldner in ihrer wucherischen Hand, und die meisten Gewerbe gehen zurück. Dazu kömmt, daß Hannover verhältnißmäßig unter allen Ländern die meisten Bedürfnisse hat. Die Hannoveraner sind die deutschen Sybariten, das macht sie abhängig von England und den Hansestädten. Die Einfuhrstraßen sind geebnet, und mit jenen Bedürfnissen kommen tausend andre Dinge herein, die wenigstens höher besteuert werden sollten, um die einheimische Produktion nicht zu vernichten. Der Verfasser beklagt, daß die Aristokraten ihrem Vaterlande nur halb angehören, indem sie nur das herausziehen, was sie anderswo verzehren, daß die Kapitale in den Luxus oder den Staatspapierhandel gesteckt werden, daß die Kaufleute an England verschuldet sind und von diesen in jedem Augenblick nackt ausgezogen werden können, und daß eine Anzahl reisender Handlungskommis aus dem Handel eine Privatsache gemacht hat, indem sie sich

an die Konsumenten drängen und ihnen direkt vom Rhein und aus Frankreich schicken, was jene sonst erst von den Kaufleuten bezogen haben. Es scheint, als habe der Verfasser zunächst die Regierung anreden, und sie zur Energie und Vorsicht vermögen wollen.

17) Materialien für die zu erwartende Reform des deutschen Münzwesens. Von L. A. Brüel, Königl. Hannöver'schem Münzmeister. Hannover, Hahn, 1831.

Ich lobe mir den Süden Deutschlands mit seinen großen und kleinen Thalern, seinen Gulden, Käsperle's, Sechsbätznern und Kreuzern. Himmel! auf einen Gulden kommen sechszig Kreuzer, und auf einen Thaler nur vier und zwanzig gute Groschen. Zwischen einem Groschen und noch einem liegen fünf Kreuzer in der Mitte: ein Land, wo es keine Kreuzer gibt, ist schmerzlich theuer. Es hieße, der Armuth aufhelfen und den Wohlstand befördern, wenn man aus allen Silber- und Courantgroschen kleine Kreuzer schlüge.

Man muß durch Deutschland gereist seyn, um sich recht methodisch über seine Münzen zu ärgern. Nimmt man den Weg über Nürnberg nach Altenburg, so mag man in Hof nur die Taschen umkehren, um seiner vier und zwanzig Guldenfußmünze los und ledig zu werden. Mit einem altenburgischen Groschen (es steht ein Löwe drauf) kann man im ganzen Königreich Sachsen herumlaufen, ehe ihn Jemand honorirt. Und über ein sächsisches Viergroschenstück zucken schon die Eulenburger und Delitzscher die Achsel, ja in Wittenberg kann der unglückliche Inhaber eines solchen Geldstücks Gefahr laufen, für einen Falschmünzer gehalten zu werden. In Berlin muß man die Angst sehen, wenn ein Beamter in seinen Gehaltszehnthalerdüten ein sächsisches Viergroschenstück findet; seine Frau schlägt die Hände über den Kopf zusammen, läuft verzweifelnd zu allen Nachbarn, und quält ihren Mann so lange, bis er nach der Kasse zurückgeht, und sich „das polnische Viergroschenstück" gegen preußisch Courant umwechseln läßt.

Es heißt, daß wenigstens die norddeutschen Staaten zu einem gemeinschaftlichen Münzsystem zusammentreten wollen. Der Verfasser sagt, es bliebe denselben nichts übrig, als zu dem preußischen Vierzehnthalerfuß beizutreten, und er beweist dies. Hannover und Braunschweig sind von Preußen umschlossen, und es bleibt ja noch immer den Fürsten dieser Länder erlaubt, ihr Bildniß auf die neue Münze schlagen zu lassen, wenn sie nur nach der preußischen justirt ist. Der Verfasser sagt, diese Umschmelzung der vier und zwanzig Groschen zu dreißig preußischen Silbergroschen könne mit einigem Verlust verknüpft seyn; doch behauptet er, dieser werde Niemanden besonders schwer fallen, und der erreichte Vortheil wiege Alles auf. Wir können zu dem nichts hinzufügen, als unser Bedauern, daß die Wohlthat der Gulden mit ihren sechszig Kreuzern dem Norden nie zu Theil werden soll. Wir sehen ein, daß dies unmöglich ist, beklagen es aber nichts desto weniger.

18) Ueber Zweck und Nutzen der Lebensversicherungsanstalten mit besonderer Berücksichtigung der Pariser Union. Basel, Neukirch, 1829.

19) Anleitung zur Berechnung der Lebensrenten und Wittwenpensionen ohne Hülfe der Algebra. Von J. J. Littrow. Wien, Heubner, 1829.

20) Ueber die Gemeinnützigkeit der Lebensversicherungsanstalten. Nebst Darstellung der Hauptgesichtspunkte, welche bei Errichtung von Sparkassen zu beobachten sind. Von G. F. Krause. Ilmenau, Voigt, 1830.

21) Die Lebensversicherungsbank für Deutschland in Gotha, und die Lebensversicherungsgesellschaft in Leipzig. Verglichen von F. H. — ff. Braunschweig, Vieweg, 1830.

22, 23) Zweiter und dritter Rechenschaftsbericht der Lebensversicherungsbank für Deutschland. Gotha, 1830, 1831.

Die Mathematiker legten die Grundlage der Lebensversicherungsanstalten; denn sie waren es, die die Möglichkeit zur Gewißheit erhoben und in dem Ungefähr ein algebraisches Gesetz fanden. Was ist nicht Alles möglich? Es ist möglich, daß die Engländer in der Südsee den sechsten Welttheil auffinden, möglich, daß der Komet des nächsten Jahres unsrer Erde einen Besuch abstattet. Es ist noch Vieles möglich, aber es ist nicht immer wahrscheinlich; nichtsdestoweniger ist das Unwahrscheinlichste sehr oft das Gewisseste. Die Jugend stirbt zuweilen vor dem Alter und es gibt Großväter, die alle ihre Kinder und Enkel begraben; dem Tode entgeht Niemand, und daß man sich so oft in der Berechnung desselben irrt, ist eine Thatsache, die die Lebensversicherungsanstalten in den Stand sezt, aus Nichts Etwas zu machen. Der sich Versichernde spekulirt auf die Möglichkeit seines spätern Todes, die Anstalt auf die Möglichkeit, daß er früher stirbt. Beide wagen einen Einsatz und immer der Gewinnende, aber wie Schiller sagt, der Lebende hat Recht.

Wir wollen genauer über diesen Gegenstand sprechen. Was heißt das, sein Leben versichern? Heißt das, sich aufs Eis wagen, wenn es erst einen halben Zoll dick ist, und nicht ertrinken? Heißt das, die Fackel der

Empörung anſtecken, und vor Richter und Nachrichter ſicher ſeyn? Poſſen! Dies iſt eine ernſte Frage, ſie kann zur Wehmuth ſtimmen. Hören wir von einem der oben angezogenen Autoren folgende ſchluchzende Erklärung der Lebensverſicherung: „Unter allen Laſten, welche das Leben auf die Bruſt eines redlichen Mannes werfen kann, iſt vielleicht keine ſo ſchwer und ſo drückend, als die Sorge um die Zukunft ſeiner Lieben. Der Gedanke: ſo lange du ſelbſt lebeſt, wird es wohl gehen; aber was wird nach deinem Tode aus Ihr werden, die deine Freude geweſen iſt und dein Troſt, vielleicht deine Ehre und dein Stolz, aus der Mutter deiner Kinder? und wie wird es ihnen gehen, dieſen Kindern? Dieſer Gedanke hat manchem rechtſchaffenen Hausvater am Herzen genagt, und den Kern des Lebens zerſtört, und ihn in ein frühes Grab geſtürzt! Von dieſem Gedanken aber kann er ſich durch die Verſicherung ſeines Lebens befreien, und die Beruhigung, welche er von dem Augenblicke der Verſicherung an gewonnen hat, bewirkt vielleicht allein, daß er lange lebt, und ein bedeutendes Alter erreicht, und ſeine Kinder erziehen und glücklich ſeyn kann in dem Kreiſe derſelben.“ Man muß Familienvater ſeyn, um die Wahrheit dieſer Stelle recht zu empfinden.

Es gibt mancherlei Arten der Verſicherungen, Entweder leg ich in meinem 30ſten Jahre eine gewiſſe Summe ein, die einſt meiner Wittwe vierfach, oder eben ſo viel in meinem 40ſten Jahre, die ihr dreifach, und ſo fort, rückerſtattet wird. Ich kann auch aus dem Einlagekapital einen jährlichen Beitrag machen, oder aus der meiner Wittwe zahlbaren Summe eine Rente in beſtimmten Quoten. Ferner, wer ſo glücklich iſt, Kinder zu haben, der lege bei ihrer Geburt oder ihrem erſten Jahre eine gewiſſe Summe ein, die im 20ſten Jahre in einem ſechsfachen Betrage wieder beimgezahlt wird, und ſich zur Ausſteuer für eine blühende Tochter oder zu den Studien eines wilden Sohnes vortrefflich eignet. Oder man zahle von ſeinem 20ſten Jahre ab einen jährlichen Beitrag, mit der Bedingung in ſeinem 40ſten entweder ein Kapital oder eine Rente zu erhalten. Ja, es läßt ſich ſogar ein Leben verſichern, das von dieſer Wohlthat nichts ahnt, und vom Tode des Urhebers derſelben, ſtatt betrübt, auf das Angenehmſte überraſcht wird. Es wäre z. B. möglich, daß Börne heute ſtürbe, und daß es morgen herauskäme, er habe in Paris das Daſeyn Willibald Alexis mit einer jährlichen Rente von 10 Thalern preußiſch Courant verſichert.

Ungeachtet dieſer Vorzüge iſt an den Lebensverſicherungsanſtalten Vieles ausgeſezt worden. Man hat geſagt, ſie zerſplittern die Kapitale, ſie vernichten die Sparſamkeit, ſie leiſten der Trägheit Vorſchub, wenn ſie auch Annuitäten zahlen. Vielleicht laſſen ſich dieſe Vorwürfe widerlegen; aber einige andre ſcheinen mehr Grund zu haben. Es iſt wahr, die Lebensverſicherungsanſtalten machen dem Erbrechte ein Ende, wie die Jakobiner und die St. Simoniſten; und es wundert mich, daß die Advokaten und die Regierungen noch nicht gegen ſie aufgeſtanden ſind. Ferner, wodurch beſtehen dieſe Banken? Durch fremder Leute Unglück; das iſt unläugbar. Wo andre falſch rechnen, da rechnen ſie gut, wo jene weinen, da lachen ſie, was jene verlieren, das ſtreichen dieſe ein als ihren Gewinnſt. Und die Theologen haben noch nichts gemerkt? ſie wittern nicht, wie gefährlich dieſe Anſtalten für die Moralität ſind? Vielleicht werden ſie aufmerkſam werden, vielleicht treten ſie mit der Juſtiz in Bund, und weil es dann gefährlich würde, dieſe Anſtalten zu loben, ſo beeilen wir uns, ſie hiemit noch unſers wärmſten Beifalls zu verſichern.

Die Lebensverſicherungsbank in Gotha macht immer beſſere Geſchäfte. Sie nimmt nur Kapitalverſicherungen und auf Todesfall an, ſie zahlt keine Renten, erleichtert ſich damit ihr Geſchäft, und entwaffnet die Ankläger auf Beförderung der Verſchwendung. Sie iſt unabhängig von irgend einer Staatsgewalt, eine nothwendige Bedingung für jede ähnliche Anſtalt. Intereſſant ſind ihre jährlichen veröffentlichen Rechenſchaftsberichte. Wir lernen hier alle die Stände kennen, die ihrer Lebensdauer und ihrem Vermögen mißtrauen. Sollten dieſe Verſicherungen nicht auch politiſche Symptome ſeyn dürfen? G.

Geſchichte.

Geſchichtliche Darſtellung des Feldzugs der Britten gegen die nordamerikaniſchen Freiſtaaten in den Jahren 1814 und 1815. Vom Verfaſſer des Subalternen. Aus dem Engliſchen von G. Nagel. Celle, Schulze, 1832.

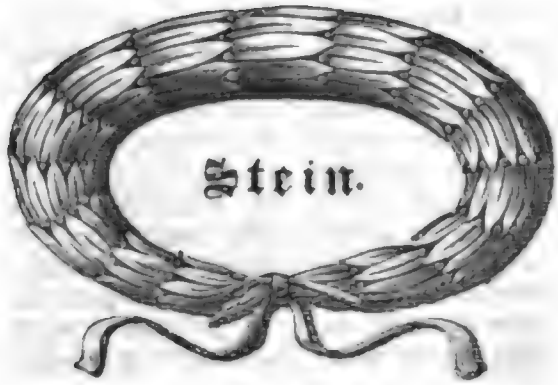
Eine ſehr anziehende Schilderung des durch den Brand von Waſhington und durch die Niederlage der Engländer vor Neu-Orleans ſo berühmten Feldzugs, von einem Augenzeugen. Wir begleiten den Verfaſſer auf das Schiff und durch alle ſeine Abentheuer bis zu ſeiner Rückkehr, und das Buch hat mehr die gefällige Form einer Reiſebeſchreibung, als einer ſtreng hiſtoriſchen oder militäriſchen Schrift, obgleich es uns auch die allgemeinen Umriſſe des Kriegs gibt. Von den bermudiſchen Inſeln aus landete die engliſche Armee am Fluſſe Patukent, nöthigte den amerikaniſchen Commodore Barney, ſeine Flotille in die Luft zu ſprengen, da er ſie nicht mehr retten konnte, und eilte nach der Hauptſtadt

Washington, welche dadurch überrascht und ohne große Mühe genommen wurde. Hier übten die Engländer durch Mord und Brand Greuel, die asiatischer Horden würdig waren, und nicht wenig dazu beitrugen, die phlegmatischen Amerikaner zur Rache zu entflammen. Der englische General Roß ließ die schöne Stadt blos aus dem Grunde verbrennen, weil aus einem Fenster auf seine Leute geschossen worden war. Der Staatspalast wurde mit Vorliebe angezündet und selbst die prachtvolle Staatsbibliothek nicht geschont. Ein furchtbares Ungewitter machte den Brand noch erhabner. „Die Blitze schienen mit der Gluth und den Flammen, welche von den brennenden Häusern emporloderten, an feurigem Glanze zu wetteifern, während das Rollen des Donners über unsern Häuptern selbst das Krachen der einstürzenden Dächer, das Brüllen des Geschützes und die Explosionen der Pulvermagazine überbot.“ Die Engländer mußten sich, um nicht von ihrer Flotte abgeschnitten zu werden, zurückziehen, und bei dieser Gelegenheit beschämte die amerikanische Großmuth ihre Barbarei, denn die zurückgelassenen englischen Verwundeten wurden vom Volk auf die edelste Weise behandelt. Da von allen Seiten theils regelmäßige Truppen, theils Guerillas herbeikamen und durch große Verhaue die Wege gesperrt wurden, mußten die Engländer sich auf ihre Schiffe zurückziehen und führten an der Küste noch eine Zeitlang einen nutzlosen und grausamen Räuberkrieg, indem sie bald hier, bald da landeten. Ein Versuch auf Baltimore mißlang, da sich die Amerikaner hier besser vorsahen, als zu Washington. General Roß fiel, Brook übernahm das Kommando, mußte sich aber zurückziehn. Bei dieser Gelegenheit erzählt der Verfaser eine Anekdote, welche den Rechtssinn der Amerikaner charakterisirt. Ein Gefangner dieses Volks übergab den Engländern seine Waffen, wollte aber durchaus einen silbernen Dolch und eine gestickte Patrontasche nicht hergeben, weil diese sein Privateigenthum seyen und der englische General in einer Proklamation versprochen habe, das Privateigenthum zu schützen.

Die Flotte fuhr nun nach Jamaika, verstärkte sich daselbst und unternahm die große Expedition nach Neu-Orleans, unter Anführung des General Keane. Der Verfasser schildert nun die äußerst gefahrvolle Landung bei dieser mit Meer und ungesunden Sümpfen umgebenen Stadt. Tausende mußten auf einer elenden kleinen Insel im Schilf sich verstecken, die Nordamerikaner aber schickten bei Nacht unbemerkt ein Schiff gegen sie, das sie plötzlich mit einem Kugelregen überschüttete. Nach den äußersten Anstrengungen gelang es endlich den Engländern, unfern der Stadt festen Fuß zu fassen, aber die Amerikaner hatten unter ihrem trefflichen General Jackson, dem gegenwärtigen Präsidenten der vereinigten Staaten, Zeit gewonnen, sich zu verschanzen und die stürmenden Engländer hinter sichern Wällen zu empfangen. Mittlerweile kam General Pakenham mit bedeutenden Verstärkungen den Engländern nach und übernahm den Oberbefehl. Aber er fiel beim ersten Sturm, Keane der ihm folgte, fiel ebenfalls. Zweitausend Engländer deckten mit ihren Leichen das Feld vor den Schanzen, hinter denen Jackson ruhig stand, dessen Leute nur acht Todte zählten. General Lambert führte die geschlagene brittische Armee unter großen Gefahren auf die Flotte zurück, und bald machte der Friedensschluß dem Krieg ein Ende.

Man ersieht aus diesem Feldzuge, daß es zwar leicht ist, die Nordamerikaner an der Küste zu überraschen und ihnen einigen Schaden zuzufügen, daß aber im Innern des Landes die zunehmende Bevölkerung und das waldige Terrain jede Expedition lähmen müssen. Ueberdies dürfte es bei den Fortschritten der amerikanischen Marine immer schwieriger werden, auch nur mit Sicherheit auf dem atlantischen Kontinent zu landen. Gewiß ist die Ruhe der vereinigten Staaten von Außen auf geraume Zeit gesichert und wird es in dem Maaße mehr, in welchem die Bevölkerung und die finanziellen Kräfte des Staats zunehmen. Nur von Innen kann ihnen Gefahr drohen. Es ist charakteristisch, daß die Engländer die zahlreichen Neger, die in den Südprovinzen, in Hoffnung einer allgemeinen Sklaven-Emancipation, zu ihnen stießen, zurückwiesen, sich aber bei Neu-Orleans mit den wilden Indianern in Einverständniß setzten. Die Neger hätten zwar den Engländern größere Dienste leisten können, allein das Beispiel wäre für die englischen Kolonien selbst, namentlich in Jamaika, gefährlich gewesen. Die Neger sind dasjenige Ferment jenseits des atlantischen Meeres, von dem wohl die nächsten Beunruhigungen für die alten Kolonien, wie für die neuen Freistaaten ausgehen dürften, und von Jefferson sagt man, er habe nie das Abendgeläut gehört, ohne sich zu fragen, ob es nicht vielleicht den Aufstand der Neger bedeute. Die Indianer sind, wenigstens für Nordamerika, von keiner Bedeutung mehr. Sie scheinen ganz aussterben zu müssen, wozu sie nicht blos durch das europäische Ausrottungssystem, sondern auch durch ihre eignen Sitten, durch eine gewisse selbstmörderische Naturanlage prädestinirt sind. Was die eingewanderten Europäer selbst thun werden, ob bei ihnen das System des bürgerlichen Wohlstands den romantischen Kriegs- und Herrschergeist Europas immerdar in die alte Welt zurückbannen wird, wollen wir erwarten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 64. — 24. Juni 1833.

Zeitgeschichte.

1) Die Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern, von 1813—1831. Mit Erläuterungen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1833.

Man müßte Deutschland nicht kennen, wenn man nicht hätte voraussehn sollen, daß diese Briefe würden beschrieen werden. Die kleinste Confidence ist bei uns eine Todsünde, und obgleich wir nicht mehr im Stande der Unschuld leben, kultiviren wir doch noch eine Schamhaftigkeit, als ob uns die Sünde zum ersten Mal ins Gesicht sähe. In England und Frankreich wandeln Staatsmänner und Gelehrte unter einem unaufhörlichen Hagel von Spott, Hohn, Mißdeutung und Verläumdung, jedes Wort, jeder Schritt wird ihnen übel ausgelegt, jeder leiseste Schein eines Fehlers ins Ungeheure vergrößert; aber sie lächeln dazu. Bei uns wollen sie von Sinnen kommen, wenn nur die kleinste ihrer wirklichen Schwächen einmal von fern angedeutet wird. Man läßt es sich gefallen, alle Ehrenbezeugungen einer öffentlichen Person zu genießen, aber man will es noch immer nicht begreifen, daß man sich dadurch auch dem öffentlichen Urtheil Preis gebe. Es ist immer schlimm, wenn man es scheut. Friedrich der Große rächte sich an Voltaire, der seine Verse getadelt hatte, aber er ließ ein Pasquill, das seine Regierungsweise betraf, niedriger hängen, damit es Jedermann lesen könne. Im ersten Fall handelte er als ein kleiner Poet, im zweiten als ein großer Staatsmann. Ach, wie viel kleine Poeten und wie wenig große Staatsmänner hat es unter uns gegeben!

An den Namen Stein knüpfen sich alle großen Erinnerungen Preußens seit dem Tode jenes einzigen Friedrich. Was dieser edle Geist im Zorn geredet, oder vielleicht in einer ungerechten Antipathie, wie sie allen Genies eigen ist, wird ihm nichts rauben von der Achtung des Jahrhunderts. Dem Herrn von Gagern aber sind wir für die Mittheilung aufrichtig dankbar. Es thut wohl, Männern ins Herz zu sehn, die ihres Vaterlandes Ehre und warme Liebe für ihr Volk stets im Herzen trugen. Es thut wohl, neben diesen ehrenwerthen und treuen Gesinnungen die vielseitigsten Kenntnisse und eine rege Theilnahme an Allem, was die innere Bildung und Literatur Deutschlands betrifft, bei Männern von aristokratischer Geburt zu finden, die in der Regel nicht so tief in den Geist eines Volks eindringen mögen, über welches sie erhaben zu seyn glauben. Die deutsche Aristokratie, anstatt Herrn von Gagern auszuschmähen, sollte ihm vielmehr Dank wissen, da er ihren Stand in jeder Beziehung ehrt. Sie sollte einen solchen Mann und ein solches Buch im Ganzen, im großen historischen Sinn

würdigen, nicht an ein paar mißliebigen Zeilen mäkeln. Hätten wir lauter Steins und Gagerns, so würde die Aristokratie die öffentliche Meinung beherrschen, statt sie hermetisch verschließen zu wollen, was doch unterm Monde nicht möglich ist. Man erinnere sich der Briefe eines Verstorbenen. Hilf Himmel, wenn ein so geistreicher Aristokrat einmal seine schonungslose Medisance auf deutschem Grund und Boden losließe, wie er es auf dem brittischen gethan! Der Verstorbene ist ziemlich frivol und pikirt sich recht eigentlich auf die schwachen Seiten. Wie ganz anders Herr von Gagern, bei dem eine ernste Gesinnung durchaus vorherrscht, der wohl hin und wieder tadelt, aber nie spottet, und der die Fackel trägt, zu erleuchten, nicht schadenfroh die alten Häuser anzustecken.

Stein ist Repräsentant aller großen Ideen, die sich an das Preußenthum, Gagern Repräsentant derer, die sich an den deutschen Bund knüpfen. Der Austausch ihrer Ideen von der Zeit an, da sie noch thätig an der Geschichte des Tages mitwirkten, bis dahin, wo sie nur noch die Zuschauer abgaben, ist für jeden Preußen, für jeden Deutschen von hohem Interesse. Beide wollten stets Deutschlands Ehre nach außen, Einheit, Frieden und Wohlstand im Innern; als das Mittel dazu einen verfassungsmäßigen Rechtszustand. Im Jahr 1819 schrieb Herr von Stein: „Das Wichtigste, was zur Ruhehaltung in Deutschland geschehn kann, ist dem Reich der Willkühr ein Ende zu machen und das einer gesetzlichen Verfassung zu gründen und zu beginnen; — an die Stelle der Buralisten und der demokratischen Pamphletisten, von denen die Erstern das Volk durch zu viel und schlecht Regieren drücken, die Andern es reizen und verwirren, den Einfluß und die Einwirkung der Eigenthümer zu setzen.“ Im folgenden Jahre äußert er den Wunsch, die Aristokratie möge sich mehr für das Volk interessiren und vermittelst der ständischen Kammern thätiger und patriotischer eingreifen: „Indem man aus den obern Regionen der Politik (Diplomatie und Hofleben) in die untern Luftschichten des öffentlichen Lebens tritt, beseitigt man die frazzenhaften Radikalen und wirkt wohlthätig auf die Wirklichkeit und die großen Menschenmassen. Auf sie drückt Beamten-Willkühr, schlechte Justiz, Abgaben, Einmischen der Bureaukratie in alle Communal- und individuelle Verhältnisse.“ Im nächsten Jahre schmähte er äußerst bitter über die Buralisten. Er nannte sie „besoldet, buchgelehrt, interessenlos und ohne Eigenthum. Besoldet, also Streben nach Erhalten und Vermehren des Besoldeten; — buchgelehrt, also lebend in der Buchstabenwelt und nicht in der wirklichen; — interessenlos, denn sie stehen mit keiner den Staat ausmachenden Bürgerklasse in Verbindung, sie sind eine Kaste für sich, die Schreiberkaste; — eigenthumslos, also alle Bewegungen des Eigenthums treffen sie nicht; es regne oder scheine die Sonne, die Abgaben steigen oder fallen, man zerstöre alte hergebrachte Rechte oder lasse sie bestehn, man theoretisire alle Bauern zu Tagelöhnern oder substituire an die Stelle der Hörigkeit an die Gutsherrn die Hörigkeit an die Juden und an die Wucherer, alles das kümmert sie nicht. Sie erheben ihren Gehalt aus der Staatskasse und schreiben, schreiben, schreiben im stillen, mit wohlverschloßnen Thüren versehenen Bureau, unbekannt, unbemerkt, unberühmt und ziehen ihre Kinder wieder zu gleich brauchbaren Schreibmaschinen an.“

Im Jahr 1821 schrieb Herr von Stein folgenden rührenden und prophetischen Brief, aus dem die ganze edle Gesinnung des trefflichen Mannes erhellt: „Der Zustand der öffentlichen Angelegenheiten ist nirgends, am Wenigsten in Deutschland, erfreulich. — Das Streben nach phantastischer Freiheit der Einen, die Bemühungen der Andern, den menschlichen Geist zu lähmen, den bureaukratischen Despotism als die vollkommenste bürgerliche Verfassung zu befestigen, zu lobpreisen; die Auflösung Deutschlands in zwanzig kleine, einander feindlich gegenüberstehende Fragmente, die durch ein Spinnengewebe verbunden sind; hierzu der furchtbar zunehmende Unwerth der Produkte bei einer unerträglichen Abgabenmasse! Alles dieses betrübt jeden Redlichen, der nur in dem Glauben an eine väterlich weise Vorsehung, und dem Blick nach jenseits, nach dem Ueberirdischen, Trost und Beruhigung finden kann. — Um ihn ungestört darauf zu wenden, von einer Welt, die mich anekelt, abwenden zu können, deshalb ist mir Einsamkeit theuer. — Zu allem diesem treten noch die Beschwerlichkeiten des Alters; von ihnen die empfindlichste, das Verschwinden der Zeitgenossen, unter ihnen der Freunde der Jugend, der Gefährten unserer Thätigkeit, die uns mit Liebe und Theilnahme umgaben; statt ihrer stehen wir unter einem uns fremden Geschlechte, uns unverständlich, und wir ihnen, isolirt, Freunde- und Freudenlos. — Weislich und liebend hat eine väterliche Vorsehung dieses veranstaltet für uns, die Wandernden, der Erde Fremdlinge; sie löset die Bande, welche uns an das Irdische fesseln, es entsteht Lebensmüdigkeit, Sehnsucht nach dem bessern Zustand, „„wo wir erkennen werden, welches ist die Hoffnung unseres Berufes und der Reichthum seines herrlichen Erbes an seinen Heiligen.““

Hinter dem politischen Streit in Deutschland erkannte Stein einen gewissermaßen persönliche verborgen, und es macht seinem Scharfsinn nicht geringe Ehre, darauf aufmerksam gemacht zu haben: „Mir scheint, Spaltung in politische Partheien, in liberale, konstitutionelle Monarchisten, und in ihre Unterabtheilungen und Schattirungen, ist weniger nachtheilig als Trennung in Stände, wo Adelstolz, Bürgerneid und Bauernplumpheit gegen einander auftreten, mit aller Bitterkeit und Verblendung der

gekränkten Eigenliebe; einer den andern niederzutreten ſucht, und zwar ohne alle Rückſicht auf Erhaltung der Verfaſſung, und hiezu die Unterſtützung der Bureaukratie zu erlangen ſtrebt."

An Preußen hing Herr von Stein mit ganzer Seele. „Ich finde hier 10 Millionen Menſchen, die eine politiſche militäriſche, intellektuelle Geſchichte und Selbſtſtändigkeit haben, denen die Vorſehung im 17ten und 18ten Jahrhundert drei große Regenten gab, durch die eine große Gegenwart, und der Grund zu einer vielleicht größeren Zukunft gelegt wurde. — Hierdurch bildete und erhielt ſich in dem Volke ſelbſt, während der Napoleoniſchen Herrſchaft, eine Kraft, ein innerer Unwille, während die kleinen und mittleren Mächte in Deutſchland, und insbeſondere ihr Militär, ſich in dieſer Nichtswürdigkeit gefielen und für ihre Aufrechthaltung beharrlich fochten. Auch jetzt finde ich in der preußiſchen Verwaltung, trotz großer Mißgriffe, ein Fortſchreiten in geiſtiger und militäriſcher Hinſicht. — Die Errichtung zweier großer Univerſitäten, Berlin und Bonn, ſo vieler Gymnaſien, der Bau ſo vieler Feſtungen, welche Deutſchland ſchützen, die Anſchaffung großer Geſchütz-, Gewehr- und Munitions-Vorräthe, die Entwickelung einer ſehr vollkommen organiſirten Streitkraft, beweiſen dieſes in großen Zügen und durch große Reſultate. — Und dennoch bezahle ich in Preußen 15 Procent, im Naſſauiſchen aber 20 Procent." — „Ich bemerke nur, daß mein Wunſch, Preußen geſtärkt und vergrößert zu ſehen, nicht aus einer blinden Anhänglichkeit an dieſen Staat floß, deſſen Fehler mir ſehr wohl bekannt waren, ſondern aus Ueberzeugung, daß die Zerſtücklung Deutſchland ſchwächt, um Nationalehre und Nationalgefühl bringt, es unfähig macht zu einer ſtaatswirthſchaftlichen Verwaltung, und den Einzelnen, indem es ihm einen der Hauptträger der Sittlichkeit, die Vaterlandsliebe, entzieht, herabwürdigt. Hierzu kam der dem reichsunmittelbaren Adel angeborne und aus ſeinem Kampf mit Territorial-Hoheit fließende Haß gegen die Fürſten, die man als Unterdrücker und Uſurpatoren anſah; ſo war es wohl natürlich, daß ich die Erhebung einer Macht wünſchte, die einmal beſtand, und die mit dem Glanz eines großen politiſchen Ruhmes umgeben war."

In ſeiner Rede auf dem weſtphäliſchen Provinzial-Landtage von 1828 ſprach er: „Gewiß verdient das von unſerem geliebten König gebildete Inſtitut der ſtändiſchen Verſammlungen den innigſten, ehrfurchtvollſten Dank aller Preußen, da nicht die Schule allein, ſondern Theilnahme an den Angelegenheiten des Ganzen, der ſicherſte Weg iſt zur Vollendung der ſittlichen und geiſtigen Ausbildung eines Volkes. Sie entrückt den Menſchen aus den engen Schranken der Selbſtſucht, verſetzt ihn in das edle Gebiet des Geſammtwohls, und an die Stelle des Treibens nach Genuß und Gewinn, oder des ſtarren Hinbrütens der Faulheit und des Verſinkens in Gemeinheit, tritt ernſte Verwendung des Geiſtes, Willens und Vermögens auf das dem Vaterland Gemeinnützige, und das wahrhaft Wiſſenswürdige." Einen noch größern Werth, als dem Provinzial-Landtage, legt Herr von Stein den preußiſchen Inſtitutionen bei, welche von unten herauf die eigentliche Baſis einer konſtitutionellen Monarchie bilden, und die ſehr häufig in Staaten fehlen, wo nur von oben her ein gleichſam in der Luft hängendes Parlament zwar viel Redens von ſich macht, aber wenig ausrichtet. „Eine zweckmäßige Vertheilung des Grundeigenthums iſt eine weſentliche Bedingung der Güte und Dauer einer Verfaſſung. — Gleich verderblich iſt die Anhäufung großer Maſſen in den Händen Weniger, wie in England, dem Kirchenſtaat, Spanien; und die Zerſplitterung in Atome, wie in Frankreich, den Rheinländern, dem Altwürtembergiſchen. — Aus beiden entſteht eine gefahrdrohende Maſſe von Proletarien. — In einem großen Theil von Deutſchland haben wir einen wohlhabenden, tüchtigen Bauernſtand, Beſitzer von Höfen, die 80 bis 300 Morgen groß, untheilbar bei Erbſchaften ſind, und nicht zerſplittert werden. — Man iſt in der preußiſchen Monarchie beſchäftigt mit der dieſen Gegenſtand betreffenden Geſetzgebung, — die den doppelten Zweck hat, Erhaltung eines tüchtigen Bauernſtandes und Geſtattung einer unſchädlichen Bewegung des Eigenthums. Unſere neue Städte-Ordnung iſt vom Staatsrath, nachdem er ſich in 51 Sitzungen damit beſchäftigt hat, dem König zur Vollziehung vorgelegt worden; wir erwarten täglich ihre Bekanntmachung. Die Gemeindeordnung der ländlichen Gemeinden liegt dem Staatsrath gegenwärtig vor. — Die leitende Idee in beiden Geſetzen iſt Ueberlaſſung der innern Angelegenheiten der Gemeinde ihren ſelbſt gewählten Stadtverordneten und vorgeſchlagenen, aber beſtätigten, Magiſtratsperſonen. — Dieſe bereits in der Städteordnung ao. 1808 herrſchende Idee hat ſich praktiſch und gut während der 23 Jahre bewährt — im Krieg und Frieden. Zweckmäßig eingerichtete Gemeinden und Provinzialſtände geben den Gemeinden und Provinzen Organe zur Kontrole der Verwaltung und zum Einfluß auf die Nationalkammern, die ſonſt der Hauptſtadt ganz untergeordnet ſind, und deren Intereſſe gar nicht vertreten wird." In gleicher Weiſe rühmt er das preußiſche Wehrſyſtem.

Wir beſchränken uns auf dieſe wenigen Auszüge, welche den politiſchen Charakter des edlen Freiherrn bezeichnen, ohne uns auf die kleinen Perſönlichkeiten einzulaſſen, die in andern Blättern ſo lebhafte Diskuſſionen veranlaßt haben. Nicht die Partheien und nicht die Gegenwart ſind zum Richteramt berufen, die Geſchichte wird es übernehmen, und der Mann, den Napoleon in den europäiſchen Bann that, der Mann, der den Tugendbund

ſtiftete und dem ein nicht kleiner Theil der Ehre von 1813 gebührt, wird vor dem Tribunal der Geſchichte gerechtfertigt daſtehn, und ſein Lorbeer wird noch grünen, wenn man vergeblich den Wind fragen wird: wo haſt du die Blätter von 1833 hingeweht, die ſich mit ſeiner Verunglimpfung beſudelten?

2) Bilder und Zuſtände aus Berlin von J. Jacoby. 2 Bdchn. Altenburg, Hofbuchdruckerei, 1833.

Durch Santo Domingo kamen die Städte, wie ſie ſind, auf, denen dann die Briefe aus den Städten und endlich die Bilder, Genrebilder, Albums und Zuſtände folgten. Auf dieſe Weiſe haben wir binnen wenig Jahren eine Reihe von zum Theil ſehr intereſſanten Tableaux erhalten, welche uns mit den gegenwärtigen Zuſtänden, Sitten und Moden der europäiſchen Hauptſtädte bekannt machen. Börne und Heine haben vorzüglich die politiſche Seite des Pariſer Lebens hervorgehoben, und eine gewiſſe rivaliſirende Sympathie, deren Spuren wir ſchon in Raumers Briefen aus Paris finden, hat die Berliner vermocht, ebenfalls in die Schranken zu treten. So erhielten wir vor Kurzem Briefe aus Berlin, und jezt Bilder und Zuſtände aus Berlin. Auf ähnliche Weiſe ließ der Berliner Förſter Briefe eines Lebenden ausgehn, nachdem ein viel geiſtreicherer Schriftſteller Briefe eines Verſtorbenen geſchrieben hatte. Dieſe Zuſammenſtellungen würden keine hohen Begriffe von der literariſchen Originalität einer Stadt erwecken, welche ſich für die gebildetſte in der Welt zu halten pflegt. Indeß, wenn es Leute gibt, die mehr ſchreiben, als denken, und umgekehrt, ſo iſt die Literatur, zumal wo die Preſſe beſchränkt iſt, ein ſehr trügeriſcher Maßſtab für den Geiſt.

Herr Jacoby iſt ſo geiſtreich als originell. Geiſtreich, denn es iſt ſchwer, mit Grazie zu klagen, und noch ſchwerer, mit Grazie zu loben; originell, denn Gewohnheiten, äſthetiſche Vorurtheile, bürgerliche Vergnüglichkeit kämpfen bei ihm unbewußt und auf eine ſehr naive Weiſe mit einem vornehmen Geiſt der „edel und unzufrieden“ ausſieht. So finden wir z. B. ein ausführliches Lob des durchaus mißlungnen Dramas „Hand und Schwert“ von Michael Beer (deſſen Paria und Struenſee weit beſſer ſind), neben einer Todtenklage am Grabe des Herzogs von Reichſtadt, die ſo poetiſch, ſo erhaben iſt, daß man nicht glauben könnte, derſelbe Verfaſſer habe beides geſchrieben, wenn man nicht wüßte, wie viele Geiſtesrichtungen in der deutſchen Literatur durcheinander kämpfen, und wider Willen in ein und demſelben Geiſt ſich durchkreuzen. Ich kenne Viele, die den Liberalismus des Tages und den alten Goethe mit gleicher Blindheit anbeten. Jugendliche Gewohnheit verbirgt uns die Fehler. Wir können ſehr lange in einem Hauſe leben, ohne zu bemerken, daß ein Fenſter ſchief iſt, und nur der Fremde bemerkt es auf den erſten Blick. Noch mehr verblendet die bisher herrſchende philoſophirende Kritik, die ihren Sitz namentlich in Berlin aufgeſchlagen hat. Da exiſtirt ſchlechterdings nichts noch ſo Kleines, das nicht unter dem philoſophiſchen Mikroskop in etwas Großes, Bedeutendes, Tiefgedachtes umgedeutet würde. Wie Goethe ſich darauf pikirte, je das Geringfügigſte durch ſein darſtellendes Talent anziehend zu machen, ſo haben ihm die Philoſophen aus der Schule Schellings und nachher Hegels darin nachgeahmt, aus jedwedem Gegebnen, mochte es auch noch ſo trivial ſeyn, eine tiefe Bedeutung herauszufinden. In dieſer Koketterie iſt Niemand weiter gegangen als einerſeits Steffens, und ſodann die hegeliſirenden Kritiker. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen an die ſchönen Berliner Kritiken über Shakeſpeare, die vor einigen Jahren ins Morgenblatt kamen. Da war das Naive nicht mehr naiv, das Närriſche nicht mehr närriſch, ſondern alles war tiefſinnige, ungeheuer künſtliche Allegorie, in allem erkannte man das unverholne Streben Shakeſpeares, die Hegelſche Philoſophie in Bilder einzukleiden. Wie man auf dieſe Weiſe große Dichter handhabte, konnte man auch kleine präpariren. Es kam ja nicht auf den Stoff an, ſondern nur auf das, was man hinzudachte. So ſtempelte vor Kurzem ein gewiſſer Kähne aus Berlin, Raupach und Häring zu den größten Dichtern, welche die Welt geſehn.

Herr Jacoby iſt noch nicht ganz frei von äſthetiſch-wiſſenſchaftlichen Vorurtheilen. Der Kopf ſuchte und fand den hohen und reinen Aether, aber um die Füße hängt noch Nebel. Gleichwohl iſt nicht jeder Geiſt ſo raſch und glücklich, nur wenige haben ſo viel von leichter Feuerluft in ſich, um durch die ſchweren Nebel emporzudringen, daher iſt die ſchneidende Schärfe des äſthetiſchen Urtheils gar nicht zu verachten, und ich würde eine Stimmung der Nation zu politiſcher Bildung beklagen, wenn der Geſchmack nicht dabei gewönne, wenn der Geſchmack als etwas Gleichgültiges daneben liegen bleibe oder wohl gar nur Sklave der Partheien, der Mode und Zerſtreuung würde. An alle die aber, welche der unruhigen politiſchen Bühne ferner ſtehen, wäre billig die Forderung zu machen, daß ſie ſich die ſchonungsloſe Reinigung des Geſchmackes angelegen ſeyn ließen.

Doch gerade in der kritiſchen Befangenheit, ſo wie in einigen phantaſtiſchen politiſchen Aeußerungen verräth ſich eine Wahrheit der Lokaltöne, welche dieſe Bilder um ſo anziehender macht, als ihnen der Kontraſt nicht fehlt. Mit Recht aber mag man es tadeln, daß der Verf. über dem ruhigen, wenig intereſſanten Treiben der Hauptſtadt die großen Inſtitutionen des Landes vergißt, welche den Nachbarn Bewunderung, Furcht und zum Theil Neid einflößen, und deren Anſchauung dem in den wichtigſten Dingen emancipirten Geiſt des Verfaſſers leicht hätte intereſſanter ſeyn dürfen, als die Beobachtung der Eckenſteher und des Stralauer Fiſchzugs. Wir lieben es nicht, Preußen in Berlin zu ſehn, ſehr gern aber ſehn wir Berlin in Preußen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 65. — 26. Juni 1833.

Französische Literatur.

1) De la littérature française dans ses rapports avec les littératures étrangères au moyen-âge, p. Ampère. Paris 1833.

Diese Schrift ist ein kurzer Vorläufer von Ampères literarischen Vorlesungen und diese kann man wieder als ein Nachtrag zu denen ansehen, die Villemain und Fauriel in den vergangenen Jahren hielten. Hier soll die französische Literatur in ihrer Verbindung mit den andern Literaturen im Mittelalter dargestellt werden, allerdings ein anziehender, wiewohl gar nicht neuer Gegenstand, zu dem aber längere, tiefere und reifere Studien gehören als Ampère gemacht zu haben scheint. Auch hier, wie bei so manchen andern Schriftstellern Frankreichs sollen überraschende Ansichten, blendende Behauptungen, schöne Phrasen und nationales Fuchsschwänzen die Sittlichkeit maskiren. Sein Haupt- und Grundirrthum beruht auf dem Umstand, daß er die provencalische Literatur „französische" nennt, was sie durchaus nicht ist. Ampère zufolge ist Frankreich der Mittelpunkt, von dem alle Literatur ausgeht und in den sie einführt. Sein Genius soll sich, wie seine Anklänge und seine Sprache in allen andern wieder finden. Dies mögen sich in Deutschland die unwissenden Ausleger der Edda, des Hildebrand und Hadubrand, der Nibelungen, dies möge sich auch der ignorante Grimm mit seiner deutschen Grammatik sagen lassen! Frankreich findet er in den lezten Worten des römischen Alterthums, Frankreich im skandinavischen Norden und im italienischen Süden, desgleichen im Orient. Frankreich ist wechselsweise Mutter und Tochter aller europäischen Literaturen. Hier wirkt zuerst das Alterthum und aus ihm entstand die französische Literatur. Athen und Rom hatten Schulen in dem alten Gallien. Hierauf kam Karl der Große und trug der Geistlichkeit auf, für Unterricht und Bildung der Barbaren zu sorgen. Dies ist die lange Zeit der lateinischen Gelehrsamkeit. Nun fällt es Ampère ein, daß diese über ein Jahrtausend in Frankreich herrschende Latinität doch eben nicht sehr die behauptete Eigenthümlichkeit des Volkes und seine universelle Lehrmeisterei beweise, er spricht also von den ersten Worten und Ideen, die nicht lateinischen Ursprungs seyen, gesteht aber doch, daß man von allem Gallischen und Celtischen so gut wie Nichts wisse. La lettre initiale de notre littérature nous échappe presque entièrement. Hierauf wird gesagt, es sey ganz gewiß, daß nicht dem Norden, sondern dem Süden die Ehre der ersten Schöpfung und Eigenthümlichkeit gehöre, und daß die Troubadours von Artois und der Normandie keineswegs Zöglinge des Nordens und Sänger celtischer oder

Digitized by Google

gallischer Rhapsodien seyen, sondern nur Nachahmer des Südens und Brüder der provencalischen Troubadours, die Minnesänger Deutschlands und die Nibelungen seyen ritterlich, also (!) französisch. Italien habe die Erstlinge und die ganz französische Blüthe der französischen Poesie — von der castilischen, catalonischen und provencalischen sagt der Verfasser hier kein Wort — durch Karln den Großen und seine Paladine erhalten, durch die sich Pulci, Boiardo, Ariost und Tasso erhoben. Dante habe nur provencalische Verse gemacht, denn — er habe französisch verstanden und es sey wahrscheinlich, daß er einigen Schein von seiner großen Vision aus Frankreich habe. Die contes und fabliaux schienen zwar italienischen Ursprungs, und doch herrsche in ihnen etwas Gallisches, etwas von Rabelais, Molière und Lafontaine! Boccaccio selbst sey ein Pariser Kind gewesen, und sey dort mit seinem Vater aus einer Schenke, aus einem liederlichen Ort in den andern gegangen, wo er eine Menge seiner Erzählungen aufgegriffen, und Frankreich gestohlen habe. Was Spanien betrifft: so seyen da für das mittelalterliche Frankreich keine Pyrenäen gewesen. In Karls des Großen Zeiten sey der Grund der Dichtkunst dies- und jenseits derselbe gewesen, die Sieger hätten nur über die Besiegten bei Ronceval gesungen; hernach sey das mittägliche Frankreich lange Zeit spanisch geworden, die Provence, Limousin und Catalonien hätten so zu sagen nur Ein Land gebildet und die Troubadours seyen aus einem Land in das andere gegangen. Ein französischer Prinz, Heinrich von Burgund, habe den französischen Degen und die französische Leyer nach Portugal getragen, weil er dies zur Mitgift seiner Gemahlin eroberte; England sey bei Hastings besiegt und von den Minstrels wie von den Begleitern Wilhelms von der Normandie eingenommen worden; England sey die reichste Erzgrube der französischen ritterlichen Dichtung, ja wie Chaucer den Roman von der Rose aus dem Französischen übersezt habe, so hätten auch Spencer und Shakespeare Vieles zurückzugeben, was eigentlich Frankreich angehöre; die dramatische Literatur des Mittelalters, die Mysterien und Moralitäten seyen auch da zahlreicher als irgendwo, in Frankreichs Süden hätte sich das erste Theater erhoben. So habe das ganze Abendland, so wie der europäische Süden und Norden von Frankreich geborgt und sich aus seinen Schätzen bereichert. Der Orient habe auf fünf verschiedenen Wegen auf das Land gewirkt; durch die Mauren sey zuerst das Arabische aus Spanien über die Pyrenäen gekommen; dann hätten die Juden viel Orientalisches mit ihrem Handel eingeführt; dann seyen die Kreuzzüge gekommen, der Besitz Konstantinopels und eines Theils von Griechenland, zulezt die vielen Handels- und Wissenschaftsreisen der Franzosen. Warum führt denn Ampère Bonapartes Zug nach Egypten und die großen wissenschaftlichen Arbeiten seiner Begleiter nicht an? So habe Frankreich auch Asien kopirt und Indisches, Arabisches und Persisches in seine eigene Literatur übergetragen. Aus dem Allen geht nach Herrn Ampère sonnenklar hervor: „da sich überall Spuren von Frankreich finden, da man ihm so viel Begeisterung abgeborgt hat, so ist dadurch seine Literatur eine universelle und kosmopolitische geworden, die auf eine Art von Suzeränität über die andern Literaturen Europas Ansprüche machen kann.“ Es ist schwer, den Unsinn weiter zu treiben.

2) Valentine p. G. Sand. Paris 1833.

Es kann unsere Absicht nicht seyn, in dem engen Raum unseres Blattes von all' den Romanen zu sprechen, die jezt die französische Literatur wie ein wilder, kreischender Heuschreckenhaufen verheeren; wir müssen aber doch einige Worte über diejenigen sagen, in denen sich der jetzige sittliche und gesellschaftliche Zustand Frankreichs treu abspiegelt und die dadurch eine höhere Bedeutung bekommen. Merkwürdig ist vor allem die Erscheinung, daß die Tendenz, das Streben aller Darstellung und Beschreibung in Roman und Drama die Entwickelung immer so herbeizuführen, daß die Pflicht und die höhere Menschenwürde unterliegt, Sinnlichkeit aber und wilde Leidenschaften Recht behalten und triumphiren. Der Kampf gegen sie, in dem endlich die Tugend obsiegt, wird nicht mehr beschrieben, weil man ihn, wie nun einmal die Sachen bei uns stehen, für unnatürlich, unthulich und lächerlich hält, unsere neueste Literaturschule aber nur Wahres geben und darstellen will. Allerdings das ist Wahrheit bei uns. Das Theater wagte zuerst schüchtern uns über den tugendhaften Schmerz Phaedra's zu rühren, die wider ihren Willen treulos und blutschänderisch seyn sollte; dann, als unsere Sitten leichter und gefügiger wurden, ging man zu dem eleganten Laster der Cherubine und Almaviva über und in den Dramen unserer neuesten französischen Schule sehen wir die schmuzigsten und sittenlosesten Bilder, Scenen aus Bordellen und Spielhäusern, kurz die Wollust und das Laster mit aufgelöstem, fliegendem Haar, besoffen, schreiend und heulend wie eine Wölfin. Dies ist unsere jetzige Schule der Sitten! Hierzu kommt noch Eins: das, was die Franzosen sehr schön, mouvement des esprits, nennen, hat sie dahin gebracht, daß alle ihre Ideen über Recht und Pflicht in der bürgerlichen Gesellschaft ganz offen und entschieden mit der Moral gebrochen haben und besonders mehr Freiheit oder eigentlich Ungebundenheit und Zügellosigkeit in unseren Verhältnissen mit dem weiblichen Geschlecht erheischen. Was in dieser Beziehung früher Sitte war, heißt jezt Utopien, an dem nur noch Leute hängen können, die beschränkten und „systematischen“ Geistes sind. Aus dieser Richtung unserer Ideen geht auch die Bemühung hervor,

die Ehescheidung wieder herzustellen. Zwar widersezt sich noch die Pairskammer, aber sie wird dem Strom und Andrang doch in einiger Zeit nachgeben müssen, denn die ganze Literatur läuft Sturm gegen diese Kammer, der man vorwirft, daß darin nur Greise in weißen Haaren und keine blühende, lüsterne und lebenslustige Frauen sitzen und entscheiden. Der Roman handelt jezt von nichts mehr denn von Ehebruch, die St. Simonisten und ihnen nach viele Schriftstellerinnen sprechen sich in ähnlicher Art in Zeitschriften aus. Was wird aus alle dem werden?

Da erschien vor Kurzem Indiana, oder die Darstellung einer verheiratheten Frau, die selbst eine gesetzwidrige Liebe aufsucht und ihr nachläuft. Der Gedanke an ihren Mann und an ihre Pflichten gegen ihn, hält sie keinen Augenblick zurück, sie glaubt ihm nichts schuldig zu seyn, denn sie liebt ihn nicht. Sie bemüht sich nicht einmal, ihn zu hintergehen, sie bekümmert sich gar nicht um ihn, sie denkt nur an den Mann, welchen sie liebt und dem sie sich nicht schnell genug hingeben kann. In einem ehemaligen Roman wäre dies feurige junge Weib, verheirathet an einen alten groben Offizier, ganz anders dargestellt worden. Entweder hätte sie als tugendhafte Frau ihren Mann nach ihrer Pflicht treu geliebt oder wenigstens geachtet; oder aber sie hätte zwar einen Andern geliebt, hätte sich ihm aber erst nach langem schweren Widerstehen hingeben, dann aber hätte sie bei ihrem Mann Lüge und Verstellung angewendet. Bei dieser Indiana ist dies durchaus nicht der Fall; sie verheimlicht ihm so wenig ihre Abneigung als ihre Liebe für Ramon; dieser Ramon ist aber nichts weiter als ein fader Egoist, der Indiana.. gar nicht liebt, dem sie sich aber durchaus hingeben will und um ihn aufzusuchen über den Ozean schifft!

Mit obiger Valentine ist's ganz anders, denn sie kann gerade als Gegenstück von Indiana angesehen werden, aber dieselbe Idee liegt bei beiden zum Grund. In diesem Roman spielen besonders drei Personen, zwischen denen die Handlung vorgeht. Valentine ist ein junges Mädchen adliger Herkunft, die mit ihrer Mutter ein Landgut in Berry bewohnt. In ihrem Charakter vereinigen sich Sanftmuth, Zärtlichkeit und Güte. Benedikt Chery, der Sohn eines Pächters in der Umgegend, ist ein junger, feuriger, leidenschaftlicher, in Paris erzogener Mensch, der für Valentine so eine unbezähmbare brennende Liebe gefaßt hat, der, wie die Franzosen meinen, nichts widersteht. Aber leider ist er bürgerlicher Herkunft und überdies wurde Valentine früher schon mit dem Grafen von Lansac, einem eleganten Diplomaten, einem Hof- und Salonsmann, versprochen, der seine Verbindung nur wie die Präliminarien zu einem Friedenstraktat mit seinen Gläubigern betrachtet. Die ruhige und sanfte Valentine hat nie geliebt, sie hält die Liebe für gleichbedeutend mit der Dankbarkeit, die sie dem Herrn von Lansac für seine Aufmerksamkeiten schuldig zu seyn glaubt, sie geht also ruhig und unbedenklich zum Traualtar. Da kömmt Benedikt mit seiner erschrecklichen, glühenden Leidenschaft dazwischen, die er auch — unbegreiflich, wie dies bei dem sanften und ruhig fühlenden Mädchen geschehen konnte — sogleich Valentinen mittheilt. Es ist aber zu spät, denn ihre Heirath mit Lansac geht in den nächsten Tagen vor sich. Es versteht sich nun ganz von selbst, daß die junge Frau unglücklich wird, und daß ihr Mann ein Abschaum ist, der sich bald von ihr entfernt, nach St. Petersburg als Gesandter geht, dort Tänzerinnen hält und herrlich und in Freuden lebt. Was Valentinen passirt, versteht sich auch von selbst. Alleingelassen von ihrem Mann, verlassen von ihrer Mutter, die Vergnügen und Zerstreuungslust nach Paris führt, desgleichen von ihrer Großmutter, die stirbt, kann sie dem mächtigen Liebeszug nicht widerstehen und gibt sich Benedikt hin. Als Lansac von St. Petersburg zurück kömmt, will sie — da Benedikt indessen gestorben ist — ihrem Mann ihr Herz öffnen, dieser aber stößt sie kalt zurück und veräußert überdies ihr Landgut, um seine Schulden damit zu bezahlen. Am Ende stirbt Valentine vor Gram. Daraus soll nun nach der Absicht des Verfassers hervorgehen, daß unsere heutigen bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse ganz verkehrt und unausstehlich seyen, und daß man wohlthue, sie zu brechen und sich frech darüber wegzusetzen, wie die Indiana. Davon, daß beide unglückliche Frauen ihr Geschick mit dem erhebenden Glauben an den Werth der Tugend und an ein anderes versöhnendes Daseyn so würdig tragen, wie hundert Frauen im wirklichen Leben, davon haben die Verfasser von Indiana und Valentine keine Vorstellung, wie sie, die blos sinnlichen, materialistischen Menschen, darüber auch nur spotten und solche Resignation lächerlich finden. Die Entsagungsromane der schriftstellernden Damen in Deutschland mögen als Romane nicht sehr unterhaltend seyn und die Verfasserinnen mögen ihren Gegenstand nicht gut gewählt haben, aber sie stehen doch bei weitem höher, da sie das menschliche Herz nicht vergiften, sondern erheben und mit edeln Bildern und Gefühlen nähren... Der Verfasser Valentinens hat sich, wahrscheinlich nicht ohne Bedeutung, den Namen Sand beigelegt, weil er glaubte mit ihm einige Aehnlichkeit zu haben. Darin irrte er aber sehr, denn sein Roman-Element ist Leidenschaft, Gemeinheit und Laster. Sand war ein überspannter, fieberhafter junger Mensch, aber reinen Herzens und mit hoher Begeisterung für die Tugend.

3) Contes nouveaux p. J. Janin. 1833. 4 Vol.

Wir haben von diesem geistreichen Schriftsteller schon manchmal in diesen Blättern gesprochen und müssen auf einen Augenblick auf ihn zurückkommen, weil er auf dem

Standpunkt seines Talents steht, und man ihm in Frankreich selbst fast in allen Zeitschriften vorwirft, er gehe zurück. Uebrigens glaube ich, daß die Franzosen zu schnell bei Janin von der Bewunderung zur Geringschätzung übergehen. Man hat den liebenswürdigen jungen Mann in den Salons wie in den Journalen verdorben, denn man lobte ihn immer mit Uebertreibung und ohne alle Einschränkung. Janin hat bei seinen Schriften wohl nie überlegt, sondern er hat sich gehen lassen. Dazu kann er nichts, denn es liegt an seiner Organisation. Er ist ganz Phantasie. Die brennende Einbildungskraft des Verfassers vom âne mort und von Barnave gibt sich den leichtesten Eindrücken hin; wie der Diamant, der in der Sonne spielt, wirft er tausend mannichfaltige und blendende Farben. Verlangt man nun von ihm, er solle immer richtige und wahre Strahlen werfen, so hört er auf Diamant zu seyn und wird Spiegel. Man muß das Eine oder das Andere wählen, denn es ist unbillig, beides zugleich zu verlangen. In dem Augenblick, wo Janin schreibt, glaubt er sich selbst Alles, so plaudert und schwazt er, anmuthig, heute so, morgen so, je nachdem er Eindrücke empfangen hat, schwarz und weiß, wie sichs trifft. Dies macht aber gerade seine Bücher so närrisch, ausgelassen, schamlos, aber auch so anziehend, so glänzend in tausend Farben, so lebhaft und phantastisch. Janin richtet die Geschichte auf seine Art zu, ganz wie es ihm beliebt und gutdünkt. Wie Rubens, der in jedem seiner Bilder einen Hund anzubringen wußte, so auch Janin, überall bringt er seinen Hund. Lasse man ihn doch gewähren! Er baut seine Gebäude auf Sand und sie fallen wahrscheinlich bald wieder ein, aber sie sind doch reizend und farbenvoll. Sklave seiner Augenblicks-Phantasie, folgt er, wohin sie ihn auch treibt, krumm und gerade, bergauf, bergab und dann wieder quer Feld ein. Immer aber werden wir tadeln, daß sich Janin durch seinen Geschmack für Paradoxen so weit verleiten läßt. So sagt er in seiner Erzählung Honestus: „Die Ehe sey nur dann erträglich, wenn ein guter Ehebruch ihre Langeweile und Monotonie unterbreche.“ Was soll man zu Aeußerungen wie folgende sagen: „Ich habe immer das achtzehnte Jahrhundert geliebt, denn es ist egoistisch, gezwungen, affektirt und alles neigt sich darin zur Revolution, alles ist darin Laster, aber geistreiche Revolution, elegantes Laster.“ Man begreift solche Worte nicht, wenn man Janin über die sittliche Verworfenheit des heutigen Frankreichs zürnen hört. Der größte Fehler dieses jungen Schriftstellers ist unstreitig, daß er zuviel schreibt. Als einmal ein schönes Talent, seine geistreiche und pikante Darstellung das Publikum so zu sagen berauscht hatten, da ließen ihm die Revuen und die Buchhändler keine Ruhe mehr, er mußte arbeiten, arbeiten und arbeiten, bis er durch Erschöpfung, Wiederholung und Nachlässigkeit gleichsam unter sich selbst herunter gekommen war. Doch bleibt unser junger Schriftsteller, wenn er will, Meister im Styl, er steht als Führer an der Spitze einer glücklichen Umgestaltung der französischen Sprache, die jezt von so Vielen Franzosen mißverstanden, mißhandelt und geradebrecht wird, seine Wendungen sind lebhaft und glücklich, aber doch einfach und ohne die Gezwungenheit, Schwülstigkeit und Aufgetriebenheit, die eine so große Rolle in der neuesten Literatur spielt. Statt dieser Fehler finden wir bei Janin Neues und wahrhaft Originelles ohne alles Suchen, eine Menge kleiner Züge mit Einfalt und Kindlichkeit erzählt, der doch Lebendigkeit und Farbe nicht abgeht. Als Belege führen wir nur einige Zeilen aus der Vorrede der Contes nouveaux an, die unstreitig das Beste an dem Büchlein ist und die Jugendgeschichte Janins enthält. Es ist die Geschichte seiner ersten Liebe und da Duft und Sprache in der Uebersetzung zum Theil verloren gehen würde, so geben wir das liebliche Original: Depuis que j'étais au monde j'avais envie d'avoir un chien, comme deux époux qui s'aiment et qui sont sur le retour, désirent un enfant héritier de leur nom et de leur fortune. En ce temps-là, heureux que j'étais! Je ne concevais pas de plus grand bonheur dans le monde que celui-ci: avoir un chien à soi, l'élever tout jeune, lui apprendre à marcher et presque à sentir, le voir grandir sous ses yeux, assister à ses premiers bonds; entendre ses premiers cris, recevoir ses premières caresses! Quelle joie! quelle famille toute trouvée; un chien! Un chien pour le pauvre, c'est le cheval anglais qui vous mène au bois de Boulogne le matin; c'est la femme parée que vous menez vous-même à l'opéra le soir: c'est votre ami, le colonel à moustache qui vous sert de témoin dans un duel; c'est votre flatteur assidu et prévenant: c'est plus que cela, c'est votre famille; c'est l'enfant qui vous dit bon jour au réveil; c'est l'épouse qui vous attend à votre retour. Un chien! cela bondit, cela pleure, cela rit, cela joue avec vous et comme vous; c'est votre ombre attentive et fidèle, complaisante et dévouée: aussi je désirais un chien avec une passion que je ne me suis pas retrouvée depuis.

Von diesen kürzern und längern Aufsätzen, die wir früher schon einzeln in Journalen und Revuen gelesen haben, lasen wir gern noch einmal: die Kritik auf dem Land, Lord Byron, die Parodien und den Versuch über das achtzehnte Jahrhundert. In diese vier Bände scheint Janin alle die Erzeugnisse seiner Jugend vereint zu haben. Sehen wir nun, was noch kommt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 66. — 28. Juni 1833.

Französische Literatur.

(Fortsetzung.)

4) Lucrèce Borgia, drame en cinq actes et en prose par Victor Hugo. Paris 1833.

Wir haben schon voriges Jahr bei Gelegenheit des Victor-Hugo'schen Roman's Notre-Dame von diesem Dichter und der vorherrschenden Richtung seines Geistes gesprochen und können hier darauf um so mehr verweisen, da obiges Werk von Neuem unsere dort ausgesprochene Meinung bestätigt, daß Victor Hugo weniger Anlage für die dramatische und epische, als für die lyrische Dichtkunst besizt; denn der Theatererfolg in Paris, die Ueberfüllung des Hauses, der großentheils von Claqueurs herrührende Beifallslärm und die aus dem Beifall nothwendig hervorgehende vielfache Wiederholung des Stücks beweist uns natürlich nichts, wir fassen das Stück selbst ins Auge.

Wer kennt Lucrezia Borgia nicht? Dies Weib scheint ganz expreß für das heutige französische Drama gemacht, denn sie hatte vier Männer und daneben und dazwischen eine große Anzahl von Liebhabern, unter denen auch ihr Vater, ihre Söhne und ihre beiden Brüder waren, die sich aus Eifersucht umbrachten. Unzählich sind ihre Vergiftungen und Ermordungen: sie sezten sogar Italien in Erstaunen, das sich doch damals nicht leicht über dergleichen Kleinigkeiten verwunderte. Diese Borgia waren ein ganz eigenes Geschlecht, das all' seine Verbrechen mit Anstand, Geschmack und Feinheit im Schoos der Gesellschaft ausführte, das Dichter, Maler und Bildhauer beschüzte und bereicherte; ein durchaus gelehrtes, gebildetes, feines, kunstsinniges Geschlecht, das darum halb an Athen und halb an Byzanz hing und wenigstens eben so viel Stoff zu Tragödien liefern könnte, als das Geschlecht der Atriden. Unbegreiflich ist's, daß bisher kein dramatischer Schriftsteller vom starken, immer frischen Blutgeruch in dieser Familie angezogen worden ist. Victor Hugo ist der erste und er wagt nicht viel dabei, das Drama seiner Zeit und seinen Landsleuten zu bieten.

Sein Drama beginnt zu Venedig in der Carnevals-Zeit vor einem Palast, wo ein glänzendes Fest gegeben wird. Einige Nobili, der Hize und des Lärms in den Gemächern müde, treten aus dem Haus, um am großen Kanal frische Luft zu genießen, sie kosen auch ganz frei zusammen, als wenn sie gar nicht in Venedig wären. So erzählt einer zum Zeitvertreib eine wunderliche Geschichte, die durch ihre Darstellung noch wunderlicher und dunkler wird. Ich vermuthe, es ist die Rede vom Tod des Herzogs von Gandia — ehemals Franz Borgia, — den sein Bruder Cesar aus doppelter Eifersucht umbrachte;

denn erst war er neidisch über dessen Erhebung zum General der Kirche, dann aber auch eifersüchtig, weil seine Schwester Lucrezia ihre Gunstbezeugungen zwischen ihnen beiden theilte. Die Erzählung selbst ist meisterlich und beweist Victor Hugos seltenes Talent. „In einer schönen Sommernacht sah man in Rom mehrere Männer nach der Tiber eilen. Es waren ihrer sieben zu Fuß und in ihrer Mitte einer zu Pferd. Reiter und Pferd deckte ein weiter Mantel. In der Nähe des Flusses wandte der Reiter sein Pferd und ließ es rücklings langsam bis ans Ufer schreiten. Hier hob er den Mantel, der in weiten Falten über den Hintertheil des Thiers ging. Nun sah man einen Leichnam quer über das Pferd hängend, der Kopf unten, die Füße aber an den Sattel angebunden. Zwei Männer ergriffen gleich, jeder ein Bein des Todten, ein Dritter den Kopf und so trugen sie ihn in einen Nachen, der am Ufer wartete. In des Flusses Mitte mit ihm angekommen, nahmen sie die Leiche wieder auf, wiegten sie wie einen Sack und schleuderten sie dann in die Wellen. Hernach ruderten sie wieder ans Ufer zu dem Reiter, der ganz unbeweglich geblieben war. Er fragte, ob Alles gethan sey, und auf ihre bejahende Antwort sah er nach der Tiber zurück und erblickte da einen schwarzen Fleck. Auf seine schnelle Frage darum, erwiderten sie: „Gnädiger Herr, es ist Ihr Mantel, der noch nicht untergegangen ist. Sie warfen schwere Steine vom Ufer darauf, wodurch er verschwand, und gingen dann weiter.“ Während dieser Erzählung ist einer der jungen Herren auf einer Bank eingeschlafen, Gennaro, ein flotter Kriegshauptmann im Dienst der Republik, sehr geachtet wegen seiner Tapferkeit und seines Freimuths. Man spricht noch über Lucrezia Borgia, den Schrecken Italiens, die sich ihre Liebhaber durch Dolch und Gift vom Hals schafft und deshalb nur Feinde und Nebenbuhler ihrer Familie zu Liebhabern nimmt. Darauf gehen die Venetianer wieder zum Tanzen und Trinken ins Haus und lassen Gennaro auf der Bank fortschlafen. Gleich darauf steigt eine vornehme Frau aus ihrer Gondel, wo sie nur einen Stallmeister bei sich hat. Wir sehen in ihr Lucrezia selbst, die heimlich nach Venedig kam, um Gennaro da zu sehen, der ihr Sohn ist, ihr einziges Kind, das sie jemals geliebt hat. Lucrezia erscheint hier ganz niedergeschlagen und von Gewissensbissen erdrückt; sie verwünscht alle ihre Verbrechen und möchte sie durch einige gute Handlungen abbüßen. Zuerst will sie ihre Mutterpflicht gegen Gennaro erfüllen und darum stellt sie sich in lüsterner Bewunderung vor den schönen jungen Mann, der da schlafend liegt. Bald erkennt sie in ihm ihren Sohn. In ihrer überströmenden Mutterliebe hat sie einen andern Mann nicht gesehen, der ihr gefolgt ist und sich ihr gerade in dem Augenblick nähert, wo sie die Maske abnimmt, um Gennaro zu küssen, der sich jedoch dies nicht gleich rühren läßt, sondern immer fortschläft. Dieser Mann ist ihr Mann, Alphons von Este, Herzog von Ferrara, des Hercula von Este Sohn, der ihr vierter Mann wurde, als sie den dritten, Alphons von Arragonien durch ihren Bruder Cesar hatte umbringen lassen. Er ist seiner Frau von Ferrara aus heimlich nachgereist und hat ihren Kuß gesehen, sich auch recht gut den jungen Mann gemerkt, dem sie ihn gab. Er kennt die Gewohnheiten seiner Frau zu gut, um nicht fest überzeugt zu seyn, daß es ein Liebhaber ist. Er reist nun gleich nach Ferrara zurück, um da auf Rache zu denken. Von einem benachbarten Balkon hat auch noch ein anderer Mann Lucrezien erkannt. Die jungen Herren, die vom Ball nach Haus gehen, haben sie auch bemerkt, und in dem Augenblick, wo sie ihre Maske wieder vornehmen und Gennaro verlassen will, weil dieser über den Kuß aufgewacht und neugierig ist, wem er diese Liebkosung dankt, in diesem Augenblick umringen sie die jungen Herren, erkennen sie und reden sie furchtbar an: „Kennst du mich? ich bin Oloferno Vitelloso, der Sohn von Vitelloso Vitelli, des Herrn von Cetta di Castello, den du durch Verrath in seinem Lager hast packen und mit Dolchstichen tödten lassen. — Und ich bin Apostralo Gasselly, Jacobs von Appiano Neffe, den du bei einem Gastmahl vergiftet hast, um dich seiner guten Festung Piambino zu bemächtigen. — Und ich bin Deppo Oliveretto, Oliveretto's, des Herrn von Fermo's Bruder, der deinem Bruder bei der Eroberung von Sinigaglia half und den du zum Dank unter deinen Augen in den Kellern des Vatikans hast erdolchen lassen. — Und ich bin Maffeo Orsini, Paul Orsini's Sohn, der nach deinem Befehl auf der Treppe deines Palastes ermordet wurde.“ Alle diese jungen Venetianer werfen ihr um die Wette ihre Verbrechen und ihre Blutschande vor und dies in Gegenwart ihres Sohns, den sie liebt und dessen Liebe sie gewinnen möchte, der aber vor solch einer Liebe zurückschaudert und seinen Fluch mit dem der Andern vereinigt. So von Vorwürfen und Schimpf gepeinigt, lassen sie doch die durch Ermordung ihrer nächsten Verwandten schwergekränkten Männer ruhig wieder in ihre Gondel steigen, was höchst unnatürlich und dem Geist jener Zeit ganz entgegen ist. Indessen ist dies doch eine der schönsten Scenen des Stücks, und sie beschließt dessen ersten Akt. — Im zweiten stehen wir auf dem Platz von Ferrara vor dem herzoglichen Palast der Este, an dem die verschlungenen Namen Este und Borgia, sowie die Wappenschilder dieser beiden Familien zu sehen sind. Gennaro und seine Freunde wurden zum Ehrengefolg des venetianischen Gesandten an des Herzogs Hof erwählt und in solcher Eigenschaft sind sie hierher gekommen. Lucrezia und Gubetta, ihr Vertrauter, suchen ihn in den Palast

zu ziehen. Dieser Gubetta ist ein schlauer und verschlagener Mensch, der gar anmuthig über seine und seiner Herrin Verbrechen und Greuel spaßt. Um sich als verstellter spanischer Edelmann mit Erfolg an Gennaro zu drängen, fängt er damit an, auf ächt spanische Edelmannsweise Geld bei dessen venetianischen Gefährten zu borgen. „Wenn man — sagt er — den Teufel nicht am Schwanz zöge, würde man nie für einen castilischen Edelmann gelten: wahrhaftig, des Teufels Schwanz muß angelöthet, eingekeilt und eingeschraubt seyn, daß er fest hält, während viele Leute ihr ganzes Leben daran zerren. (Diese Stelle wurde bei der Aufführung des Stücks am heftigsten von Victor Hugo's Freunden, Anhängern und Beifallsleuten beklatscht.) Gennaro und seine Freunde kommen auch auf den Platz und da wird wieder von Lucrezien gesprochen, denn auch in Ferrara ist sie dieselbe, wie früher zu Rom. Man unterhält sich von dem herzoglichen Palast, sowie von den Ermordungen und Vergiftungen, die häufig darin vorgenommen werden. Denn Viele von denen, die dorthin zu Gast gehen, beginnen, so jung sie auch sind — mit demselben Tag ihre Altersschwäche. Das ihnen gereichte Gift ist ein herrliches Getränk, dem spracuser Wein zu vergleichen. Aber schon am folgenden Tag nach dessen Genuß fangen die Haare an grau zu werden und auszugehen, die Zähne zerbrechen, als wären sie von Glas, die schwachen zitternden Beine können die abgemagerten Körper nicht mehr tragen und man sieht solche Unglückliche wie Gespenster herumschleichen und selbst in der italienischen Sonne vor Frost zittern. So hat der junge und schöne Guidubalde de Montefeltro, der nur einmal in dem Palast Borgia zu Abend aß, in der Zeit eines einzigen Monates, diese furchtbare Veränderung an sich erfahren und man sieht ihn im Hintergrund mit einer Krücke gebückt und mühsam über das Theater schleichen, wie ein dem Tode naher Greis. So erzählt man sich auch von Zizim, Bajazet's Bruder, den man von Karl VIII. vergiftet glaubte, der aber von den Borgias auf folgende Art vergeben wurde. Nach der Mahlzeit, wo er mit dem König von Frankreich speiste, trat Lucrezia zu ihm und mit dem Ausdruck liebender Theilnahme und Angst versicherte sie, er habe von den Anhängern ihres Bruders bei Tisch Gift genossen und um sich vor dessen Folgen zu schützen, bot sie ihm ein sicheres und wirksames Gegengift, das sie ihm mit eignen Händen in eine Schaale goß. Zizim trank es schnell und schon in einer Stunde war er eine Leiche, denn es war das Gift selbst gewesen. Durch all' diese Erzählungen wird Gennaro's Haß und Abscheu von Lucrezien nur noch heftiger, und um seine Verachtung noch besser zu beweisen, eilt er auf den Palast zu und verwischt da den ersten Buchstaben des Namens Borgia über dem Eingang des Gebäudes, so daß nur das Wort orgia übrig bleibt. Ein guter calembourg in Gesellschaft, aber unangenehm auffallend an dieser Stelle. Der Herzog von Ferrara hat auch seinen Vertrauten und getreuen Gehülfen bei Mord und Vergiftung. Dieser heißt Rustighello und versteht sich auf den Dolch so gut wie auf den Giftbecher nach Sr. Hoheit Befehl. Der Herzog befiehlt ihm, er solle das berühmte Borgia-Gift holen „in einem goldnen Fläschchen neben einem Fläschchen von Silber und einer porphornen Schaale, in dem drei und zwanzigsten geheimen Wandschrank in der Galerie, wo die Geburt des Hercules, des Jupitersohns, des Ahnherrns der Herzoge von Este gemalt ist." Wiewohl nun bei einer so genauen Angabe Rustighello nicht irren konnte, daß das Gift bei seinem vorhabenden Mord nicht schnell genug wirken könnte, dennoch ruft ihn der Herzog zurück, und befiehlt ihm, sich in dem benachbarten Gemach mit einem Degen gefaßt zu halten, bis er rufe. Er empfiehlt ihm den Degen gezogen in der Hand zu halten, um seinen Mann gewiß nicht zu verfehlen; ruft ihn nochmals zurück, um ihm zu empfehlen, zwei Degen zu nehmen, da manchmal eine Klinge zerspringe. Aus dieser Anführung sieht der Leser, daß Victor Hugo hier den Luxus des Meuchelmords auf den höchst möglichen Grad getrieben hat. Während dieser Zubereitung stürzt Lucrezia wüthend vor Zorn herbei und berichtet dem Herzog, ihrem Gemahl, welcher Schimpf so eben ihrem Namen und ihrem Wappen angethan worden sey. Sie fordert blutige Rache, und um zu erfahren, wer der Thäter sey, will sie ganz Ferrara auf die Tortur spannen lassen. Der Herzog hört ihr ruhig zu und sagt ihr am Ende, daß er den Thäter schon habe ergreifen lassen, und daß er ihn eben erwarte. Lucrezia verlangt seinen Tod und der Herzog verspricht ihr denselben bei seinem Fürstenwort sogleich und schrecklich, sie solle selbst Zeugin seyn und läßt den Gefangenen herbeiführen. Es ist Gennaro! Lucrezia kommt nun in eine furchtbare Lage. Sie behauptet, dieser junge Mann könne der Schuldige nicht seyn, sie wisse genau, daß er es nicht seyn könne, denn an dem Morgen, wo man ihren Namen verstümmelt, sey er bei Fiametta, seiner Geliebten, gewesen; sie vertheidigt, sie entschuldigt ihn, ja, wenn er es wirklich gewesen: so will sie ihm verzeihen, sie gefällt sich in seiner Begnadigung. Gennaro gesteht aber Alles als ächter gerader Kriegsmann, er verbirgt auch seinen Haß und seine Verachtung nicht und der Herzog gibt ihm nur noch einige Augenblicke, um sich zum Tod vorzubereiten. Damit wird er abgeführt. Als Lucrezia allein mit dem Herzog ist, redet sie mit der süßesten Zärtlichkeit zu ihm und versichert ihm, sie liebe ihn noch gerade so sehr, als am Tag ihrer Vermählung, sie liebkost und schmeichelt und erinnert ihn an seinen feierlichen Einzug in Ferrara, wo er schön wie ein Gott auf einem weißen Pferd mit

goldenem Zaum in der Stadt eingezogen sey; hierauf sagt sie ihm, es sey besser sich gütig als streng zu zeigen, ein Fürst müsse sich die Liebe seiner Unterthanen erwerben; es sey besser, diesen jungen Mann laufen zu lassen, denn sein Tod gäbe ihr ja doch keine Genugthuung u. s. w. Der Herzog meint alle diese Reden recht wohl zu verstehen, denn er hat Gennaro nur festnehmen lassen, weil er in ihm seinen Nebenbuhler, den in Venedig von Lucrezia geküßten Jüngling erkannte. Darum beruft er sich nun auf sein gegebenes Wort, daß er den Schuldigen mit dem Tod bestrafen lassen wolle, ihr gegebenes Wort müsse aber den Fürsten über Alles heilig seyn. Sie läßt sich aber nicht abwendig machen, bis endlich dem Herzog die Geduld ausgeht, er ausbricht und ihr Alles sagt; dabei erinnert er sie an alle ihre ehemaligen Lasterthaten und spricht ihr bei dieser Gelegenheit von ihrem Vater, dem Papst, „der die Galeeren mit den rechtlichsten Männern anfüllt, während er die verworfensten Banditen ins Kardinals-Kollegium bringt, so daß man, da alle diese Leute in Purpur gekleidet sind, nicht weiß, ob die Galeerensklaven Kardinäle, oder die Kardinäle Galeerensklaven sind," darauf schimpft er entsetzlich auf die Familie Borgia und kehrt sich nicht daran, als ihm Lucrezia erwidert: „Nehmt euch in Acht Herr Alphons von Ferrara, mein vierter Ehemann!" Er läßt ihr nur die Wahl, den Mann sogleich vor ihren Augen ermorden zu sehen, oder ihm das berühmte Borgia-Gift mit eigener Hand zu reichen. Sie wählt das Leztere. Gennaro wird nun wieder hergeführt und der Herzog verkündigt ihm, daß er ihn auf den Wunsch der Herzogin begnadige. Er fragt ihn über seine Schicksale und seine Familie. Gennaro ist von calabrischen Fischern erzogen worden und kennt weder Vater noch Mutter; er hat in den italienischen Kriegen gedient und darin das Glück gehabt, dem Herzog von Ferrara in einem Scharmützel das Leben zu retten, dessen sich dieser noch sehr gut erinnert. Dies Interrogatorium ist einfach und wahr, aber unbegreiflich bleibt's, warum sich Lucrezia hier nicht für seine Mutter erklärt, und ihre Angabe mit Gründen belegt, was bei der Kenntniß ihres frühern Lebenswandels dem Herzog Alphons gar nicht auffallen konnte. Dann ginge freilich das Drama gleich zu Ende, es soll sich aber mit Greueln noch länger denn Einen Aufzug fortziehen. Der Herzog bietet dem jungen Menschen nun an, ihn in seine Dienste zu nehmen. Gennaro ist aber noch fünf Jahre in den Dienst der Republik verfagt. Nun soll er wenigstens einen Beutel mit Gold annehmen. Aber auch dies thut er nicht, denn er hat bei seinem Eintritt in den Dienst der Republik geschworen, weder Gold noch Silber von einem andern Souverain empfangen zu wollen. „Diese Leute — flüstert der Herzog Lucrezien ins Ohr — sind noch so dumm ihre Eide zu halten." So will denn Alphons wenigstens, daß Gennaro bei ihm mit Auszeichnung behandelt werde, und ein Glas syraguser Wein von der Herzogin kredenzt annehme. Da Gennaro keineswegs geschworen hat, nicht mit gekrönten Häuptern zu trinken, so willigt er ein und verschluckt mit dem süßen Wein das furchtbare Gift, durch das der arme Montefeltro so elend geworden. Um sich noch mehr zu rächen, läßt nun der Herzog Lucrezien mit Gennaro allein. Sie verliert keinen Augenblick und entdeckt ihm Alles. „Du bist vergiftet, du stirbst, wenn du das Gegengift nicht nimmst, das ich dir hier reiche." Sie trägt immer dieses kostbare Elixir bei sich, dessen Geheimniß nur die Familie Borgia, der Papst, Cesar und Lucrezia kennen. Bei diesen Worten denkt Gennaro sogleich an die Vergiftung Zizhim's, er entrüstet sich über die Giftmischerin und gibt ihr Schuld, sie wolle ihn tödten und dann ihren würdigen Gemahl dieses Verbrechens zu zeihen. Endlich nach langem Bitten gibt er doch nach und entfernt sich schnell auf ihren Rath, sogleich Ferrara zu verlassen." Bei seinem Herausgehen aus dem Schloß ist es schon Abend und Gennaro, der sogleich fort will, begegnet seinem Freund und Waffengefährten Orsini, einer von denen, die in Venedig Lucrezien beschimpften. Er redet Gennaro den Gedanken aus, in der Nacht zu reisen, wo es wegen der Moräste und Straßenräuber gefährlich sey und beredet ihn, mit den andern Gefährten zu einem großen Fest zu gehen, das ihnen die Prinzeisin Negroni gab. Gennaro will im Anfang nicht, warnt auch seinen Freund vor einem Fest bei jener Fürstin, deren Palast an den Lucrezia's stößt, geht aber endlich doch mit.

Nun beginnt der dritte Akt mit einem sehr schönen Spektakel. In einem weiten, hohen, reich vergoldeten Saal, den Bilder und Statuen zieren, steht eine lange Tafel mit großen silbernen Armleuchtern und Schüsseln mit Gerichten, Wein- und Blumengefäßen. An diesem Tisch sitzen zwischen den jungen Venetianern zwanzig reich gekleidete schöne Frauen mit weit entblößten Schultern und Busen nach damaliger Art, süß redend, wollüstig und lüstern lächelnd. Die jungen Männer sind schon halb trunken und auf antike, in dem wollüstigen Italien des Mittelalters wieder aufgenommene Art mit Blumen bekränzt: reichgekleidete Mohrenknaben eilen zwischen der Tafel und den Schenktischen mit silbernen Schüsseln und Weingefäßen hin und her, kurz es ist ein ganz Paul Veronesisches Gastmahl. Aus dem Nachbarzimmer ertönt eine süße, schmachtende Musik. Zu Zeiten singt man und die Venetianer machen dazu den Chor.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 67. — 1. Juli 1833.

Englische Literatur.

The plays and poems of William Shakespeare, with notes etc. and a copious glossary. A new edition, in one volume. With the altorelievo in the front of the Shakespeare Gallery. Leipsic, Ernest Fleischer, 1833.

The Works of Thomas Moore, with critical notes and a sketch of his life. A new edition complete in one volume. With the portrait of the author. Leipsic, Ernest Fleischer, 1833.

Der Verdienst und das Verdienst gehn in dieser Welt nicht immer Hand in Hand. Wir wünschen aufrichtig, daß dem Verleger der vorliegenden Werke sein oft und langbewährtes Verdienst um die in Deutschland so sehr vernachläßigte Schönheit des Drucks nicht möge unbelohnt bleiben. Das deutsche Publikum verdankt Herrn Ernst Fleischer schon eine Reihe der schönsten und verhältnißmäßig wohlfeilsten Ausgaben der ausgezeichnetsten spanischen, italienischen und englischen Dichter, an die sich nun wieder Shakespeare und Thomas Moore anschließen. Korrektheit und Schönheit des Papiers und Drucks lassen nichts zu wünschen übrig, als daß sie von den übrigen deutschen Druckereien möchten nachgeahmt, daß auch deutsche Dichter, was bisher nur den allerwenigsten (die alten Prachtausgaben von Wieland, Uz ꝛc. und die neue Ausgabe Schillers in Einem Bande) begegnet ist, in gleich anständiger Ausstattung dem Publikum möchten in die Hand gegeben werden. Wann wird der deutsche Geschmack das blaue, graue und braune Papier vollends bleichen, wann wird er die stumpfen Lettern scharf schleifen? Wann wird es unsern Reimers ꝛc. endlich einmal unmöglich werden, ein Publikum zu finden, das sich mit ihrem Löschpapier betrügen läßt? Wann wird das Publikum den jüdischen Schmutz verbannen, der noch an den Werken unsrer ausgezeichnetsten Schriftsteller klebt, sofern sie durch die Hände geschmackloser und geiziger Verleger gegangen sind? Wann wird der gebildete Theil der Nation den Sinn für Reinlichkeit ausbilden, der es ihm länger unmöglich machen wird, unsre großen Geister in unsaubre, auf grauem durchschlagendem Papier eng und undeutlich gedruckte Bücher gebannt zu sehn, wie Kirschen, die man gern haben möchte, in einer ekelhaften Judenpelzkappe, oder Marmorgötter in einem Kloak?

Französische Literatur.

4) Lucrèce Borgia, drame en cinq actes et en prose par Victor Hugo. Paris 1833.

(Beſchluß.)

Alles iſt im lauteſten Entzücken, da miſchen ſich auf einmal von draußen die ernſten Akkorde des Gregorianiſchen Geſangs in die ſüßen Liebeslieder. Einen Augenblick ſtuzt man, dann heißt's aber, es ſey Nichts, es ziehe nur eine Prozeſſion auf der Straße vorüber, und man fängt wieder an zu ſingen. Aber der heilige Geſang nähert ſich immer mehr und man erkennt bald die traurig-feierlichen Töne eines Todtenamts. Zu gleicher Zeit öffnen ſich langſam im Hintergrund des Saals zwei große Flügelthüren und durch ſie hindurch zeigen ſich zwei lange Reihen von ſchwarz und weiß gekleideten Büſſern mit Kerzen in der Hand und verhüllten Geſichtern, die langſamen feierlichen Schritt's in den Feſtſaal treten, und mit den ſchönen Frauen einen auffallenden Kontraſt machen. Durch die geöffneten Flügelthüren ſieht man den ſchwarz ausgeſchlagenen Vorſaal mit einem großen ſilbernen Kreuz. Alle Gäſte erſchrecken, nur Orſini iſt überzeugt, daß hinter Allem nichts ſtecke, als ein Scherz der Prinzeſſin Negroni. „Unter den Kapuzen verbergen ſich gewiß hübſche Mädchengeſichter.“ Er verſucht's bei einem Büßer, ſieht aber unter der Kappe ſtatt roſiger Wangen und lüſterner Augen — den langen grauen Bart und die erſtorbenen Augen eines alten Mönchs. „Wo ſind wir denn?“ ruft Orſini, „ſind wir beim Teufel?“ — Ihr ſeyd bei mir — antwortet mit fürchterlicher Stimme Lucrezia, die ſchwarz gekleidet aus der Reihe der Mönche hervortritt. Nun redet ſie die jungen Venetianer mit denſelben Worten an, wie dieſe es mit ihr in Venedig gethan hatten, winkt den Büßern und Mönchen ſich zu entfernen und zeigt den Venetianern fünf ſchwarze Särge, um die Kerzen herumſtehen, dann ſagt ſie zu ihnen: „Ihr ſeyd vergiftet, dieſe Todtengeſänge und dieſe Gebete waren für Euch, denn ich habe für eure Seelen nicht weniger geſorgt, als für Eure Körper. Dieſe fünf Särge ſind für Euch.“ „Es mangelt der ſechste, der Meinige“ ſagt aus der Menge hervortretend, Gennaro, der bisher geſchwiegen hatte. Nun geräth Lucrezia in die größte Verzweiflung, will allein mit ihm ſeyn und bittet ihn noch, von ihrem Gegengift zu nehmen, von dem ſie ihm ſchon dieſen Morgen gegeben. Aber Gennaro hat das ewige Gift und Gegengift ſo überdrüſſig, als die Leſer und will lieber mit ſeinen Freunden und Genoſſen ſterben. Aber zuvor will er ſie rächen, er ergreift alſo ein Meſſer auf dem Tiſch und kündigt Lucrezien den Tod an, ſie geſteht ihm endlich, ſie ſey ſeine Mutter, er glaubt's aber nicht, hält auch dies für eine Liſt, um zu entkommen und ſticht ſie nieder.

So endigt dieſes Stück, das zwar ein effektvolles Melodrama, aber kein Kunſtwerk höherer Art iſt. Keine einzige großartige Handlung, kein einziger der Tragödie würdiger Charakter, mit einer Menge Unwahrſcheinlichkeiten und Widerſprüche. Aber eine Menge theatraliſcher Scenen. Mr.

5) Volksbücher in Frankreich.

In einem Lande, wo das geiſtige Leben bis zu den unterſten Volksklaſſen durchgedrungen iſt, wie in Deutſchland, kann nichts unbeachtet bleiben, was andern, beſonders Nachbarvölkern, zu gleichem Segen verhelfen ſoll, vorzüglich muß es den Deutſchen erfreuen, wenn er ſieht, daß eine Nation, die ungeachtet aller ihrer vielfach getadelten Fehlſchritte, doch immer in mehr als einer Rückſicht den Namen einer großen Nation verdient, endlich dahin gelangt iſt, eine Hauptrichtung ihrer Regſamkeit auf ein Ziel zu lenken, das weit entfernt, beunruhigend zu ſeyn, vielmehr reiches und wünſchenswerthes Gute für die Zukunft erwarten läßt, ich meine den Unterricht aller, alſo auch den der unterſten Volksklaſſen. Wohl war das Bedürfniß in Frankreich längſt anerkannt, und ſchon die erſte Revolution hatte ihm abzuhelfen geſucht, was mehrere Geſetze beweiſen; aber eben jene Geſetze zeigten zugleich, daß es leichter iſt, Theorien auf dem Papier zu entwickeln, als das Gute in das Leben zu rufen. Weder unter den Revolutionsregierungen noch unter dem Kaiſerreiche, noch ſelbſt unter der Reſtauration wurde etwas Durchgreifendes für das Volk gethan. Unter lezterer indeß wurde wenigſtens Vieles angebahnt, und manches Lobenswerthe wäre zu erwarten geweſen, hätte nicht der verhaßte Prieſterdruck jede freie Regung, wenn nicht gelähmt, doch wenigſtens eingeſchüchtert. Kaum durfte daher der treffliche Juſſieu mit ſeinem Volks-Leſebuch, Simon de Nantua, einer mit Recht gekrönten Preisſchrift, etwas Bedeutendes zu leiſten hoffen, und eben ſo wenig Herr Brard mit ſeinem kleinen, trefflichen Werkchen: Maitre Pierre ou le savant de village, Entretiens sur la Physique. Die Société d'enseignement, welcher lezteres 1828 vorgelegt wurde, und welche ihm alles verdiente Lob ertheilte, hatte doch nicht den Muth, es zu krönen; indeß konnten ſo viele Keime, welche nur den erwärmenden Sonnenſtrahl erwarteten, ſich plözlich entfalten, da dieſer durch die Sonne des Julius ſie traf. Von jener Zeit an beſtrebten ſich alle edeln und gelehrten Männer, denen das Wohl des Volkes am Herzen lag, durch Vereinfachung der Wiſſenſchaften, durch faßliche Darſtellung derſelben, durch Einführung ihrer wichtigſten Grundſätze in das Volksleben, eine geiſtige Umwandlung zu bewirken, die allmählich die Gemüther von dem unruhigen politiſchen Treiben auf die innere Ausbildung hinleiten ſollte. Es kam indeß darauf an,

das Volk selbst für den Unterricht, den man ihm bestimmte, zu interessiren, ihm den Glauben zu benehmen, als seyen die Wissenschaften nur eine Belustigung für sogenannte Gelehrte, d. h. für bevorrechtete, und zu reichlich bezahlte Müssiggänger. Für diesen Zweck wurden unter anderm eine Reihe von kleinen Büchern geschrieben, die mit der nöthigen Kürze, zugleich Reichhaltigkeit, besonders aber Gemeinverständlichkeit verbinden, und durch ihre Wohlfeilheit allen Klassen des Volkes zugänglich sind. Schon enthält, unter der Aufschrift: Bibliotheque populaire diese Sammlung 9 kleine Schriften, welche alle den gemeinschaftlichen Titel führen: Maitre Pierre ou le savant de village, und welche alle von der Buchhandlung F. G. Levrault, verlegt sind. Schon obiger Titel zeigt, daß sie Herrn Brard's früher angeführtem Werke nachgebildet sind. Dieser nämlich hatte den glücklichen Gedanken, ein einfaches, faßliches, ansprechendes Cadre zu geben, in welchem leicht Alles aufgenommen werden kann, was dem Volke zu sagen ist, so daß außer den bereits vorhandenen Werkchen dieser Art bald noch eine Reihe derselben, immer in demselben Geiste folgen werden. Brard nämlich stellt seinen Maitre Pierre (den der deutsche Uebersetzer mehrerer Werkchen dieser Reihe, Meister Bernhard genannt hat), als einen gebildeten Bauern vor, der in einem Dorfe von Auvergne Nachbarn erzählt, was er, als ehemaliger Diener in einer höhern Schule (Collège) zu Paris von den dort gegebenen Vorlesungen verstanden und behalten hatte. Nach diesem Muster sind die andern Büchlein verfertigt, einige sorgfältiger, andre minder genau, einige faßlicher und anziehender, andre etwas schwer verständlicher, aber das Ganze bietet schon jezt eine sehr interessante Sammlung dar, die noch vollkommener werden wird und einst wohl Stoff geben kann, das reichhaltigste Volkslesebuch zusammenzuschreiben, das je erschienen ist. Daß bis jezt, außer in einigen wenigen dieser Büchlein, die Religion, nämlich die allgemeinere Lehre derselben, nicht berücksichtigt wurde, ist ein beklagenswerthes Opfer, das man leider bis jezt fast allgemein glaubte dem Zeitgeiste bringen zu müssen.

Unter den kleinen Schriften ist Nr. 1. das bereits angeführte von Brard, zu deutsch: Meister Bernhard oder der Dorfgelehrte; Unterhaltungen über die Naturlehre. Es kostet nur 18 kr. und enthält auf nicht ganz 100 Seiten (alle die Büchlein in 18°.) das Nützlichste nach dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft. Nr 2. Entretiens sur l'Astronomie par Lemaire, etwa 100 Seiten mit doppeltem Register und einer lithographirten Tafel, Preis 18 kr., scheint etwas zu eilig verfaßt und dem Dramatischen darin mehr, als nöthig war, gehuldigt zu seyn. Was indeß hier vermißt wird, findet sich durch Nr. 8. hinlänglich vervollständigt, N. 3. Entretiens sur l'industrie française par Brard (Meister Bernhard ꝛc. Unterhaltungen über den französischen Gewerbfleiß) kostet 18 kr. und ist vortrefflich und in der leichten und gefälligen Manier vorgetragen, die dem Verfasser eigen ist. Die Kapitel 5. über chemische Produkte, und 9. über die Armen und den Bettel sind besonders gelungen. Nr. 4. Entretiens sur la Mécanique par Achille Pinot: avec beaucoup de figures, Preis 21 kr.; die sehr gut lithographirten Figuren sind neben dem erläuternden, ebenfalls lithographirten Text angebracht. Hier möchte doch Einzelnes nicht genau genug entwickelt scheinen, auch hätte man vielleicht eine andre Folge der Materien wünschen mögen. Dennoch ist das Werkchen sehr schätzbar und die deutsche Uebersetzung wird nächstens erscheinen. Nr. 6. Entretiens sur l'histoire, par M. L. H. (ungler) Preis 18 kr. Auf 118 Seiten wird die Geschichte und zwar vorzugsweise die alte erzählt. Leider ist des Dramatischen allzuwenig, des Stoffes dagegen fast zu viel, es werden bei dem Volke Kenntnisse vorausgesezt, z. B. in der Erdbeschreibung, die es selten haben kann; auch möchte man die Auswahl der berührten Begebenheiten, bei welchen nicht überall die Fackel der Kritik leuchtete, eben so wenig billigen, als den gänzlichen Mangel an belehrenden Bemerkungen, welche doch die Geschichte so natürlich und so nachdrücklich darbietet und die namentlich dem französischen Volke so heilsam wären. Nr. 6. Histoire populaire des français par A. L. Buchon, Preis 21 kr., 172 Seiten, mit einem chronologischen Anhange, nebst einer genealogischen Tafel der französischen Könige der drei ersten Häuser. Nach einem etwas zu langen, an Walter Scotts Art erinnernden Eingange fängt der Verfasser die Geschichte von den ältesten Zeiten an und führt sie bis 1789 fort. (Ein zweites Bändchen soll die Geschichte der Revolution und ihre Folgen enthalten.) Auch hier ist des Dramatischen gar zu wenig; das Ganze also etwas trocken, der Gesichtspunkt meistens der politische, nur möchte der Vortrag oft schwer zu fassen seyn. Ein Register der Kapitel ist beigegeben, ein anderes über Namen und Thatsachen wäre zu wünschen. Nr. 7. Entretiens sur la Chimie, vom Verfasser von Nr. 4., Preis 18 kr., 120 Seiten, zwei genaue Register. In der vom Verfasser beliebten Gesprächform gibt er hier das Unentbehrlichste über die Chemie recht gut und richtig. Nr. 8. Entretiens sur le Calendrier, par J. Boeckel et A. L. Buchon, Preis 36 kr., auf 200 Seiten mit dreifachem Register, erklärt Alles, was nur in einem gewöhnlichen Kalender vorkommen kann. Eigentlich ist dies Werkchen nur eine Ueberarbeitung des von dem ersten der beiden Verfasser ursprünglich deutsch ausgearbeiteten Büchleins. Dieser, wie er selbst sagt, legte seiner Arbeit die neueste Ausgabe von Steinbeck's beliebtem Kalendermann zum Grunde,

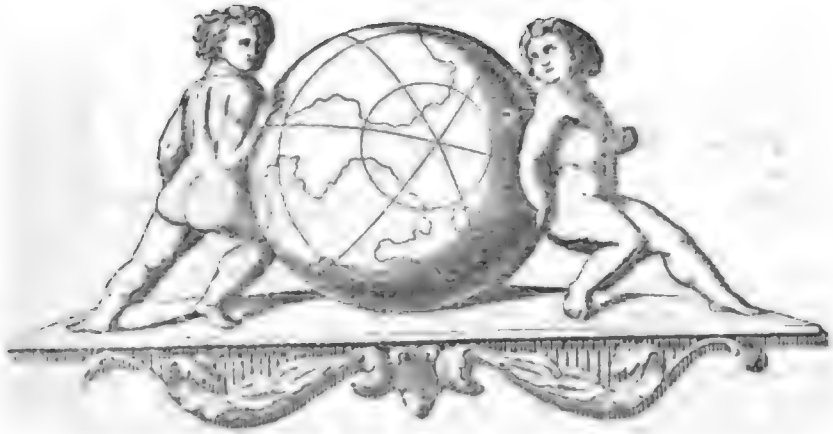
ließ aber die zu häufigen Gespräche weg und bereicherte dafür sein Büchlein mit allem, was die neuesten Entdeckungen im Gebiete der Sternkunde für das Volk Faßliches darboten; auch hob er gern überall den religiösen Gesichtspunkt hervor. Die verschiedenen lithographirten Tafeln, worunter eine einen sehr klaren, ewigen Kalender vorstellt und zwei andere 8 erläuternde Figuren enthalten, sind wohl gerathen. Nr. 9. endlich: Entretiens sur l'éducation, par A. Maeder, Preis 18 kr., ist gewiß eines der gelungensten in der Reihe. Auf 100 Seiten sagt der Verfasser in leichtgefälligen Gesprächen, mit Begeisterung für die schöne Aufgabe, Alles was das Volk in Ansehung der Kinderzucht, der Sorge für Erziehung und Unterricht der Jugend wissen und thun soll, und sucht zu beweisen, wie leicht dies ist, wenn Lust und Liebe die Eltern beseelen. Dieser Reihe mag sich ein Werkchen anschließen, das, wenn auch nicht in den Rahmen des Herrn Brard eingefaßt, doch in der Form und durch die Tendenz den vorstehenden an die Seite tritt. Es ist dies das von Herrn Cottard, Rektor der Straßburger Akademie verfaßte, auch schon in deutscher Uebersetzung erschienene Büchlein: Souvenir de Moïse Mendelssohn. Der Verfasser hatte den menschenfreundlichen Zweck, den Juden ein Büchlein in die Hand zu geben, das, indem es die Kinder anzöge, zugleich sie und die Eltern aufklären, erheben und zur freudigen Theilnahme an der christlichen Civilisation begeistern sollte. Mit vieler Weisheit und Liebe bekämpft er schädliche Vorurtheile, gibt sehr verständige Erklärungen mancher von den Talmudisten verunstalteten Aussprüche des Gesetzes und weiß durch eine geschickt herbeigeführte Episode die Hauptlehre, die er geben will, tief und bleibend einzuprägen. Nur wäre für das Volk eine etwas faßlichere Schreibart zu wünschen gewesen; der wohlmeinende Verfasser, der dies selbst anerkannte, wird es in dem zweiten, von ihm versprochenen Werkchen: „Rahel Otty, über die Pflichten des israelitischen Weibes“ gewiß beachten. Von allen angeführten Büchlein sind schon viele Tausende in die Hände des Volks übergegangen. (Aus Straßburg eingesandt.)

Zeitgeschichte.

Memoire über die Gefangenschaft der Frau Herzogin von Berry. Von dem Vicomte F. A. von Chateaubriand. Aus dem Französischen von Dr. Neurohr. Mainz, Müller, 1833.

Bekanntlich wurde diese Schrift schon im December des vorigen Jahres ausgegeben, und der edle Paladin wußte noch nichts von den eigentlichen „Zuständen“ von Blaye, als er, ein zweiter Graf Dunois, für die zweite Jeanne d'Arc schwärmte. So lächerlich dies alles ist, hat doch eigentlich kein Mensch gelacht. Ich weiß nicht, soll man das Zeitalter darum bewundern, daß es sich über eine so „ungeheure Ironie“ des Zufalls, über welche sich frühere Jahrhunderte in Gelächter und plumper Satire ausgeschüttet haben würden, mit so viel Delikatesse, Schonung und Decenz geäußert hat? oder soll man nicht vielmehr vor einer Zeit erschrecken, die mit eiskalter Miene überall nur den politischen Gesichtspunkt festhält, und nicht einmal durch die komischeste Ueberraschung von der Welt zum Lachen gereizt werden kann? In jedem Fall hat die Katastrophe von Blaye uns einen Blick ins Gemüth des neunzehnten Jahrhunderts thun lassen. Wir sind zum Erstaunen alt, kalt, klug, konsequent geworden. Wir wundern uns über nichts mehr. Wenn heute die Päpstin Johanna zum zweiten Mal in die Wochen käme, wir würden das ganz natürlich finden, Ihre Heiligkeit einen Augenblick lorgnettiren, ohne die Miene zu verziehen, und uns wieder zu einem andern Gegenstande wenden. O diese Gleichgültigkeit ist grausam, viel grausamer als der beißendste Spott. Aber Alles, was wir thun, ist in der diplomatischen Eisgrube abgekühlt und des leidenschaftlichen Charakters entkleidet. Wir brennen prachtvolle Flotten und Städte nieder, es ist aber blos eine kleine Demonstration zu Unterstützung einer Note; wir schleppen ein paar Tausend Menschen in die Gefangenschaft, aber es sind blos bis zur definitiven Uebereinkunft in Verwahrung genommene Individuen; wir schießen ein paar Hundert andre todt, aber es sind blos Individuen, die bei Gelegenheit einer geschärften Notenüberreichung zufällig das unnütze Ding, das man Leben nennt, aus der Patrontasche haben fallen lassen. Wir machen eine Revolution, setzen Könige ab und ein, aber es ist ums Himmelswillen nichts Revolutionäres dabei — nur dieses Wort nicht genannt — eine kleine Versetzung der ältern und jüngern Linie — ein Strich durch das C, so wird ein P daraus, das ist Alles! Es geschieht schlechterdings nichts, was nicht als der natürliche Lauf der Dinge, als etwas Alltägliches angesehn würde. Man berstet vor Zorn mit der lächelnden Miene eines Generalsuperintendenten, der sich zur Suppe setzt. Man windet sich im Todeskampf mit der Heiterkeit eines Hoffräuleins, der schon der zweite Prinz den Hof macht. Wehe dem, der sich merken läßt, daß ihm etwas Außerordentliches begegnet! Käme Napoleon wieder, man würde es äußerst geschmacklos finden, daß er Wunder thun und ein Wunder seyn will. Schlagen Sie, wird man ihm sagen, schlagen Sie immerhin Ihre Schlachten bei den Pyramiden, bei Marengo, Austerlitz, an der Moskwa, aber lassen Sie es sich ja nicht beikommen, damit etwas gethan haben zu wollen; seyn Sie bescheiden, still, douce, denn man bewundert jetzt nichts mehr, als daß man es so weit gebracht hat, nichts mehr zu bewundern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 68. — 5. Juli 1833.

Nachträge zu der staatswirthschaftlichen Literatur.

24) Die Bewegung der Bevölkerung mehrerer europäischen Staaten, von Bickes. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1833.

Wir ziehn auch diese statistische Schrift in den Bereich der Nationalökonomie, denn wenn vom numerischen Verhältniß der Menschen die Rede ist, so muß auch ihr Verhältniß zu dem Lande, das sie ernährt, in Betrachtung kommen. Die Zunahme der Bevölkerung ist namentlich in neuerer Zeit einer der wichtigsten Gegenstände für den National- und Staatsökonomen geworden. Man ahnet darin eine Gefahr, zu deren Abwendung man nicht frühe genug Mittel ersinnen kann.

Der Verfasser hat mit unsäglichem Fleiß die Bevölkerungslisten aller europäischen Völker verglichen und die Multiplikation der Ehen so wie die Subtraktion der Todesfälle in eine feste Regel gebracht. Wir versetzen uns sogleich in medias res, indem wir folgende Uebersichten mittheilen. Mehrjährige Vergleichungen der europäischen Heirathen und Geburten gaben auf 17 Millionen Heirathen und 77½ Millionen Geburten folgendes Barometer der Fruchtbarkeit für die verschiedenen Länder.

„Auf 1000 getraute Paare kommen Kinder:

I. Klasse. Stärkste Fruchtbarkeit.

Königreich beider Sicilien . .	5,546
Provinz Venedig	5,454
Königreich Würtemberg . . .	5,433
Königreich Böhmen	5,296
Provinz Bergamo	5,234
Königreich Portugal	5,184
Provinz Mailand	5,007

II. Klasse. Mittlere Fruchtbarkeit.

Großherzogthum Hessen . . .	4,813
Oesterreichische Monarchie . .	4,725
Königreich der Niederlande .	4,670
Großherzogthum Mecklenburg .	4,639
Königreich Preußen	4,570
Russisches Reich	4,537

III. Klasse. Geringste Fruchtbarkeit.

Königreich Frankreich . . .	4,148
Königreich Hannover . . .	4,121

Königreich Schweden . . .	4,112
Königreich Norwegen . . .	3,965
Herzogth. Bremen und Verden	3,884
Herzogth. Schleßwig u. Holstein	3,759
Königreich Dänemark . . .	3,693
Königreich England	3,065
Insel Seeland	3,439

Das Königreich Bayern gehört in die 1. Klasse, ist aber aus dem Grund oben nicht eingetragen, weil die vollständigen Listen des ganzen Königreichs nicht vorliegen, und hauptsächlich auch deswegen, weil die dem Verfasser bekannt gewordenen Listen vom Isar- und Obermainkreise so außer allem Verhältniß viele uneheliche Kinder — nämlich von 537 Geborne sind 100 uneheliche und 437 eheliche —) enthalten, daß dadurch die Proportionen ganz verändert und nicht, wie die von andern Staaten, durch die sechs andern Kreise wieder ins Gleichgewicht gesezt werden."

„Theilt man die Volksstämme nach der Größe der Fruchtbarkeit, so ist bei den slavischen die Fortpflanzung am kräftigsten; diejenige der germanischen steht den slavischen wenig nach; der gemischte Stamm und jener der drei nordischen Königreiche haben die schwächste. Italien und Skandinavien bilden die äußersten Grenzpunkte der größten und geringsten ehelichen Fruchtbarkeit, alle übrigen bewegen sich innerhalb dieser Grenze. — In Beziehung auf alle fünf Abtheilungen ist in sehr gebirgigen Ländern die Fruchtbarkeit über 5000, den Norden ausgenommen; nach Maaßgabe wie die Gebirge abnehmen und das Land sich verflacht, sinkt auch das Verhältniß und steht am niedrigsten in ganz ebenen niedrigen und in den nördlich gelegenen Ländern. — Alle diese verschiedenen Proportionen sind nicht vorübergehend; zwar schwanken sie manchmal in einem Jahr mehr oder weniger, aber doch nie in dem Grade, daß dadurch, sobald man die einzelne Jahressumme mit der Summe mehrerer Jahre vereinigt, ein merklicher Unterschied entstände."

Wir erhalten also für die Fruchtbarkeit einen dreifachen Maaßstab 1) einen astronomischen, da die Fruchtbarkeit gegen Norden abnimmt, 2) einen geognostischen, da die Fruchtbarkeit gegen die Ebene hin abnimmt und 3) einen gewissermaaßen zoologischen, da eine Menschenrace ihrer thierischen Organisation nach fruchtbarer ist als die andre. Noch gibt es einen vierten Maaßstab, der aus den politischen und sittlichen Zuständen herzuleiten wäre, der aber wie diese Zustände selbst schwankend und unberechenbar ist.

Bekanntlich werden immer mehr Knaben als Mädchen geboren. Der Verfasser gibt folgende Uebersicht:

Staaten	Ueberzahl d. männl. Geschlechts.	Jahre der Zählungen.	Bevölkerung.
1) Russisches Reich . .	801,455	—	40,280,000
2) Königreich Frankreich	347,254	1826	31,845,128
3) — Preußen . . .	69,764	1822	11,664,135
4) — beider Sicilien	25,796	1822	5,322,889
5) — Bayern . . .	8,398	1825	5,982,537
6) — Böhmen . . .	69,172	1822	3,477,113
7) — Schweden . .	15,195	1821	2,687,457
8) — Würtemberg .	6,877	1822	1,338,749
9) Großherzogthum Hessen	3,361	1822	671,789
10) Herzogthum Nassau .	6,184	1820	316,787
Summe . . .	1,356,754		101,707,212

Da die Bevölkerung von ganz Europa ungefähr 215 Millionen Seelen beträgt und auf obige 101,707,212 eine Ueberzahl von 1,356,751 des männlichen gegen das weibliche Geschlecht kommt, so läßt sich mit voller Sicherheit die Zahl verdoppeln und festsetzen, daß während der fünfzehn Friedensjahre das männliche Geschlecht sich gegen das weibliche um 2,700,000 Köpfe in unserem Welttheil vermehrt habe. — Obgleich diese progressive Zunahme der Männer gegen die Frauen ihrer Größe nach sehr ungleich, und bei dem slavischen Volksstamm am stärksten ist, so zeigt sie sich doch regelmäßig mit jedem Jahre steigend in allen Staaten, wo Volkszählungen nach dem Geschlecht bekannt sind."

Diese Mehrzahl der Männer ist von der weisen Natur angeordnet, damit der männervertilgende Krieg immer einen Ueberschuß und gleichsam Zinsen zu verzehren finde, ohne das producirende Kapital der Menschheit selbst angreifen zu dürfen.

Krieg und Seuchen abgerechnet gebt auch der Tod einen regelmäßigen Gang „nach gewissen Gesetzen, die unter diesen oder jenen Umständen sich stets unveränderlich bewähren. Schon bei den Todtgebornen zeigt sich diese Ordnung, denn die Zahl derselben bleibt in jeder Provinz, in jedem Staate, bei jedem Volke unveränderlich, und darunter befinden sich stets weit mehr Knaben als Mädchen; während des ersten Lebensjahres sterben wieder mehr männliche Kinder, nicht weil deren mehr geboren wurden, sondern weil ihre Lebenstenacität in diesem Alter schwächer als die der Töchter ist; mit dem zweiten Lebensjahre sterben mehr Kinder weiblichen Geschlechts, und so wechselt die Größe der Sterblichkeit von einem Geschlecht zum andern bis zum höchsten Lebensziel."

Dies sind die allgemeinen Resultate. Der ganze übrige Theil des Buchs beschäftigt sich mit den einzelnen Staaten und Völkern und gibt in langen vergleichenden Zahlenreihen und Tabellen die numerischen Verhältnisse

der Hochzeiten, Geburten und Sterbfälle nach Geschlecht und Alter in Detail an, mit steter Angabe der besondern lokalen oder temporären Motive für Irregularitäten.

Wer sich für Gegenstände dieser Art interessirt — und sie sind für den Staatsmann, für den Staatsökonomen, für den Geschichtschreiber und für den Menschenfreund gleich wichtig — wird aus diesem schätzbaren Buche mannichfache Belehrung schöpfen, und wenn es ihm entgangen seyn sollte, erinnern wir ihn bei dieser Gelegenheit noch an ein anderes, vor wenig Jahren erschienenes, denselben Gegenstand behandelndes Werk, die Biotomie von Butte, vergl. das Literaturblatt von 1831 Nr. 106.

25) Wegweiser zur Literatur der Waisenpflege, des Volks-Erziehungswesens, der Armenfürsorge, des Bettlerwesens und der Gefängnißkunde von J. B. Ristelhueber. Cöln, Schmitz, 1831.

Eine sehr schätzbare Uebersicht der vorzüglichsten Schriften über die genannten Gegenstände, aus allen europäischen Sprachen. Die Titel sind genau verzeichnet und nach Fächern und der Zeitfolge geordnet.

26) Landesverschönerung und Landesverbesserung. Von Heinrich von Nagel. München, Finsterlin, 1831.

Kein unwichtiger Gegenstand, dessen Verfolgung uns aber nothwendig entweder in die St. Simonistischen Träume oder in altegyptische und chinesische Erinnerungen führen muß. Eine Landesverschönerung im Großen setzt nothwendig unumschränkte Despotie oder Hierarchie voraus. So lange der germanische Grundsatz des freien Allodial- und Kommunalbesitzes gilt, wird Jeder sich auf seiner Scholle einrichten, wie er mag. Herr von Nagel hat dies wohl eingesehn, er tritt also nicht diktatorisch auf, sondern wendet sich an den guten Willen und das letzte Fünkchen von gutem Geschmack, das etwa noch in einem deutschen Ortsvorstande zu finden seyn möchte, um durch freundliche Ueberredung und Belehrung zu bewirken, daß man endlich einmal einsehn möchte, das Nützliche werde nicht darunter leiden, wenn man es auch mit dem Schönen paare. Er hat sehr, sehr Recht, denn unsre nur auf den Nutzen ängstlich bedachte Kultur hat die schönen Naturanlagen nur verderbt und entstellt, höchst selten sie benuzt und noch weniger verschönert. Kann man unsre abscheulichen Pappelalleen ohne Aerger ansehn? Welcher Schmutz herrscht noch in zahllosen Dörfern, ja Städtchen Deutschlands, wo es offenbar ist, daß durch Reinlichkeit, bessere Wege, besseres Pflaster nicht nur die Schönheit, sondern auch der Nutzen gefördert würde! Wie wird noch in Deutschland gebaut! Es sey Gott geklagt. Und woran liegt es? Mit demselben Material, mit denselben Kosten läßt sich Alles weit nützlicher, bequemer, solider und schöner bauen, aber man hat sich in das Enge, Eckige und Schiefe so verliebt, daß man nicht davon abgehn will. Welche Vorstädte, welche Judengassen, welche Hintergebäude an Kanälen und Flüssen kann man noch sehen. Durch ganze Dörfer kann man reisen, in denen die Abtritte vorn nach der Straße gehn. Am meisten aber muß es auffallen, daß man da, wo man mit großen Kosten neue öffentliche Gebäude aufführt, sich einer Geschmacklosigkeit befleißigt, wie sie selbst frühern Zeiten unbekannt war. In großen Städten zwar sieht man manches Großartige, Einfache, Schöne auftauchen; aber in kleinen Städten und auf Dörfern herrscht bei Erbauung neuer Kirchen, Rathhäuser ꝛc. ein wahrhaft barbarischer Geschmack.

Der Verfasser hätte übrigens nicht blos vom Lande, er hätte auch vom Volke reden sollen. Ein schönes Volk zu erzielen, war das Hauptaugenmerk der alten Gesetzgeber und auch unsrer Väter, der Germanen. Freilich gehören dazu Bedingungen, die unsern heutigen politischen Begriffen und Sitten zuwider laufen. Die Kunst, das menschliche Geschlecht zu verderben, arbeitet unaufhörlich, Jahrhundert für Jahrhundert in die alte gute Natur hinein, sehe diese, wie sie sich ihrer Haut wehrt. Wir zucken die Achseln und lassen diesen Gegenstand fallen. Aber an die Tracht hätte der Verfasser wenigstens denken sollen. Ein Land kann nicht wohl verschönert werden, wenn es nicht auch seine Staffagen, die Leute, werden. Da hätte sich dann manches über die Unzweckmäßigkeit und Unschönheit nicht nur der städtischen Modetrachten, sondern selbst den Volkstrachten sagen lassen, z. B. über das Unwesen der engen Lederhosen, der dicken oft siebenfachen Unterröcke, der riesenhaften Weiberhauben (z. B. in Bamberg und am Bodensee), der Pelzkappen (die man z. B. in Bayern auch im Sommer trägt), der garstig hohen Taillen der Weiber in einigen Gegenden und der eben so garstig tiefen Taillen der Männer im großen Lande der birsch- und bocksledernen Beinkleider ꝛc. Ehre den Volkstrachten, aber nur wenn sie schön sind.

27) Feuersnoth- und Hülfsbuch. Von Fr. Teichmann. Leipzig, Engelmann, 1831.

28) Die einfachen Rettungsanstalten bei Feuers- und Wassersgefahr. Von Weyrich. Leipzig, Wienbrack, 1831.

Die erstere dieser Schriften verbreitet sich mit ungemeiner Ausführlichkeit über die Ursachen der Feuersbrünste und die zweckmäßigsten Mittel zu deren Verhütung

sowohl als Löschung. Schwerlich ist über diesen Gegenstand je ein so vollständiges Werk herausgegeben worden, und dieser Reichthum macht es uns fast unmöglich, das Einzelne hier anzuführen. Von besonderm Interesse sind zunächst die merkwürdigen Beispiele von Feuersbrünsten, die durch außergewöhnliche Ursachen entstanden sind, sodann die Beschreibungen der verschiedenartigsten, meistens neuerfundener Löschapparate, sowohl in Bezug auf die chemische Mischung des Löschmittels, als auf den mechanischen Bau der Spritzen, Feuerklatschen, Leitern ꝛc.

Die zweite kleinere Schrift beschäftigt sich hauptsächlich mit der Beschreibung einer bei Feuersgefahr aufzurichtenden hohen Stange, an der eine mit einem Korbe versehene Querstange angebracht werden soll, die als Krahn zu gebrauchen wäre, um Menschen oder Sachen aus dem bedrohten Hause schnell durch die Luft bei Seite zu bringen. Auch in der erstern größern Schrift ist eine solche Maschine beschrieben, die aber aus drei Triangelförmig aufzurichtenden Stangen bestehn soll. Das leztere scheint vorzüglicher, weil alsdann die Maschine sogleich steht. Die einzelne Stange würde dagegen nur für enge Räume taugen, worin eine dreibeinige Maschine nicht leicht aufzurichten wäre. In jedem Fall aber ist die Applikation eines Krahns die Hauptsache.

Der Verfasser ist in Betreff der Rettungsanstalten in Wassersnöthen äußerst kurz und empfiehlt blos, Bäume, Seile, Stangen u. dgl. zu benutzen, was jeder ohnehin thun wird, der solche zur Hand hat. Merkwürdig ist hier nur der gute Rath für Flußbewohner, die öfter Ueberschwemmungen ausgesezt sind, sich mit einer gehörigen Anzahl Blasen vom Fleischer zu versehn, die, an den Leib gebunden, denselben über Wasser halten.

(Die Fortsezung folgt.)

Biographie.

Der Herzog von Reichstadt. Aus dem Französischen des Grafen von Montbel, vormaligen Ministers König Karls X. Mit Verbesserungen und Ergänzungen im Einvernehmen mit dem Verfasser. Leipzig, Weygand, 1833.

Wir können diese Schrift nicht besser empfehlen, als mit der Bemerkung, daß ihr Gegenstand der Sohn Napoleons, ihr Verfasser ein Erminister der Bourbons, und daß sie dennoch unpartheiisch ist. Der junge Herzog besaß ausgezeichnete Eigenschaften, aber sie hatten nicht Zeit genug, sich zu entwickeln, und der Charakter verschwindet hier unter der Größe des Schicksals. Niemand hat dies in schönere und erhabenere Worte gekleidet, als Herr Jacoby in den kürzlich erschienenen Bildern und Zuständen aus Berlin. Wir theilen sie daher mit:

„In einer silbernen Wiege umgaukelten ihn die ersten Tage.

Was für Pläne, was für Entwürfe schwebten um den kleinen Raum. Habsburgs Ahnen sandten ihre Wünsche für den erlauchten Sprößling hernieder, der Kaiser lauschte den Athemzügen des geliebten Sohnes und Könige und Königinnen kos'ten mit dem beglückten Kinde. Roms Krone schmückte sein Haupt.

Böse, schicksalsschwere Träume sind indessen vorübergegangen, haben den Knaben aus dem schönen Erblande verscheucht, ihm den Scepter und die Rosen auf den Wangen genommen.

Ueber das Meer kamen Seufzer her und legten sich an das kleine Herz.

Und das kleine Herz brach! denn es war groß. —

Uns erzählen die Ammen Mährchen. Ihm erzählte die Geschichte eine Mähr, die ernst und schauerlich in sein Jünglingsleben hineingriff. Dazu schlug die Riesenharfe der Zeit elegische Rhythmen. Das Lied sang von dem großen Titanen, von den neidischen Göttern und dem hämischen, schuftigen Menschengesindel; es sang von dem Kaiser, von St. Helena, von dem Vater ohne Sohn, von dem Sohne ohne Vater.

Und so wurde der Jüngling zu Tode gesungen und ruht jezt wieder auf der Wiege. Die Klagegeister durchweinter Tage und Nächte schlummern auf seiner Stirne. Die alte Krone schmückt wieder sein Haupt. Denn Roms Krone — das ist der Leichenkranz; der gebührt der todten, vermoderten Stadt.

Auch der Kaiser naht sich seinem sterbenden Sohne, der ihm lebend nicht vergönnt war, und beugt sich über ihn und küßt die lezte Gluth von dem erlöschenden Auge weg.

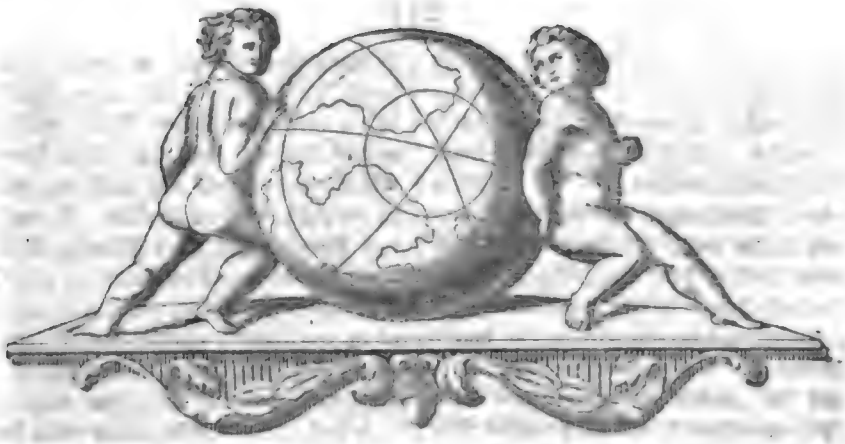
Also mußten sich die Zeiten erfüllen.

Was soll das Titanenblut unter dem Menschengeschlechte? Er ist als Jüngling gestorben, rein und unbefleckt. — Unerfüllte Träume sind im Grabe ein weiches, lustiges Kissen, aber im Leben neckische, höhnische Gestalten.

Auf der Stätte von St. Helena blühen keine Blumen, singt keine Nachtigall. Das Meer braus't dort in Wogendonner sein ewiges Sturmlied, eherne Männertritte schreiten des Nachts über das Grab und aus der Asche des Todten keimen die Rachegeister künftiger Schlachten.

Aber auf dem Hügel des Jünglings wird es grünen und blühen."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 69. — 5. Juli 1833.

Nachträge zu der staatswirthschaftlichen Literatur.

(Fortsetzung.)

29) Staatswissenschaftliche Versuche über Staatskredit, Staatsschulden und Staatspapiere, nebst drei Anhängen, enthaltend zwei Uebersichten der englischen und französischen Finanzen seit dem eilften Jahrhundert und eine Zusammenstellung aller im europäischen Handel vorkommenden Staatspapiere. Von Edward Baumstark, Privatdocent in Heidelberg. Heidelberg, Reichard, 1833.

Der gelehrte Verfasser sucht seinen Gegenstand aus dem tiefsten Grunde und von allen Seiten zu beleuchten, indem er dessen Beziehungen zum intellektuellen, moralischen, rechtlichen, politischen und ökonomischen Zustand der staatsbürgerlichen Gesellschaft erörtert, und die Wechselwirkung dieser Zustände auf das Staatsschuldenwesen, und wieder des Staatsschuldenwesens auf diese Zustände zugleich ins Auge faßt, und dies alles mit gründlichen historischen Belegen. Eine große, eine abschreckende Aufgabe, die er freilich nur in dem sehr dicken Buche zu lösen im Stande war. Je wichtiger indeß der Gegenstand ist und immer wichtiger wird, um so mehr ist ein gründliches Werk wie das vorliegende zu schätzen, und wir erschrecken nicht, es unsern Lesern trotz seines weiten Umfangs und trotz seiner trocknen Materie zu empfehlen. Wir haben ihnen schon eine ziemlich lange Reihe verwandter Schriften vorgeführt, die alle in der jüngsten Zeit erschienen sind. Schon ihre Zahl dient zum Beweise, wie sehr es den deutschen Gelehrten angelegen ist, das Publikum über diese bisher immer noch dunkle Materie aufzuklären, die, wie so mancher andre Gegenstand der Politik, zu den öffentlichen Geheimnissen gehört, d. h. zu den Dingen, die Jedermann wissen könnte und wissen sollte, aber eben doch nicht weiß.

Das Trockne des Gegenstandes hat der Verfasser durch heitre Schreibart auszugleichen gewußt. „Das ist der Unterschied zwischen den Menschen und den Kameelen, daß diese bei übermäßiger Belastung liegen bleiben, jene aber aufstehen," dergleichen witzige und zugleich tiefsinnige Bemerkungen macht der Verfasser häufig.

Bei einer so gründlichen Darstellung ist es natürlich, daß alle guten und schlimmen Seiten der Sache besprochen werden. Herr Baumstark läßt dem einmal Bestehenden, und selbst der schlimmen Nothwendigkeit als

ſolcher Gerechtigkeit widerfahren, verkennt aber eben ſo wenig die gefährlichen Konſequenzen, die aus zu großer Anſpannung oder fehlerhafter Anwendung des Staatskredits hervorgehen müſſen. Abgeſehn von den bekannten Uebeln des Staatsſchuldenweſens, — der Beſteurung der Zukunft, dem Verſchlingen der eignen Kinder (nach der Mythe von Saturnus), der progreſſiven Abgabenvermehrung zum Behuf der Zinszahlung, dem durch Schuldenmachen begünſtigten Verwaltungsluxus und endlich dem Staatsbankerott und der Revolution, — macht der Verfaſſer hauptſächlich auf eine indirekte Folge aufmerkſam, nämlich auf die großen und gewaltigen Störungen, welche der Privatwohlſtand der bürgerlichen Geſellſchaft durch die mit dem Staatsſchuldenweſen verknüpften Geldſpekulationen erleidet. Es iſt ein richtiger und durch Erfahrung hinlänglich beſtätigter Grundſatz, daß der Wohlſtand um ſo mehr gedeiht, je mehr alle Kapitale flüſſig ſind, und je ſchneller ſie umlaufen, während die ſogenannten todten Kapitale auch der Tod des Wohlſtands ſind. Allein da die bürgerliche Geſellſchaft dem Delta des Nils gleicht, welches in ſeinen kleinſten Theilen durch unzählige kleine Kanäle und Verzweigungen des Nils bewäſſert ſeyn will, ſo folgt daraus, daß der Wohlſtand durch die Flüſſigkeit der Kapitale nur dann befördert wird, wenn die Kapitale klein und möglichſt gleichmäßig vertheilt ſind. Wie, wenn die Aegypter kein ſo vortreffliches Syſtem der Kanaliſirung befolgten, wenige große Nilarme nutzlos ins Meer ſtürzen, und die fruchtbarſten Felder dürr liegen bleiben würden, eben ſo würden ungeheure Kapitale in wenigen Händen, gegenüber von zahlloſen leeren Händen dem Nationalwohlſtand ſchädlich ſeyn. Durch das Staatsſchuldenweſen und durch die Manipulation der Staatspapiere iſt es möglich geworden, was außerdem und früher niemals möglich war, die größten Geldmaſſen zu koncentriren, ja der Fall iſt keineswegs undenkbar, daß ein einziges Geldhandlungshaus, z. B. das Rothſchildiſche, auf dem bisherigen Wege fortfahrend, zulezt der einzige Gläubiger, und die ganze übrige Menſchheit ſeine Schuldner werden könnten. Ja noch mehr, die Rothſchilde könnten eine noch größere Summe zu fordern haben, als die ganze Welt werth wäre. Sobald man einmal das Mittel erfunden hat, das Geld ſelbſt produktiv zu machen, gibt es keine Grenze mehr, bald muß der wahre Werth der Hyppothek hinter dem Nennwerth des Papiers zurückbleiben, und der Schuldner wird immer noch den Gläubiger hinter das Licht zu führen glauben, wenn er ihm außer der Erde, die er allenfalls haben könnte, noch den Mond mit verſezt, den er nicht haben kann. Iſt nun auch dafür geſorgt, daß ſolche rechtliche Möglichkeiten faktiſch unmöglich werden, ſo erreicht doch auch die faktiſche Anhäufung des Geldes in wenigen ſpekulirenden Händen durch das Inſtitut der Staatspapiere immerhin einen hohen und gefährlichen Grad, weil nach einfachen mechaniſchen Geſetzen das auf einen Punkt der Fluth zuſammengedrängte Geld auf zahlloſen andern Punkten, denen es entzogen wird, tiefe Ebbe, Armuth und die Entſtehung und Vermehrung jener Menſchenklaſſe bewirkt, die unter dem Namen der Proletairs in jüngſter Zeit mannigfache Beſorgniſſe einflößen. Ein Kapital von 100,000 Gulden iſt in 100 Händen allemal fruchtbarer, als in einer Hand, aber nicht deswegen, weil hundert Hände fleißiger ſind als eine, ſondern weil jene hundert Hände fleißig für ſich ſind. Das Geld gleicht nicht dem Magnet, der um ſo beſſer zieht, je mehr er zieht, ſondern der elektriſchen Scheibe, die um ſo mehr zieht, je breiter ſie iſt. Gewiß aber wird jenes Kapital in 100 Händen genußreicher, und das Recht der Konſumtion ſteht der Pflicht der Produktion zur Seite. Wenn z. B. in Frankreich auf der einen Seite die Geldariſtokratie, auf der andern die Proletairs überhand nehmen, wird das „Huhn im Topf“ immer weniger „eine Wahrheit werden.“

In moraliſcher Hinſicht iſt es eben ſo wahr, daß keine Ariſtokratie verächtlicher iſt, und auf die Dauer verhaßter werden muß, als die Geldariſtokratie. Man gönnt das Geld dem alten Geburtsadel, dem neuen Verdienſtadel, dem grauen Helden und dem ſonnenverbrannten Seefahrer, aber man gönnt es nicht dem Geldmacher, der es unter keinem andern Titel beſizt, als unter dem des auf andrer Leute Koſten glücklich ſpekulirenden Juden, und wenn auch legitimirten, doch immer landſchädlichen Wucherers.

Wir ſehn in Bezug auf das Geld dieſelben Erſcheinungen ſich wiederholen, die das Aufkommen anderer im Staat als Staat ſich konſtituirender Gewalten immer begleitet haben. Wie zuerſt die Kirche in ihrem beſondern Intereſſe ſich iſolirte, dann der ritterliche Adel, dann die Bürgerſchaft zur Zeit der Hanſe, ſo jezt die Geldariſtokratie. Die großen Banquiers bilden eine unabhängige Gewalt, die ihr eignes Intereſſe verfolgt und, ganz ähnlich der alten Kirche, zuerſt nur dazu dient, wirkliche Bedürfniſſe zu befriedigen, alsbald aber deſto mehr andre künſtlich zu erzeugen. Wie ein Kanon das andre im Mittelalter, ſo erzeugt ein Staatspapier das andre jezt. Was wird das Ende ſeyn? Dem Gelde klebt immer Schmuz an, und am meiſten der Geldleidenſchaft. Ein Kampf um Glaubensſäze, ein Kampf um politiſche Rechte kann grauſam, kann entſezlich ſeyn, aber die Hölle würde nicht Bilder genug haben, einen Kampf der Armen gegen die Reichen, einen Kampf blos des Geldes wegen zu malen. Deshalb iſt die

Weisheit der Staatsökonomen aufgefordert, den metallnen Ballast des Staatsschiffes so zu vertheilen, daß es nicht überschwankt.

Zwar sieht unser Verfasser in den europäischen Staatsschulden eine Garantie des Friedens. „Politische Ruhe, Entfernung des Krieges ist das Ziel des Strebens der Politik aller europäischen Staaten. Sie hält die Volkswuth und den Absolutismus gefesselt, daß sie sich beide nicht zerfleischen. Nicht Ludwig Philipp, nicht Perier, Soult, Dupin, Wellington, Grey oder Brougham ist Ministerpräsident in Frankreich oder England. Nicht Lord Palmerston leitet die Geschäfte der Londoner Konferenz. Nein, die Staatsschuld ist der Präsident aller Präsidenten, die Staatsschuld der Gesandte aller Gesandten, sie ist der absolute Monarch, der ganz Europa in Furcht und Zaum hält.“ Allein der Verfasser sagt auch: „Die Moralität des Volks geht aber nach beiden Seiten einen Krebsgang. Bei Armen aus Mangel an Subsistenz und Bildung, und bei den Reichen aus Ueberfluß, Wohlleben und Verbildung. In keinen Ländern Europas findet man unter allen Ständen so scheußliche Laster und Verbrechen, als wie in Holland, Frankreich und England. Es ist, als ob zu ihrer Erfindung die scharfsinnigsten und witzigsten Köpfe besoldet wären. Hierzu aber kommen die Laster und Verbrechen, welche als Folge des Staatspapierhandels, der Verluste und Gewinnste in demselben, der Spielsucht und der Vermögenszerrüttung anzusehen sind; die Laster und Verbrechen, welche einstens zufolge des Annuitäten-, Leibrenten- und Tontinenwesens, besonders in Frankreich, unter jenen Klassen entstanden, welche ihr Leben so in Müssiggang dahinschleppen; jene Handelskniffe, welche sich allmählich in eine Bevölkerung zufolge der Papierspekulationen der feinsten und schlechtesten Art, durch Beispiel und Blut forterben; jene Leidenschaft, einen Andern zu übervortheilen und darin einen Ruhm zu suchen; jene verderbliche Wirkungen des Prohibitivsystems auf die Moralität, welche die Gränzbewohner und selbst die Bevölkerung im Innern vergiftet; die Verbrechen der Falsch- und Nachmünzerei, der Noten- und Obligationsverfälschung, endlich die Lüge und der Betrug, welche gleichsam als Zierde je nach dem Erfolge oder Grade der Feinheit erscheinen.“ Noch weit wichtiger aber, als diese Immoralität, ist die langsam zehrende Schwindsucht aller kleinen Besitzer, die, wenn sie noch so lange, noch so zähe sich wehren, am Ende doch der stärkern Zichkraft der großen Metallmassen nachgeben müssen, und zu den Geldaristokraten in dasselbe Verhältniß kommen, wie die alten kleinen Allodialherrn zu den großen Lehnsherrn. Die Arbeit jedes Proletairs ist ein feudum oblatum; jeder ist ein dinglich Höriger seines Arbeitsherrn geworden. Nachdem der Grund und Boden seinen großen Prozeß mit den Menschenrechten endlich völlig zu verlieren im Begriff ist, fängt das Geld einen neuen Prozeß an, wird ihn aber wahrscheinlich ebenfalls verlieren.

Solche große Angelegenheiten der menschlichen Gesellschaft lassen sich nur nach einem großen historischen Maaßstab und nach Analogien messen. Die darin verborgnen Uebel schwellen zu einer Macht der Nothwendigkeit an, welcher gegenüber der Streit um den Rechtsbuchstaben oder um den zufälligen vorübergehenden Vortheil lächerlich wird. Es ist leicht, im Schuldenmachen der Staaten wie der Privaten Vortheile zu entdecken und es juridisch zu rechtfertigen, aber es ist schwer, die Last aller Konsequenzen davon zu tragen, ohne erdrückt zu werden, oder aus dem Labyrinth denselben herauszufinden, ohne daß das Gebäude zertrümmert wird.

30) Ueber das Schuldenwesen der Staaten des heutigen Europa. Von Dr. K. S. Zachariä. Leipzig, Hinrichs, 1830.

Dies ist das Buch, gegen welches das vorige hauptsächlich streitet. Wer die staatsrechtlichen Schriften des Herrn Zachariä kennt, weiß, daß es die charakteristische Eigenthümlichkeit dieses Gelehrten ist, nichts zu bewundern, aber auch nichts zu beklagen, und daß er tolerant genug gegen alle möglichen Schwächen und Fehler der Menschen wie der Staaten ist, um darin keineswegs Abnormitäten, sondern eben nur natürliche Eigenschaften zu sehen. In dieser gemüthlichen Weltanschauung rechnet er denn auch die Schulden zu den natürlichen Eigenschaften einer Oekonomie, und rühmt alles Gute, was sich vom Schuldenmachen sagen läßt, wie Bruder Liederlich im Lustspiel. Er sagt nicht nur, der Staat kann, sondern sogar, er soll Schulden machen, so wie einst Calonne sagte, die Regierung kann nicht nur, sondern sie soll verschwenden. Die Behauptung, Staatsanleihen seyen unter allen möglichen Staatsabgaben die vollkommensten, ist deswegen durchaus unbegründet, weil die Anleihen nur ein augenblickliches Palliativ sind, nach dessen Abnutzung das Uebel zehnmal schlimmer wird, weil die Last, welche den Steuernden für den Augenblick durch die Anleihen abgenommen wird, später, durch ungeheure Zinsen vermehrt, auf sie zurückfällt. Es bleibt kein andrer Ausweg, die Steuerpflichtigen müssen am Ende Alles bezahlen, oder der Staat muß Bankerott machen. Tertium non datur. Nicht einmal eine Verewigung der Schuld ist möglich, weil sie nothwendig wächst und also sich selbst in die Katastrophe hineinpeitscht.

31) Ueber die Gemeinheitstheilungs-Methode des Landes-Oekonomie-Raths Podlacky. Von Landrath Abranowski. Berlin, Ochmigke, 1833.

Unter den Uebeln der alten Feudalzeit ist die Zerstücklung und ungleiche Vertheilung des Grundbesitzes nicht das geringste. Dies gilt von den kleinsten Dörfern, wie vom heiligen römischen Reiche selbst. In die alten geschlossenen Herzogthümer und Gaue hinein bildeten sich zahllose große und kleine Lehngüter, die, in verschiedenen Zeiten durch Oblation, Schenkung, Vererbung auf einen Besitzer gebracht, doch in viele kleine Parzellen und Inklaven vertheilt bleiben und in buntscheckiger Verwirrung durcheinander lagen. So war das römisch-deutsche Reich kurz vor seinem Untergange 1806 und namentlich vor dem berühmten Reichsdeputationshauptschluß 1803. Seitdem hat sich durch Sekularisation und Mediatisirung der große Länderbesitz wieder, wie vor den Feudalzeiten abgerundet. Seitdem aber hat man in Preußen angefangen, diese Maxime auch auf die kleinen Güter eines Dorfs auszudehnen, und durch freiwillige Arrondirungen der verzettelten Aecker auch hier wieder die geschlossenen Güter herzustellen, wie sie vor der Feudalzeit bestanden. Gewiß ein merkwürdiges Zeitereigniß und tiefer eingreifend ins Leben der deutschen Völker, als mancher glaubt.

Der Verfasser preist die Vortheile dieser Maxime. Er zeigt, wie viel besser sich die Landleute befinden, wenn jeder wieder seinen Acker hinter seinem Haus und Garten in der Nähe und geschlossen hat, anstatt wie bisher weit entfernt ein Stück Feld oder Wiese hier, das andre dort liegen zu haben. Er beweist durch die Erfahrung, daß die Landleute sich gern zu einer neuen Theilung des Bodens nach dieser einfachen Regel bequemen, weil sie ihnen allen wirklich bequem ist, und er zeigt endlich, daß die Kultur des Bodens selbst dabei gewinnt, weil die Thätigkeit koncentrirt wird. Er erklärt sich aber gegen das sogenannte Bonitiren oder langweilige Abschätzen der einzelnen Güter, und zieht den Weg der Versteigerung vor, bei welchem die kostspieligen Weitläuftigkeiten vermieden und die Werthbestimmung der Konkurrenz überlassen wird.

Wer selbst Güter besitzt, weiß es, wie schwer es hält, nach und nach im Verlauf vieler Jahre durch zufällig zum Verkauf ausgebotene Parzellen seinen Grundbesitz zu arrondiren und völlig bequem einzurichten, und wie viele Opfer man oft diesem Zwecke bringen muß, wann ein Nachbar auf die Dringlichkeit spekulirt, mit der wir eine Parzelle oder Inklave desselben zu erwerben wünschen. Diesem Uebelstande kann nur durch einen allgemein durchgreifenden Wechsel der Güter, wobei jeder gewinnt, also auch leichter opfert, abgeholfen werden.

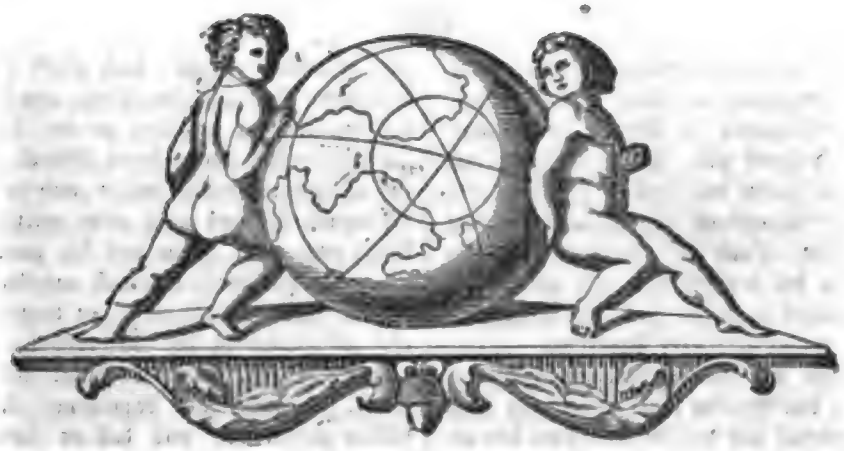
32) Die Nothwendigkeit der Zurückgabe geistlicher Güter. Nach dem Italienischen des Pater Ansossi, von D. Daniel. Leipzig, Barth, 1832.

Die Nothwendigkeit wird hier aus den Dogmen der Kirche nachgewiesen. Allein darauf kommt es nicht an. Die Güter sind nicht mehr ein Ding, welches sich verschiedene Besitzer aus den Händen reißen, sondern sie sind etwas Selbstständiges geworden, sie sind aus einer res gleichsam eine persona geworden, sie wollen sich nicht mehr der Willkühr des Besitzers unterwerfen, sondern zwingen diesen vielmehr, sich nach dem Gut zu richten. Diese wunderbare Verwandlung ist das Werk der physiokratischen Lehre, und jezt ist sie durch die Herrschaft allgemeiner nationalökonomischer Grundsätze geheiligt. Es kommt nicht mehr darauf an, wer den Boden besitzt, sondern nur darauf, wie er am besten bebaut wird. Mithin wäre das alte Sprichwort: „unter dem Krummstab ist gut wohnen," und die alte Erfahrung, daß Kirchen- und Klostergüter die fettesten sind, ein weit stärkerer Beweis für die Nothwendigkeit einer Zurückgabe der geistlichen Güter, als alle Urkunden konstantinischer und sonstiger Schenkungen und als alle sogenannten göttlichen Vorschriften. Allein was würde jener Beweis helfen? Die Güter sind fett geblieben, auch nachdem die Mönche mager geworden sind. Man bebaut sie jezt so gut als früher, ja sie ernähren mehr und eine nützlichere Menschenklasse.

Der Verfasser hätte Recht, wenn er von den wahren Gütern der Kirche, nämlich von den ewigen, nicht von den zeitlichen gesprochen hätte, wenn er nicht die Reichthümer der Kirche, sondern die Rechte der Religion vom Staate reklamirt hätte. Wenn der Staat sich in die innern Angelegenheiten der Religion mischt, den Leuten durch Kabinetsordre befiehlt, was sie glauben und wie sie beten und singen sollen, und die Geistlichen zu Staatsdienern stempelt, dann ist es in der Ordnung, zu reklamiren. Wenn aber dem alten Klostermutterschwein die Speckseiten ausgeschnitten, wenn die Nester des geistlichen Müssiggangs und der Völlerei ausgenommen, wenn die großen Güter, welche die Kirche zu viel hat, aus der todten Hand einer übersüllten Kaste von Tagedieben in die lebendige Hand der arbeitenden Klassen gegeben werden, so hat kein vernünftiger Mensch darüber zu klagen, und Gott selbst lächelt dazu und gibt sein Gedeihen.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 70. — 8. Juli 1833.

Nachträge zu der staatswirthschaftlichen Literatur.

(Fortsetzung.)

33) Die bäuerlichen Lasten der Würtemberger, insbesondere der Grundgefälle. Nach Urkunden und amtlichen Nachrichten, von Dr. Rudolf Moser. Stuttgart, Schweizerbart, 1832.

Im vorigen Jahrhundert bis zum berühmten 4ten August 1789 betrachtete man die bäuerlichen Lasten hauptsächlich aus dem rechtlichen Gesichtspunkt. In neuerer Zeit hat man angefangen, sie vom nationalökonomischen Standpunkt aus zu würdigen. Man hat erkannt, daß sie nicht nur die Zinsen des im Boden liegenden Kapitals, sondern auch das Kapital selbst angreifen. Da diese Lasten die Dreifelderwirthschaft, den gezwungnen Anbau gewisser Fruchtarten mit Ausschluß anderer, die Untheilbarkeit weitläuftiger Lehngüter, die Verödung großer, zum Anbau geschickter, aber nicht gestatteter Räume, die dem Landbau so schädlichen Jagd- und Waldrechte ꝛc. verewigen, und dadurch der Produktion ungemein hinderlich werden.

Der Verfasser erklärt sich gegen das summarische Verfahren jenes berühmten 4ten August. Er weist zwar geschichtlich nach, daß alle diese Lasten erst in den Zeiten des Lehnwesens und Faustrechts den Bauern mit Gewalt und Unrecht aufgezwungen worden seyen, daß aber in so vielen Jahrhunderten der ursprünglich unrechtmäßige Besitz, aus einer Hand in die andre gehend, ein privatrechtlich unzweifelhafter geworden, und daß es Raub sey, dem Berechtigten ohne Entschädigung ihre Rechte zu entreißen. Er verlangt aber nicht blos zu Gunsten der Verpflichteten, sondern auch aus nationalökonomischer Rücksicht zu Gunsten der Produktion und des Wohlstandes überhaupt, daß eine baldige, uneingeschränkte, durchgreifende Ablösung aller dieser Lasten, nach einem billigen Maaßstabe der Entschädigung, als zwingendes Gesetz verfügt werde.

Das Werk gehört zu den vortrefflichsten, die über diesen Gegenstand geschrieben worden. Es verdient in seinem praktischen Theile wegen der darin enthaltenen Vorschläge eben so sehr Beherzigung, als es in seinem historischen Theile ein werthvoller Beitrag zur vaterländischen Geschichte ist. Der Verfasser hat nicht nur die besten Urkundensammlungen, welche die ältern deutschen Rechtsverhältnisse dokumentiren, die besten Spezialgeschichten, worin über die bäuerlichen Angelegenheiten Auskunft gegeben wird, z. B. von Möser, Arr ꝛc. und die ältern, ausschließlich diesem Gegenstand gewidmeten Schriften von Horix, Hauschild, Sommer, Eigenbrod ꝛc.,

sondern auch zahlreiche offizielle Berichte und Gutachten aus allen Theilen Würtembergs bei seiner Arbeit benuzt. Wenn man nicht die bekannten 12 Artikel der Bauern im Jahr 1525 dahin rechnen will, so waren Horix und Hauschild in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die ersten, die diesen Gegenstand zur Sprache brachten und den gedrückten Bauernstand zu vertreten unternahmen. Seitdem ist in der Theorie sehr viel und in der Praxis wenigstens einiges geschehn, und das vorliegende Werk gewährt darüber eine schätzbare Uebersicht.

Wir übergehn hier die Rechtsfrage. Wir wenden den Blick hinweg von den Greueln einer rechtslosen Zeit, in welcher der Krummstab und das Ritterschwert den ursprünglich freien Bauer in die Knechtschaft hinabdrückten, und eben so wenden wir den Blick hinweg von den Greueln der Revolution, die in Frankreich mit einem tödtlichen Schlage das alte Unrecht rächten. Deutschland hat den schönen Beruf, auf dem Wege der Ordnung, des Gesetzes, der Billigkeit dieses Unrecht zu vergüten. Der Verfasser erklärt sich hierüber: „Von einer völligen Aufhebung (der Feudallasten) ohne alle Entschädigung kann natürlich die Rede hier nicht seyn; denn wenn auch der größte Theil der Grundgefälle seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß die Natur der Steuern hatte, da sie des Schutzes wegen gegeben wurden, so hat sich doch im Verlaufe der Zeit dieses Verhältniß völlig geändert. Durch Verkauf, durch Schenkung und Erbschaft sind sie indessen in ganz andere Hände gekommen und vom öffentlichen Rechte in das Privatrecht übergegangen. — — Was bleibt nun zu thun übrig? Abgethan müssen die Gefälle in Bälde werden; Entschädigung muß man gewähren, der Staat kann sie zum mindesten nicht allein tragen und die Pflichtigen sind zu arm, als daß sie die Ablösungssummen aus eignen Mitteln aufzubringen vermöchten. — Wir glauben einzig nur in einem Vergleiche des Vernunftrechtes und des positiven Rechtes, in einem Zusammenwirken Aller das zweckmäßigste und ausführbarste Auskunftsmittel zu erblicken. Vermittlung der Extreme — die große und schwere Aufgabe unserer Zeit — muß auch Aufgabe des Gesetzgebers seyn. — Man möchte vielleicht fragen: wodurch sich eine solche Zusammenwirkung begründen, womit sie sich rechtfertigen lassen könnte? — Versuchen wir zuerst die Beantwortung hinsichtlich der Gesellschaft! Nicht nur um den Grundpfeiler unseres Staates, die so tief gesunkene Landwirthschaft, wieder zu befestigen, stellt sich für die Gesellschaft die Nothwendigkeit heraus, aus gemeinsamen Mitteln für deren Emporbringung werkthätig mitzuwirken, und — wie zu Emporbringung einzelner Gewerbszweige — durch Unterstützung ihr aufzuhelfen; auch um den Forderungen des Rechts zu genügen, muß der Staat aus allen Kräften und so sehr es die Verfolgung des Staatszweckes erlaubt, diese Hülfe gewähren. Wenn die bestehende Ordnung der Dinge nur gegen Entschädigung der Betheiligten geändert werden kann, wenn jene Eigenthumsrechte, theils durch Gewalt und Unrecht, theils des Schutzbedürfnisses wegen und somit Gegenleistungen bedingend, die nun nicht mehr geleistet werden, entstanden, auch nicht allein auf die ganze Staatsgesellschaft überwälzt und dieser eine Last aufgebürdet werden könnte, die sie nicht ausschließlich zu tragen verbunden ist; so will es gleichwohl der Rechtsschutz, den der Bedrückte ansprechen darf, daß der Staat Jahrhunderte hindurch unter seinem Schutze begangenes Unrecht nach Kräften wieder gut mache, und daß er Jahrhunderte hindurch mit unrechtmäßigen Abgaben bedrückten Genossen einen billigen Lösepfenning zur Befreiung von solchen Fesseln aus seinen Mitteln reiche. — Wird ja die Gesellschaft selbst reicher, wenn mit Aufhebung der Grundgefälle auch die Hemmnisse des Wohlstandes jener Klasse von Staatsbürgern entfernt werden, welche unsere Subsistenzmittel und, bei besserer Pflege, selbst unsere Reichthümer schafft; wenn sie die Fesseln löst, welche die Produktivkräfte des Feldbaues noch gebunden halten. Und um den Grundstock der Nationalkraft zu vermehren, darf und muß der Staat auch ein momentanes Opfer, das von den segensreichsten Folgen begleitet wäre, nicht scheuen: ein Opfer, das selbst aus den Mitteln der einzelnen Staatsgenossen gerne gereicht würde, und geschähe es nur einzig darum, damit den überbürdeten und verarmten Brüdern der im Staatszwecke begründete Anspruch auf Lebensgenuß endlich auch in Erfüllung ginge. — Aber auch die Berechtigten werden gerne die Hand zum Vergleiche bieten und von einer Mitwirkung sich nicht lossagen, mögen sie nun dieses der Vergangenheit oder der Zukunft wegen thun. Sie werden nicht vergessen, daß ein großer Theil ihres in Frage stehenden Eigenthums nur usurpirt, nur durch Unrecht und Gewalt erworben wurde. Indem sie sich dessen erinnern, werden sie schon aus diesem Grunde auf ihren Ansprüchen nicht starr beharren, und dadurch einen Kampf des positiven Rechtes und des Vernunftrechtes, welch' lezteres Unrecht und Gewalt und das unter ihrem Schirme Errungene nicht schüzt und Verjährung von Menschenrechten nicht kennt, klüglich vermeiden, dessen Folgen ja so leicht ein gänzlicher Verlust ihres Eigenthums seyn könnte. Klugheit und Billigkeit wird sie bestimmen, die mahnenden Forderungen der Zeit zu beachten und eine Vermittlung der Extreme jezt nicht freventlich auszuschlagen, die einzig noch heute zu helfen vermag und zu der schon vielleicht morgen die versöhnenden Hände nicht mehr bereit sind."

Der Verfasser verlangt nun; 1) der Staat solle zuerst alle Rechte der Privaten auf die Grundgefälle und

den Lehnsverband an sich bringen, und dann erst, und zwar er allein, die Ablösung vornehmen. 2) Die Pflichtigen sollen die Hälfte, die Berechtigten ein Viertel und der Staat ein Viertel des Ablösungs-Kapitals übernehmen. 3) Alle Gefälle sollen ohne Unterschied nach einem allgemeinen Maaßstab abgelöst werden, weil eine strenge Sichtung aus dem Rechtsstandpunkt unmöglich oder höchst schwierig wäre. 4) Die Entschädigungssumme soll in dem 20fachen Betrage der reinen Einnahme des Gefälles bestehn, nach Abzug aller Gegenleistungen, Verwaltungskosten und des nachgelassenen Viertheils. 5) Die Berechtigten sollen baar oder in Staatsobligationen entschädigt werden. 6) Die Berechtigten sollen ihr Recht auf künftige Gefälle, also namentlich den Neubruchzehnten verlieren, und zwar ohne Vergütung. 7) Desgleichen den Blutzehnten. 8) Der Lehnsverband selbst soll ohne Entschädigung aufgehoben seyn, da die daraus fließenden Rechte vergütet worden sind. 9) Der Staat soll die Ablösung befehlen, jeder Berechtigte und Pflichtige muß, unter so billigen Bedingungen, dazu gezwungen werden, weil der ganze Vorschlag, wenn er nicht allgemein durchgeführt würde, seinen Zweck verfehlen müßte. 10) Der Staat braucht nicht baar bezahlt zu werden von den Pflichtigen. 11) Indem alte Grundlasten aufhören, muß auch das Verbot, neue aufzulegen, ausgesprochen werden. 12) Der Staat darf die freigewordenen Güter nicht höher in der Grundsteuer anlegen, als um das Viertel, das er selbst zur Ablösung der Lasten beitrug, die übrigen drei Viertel müssen frei bleiben.

Hiernach würde der Bauer eine Last, die für ihn jährlich 5 fl. beträgt, im zwanzigfachen Betrage auf einmal mit 100 fl. bezahlen müssen, allein davon sind abzuziehen 36 fl. 40 kr. für Kosten und Verluste aller Art, sodann noch vom Rest die Hälfte, da der Staat und die Berechtigten die andre Hälfte zu tragen haben, es bleiben dem Bauer also nur noch 31 fl. 40 kr. zu zahlen übrig.

Es wird nicht überflüssig seyn, auf einige Vortheile aufmerksam zu machen, welche durch die Ablösung dem Landbau und dem Nationalwohlstand überhaupt erwachsen würden. 1) Die Gebundenheit der Güter würde aufhören; ein allzugroßes, nur nachläßig bewirthschaftetes Lehnbauerngut würde unter mehreren arbeitsamen Familien vertheilt und besser bebaut werden können. Ganze öde Strecken würden dadurch produktiv werden. 2) Die gezwungene Dreifelderwirthschaft würde aufhören. Der Landmann würde nicht ferner genöthigt seyn, sein Feld brach liegen zu lassen, nur damit der Lehnsherr seine Schaafe darüber treibe. 3) Gleichfalls würde der Zwang aufhören, welcher dem Landmann befiehlt, denselben Boden durchaus immer nur mit derselben Frucht zu bepflanzen. Jeder Ackerbauer würde das natürliche Recht wieder erlangen, zu pflanzen, was dem Boden gerade zusagt und ihm am meisten Vortheil bringt, ohne sich die Erlaubniß dazu vom Lehnsherrn mit übertriebnen Summen erkaufen zu müssen. 4) Die Saaten würden von den weidenden Heerden und vom Wild verschont bleiben, wenn die Waid- und Jagdrechte der Lehnsherrn aufhörten. So lange diese Privilegien bestehn und durch die härteste Justiz aufrecht erhalten werden, ist der Ackerbauer fortwährend der Sklave des Nomaden und Jägers, der ungescheut auf seinem Gebiete walten darf, und Beschädigungen sind unvermeidlich. 5) Ohne den Neubruchzehnten würden viele öde Strecken bebaut werden. Ohne besondre Privilegien auf einen Theil würde oft das Ganze gewinnen. Ein großes Waideland würde kultivirt werden, wenn die darauf stehenden Eichen nicht einem Dritten gehörten, der sie nur gegen eine unverhältnißmäßige Summe abtreten will. 6) Ohne die Naturalgilten, Theilgebühren, Zehnten würde der Landmann seines Erwerbes froh werden, er würde nicht den besten Theil der gewonnenen Früchte abgeben müssen, er würde daher auch fleißiger seyn. Je mehr Zehnten, je weniger Fleiß. Es befleißet sich Niemand, einen Andern zu bereichern. Viele Naturalabgaben sind ein unsinniger Tribut des armen Fleißes an den reichen Müssiggang. Im Jahr 1526 borgte ein Bauer 30 fl. und versprach dafür an Zinses Statt jährlich 12 Imi Wein. Diese 12 Imi muß sein direkter Nachfolger seit drei Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag bezahlen, obgleich das Geld jezt im Werthe gesunken ist und 12 Imi wenigstens 15 fl. oder die Hälfte des ursprünglichen Kapitals kosten, also daß der Pflichtige das ganze Kapital alle zwei Jahr einmal zurückzahlt und es doch immer wieder zahlen muß. Gehören solche Fälle nicht unter die Rubrik des so hoch verpönten Wuchers? und sind sie nicht ein Fluch für den Landmann? Was den Zehnten betrifft, so hat der Verfasser hier, übereinstimmend mit den fast einstimmigen Urtheilen neuerer Nationalökonomen die Schädlichkeit und Ungerechtigkeit jeder Steuer vom Rohertrag genügend nachgewiesen. Er führt Fälle an, wo der Bauer, der alles Stroh, das er baut, braucht, aber ein Drittel davon den Zehntberechtigten abgeben muß, dieses Drittel wieder kauft, und mehr dergleichen. 7) Ohne die drückenden Lehnsabgaben bei Verkäufen und Sterbefällen würde der Preis der Güter fallen und doch der Werth derselben steigen. So gibt es z. B. in der Gegend von Ellwangen sogenannte Vierangengüter, welche von einem Ehepaar gegen Erlegung eines Drittels des Güterwerthes bestanden werden. Stirbt aber der Mann oder die Frau, so verfällt dem Lehnsherrn die Hälfte des Güterwerthes, und sterben beide, so müssen die Güter von

den Kindern wieder auf gleiche Weise bestanden werden. Daher geschieht es, daß zuweilen binnen wenig Jahren der ganze, ja der doppelte Werth eines solchen Guts in die Kasse des Lehnsherrn fließt. 8) Endlich würden dem Landmann eine Menge Nebenverluste erspart, die Kosten der Vielschreiberei, welche von dem Lehnswesen, den Uebertragungen und Berechnungen unzertrennlich ist, und die Verluste durch Veruntreuungen und kleine Willkührlichkeiten, deren sich die Schaafhirten, die Jäger, die Zehntberechtigten immer schuldig machen.

Die Entfernung aller solcher Uebelstände würde unstreitig, ganz abgesehn von politischen Beziehungen, der Produktion in nationalökonomischer Hinsicht zuträglich seyn. Allein es gehört dazu auch die Entfernung der äußern Hemmnisse des Verkehrs. Der Verfasser macht gelegentlich eine Bemerkung, aus welcher die schädliche Rückwirkung dieser Hemmnisse auch auf die Produktion klar hervorgeht. Er beweist, daß die Viehzucht in einigen Gegenden Schwabens in dem Maaß gesunken ist, in welchem die Eingangszölle an der französischen Grenze erhöht worden sind. „Aus den obern Gegenden war die Einfuhr von Mastochsen nach Frankreich sehr bedeutend; nun aber, da auf das Paar 50 Franken Zoll gelegt ist, mindert sich dieser Handel und im Stalle des Landes fiel jedes Paar Ochsen um zwei bis vier Louisd'or. Viele gaben dises Gewerbe ganz auf." Es ist aber klar, daß nicht nur die deutschen Verkäufer, sondern auch die französischen Käufer durch diese Maaßregel der französischen Regierung gelitten haben; denn diese müssen jezt in demselben Verhältniß das Fleisch theurer kaufen oder entbehren, da ihnen die inländische Viehzucht den alten Einkauf über den Rhein her keineswegs entbehrlich gemacht hat. So wahr ist es, daß die Länder einander wechselseitig bedürfen.

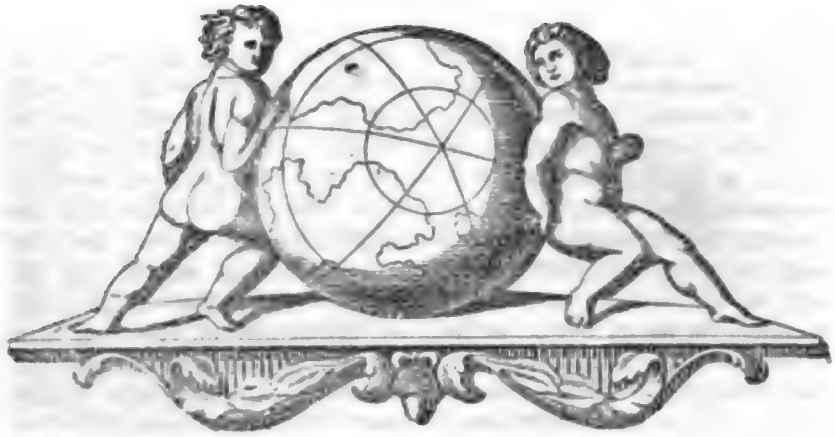
34) Ueber Aufhebung des Zehnten, Leibeigenschaftsgefälle, Frohnen, Beeten und Fall-Lehen; ferner über Gewerbswesen, Bürgeraufnahme und Volksschulen. Von Wiest. Ulm, Wohler, 1833.

Auch dieses, von einem warmen Freund und Kenner des Nährstandes verfaßte und sehr umfassende Buch dringt auf die Aufhebung der bäuerlichen Lasten im Wege der billigen Uebereinkunft und Entschädigung; es will die unbilligsten Lasten, z. B. Neubruchzehnten, Gebundenheit der Güter, gänzlich aufgehoben, die übrigen in ständige Renten verwandelt wissen. Der Verfasser macht auf das Beispiel andrer Nationen aufmerksam, wo sich die Aufhebung oder Ablösung der bäuerlichen Lasten schon als vortrefflich bewährt hat; er macht darauf aufmerksam, daß nicht nur alle Gebildeten, sondern auch die Regierungen selbst, im Widerspruch mit der alten Landaristokratie, hierin eine Abhülfe wünschen und bereits eingeleitet haben. Er wendet sich, im Interesse der Verpflichteten an die Berechtigten: „Würden die durch das Feudalsystem darauf gelegten Lasten durch milde Ausübung der denselben entsprechenden Rechte, wie dies in älterer Zeit öfters, und gewöhnlich von Klosterherrschaften geschah, gemildert, so ließen sich wohl manche, ja viele Stimmen beschwichtigen, aber leider gibt es viele Standes- und Gutsherren, welche durch die strengste Ausübung ihrer vermeintlich wohl erworbenen Rechte, ja durch möglichste Ausdehnung derselben, und sogar durch Mißbrauch ihrer Gutsherrlichkeit dem Zeitgeist und der öffentlichen Meinung entgegentreten. Die Folgen sind einleuchtend. Solche harte Behandlung erzeugt Bitterkeit, Haß und Unwillen und feindselige Gesinnungen — ein allgemeines Streben, das Joch leichter zu machen. Daher dann auch die furchtbar vielen Zerwürfnisse zwischen Grundherren und Grundholden, die vielen Streitigkeiten, welche auf administrativem Weg vor den Regierungen und gerichtlich vor den Gerichten, freilich bei beiden langsam genug behandelt werden. Diese vielen Prozesse sind für die mannichfachen, nicht in dieselben gezogenen Arten gutsherrlicher Rechte, eine beständige Quelle von Reibungen, von Irrungen, und dadurch wird immer eine sehr gereizte Stimmung unterhalten." Er hält ihnen ferner folgendes schlagende Argument entgegen: „Diejenigen, welche behaupten, daß die Fragen über Ablösung von Leibeigenschafts-Abgaben, Frohnen, Gefälle, Zehnten-Verwandlung und Fall-Lehen in Erblehen oder Zinsgüter kein Gegenstand der Gesetzgebung seyn können, setzen sich mit ihren Behauptungen über die Art der Entstehung der gutsherrlichen Verhältnisse in Widerspruch. Eine solche Entstehung müssen sie wohl selbst aufstellen, wenn sie die gewaltsame und durch Furcht oder Irrthum veranlaßte Entstehungsweise nicht zugeben wollen. Geben sie aber die ältere, das ist die mittelalterliche Gesetzgebung als Grund und Titel an, unter deren Herrschaft das freie Eigenthum der Wehren, die doch eine nicht zu läugnende, also auch von ihnen zuzugebende Thatsache ist, aufgehoben werden, und an ihre Gerichts- und Schutzherren übergehen konnte, so müssen sie, wollen sie konsequent seyn, nothwendig auch die Zulässigkeit einer neuen Gesetzgebung zugeben, welche die entgegengesezte Richtung hat."

In dem Anhange über Gewerbswesen, Bürgeraufnahme und Volksschulen spricht sich der Verfasser eben so warm für die Verbesserung des Zustandes der ärmern Bürgerklasse aus. Allein indem er diese Verbesserung von einer Einschränkung der Gewerbefreiheit und Bürgerrechtsertheilung abhängig macht, zieht er nicht scharf genug die Grenzen, welche vor dem entgegengesezten Extrem, nämlich vor der bürgerlichen Aristokratie, sicher stellen; denn es ist historisch erwiesen, daß aus der Einschränkung der Bürgerrechtsertheilung das schädliche Patriciat, aus der der Gewerbefreiheit die Zunftaristokratie hervorging, und daß beide ihre Vorrechte so lange mißbrauchten und steigerten, bis sie gestürzt werden mußten. Es ist also hier die Aufgabe, ein Uebel zu meiden, ohne ins andre zurückzufallen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 71. — 12. Juli 1833.

Nachträge zu der staatswirthschaftlichen Literatur.

(Beschluß.)

35) Ueber Posten und Postregale, mit Hinsicht auf Volksgeschichte, Statistik, Archäologie und Erdkunde. Von Mathias, Geh. Archivar beim preußischen Postdepartement pp. Berlin, Mittler, 1832. 2 Bde. gr. 8.

Die Hauptschwierigkeit bei der Abfassung dieses Werkes bestand im Mangel einer Vorarbeit. Neufville Recherches sur l'origine des postes chez les Anciens et les Modernes (Paris, 1708), enthält nur allgemeinere Notizen; Bernede: Des postes en général et particulièrement en France, ist befangen und einseitig; von Amelang's bekanntem Versuche: Ueber das persische Postwesen (Leipzig, 1774), aber weiß unser Verfasser noch weniger Gutes zu sagen.

Unter diesen Umständen blieb ihm nichts übrig, „als eigenes, unermüdetes Nachforschen in Archiven, öffentlichen und Privatbibliotheken, Sammeln und Vergleichen einzelner Materialien und Nachrichten;" ein Bemühen, in welchem er durch seine amtliche Stellung und die lange Dauer dieses Verhältnisses (der Verfasser dient schon über fünfzig Jahre), ausnehmend unterstützt worden ist. Auf diese Weise haben wir denn die vorliegende Arbeit erhalten, welche in ihrem Fache, als klassisch bezeichnet werden kann.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über Schrift und Briefwesen wendet sich der Verfasser zu den Briefsendungen vor Errichtung der jetzigen Posten, und bringt besonders interessante Notizen über die Briefbeförderung unter den römischen Imperatoren bei, „der Cursus publicus" heißt es, z. B. daselbst, „auch Vereda publica oder Res veredaria, war eine Reiseanstalt ausschließlich bestimmt für den Kaiser, die Staatsbeamten vom Civil und Militär, für die Gesandten und kaiserlichen Eilboten, und zum Transporte der Summen für den kaiserlichen Schatz, der Armeebedürfnisse und bei Truppenmärschen. Die Pferde oder Maulthiere wurden auf des Kaisers, nicht auf Staatskosten, unterhalten, und nur in seinem Dienste gebraucht. Darum reiste jeder Berechtigte ohne irgend eine Bezahlung, sogar die Annahme eines Trinkgeldes war verboten, und kein Pferd oder Wagen durfte aus den Stations-Marställen ohne ausdrücklichen Erlaubnißschein des Kaisers verabfolgt werden." Ueberall findet man eine sorgfältige Angabe der Quellen, unter welchen Referent nur Horazens

Digitized by Google

5te Satyre des 2ten Buches, in welcher der Dichter seine Reise von Rom nach Brundusium mit dergleichen öffentlichen Reiseanstalten beschreibt, ungern vermißt. Sodann erklärt der Verfasser, „daß die Posten, im eigentlichen Sinne, nämlich in der Bedeutung von Sendungsanstalten für Jedermann, zuerst von Deutschen, nämlich im Jahre 1276 von den deutschen Ordensrittern zu Marienburg, erfunden und eingeführt worden sind.“ Der Verfasser behandelt die deutsche Postgeschichte zuerst im Allgemeinen, und geht sodann speciell zu den Fürstlich-Taxis'schen, vormaligen Reichsposten, über, welches Reichspostwesen wir in dem Zeitraume von 1770 bis 1790 auf der höchsten Stufe seines Glanzes erblicken, worauf es allmählich auf diejenigen Grenzen beschränkt wurde, in denen es sich jezt bewegt. Leztere Nachweisung schließt diesen Abschnitt, und der Verfasser kommt nun zur preußischen Postgeschichte, welche er durch urkundliche Begründung der obigen Anführung von Erfindung der Posten durch die deutschen Ordensritter eröffnet. Die darüber sprechenden Originalschriften und Rechnungen des vormaligen Hauptordens-Hauses in Marienburg und dessen Komthureien befinden sich in den Archiven der Regierung zu Königsberg i. Pr., und es befand sich, denselben zu Folge, seit dem Jahre 1276, bei jedem Ordenshause ein Beamter, welcher den Namen Wothing (Ordensstallmeister und Postmeister im eigentlichen Sinne) führte und mit der Briefannahme und Versendung, der Abfertigung der „Briefjungen“ (Postillons), Beaufsichtigung des Briefpferdestalles u. s. w. beauftragt war. Jene „Brossongen“ mußten die empfangenen Briefe in einem leinenen Sacke (Brossack), zu Pferde nach dem nächsten Ordenshause überbringen, und eben so die dort eingelaufene Korrespondenz mit zurück nehmen. Die Briefe wurden in ein Buch (jezt Manual) eingeschrieben, jeder mit einer Nummer, nach seiner Reihenfolge bezeichnet, und neben der Aufschrift eines jeden Briefes wurde die Zeit der Aufgabe und Absendung vom betreffenden Ordenshause genau bemerkt. Eine Menge solcher also bezeichneten, im genannten Archive zu Königsberg i. Pr. noch aufbewahrten Briefe, sammt begleitenden Briefkarten und Stundenzetteln aus jener Zeit, leistet den unwiderleglichen Beweis von der Richtigkeit dieser Angaben. — Dies ist der gewiß merkwürdige Ursprung des preußischen Postwesens, dessen fernere Schicksale der Verfasser nun mit derselben Gründlichkeit und durchgängiger Einwebung gleich anziehender Partikularitäten, verfolgt, wobei er als preußischer Patriot nicht verfehlt, heftig gegen die auch im Postwesen sich äußernde Zwingherrschaft Napoleons zu eifern.

Demnächst gibt der Verfasser einen Abriß der Postgeschichten von Sachsen, Hannover, Braunschweig, Oesterreich, Bayern, Würtemberg und Kur-Hessen und wendet sich dann zur Postgeschichte von Frankreich und von England.

„Fast alle Schriften, in welchen der Posten gedacht wird, enthalten die Sage, daß Ludwig XI., König von Frankreich (1461—1483) der Erfinder des Postwesens sey, und dasselbe 1461 in seinen Staaten eingeführt habe.“ Der Ungrund des ersten Theiles dieser Behauptung ist aber hinreichend nachgewiesen worden; den andern anbetreffend, so beweist der Verfasser mit großem Aufwande von Belesenheit, daß lange vor jenem Regenten, Posten, oder doch postenähnliche Einrichtungen in Gallien und Frankreich bestanden haben. So war z. B. schon früher die Einrichtung getroffen, daß besoldete Universitäts-Boten den Briefwechsel der zu Paris Studirenden mit ihren Verwandten in den Provinzen gegen ein bestimmtes Porto besorgten. Ludwigs XI. „Edit pour l'établissement des postes, en date à Luxies (eine befestigte Burg) près Daulens (Städtchen im Departement der Somme) le 19 Juin 1161, welches in unserm Werke auszüglich mitgetheilt wird, hat die Geschichtschreiber durch das darin gebrauchte Wort „postes“ verführt; die Einrichtung war ursprünglich nur für den Staatsdienst bestimmt, und es wird im §. 9 des Edikts sogar bei „Todesstrafe“ verboten, Pferde dieser Anstalten zu andern Zwecken herzugeben. Indeß soll der König doch von dem Verdienste dieser Einrichtung sehr durchdrungen gewesen seyn, und eine Medaille auf dieselbe haben prägen lassen, deren Avers sein Bild, der Revers aber zwei im Galopp reitende Couriere mit der Umschrift: Qui pedibus volucres anteirent cursibus auras, zeigt. Der Keim eines Postwesens lag aber allerdings in diesem Courierinstitut, es entwickelte sich allmählig daraus, und unter Heinrich dem 4ten sehen wir schon den edlen Minister dieses edlen Königs, Süllo, gleichzeitig mit dem Titel eines „Général des postes“ bekleidet. Um diese Zeit wurde auch die Benennung „maitre des postes“ allgemeiner. Nach wechselnden Schicksalen des aufblühenden französischen Postwesens wurde 1668 der berüchtigte, eben so talentvolle, als moralisch verächtliche Louvois zum Postchef ernannt. Er übersah mit seinem Adlerblicke die ganze finanzielle Wichtigkeit des Postwesens, und fand in einem gewissen Patin einen Pächter, der 1,200,000 Livres jährliche Postpacht zahlte, mit der Befugniß jedoch die Posttaxen für Briefe und Paquete zu erhöhen. Jene Pachtsumme wurde im Jahre 1758 auf 3,917,513 Livres erhöhet, ein Beweis, welche Fortschritte das französische Postwesen indessen gemacht hatte. Im ersten Regierungsjahre Ludwigs XVI. 1774, wurde

der Finanzminister Türgot, ein wackrer, wohlwollender, aber an zu metaphysischen Ideen krankender Mann, Generalpostmeister, und führte auch manche wohlthätige Postreform aus, mußte aber mitten in dieser Wirksamkeit den Ränken des allmächtigen Maurepas weichen. So nahete die lezte (23ste) Verpachtung des französischen Postwesens, in welcher dasselbe für 11,000,000 Livres zugeschlagen wurde, bis die assemblée constituante im Jahre 1790 die ganze bisherige Posteinrichtung aufhob, und das Postwesen zeitgemäß umformte. Die Schicksale desselben unter der Schreckensregierung und in der Kaiserzeit übergeht der Verfasser. Für leztere Periode machen wir ihn auf die Memoiren des Grafen Lavallette, Generalpostdirektor unter Napoleon, worin mehreres interessante postliche Detail vorkommt, aufmerksam. Den heutigen Zustand des Postwesens in Frankreich anlangend, so bemerkt der Verfasser, daß das wesentlichste Amt dabei das der 30 Postinspektoren ist, die sich in die Verwaltung theilen und wovon Jeder seinen eignen Bezirk hat. Wir bemerken noch, daß im Jahre 1829, in ganz Frankreich 1582 Haupt- 417 Nebenpostbureaux und 1163 Gespannwechsel (Stationen) bestanden, und daß die Posteinkünfte auf 31,000,000 Franken gestiegen waren.

Die ersten Schritte des Postwesens in England sind ebenfalls unbedeutend; noch kurz vor der Thronbesteigung Karls II. ward das Landespostwesen um 10,000 Pfund verpachtet. Erst die Königin Anna ließ durch die neunte Akte ihrer Regierung das Postwesen besser organisiren, wie es großentheils noch jezt besteht. Jedes der drei Königreiche — England, Schottland, Ireland — hat danach seine eignen, in der Hauptstadt des Landes residirende General-Postdirektion; im Hauptorte jeder Grafschaft (Shire) befindet sich daneben eine Postdirektion. Das Charakteristische des englischen Staatspostwesens besteht darin, daß es sich ausschließend mit der Briefbeförderung befaßt; der anderweite Transport ist Privatsache. Von der ungeheuren Ausdehnung dieses Briefverkehrs kann man sich aber aus dem Umstande einen Begriff machen, daß im Jahre 1825 die Posten des ganzen Staates England 2,268,619 Pfund, also gegen 16,000,000 Thaler preußisch einbrachten (spätere Angaben fehlen). Diese hohe Einnahme wird aber auch mit durch die, dem englischen Postwesen eigenthümliche Anomalie gesichert, daß alle Schiffe die Brief-Felleisen unentgeldlich mitnehmen müssen, daher alles Seeporto in die Postkasse fließt, ohne daß die mindeste Ausgabe für Seetransport zu machen wäre. Um aber jener Einnahme gewiß zu seyn, sind alle über Meer gehende Briefe einer gezwungenen Francatur unterworfen. Aehnlichermaßen besorgen die Privat-Fuhrherren das Mitnehmen der Postbrief-Felleisen beinahe unentgeldlich.

In London, dieser Riesenstadt, ist das General-Post-Office zugleich Stadtpostamt. In der Abtheilung desselben für inländische Korrespondenz sind 200 Expedianten und 200 Briefbesteller, für die ausländische Korrespondenz aber 20 Expedianten und 31 Briefträger angestellt. Eben so werden die ankommenden und abgehenden Briefe in besonderen Abtheilungen expedirt; die Annahme-Expedition aber wird um 7 Uhr Abends geschlossen, und für die später etwan noch eingelieferten Briefe werden besondere Gebühren, als Besoldungstheil der jüngeren Beamten, erhoben. Man zählt im Durchschnitte wöchentlich eine halbe Million Briefe, welche bei'm Londoner Postamte angenommen und ausgegeben werden. Auch die täglich, Morgens, Mittags und Abends, erscheinenden Zeitungen werden mit der Briefpost versendet, und man rechnet deren wöchentlich gegen 250,000 Exemplare.

Abgesondert hiervon ist die sogenannte Penny- oder jezt Twopenny-Post, welche 1680 vom Kaufmann Dokwra zu London eingerichtet, bald hernach aber für ein Regale erklärt wurde. Diese Post besorgte bis 1784 für 1 Penny (10½ Pfennige preußisch), seitdem aber, auf den Vorschlag der damaligen beiden Generalpostmeister, Lords Bentink und Fawley, für 2 Penny (woher die Namen) Briefe, Geldsummen bis 60 Rthlr., und Handpäckchen bis 1 Pfund schwer, in London und der Umgegend. 50 Sekretaire und Sortirer, mit mehreren in den verschiedenen Stadtvierteln vorhandenen Nebenpostämtern besorgen die Briefbestellung dabei durch 360 Land- und Stadtbriefträger, und man berechnet die jährliche reine Einnahme auf 40,000 Pf. St.

Weniger günstig läßt sich der Verfasser über die Kontinental-Post, die Briefbeförderung durch die Mail-coach, besonders aber über die Personen-Beförderung in England, vernehmen; und wenn das, was er dagegen vorbringt, zum Theil nach einem gewaltigen Anti-Britanism zu schmecken scheint: so läßt sich doch anderseits auch nicht in Abrede stellen, daß wir manche britische Einrichtung, auf Kosten des Vaterländischen, viel zu hoch stellen. Ein einziger Stadtwundarzt auf der Poststraße von London nach Birmingham z. B., that dar, daß im Verlaufe eines Jahres in seinem Amtsbezirke 117 Postreisende mit gequetschten, verrenkten oder zerbrochenen Armen oder Beinen und darunter 9 tödtlich Verwundete, zur Kur gebracht worden seyen!

Auf einer relativ ungemein niedrigen Stufe erblicken wir das spanische Postwesen, das sich inzwischen zu heben und zeitgemäß zu vervollkommnen angefangen hat. Graf Florida Blanca ließ Anfangs 68 be-

queme, in Federn hangende Wagen (Diligencias) in Gang bringen; leider sind aber nachher mehrere derselben wieder eingegangen. Das Personengeld ist hoch, höher als in Frankreich und England. Ein „Mayoral" führt die Aufsicht und hat die Verantwortlichkeit während der ganzen Reise. Derselbe sorgt auch für Zehrung und Nachtquartier, indem in bestimmten Gasthäusern (Pasada's) oder Schenken (Venta's) zu Mittag und Abend gegessen und übernachtet wird, da die Wagen nur bei Tage unterweges sind. — Dies sind die Staatsposten; indeß hat aber ein Verein von Privatpersonen die Einrichtung beträchtlicher Postcourse unternommen, und es ist Manches im Werden. Ueber das Postwesen im spanischen Amerika scheint es an allen Notizen zu fehlen. Nordamerika dagegen geht, wie in allem Uebrigen, auch im Postwesen, mit Riesenschritten der Vollkommenheit entgegen. Im Jahre 1760 bestanden daselbst nur erst 75 Postverwaltungen, und die Poststraßen dehnten sich nur auf eine Strecke von etwan 400 deutschen Meilen aus. 36 Jahre nachher, im Jahre 1826, hingegen, war die Anzahl der Post-Comtoire schon auf 6500 gestiegen, und die Reitposten durchliefen in allen Richtungen eine Wegestrecke von über 320,000 Meilen. In den bloßen beiden Jahren von 1826—1828 waren abermals 1500 neue Postetablissements entstanden, so daß deren Gesammtzahl im zuletzt genannten Jahre schon auf 8000 stieg. Die Postverbindungen werden durch die schönen, stets ausgebesserten Straßen, durch die herrlichen Kettenbrücken u. s. w. vortrefflich unterstützt; und außerdem geben Paquetboote und Dampfschiffe in Ueberzahl ein eben so bequemes, als verhältnißmäßig wohlfeiles Transportmittel ab. Gegenwärtig fahren 220 Dampfschiffe auf dem Mississippi und den in ihn ausmündenden Strömen; und man hofft, binnen höchstens 10 Jahren auch die großen Binnenseen zu befahren, und nach Durchstechung der nur 12 Meilen breiten Meerenge von Panama die Dampfschifffahrt bis China und Neuholland auszudehnen. Alternde Europa, nimm dich zusammen, deine jüngere Schwester läuft dir den Rang ab *). — Nach amtlichen Berichten endlich betrug der reine Ueberschuß bei'm Postdepartement der vereinigten Staaten im Jahre 1826, 1,648,000 Thaler (preußisch), und wurde lediglich zur Verbesserung des Postwesens selbst angewendet, wodurch freilich andere Resultate hervorgehen können, als in der europäischen Postverwaltung, deren Ueberschüsse man meistens zu ganz andern Zwecken zu verwenden gezwungen ist.

Zum Schlusse dieses Abschnittes bemerkt der Verfasser noch, daß selbst in Australien ein Postwesen aufzublühen anfange, und man die Einführung von Postkutschen auf Neuholland und van Diemensland beabsichtige. — Dagegen fehlen, zu unserm Bedauern, Postnotizen über Rußland, die Türkei, Asien und Afrika, von China, Japan, Persien, Ostindien, Egypten u. s. w. die wohl noch manches Postlich-Charakteristische dargeboten hätten.

In einer besondern dritten, eines Auszuges jedoch nicht wohl fähigen Abtheilung, verbreitet sich unser Verfasser sodann noch sehr instruktiv über Postregale; und schließt endlich mit einigen besonders wichtigen postlichen Urkunden, und einer Uebersicht sämmtlicher preußischer Postchefs bis auf den heutigen Tag.

Dr. Nürnberger.

*) Anmerkung der Redaktion. Duden gibt in seinem Werk „Europa und Deutschland von Nordamerika aus betrachtet" folgende Schilderung: „Ich habe auf dem Ohio ein Dampfschiff gesehn, was für Reisende des zweiten Platzes sechshundert Bettstellen hatte. Die große Kajüte war so hoch wie eine Kirche und mit einer Menge Kronleuchter und etwa zwölf Sophas versehn. Den Fußboden bedeckte ein einziger prächtiger Teppich. Und in einem solchen Schiff kostet die volle Verpflegung auf dem ersten Platze für eine Reise von 12 bis 14 Tage nicht mehr als einhundert holländische Gulden; auf dem zweiten Platz kaum ein Drittheil."

Biographie.

Der Wundermann des neunzehnten Jahrhunderts. Oder Leben, Abentheuer und Meinungen des berüchtigten Propheten Bernhard Müller, genannt Broli. Treu nach dem Englischen von J. Kreideburg. Hanau, König, 1833.

Broli, der vor Kurzem nach Amerika ging, wußte während seines geheimnißvollen Aufenthalts zu Offenbach die neugierige Welt und besonders die Frankfurter gehörig zu mystificiren. Mundus vult decipi, ergo decipiatur. Warum sich der Verfasser dieser kleinen Schrift darüber ärgert, ist nicht wohl einzusehn. Man wird an die altfranzösischen Brochuren gegen den berüchtigten Pater Lachaise erinnert. So wichtig war nun Broli nicht, und die Wuth gegen ihn erscheint nicht motivirt. Hätte er irgend einen sträflichen Betrug sich erlaubt, so würde ihn eine hochweise Polizei schon festzuhalten gewußt haben. Man entließ ihn aber nach Amerika, in die nüchtern atlantische Luft, die alle Narren gescheidt macht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

BIBLIOTECA CENTRAL

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 72. — 15. Juli 1833.

Theater-Literatur.

1) Unterhaltungen für das Theater-Publikum. Herausgegeben von August Lewald. München, 1833.

Unter diesem bescheidnen Titel erscheint seit dem 26. März dieses Jahres ein Wochenblatt, das sich durch geistreichen Ton eben so sehr als durch Unabhängigkeit des Urtheils auszeichnet. Der durch seine Novellen und sein Album aus Paris bereits bekannte Verfasser hat sich neben seinen belletristischen Arbeiten lange mit dem Theater beschäftigt, kennt es wie Wenige, und hat sich in jener seltnen unabhängigen Stellung zu behaupten gewußt, durch die es allein möglich wird, der Theaterkritik die Ehre zurückzugeben, die ihr durch eine Unzahl von besoldeten Lobhudlern oder muthwilligen und kenntnißlosen Spöttern seit geraumer Zeit entrissen worden ist.

In den vorliegenden Nummern, die bis zum Juni reichen, finden wir biographisch-kritische Portraits von Devrient, Paganini, Miß Smithsen, Garrik, Pellegrini, Beiträge zur Geschichte des Theaters, Erinnerungen an ältere Schauspiele, an die altenglischen Schauspiele in Deutschland, Berichte über das französische Theater, einen Seitenblick auf die originelle Bühne der Chinesen, und neben diesen belehrenden geschichtlichen Artikeln eine Menge Kritiken der gangbaren Bühnenstücke und der neusten Schauspieler oder Concertkünstler, z. B. über die Stumme von Portici, die Zauberflöte, Don Juan, Wilhelm Tell, Gebrüder Foster, des Grafen Platen Liga von Cambrai, über Jerrmann, Angely, Santini ꝛc., ferner das Theater betreffende Korrespondenzen aus Paris, London, Berlin, Chronik des Münchner Theaters, und endlich auch Aufsätze, die äußern Verhältnisse der Schauspieler betreffend, über lebenslängliche Besoldungen und über Schauspielerschulen. Diese Artikel sind mit Umsicht und mit Freimuth geschrieben, und der Stoff wird bald zunehmen, wenn das Unternehmen, wie wir wünschen, einen glücklichen Fortgang hat. Einen sachverständigen und vorurtheilsfreien Beurtheiler bedarf unser Theaterwesen; die guten Intendanten, die guten Schauspieler und das Publikum werden sich wohl dabei befinden; der gute Geschmack kann nur dabei gewinnen, wenn dem Theaterlobe wie dem Theatertadel die Entscheidungsgründe und das anständige Maaß, das sie verloren haben, zurückkehren. Hier thut der gute Wille und der Charakter des Redakteurs Alles; und damit er weder den Muth, noch den Raum und Stoff verliere, ist ihm die rege Theilnahme aller Theaterfreunde zu wünschen. Ein solches Unternehmen, das aus der edlen Absicht entspringt, Partheiisches durch Unpartheiisches, Unanständiges durch Anständiges, kurz die erbärmliche

Theaterkritik durch eine würdige zu verdrängen, verdient Beachtung und Unterstützung, und kann seiner Natur nach, wenn es diese Unterstützung findet, mit der Zeit sich nur vervollkommnen, weil nur der Muth gut anfangen, aber nur der Sieg gut fortfahren kann.

2) Ludwig Devrient. Eine Denkschrift von Heinrich Schmidt. Mit Devrients Bildniß. Berlin, Bechtold und Hartje, 1833.

Daß der Mimen Kunst vergänglich sey und mit dem Augenblick vorüberschwinde, fällt nirgends so sehr auf, als bei der Lektüre ihrer Biographien. Man stelle sich den Roscius, den Garrik vor, wenn man ihn nicht gesehn hat. Es ist nicht möglich, durch Beschreibung zu erzielen, was nur die eigne Anschauung gibt. Ich kann daher auch nur des Verfassers uneingeschränktes Lob bestätigen, und da ich das Glück hatte, Devrient in seiner besten Zeit eine Reihe von Jahren hindurch auf dem Breslauer Theater zu sehen, ihm den Tribut des Dankes auf sein Grab legen, aber eben so wenig, als der Verfasser, denen, die ihn nicht gesehn, einen Begriff von der hinreißenden Schönheit seines Spieles geben. Wenden wir uns nun von den Todten zu den Lebenden, und erkennen in Seydelmann, der in demselben Rollenfach wie Devrient glänzt, die ewige Jugend ächter Kunst. Seydelmann ist minder extravagant, als Devrient war, er karrikirt nicht so, geht nicht so auf Effekt aus, ist wahrer, natürlicher, einfacher; aber beide große Mimen sind darin nur dem Zeitgeist gefolgt. Die Sturm- und Drangperiode der Schiller'schen und der romantischen Schule erforderte einen Devrient, eine scharfe, schneidende, die Natur gleichsam wegwerfende, übermenschliche und dämonische Genialität; unser besonnenes, alle Dinge historisch und ohne Schwärmerei erwägendes Zeitalter fordert dagegen vom Schauspieler das Wahre, Menschliche, durch sich selbst, nicht erst durch Schmuck oder Uebertreibung Ansprechende, es fordert nicht mehr in der Natur die Kunst, sondern in der Kunst die Natur, und dieser Forderung des Zeitgeistes entspricht Seydelmanns tiefer Blick in die Natur in jeder seiner Rollen. Also ehret die Todten und freut euch des Lebens.

3) Dramaturgische Skizzen von Ludwig Halirsch. Zwei Bände. Leipzig, Focke, 1829.

Ich weise noch auf dieses zufällig verspätete Buch zurück, weil es mit hieher gehört. Halirsch war einer der vielen gebildeten und talentvollen Leute, die trotz aller Bildung und trotz allen Talentes den Adlerblick entbehren, ohne den man nur über die ästhetischen Dinge faseln, sie aber nicht durchdringen kann. Er gehörte zu den Leuten, die wie der verstorbene Ludwig Robert, der noch lebende F. Förster, und wie so viele Berliner, Wiener, Dresdner und Leipziger Aristärchlein, deren Namen kein Homer jemals in Verse zwingen wird, zwar vielerlei über einen Gegenstand in einer gebildeten Sprache zu sagen wissen und es sogar mit einem Schein von Begeisterung sagen, die aber nur das Unglück haben, daß sie nicht eigentlich wissen was sie sagen. Sie schwatzen sich so allerliebst ins Zeug hinein, daß man zuweilen Mitleid fühlt, die guten Kinder in ihren holdseligen Einbildungen zu stören. Was kann wohl unschuldiger seyn, als wenn sich Herr Halirsch einbildet, der Diener seines Herrn von Grillparzer, die Tochter der Luft von Raupach und dergleichen seyen bewundernswürdige Meisterstücke, oder wenn sich Herr Kähne einbildet, Raupach und Willibald Alexis seyen, wenn nicht so groß als Goethe, doch ganz gewiß größer als Shakespeare? Ein so unschuldiger Wahnsinn schadet Niemanden. Im Gegentheil, der ist höchst glücklich, der, ohne die guten Kirschen zu verachten, auch noch die bittern Schlehen für Kirschen ißt. Wenn sie ihm nur schmecken, was kann man dagegen haben? Wenn er ein Männchen aus Brodteig gekneten für einen belvederischen Apollo hält, was ists weiter? —

In der That, ich gönne jedem Einzelnen die Freude, und nur insofern sehe ich die Sache von einer andern Seite an, als jener unschuldige Wahnsinn epidemisch geworden ist. Nichts so Fades wird gedruckt oder auf die Bühne geschleppt, dem hyperboreischen Gott zum Opfer, so kommen die tollgewordnen Kritiker unsrer Großstädte herbei, und beweisen, indem sie das Opfer skalpiren, daß in der Eselshaut ein Löwe steckt. Seht da, sagt Einer, indem er das lange Ohr schüttelt, seht da die prachtvolle Mähne, und der Andre, indem er vorsichtig das letzte Härchen aus dem Schweif zieht, seht da des königlichen Leuen Scepter auch! Der Eine legt das Cadaver in Spiritus und zieht eine Hegelsche Philosophie davon ab, der Andre besteckt es mit zarten Blumen Goethischer Redeweise und ruft nach ein paar Tagen: welche innige Durchdringung meiner Kritik mit ihrem Gegenstande, welch ein Wohlgeruch! Die Dichter mögen die unmöglichsten oder alltäglichsten Charaktere erschaffen, ihnen die abgedroschensten Phrasen oder Gallimathias in den Mund legen, in unsern ästhetischen Großstädten finden sich gewiß Leute, die mit einem Ernst, mit einer tiefsinnigen Miene, ja mit einem bornirten Kunstfanatismus davon sprechen, als ob es Werke des seltensten Genies beträfe.

Wenn nun solche Verwechslungen gar zu oft vorkommen, wenn hundert matte Nachbilder dem einen unerreichbaren Original vollkommen gleich gestellt, oft sogar noch mehr erhoben werden, — alsdann ist es für den Spaß zu viel, dann muß man diesen Afterkritikern sammt den Afterpoeten die Wahrheit laut und stark sagen, wenn immerhin auf Kosten der Höflichkeit.

Wozu ſollen ſolche dramaturgiſche Skizzen von Halirſch dienen? Können die geiſtloſen Bühnenſtücke, die darin mit einem lächerlichen Aufwand von Schönrednerei geprieſen werden, etwa durch die Kritik gewinnen, was ihnen an innerem Werthe abgeht? Lobte nicht auch Godſched die ſchlechten Bühnenſtücke ſeiner Zeit mit allem Aufwand damaliger kritiſcher Vornehmigkeit, und hat er ſich damit nicht lächerlich gemacht? Oder beſteht etwa zwiſchen den ſchlechten Stücken von damals und denen von jezt ein andrer Unterſchied, als der zwiſchen ſchlechten Moden überhaupt beſteht? iſt die klaſſiſche Gemeinheit der Godſched'ſchen Zeit von der romantiſchen Gemeinheit der heutigen durch die zufällige Form ſo ſehr verſchieden, daß man die nahe Verwandtſchaft ihrer inneren Trivialität darüber vergeſſen könnte? Und werden die Nachkommen gegen unſre Ahnfrauen und Raphaelen und Luftröchter nachſichtiger ſeyn, als wir es gegen die Heroinnen in Reifröcken und Friſuren ſind, die vor hundert Jahren ihre allgemein bewunderten Alexandriner deklamirten? Auch im romantiſchen Gewande hat ſich die gemeine Natur, auch in ſchön klingenden Jamben und Trochäen haben ſich gemeine Gedanken verborgen. Das Affektirte, Gezwungene, Unwahre, Unedle iſt, wenn auch mit allen romantiſchen Effekten ausgerüſtet, dem freien und reinen Auge genau eben ſo zuwider, als in dem altmodiſchen Koſtüm und Ausdruck.

Die vornehm thuende Afterkritik lobt das affektirte Erhabne, die hohle Phraſeologie jener ſchülerhaften Nachäffer Shakeſpeares, Calderons und Schillers nie, ohne ſich zugleich an dem Geiſte wahrer Originaldichter zu verſündigen. So habe ich mich, nachdem Halirſch die ſentimentalen, tragiſchen Nachäffer duzendweiſe gelobt, nicht mehr verwundert, daß er den liebenswürdigen theatraliſchen Humoriſten Raymund degontirt, denn wer die unter aller Kritik ſeichte, ja durch ihre Verhunzungen des edlen ſpaniſchen Dichters ruchloſe Raupach'ſche Nachäffung von Calderons Tochter der Luft ein unſterbliches Meiſterwerk nennen kann, der muß alles Sinnes für den Mährchenzauber und die holde Naivetät eines Raymund'ſchen Stückes entbehren. Aber wir entbehren dieſen Sinn nicht, das Publikum entbehrt ihn nicht, und der Afterkritiker ſoll uns nicht durch ſein geſchmackloſes Nergeln und Quergeln im Genuſſe ſtören. Die lezte Figur Raymunds hat mehr innere Wahrheit und poetiſchen Reiz, als die erſte aller der vornehmen Jamben-Tragödien Raupachs, die Halirſch mit ſo viel Kennermiene preiſt. Ich wiederhole, was ich in dieſen Blättern ſchon oft geſagt habe, es wird bald die Zeit kommen, da die affektirte Sentimentalität, Rührung, Erhabenheit und Vornehmigkeit ganz und völlig aus der Mode ſeyn wird, da man wieder nichts ſo ſehr lieben und fordern wird, als das Natürliche, Wahre. Plözlich werden die Leute einſehn, daß das ſogenannte goldne Zeitalter unſrer Poeſie, welches mit Goethe begann, von der ungeheuerſten Unnatur, Affektation und falſchen Prätenſion vollgepfropft iſt, und daß die Kunſtjünger, während ſie alle ihre Kräfte erſchöpften, um in einer falſchen Manier immer noch neu zu erſcheinen, in unglaublicher Verblendung die Natur und das wahre Schöne dicht neben ſich überſehn haben. Die kommenden Dichter aber werden ſchadenfroh über dieſe Verblendung lächeln, denn während die jezigen Dichter ihnen alles ſchon vorweg genommen zu haben wähnen, haben ſie ihnen im Gegentheil das Beſte zu thun übrig gelaſſen. Die Probe läßt ſich ganz einfach machen. Man kehre unſre ſchöne Literatur um, klopfe recht ſtark daran, laſſe die Worte als Spreu wegfliegen und ſehe ſich um, was als Kern der Gedanken und Sentimens übrig bleibt. Es iſt erſchrecklich wenig, und in dieſem Wenigen ſelbſt iſt ſo viel verkrüppeltes, verbranntes, überwachſenes und in der Aehre ſchon verſchimmeltes Korn, daß man die geſunden Körner mühſam ſuchen muß, aber leicht zählen kann.

Bücher, wie die vorliegenden zwei Bände, kommen mir wie Blaſen über einem ſtehenden Sumpfe vor. Sie machen einen großen Bauſch, und wenn man hineinſchlägt, iſt nichts mehr da.

4) Rückblick auf das Leipziger Stadttheater. Von Theodor Küſtner. Leipzig, Brockhaus, 1830.

Nur zum kleinſten Theil iſt hier der ältern Theatergeſchichte gedacht, und auch nur in Hinweiſungen auf frühere Werke. Den weiten Raum dieſes 351 Seiten ſtarken Buchs nimmt die neuere und neueſte Theatergeſchichte Leipzigs ein, deren genaue Detaillirung allerdings den Nachkommen von Intereſſe ſeyn wird, die darin ein anſchauliches Bild unſres heutigen Theaterweſens finden werden, ſo wie den Ortsangehörigen, die ſich ſelbſt darin wieder finden. Den frommen Wünſchen des Verfaſſers in Betreff der Abſchaffung mannichfaltiger Theatermißbräuche ſtimmen wir gern bei, fürchten aber, daß deren Befriedigung fern liegt. Die Zerſtückelung Deutſchlands; die Entfernung eines Theaters vom andern; die Unmöglichkeit, je die beſten Kräfte für das Theater in einer großen Centralſtadt zu koncentriren; die gleiche Unmöglichkeit, immer das Haus zu füllen und das Publikum täglich zu erneuern; die damit zuſammenhängende verhältnißmäßige Armuth unſrer Bühnen-Etats; die ſtrenge Theatercenſur; die Günſtlingskabalen bei Hoftheatern und die ökonomiſchen Intriguen bei ſtädtiſchen; endlich die elenden Bühnendichter und Bühnenkritiker ſind Hinderniſſe, die nicht leicht, gewiß nicht vollſtändig ſo bald entfernt werden können, von denen aber alle die Uebelſtände abhängen, über welche der Verfaſſer klagt, und die er zuerſt abſchaffen müßte, bevor er an weitere Verbeſſerungen denken kann. Die Schauſpieler ſelbſt und das

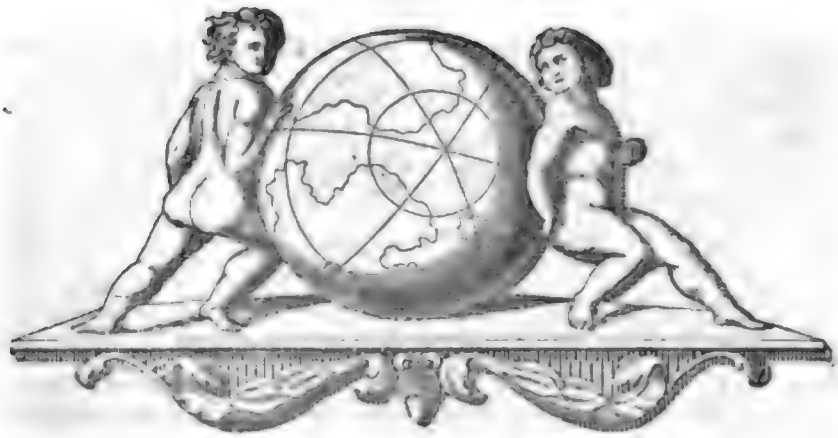
Publikum können nicht viel thun. Wer mag den erstern ihre liebe Noth verdenken, da es bei ihnen wahrhaft heißt: sehe jeder, wo er bleibe. Und wer dem Publikum sein Phlegma oder Bizarrerie, da es wie ein Pferd, von allzuvielen Herrn geritten, endlich hartmäulig oder kollrich wird.

5) Historisch-kritischer Versuch über das italienische Lustspiel, von Prof. F. Salfi. Nach dem Italienischen von Alfred Reumont. Aachen und Leipzig, Mayer, 1830.

Wie weit auch einst die Italiener vor uns voraus waren, sind sie doch jezt ziemlich hinter uns zurückgeblieben. Sie sind noch in der französisch-klassischen Manier befangen, welcher die Franzosen selbst bereits entsagt haben. Von ihnen ging das romantische Lustspiel aus, und doch wollen sie heutzutage nur das klassische anerkennen, das sie noch dazu erst aus zweiter Hand von den Franzosen zurückempfangen haben. Ich habe die meisten Italiener in diesem Sinn sich aussprechen hören, sie mit tiefster und ernsthaftester Verehrung von den langweiligsten und trockensten Klassikern und mit Verachtung von den Romantikern sprechen hören. Auch Salfi gehört dieser eleganten, modernen, ernsten, kalten, nüchternen, jeder Schwärmerei und jeder burlesken Lust fremden klassischen Schule an. Nachdem er bitter geklagt, daß die ersten Versuche der Italiener, das klassische Lustspiel im Mittelalter zu erneuern, dem romantischen Geist hätten weichen müssen, nachdem er mit großer Genugthuung nachgewiesen, wie endlich zu Anfang des 18ten Jahrhunderts durch den damals unter Ludwig XIV. über ganz Europa sich erstreckenden französischen Einfluß die Romantik auch aus Italien verdrängt und dafür das klassische Trauer- und Lustspiel von Versailles (Kothurn mit dem Reifrock und Soktus mit der Allongeperrücke) eingeführt worden, wobei er besonders Goldoni preist, bricht er aufs neue in bittere Klagen gegen Gozzi aus, der sich plötzlich mit dem ganzen alten Zauber der Romantik gegen den klassischen Goldoni waffnete und einen glänzenden Sieg über ihn davontrug. Salfi sagt von Goldoni, dem Nachahmer der Franzosen: „Mit solchen Beispielen gelang es ihm endlich, über die unsinnige Bühnenpraktik und den falschen Geschmack des Publikums zu siegen. Nach und nach wurden die Masken verbannt, und das wahre, namentlich das Charakterlustspiel der Posse und dem Drama vorgezogen, andere Lustspiele sah man nicht mehr auf den italienischen Bühnen. Der einzige Abate Chiari, dem es gewiß nicht an Talenten fehlte, bestrebte sich, die alten Mißbräuche aufrecht zu halten, seine Bestrebungen würden aber vergebens geblieben seyn, wäre ihm nicht ein größerer Geist, als er selber war, zu Hülfe gekommen. Carlo Gozzi, von Natur ein Feind dessen scheinend, was zur Verbesserung des Geistes und Geschmacks strebte, gab sich, nachdem er verschiedene Grundsätze Rousseaus und Voltaires bestritten, an die Bekämpfung von Goldonis dramatischer Reform. Er hielt dafür, daß, wie jene Religion und Philosophie verdürben, dieser nur die unschuldigen Vergnügungen seiner Nation zerstöre. Eleganter und witziger Schriftsteller, bildete er sich durch seine beißenden Epigramme zuerst eine Parthei unter den Gelehrten, und nahm sich bald vor, das venetianische Volk auf seine Seite zu ziehen — als wenn es schwer wäre, die lächerlichste Absurdität den vernünftigsten Erfindungen vorzuziehen! Den Goldonischen Lustspielen stellte er seine dramatischen Mährchen entgegen, und die Venetianer waren wie bezaubert von jenen magischen Ausschweifungen. Mitten in diesen Ausschweifungen hörte Gozzi nicht auf, Mann von Geist und eleganter Dichter zu seyn — ist es aber löblich, seine Kenntnisse und Talente dazu anzuwenden, neue Irrthümer unter das Volk zu bringen, und die alten zu bestärken? Warum die Natur verfälschen, und die Phantasie der Völker mit einer abgeschmackten Mythologie nähren? Und wenn es Gozzi gelang, auf solchem Wege das Volk, das stets lieber glaubt als urtheilt, zu verleiten und eine Zeitlang vom Wahren abzuführen — mußte nicht sein Beispiel auch die Schriftsteller, die zugleich angenehm und nützlich seyn wollten, antreiben, eine solche Unordnung zu verhindern oder wieder abzustellen? — Goldoni, einer solchen Widerstrebung nach so vielen Anstrengungen in Italien müde, und einer bessern Beurtheilung in Frankreich fast gewiß, begab sich nach Paris. Nicht nur vom Volke, sondern auch von den Kennern der Kunst ward er mit allgemeinem Beifall aufgenommen; und dieser Beifall, so wie die von den Franzosen ihm erzeigte Ehre machte, daß die Italiener sich ihres Unrechts schämten. Auf solche Weise trug wiederum Frankreich zur Reform des italienischen Theaters bei, Goldonis Lustspiele erschienen wieder auf der Bühne, von der Gozzis Mährchen verbannt wurden."

Nächst dem Goldoni steht dem Verfasser kaum ein Dichter höher, als Alfieri, der ein Extrem des klassischen Rigorismus ist. Ueber solche Urtheile wundern wir uns nun, wir finden sie geschmacklos und ungerecht; wenn wir aber nicht selbst ungerecht seyn wollen, dürfen wir nicht vergessen, daß die Klassicität der neuern Italiener einem tiefern politischen Hange entspricht und durch denselben entschuldigt wird. Wie der Nobili das bunte Kleid ablegte und schwarz ging, so entzieht sich der Nationalstolz dem bunten Maskenspiel, um mürrisch nur einen Gedanken zu denken. Wenn wir Nordländer uns in den bunten Reiz verlieben, so liegt es in der Natur der Dinge, daß Südländer umgekehrt sich aus ihrer heißen wilden aufgeputzten Lust nach einer kühlen moralischen Einsamkeit sehnen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 73. — 19. Juli 1833.

Gefängniss-Literatur.

1) Meine Gefangenschaft in den Kerkern zu Mailand, unter den Bleidächern von Venedig und in den Kasematten auf dem Spielberg. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen Silvio Pellico von Saluzzo. Aus dem Italienischen von Dr. Leipzig, Voß, 1833.

Mit einer beinahe mädchenhaften Sanftmuth verband der Verfasser ein ausgezeichnetes Dichtergenie. Sein in Italien allgemein beliebtes Trauerspiel Francesca da Rimini ist von uns schon im Literaturblatt von 1832. Nr. 31 als ein liebenswürdiges bezeichnet worden. Dieser liebliche, weiche, fromme, mädchenhaft-zarte Dichter nun wurde gleichwohl, da er in Verbindung mit Carbonaris gekommen war, im Jahr 1820 verhaftet und beinahe eilf Jahre lang im härtesten Kerker gehalten. Man sucht vergeblich, wo denn eigentlich seine Gefährlichkeit möge gesteckt haben. Er erscheint durchaus wie ein sanfter flötenspielender blinder Eduard von Jean Paul, wie die Unschuld und Freundlichkeit selbst, durchaus nur seinen weichen poetischen und frommen Empfindungen hingegeben. Viele Leser werden ihn nur zu fromm, nur zu liebevoll finden. Und gleichwohl dieser fein erzogne, und von der Natur noch feiner organisirte junge Graf mußte, mit einem hanfnen stachlichten Hemd angethan, über ein Jahrzehnt lang unter Mördern und Räubern sitzen. Man hatte ihn einmal unter der Liste der Carbonari gefunden, und da hieß es: mitgefangen, mitgehangen!

Es ist rührend, wie der junge Mann uns seine Leiden erzählt, und als Refrain immer wiederholt, die Menschen seyen doch im Grunde gut. Er würde desfalls an Voltaires Candide und die beste Welt erinnern, wenn ihm nicht völliger Ernst wäre, was bei Voltaire bittere Ironie war. Die letzte Spur eines menschenfreundlichen Zugs bei einem Gefangenwärter überzeugt unsern sanften Verfasser, daß die Menschheit gut sey, und dies tröstet ihn und erfüllt ihn mit einer süßen Schwärmerei für seine Mitmenschen, wie sehr er auch von ihnen gemartert wird. Da erzählt er uns in kindlicher Unschuld, wie man ihn während der heißen Jahreszeit unter die Bleidächer gesteckt und der Sonne ausgesezt, in der kalten Jahreszeit aber in ein gegen Norden gelegenes, dem Zugwind ausgesezteſ Zimmer gebracht habe; aber das ist alles Kleinigkeit gegen die menschenfreundliche Erfahrung, daß bei Entstehung eines Brandes ein Kerkerwächter es zwar nicht gewagt habe, ohne ausdrücklichen Befehl seine Fesseln zu lösen, aber großmüthig entschlossen gewesen sey, sich mit ihm zu verbrennen, wenn der Befehl nicht gegeben worden wäre. Er

erzählt, wie er auf dem Spielberg heute das Waſſer und morgen das Brod erhalten habe, wie er gehungert habe, wie er dem Tode nahe geweſen ſey, da er Dienſtags krank geworden, der Arzt aber erſt künftigen Montag ſeine wöchentliche Runde gemacht ꝛc.; aber das iſt alles Kleinigkeit gegen die menſchenfreundliche Erfahrung, daß der Gouverneur es zwar nicht gewagt habe, ohne ausdrücklichen Befehl ihm Stroh unterzubreiten, aber doch weinend vor ſeinem harten Lager geſtanden und gejammert habe, daß er den Befehl noch nicht erhalten. Endlich wirft der Verfaſſer, nach ſeiner erſt 1830 erfolgten Begnadigung einen ſchmerzlichen Scheideblick auf ſeinen Kerker zurück, aber ohne Groll. Es iſt das beſte Herz, das je im Buſen eines Italieners ſchlug.

2) Memoiren von Anton Galotti, dreimal zum Tode verurtheiltem italieniſchem Offizier. In franzöſiſcher Sprache herausgegeben und mit hiſtoriſchen Aktenſtücken belegt von S. Vecchiarelli. Aus dem Franzöſiſchen. Meißen, Göbſche, 1832.

Hier tritt uns ein ganz anderer, ein ächt italieniſcher, wilder, hartnäckiger und doch geſchmeidiger Charakter entgegen. Der berühmte Galotti war 1820 der erſte Neapolitaner, der die Konſtitution ausrief. Damals ſchon gerieth er in Gefangenſchaft, weil er zu vorſchnell geweſen war, doch folgte der allgemeine Ausbruch der Revolution ſo bald, daß er wieder befreit wurde. Der Anblick von 80,000 öſterreichiſchen Bajonetten machte bekanntlich, bei der grenzenloſen Feigheit der Neapolitaner, dieſer Revolution ohne Schwertſtreich ein Ende; aber weit entfernt, über dieſen Ausgang nur ein wenig roth zu werden, thut Galotti, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Nichts kann italieniſcher ſeyn, als dieſes leichte Abſchütteln einer Schmach. Man bekommt Prügel, aber man thut, als ob man keine Prügel bekommen hätte, und iſt ſo unartig wie zuvor. Man bleibt, geprügelt oder nicht, ganz der Alte. So ſagt Galotti: „Die Sache der Nation ſchien von jezt an verloren; der Abſolutismus hatte ſeine Herrſchaft wieder begründet. Demungeachtet verzweifelten wir noch immer nicht an dem Triumph der Freiheit, und wir warteten muthig und geduldig die erſte Gelegenheit ab, um unſere heilige Sache wieder empor zu richten. Keine Gefahr ſchreckte uns zurück, keine Niederlage erſchütterte unſern Entſchluß. Es gibt keinen noch ſo geringfügigen Umſtand, der nicht unſere Hoffnungen belebt, keinen noch ſo kühnen oder verwegenen Plan, den wir nicht mit Eifer verfolgt hätten. So glaubten wir gewonnen Spiel zu haben, als wir am 2. April erfuhren, daß in den Hafen von Palinudo drei Kauffahrteiſchiffe mit der dreifarbigen Flagge eingelaufen wären und viele Emigranten, meine Landsleute, ſich am Bord derſelben befänden ꝛc.“

Dies ſind nun Beiſpiele eines fabelhaften Leichtſinns, und doch iſt gerade dieſer Leichtſinn, vermöge ſeiner Elaſticität und Zähigkeit eine gefährliche politiſche Waffe. Der Tapfre, Charaktervolle, Edle wird leichter überwunden, weil er ſo lange kämpft, bis er nicht mehr aufſtehen kann. Der Feige, Charakterloſe, Gemeine hält länger aus, weil er ſchon vor dem Schuß fällt, aber gleich wieder aufſteht.

Galotti erzählt nun ausführlich ſeine weitern Schickſale. Er beging die Unvorſichtigkeit, der Amneſtie zu trauen, wurde wieder verhaftet, kam nach drei Jahren wieder los, war aber ſo leichtſinnig, ohne alle äußre Unterſtützung aufs Neue die konſtitutionelle Fahne aufzupflanzen, und entkam nur durch große Liſt und Kühnheit auf einem Schifferboot, das ihn unter gefahrvollen Abentheuern von Neapel an der Küſte hin bis Livorno brachte. Von da gelangte er zwar glücklich nach Korſika, wurde aber hier durch die Umtriebe des neapolitaniſchen Konſuls und des karliſtiſchen Präfekten verhaftet und, wie bekannt, an Neapel ausgeliefert. Zwar reklamirte ihn das franzöſiſche Miniſterium ſogleich, als der Deputirte von Korſika, Tiburce Sebaſtiani, jene Umtriebe enthüllt hatte, allein es war zu ſpät, und Galotti wurde in ſchauerlichen Kerkern in den engſten Feſſeln gehalten, bis die Julirevolution den franzöſiſchen Reklamationen einen ſolchen Nachdruck gab, daß Neapel ſich nicht länger weigerte, Galotti nach Frankreich zu entlaſſen.

Es iſt nicht unintereſſant, zwei ſo ganz verſchiedne Charaktere, wie Pellico und Galotti, zu vergleichen. Bezeichnet der erſtere blos Norditalien im Gegenſatz gegen Süditalien, oder bezeichnet er nicht vielleicht Neuitalien im Gegenſatz gegen Altitalien? Iſt nicht eine geheime Umwandlung im Charakter der italieniſchen Jugend, wie in dem der franzöſiſchen, vorgegangen? Iſt ſie nicht, wenn ich ſo ſagen darf, etwas deutſcher geworden, d. h. ſinniger, denkender und moraliſcher?

3) Bruchſtücke aus den Schriften eines Gefangenen. Von Friedrich Seybold. Stuttgart, Scheible, 1833.

Der als Publiciſt, insbeſondre als Gründer der Neckarzeitung berühmte Verfaſſer hat hier die anziehendſten Tableaux aus ſeinen, früher ſchon in unſern Blättern rühmlichſt erwähnten Romanen, dem Camiſarden und dem Patrioten, ſo wie aus den ſüddeutſchen politiſchen Blättern und aus den Erinnerungen von Paris zuſammengeſtellt. Die leztere Schrift ſcheint ihm die Gefangenſchaft zugezogen zu haben, in welcher

er sich noch gegenwärtig befindet, und durch welche diese neue Sammlung motivirt erscheint. Herr Seybold ist einer der besten deutschen Publicisten und zuweilen übertrifft er alle Andre, indem er die Klarheit Rehbergs mit der logischen Gewandtheit Lindners, mit dem Stachel Börnes verbindet. Wenn er nicht, im Bewußtseyn des überlegnen Talentes, allzuoft die Vorsicht verachtete, wenn er nicht mit einer Art von Vorliebe kecken Fußes auf die Eier träte, die man nur im zierlichen Eiertanz leicht umhüpfen darf, so würde er sich die Verfolgungen erspart haben, unter denen er leidet; so würden wir ihn vielleicht als einen hochgestellten Mann von seiner eminenten Gabe der Rede eben so viel Vortheil ziehn sehn, als sie ihm bisher Nachtheil gebracht hat. Allein dann hätte unsre Literatur und Geschichte einen der ohnehin seltnen Charaktere weniger, die sich scharf einschneiden in die Zeit, die es wagen, ihre Eigenthümlichkeit zu behaupten auf eigne Gefahr.

In dem Patrioten, seinem besten Roman, hat Seybold die Ungeschicklichkeit, Affektation, Duperie und Feigheit, mit welcher die Deutschen nach der Restauration den Liberalismus getrieben und konstitutionelle Komödie gespielt haben, mit unübertrefflicher Wahrheit und mit einer Kraft der Satire dargestellt, welche dem Verfasser eine der ersten Stellen unter unsern satirischen Schriftstellern und dem Buche selbst seine Unsterblichkeit sichert. Die Folgezeit wird den Werth solcher Bücher besser zu würdigen wissen, als die heutige, die es gern ignorirt, wenn man sie auslacht. Hier ein kleines Genrebild aus dem Anfang des genannten Romans. „Die Epoche des beginnenden Glanzes der Familie Pfefferkorn fällt in die Zeiten des siebenjährigen Kriegs. Der bewegende Grund dazu ist an sich so geringfügig, als die meisten Ursachen in der Welthistorie, und hätte sicherlich einen Platz „in der Geschichte großer Begebenheiten aus kleinen Ursachen" gefunden, wenn er zur Kenntniß des Verfassers derselben gelangt wäre. Zu der Zeit, als die Selbstherrscherin aller Reussen 100,000 Mann an die Weichsel schickte, um sich für ein Bonmot eines witzigen Königs zu rächen, und Ludwig von Frankreich, von dem die Geschichte meldet, daß er der Fünfzehnte dieses Namens gewesen, eine Armee über den Rhein rücken ließ, um dem Hause Oesterreich Schlesien wieder erobern zu helfen, weil Maria Theresia seine Maitresse „ihre liebe Base" genannt hatte, sezte auch der regierende Fürst von Flachsenfingen seine Heeresmacht, die in 600 Mann Fußvolk, 50 Husaren und einer Kanone bestund, auf den Kriegsfuß, um zur Vernichtung des großen Königs mitzuwirken. Der Kostenpunkt dieser außerordentlichen und in den Annalen des Fürstenthums unerhörten Kriegsrüstung machte den Finanzmännern von Flachsenfingen nicht geringen Kummer, denn an den Ausgaben der fürstlichen Hofhaltung wollte nichts abgebrochen werden, da solches die Ehre des hohen Hauses nicht gestattete; die Steuern konnte man um deswillen nicht erhöhen, weil es unmöglich war, die bereits bestehenden einzutreiben, und vom Kredit keinen Gebrauch machen, weil das Land keinen hatte. In diesen Tagen der Krisis, welche den flachsenfingischen Staat an den Rand einer Revolution und Reichsexecution stellte, befand sich der Vater des Herrn Thaddäus Pfefferkorn, dessen Vorname ohne Zweifel in den Kirchenbüchern von Spiesburg nachgeschlagen werden kann, wenn Jemand etwa daran liegt, ihn zu wissen, in seinem Weinberge und pflückte mit jener beneidenswerthen Ruhe guter Bürger, die von den Gefahren nichts ahnen, womit stets Thron und Altar umgeben sind, große Traubenblätter, die er auf Haufen legte. Als er eben hiemit beschäftigt war und an nichts dachte, kam ein großer Jagdhund suchend durch die Rebstöcke, schnupperte an einem der Haufen und wälzte sich dann behaglich darin. Der wackere Mann, der für einen friedlichen Bürger und Krämer vielen Muth und vor gemeinem Vieh keinen Respekt hatte, stieß einen unchristlichen Fluch aus und gab dem ungezogenen Thiere einen Hundstritt. Im nämlichen Augenblicke aber erhielt er selbst von hinten eine derbe Ohrfeige, eine donnernde Stimme schnaubte ihn an: „Wer ist er?" und der tief Gebeugte glaubte in den Boden sinken zu müssen, denn als er die Augen aufschlug, stund er vor seinem gnädigsten Landesherrn. „Kaufmann Pfefferkorn," stotterte er erschrocken und brachte mechanisch die Hand an den verlezten Theil, „Ihro hochfürstlichen Durchlaucht unterthänigst aufzuwarten." — „Was macht er da?" fragte der huldreiche Herrscher weiter. — „Ich sammle hier Traubenlaub, mit Ihro hochfürstlichen Durchlaucht gnädigster Erlaubniß." — „Was will er damit machen?" — „Hm! Hm! Ihro hochfürstliche Durchlaucht .... gnädigster Herr und Landesvater .... es ist so ... so .... zum ... zum .... Privatgebrauch." — „Was meint er damit?" — „Hm .... So ... so ..... gleichsam zur Amelioration des Tabacks, mit Ihro hochfürstlichen Durchlaucht Wohlnehmen." — Das heißt, er vermischt den Tabak mit Traubenblättern?" — „So ... so ... Ihro hochfürstliche Durchlaucht verzeihen gnädigst, so ... gleichsam ein wenig, möchte sonst zu stark seyn für das gemeine Volk," sezte er furchtsam scherzend hinzu und wagte hiebei seinen Kopf bis zur Höhe des hochfürstlichen Bauches zu erheben. — „Merkt denn das gemeine Volk das nicht?" fragte der Herrscher lächelnd. — „Gott behüte, Ihro hochfürstliche Durchlaucht," erwiderte jener ermuthigt; „ist zufrieden, wenn es nur Rauch sieht." — Sinnend stund der Fürst eine Weile und erhabene Herrschergedanken schienen durch seine Seele zu ziehen; dann wendete er sich kurz ab,

und sagte zu dem Verwunderten: „Komme er morgen zu mir.“ — „Ihro Durchlaucht gnädigstem Befehl Folge leistend“ .... „Morgen frühe um 7 Uhr, hört er!“ wiederholte der Fürst und entfernte sich mit schnellen Schritten. — „Sehr wohl, Ihro hochfürstliche Durchlaucht,“ stotterte ihm der überraschte Spiesbürger unter hundert Bücklingen nach.

Die Nachricht von diesem außerordentlichen Vorfall durchlief in drei Minuten die ganze Hauptstadt Spiesburg und veranlaßte daselbst die abentheuerlichsten Vermuthungen. Der Patient selbst verlebte, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, eine Nacht der Todesangst, und als er am andern Morgen, bevor er sich ins Schloß verfügte, seinen schwarzen Anzug im Spiegel musterte, blickte aus demselben ein todtenbleiches Gesicht, wodurch sein Herz mit bangem Zagen erfüllt und ihm zu Muthe wurde, als ob er sich selbst zur eigenen Leiche gehen sollte. Als er durch die Straßen der Stadt ging, zogen sich alle Köpfe vom Fenster zurück und blickten ihm vorsichtig durch die Scheiben nach. „Wer wird auch den Leibhund des Fürsten treten! murmelte dieser. — „Das kann zu nichts Gutem führen! ergänzte Jener. — „Oder Traubenlaub unter den Tabak mischen! sagte der Eine. — „Das hätte eben nicht so viel auf sich, wenn es sonst nichts wäre!“ erwiderte der Andere.

Die ganze Haupt- und Residenzstadt Spiesburg nahm, wie billig, den lebhaftesten Antheil an dem Schicksal ihres Mitbürgers und erwartete dessen Rückkehr aus dem Schlosse mit Ungeduld. Es wurde Mittag, es wurde Vesperzeit, es wurde Nacht — und kein Pfefferkorn kehrte zurück aus den Mauern der fürstlichen Burg. Die Nachbarn kommunicirten durch Hinterfenster, Hinterhöfe und über Gartenzäune mit einander, denn Niemand wagte sich auf die Straße, um nicht als Hochverräther und Mitverschworner gegen Sr. hochfürstlichen Durchlaucht Leibhund angesehen und als solcher verhaftet zu werden. Einige wollten den Scharfrichter in seinem rothen Mantel an einem Schloßfenster erblickt haben und munkelten von einer heimlichen Hinrichtung; andere hatten einen verschlossenen Wagen aus dem Schloßthore fahren sehen, und schlossen daraus, daß der Hochverräther bereits auf das alte Bergschloß, welches man die Festung Hohenstachsenfingen nannte, weil auf dessen halbverfallenen Mauern zwei alte Kanonen stunden, abgeführt und daselbst in ein unterirdisches Gefängniß geworfen worden sey. Ganz Spiesburg legte sich in Todesangst zu Bette, träumte von Schwert, Galgen und Rad, von schauerlichen Burgverließen, wo Schlangen und Ottern nisten, und abgezehrte Gefangene auf verfaultem Stroh in schweren Ketten liegen, und stund in der bangen Erwartung auf, das Haupt des armen Pfefferkorn an der hohen Pforte des fürstlichen Schlosses aufgesteckt zu erblicken. Als die Nachbarn an der Marktecke mit vieler Vorsicht den Kopf aus dem Fenster steckten, um das Trauerhaus zu betrachten, sahen sie, zu ihrem ausnehmenden Erstaunen, den in den Träumen der Nacht gehenkten, geräderten und geköpften Delinquenten nicht nur lebend, sondern sogar mit großer Behaglichkeit seine Morgenpfeife rauchend, unter der Ladenthüre stehen.

Einige Tage darauf erschien ein hochfürstliches Reskript folgenden wesentlichen Inhalts: „Nachdem Seine hochfürstliche Durchlaucht, stets väterlich besorgt für das Wohl Ihrer lieben und getreuen Unterthanen, mit gerechtem Mißfallen haben wahrnehmen müssen, wie der meiste aus dem Auslande in die fürstlichen Staaten eingeführte Tabak mit schädlichen und der Gesundheit nachtheiligen Ingredienzien gemischt ist, als haben Höchstdieselben, theils zur Beförderung der Nationalindustrie, theils um Ihren geliebten Unterthanen einen gesunden und aus lauter unschädlichen Bestandtheilen zusammengesetzten Rauch- und Schnupftabak zu verschaffen, gnädigst zu beschließen geruht:

1) Es soll, nach dem Muster anderer Staaten, eine Tabaksregie errichtet werden, von welcher sämmtliche fürstliche Unterthanen ihren Bedarf an Rauch- und Schnupftabak zu beziehen haben;

2) Alle Einfuhr ausländischen Tabacks ist den Einzelnen verboten;

3) Der Kaufmann Pfefferkorn ist, um seiner Kenntnisse in der Tabaksbereitung willen, zum Admodiateur der zu errichtenden hochfürstlichen Tabaksregie ernannt.“

Von dem Tritt, den der alte Pfefferkorn dem fürstlichen Leibhunde gab, von der Ohrfeige, die er dafür bekam, und von diesem hochfürstlichen Reskript datirt sich der Flor der Pfefferkornischen Familie, und mittelst dieser Reihenfolge von Ereignissen, in denen sichtbarlich der Finger der Vorsehung waltet, wurden die Mittel gefunden, die hochfürstliche Armee durch Solderhöhung von täglich Einem Kreuzer per Mann mobil zu machen, wodurch sie in den Stand gesetzt wurde, in das Feld zu rücken und an den Lorbeeren, welche die deutsche Reichsarmee in der Schlacht von Roßbach pflückte, leidenden Antheil zu nehmen. Dies sind die befriedigenden Resultate, auf welche der Forscher stößt, wenn er dem dunkeln Ursprung der Weltereignisse nachspürt!“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 74. — 22. Juli 1833.

Chinesische Literatur.

Schi-King. Chinesisches Liederbuch, gesammelt von Confucius, dem Deutschen angeeignet von Friedrich Rückert. Altona, Hammerich, 1833.

Unter den fünf Kings, oder heiligen Büchern der Chinesen, ist das geschichtliche Schu-king, das ethische Li-ki, das musikalische Jo-king und das exegetische J-king höchst interessant durch das, was die Chinesen vor allen andern Völkern charakteristisch unterscheidet; aber das Buch Schi-king, das die von Confucius gesammelten ältesten Volkslieder enthält, ist noch interessanter, indem es uns zeigt, wie dieses wunderliche und so ganz eigenthümliche Volk gleichwohl unter seiner steifen Schaale noch den Kern des Menschlichen bewahrte, und, wenn es anders lebte und dachte, doch wenigstens eben so empfand, wie alle andern Geschlechter der Menschen. In die Poesie flüchtete sich das mißhandelte Herz, hier und hier allein war es von dem hierarchischen Zwange frei, der das ganze Leben und selbst die Gedanken des Volks beherrschte. Darum hat Rückert sehr Recht, wenn er in der poetischen Einleitung sagt:

Ich fühle, daß der Geist des Herrn,
Der redet in verschied'nen Zungen,
Hat Völker, Zeiten, nah und fern,
Durchhaucht, durchleuchtet und durchdrungen.
Ob etwas herber oder reifer,
Ob etwas weicher oder steifer,
Ihr seid Gewächs' aus Einem Kern
Für meinen Liebeseifer.

Nicht ist der Liebe Morgenroth
Von China's Mauer ausgeschlossen;
Auch dort liebt Liebe bis in Tod,
Und treu bleibt Treue, selbst verstoßen:
Und alle starken Herzensbande
Um Kinder, Eltern und Verwandte,
Und Ahnen, hoch der Lebensnoth
Entrückt zum Götterstande.

Der Mutter, die uns alle trug,
Der Erde pflegen sie und warten;
Der Kaiser selber lenkt den Pflug,
Und um ihn blüht des Reiches Garten.
Dann Landesnoth und Kriegesjammer,
Beweinte Braut' in öder Kammer;
Und Unmuth, der die Saiten schlug,
Heiligen Zorns Entflammer.

Doch was manch Lied entwickelt, wie
Sollt' ich's auf einmal auf nun wiegeln?
Das Buch ist vor euch offen hie,
Und wer hineinschaut, mag sich spiegeln.

Mög' euch die schmeichelnde Gewöhnung
Befremden auch mit fremder Tönung,
Daß ihr erkennt: Weltpoesie
Allein ist Weltversöhnung.

So finden wir denn auch bei diesem Volke einen Blüthenflor des Herzens, der uns doppelt rührt, weil er fast verkümmert ist in der prosaischen Strenge des Lebens. Wie weit der Uebersetzer, oder vielmehr der Bearbeiter dem Original treu geblieben ist, oder nur treu bleiben konnte, sind wir außer Stande zu beurtheilen, ja wir können auch für die Zukunft versprechen, daß wir niemals chinesisch lernen werden. Wir ergeben uns dem Uebersetzer auf Gnade und Ungnade. Zwar stoßen wir hie und da auf eine moderne Wendung, aber im Ganzen tritt uns das alterthümliche Sina in so originellen Bildern und Charakterzügen entgegen, daß wir sagen müssen, das ist echt, das hat kein moderner deutscher Dichter erfunden oder hinzusetzen können. Und haben wir den Dichter nicht selbst als Bürgschaft. Rückert ist zu poetisch, als daß er nationelle Züge, wie er sie fand, hätte verfälschen oder fallen lassen können.

Der bei weitem größte Theil dieser Lieder enthält Reklamationen des menschlichen Gefühls, Klagen und Protestationen gegenüber dem strengen Gesetz oder der willkührlichen Handhabung desselben. Nur der kleinste Theil ist servil und enthält das uneingeschränkte Lob der Kaiser, der Regierung und der Sitten; die Mehrzahl bestehen aus Herzenserleichterungen der Malcontenten und einige sind sogar offenbar revolutionär. Es ist der Schmerz und Schrei der Natur unter dem Druck barbarischer Gesetzeskonsequenzen, und schon dies bürgt für die Aechtheit und Schönheit dieser Lieder.

Unter den zum Lob der Kaiser gedichteten Liedern heben wir folgende hervor.

Des Kaisers Oberpriestergewand.

Den Kaiser sah ich beim Opfer stehn
Im priesterlichen Geschmeide.
Ich habe die ganze Welt gesehn
In unsers Kaisers Kleide.

Goldgestickt die Sonne zur rechten Hand,
Und silbern den Mond zur Linken;
Das weite himmelblaue Gewand
Besät mit Sternesblinken.

Und wie am Leibe den Himmelsraum,
Trägt er die Erd' auf seinem Haupte,
Gewirrt an der Mütze Gras und Baum,
Daß man sie wachsen glaubte?

Wie sollt' nicht wachsen Baum und Gras
Und welternährende Aehren
Vom Jahresopfer des Kaisers, das
Umwallen die himmlischen Sphären!

Seine Diener und der Kaiser.

Jedem Kaiserdiener sind
Zwei Verbrämungen beschieden,
Innenher ein Lammfell lind,
Für des Reiches innern Frieden.

Rauhes Pardelpelzgewand
Außenher, ein Bild des Sieges;
Denn des Friedens Unterpfand
Sind die Rüstungen des Krieges.

An des Kaisers Leib allein
Ist die Zwiespalt ganz vermieden;
Reines Lammfell hüllt ihn ein,
Ganz ein tiefer heil'ger Frieden.

Folgende Schilderung einer Fürstin kann zugleich als Probe des chinesischen Geschmacks dienen.

Zum Einzug der fürstlichen Braut.

Die erhab'ne Braut ist eines Königs Kind:
Und ein König, den sie Bruder grüßet;
Königinnen ihre beiden Schwestern sind,
Und ein König ist es der sie küsset.

Herrlich als ein Baum in seid'nem Laubgewand
Schwillt ihr Wuchs, und schwellet das Gemüthe;
Und ein fünfgetheilter Zweig ist jede Hand,
Zart'ge Nägel sind daran die Blüthe.

Ihrer Wangen Haut ist ein geronnener
Rahm, der jeden reizet der ihn siehet;
Ihres Mundes Lächeln ein begonnener
Frühlingstag der sich mit Duft umziehet.

Dunkle Schmetterlinge sind die Augenbraun,
Und die Zähne feuchte Kürbiskerne;
Doch im bläulich weißen Himmel dunkelbraun
Leuchten wunderbar die Augensterne.

Rosse vor dem Wagen heben ihr Genick
Stolz empor, die Königsbraut zu tragen.
In ihr Reich ein fährt sie, mit einem Blick
Hat sie ganz in Fesseln es geschlagen.

Unter den heitern, die Sitten bezeichnenden Liedern wählen wir folgende:

Symbole.

An des Hauses Pforte
Stellt sich rechts der Knecht,
Und am andern Orte
Links die Magd zurecht,

Harrend, bis es ſich erweiſet,
Welch Geſchlecht
Die gebar, die jezt im Hauſe kreiſet.

Jezt hält ein Zeichen
Von Bedeutung ſchwer,
Die ſich beide gleichen,
Ungleich doch ſo ſehr.
Nämlich, den beſennten Bogen
Schwinget er,
Sie die Spindel weich mit Garn bezogen.

Wenn man auf die Windel
Legt ein Mägdelein,
Steckt die Magd die Spindel
An den Pfoſten ſein.
Nichts beſchert iſt einem Mädchen,
Als allein
Still zu ſpinnen ſeines Glückes Fädchen.

Ob ſie Jungfrau bleibe,
Oder ſey vermählt;
Schande jedem Weibe,
Der die Spindel fehlt!
Wenn der Kaiſer ſie zu ſeiner
Gattin wählt,
Spinne ſie das Fädchen um ſo feiner.

Wenn das Glück gewogen
Einen Knaben ſchenkt,
Kühn wird Pfeil und Bogen
Vor dem Thor verſchränkt.
Stets ſey er zum ernſten Spiele
Hingelenkt,
Ob er niedriger ob höher ziele.

Welch Geräth berühren
Er noch ſonſt mag klug,
Ob die Feder führen,
Oder ob den Pflug;
Führt er nicht auch Pfeil und Bogen
Gut genug,
Iſt das Vaterland um ihn betrogen.

Unſre Pfeile müſſen
Schwirren in der Luft,
Feinde ſcharf begrüßen,
Wo der Kaiſer ruft,
Dann nach abgethanem Schrecken
Unter'm Duft
Schatt'ger Wälder Jagdluſt ihm erwecken.

Trotz der äußern Strenge bahnt ſich die Liebe einen Weg durch die Standesunterſchiede.

Die Freude am ſchwarzen Hofrock.

Er trägt an allen Tagen
Sein ſchwarzes Hofmannskleid;
Und iſt es abgetragen,
So iſt es ihm nicht leid;
Ich mach' ihm ſelbſt ein neues,
Ich näh' und überſtreu' es
Mit glänzendem Geſchmeid.

Er trägt an allen Tagen
Sein ſchwarzes Hofmannskleid;
Ich ſeh' es mit Behagen,
Die andern ſehn's mit Neid.
Ihr neidet nicht das Kleid ihm,
Ihr traget darum Neid ihm,
Weil ihr ſo ſchön nicht ſeyd.

Er trägt an allen Tagen
Sein ſchwarzes Hofgewand.
Er bringt — ich darf nicht klagen —
Mir jeden Tag ein Pfand,
Ein Pfand von ſeiner Liebe;
Wenn er nur bei mir bliebe!
Das wehret ihm ſein Stand.

Er trägt an allen Tagen
Sein ſchwarzes Hofgewand,
Und kommt — ich darf nicht zagen —
So oft ein Abend ſchwand.
Ablegt er's, wie er nahet;
Und wenn er geht, empfahet
Er's neu aus meiner Hand.

Er trägt an allen Tagen
Die ſchwarze Hofmannstracht.
Ich will es ihm nicht ſagen,
Was ich mir ausgedacht:
Wenn er das Kleid legt nieder,
So geb' ich's ihm nicht wieder,
Dann bleibt er Tag und Nacht.

Man wird hier an Klärchen erinnert, das ſich an Egmonts buntem Kleid erfreut. An die berühmten Morgenlieder unſrer alten Minneſinger mahnt folgendes Gedicht, das von der Luſt heimlicher Liebe ſingt.

Flucht und Rache.

Sie ſprach: Es kräht der Hahn.
Er ſprach: Er darf noch nicht.
Sie ſprach: Der Tag bricht an.
Er ſprach: O nein, mein Licht!

Steh auf, ſteh auf, und ſchaue,
Ob nicht der Himmel graue!
Auf geht der Morgenſtern,
Der Tag iſt nicht mehr fern.

Auf! es iſt Zeit zu ſcheiden;
Enteil! und triff in Eil
Den Anfang unſrer Leiden,
Den Hahn, mit einem Pfeil!

Neben dieſen freundlichen Liedern finden wir aber ungleich mehr klagende oder zürnende, und dieſe ſind die ſchönſten. Sie zeigen uns das menſchliche Herz im Kampf mit unerträglichen Härten des Sittengeſetzes und der Deſpotie. So klagt eine unglückliche Gattin, die, einen Andern liebend, willenlos geopfert wurde.

Der Beſuch der jungen Frau.

Von ihrer Eltern Hauſe ging
Die junge Frau in's Thal;
Wie zierlich ihr am Arme hing
Das Körbchen lang und ſchmal!

So zierlich ihr am Arme hing
Das Körbchen lang und ſchmal,
Darein ſie an zu leſen fing
Blumen und Kraut im Thal.

Das Körbchen war zur Hälfte voll,
Als eine Thräne lief,
Die Bruſt von einem Seufzer ſchwoll,
Die Jungvermählte rief:

Es kommt mir Jemand in den Sinn,
Der mir bewegt das Herz.
Sie warf am Weg die Blumen hin:
Fahr' wohl du Mädchenſcherz!

Ihr Mägde, blicket mir, o ſeht,
Ob dort ſich hebt kein Staub.
Ein Staub von meinem Gatten geht
Mir über Gras und Laub.

Eine andre, die den Gatten liebt, muß klagen, daß er, bei der herrſchenden Vielweiberei, ſein Herz an andre hängt und ſie verſtößt:

Die Verſtoßene.

Langſam geh' ich, und die Seele weigert ſich
Mit zu gehn, wohin die Füße ſchreiten,
Bis zur Pfort' am Haus hat er begleitet mich,
Weitern Wegs mocht' er mich nicht begleiten.

Warum ſagſt du, bitter ſey die Pflanze Tu,
Weil die Pflanze Tſi dir ſüßer ſcheinet?
Eine andre nun ſtatt meiner freieſt du;
Alſo lachet heut, die morgen weinet.

Wo ſich Klang der Fluß vermählt dem Fluſſe Wei,
Werden ihre beider Waſſer trübe;
Aber eure Eintracht ungetrübet ſey,
Ob mein Jammer auch das Grab mir grübe.

Die du jetzo, wie du einſt mich liebteſt, liebſt,
Mögeſt du nicht einſt wie mich ſie haſſen!
Und um deretwillen du mich von dir triebſt,
Müſſe ſie nicht auch dich ſo verlaſſen!

Manchem Armen half ich, wie zu helfen war,
Und nun bin ich ärmer ſelbſt als alle!
Müſſig mehrt' ich niemals die vergnügte Schaar,
Ferne blieb ich keinem Trauerfalle.

Ueber breite Waſſer fuhr ich mit dem Kahn,
Ueber ſchmale ſchritt ich mit dem Fuße.
Konnt' ich oder nicht, die Kräfte ſezt' ich dran,
Half, doch wenigſtens mit Troſt und Gruße.

Wohl vermiſſen wird mich deine Nachbarſchaft,
Wenn du auch nicht miſſeſt mich im Hauſe.
Und ich fehle dir vielleicht in Noth und Haft,
Wenn ich dir nicht fehle bei dem Schmauſe.

Süße Rache einer Verſtoßenen.

Für den Winter Süßigkeiten,
Früchte, hatt' ich eingemacht;
Andre wollt' ich mehr bereiten,
Aber du mit Unbedacht
Haſt mich aus dem Haus geſtoßen,
Eh' mein Süßes du genoſſen.

Eine andre frei'ſt du heute,
Deren Blüthe dich entzückt.
Flüchtig iſt der Lenz der Bräute;
Wenn nun her der Winter rückt,
Wirſt du nicht — wer kann es wiſſen? —
Meine ſüßen Früchte miſſen?

Nicht minder klagen zärtliche Jünglinge, daß die blühenden Töchter des Landes im Harem der Großen, ihnen unzugänglich, ſchmachten müſſen.

Die unzugänglichen Schönheiten.

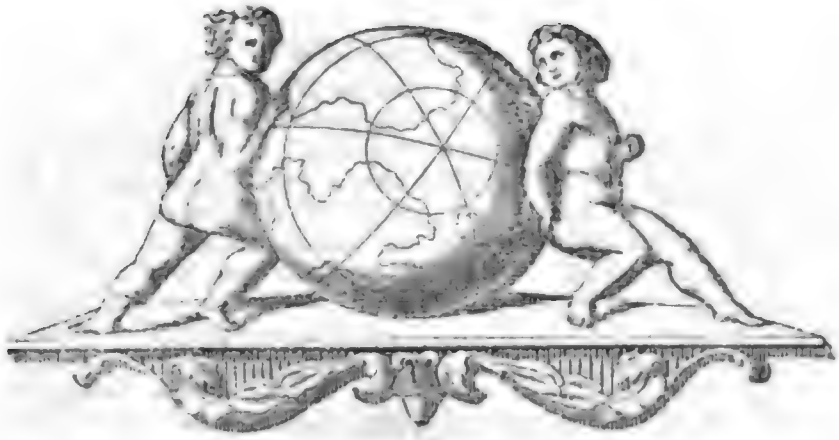
Im Süderland auf einer Flur
Stehn Bäume ſchön von Zweigen;
Sie haben Zweig' am Gipfel nur,
Man kann hinan nicht ſteigen.

Am Ufer, das der Han beſpült,
Luſtwandeln ſchöne Frauen;
Es darf, wer Luſt nach ihnen fühlt,
Sich nicht an ſie getrauen.

Des Fluſſes Fluth iſt tief und breit,
Man kann hindurch nicht waten;
Ein Ufer iſt vom andern weit,
Die Fahrt iſt nicht zu rathen.

(Der Beſchluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 75. — 24. Juli 1833.

Biographie.

Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von F. K. von Strombeck. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg, 1833.

Endlich kommt doch das Memoiren-Schreiben unter den Deutschen in die Mode, und die Blödigkeit und Angst vor dem Publikum, und die vornehm thuende Geheimnißkrämerei hört je mehr und mehr bei denen auf, die im Stande sind, über die Zeit zu schreiben, weil sie der Quelle der Ereignisse näher standen. Hätte das vorige Jahrhundert mehr solche ungenirte und kräftige Federn gehabt, wie sie der Freiherr von Pöllnitz zu Anfang desselben, oder wie sie um die Mitte desselben die geistreiche Markgräfin von Anspach, Friedrichs des Großen Schwester führte, so würde uns die innere Geschichte der deutschen Kabinette, Höfe, Stände, kurz alles, was im vorigen Jahrhundert die eigentliche Geschichte ausmachte, bei weitem klarer seyn. Unter den seit den lezten drei oder vier Jahrzehnten verstorbenen Fürsten gibt es mehrere sehr namhafte, deren Geschichte gleichwohl noch nicht geschrieben ist und vielleicht nie geschrieben wird, weil die Zeitgenossen derselben aussterben.

Herr von Strombeck ersezt, was seiner politischen Rolle an Wichtigkeit mangelt, durch seine Beobachtung und Freimüthigkeit in der Erzählung der Dinge, die er als braunschweigischer und ci-devant westphälischer Staatsdiener gesehn hat. Er verbreitet sich wohl etwas zu redselig über kleine Privatangelegenheiten und über die wenig interessanten Einzelheiten im Privatleben der Fürstin-Aebtissin von Gandersheim, an deren kleinem Hofe er zuerst lebte; indessen gewähren wenigstens ein großer Theil dieser Schilderungen, z. B. das Leben im elterlichen Hause, die reichsstädtischen Erinnerungen Braunschweigs, der Aufenthalt des Verfassers auf der Universität, die Erinnerungen an alte Gelehrte ꝛc. ein lebendiges Bild der Zeit. Ueber die große Katastrophe Braunschweigs 1806 hat der Verfasser offenbar mehr zu sagen gewußt, als er gesagt hat. Inzwischen drückt er so schonend als möglich seine Mißbilligung darüber aus, daß der ganze Hof aus Braunschweig floh, und den unglücklichen Herzog, der bei Jena beide Augen verloren hatte, seinem Schicksal überließ. Der Verfasser selbst war übrigens mit auf der großen Retirade. Der Herzog, einst Deutschlands Stolz, ein halbes Jahrhundert hindurch bewundert auch vom Ausland (man lese Mirabeaus Briefe), lag jezt in seiner Hauptstadt, blind, allein. Damals hörte man nur die Worte von ihm: „Ich verlasse nun alles und bin von allen verlassen.“

Von diesen rührenden Scenen gehn wir nun gleich zu sehr komischen über. Braunschweig wurde dem Königreich Westphalen einverleibt, und Herr von Strombeck, der zurückgekehrt war, und auch die Aebtissin glücklich wieder nach Gandersheim gebracht hatte, wo sie des französischen Schutzes in vollem Maaße genoß, wurde jezt bei einem Obertribunal angestellt und zugleich in die westphälische Deputirtenkammer gewählt. Da von dieser konstitutionellen Monstrosität noch sehr wenig bekannt ist, können wir uns nicht enthalten, die launige Beschreibung des Verfassers hier aufzunehmen.

„Nachdem mein Tribunal also in so guten Gang gekommen und ich bei meiner Fürstin mich zu Gandersheim beurlaubt hatte, konnte ich am 12. Juni mit leichtem Herzen nach Kassel zum Reichstage (denn diese erhabene Benennung hatte die Versammlung der Volks-Repräsentanten empfangen) abreisen. Am 2. Julius (einem Sonnabend) wurde der Reichstag, dessen Sitzungen bis zur Erbauung eines eigenen Ständesaals in dem prächtigen Orangerie-Hause der Aue gehalten werden sollten, wirklich eröffnet. Schon früh Morgens um sechs Uhr sezte sich der Kapitän der Garden des Königs in den Besitz des Gebäudes, „pour y ordonner toutes les dispositions nécessaires à la garde de Sa Majesté," wie es dem „cérémonial pour l'ouverture de la session des Etats du Royaume" lautete. — Nicht, als wenn man eine Pulververschwörung gefürchtet hätte, sondern, weil man keine Ceremonie versäumte, wodurch man die Größe des Monarchen andeuten zu können glaubte. In dieser Beziehung kannte man den Charakter der Deutschen wenig, die mehr auf das Wesentliche als auf den Schein zu sehen gewohnt sind. Dergleichen Maaßregeln pflegten nur zu unserer Erheiterung zu dienen; eben so wie wir herzlich darüber gelacht, als die „bewaffnete Macht" Befehl erhalten hatte, die Stadt zu verlassen, so lange die Departemental-Versammlung (zu deren Sekretär ich gewählt zu werden die Ehre hatte) zu Göttingen ihre Berathungen hielt, während die Gendarmerie unter den Befehl unsers Präsidenten, des damaligen Staatsrathes Baron von Leist, gestellt wurde, um auf solche Weise unsere politische Freiheit auf das vollständigste in Sicherheit zu setzen. Ein Akt der Garantie unserer konstitutionellen Rechte, welchen, als eine sehr bedeutende Prärogative, unser Präsident hervorzuheben nicht ermangelte. — Nachdem der Orangeriesaal gehörig besezt war, marschirten einige tausend Mann auserlesener Truppen, sowohl Infanterie als Cavallerie, auf dem Platze vor dem Museum auf, welcher späterhin, als dieses Gebäude zu einem Palaste der Stände umgeschaffen wurde, den erhebenden Namen eines Platzes der Stände empfing. Gegen 11 Uhr versammelten sich die hundert Repräsentanten des westphälischen Volkes, damals noch ohne das prachtvolle Kostüm, welches ihnen nachher durch die Gnade des Königs zu Theil ward. Die Mitglieder des Staatsraths, welche um eben diese Zeit erschienen, waren in jener Beziehung schon ausgezeichneter als wir, und prangten in Mänteln von Sammet, Schärpen und Toquen à la Henri quatre, über welchen die schönsten Straußfedern wehten. Das diplomatische Korps und eine auserlesene Versammlung schön geschmückter Damen glänzten auf besondern, mit Scharlach behangenen Tribunen. Noch war die ausgezeichnete Tribune der Königin leer. — Auf einmal erschallte der Ruf: „la Reine!" und der ganze Saal hallte von einem dumpfen Gemurmel in deutscher und gallischer Sprache wieder: „die Königin" und „la Reine." Gleich als wäre das geliebte Vaterland in Noth, beeilten sich der Präsident und die vier auserlesenen Deputirten, Ihre Majestät an der Thür des Gebäudes zu empfangen. Doch erschien sie nicht unmittelbar in unserer Mitte, sondern begab sich zuvörderst in eines der Apartements des Pavillons, denn es war in dem Programm vorgeschrieben: „elle se reposera jusqu'à l'arrivée du Roi." — Jezt erschütterten ein und zwanzig Kanonen-Schüsse unsern Versammlungs-Saal: wir bekamen dadurch die vollständigste Gewißheit des entscheidenden Umstandes, daß sich Se. Majestät in Bewegung zu setzen geruht hatten, und unsere Herzen begannen höher zu schlagen. Bald nachher erdröhnte die Erde von der Bewegung der begleitenden Cavallerie; Trompetengeschmetter und das Wirbeln der Trommeln vermischten sich mit einander: es war nicht anders, als wenn wir Hundert-Männer in eine Schlacht geführt werden sollten. Dann dröhnten von neuem ein und zwanzig Kanonenschüsse durch die Gewölbe unsers Saals: wir wurden dadurch benachrichtigt, der König sey ganz in der Nähe, und unser Präsident nebst acht Deputirten, unter denen ich mich zu befinden die Ehre hatte, stürzten der königlichen Majestät in patriotischem Eifer entgegen. Harrend standen wir vor der Thüre unsers provisorischen Ständepalastes, wo ein ziemlicher Zugwind unsere Aufwallung etwas abkühlte. Wir schauten empor, denn die Aue liegt tiefer als der Friedrichsplatz, woher der König kam, und sahen nichts als Cavallerie, reitende Artillerie, Infanterie und eine unermeßliche Menge von Menschen. Jezt erschien der Gouverneur von Kassel zu Pferde mit seinen Aides-de-camp. Er blickte uns mit gütiger Wichtigkeit an, und gab uns die Nachricht, daß Se. Majestät im Begriff wären, zu erscheinen. Dann fuhr ein Wagen, gefüllt mit Meistern und Gehülfen der Ceremonien (maitres et aides des cérémonies), vor. Nun folgten in einzelnen Wagen der Minister-Staatssekretär und der Minister der Finanzen, der Minister des Kriegs und der Minister der

Juſtiz und des Innern (der fein lächelnde Simeon), der Groß-Marſchall des Palaſtes und der Groß-Stallmeiſter der Krone. Jezt erblickten wir ein prachtvolles Achtgeſpann: es führte den König. Der Kapitän der königlichen Garden, die General-Adjutanten, die Ehrenſtallmeiſter umſchwärmten den Wagen, an deſſen Schlage der Chef der Legion der Gendarmerie in düſterm Ernſte ritt: erwägend, unſtreitig, daß das königliche Haupt ſeiner Wachſamkeit vor allen Andern anvertraut ſey. Nun eröffnete ſich, nicht ohne ein bedeutendes Krachen (denn Lärm und Majeſtät ſind unzertrennbare Gefährten), der Schlag des königlichen Staatswagens, und Se. Majeſtät erſchien in allerhöchſt eigener Perſon vor unſern entzückten und erſtaunten Blicken, angethan mit einem Gewande von weißer Seide, welches ein Mantel von Purpur halb überdeckte. Auf dem Haupte einen von Diamanten glänzenden Federhut und an den zierlichen Füßen weißſeidene Schuhe mit roſenrothen Abſätzen und weißen Schleifen. Jezt war es Zeit, daß wir Deputirte vorſchritten; wir verſäumten dieſes nicht, unſern Präſidenten an der Spitze, und machten unſere dreifache Verbeugung (denn bei ſolchen Gelegenheiten iſt drei eine ſolenne und gleichſam heilige Zahl), ſo gut, wie wir es, von unſerer Jugend her, aus unſern Tanzſtunden behalten hatten. Wir führten den König nach ſeinem Pavillon, denn auch ſeine Majeſtät hatte nöthig, ſich von der Reiſe auszuruhen (se reposer). Während Jerome einſam einige Augenblicke in dem Ruhe-Kabinette verweilte, begab ſich die Königin auf ihre Tribune, und nun kam der wichtigſte Augenblick. Der Zug, welcher die königliche Majeſtät in den Saal führen ſollte, bildete ſich, und begann ſich maleriſch in Bewegung zu ſetzen. — Es eröffneten ihn zwei Huiſſiers der Stände mit Stäben in der Hand und im Koſtüme des frühern Mittelalters; dann bewegte ſich das Ganze in folgender Reihe vorwärts: die Huiſſiers des Königs, mit Degen an der Seite und Stäben in der Hand; die Edelknaben (welches jedoch vollkommen erwachſene ſchöngebaute Burſchen waren), deren Uniformen von Golde ſtrozten; die Gehülfen der Ceremonien; die Ceremonienmeiſter; die Aides de camp des Königs; die Miniſter; der Großmarſchall und der Grand-écuyer; der König —; der Kapitän der Garden, und zu deſſen Rechten der Groß-Kammerherr. Den Schluß machte die unermeßliche Anzahl der Beamten des königlichen Hauſes. So wie der König in den Saal trat, erſchallte das durchdringende Geſchrei der Huiſſiers: „le Roi!“

(Der Beſchluß folgt.)

Chineſiſche Literatur.

Schi-King. Chineſiſches Liederbuch, geſammelt von Confucius, dem Deutſchen angeeignet von Friedrich Rückert. Altona, Hammerich, 1833.

(Beſchluß.)

Andre klagen, daß ſie, als Sklaven des Kaiſers, der Willkühr ſeiner Diener Preis gegeben, wie Thiere ſchonungslos zur Schlachtbank geführt werden. Nirgends wird das Menſchenleben weniger geachtet, als in dem übervölkerten China; aber daß in den Millionen Opfern, die hier fallen, ein Funke menſchlichen Gefühls lebt, beweiſen folgende Lieder.

Der Soldat an ſeinen Feldherrn.

Du weißt, Ki-Fu, ich bin des Kaiſers Kralle,
Ich bin der Arm, dem er vertraut.
Was führeſt du mich nun von Fall zu Falle,
Wo keine Ruh' mein Auge ſchaut?

Du weißt, Ki-Fu, ich bin des Kaiſers Klaue,
Ich bin ſein Schirm und bin ſein Hort.
Was führeſt du, wo ich kein Ende ſchaue,
Von Mühſal mich zu Mühſal fort?

Du weißt, Ki-Fu, ſchlecht deinen Rath zu faſſen,
Daß du mich führſt in ſolche Noth,
Und meine Mutter, die ihr Sohn verlaſſen,
Sucht ſich daheim mit Müh' ihr Brot.

Schlimme Wahl.

Entziehſt du deinen Dienſt dem Staat,
So iſt's am Vaterland Verrath;
Und dienſt du ihm an deinem Theile,
So iſt's Verrath an deinem Heile.

Furchtbar ſind die Klagen des unterdrückten Volks.

Vertheilung der Glücksgüter.

Die Königsſtraß' iſt wie ein Weyſtein glatt,
Und ſchwingt ſich gradhin wie ein Pfeil im Fluge;
Die Fürſten ziehn auf ihr mit Roſſen nimmer matt,
Das Volk ſieht zu dem langen Zuge:
Doch ich, wohin ich meine Augen wende,
Erblicken ſie des Landes Noth ohn' Ende.

Im Oſtgebiet des Reiches ſtehen leer
Webſtühle, die Aufzug und Einſchlag miſſen,
Und alle Spulen gehen leer,
Die lezten Hoffnungsfäden ſind zerriſſen.
In Leinwandſchuhen gehn auf Reif und Fröſten
Die Reichen ſelbſt, wer ſoll die Armen tröſten?

Digitized by Google

Das Jammerbild.

Hingewelkt ist Tiao die Pflanze,
Weil des Himmels Thau gebrach.
Dem vom Glück zerstörten Glanze
Dieses Reiches denk' ich nach.

Tiao die Pflanz' ist nicht zu retten.
Hätten Eltern es gedacht,
Ich erlebte das; sie hätten
Mich ins Leben nicht gebracht.

Größer wird der Kopf am Schafe
Durch des Leibes Magerkeit.
Mich erschreckt das Bild im Schlafe
Von der arg entstellten Zeit.

Unsres Staates Leib wird mager,
Und zu groß erscheint sein Haupt.
Der Gedank' an unsre Plager
Hat die Ruhe mir geraubt.

Unsres Schafes Leib ist mager,
Und sein Haupt ist viel zu groß.
Stattlich ist das Heereslager,
Doch betrübt des Landes Loos.

Fischer müssen Gräser essen,
Weil der Strom sie nicht ernährt;
Denn die Brut der Schlei'n und Gressen
Hat der große Hecht verzehrt.

Fischer ruhen aus vom Fischen,
Und die Reuße hängt am Zaun,
Dorret aus, daß man dazwischen
Kann die Stern' am Himmel schaun.

Gegen die tiefste Verletzung der Menschenrechte unter der eisernen Konsequenz der Barbarei empört sich der mißhandelte Mensch, in seiner Ohnmacht wenigstens den Fluch des Himmels auf seine Henker herabschwörend.

Fluch.

Der sein Zungenschwert gewetzet,
Und zu Tod mich hat gehetzet,
Gebet ihn den scharfen Tatzen
Aller Leun und Tigerkatzen!

Wenn die Tiger und die Leuen
Sich ihn anzugreifen scheuen,
Bringet ihn hinauf nach Norden,
Gebt ihn den Barbarenhorden!

Wenn die nordischen Barbaren
Selber ihm das Leben sparen,
Gebe ihn dem Himmel hin,
Ihm zu thun nach meinem Sinn!

Ich Mong-Tsee, der dieses Lied gesungen,
Bin, ein Opfer von Verläumderzungen,
Im Palast des Kaisers ein Eunuch.
Die ihr höret meinen Spruch,
Gebet ihm, dem es gelungen
Mich dazu zu machen, meinen Fluch!

Denkt man sich dies Volk, einer ungeheuren Heerde gleich, durch seine eigne Menge sich zerdrückend, von den Launen der Despotie und ihrer Diener im Frieden, und von dem Gewürge menschenfressender Revolutionen und Kriege zerrissen, so begreift man, wie wahr die Empfindung in folgendem Liede ist:

Der Beängstigte.

O Vöglein auf dem Baume,
Du fliegest frei hinaus,
Es wächst in jedem Raume
Ein Körnlein deinem Schmaus.
Du weißt es klug zu haschen
Aus Netzen selbst und Maschen;
Du lässest dich nicht haschen,
Und lachest fröhlich deinen Laurer aus.

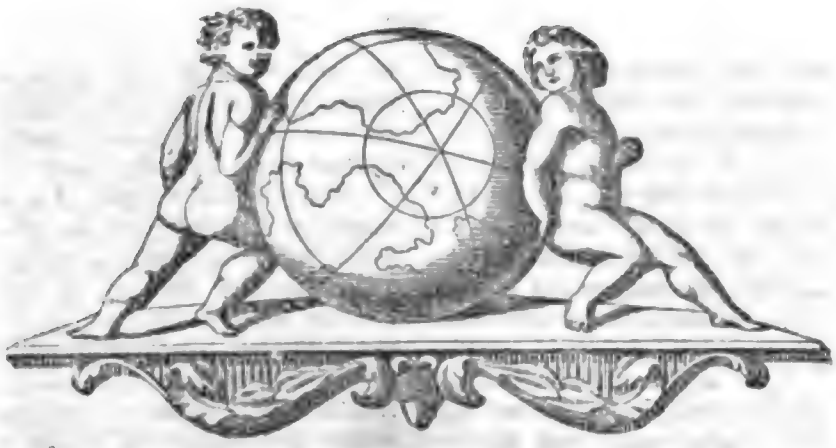
O Vöglein auf dem Baume,
Du fliegest froh dahin;
Es reifet Kirsch' und Pflaume
Dir einzig zum Gewinn.
Du bist in diesem Lande
Der einz'ge frei von Stande,
Frei von des Kummers Bande;
O daß ich hätte deinen leichten Sinn!

Ich lieg' in schwerem Traume
Von nichts als Fahr und Noth.
Ich schwebe auf einem Baume,
Der stets zu brechen droht;
Und unten ringsum wachen
Mit aufgesperrten Rachen
Die Tiger und die Drachen;
Und wenn ich falle, fall' ich in den Tod.

O daß ich könnt' erwachen,
Alswie aus einem Traum, aus dieser Zeiten Noth!

Diese Lieder, unter vielen Hunderten ausgewählt, lassen uns einen Blick in das Volksgemüth thun. Können wir nun noch sagen, daß die Chinesen weniger Menschen sind als wir? und folgt aus solchen Wahrnehmungen nicht, daß der historischen Ansicht unsrer modernen Philosophen zum Trotz, die Möglichkeit vorhanden ist, der innere Kern des Menschlichen könne dereinst noch einmal die äußre Schaale der chinesischen Sitten- und Staatsform zerbrechen?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 76. — 26. Juli 1833.

Biographie.

Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von F. K. von Strombeck.

(Beschluß.)

„Man sah es allen Anwesenden an, daß ihre Aufmerksamkeit zu dem höchsten Grade der Spannung gekommen: sie erhoben sich insgesammt, und die Luft ertönte (wie es uns als passend angedeutet war) von einem schmetternden: „Vive le Roi!“ Jezt stellten sich die Huissiers des Königs an die beiden Seiten der Treppe des Throns. Der König stieg hinauf und sezte sich. Alles gruppirte sich, theils sich auf Tabourets niederlassend, theils stehend, auf das malerischste hinter dem Monarchen und zu seinen Seiten (so wie dieses durch vielfache Proben, nach einer aus Paris gesandten Zeichnung, einstudirt worden), wobei es uns nicht wenig auffiel, daß die königlichen Pagen sich ganz naiv, wie es Knaben gebührt, auf den Stufen des Thrones niederhockten. Dieses geschah, sobald der König sich gesezt, und nun ging die herablassende Gnade Sr. Majestät so weit, durch einen Wink uns zu befehlen: uns zu bedecken. Dies sezte uns jedoch in nicht geringe Verlegenheit, denn wir waren noch nicht, wie späterhin, mit stattlichen, mit Straußfedern gezierten Toquen versehen, und unsere hundert verschiedenartig gestalteten Hüte nahmen sich, eben so verschiedenartig aufgesezt, gar nicht malerisch auf unsern patriotischen Häuptern aus. Der Großmarschall, als Großmeister der Ceremonien, schritt jezt respektvoll zum Könige, um dessen Befehle zu vernehmen. Diese durfte er jedoch nicht selbst ausführen, sondern er überbrachte sie nur dem Justizminister Simeon. Jezt schritt auch dieser zum Throne, und mit lauter Stimme erbat er von dem Monarchen die Erlaubniß, die sämmtlichen Mitglieder der Stände Seiner Majestät einzeln vorstellen zu dürfen. Diese Erlaubniß erfolgte huldreich, worauf die Präsentation folgendermaßen Statt hatte. Ein Mitglied der Stände, trat in die Schranken vor die Stufen des Throns, und rief mit vernehmlicher Stimme, ich weiß nicht mehr in welchem Provincial-Accent (denn in dieser Beziehung gab es Materialien genug zu einem eigenen Idioticon in unserer Versammlung), nach alphabetischer Ordnung seine Kollegen auf. Der Aufgerufene erschien mit entblößtem Haupte, und verneigte sich eine beliebige Anzahl Mahle vor der Majestät des Königs. Jezt wiederholte der Justizminister, so gut sein provençalisches Organ es erlaubte, den deutschen, gewöhnlich etwas verstümmelten Namen; der Aufgerufene leistete in französischer oder deutscher Zunge, nachdem er die eine oder die andere mehr in Uebung hatte, den vorgeschriebenen reichsständischen Eid, und zog sich alsdann, nicht

ohne Gefahr zu ſtolpern, ganz rückwärts, (wenn er dieſes auszuführen ſich zutraute) oder doch wenigſtens traverſirend, zurück. — Nachdem dieſe Ceremonie geendet, begann der König, welcher die Beine ſehr maleriſch ein wenig über einander geſchlagen hatte, und in der That mit vieler Würde da ſaß, zu reden, nachdem er den Hut ein wenig gelüftet, und mit der Schnelligkeit des Blitzes waren die reichsſtändiſchen Häupter entblößt."

Der König hielt ſeine Paraderede und nachher wurden ſämmtliche Stände eingeladen, d'assister au repas de leur Majestés. „Dieſes wurde nun von uns, in ländlicher Unſchuld, ſo verſtanden, als wenn wir von Sr. Majeſtät zur Tafel geladen wären, und mancher von uns war, wie man ſich ehedem ausdrückte, „ungegeſſen und ungetrunken" angelangt. So war es aber keineswegs gemeint; denn Ludwig XIV. lud nie Jemand anders als Prinzen von Geblüt zu ſeiner Tafel, und ſelbſt deutſche Reichsfürſten hatten in dieſer Beziehung keinen Vorzug vor franzöſiſchen Ducs. Wie konnten wir nun, Reichsſtände freilich, aber von ganz eigenthümlicher Beſchaffenheit, auf eine ſolche eminente Ehre Anſpruch machen? — Wir ſollten nur zuſchauen, wie Se. Majeſtät mit der Königin, bedient von den Großwürdenträgern, ſpeiſen würden: gleichwie ehedem die kaiſerliche Majeſtät auf dem Römer, bedient von den erſten Fürſten des Reichs, oder wenigſtens von ihren Geſandten, allein ſpeiſete, und allen andern nur das Zuſchauen, und auch dieſes als große Ehre, übrig ließ."

Ueber den vormaligen König von Weſtphalen drückt ſich der Verfaſſer ſehr vortheilhaft aus. Er legt von deſſen gutem Willen wie von deſſen Einſichten die beſte Meinung; allein was konnte das alles helfen? Der König mußte alles thun, was Napoleon haben wollte, und war ein Schattenkönig ſo gut wie die Verfaſſung eine Schattenverfaſſung war. Ohne den Muth zum Widerſtande zu beſitzen, den ſein Bruder Louis zeigte, war er gewiſſermaßen zu den unnützen Zerſtreuungen des Hofes verdammt, in denen er ſich berauſchte, und Herr von Strombeck rühmt wenigſtens, daß er es gut gemeint habe mit den Deutſchen. „Keine Form der Höflichkeit fehlte, wenn ein Miniſter an den Maire des kleinſten Dorfes ſchrieb, und gewiß war es kein leeres Wort, wenn Jerome in einer der von ihm gehaltenen Reden ſagte: „je veux qu'on respecte la dignité de l'homme et du citoyen." Selbſt Vereagny, wenn er zu unſerer bedeutenden Erheiterung glaubte: das Wort Kothſaſſe bedeute „un homme qui est assis sur la boue, und es daher, als die Menſchenwürde herabſetzend, auf das Ernſtlichſte ſeinen Untergeordneten verbot, huldigte dieſem Principe, wenn er ſich gleich lächerlich machte. — Nie dürfen wir vergeſſen, daß es zuerſt in Deutſchland der weſtphäliſche Soldat war, der ohne die entehrenden Stockprügel eingeübt würde, dagegen der heſſiſche Krieger nur mit zerprügeltem Rücken zum verkaufbaren Söldner früher abgerichtet ward."

Die Billigkeit erfordert, daß man die Umſtände erwägen und auch dem Feind das Gute, das er will, vom Böſen, das er thun muß, zu ſeinen Gunſten unterſcheide. Wenn wir aber demnach die einſt ſo laut erklungne Stimme des Nationalhaſſes gegen den fremden König ſchweigen laſſen, ſo müſſen wir doch um ſo ſchonungsloſer die deutſchen Männer verdammen, welche ohne Noth, ohne von den Umſtänden gezwungen zu ſeyn, aus freiwilliger Schlechtigkeit am bitterm Unglück und der heilloſen Schmach des deutſchen Vaterlandes Vergnügen fanden, und ſie, um ſchnöden Soldes willen, als das größte Glück und als eine ganz beſondre Ehre lobprieſen.

Der Held des weſtphäliſchen Reichstags, dieſes verächtlichſten Gaukelſpiels, wovon je die parlamentariſchen Annalen Kunde gegeben, war der berühmte Johannes von Müller. Dieſer feile Söldling jeder Gewalt hatte vor der Schlacht bei Jena gegen Napoleon radomontirt, und nachher augenblicklich ihm gehuldigt, undankbar den preußiſchen Dienſt gegen den neuen weſtphäliſchen vertauſchend. Derſelbe Mann, der den Schweizern bis zum Ekel von ihrer Freiheit ſalbaderte und gleichwohl vor jedem Berner Ariſtokraten ſchweifwedelte; eben derſelbe ſprach auch auf dem ſogenannten Reichstage in Weſtphalen von deutſcher Freiheit, von deutſcher Einheit, von Vaterlandsliebe und hoher Tugend, — und das alles als Söldling einer franzöſiſchen Regierung, als Creatur des fremden Uſurpators, indem er ſchamlos, was uns das Heiligſte ſeyn muß, mit einer bis in den tiefſten Grund niederträchtigen Sophiſtik und Schönrednerei verdrehte. Nie handelte eine Zunge treuloſer an dem Volk, deſſen Sprache ſie redet. Herr von Strombeck liefert uns eine ſolche Müller'ſche Rede, und es iſt gewiß ein merkwürdiges Aktenſtück in dem großen Prozeſſe deutſcher Erbärmlichkeit.

„Am 22. Auguſt wurde die Ständeverſammlung durch Johann von Müller, der als Redner der Regierung auftrat, für das Jahr 1808 geſchloſſen. Ich kann mich nicht enthalten, hier ſeine Rede mitzutheilen; ſie charakteriſirt in ihrer „Wahrheit und Dichtung" zu ſehr die Zeit, und zeigt, zu welchen Schmeicheleien Deutſchlands Tacitus ſich verſtehen konnte. „Meine Herren Reichsſtände! Der König hat mir den Auftrag ertheilt, Ihrer hochachtbaren Verſammlung das Ende der Arbeiten anzukündigen, für welche dieſelbe verſammelt war. — Meine Herren, Provinzen, welche urſprünglich nie eines Volkes Vaterland, hierauf in den Verſammlungen deutſcher Nation in die Menge der Stämme verloren, endlich unter vieler Fürſten Hoheit abermals vereinzelt waren, haben

— seit Menschengedenken zum Erstenmal — durch Stellvertreter vor dem Thron eines gemeinsamen Herrn über allgemeine Angelegenheiten sich versammelt, und Maßregeln genommen, welche den Begriff eines Vaterlandes, einen Gemeinsinn, theils voraussetzen, theils erwecken. Das Alte ist vorüber; laßt uns den Blick auf die Gegenwart heften, um in ihr die Keime der Zukunft zu entwickeln. Die ältesten, größten, ruhmvollsten und — insofern dieses von menschlicher Art sich sagen läßt — auch die besten Völker haben mancherlei Zeitläufte erlebt. Hier hob der Schwung eines Mannes von Genie seine Nation zu der Höhe seiner eigenen Rolle. Lange Zeit und Selbstvergessenheit — der trägen Sterblichen gewöhnliches Uebel — stürzten unversehens anderer Völker Glück und Ehre in einen rettungslosen Abgrund. Völker nun, die sich dem Unglück überließen, gingen unter; andere, welche aus der Erkenntniß der Fehler Lehre zogen, wurden, durch eine moralische Wiedergeburt, neuer Zeiten wiederkehrende Glorie und Glückseligkeit würdig. Eben so verschieden waren die Eroberer: einige haben zerstört, andere haben die Unterjochten verweichlichet, andere durch Trennungen sie geschwächt; aber die bessern haben sie vortheilhaft umgestaltet: solche sind es, welche durch verehrendes Andenken ihrer Wohlthaten im Alterthum aus Königen Götter geworden. Der, vor dem die Welt schweigt, weil Gott die Welt in seine Hände gegeben, (!) erkannte in Germanien die Vormache und Brustwehr von Süd und West, von den ersten Hauptsitzen der Kultur Europens. Also, für gemeine Politik zu erhaben, gab er Deutschland Festigkeit, gab ihm sein Gesetzbuch, das Muster seiner Waffen, die größten Lehren, und, statt gedemüthigter Soldaten, achtvolle geehrte Bürger. Aus zwanzig Ländern schuf er ein Reich. Konnte er mehr thun? Er setzte darüber seinen Bruder. Sie hörten den König, meine Herren; Sie haben seine Handlungsweise gesehen, seine Verordnungen, seine Vorsichtsmaßregeln zählen Sie nach den Tagen seiner Regierung. Im Anfang Ihrer Sitzungen ließ der König durch den Minister des Innern Ihnen die Lage des Reichs darstellen. Es ist kein Zweig der Verwaltung, es ist kein Fach der Geschäfte, deren Natur und Grundregeln nicht klar und bestimmt vorgelegt worden wären. Der König, der die Interessen der Krone von dem Besten seines Volks nie trennt, Verstellung und Hinterlist verschmäht und haßt, und stolz auf sein Bewußtseyn, Offenheit nicht scheut, der König hat nicht gewollt, daß den Stellvertretern seines Volks etwas verborgen werde. Von Allem, wie es ist, und von dem Geist des Ganzen, sollten Sie genaue Notiz in die Länder heimbringen; Sie sind auch nicht zu Entschließungen über halbgesagte Dinge aufgefordert worden: die Wahl der Nation wurde in Ihnen geehrt, man hat Ihnen völliges Vertrauen geschenkt.

Glückliches Volk, Tage des Ruhms eröffnen sich Dir, wenn alter Redlichkeit Sohn, der Geist gemeinsamen Vaterlandes, nach diesem plötzlichen und hohen Schwung in allen Gemüthern auf immer vorherrschend wird. Ein König, Ein Gesetz, Ein Schatz und Eine Schuld, und, um nicht auch der gemeinsamen Abstammung und Schicksale zu erwähnen, Ein Interesse — welche Elemente zu einem Gemeingeist.

Das Sonderbare haben die mitternächtigen Völker, zumal vom germanischen Stamm: So oft in Gottes Rath beschlossen war, ihnen eine neuere Art oder einen höhern Grad von Kultur beizubringen, so mußte ein Stoß von außen kommen ꝛc. ꝛc."

Ja dieser elende Schweizer hatte die Frechheit, den Schatten des ehrwürdigen deutschen Geschichtsforschers Häberlin zum Zeugen aufzurufen. „Der gelehrte und biedere Mann aus Ihrer Mitte, meine Herren, dem die Wohlfahrt und Verfassung des deutschen Vaterlandes die erste und lezte, immer die liebste, Lebensarbeit gewesen, und welcher, ohne diesen Tag zu sehen, zu den Vätern versammelt worden ist, was kann er, wenn dem Schatten Erinnerung der menschlichen Dinge bleibt, was kann er den Vätern sagen, als daß nach den acht Jahrhunderten regelloser Ungebundenheit, wie sie waren von Hermann bis auf Karl den Großen, und nach den tausend Jahren Gehorsams unter geistlichen und weltlichen Herren, eine neue Zeit und ein zweiter Karl der Große alle Stände der Gesellschaft berufen habe, unter das neue Gesetz der Gleichheit aller Pflichten und Rechte, und an die gemeinsame Arbeit fortschreitender Vervollkommnung aller Gesetze."

Dies war der große Johannes von Müller, und ich kann um so weniger anstehn, diese Schmählichkeiten von einem so berühmten Mann mitzutheilen, weil es unter meinen Lesern Leute gibt, die sich erstaunlich gewundert und mir schon öfter hart vorgeworfen haben, daß ich den Mann bei jeder Gelegenheit, wo ich auf ihn zu sprechen gekommen, mit Verachtung behandelt habe. Ja, ich habe ihn immer von Grund meines Herzens verachtet, diesen affektirten, falschen, warmbrüderlichen Ekelmenschen.

Nach dem Sturze des westphälischen Reichs blieb Herr von Strombeck eine Zeitlang ohne Amt und beschäftigte sich mit literarischen Arbeiten. Seine Uebersetzungen des Tacitus, Ovid, Tibull, Properz und seine juristischen Schriften sind rühmlich bekannt. Im Jahr 1817 trat er wieder in Dienste. Leider geht er auch über die lezte Katastrophe Braunschweigs, die Regierung des Herzogs Karl und den Schloßbrand, ein wenig kurz hinweg, was indeß aus den Rücksichten, die ein Staatsdiener immer zu nehmen hat, wenn von einer so nahe liegenden Periode die Rede ist, gerechtfertigt wird. Wenn er nicht alles sagt, was er weiß, so verspricht er

doch, daß man nach seinem Tode einst noch manches Interessante in seinem schriftlichen Nachlaß finden werde.

Kunst-Literatur.

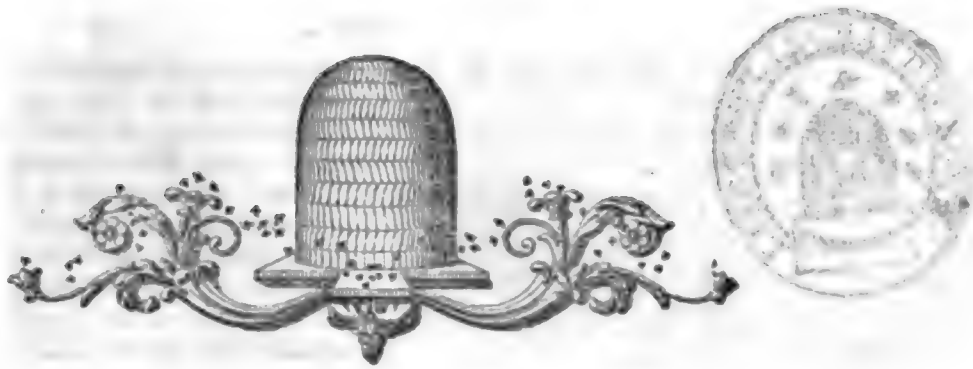
Drei Schreiben aus Rom gegen Kunstschreibe ei in Deutschland. Mit einem lithographirten Blatte nach einer Zeitung von J. C. Reinhart. Dessau, Fritsche und Sohn, 1833.

Neben ein älteres, von Catel, Koch, den Brüdern Riepenhausen, von Rohden, Thorwaldsen, Reinhart und F. R. Meyer unterzeichnetes Schreiben, das schon vor einigen Jahren einmal in der allgemeinen Zeitung abgedruckt war, haben hier noch Reinhart und Meyer jeder ein besonderes Schreiben von neuem Datum abdrucken lassen. Diese in Rom lebenden Künstler sagen zunächst dem Kunstblatt und dessen Redakteur, Dr. Schorn, bei dieser Gelegenheit aber auch ganz im Allgemeinen aller deutschen Kunstkritik feierlich ab. Was den Herrn Schorn betrifft, so fühle ich mich nicht berufen, mich zu dessen Vertheidiger aufzuwerfen. Es freut mich zwar immer, wenn er tadelt, der Seltenheit wegen, aber ich kann es ihm nicht verzeihen, daß es so selten geschieht. Es gibt in der modernen Malerei so viel Affektation und vornehmthuende Geschmacklosigkeit, als in der Poesie, obgleich die Kritik sich weit seltener an die Maler, als an die Dichter wagt. Man geht viel zu höflich mit euch um, ihr pittoresken Herrn, wagt es viel zu wenig, euch eure Nachahmerei, eure Unnatur, eure nazarenisch-altdeutsch-antike Koketterie und Geschmacksmengerei ins Gesicht vorzuwerfen, man ist euch gegenüber ganz ungeheuer tolerant, da man doch alle andre öffentlichen Personen im literarischen wie politischen Leben schonungslos beurtheilt, ja sie ungerecht zu verurtheilen täglich nicht den mindesten Anstand nimmt. Und ihr wollt diese ganz besondre Gunst des verehrungswürdigen Publikums nicht einmal anerkennen, ihr wagt es in eurem sträflichen Uebermuth sogar, diese Gunst als ein Privilegium anzusprechen, auf das ihr trotzen könnt? Ihr werdet nicht bleich, indem ihr aussprecht, über Malerei habe Niemand zu urtheilen als der Maler? Ich rufe dreimal Wehe über euch. Wehe euch, wenn einmal der Kunstsinn im Publikum erwachte, und ihr hättet es mit einem Volk von Athen zu thun, statt mit einem gutmüthigen Böttticher oder Schorn.

Doch nicht Wehe! nein! Ihr würdet besser dabei fahren. Grade das ist euer Fluch, daß ihr eigentlich kein Publikum habt, außer euch selbst, einigen Reichen, die eure Bilder kaufen, einigen unwissenden Reisenden, die sie begaffen, einigen akademischen Salbadern, die sie ex officio beschreiben, und einigen Kennern, die euch am seltensten sagen, was sie von euren Bildern halten. Das verführt euch zu den Launen, Bizarrerien und halsstarrigen Angewöhnungen, an denen eure Bilder kränkeln und die euch im Leben so oft unerträglich machen. Wenn es euch vergönnt wäre, vor der öffentlichen Meinung zu stehn, ihr würdet sie eben so fürchten, als ihr sie jezt verachtet, und die Furcht würde die Mutter eines edlen Ehrgeizes werden, der aus der faulen und hoffärtigen Verachtung niemals entspringen kann.

Gegen eine unberufene und ungerechte Kritik mag der Maler mit Stolz sich waffnen, und, wenn er überhaupt davon spricht, mit Gründen sich vertheidigen. Aber gleich allen Leuten, die nicht Maler sind, das Urtheil absprechen, verräth eine akademische Feigheit, die sich vor dem Licht der Oeffentlichkeit ins Dunkel der Schule verbirgt. Sind die Briefsteller auch große Maler, so haben sie sich doch in diesen Briefen nicht als solche zu erkennen gegeben. Ich kenne weder sie noch ihre Bilder, setze von den leztern das Beste voraus und bin gern geneigt, ihre kecke Aeußerung aus einem gerechten Zorn zu entschuldigen. Sollten sie aber dabei beharren, daß Laien nicht urtheilen dürfen, so sage ich Ihnen, daß es keine Kunst gibt, die nicht für das Publikum berechnet wäre. Nicht wer das Waldhorn bläst, sondern wer es blasen hört, kann urtheilen, ob es gut geblasen wird, und es wäre eine lächerliche Zumuthung an die Damen, die es bekanntlich gern blasen hören, sich selbst auf die Praxis dieser Blaserei zu legen. Eine Kunst ohne Publikum ist eine todte Kunst, jede verlangt das größte Publikum; von Allen gesehn, von Allen gehört zu werden, war von jeher des Künstlers Wunsch und der Triumph der dauerhaften Baukunst und Dichtkunst. Je mehr Augen richten, desto richtiger ist das Urtheil. Was Allen zu allen Zeiten gefallen hat, das gereicht dem Urheber zur Ehre. Das allgemeine Urtheil ist aber auch das einzige Schutzmittel gegen die innerlichen Krankheiten der Kunst, die sich allemal einfinden, wo die Kunst auf ihren engsten Schülerkreis beschränkt, mit dem öffentlichen Leben gleichsam die freie Luft entbehrt. Mit Naturnothwendigkeit entartet die Kunst in Formalismus, in sklavische Manieren, in einseitige Uebertreibungen oder kleinliche Künstelei, wenn sie sich selbst überlassen bleibt. Da, wo nur das Urtheil des Meisters gilt, und nicht das Urtheil der öffentlichen Meinung, wird auch nothwendig jede kleine Liebhaberei und Eigenheit des Meisters zur herrschenden Norm erhoben, von der man nicht mehr abweichen darf. Gegen Neuerungen aber und einen eignen Geschmack waffnet sich alsdann die Eifersucht des Meisters und der getreuen Schüler, und wie will das eigenthümliche Genie sich aus diesen in der Künstlergeschichte nur zu oft wiederkehrenden Kabalen retten, wenn ihm nicht das unbefangne Urtheil des Publikums zur Seite steht?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 77. — 29. Juli 1833.

Deutsche Geschichte.

Ehe wir zur Betrachtung der jüngst erschienenen, die deutsche Geschichte betreffenden Werke übergehn, sey uns die Frage erlaubt, ob von den vortrefflichen

Monumenta Germaniae historica, ed. Pertz. Tomes I. II. Hanov. Hahn.

bald die Fortsetzung erscheinen wird? Diese Sammlung der nach der Zeitfolge geordneten und in Folio auf schönem Papier schön gedruckten scriptores rerum germanicarum ist um so zeitgemäßer, als die ältern Ausgaben der einzelnen Annalisten und Chronisten zerstreut und schwer zusammen zu bringen sind, und überdies, wie die Auktionskataloge beweisen, von Jahr zu Jahr theurer werden. Möchte doch ja das patriotische Unternehmen des Herrn Pertz guten Fortgang gewinnen, das zu den großartigsten und wohlgelungsten der neuern Zeit gehört.

Hiermit hängt zusammen:

1) Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters. Herausgegeben von G. H. Pertz. Sechster Band, 1—4tes Heft. Hannover, Hahn, 1831.

Der würdige Herausgeber liefert hier wieder, von vielen in Deutschland zerstreuten Geschichtsfreunden unterstützt, zahlreiche Verzeichnisse von Handschriften, die sich zu Wolfenbüttel, Bamberg, Gotha, Breslau, Wien, Pesth, Göttingen, Kassel, Halle, Leipzig, Dresden, Hamburg, Petersburg, und in den Händen noch mehrerer Privaten befinden; sodann specielle Nachrichten über einzelne merkwürdige Handschriften oder Ausgaben, Berichte alterthumsforschender Gesellschaften und dahin einschlagende topographische Notizen. Es wäre inzwischen sehr nöthig, daß es nicht blos bei der Sammlung solcher Notizen bliebe, sondern daß die wichtigsten Quellen selbst in den Monumentis desselben Herausgebers abgedruckt würden. Wir kommen sonst vor lauter Notizen, Titeln und Inhaltsanzeigen nicht zum Inhalt selbst. Allerdings müssen $^{99}/_{100}$ der alten archivarischen Schätze ungedruckt bleiben, weil sie nur unbedeutende Lokalnotizen und Wiederholungen enthalten, die Absicht unsrer zahlreichen Alterthumsforscher muß aber doch dahin gehn, in zweckmäßiger Auswahl den hundertsten Theil, der das Allgemein Wichtige enthält, aus dem Staube hervorzuziehn. Die bloße Anzeige, daß es vorhanden ist, nutzt uns am Ende so wenig, als das Vorhandenseyn selbst, wenn

nicht das Beste ausgewählt, abgedruckt und zur allgemeinen Einsicht vorgelegt wird.

Unter den neuesten Bestrebungen für deutsche Alterthumskunde zeichnet sich ferner aus

2) Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters. Eine Monatschrift. Herausgegeben unter freier allgemeiner Mitwirkung, von H. Freiherr von Aufseß. Erster Jahrgang. Nürnberg, Campe, 1832. Groß 4.

Eine fortlaufende Sammlung aller möglichen Anzeigen und Notizen, welche das deutsche Mittelalter betreffen, und zwar:

1) Verzeichniß aller neuern dahin einschlagenden Bücher.

2) Verzeichniß aller neu aufgefundnen alten Manuscripte, Grabsteine, Baudenkmale, Bildwerke, Musikalien ꝛc.

3) Anzeigen von künftigen Werken in diesen Fächern, womit Freunde des deutschen Alterthums erst beschäftigt sind.

4) Notizen für Geschichts- und Kunstfreunde, worin dieselbe auf minder bekannte Umstände aufmerksam gemacht, oder ihnen Wünsche geäußert werden.

5) Auszüge aus merkwürdigen Handschriften, poëtischen, geschichtlichen, religiösen oder juridischen Inhalts.

Außerdem hat der Herausgeber ein halbes Dutzend interessante Abbildungen mittelalterlicher Bildwerke, Grabmäler und Münzen dem ersten Hefte beigefügt.

Obgleich er den äußerst mannichfaltigen Stoff durch ein Register orientirbar gemacht hat, wäre doch eine augenfälligere Trennung der Rubriken zu wünschen gewesen. Das schätzbare Werk würde offenbar gewinnen, wenn jeder Leser gleich auf den ersten Blick das Sprachliche, Geschichtliche, Religiöse, Artistische, Poetische, Rechtsgeschichtliche, Sittengeschichtliche ꝛc. und hinwiederum das den ältern, mittlern oder jüngern Jahrhunderten Angehörige gesondert herausfände.

3) Die deutschen Volksstämme. Geognostisch und geschichtlich beleuchtet, mit besondrer Berücksichtigung der Sprache. Von Heinrich Meidinger. Mit einer Karte der römischen Befestigungslinie im südwestlichen Deutschland. Frankfurt a. M. Meidinger, 1833.

4) Vergleichendes etymologisches Wörterbuch der gothisch-teutonischen Mundarten. Nebst mehreren slavischen, romanischen und asiatischen Wurzeln, als Beweis gemeinschaftlicher Abstammung. Von Demselben, Daselbst, 1833.

Der Verfasser hat sich auf ein Gebiet gewagt, auf dem bisher noch jeder Wandrer verirrt ist. Das keltisch-germanisch-slothische Völkergewirr im Norden der Alpen und Donau ist und bleibt ein gordischer Knoten für den Geschichtsforscher. Hunderte haben es zu entwirren gesucht, hundert Andre die bisherigen Erklärungen widerlegt, um wieder von andern hundert widerlegt zu werden. Man beseitigt immerfort die Irrthümer, aber man kommt deshalb der Wahrheit nicht näher. Man entdeckt allerdings Verwandtschaften, Zusammenhänge, aber immer nur theilweise, nie den Zusammenhang des deutschen Völkerstammbaums im Ganzen, und wenn man sogar über einen bestimmten Zeitraum ziemlich klar ist, so sind die frühern, aus denen er hervorging, wieder desto dunkler. Was hilft uns die Kunde des spätern fränkischen, sächsischen, alemannischen, gothischen Volksstammes, wenn wir seine ältern Bestandtheile nicht genauer kennen? was hilft uns selbst die Kunde des alten Germanien zu den Zeiten des Tacitus und Plinius, wenn wir wieder die noch weit ältern Stammverwandtschaften und Wanderungen der unter Bellovesus und Sigovesus, unter den beiden Brennus erobernden Völker und der alten Tauriskier, Veneter ꝛc. nicht kennen?

Gleichwohl kann und darf das Studium nicht ruhen, und wird es auch nie. Es liegt ein zu großer Reiz in diesen Forschungen, als daß sie nicht immer wieder aufgenommen werden sollten, und kommt man auch nie damit aufs Reine, so ist es doch schon lohnend, wenn man nur einige Andeutungen entdeckt, wenn man nur aus dem Dunkel in die Dämmerung tritt.

Der Verfasser hat gewiß den richtigen Weg eingeschlagen, indem er das alteuropäische Völkergewirr in großen Umrissen zusammenfaßt. Er geht davon aus, daß alle diese Völker ursprünglich in dem thrakischen Stamm inbegriffen gewesen seyen, und daß ihre unendliche Verzweigung auf wenige Hauptäste zurückgeführt werden müsse. Abgesehn von den pelasgischen Mischvölkern, die an der Küste des Mittelmeers aus der Vermischung mit Phönikern, Aegyptern und Kleinasiaten hervorgingen (Griechen und Römer), nimmt der Verfasser nur zwei große Hauptäste des thrakischen Urstamms an, den slavischen und den deutschen. Von dem erstern vermuthet er, daß derselbe zuerst in Europa eingewandert, und mithin mit dem galischen nach Westen gewanderten Stamme eins sey. Er sucht darzuthun, daß die Ueberreste der alten Galen, die Walliser in England ꝛc. ganz das slavische Naturell im Gegensatz gegen das deutsche besäßen. „Wie sehr stimmt dieses nicht mit der Munterkeit, der Leidenschaft für Musik und Tanz, dem Beisammenleben in Städten, und den friedlichen Künsten und Gewerben der später, unter dem Namen Slaven auftretenden zahlreichen Völkerschaften überein, daher die Vermuthung, daß das alte Volk der Galen ursprünglich ein und dasselbe mit den alten Sarmaten und Wenden

(d. h. beide vor ihrer Mischung mit Kelten und Gothen), und der gälische der Urstamm der slavischen Volksstämme war, bis er durch die, aus den Gegenden der kaukasischen und indostanischen Gebirgsketten gekommenen gothischen Völker, durchbrochen und zertrennt, und in einigen Gegenden, mit den eingedrungenen Stämmen, vermischt und verbunden ward, sehr viel an Stärke gewinnt. Barth führt (p. 95) die griechische Sage an, wonach Polyphem, der Riese, vom Geschlechte der Cyclopen, (Siziliens älteste Einwohner) mit der Galatea, den Keltos, Illyrios und Galas zeugte. So versinnlichte sich der Grieche die Verwandtschaften der Völker (Kelten, Illyrier und Galen)."

Sodann nimmt der Verfasser an, der deutsche Völkerstamm habe sich, später in Europa einwandernd, zwischen diesen ältern galisch-slavischen Stamm geworfen und ihn getheilt, doch so, daß die Illyrier immer noch einen Zusammenhang zwischen den Galen im Westen und den Slaven im Osten (Sarmaten) erhalten hätten. Diese Hypothese ließe sich hören, müßte aber durch Sprachforschungen besser unterstüzt seyn.

Was nun insbesondre die rein deutschen Völkerstämme betrifft, so äußert auch hierüber der Verfasser einige geniale Gedanken. Vor allem verdient Beherzigung, was er über den Zusammenhang der alten Suionen in Schweden, der Sueven in Deutschlands Mitte und der Boien in den Alpen sagt. Wenn Snorre ganz Europa im Gegensatz gegen Afrika und Asien Suithiod nennt, und wenn Tacitus sagt, der größte Theil Germaniens gehöre den Sueven, so führt uns dies nothwendig auf die Annahme eines großen suevischen Kernvolks, das in der Mitte zwischen den östlichern Gothen und den westlichern Franken und Sachsen saß. Auch über die leztern äußert der Verfasser eine Meinung, der wir gern beipflichten. Er hält es nämlich für wahrscheinlich, daß die Yuglinger, mit denen Odin nach Norden kam, die an der Nordsee wohnenden Ingävonen (Angeln), mit einem Wort sächsische und fränkische Völker gewesen, worauf auch der genaue Zusammenhang der nordischen Sagen mit dem Rhein hindeuten. Er läßt aber diese Völker zuerst zur See an die Mündungen des Rheins kommen, wie denn die fränkische, sächsische und nordische Stammsage übereinstimmend eine Herkunft zur See (von Troja und Griechenland aus) behaupten. Damit sucht der Verfasser die Annahme zu widerlegen, als ob Odin vom schwarzen Meer aus zu Lande durch Rußland gewandert sey. Es ließe sich aber auch drittens mit diesem wandernden Odin, (der auch Sigge hieß und im Norden die erste Stadt, die er gründete, Sigtuna nannte) der galische Sigovesus in Verbindung bringen, von dem zuerst der herzynische Wald soll bevölkert worden seyn, und dieser wieder mit den Sicambern an der Sieg und mit den alten niederrheinischen Heiligthümern, nämlich mit dem Asciburgium, das nach Tacitus Odysseus gegründet haben soll, und mit Xanten, dem altfränkischen Troja. In jedem Fall ist die alte Verbindung des Nordens mit dem Rhein in den Sagen vorherrschend und die mit Rußland und Asien viel dunkler.

Führen nun diese Untersuchungen noch nicht zu völliger Klarheit, so herrscht doch darin mehr Umsicht und Verstand, als in unzähligen verwandten Werken, und die Lektüre desselben wird jedem Vaterlands- und Geschichtsfreund angenehm und belehrend seyn.

Das vergleichende Wörterbuch ist als das Einzige in seiner Art sehr zu schäzen, hätte aber wohl nach einem andern Plan dürfen entworfen werden. Der Verfasser geht nämlich von den neudeutschen Wörtern aus, und ordnet denselben die gleichbedeutenden ältern Wörter unter, z. B.:

auslegen.

Holländisch: uitleggen.
Schwedisch: utlaegga.
Dänisch: udlegge.
Isländisch: utleggia.

Die Präposition aus bildet aber keinen Eintheilungsgrund, dieser muß in dem Stammwort legen liegen, und der Verfasser hätte demnach nur die Stammwörter alphabetisch auf einander folgen und alle Derivata denselben unterordnen sollen, z. B. unter legen — Lage, liegen, Leiche, leicht ꝛc., wobei es nicht einmal der Mühe werth gewesen wäre, auch alle Composita, z. B. ablegen, auslegen, zulegen ꝛc. aufzunehmen, weil sich darin dasselbe Verbum nur immer mit einer Präposition wiederholt. Dann hätte man weit bequemer die provinzionellen Abweichungen und den ganzen Sprachschatz überblicken können. Zu dem Wort Adel hätte dann nicht blos Od, Allod, Kleinod, Feod, (das reale Gut), sondern auch gut, Gott, (das ideale Gut) und die Ableitungen Odem (Seele), Eid, eitel, Adler, öde ꝛc. gerechnet werden müssen. Und so überall.

Auch kann ich mir ein solches vergleichendes Wörterbuch nicht denken ohne Herbeiziehung fremder, aber ursprünglich verwandter Sprachen. So hat z. B. das Stammwort Bein gewiß ursprünglich ein entsprechendes Verbum (die Beine bewegen oder gehn) gehabt, dieses ist aber nur noch im Griechischen βαινω übrig, während den Griechen das Hauptwort Bein, das wir noch besitzen, mangelt. So kann man auch, um auf das vorhin genannte Wort zurückzukommen, „ethisch" mit „Adel" in Verbindung bringen, und „Ode" von dem

Erfinder des Gesangs „Odin“ oder wenigstens von dem „Gott“ ableiten, dem die ältesten Oden geweiht waren, oder meinetwegen auch vom „Odem,“ d. h. von der Singstimme. Zwar hat der Verfasser häufig fremde Wörter herbeigezogen, aber nicht systematisch in dem so eben angedeuteten Sinne. Der Zusammenhang z. B. der Worte Ich, eigen, Hauch, Auge, hegen, Haag, heikel, Ehe, echt, Weihe, weh, Ekel, Acht, hoch ꝛc. ist hier nicht beachtet, und auch nicht die Verbindung mit dem fremden ἔχω (haben) und agere (das ursprüngliche Handeln des Ich aus sich heraus) ꝛc. So gehört auch zusammen δαμάω, dominus, damnare, tumere mit dämmen, zähmen, zäumen, dem Daumen und tummeln; timeo und tomber mit taumeln, dumm, stumm, verstümmeln, dämisch, Demuth, Schimpf, Hämling ꝛc., und alles dies zusammen fließt aus dem Begriff des bewältigen und überwältigt werden. Sofern aber blos der Begriff des Einschränkens festgehalten wird, ohne daß dabei an Kraft oder Gewalt gedacht wird, erscheint dasselbe Urwort als domus, tumulus, sumere, Zaum, Zimmer, Kammer, Saum, sammeln, zusammen, Hammer, Kamm, sich ziemen, Scham ꝛc. Da nun die deutsche Sprache nicht nur an und für sich den Vorzug hat, daß die Abzweigung der Begriffe darin stets durch eine entsprechende Abzweigung der Laute ausgedrückt ist, sondern da sie auch durch diese treu bewahrte Eigenthümlichkeit überall die ursprüngliche Verbindung der ältern europäischen Sprachen nachweist, deren Lücken ausfüllt und ihre zerrißnen Glieder wieder zu einem Ganzen zusammenfügt, so ist eine vergleichende Anatomie der Sprachen, die von den Grundbegriffen und deren entsprechenden Grundwörtern ausgeht, unerläßlich.

Sollte es Jemand unternehmen, ein neues deutsches Wurzelwörterbuch zu schreiben, so möchte ich vorschlagen, daß er nicht wie Fulda und alle andern Lexikographen den Anfangsbuchstaben, auch nicht den Mittelvokal, sondern im Gegentheil den Endkonsonanten zur Richtschnur nähme. So z. B. bei den oben angeführten Wörtern nicht D (Damm, domus; δαμάω ꝛc.), sondern M, weil dann auch die dahin gehörigen, nicht mit einem D anfangenden Wörter z. B. Zaum, zahm, stumm ꝛc. darunter begriffen werden können. Auf eine andre Weise wäre es auch völlig unmöglich die zusammengehörigen Wörter Er, Ehre, Wehr, wahr, Werth, Schwert, Speer, Heer, Heerd, Herr, hart, Hort, Arbeit, harren, starr, stark, Werk, Berg, Bär, Dauer, Thurm, Arm, Schaar, scharf, Schwarm, Sturm, Sturz, schwer, Erde, Pferd, Ur, Schwur, Bart, Haar, Nar, gebären, kühren, Zorn ꝛc. dem einen Begriff der Stärke (sowohl in der Dauer als in dem Grade der Heftigkeit) unterzuordnen. Man muß hier von dem Endkonsonant r ausgehn. Er ist überall der Dauernde, die Vokale vor ihm aber wechseln eben so häufig als die wieder diesen vorgesezten Konsonanten, so daß diese leztern nur Nebenbegriffe bezeichnen, also untergeordnet werden müssen.

5) Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens. Herausgegeben von Dr. P. Wigand. Fünfter und sechster Band. Lemgo, Meyer, 1831, 1832.

Eine Sammlung alter Urkunden und Berichte über die Leistungen verschiedner alterthumsforschenden Gesellschaften, nach dem Muster des Werkes von Pertz. Wir finden hier unter den zahlreichen alten Dokumenten ein Stadtrecht der Stadt Rüden in Westphalen, eine Geschichte der alten Burg Heristal, von wo die Karolinger ihren Ursprung nahmen, eine Geschichte der Grafen von Arnsberg, einen Bericht über die fasti Corbienses etc. Alle solche Sammlungen sind dankenswerth, weil sie das einzige Mittel für den Geschichtsforscher sind, die überall zerstreuten Quellen zu übersehn.

6) Der Corveysche Güterbesitz, aus den Quellen dargestellt. Mit einer Karte. Von Demselben, Daselbst, 1831.

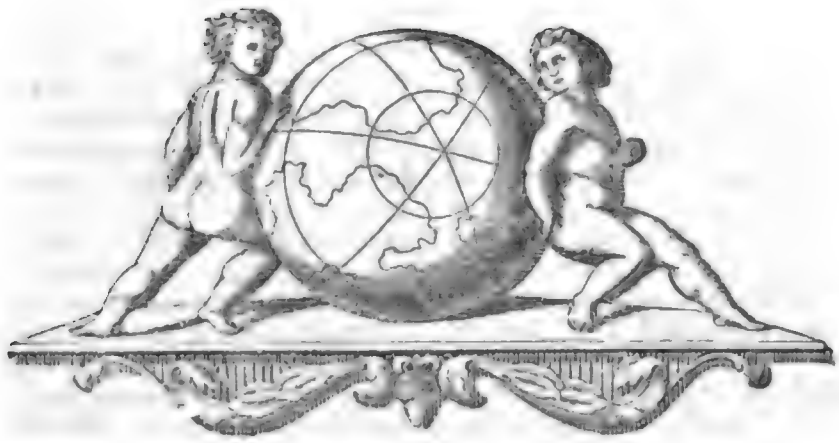
Eine sehr ausführliche Topographie des altberühmten Klosters und des altwestphälischen Gaues Auga. Wir ersehn daraus sehr augenscheinlich, wie aus den alten freien Gauen die Territorien der geistlichen und weltlichen Herren entstanden, und die innre Geschichte dieser Umwandlungen ist, da sie gleichzeitig ganz Deutschland betraf, auch für die allgemeine Geschichte nicht ohne Interesse. Hauptsächlich aber muß das treue Bild des alten Landes, wie es vor tausend Jahren aussah, denen merkwürdig seyn, die es heute bewohnen.

7) Geschichte des deutschen Bauernkriegs im Jahr 1525. Von Dr. C. Burckhardt. (Zur Taschenbibliothek aller Revolutionen der neuern Zeit gehörig). Zwei Bändchen. Leipzig, Literar. Museum, 1832.

Eine recht gute, kurze und klare Darstellung, kompilirt aus den bekannten Werken von Sartorius, Oechsle, Schreiber ꝛc. Seit den Aufschlüssen über die innere Leitung des Bauernkriegs, die das treffliche Werk von Oechsle enthält, bleibt uns nur wenig mehr von dieser höchst merkwürdigen Episode in der deutschen Geschichte verborgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 78. — 2. August 1833.

Deutsche Geschichte.

(Fortsetzung.)

8) Geschichte des deutschen Volks. Von Heinrich Luden. Siebenter Band. Gotha, Perthes, 1832.

Die ehemals klassische Breite, Weitschweifigkeit und Minutiosität der h. römischen Reichshistoriographen und Haupt- und Staatsaktionenschreiber hat sich bei keinem unserer neuern Historiker so treu erhalten, als bei dem gefeierten Luden. Je gewöhnlicher sie einst war, je mehr sie als eine nationelle Eigenheit unsrer ältern Gelehrten bekannt ist, um so weniger darf sie gerade unserm Luden zum Vorwurf gereichen. Sie ist sogar zu schätzen als ein sichres Zeichen der Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit. Doch darf sie auch wieder nicht zu weit gehn, denn sonst geht die Hauptsache in den Nebensachen unter, der Geist des Lesers ermüdet und vermag bei der langen Ausdehnung einer Materie Anfang und Ende nicht mehr zu überblicken und keinen Totaleindruck zu gewinnen. Am allerwenigsten aber darf eine Untersuchung einseitig seyn, wenn sie schon weitläuftig ist; denn die Weitläuftigkeit rechtfertigt sich allein durch eine viel- ja allseitige Beleuchtung des Gegenstandes. Aus diesem Grunde haben wir seiner Zeit die altgermanischen Untersuchungen und die zum Erschrecken langweiligen Auseinandersetzungen z. B. der Plane und Thaten des deutschen Herrmann oder Armin gebührend tadeln müssen, denn sie waren bei aller Umständlichkeit dennoch einseitig. Der Verfasser hatte nicht mehr Quellen zu benutzen verstanden, als Mascow. Befangen in der römischen Anschauung deutscher Verhältnisse, hat er diese aus den spätern rein deutschen und nordischen Quellen nicht zu erklären, nicht ins Deutsche zu übersetzen gewußt, obwohl ihm schon alle die trefflichen Arbeiten vorlagen, die seit Anfang unsres Jahrhunderts die Kunde des Altdeutschen und Altnordischen verbreitet haben.

Wir dankten Gott, als endlich dieses altgermanische Werg vom Verfasser abgesponnen war und er in die Geschichte der Kaiser gerieth. Der vorliegende siebente Band handelte schon von den Ottonen. Des Verfassers Kenntnisse erweitern sich, und sein eignes Interesse steigert sich, je weiter er in die neuere Geschichte vordringt. Wir haben es daher immer bedauert, daß er mit pedantischer deutscher Gründlichkeit immer ab ovo anfing, sowohl in seiner allgemeinen Weltgeschichte als in dieser seiner deutschen Geschichte, und daß er es nicht vorgezogen, nur die neuere Zeit zu beschreiben, die er so genau kennt, deren politisches Getriebe er mit so viel Einsicht und Vorliebe durchschaut hat, deren verworrene Fäden er, wie wenige, übersieht und handhabt. Nachdem wir

seine antiquarischen Blößen nicht verschwiegen, müssen wir ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er ein gewiß seltenes Talent besitzt, wir möchten es ein machiavellistisches nennen, nämlich das Talent, in die Intrigue der Geschichte einzudringen, und eben darum eignet sich für seine Feder vorzugsweise nur die Geschichte, die Intrigue ist. Die Geschichte der Kaiser und Päpste ist nun gewiß ein Gegenstand, an welchem Luden sein ausgezeichnetes Talent erproben kann, und in dieser Hinsicht ist die Fortsetzung seines großen Werks weit den Anfängen vorzuziehn.

Indeß hat der Verfasser auch hier seine gewiß interessante Darstellung etwas zu sehr ins Breite gezogen. Das Verhältniß z. B. des jungen Luidolf zu seinem Vater, Otto dem Großen und seiner jungen und schönen Stiefmutter Adelheid, ist so einfach und natürlich, daß es wohl nicht des großen Aufwands von Worten bedurft hätte, um daraus das schon von vorn herein bekannte Resultat zu schöpfen, daß ein junger Prinz es nicht gern sieht, wenn sein Vater eine neue Gemahlin heirathet, sey es auch, daß er kein Don Carlos und sie keine Elisabeth wäre. Ueber Dinge, die sich so sehr von selbst verstehn, muß man nicht so viel Redensarten machen. Aehnliches finden wir hier überall. Jeder Gedanke eines Kaisers, Papstes, Herzogs oder Bischofs wird des breitesten erwogen, und wie bei Walter Scott oder einem alten redseligen Großvater in der Kinderstube wimmelt es von Auseinandersetzungen der geringfügigsten Art, und der Strom der Rede fließt zwar unaufhaltsam, aber sehr breit, langsam und in bequemen Krümmungen oft wieder an die alte Stelle zurückkommend, so recht selbstgenügsam fort. Bei der Lebendigkeit der Auffassung und der durchsichtigen Klarheit, in welcher der Verfasser jede Person und jedes Ereigniß sieht, und sich so ganz in die Zeit versetzt, würde ein etwas lebendigerer Styl und ein etwas rascherer Vorschritt der Erzählung erst dem Werke seine Vollendung gegeben haben.

9) Geschichte der Deutschen. Nach den Quellen. Von J. C. Pfister. Dritter und vierter Band. (Zu der von Heeren und Ukert herausgegebenen Geschichte der europäischen Staaten gehörig). Hamburg, Perthes, 1831.

Der berühmte Verfasser der schwäbischen Geschichte faßt sich kürzer und erzählt lebendiger als Luden. Der vorliegende 4te Theil schließt schon mit dem westphälischen Frieden. Allein wenn Luden die Charakteristik seiner Helden zu weit ausspinnt und sie gleichsam monologisch ihre Leidenschaften, Absichten und Entschlüsse recapituliren läßt, geht Pfister umgekehrt zu wenig in die Charakteristik ein, indem er mehr die Begebenheiten für sich sprechen läßt. In der Geschichte Rudolphs von Habsburg hätten wir z. B. eine stärkere Bezeichnung seiner politischen Tendenz gewünscht. Man kann sie mit drei Worten bezeichnen: Rudolph war in kleinen Dingen groß und in Großen klein. Bis auf ihn währte Deutschlands romantische Zeit, die Oberherrlichkeit des deutschen Kaisers in Europa, alles Poetische und Würdevolle unserer Geschichte; von ihm abwärts begann die Prosa, die spießbürgerliche Engherzigkeit, egoistische Berechnung, und treulose Aufopferung des Ganzen zum Vortheil des Einzelnen. Alle frühern Kaiser waren ursprünglich die Herzöge einzelner Stämme, oder wenigstens große Staatsbeamte und große Lehnsträger (vassi fortiores, optimates) gewesen; sie, an Größe gewöhnt, sahen in der Kaiserkrone ihr eigentliches Ziel, und trugen sie, wenige ausgenommen, als würdige Nachfolger des großen Karl. Rudolph von Habsburg war der erste kleine Reichsritter, der zur Kaiserwürde gelangte, und er, an das Kleine gewöhnt, trachtete auch nicht höher, als nach dem Fürstenhut, und verkaufte buchstäblich das deutsche Kaiserthum für das Fürstenthum Oesterreich, legte alle kaiserliche Gewalt in die Hände der Fürsten, damit diese seine Familie unter ihre Zahl aufnähmen, Alles, was er als Kaiser that, that er nur für diesen Zweck. Seiner ritterlichen Gewohnheit, der kleinen Fehdelust fröhnend, gab er sich zum Büttel der Fürsten her, und half denselben in eigner Person, seine ehemaligen Kollegen, die nach Unabhängigkeit strebenden kleinen Reichsritter im Zaum zu halten. Da erhob man ihn freilich bis in den Himmel, daß er die bösen Raubritter ausrottete, aber dies geschah nicht zu Gunsten des Volks, sondern zu Gunsten der Fürstenmacht, und das Volk kam gerade dadurch in weit härtere Noth, wie Kaiser Albrechts blutiges Regiment und die Empörungen der Schweizer gegen die habsburgischen Herzöge hinlänglich darthun. Weit entfernt, das eigentliche Volk gegen Gewalt zu schützen, trug Rudolph nur zur Befestigung und Ausdehnung dieser Gewalt bei. Was nun die ferneren Charakterzüge dieses Kaisers betrifft, so ist es erstaunlich, wie noch immer unsre Geschichtsschreiber einstimmig Dinge an ihm loben, die durchaus nur aus einem kleinlichen und gemeinen Charakter hervorgehen konnten, z. B. seinen Uebermuth gegen König Ottokar von Böhmen. Oder sollte es in der That würdig gewesen seyn, daß Rudolph in gemeiner Reitertracht dem festlich geschmückten Ottokar die Lehn ertheilte und noch dazu das Zelt aufziehn ließ, damit Jedermann diesen Kontrast sehn konnte? War es nicht vielmehr geziemend, daß der Böhmenfürst bei einer solchen feierlichen Handlung im Ornat erschien, und höchst unziemlich, daß Rudolph nicht das gleiche that, sondern sein kaiserliches Amt mißbrauchte, um eine kleinliche, nur

des armen Ritters würdige Privatrache zu nehmen? Nur dann wäre dieser Scherz erlaubt gewesen, wenn Rudolph wirklich der Kaiserkrone Ehre gemacht, wenn er die Rechte derselben zu schützen gewußt hätte, wenn er nicht selbst der erste gewesen wäre, der die große Plünderung dieser Rechte begünstigte, um die einzelnen Fürsten dadurch zu bereichern. Zwar gereicht ihm seine Lage zur Entschuldigung; die Fürsten machten ihn nicht eher zum Kaiser, bis sie ihn für ihr Interesse gewonnen wußten, er war von Anfang an von ihnen abhängig; er hatte nur die Wahl, ehrenvoll zu fallen, wie später Heinrich von Luxemburg, oder mit den Fürsten zu theilen. Es war menschlich, es war für einen kleinen, plötzlich zur Gewalt erhobenen Ritter, der von Haus aus keine große Seele hatte, äußerst natürlich; aber es verdient keine Bewunderung und es wäre endlich Zeit, das unbedingte Lob dieses Kaisers etwas einzuschränken.

Die Geschichte der religiösen Unruhen von Huß bis zum westphälischen Frieden hat der Verfasser mit sichtbarer Vorliebe, lichtvoll und mit so viel Umsicht dargestellt, daß er eine Menge Einzelheiten aufnimmt, welche wir in den bisherigen Darstellungen der politischen Geschichte vermissen, und die zur Charakteristik des Zeitalters, zur lebendigen Vergegenwärtigung der Sitten, Denkart und Persönlichkeiten sehr viel beitragen. Man erkennt darin den geistlichen Stand des Verfassers, die besondere Rücksicht auf die Theologie und Kirchengeschichte, und diese Rücksicht ist hier, wo es sich von nichts als Religionskämpfen handelt, von der größten Wichtigkeit.

Es würde zu weit führen, wenn wir die mannichfaltigen eignen Ideen des denkenden Verfassers hier aufzählen wollten; sie finden sich in der zusammenhängenden Darstellung zerstreut und es ist bei der großen Menge verwandter Arbeiten nicht leicht, die Originalität derselben zu erkennen. Schon in den frühern Theilen fanden wir z. B. eine beherzigenswerthe neue Ansicht von den Zügen des Bellovesus und Sigovesus, die lange vor den Kimbern- und Teutonenzügen auf Deutschland einen großen Einfluß geübt haben müssen. Auch in diesen spätern Theilen fehlt es nicht an geistreichen neuen Ansichten. Wir wollen nur auf die fruchtbare Idee aufmerksam machen, daß „der Antrieb zu den Religionskämpfen nicht im deutschen Gemüth gelegen habe, sondern von außen gekommen sey," eine Meinung, welche die später in Deutschland wieder herrschend gewordene Toleranz gewiß bestätigt. Wären zu dem an sich gesunden Gährungsstoff im deutschen Leben nicht fremde Gifte hinzugetreten, nie hätten sich die Leidenschaften bis zu dieser Furie entzündet. Der Umstand, daß der westphälische Frieden, der Deutschlands Auflösung sanktionirt, auf demselben Boden geschlossen wurde, auf welchem einst Armin die römischen Legionen des Varus vernichtete, gibt dem Verfasser zu traurigen Betrachtungen Anlaß. Er sagt: „frägst du noch: wer hat Deutschlands Einheit untergraben? Die Antwort steht auf allen Blättern dieser Geschichte: Dieselbe Macht, welche sie einst gründen half — die Hierarchie!" Mit dieser Art von Einheit ist daher der Verfasser nie ganz einverstanden, und eher geneigt, den deutschen Stammunterschieden das Wort zu reden, aus denen alles Gute hervorgegangen sey, was jener Hierarchie die Waage gehalten habe. Allerdings war das Kaiserthum in seiner Untrennbarkeit vom Papstthum unhaltbar und ist deshalb untergegangen. Darüber aber, in welcher Form die lockern Theile des Reichs verbunden seyn sollten, da sie nicht mehr durch die hierarchische Idee verbunden sind, hat sich die Geschichte ihr Urtheil noch vorbehalten, und ein Räthsel, dessen Auflösung man tausend Jahre lang bereits gefunden zu haben glaubt und doch nicht gefunden hatte, dürfte denen, die es mit leichter Mühe aus irgend einem servilen oder liberalen Stechbüchlein des Tages lösen wollen, einige Schwierigkeiten darbieten.

10) Die Geschichte der Deutschen bis zur Gründung der germanischen Reiche im westlichen Europa. Von Dr. Ludwig Kuhl. Erster Theil. Berlin, Nauck, 1831.

Eine sehr reichhaltige Zusammenstellung der geschichtlich klaren Begebenheiten, die sich zwischen den alten Germanen und Römern zugetragen. Der Verfasser hat es vermieden, sich in die verwickelte und unfruchtbare Etymologie der Völkernamen und Völkergenealogie weitläuftig einzulassen, und es vorgezogen, sich gleich auf den sichern Boden der Geschichte zu stellen. Daß er den Begebenheiten an der Donau gleichen Fleiß widmet, wie denen am Rhein, ist um so mehr zu loben, als die ersten von unsern Geschichtschreibern bisher etwas vernachläßigt wurden, wenigstens vor dem Erscheinen der trefflichen Urgeschichte von Barth, der zuerst diesen Theil der Römerkriege ins rechte Licht sezte. Bei diesen Vorzügen des Buchs wäre vielleicht nichts daran zu tadeln, wenn es nicht bei der Darstellung des politischen Lebens der alten Deutschen die Rücksicht auf die Ansichten des heutigen Tages wäre. Verräth es nicht eine etwas lächerliche Furchtsamkeit, wenn der Verfasser nicht einzugestehn wagt, daß die Verfassung der alten Germanen eine demokratische gewesen? Du lieber Himmel, es ist ja lange genug her, die groben demokratischen Knochen unsrer Ur-ur-urahnen sind lange vermodert, es ist gar keine Gefahr mehr von ihnen für den dermaligen Staatsverband zu besorgen; und wenn sie geirrt haben,

wenn sie sich eine gehässige politische Form wählten, wenn sie eine bessere hätten wählen können, so ist dies ja in der Folge hinlänglich geschehn, und man kann ihnen ja im Grabe den alten Irrthum gönnen, den die Ur-urenkel so radikal verbessert haben. Der Verfasser sieht „deutlich, daß die Staatsverfassung ihrer Vorfahren keineswegs eine reine Demokratie war; und in der That waren sie noch zu nahe der Natur und zu vollkommen zufrieden mit dem, was diese anordnet, als daß sie nur versucht haben sollten, eine so unhaltbare und so wenig vernünftige Verfassung aufzurichten.“ Dergleichen Bemerkungen in usum delphini grenzen ans Läppische. Die Germanen hatten allerdings insofern keine reine Demokratie im modernen Sinn, als sie Sklaven hatten; allein die griechischen Demokratien, von denen das Wort herstammt, hatten auch Sklaven. Ferner bildete sich allerdings unter den Germanen schon frühzeitig ein Adel, aber dieser Adel schloß die Freien keineswegs von der Theilnahme an der Volksammlung aus, ja von den Sachsen finden wir aufgezeichnet, daß sogar die Lazzi (Freigelassene oder mittelbare Güterbesitzer, Lehnsträger) Sitz und Stimme dabei hatten. Was uns Tacitus von den alten Germanen überhaupt, Wittekind von den Sachsen, Snorre von den Skandinaviern, kurz was uns alle Geschichtschreiber von allen heidnischen alten Deutschen berichten, kündigt eine reine Demokratie aller Freien an, mit Ausschluß einzig der Sklaven, und war dies auch nicht eine Herrschaft aller Männer überhaupt, so war es doch eine Herrschaft so vieler Gleichberechtigter, daß eine solche Verfassung nicht Aristokratie, sondern Demokratie genannt werden muß. Daß diese Demokratie barbarisch war, daß sie alle Mißbräuche der Volksleidenschaft, der lokalen- und Familienparteien, und des Ostracismus zuließ, wie im alten Griechenland und wie noch jezt bei den Schweizer Landsgemeinden, soll nicht geläugnet werden, aber daß es eine Demokratie war, und keine Aristokratie, das ist ganz gewiß.

(Die Fortsezung folgt.)

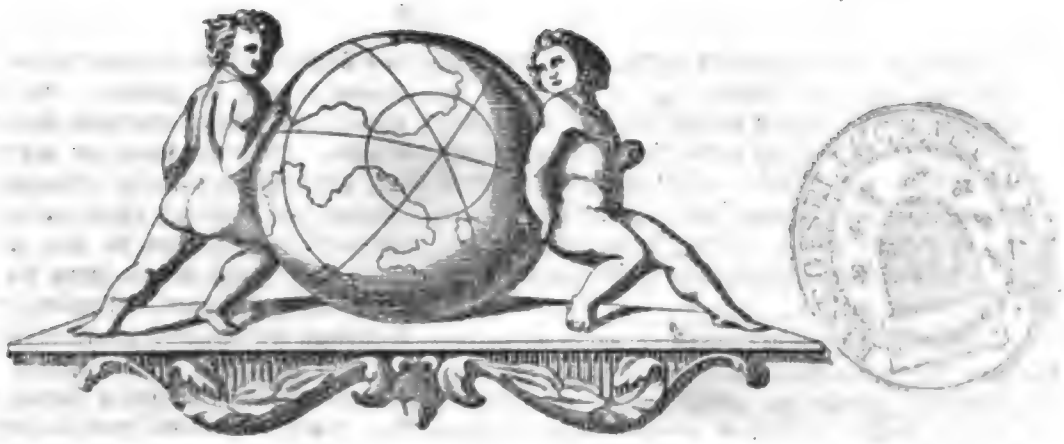
Memoiren-Literatur.

Erinnerungen eines alten preußischen Offiziers aus den Feldzügen von 1792, 1793 und 1794 in Frankreich und am Rhein. Glogau und Leipzig, Heymann, 1833.

Eine kleine Schrift, die uns recht lebendig in die Feldzüge am Rhein zurückversezt, in das Greisenalter der Zopf- und Stocktaktik, dem baldiger Tod und munteres Auferstehn folgte. Wir können das Charakteristische jener Feldzüge und dieses sie vorurtheilsfrei schildernden Schriftchens nicht besser bezeichnen, als durch die Worte des Verfassers selbst: „Die Zusammenstellung dieses Feldzugs mit dem unserer Zeit, vom Jahre 1814, ist interessant, des Kontrastes wegen. — In der Neujahrsnacht zu lezterem ging Blücher bei Caub über den Rhein, und stand am 30sten Januar, entscheidende Schlacht suchend, bei Brienne an der Aube. Die Marne war schon längst überschritten, und die Mosel- und Ardennenfestungen, nebst Verdun, eingeschlossen und im Vorbeigehn herausgefordert; alles das in dreißig Tagen und im Winter. Blüchers Streitkräfte können den vereinigten Preußen, Hessen, Oesterreichern und Emigranten von 1792 ungefähr gleichgeachtet werden, so wie Napoleons Macht an Anzahl dem vereinigten Dumouriez und Kellermann ungefähr gleich, an Kriegsqualität aber unendlich mehr werth. — Im Sommer 1792 braucht dagegen der Herzog von Braunschweig zwanzig Tage, um von Koblenz nur bis an die französische Grenze bei Fontoi und Longwy zu gelangen, und einen vollen Monat (ein und dreißig Tage), um endlich um den Argonnerwald herum auf die französische Armee bei Valmy zu treffen, volle vierzig Tage also bis zu möglicher Lösung des Knotens. Hier aber gibt er die Partie auf, sieht es als eine Unmöglichkeit an, je über die Marne zu kommen, verweilt nach der fruchtlosen Kanonade, die nur dem Feinde Muth gemacht, noch zehn Tage unthätig diesem gegenüber, und begibt sich dann am 1. Oktober auf den leidenvollen Rückzug, der wiederum drei und zwanzig Tage dauert, hier ohne Verschulden langsam, da Menschen und Pferde im Kothe stecken bleiben, und durch Mangel, Krankheit und Witterung umkommen, oder gelähmt sind. In solchem Zustande langte man am 23. Oktober bei Luxemburg an, unfähig zu jeder Offensivoperation, und noch glücklich, die übrigen zwanzig Meilen bis zum Rhein bei Koblenz in Ruh' und Frieden zurücklegen zu können, da die französischen Feldherren theils auf den leicht erworbenen Lorbeern ruheten, theils verkünstelten Lieblingsideen (Dumouriez mit seinem Zuge nach den Niederlanden) folgten.“

Die gelegentlichen Bemerkungen über den Volkscharakter der Elsäßer, Lothringer und Hessen zeugen von richtiger Beobachtungsgabe und guter deutscher Gesinnung des Verfassers, dessen Büchlein durchzulesen uns Vergnügen gemacht hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 79. — 5. August 1833.

Deutsche Geschichte.

(Fortsetzung.)

11) Geschichte der alten Deutschen, besonders der Franken. Von Konrad Mannert. Erster und zweiter Theil. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1829 und 1832.

Nachdem sich der Verfasser, im Sinne von Schlözer, Rühs, Schlosser und der übrigen antimystischen und antiromantischen Alterthumsforscher über die alten Germanen nur verhältnißmäßig kurz geäußert hat, ohne auf die patriotische Phantasie derer einzugehn, die sich unsre Vorzeit etwas poetischer zu denken pflegen, geht er sogleich zur politischen Geschichte der Merowinger und dann der Karolinger über. Wir wollen nicht mit ihm über Antiquitäten streiten. Er hat gewiß Unrecht, wenn er sich die alten Deutschen als so gar barbarisch denkt, als Leute, die erst jeden Schein von Kultur hätten von den Römern borgen müssen. Er hat gewiß Unrecht, wenn er an dem ältern und rein demokratischen Ursprung des salischen Gesetzes zweifelt und was dergleichen Sündenböcke oder Paradepferde der streitenden historischen Schulen noch mehr sind. Man sieht jezt wohl ein, daß Mone und die unbedingten Bewunderer des deutschen Alterthums zu weit gegangen sind, aber auch die historischen Skeptiker und Prosaisten, die überall nur Gemeines sehn wollen, sind zu weit gegangen. Wir lassen diesen Streit ganz fallen, und halten uns an die meisterhafte Darstellung, in welcher uns der Verfasser die historisch sichre und daher dem Streit entgangene Geschichte der ersten fränkischen Dynastien entworfen hat. Gewöhnlich wird diese Geschichte von den Historikern etwas flüchtig behandelt, weil die Händel der Merowinger unter einander allerdings unerquicklich und großentheils sogar unwichtig sind, denn wo einmal der Königsmord zu Hause war, kommt es auf ein Dutzend ermordeter, geblendeter oder ins Kloster gesteckter Prinzen mehr oder weniger nicht an. Allein Mannert zeigt uns, wie viel diese wilde Historie an Interesse gewinnt, wenn man sich die Mühe nimmt, sie zu entwirren und den durchgehenden dramatischen Faden, gleichsam wie in einem großen Trauerspiele festzuhalten. Auch sieht man dann erst, wie trotz unerhörter Greuel doch im Grunde alles menschlich zuging, und wie anfangs gutartige Charaktere erst allmählich in das entsetzliche Schicksal des Unglückshauses fortgerissen wurde, auf dem einmal der Fluch ruhte. Man denkt sich z. B. die berüchtigte Brunehild gewöhnlich als den Abschaum aller weiblichen Laster, als ein unnatürliches Ungeheuer, und wie erstaunt man, wenn man sie näher kennen lernt und die wunderbaren Verhängnisse,

durch die sie erst so weit gebracht wurde. Der Verfasser hat ihre Geschichte mit Vorliebe und großer Treue behandelt, treuer als irgend ein andrer Geschichtschreiber zuvor, und da dies eine der interessantesten Perioden der deutschen Geschichte ist und die Erzählung ein so lebendiges und tragisches Interesse hat, so geben wir sie hier in kurzem Auszug wieder, zugleich in der Absicht, daß irgend ein romantischer Dichter an diesen reichen Stoff gemahnt werden möge.

Man muß sich in das Zeitalter versetzen, um zu begreifen, wie den armen, rohen und in ihrer Barbarei noch kindischen Franken der plötzliche Besitz großer Schätze und großer Macht zum Fluch gereichen mußte. Von unscheinbarem Ursprunge hatte sich Merowichs Geschlecht schnell zur ersten Macht in Europa aufgeschwungen, ohne daß seine Bildung in demselben schnellen Maaße gewachsen wäre. Man verstand das Staatsrecht noch nicht zu trennen vom Privatrecht, und so trug man auf rohe Weise die Theilbarkeit der Privatgüter auf die der Domainen und der Regierung selbst über, nach altem salischem Gesetz. Aber die Alleinherrschaft und der Alleinbesitz der Kronschätze war zu lockend, als daß die an blutige Unterdrückung andrer Völker gewöhnten Frankenkönige nicht auch einander selbst hätten anfeinden sollen. Eine bei Deutschen seltne Gemüthshärte, die der Familie der Merowinger eigen war, vereinigte sich mit der, den Römern abgelernten, dennoch rohen Arglist, und mit dem Mißtrauen, das bei Andern die Bosheit voraussetzt, die man selber üben will; und so war die Politik der Merowinger schon in ihrer Kindheit vergiftet und mit dem Aergsten vertraut.

Der große Chlodwig, der Frankreich erobert hatte, hinterließ zwei Söhne, Childebert und Chlotar. Von einem dritten Sohn Chlodomir war noch die Wittwe, Chrodegild, mit zwei männlichen Erben übrig. Die beiden erstern begannen das blutige Trauerspiel, indem sie zur Wittwe ihres Bruders gingen, ein Schwert und eine Scheere in der Hand, und ihr die Wahl ließen, ihren kleinen Söhnen das lange Haar, das Zeichen der Königswürde, abzuschneiden, oder sie ermordet zu sehn. Stolz antwortete die Mutter: lieber todt als geschoren! und auf der Stelle wurden die armen Kinder von ihrem Oheim Chlotar mit eigner Hand erstochen. Childebert starb nachher auch und Chlotar I. behielt das Reich allein.

Als er starb (im Jahr 561) theilten seine vier Söhne wieder. Charibert saß zu Paris, Guntram zu Orleans, Sigebert zu Metz, Chilperich zu Soissons. Diese Enkel Chlodwigs waren noch entarteter, als es die Söhne gewesen. Charibert fing die Unordnungen damit an, daß er vier Weiber zumal heirathete, woran er denn bald starb. Auch Guntram ahmte ihm nach und nahm drei Weiber. Diese niedrige Vielweiberei seiner Brüder veranlaßte nun den Sigebert, sich durch feierliche Vermählung mit einer vornehmen Königstochter über sie zu erheben. Er freite daher um die Brunehild, Tochter des westgothischen Königs Athanagild. In blühender Jugend, von Schönheit strahlend, und von unermeßlichen Schätzen begleitet, kam sie über die Pyrenäen und erfüllte ganz Frankreich mit ihrem Ruhm. Da entbrannte der vierte der Brüder, Chilperich, in Neid, wollte eben so glänzen wie Sigebert, verstieß sein Weib Eludodeva, die ihm schon drei Söhne geboren hatte, und sein geliebtes Kebsweib, die schöne Fredegunde, und freite um der reichen Brunehild Schwester Galaswintha. Kaum aber war diese zu Soissons angekommen, als sie Chilperich, dem nur nach ihren Schätzen gelüstet hatte, auf Fredegundens Antrieb im Bett erdrosseln ließ und wenig Tage darauf die listige Buhlerin zu seiner rechtmäßigen Gemahlin erklärte. Damit noch nicht zufrieden, fiel er plötzlich in Sigeberts Land ein, um es durch einen raschen Handstreich zu erobern; aber Sigebert wurde von seinen Austrasiern, den echten Deutschen, wacker unterstützt, schlug den Chilperich zurück und wurde schon zu Paris von den Neustriern auf den Schild erhoben und als König, statt seines treulosen Bruders, anerkannt, als ihn dieser durch gedungene Mörder umbringen ließ, 576. Die allgemeine Bestürzung benutzend, drang nun Chilperich in Paris ein, stellte sich wieder an die Spitze der Neustrier, vertrieb die führerlosen Austrasier, nahm die unglückliche Brunehild gefangen und suchte ihren fünfjährigen Sohn Childebert, Sigeberts einzigen Erben, ebenfalls habhaft zu werden, um ihn zu tödten. Dieses Kind aber wurde von einem treuen Deutschen, Namens Gundobald, in einer Jagdtasche verborgen und glücklich nach Austrasien gerettet, wo es allgemein als König anerkannt wurde.

Brunehild befand sich nun in der Gewalt Fredegundens, die ihr die Schwester und den Gemahl ermordet hatte. Schon erwartete auch sie den Tod, als ihr wie durch ein Wunder ein Retter gesendet wurde. Chilperichs Sohn, Merowich, sah die schöne Gefangne in Rouen, entbrannte in Liebe für sie und entführte sie aus dem Kerker seines Vaters. Zum Dank reichte sie ihm ihre Hand, und der treue Bischof Prätextatus von Rouen vermählt sie und verhalf ihnen zur Flucht nach Austrasien. Hier aber weigerten sich die großen Vasallen des Reichs, den Merowich aufzunehmen, denn sie wollten ihren jungen König Childebert nicht unter der Gewalt eines Stiefvaters sehn. Trotz Brunehilds Thränen mußte Merowich nach Neustrien zurückfliehen, wo er, kühn entschlossen, ein Heer sammelte, sich vor seines Vaters Rache zu schirmen. Aber man überfiel ihn mit List und, als er Alles verloren sah, ließ er sich, um nicht

in Fredegundens Hand zu fallen, von seinen Waffengefährten den Tod geben.

Unterdeß hatte die eben so wollüstige als mordgierige Fredegunde mit Landerich, dem Haushofmeister (major domus) ihres Gemahls, ein Liebesverständniß angeknüpft; Chilperich erfuhr es, aber Fredegunde kam seiner Rache zuvor und ließ ihn meuchlings auf der Jagd umbringen, 581. Bei all seiner Rohheit war dieser Chilperich gelehrt gewesen und hatte sogar Verse gemacht. Ihm folgte Fredegundens einziger Sohn, Chlotar II., in dessen Namen sie selbst regierte. Da sandte der friedliebende Guntram von Orleans, schaudernd vor dieser Megäre, zu dem jungen Childebert von Austrasien, kam mit ihm auf einer Brücke zusammen, herzte und küßte ihn und gelobte ihm, da er kinderlos war, sein Reich zu hinterlassen, damit es nicht in Fredegundens blutige Hände käme. Aber die großen Vasallen und Bischöfe sowohl in Neustrien als Austrasien benuzten des alten Guntrams Schwäche, machten ihn, der allezeit den Frieden wollte, während der Minderjährigkeit ihrer jungen Könige öfters zum Schiedsrichter und lockten ihm große Privilegien ab. Den Vasallen wurde die Erblichkeit der Lehne, der Kirche die Unwiderruflichkeit gesichert und ihre Unabhängigkeit von der Staatsgewalt erweitert. Alles ließ sich der alte Guntram von den Vasallen abtrozen, von den Bischöfen abschmeicheln.

Bei diesem Uebergewicht der Großen des Reichs konnten weder Fredegunde noch Brunehild ihr Ansehn behaupten. Doch gelang es der leztern, durch große Klugheit eine Parthei in Austrasien und endlich die Herrschaft zu erlangen. Anfangs wurde sie von den Großen übel behandelt, und ihr einziger treuer Anhänger, Lupus, gewaltsam vertrieben. Allmählich aber gewann sie die Oberhand. Um diese Zeit ging eine Umwandlung in ihrer Seele vor. Als ein argloses Mädchen war sie nach Frankreich gekommen, hier hatte sie die Schwester, den ersten, den zweiten Gemahl verloren, ihrem Sohn und ihr selbst war nach dem Leben gestellt worden, am Hof ihres Sohnes hatte sie lange den Uebermuth der Vasallen ertragen müssen. Dieses grausame Schicksal verhärtete endlich ihr Herz und an die Stelle sanfter Duldung traten Rachlust und Herrschbegier. Nachdem sie endlich zur Gewalt gelangt war, wollte sie dieselbe zur Rache benuzen. Dies ists, was die Nibelungensage die Chriemhildenrache genannt hat. Ihr erstes Unternehmen war ein Zug gegen die Longobarden, der glücklich ausfiel und ihr das Zutrauen der kriegerischen Deutschen erwarb.

Fredegunde sah den Triumph ihrer alten Feindin und kochte Wuth. Aufs neue dung sie Mörder gegen sie, die aber vor der That ergriffen wurden. Um zu gleicher Herrschaft über Neustrien zu gelangen, wie Brunehild über Austrasien, ließ Fredegunde die Großen des Reichs nach einander meuchelmorden. Doch erreichte sie ihren Zweck nicht ehrer, bis der alte Guntram 593 starb, dem im nächsten Jahre auch Childebert von Austrasien im Tode folgte. Childebert hinterließ zwei Söhne, von denen Theudebert Austrasien mit der Hauptstadt Metz, Theuderich aber Guntrams Reich Burgund mit der Hauptstadt Orleans erbte. Augenblicklich ließ nun Fredegunde ihren noch immer geliebten Buhler Landerich ein Heer rüsten und gegen die jungen Brüder ausrücken, sie selbst aber starb während des Kriegs, und ihr Heer wurde zurückgeschlagen.

Brunehild hatte nun vor Fredegunden Ruhe, aber die Rache stirbt nicht mit ihrem Gegenstande, sondern mit dem allein, der von ihr erfüllt ist. Die rasende Königin legte jezt die Brandfackel an ihr eignes Haus. Zuerst nahm sie Rache an den austrasischen Großen, die sich ihrem Einfluß widersezt hatten. Auf ihr Anstiften wurde der Hausmeister Aegila ermordet, an dessen Stelle sie den Protadius, den sie noch im Alter zu ihrem Buhlen nahm, zur ersten Stelle des Reichs erhob. Dann stiftete sie Unfrieden unter ihren beiden Enkeln, indem sie den Theuderich überredete, Theudebert sey nicht des verstorbenen Königs, ihres Sohnes, sondern eines Müllers Sohn. Schon standen beide Brüder einander in Kampf gegenüber, als Uncelin, Herzog in Alemanien, die Deutschen aufwiegelte, den Römer Protadius mitten im Lager erschlug und die beiden Brüder versöhnte. Nun wurde Brunehild immer rasender, da ihre Enkel sie noch walten ließen, ja sie ging so weit, einen Bischof, der ihr zuwider, steinigen zu lassen. Auch den heil. Kolumban, der von Irland gekommen war, trieb sie aus dem Lande, da er ihren Lebenswandel zu tadeln wagte. Endlich gelang es ihr dennoch, ihre Enkel für immer zu entzweien, indem sie Theuderich antrieb, dem Theudebert das schöne Elsaß wegzunehmen. Beide Brüder kämpften bei Toul und dann bei Zülpich mörderische Schlachten, aber Theudebert wurde geschlagen, gefangen, in ein Kloster gesteckt und auf Brunehilds Befehl ermordet, seinem kleinen Sohn Merowich der Kopf an einem Felsen zerschmettert, 612. Gleich darauf brach der Sieger auch gegen Neustrien auf, und hier hoffte Brunehild an Chlotar II. zu rächen, was sie an Fredegunden nicht hatte rächen können; aber unerwartet schnell starb Theuderich.

Da inzwischen Theuderich vier junge Söhne hinterließ, so sezte Brunehild den ältesten davon, Sigebert, sogleich zum König von Austrasien ein und hoffte im Namen dieses ihres kleinen Urenkels noch sichrer zu herrschen, als sie vorher im Namen ihres Sohns und ihrer Enkel geherrscht hatte. Aber sie täuschte sich. Ein großer Theil der mißvergnügten Austrasier wandte sich zu Chlotar II. und dieser war klug genug, eine allgemeine Versammlung aller fränkischen Großen zusammenzurufen, um durch einen

Volksausspruch, dem er selbst sich unterwerfen wollte, den alten Zwist im königlichen Hause endlich zu schlichten. Da Brunehild den Abfall ihrer Leute sah, floh sie von Metz über den Rhein ins innere Deutschland und suchte hier die Eifersucht der Austrasier gegen die Neustrier zu entflammen. Aber sie traute ihrem Hausmayer Warnachar, der heimlich mit Chlotar einverstanden war. Als sie mit einem deutschen Heer wieder über den Rhein ging und auf den weiten Feldern von Chalons an der Marne, wo einst Attila die große Völkerschlacht schlug, dem Heer Chlotars begegnete, wurde sie plötzlich von allen ihren Leuten verlassen und dem Chlotar gefangen überliefert. Dieser ließ sie drei Tage lang ununterbrochen martern, dann auf einem Kameele durchs ganze Lager führen und endlich mit den Haaren, einem Arm und einem Fuß an den Schweif eines Pferdes binden und zu Tode schleifen, 613. So starb die unglückliche Brunehild, die mit so glänzenden Hoffnungen nach Frankreich gekommen war. Ihre Urenkel wurden in den Fall mit fortgerissen. Chlotar ließ den Sigebert und dessen Bruder Corvus ermorden. Ein dritter Bruder, Merowich soll noch einige Jahre gelebt haben, ein vierter entfloh aus dem Lager bei Chalons und wurde nicht wiedergesehn.

Von diesen Greueln im Hause der Merowinger geht der Verfasser zu der erfreulichen Geschichte der Karolinger über, die sich mit seltner Geduld von gemeinen Edeln zur Kaiserwürde emporschwangen. An Karl dem Großen selbst findet er auszusetzen, daß derselbe seine Macht allein auf den Vasallenadel und nicht vielmehr auf das Volk begründet habe. Allein hier hat der Verfasser vergessen, was er selbst vorher so lichtvoll auseinandergesezt hat, daß nämlich die Karolinger nur durch ihr Einverständniß mit den Vasallen und Bischöfen, d. h. mit dem Lehns- und Amtsadel des Reichs, zu so hoher Würde und Macht gelangt waren, daß sie sich des Adels hatten bedienen müssen, um mit ihm vereint, am Ende dem Volk, das noch immer an seinen langhaarigen Königen aus Merowichs Geschlecht hing, zu imponiren. Karl der Große konnte nun entweder die Brücke hinter sich, auf der er und sein Geschlecht gekommen war, nicht mehr abbrechen, oder wollte es wahrscheinlich auch nicht, weil er, wenn er an das Volk dachte, sich darunter nur die ältern tumultuarischen Landsgemeinden denken konnte, die ihm, dem Herrscher, verhaßt seyn mußten. Zu einem Volk in modernem Sinn aber gehört ein Bürgerstand, der damals noch nicht vorhanden war. Karl der Große reiste oft genug durch alle seine Länder, und kannte, wie seine Kapitularien beweisen, bis auf das kleinste Detail des Landbaus hinab alle Zustände seiner Völker. Ihm also konnte die Barbarei nicht verborgen seyn, mit welcher die Grafen und Vasallen gegen die kleinen Freien verfahren, ihnen den Erbbesitz abzwangen und sie so lange chikanirten, bis auch sie sich in die Lehnspflicht bequemten ꝛc. Allein es ist mehr als wahrscheinlich, daß Karl der Große dieses Verfahren gern sah, weil es zur Bezähmung des alten trotzigen und der Königsmacht noch immer gefährlichen Demos beitrug. Er handelte darin ganz wie Napoleon, der auch mit vielen Feinden zu kämpfen hatte, aber keine so hart behandelte als die Demokraten, weil er wohl fürchtete, daß ihm diese am gefährlichsten seyen. Wenn nun Herr Mannert es tadelte, daß Karl der Große die gemeine Freiheit habe untergehen lassen, so hätte er wenigstens hinzufügen sollen, daß der große Kaiser geruht hat, dies eben so und nicht anders zu wollen, mit einem Wort, daß er es nicht aus Nachläßigkeit, sondern mit Absicht gethan hat. Arg muß es freilich gewesen seyn, wenn man bedenkt, daß selbst der bigotte und träge Ludwig der Fromme dadurch gerührt wurde und einige kaiserliche Rundreisen einzig zu dem Zweck unternahm, die gemeinen Freien in die ihnen durch den Vasallenadel entrißnen Rechte wieder einzusetzen, was inzwischen nicht gelang.

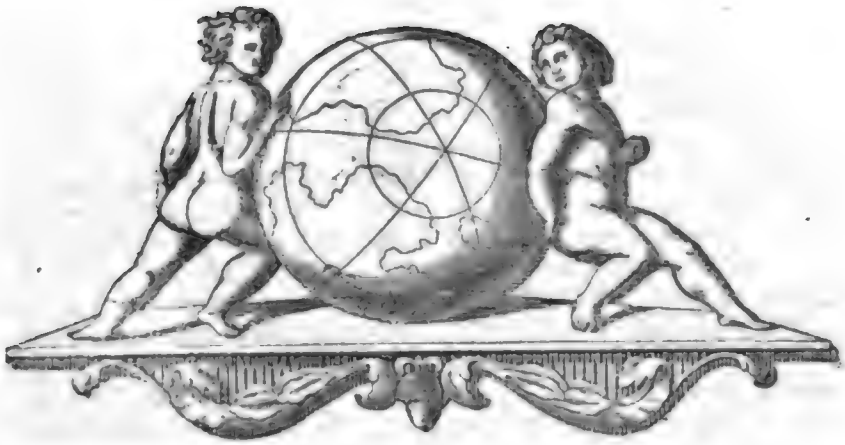
Der zweite Theil geht bis zum Ausgang der salischen Kaiser und bespricht hauptsächlich die Kämpfe des Papsts mit dem Kaiser, die große Streitfrage jener Jahrhunderte. Da dem Verfasser auch nicht die leiseste Spur von Romantik oder Mystik eigen ist, so vermissen wir in dieser Darstellung die Rücksicht auf den poetischen Glauben der Zeit, der allerdings sowohl in seiner geistlichen als ritterlichen Richtung mißbraucht wurde, der aber doch auch seine schöne Seite hatte, und den man in seinem gesunden Kern erkennen muß, um nur die Möglichkeit zu begreifen, wie ganze Jahrhunderte sich auf diese Weise leiten und mißleiten lassen konnten. Ohne Heilige hätte es keine Päpste, ohne echte Ritter keine Dorftorannen, ohne einen schönen und reinen Glauben keinen Aberglauben gegeben. Daher können wir den durchweg ironischen Ton, mit welchem der Verf. von dem spricht, was dem Mittelalter heilig und werth war, nicht durchaus billigen.

12) Kurz gefaßte oldenburgische Chronik, von Runde. 2te verb. Auflage. Oldenburg, Schulze, 1831.

Eine kleine Regentengeschichte. Ursprünglich zeichneten sich die Grafen von Oldenburg nur durch ihre Kämpfe mit den freien Friesen aus. Eins der schmählichsten Blätter der deutschen Geschichte füllt der Untergang der Stedinger, aber auch viele herrliche Blätter sind erfüllt mit den Thaten der Friesen und Ditmarschen. Später kam die gräfliche Linie auf den dänischen Thron, endlich auch auf den russischen, und 1773 wurde zuerst wieder ein besondrer Herzog von Oldenburg aus der jüngern Linie (Holstein-Gottorp) ernannt, von dem die nachherigen Herzoge stammen.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 80. — 7. August 1833.

Deutsche Geschichte.

(Fortsetzung.)

13) Ludwig der Fromme. Geschichte der Auflösung des großen Frankenreichs. Von F. Funk. Frankfurt a. M., Schmerber, 1832.

Eine meisterhafte Darstellung. Die Regierungsgeschichte Ludwigs des Frommen gehört zu denen, die bei großer Verworrenheit das Gedächtniß anstrengen und bei der Nichtswürdigkeit der handelnden Charaktere das Gemüth unangenehm berühren, über die man daher gern weggeht, um wieder bei einer interessanten Periode der Geschichte länger zu verweilen. Und dennoch sind solche matte Uebergangsperioden gleich schleichenden Fiebern oft wichtiger, als plötzliche Krämpfe. Der Verfasser hat sich daher ein wahres Verdienst erworben, indem er eine bis zur Unerträglichkeit den Leser anwidernde Geschichts-Epoche durch klare Darstellung und scharfe dramatische Charakteristik genießbar gemacht hat. Ja nicht nur genießbar, sondern anlockend. Wir sehn aus dem Dunkel der Geschichte hinter den Figuranten die eigentlichen Agenten hervortreten, wir erkennen im Gewühl erbärmlicher Charaktere große Geister, die bisher unsichtbar wirkten; wir bemerken in der Verwirrung egoistischer und gemeiner Intriguen einen, wenn auch mißlungnen, großen Plan; kurz wir lernen eine dunkle Zeit verstehn, und eine, die wir für absolut schlecht zu halten pflegten, wenigstens von einer bessern Seite kennen.

Den Söhnen Karls des Großen ging es nicht besser als den Söhnen Chlodwigs. Die Herrschaft der Karolinger zerfiel und ging unter, wie die der Merowinger. Allein die Zeiten hatten sich bereits geändert, man mußte das Blut sparen und zur List seine Zuflucht nehmen, Mord und Schlachten mußten bereits den diplomatischen Unterhandlungen und Kongressen weichen. Man war schon etwas mehr aus der Barbarei herausgeschritten; oder wenn man lieber will, die Vasallen hatten das Ihrige schon und waren weniger geneigt, es wieder aufs Spiel zu setzen, drängten also nicht mehr in wilder Siegeslust zur Schlacht, sondern ließen es sich gern gefallen, Wochenlang müßig im Lager zu stehn, während ihre königlichen Lehnsherrn im innern Zelt Traktaten pflogen.

Wir werden an den Hof des alten Kaiser Karl versezt. Voll Jammer über den Tod seiner ältern, tüchtigen Söhne, mußte er sich entschließen, den jüngsten, Ludwig, einen frommen Tuckmäuser, keineswegs ganz dumm, aber ohne Energie und falsch, zu seinem Nachfolger zu wählen, wenn er es nicht vorzog, ihn ganz zu übergehn, und den jungen Bernhard, den einzigen noch

übrigen Sohn eines seiner verstorbnen Söhne, der schon Italien regierte, zum Kaiser zu machen. Alle wahren Freunde des Reichs riethen ihm dazu, besonders Wala, ein Enkel Karl Martells, der nur des Reiches Einheit, Kraft und Stärke im Auge hatte, und dem vor allen andern der Thron gebührt hätte. Aber Karl der Große entschied sich für Ludwig, und dieser verfehlte nicht, gleich nach seines Vaters Tode Rache zu nehmen. Wala wurde mit seiner ganzen Parthei bei Hofe zum Kloster verdammt, und dem unglücklichen Bernhard, seinem Neffen, der arglos aus Italien kam, ihm zu huldigen, ließ er die Augen auf so grausame Weise ausstechen, daß er wenige Tage darauf starb. Ludwig erschrack vor sich selbst, als er dies gethan hatte und wollte zur Buße in ein Kloster gehn; aber die römische Geistlichkeit sah zu gut ein, wie viele Vortheile sie von einem solchen Frömmling ziehn könne und wandte alles an, ihn von seinem Entschluß zurückzubringen. Man schleppte also die schönsten Töchter des Landes herbei und ließ sie vor Ihrer gottesfürchtigen Majestät so lange paradiren, bis er sich für die bayrische Judith entschied, wie denn auch schon seine Vorfahren ihre schönsten Gemahlinnen immer aus Bayern geholt hatten. Diese schöne Judith wußte ihm die Klostergedanken auszureden, und hoffte sich durch eine allgemeine Versöhnung populär zu machen. Daher wurde Wala mit seinen Freunden wieder frei gelassen, und dem ältesten Sohn des Kaisers, Lothar, als weiser Rathgeber nach Italien mitgegeben. Da nun aber die Judith einen Sohn, Karl den Kahlen, gebar und dieser vom Vater den ältern drei Söhnen vorgezogen wurde, so entstand bald Zwist in der Familie. Wala blieb immer seinem Plan getreu, suchte die Einheit des Reichs zu erhalten und die schon den Merowingern so verderblich gewesenen Theilungen zu verhindern; aber er wollte, wie natürlich, den ältesten Sohn Lothar; Judith dagegen wollte ihrem kleinen Karl die ganze Erbschaft des Reichs zuwenden. Die beiden andern Brüder, Pipin, der in Aquitanien, und Ludwig, der in Deutschland für den Vater befehligte, wollten die größern Ansprüche weder des einen noch des andern gelten lassen, und hielten sich bald zu dem einen, bald zu dem andern, bald gegen beide, je nachdem es ihnen Vortheil brachte. Aus diesen vierfach sich durchkreuzenden Ansprüchen gingen alle die verwickelten Intriguen, Unterhandlungen, Demonstrationen und Kämpfe hervor, mit denen das Ende der Regierung Ludwigs erfüllt ist. Schon hatte er das ganze Reich unter die drei erstgebornen Söhne vertheilt gehabt; jezt aber verkürzte er diese drei Theile, um dem vierten Sohn auch einen Theil geben zu können. Dagegen erhoben sich nun alle drei Brüder, unterstüzt von Wala, dem Erbfeind der Theilungen. Der Kaiser wurde überfallen, Judith als eine Zauberin angeklagt und in ein Kloster gesteckt, Lothar ergriff die Zügel der Gewalt. Dies erregte aber die Eifersucht seiner beiden Brüder, sie erklärten sich wieder für den Vater, und Lothar war elend genug, den jezt wieder mächtigen Vater durch Unterwerfung zu versöhnen, und dabei seinen Rathgebern und Freunden selbst das Todesurtheil zu sprechen. Wala verschwand wieder im Kloster. Judith kehrte an den Hof zurück, und begünstigte ihren Sohn Karl wieder so, daß Pipin und Ludwig nun schon wieder auf diesen eifersüchtig wurden, und sich abermals mit Lothar verbanden. Diesmal trat auch der Papst dazu, der, den endlichen Sieg der Söhne wohl voraussah und sich dieselben zu befreunden eilte. Zwischen Worms und Straßburg stießen die Söhne auf den Vater, beide mit Heeresmacht. Man zögerte, man war feig von beiden Seiten, bis Wala wieder erschien und den Söhnen sammt dem Papst Muth machte. Da erklärte sich alles Volk für die Söhne, Judith mußte zum zweitenmal ins Kloster wandern, ihr kaiserlicher Gemahl und Sohn fielen in die Hände Lothars, der zum zweitenmal Herr wurde. Der alte Kaiser wurde von seinem Sohn gezwungen, die Wehr abzulegen und Kirchenbuße zu thun, aber Mönch zu werden, ließ er sich nicht überreden, immer noch einen neuen Wechsel der Dinge hoffend, der ihn auf den Thron zurückführen werde. Dies geschah auch bald, denn zum zweitenmal wurden Pipin und Ludwig auf ihren Bruder Lothar eifersüchtig, erklärten sich zum zweitenmal gegen ihn und befreiten ihren Vater zum zweitenmal. Auch Lothar unterwarf sich zum zweitenmal, und Judith kam zum zweitenmal zurück. Aber es hätte, wenn die saubre Familie länger gelebt hätte, noch endlos so fortgehen können; denn zum drittenmal wurden Pipin und Ludwig gegen Karl eifersüchtig und verbanden sich wieder mit Lothar. Pipin starb zwar, allein an seine Stelle trat jezt sein gleichnamiger Sohn. Ehe der Kampf zum Ausbruch kam, starb der großherzige Wala, und Lothar war nun ohne Rathgeber und folgte wieder der angebornen Niederträchtigkeit seines Herzens. Er verließ nämlich seine Brüder, um sich mit Judith zu versöhnen und das Reich zwischen sich und seinem Stiefbruder zu theilen. Um diese Zeit starb der alte Ludwig, mit dem Trost, Lothar werde seinen Liebling Karl schützen; allein nachher ging es doch anders; die Brüder alle verbanden sich gegen Lothar, und nöthigten ihn zu einer neuen Theilung, aus der endlich, da zulezt nur Karl und Ludwig übrig blieben, die natürliche Trennung Frankreichs von Deutschland hervorging.

Dies ist kurz der Inhalt der vorliegenden, in ihrem Detail äußerst interessanten Schrift. Auf den Charakter des Wala und mehrerer andern tüchtigen Männer der Zeit hat der Verfasser gehöriges Licht geworfen, und sie sind es, die uns über die Erbärmlichkeit des übrigen

Personals trösten, und uns aufs neue einen Beweis geben, daß Deutschland auch in seinen schmachvollsten Perioden noch nie großer Männer und Gesinnungen entbehrt hat.

14) Die Frei- und heimlichen Gerichte Westphalens. Beitrag zu deren Geschichte nach Urkunden aus dem Archiv der Stadt Frankfurt. Von Dr. F. Ph. Useuer. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1832.

In Sachsen hatte sich der altgermanische Geist am längsten erhalten. Hier wurde das Christenthum, die Lehnsgewalt und Territorialhoheit am spätesten eingeführt. Hier behaupteten sich die unmittelbaren, vom Kaiser allein und nicht von einem Fürsten abhängigen Freigerichte bis tief ins Mittelalter, und aus diesen Freigerichten ging die große Verbindung der Fehme hervor, die durchaus als eine Reaktion des altgermanischen Geistes gegen die neue aristokratische Lehnsgewalt zu betrachten ist. Was die Schutz- und Friedensgilden im Einzelnen waren, das war die Fehme im Ganzen und Großen, als sie sich über das ganze deutsche Reich ausbreitete. Ihre Form war brüderschaftliche Gleichheit, ihr Zweck das Recht.

Ueber die allmähliche Ausbildung der Fehme äußert sich der Verfasser kurz und klar: „Nur in Westphalen erhielten sich, unter der Ausbildung der Landeshoheit und der Territorien, kaiserliche Beamte, Richter über der Freien Person und Güter, welche unter Königsbann Recht sprachen und die fiskalischen Reichseinkünfte erhoben. Ihren Gerichtbezirk nannte man Freigrafschaft, sie selbst Freigrafen, als Gegensatz der landesherrlichen Richter, der Gografen (Gaugrafen). Mit dem Sturz Heinrich des Löwen (1108) traten diese Gerichte — bis dahin von seiner Macht niedergehalten — bedeutender hervor, und die Kaiser suchten das Wenige, was ihnen von früherer Gewalt noch übrig blieb, zu retten. Das Herzogthum in Bayern erhielt Otto von Wittelsbach, jenes in Sachsen Graf Bernhard von Anhalt, doch mehr der Form als dem Wesen nach, das in der landesherrlichen Gewalt bereits größtentheils untergegangen war. Der Erzbischof von Kölln — Heinrich des Löwen heftigster Gegner — wurde mit dem Herzogthum in seinem und des Bisthums Paderborn Diöces belohnt, namentauch mit dem Comitat. Die Erzbischöfe erweiterten allmählich das ihnen hierdurch ertheilte Oberaufsichtsrecht über die Freigerichte dieses Bezirks, auf alle bestehende Freistühle Westphalens, versicherten sich solche durch kaiserliche Gnadenbriefe, und erhielten vom Kaiser Wenzel im Jahr 1382 die Statthalterschaft der Freigerichte durch eine förmliche Urkunde. Dieser Verfügung, welche die Freistühle als kaiserliche Gerichte anerkannte, hauptsächlich danken sie ihre Dauer und Ausbreitung der Gerichtsbarkeit. Auf welchem Wege ihnen dieses gelang ist ungewiß; wahrscheinlich auf folgendem. Nach dem alten germanischen Rechtssatz: Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter! fand bei den Freigerichten nur accusatorisches Verfahren Statt; die Menge der Ankläger mehrte des Gerichts Wirksamkeit. Anklagen, vom Dingpflichtigen nur in eigener Angelegenheit geübt, war in allen zur Kenntniß des Schöffen kommenden Unbilden, die die Religion und das Staatswohl betrafen, dessen Pflicht, und derselbe, in eigenen Handlungen als Kläger und Beklagter, dem Gericht unterworfen, war des Urtheils Vollstrecker. War der Beklagte im Gerichtsbann nicht angesessen, so wurde er doch dorthin vorgeladen, er mochte Schöffe seyn oder nicht. Erschien er nicht, so wurde er als ungehorsam verurtheilt, und das Urtel von den überall zerstreuten Schöffen vollzogen. Niemand, wo er auch wohnte, konnte sonach als Beklagter vermeiden, bei den Freigerichten zu Recht zu stehen. Daher das Bestreben der Freigerichte, die Zahl ihrer Schöffen möglichst zu vermehren, die zur Zeit des Ansehens dieser Gerichte über 100,000 betragen haben soll. Das Ansehen der Freigerichte, als kaiserlicher, vermeintlich von dem großen Karl gestifteter Gerichte, der Ruf der Unpartheilichkeit, der strengen Vollziehung der Urtheile, der verwirrte Zustand der Rechtspflege in den Zeiten des Kampfs der kaiserlichen Gewalt mit der Territorialhoheit, veranlaßten Männer in allen Theilen Deutschlands, sich ihnen anzuschließen. Die Kaiser, aller Freistühle oberste Herrn und Richter, unter deren Bann das Gericht gehegt wurde, waren diesem um so weniger entgegen, da sie hierin eine Stütze ihres Ansehens fanden. Stuhlherrn waren die, welchen der Kaiser das Recht verliehen hatte, zu einem bestimmten Stuhl (Gerichtsplatz) einen Freigrafen zu ernennen, und ihm, oder dem Statthalter, zu Ertheilung des Blutbanns, zu präsentiren. Der Freigraf war Vorsitzer an einem bestimmten Stuhl, wenigstens sieben Freischöffen aus der Freigrafschaft, wo der Stuhl lag, als Beisitzer, wurden erfordert, um ein heilig Ding (Gericht) unter Königsbann zu hegen. Außerdem war der Frohnbote oder Freifrohn gegenwärtig, gewöhnlich noch ein Gerichtsschreiber, der das Protokoll führte und die Todesurtheile in das Blutbuch schrieb. Zweierlei Ding wurde gehegt, das offenbare und das heimliche, jenes behandelte öffentlich bürgerliche Angelegenheiten der Unwissenden; das heimliche Gericht (die heimliche Acht, das Stillgericht), dem nur Freischöffen beiwohnen durften, entschied in peinlichen Dingen und in Sachen der Wissenden. Beides geschah am alten Malplatz unter freiem Himmel. Unbewaffnet erschienen die Freigrafen und Schöffen, feierlich wurde des Gerichts Sitzung eröffnet, nach dem gebräuchlichen Ausdruck: die Bank gespannt. Vor dem Freigrafen

lag das bloße Schwert und der Strick. Wissende hießen alle der heiligen Fehme Genossen. Sie mußten Deutsche, frei und ehlich geboren seyn. Nur auf rother Erde — also nannte man Westphalen, aus bis jezt unerforschter Ursache — dieser Heimath der Fehme, konnten Freischöffen gemacht werden; die Kaiser waren meistens des Gerichts Wissende, und dem Erbgraf von Dortmund gebührte die Ehre, ihn, bei seiner Krönung, jedoch immer nur auf westphälischer Erde, wissend zu machen. War der Kaiser nicht wissend, so gestattete das Herkommen ihm keinen Einfluß. Auch die Fürsten und ihre Räthe verschmähten es nicht, Freischöffen zu seyn, aus den Magistraten der Städte waren gewöhnlich mehrere des Bundes Genossen. Ein strenger Eid verband sie. Auf den Verrath der Losung, an der sie sich erkannten, oder irgend eines Gerichtsgeheimnisses stand unerbittlich die Strafe des Strangs. In der Vorzeit Schooß ruhen die Geheimnisse. Der Fehmgerichte Gesetz war das Herkommen, das von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzt, und im Sachsenspiegel gesammelt, sich schriftlich erhalten hat. Weisthümer, bei Veranlassung errichtet, ergänzten das Fehlende. Lange geehrt, geachtet, gefürchtet, dann gehaßt, verabscheut, grub der Uebermuth der Freigerichte, der selbst dem Kaiser trozte, ihnen das Grab. Der ewige Landfrieden, die in Deutschland kehrende Ordnung, kräftigere Rechtspflege und die Errichtung des Kammergerichts, vollendeten ihren Untergang als kaiserliche Gerichte. Nur ihr Schatten kam bis in neuere Zeit, wo im Jahr 1811 das lezte Freigericht am alten Malplatz bei Gehmen im Münsterschen gehegt, und am 1. März durch die französische Gesetzgebung aufgehoben wurde. Noch leben dort Freischöffen im tiefverschwiegenen Besitz der Gerichtsheimlichkeit, die auch sie, als würdige Männer, treulich bewahren."

Die sonach mitgetheilten 89 Urkunden enthalten die nähere Ausführung; Siegelabdrücke und ein vollständiges Register sind beigefügt. Dieses Detail läßt sich nicht wohl im Auszug mittheilen und muß von den Lesern, die sich für diese merkwürdigen Gegenstände interessiren, im Buche selbst nachgesehen werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Biographie.

Sigmunds Vorlesungen im Kreise gemüthlicher Freunde und Familien, von Adrian Grob. Drei Bändchen. St. Gallen, Huber, 1832.

Eine sehr alltägliche Lebensbeschreibung, die, was ihr an Inhalt abgeht, durch Phrasen, und was den Phrasen an Geist abgeht, durch Gemüth zu ersetzen sucht; ein Buch, das alle Ansprüche eines Buches macht, und keinen einzigen befriedigt, ein im höchsten Grade anmaßend geschriebenes und doch leeres, ja sogar schülerhaft stylisirtes Buch, worin unter andern die Konstruktion vorkommt: „ich hatte satt, satt der Ehre, satt der Freiheit, satt all dem erbärmlichen Kram von Menschenrecht." Nun, wir haben *ihm* auch satt bekommen, *dem* Herrn Grob. Wenn uns so ein grober Mensch aufs Herz fällt und uns mit Gewalt rühren, interessiren, befreunden will, so darf er uns nicht übel nehmen, wenn wir ihm zurufen: nur sachte, mein Herr, nähern Sie sich unserm gefühlvollen Herzen mit etwas mehr Höflichkeit! Doch, es sey Ihnen vergeben, es gibt dergleichen Bücher, so weit die deutsche Zunge reicht, noch genug. Eine gewisse aufdringliche Gemüthlichkeit ist unter den Halbgebildeten in Deutschland nicht selten. Sie erzählen uns von den Kosten ihres Häuserbaus, von den Talenten ihrer Kinder und von den Krankheiten ihrer Frau mit einem Interesse, über dem sie nicht merken, wie laut wir gähnen. Sie setzen voraus, so alltäglich sie immer seyn mögen, gerade weil *sie* es seyen, müßte doch alles von besonderem Interesse seyn, was sie betrifft. Sie wiederholen ein Dutzend abgeschmackte Phrasen, wie sie in allen Stammbüchern von Kammermädchen und Ladendienern zu finden sind, von Freundschaft, Wiedersehn, Vergißmeinnicht, und meinen nun, auch *sie* seyen der Zahl großer Geister in Deutschland und der übrigen Welt beizuzählen. Ich habe wohl eher solche Gemüthsphilister gefunden, die im Kreise ihrer Familien sich die orakelgebende Gewalt angemaßt haben, und gewohnt sind, daß jeder ihrer gemüthlichen Gemeinplätze mit ehrfurchtsvollem Erstaunen von Seite der lieben Familie und Hausfreunde aufgenommen wird, wenn nicht ein erwachsner Sohn dabei mürrisch am Fenster trommelt und eine schalkhafte Tochter mir zulächelt, ich solle nicht lachen; und wem sollte dergleichen in Deutschland nicht begegnet seyn? Aber sie sind die unerträglichsten unter den Unerträglichen, diese alten saftgebenden Gemüthsschwämme. Die jungen, bei denen man keine schöne Tochter zu schonen hat, wirft man ohnehin bei Seite.

Nichts gereicht diesem Buche mehr zur Beschämung, als eine Vergleichung mit Ulrich Hegner. Eben so wie bei Hegner die bescheidene Schönheit des ländlich Sittlichen rührt, eben so widert uns in diesen Vorlesungen die eitle Zudringlichkeit an. Wir sehn dort am Wege ein reizendes Kind sitzen, das nicht aufblickt und dennoch fesselt; hier packt uns ein Weib mit den Fäusten an, aber wir reißen uns los und eilen vorüber.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag. 7 Aug. 1835.

Deutsche Novellen.

1) Allerhand Leute. Novellen von Eduard Duller. Frankfurt a. M. bei Sauerländer. 1835. 2 Bde. 8. 3 Thlr.

2) Novellen von Ludwig Tieck. Dritte Sammlung. Berlin, bei Reimer. 1835. 2 Bde. 8. 3 Thlr.

3) Novellen von Karl Spindler. Stuttgart, bei Hallberger. 1835. 2 Bde. 8. 3 Thlr.

Es ist Schade, daß wir nicht mehr Zeit haben, uns mit diesen Novellen zu beschäftigen, denn sie verdienen es. Wir müssen uns begnügen, sie kurz anzuzeigen, und dem Leser überlassen, sie selbst zu lesen. Wir werden sie nicht bereuen.

Duller's Novellen sind ein Beweis, daß er sich in seinem Fache vervollkommnet hat. Sie sind alle gut, und wir können nicht sagen, welche wir vorziehen. Die erste, „Der Schatz des Rhodiers“, ist eine Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge, und spielt in Rhodus. Sie ist sehr interessant, und wird durch die Liebe zweier Ritter zu einer Tochter des Rhodiers, die sich Beide gewinnen, belebt. Die zweite, „Der Schatz des Rhodiers“, ist eine Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge, und spielt in Rhodus. Sie ist sehr interessant, und wird durch die Liebe zweier Ritter zu einer Tochter des Rhodiers, die sich Beide gewinnen, belebt. Die dritte, „Der Schatz des Rhodiers“, ist eine Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge, und spielt in Rhodus. Sie ist sehr interessant, und wird durch die Liebe zweier Ritter zu einer Tochter des Rhodiers, die sich Beide gewinnen, belebt.

Die höchste Stadtbehörde wechselte mit der ihr zu Grunde liegenden Gewalt. In der alten Pfalz Ulm waltete in des Kaisers Namen der Gaugraf; dieser aber kam in Abgang, da alle unmittelbaren Gaugenossen in die Hörigkeit oder Lehnspflichtigkeit der Gotteshäuser und großen Vasallen kamen, mithin aus der unmittelbaren Hoheit des Reichs in die mittelbare der Territorialherren. Da aber in dieser Zeit Ulm schon eine ansehnliche Stadt geworden war, so trat hier an die Stelle des alten Gaugrafen ein unmittelbarer nur über Stadt und Kloster gesezter Reichsschirmvogt, neben dem die zur Pfalz gehörigen Ministerialen als Schöppen ein aristokratisches Ansehn gewannen. Als aber die Zahl dieser Ministerialen, die sich nicht an das bürgerliche Wesen gewöhnen konnten und immer den Kaisern nachgingen, abnahm, als bei den innern Unruhen des Reichs die Städte fast durchaus sich selbst überlassen blieben, und die bürgerliche Bevölkerung derselben bedeutend zunahm, drängte sich eine ganz neue Behörde an's Stadtregiment, die sich vorher nur bescheiden neben den Reichsvogt gestellt hatte. Dies war der Schultheiß, der aus den sogenannten Königsleuten hervorging, d. h. aus den ältesten zur Pfalz gehörigen Unfreien, die, so unbedeutend sie anfangs gewesen waren, doch als die ältesten Bürger und Grundbesitzer der Stadt, vor allen spätern Bürgern und insbesondere vor den besitzlosen Handwerkern den Vorrang nahmen, und sich denselben durch kaufmännischen Unternehmungsgeist und unermeßliche Reichthümer lange zu behaupten wußten. Als diese bürgerlichen Stadtaristokraten, die sogenannten Geschlechter, mächtig genug waren, hörte der Reichsvogt auf, verloren sich die lezten Ministerialen und trat der anfangs nur bei dem Stadtgericht und keineswegs bei der Verwaltung gebrauchte Schultheiß allein an die Spitze der jezt nicht mehr kaiserlichen, sondern rein städtischen Regierung, ihm zur Seite zwölf Schöppen aus den Geschlechtern. Allein je mehr die Geschlechter an Glanz zunahmen, desto mehr mußten sie auch die städtische Industrie befördern, und es konnte nicht fehlen, daß die Handwerker, die den vornehmen Kaufleuten in die Hände arbeiteten, am Ende auch reich und vornehm wurden. Ihre Zahl, ihre Bewaffnung und die Freiheitslehren Arnolds von Brescia, die durch den Handelsverkehr nach Ulm verbreitet wurden, machten die ehemals hörigen und als Sklaven behandelten Handwerker bald den Geschlechtern furchtbar. Für ihre innern Handwerksangelegenheiten wählten sie einen Bürgermeister, der anfangs keine Bedeutung hatte; als aber die Handwerker durchsezten, daß den patricischen Schöppen eine gleiche Zahl plebejische Rathsmänner beigegeben wurden, und die Zahl dieser Räthe allmählich vermehrt und dadurch das aristokratische Ansehn der Geschlechter immer mehr herabgedrückt wurde, kam endlich der Schultheiß in Abnahme und der Bürgermeister übernahm im Namen der Handwerkszünfte das Stadtregiment, so wie es der Schultheiß im Namen der Geschlechter, der Reichsvogt mit den Ministerialen, und noch früher der Gaugraf im Namen des Kaisers geführt hatten.

Nur die Einführung der zünftigen Demokratie veranlaßte einigen Kampf, weil die Geschlechter, die sich aus eigner Kraft nicht halten konnten, Oesterreich zu Hülfe riefen. Dagegen verbanden sich nun die Zünfte mit Bayern, und wenn sie durch den Sieg Kaiser Ludwigs des Bayern gewannen, so trugen auch sie wieder zu seinem Siege bei. Der Bayer hätte vielleicht über den Oesterreicher nicht gesiegt, wenn er nicht im Sinn des Mouvement jener Zeit gehandelt hätte.

Von Ulms Größe zeigt noch jezt der von den Zünften begonnene und durchgesezte Bau des prachtvollen Münsters, der die ganze Bevölkerung Ulms in sich fassen kann und an Weite des innern Raums nicht einmal vom Mailänder Dom, sondern allein von der Peterskirche in Rom übertroffen wird. Er faßt über 5000 Kirchenstühle und es bleiben noch zwei Drittel des Raums für die Stehenden übrig.

Die Sittengeschichte der Stadt ist nicht weniger interessant als die politische. Wir lernen die Moden kennen, welche durch die Kreuzzüge und den Handel aufkamen und durch die Reichthümer begünstigt, von den weisen Magistraten allezeit eingeschränkt wurden. Vorzüglich merkwürdig ist die Mittheilung einer alten Ulmer Urkunde über die Verfassung der sogenannten Frauenhäuser, deren Polizei musterhaft war, und an denen die Sittlichkeit kein Aergerniß nahm. Kaiser Sigismund besuchte das Frauenhaus in Ulm öffentlich, und Kaiser Maximilian scheute sich sogar nicht, bei einem Reichstag zu Regensburg eine ganze kleine weibliche Armee, deren Erste den Schweif seines Pferdes und jede folgende die frühere beim Rock halten mußte, hinter sich drein zu ziehn, um sie als „kaiserliche Waare" in die Stadt einzuschwärzen und dadurch den städtischen Gesetzen Genüge zu leisten. So war das Mittelalter.

Von Interesse für die Freimaurerei ist der Umstand, daß im 14ten Jahrhundert der magister lapicidarum an der Spitze der damals vereinigten Geschlechter und Zünfte genannt wird, was auf einen mächtigen Einfluß der Steinmetzen-Zunft und der Ulmer Bauhütte auf das Gilden- und Zunftwesen überhaupt schließen läßt.

Endlich verdient der Ulmer Handel noch besondre Beachtung. Der Verfasser zeigt, durch welche vortreffliche Gesetze die Ulmer ihren Marktfrieden und Ehrlichkeit und Ordnung im Verkehr wahrten, mit welchem Geschick sie ausländische Fabrikate, z. B. Sammet, nachahmten, und wie weit verbreitet ihr Handel war. Hier

stoßen wir wieder auf den kollegialischen Geist der Deutschen. „Vorherrschend wurde unter ihnen, besonders seit durch den rheinischen und niederländischen Handel die Gewerbe in Schwaben in Aufnahme kamen, der Hang zu Handelskonsociationen, die übrigens in manchem Betracht verschieden waren von den italienischen Kaufmannsgilden, denn die lezteren waren meistens nur Assekuranzgesellschaften, während die deutschen Handelsgesellschaften auf gemeinschaftlichen Geschäftsbetrieb berechnet waren. Die Kaufleute von Ulm standen theils mit einander, theils und hauptsächlich mit Kaufleuten aus Regensburg, Augsburg, Frankfurt, Nördlingen, Kempten, Constanz, Basel, Biberach, Reutlingen, Memmingen, Dinkelsbühl und Rotenburg an der Tauber u. a. St. in solchen Verbindungen. Selbst in Betreff der alltäglichsten Gegenstände des Handels traten die Kaufleute sogleich in Gemeinschaft mit einander, so daß einmal der Rath bei einer Strafe von 10 Pf. Heller und einem halben Jahr von der Stadt verbot, daß ein Bürger mit dem andern eine Gemeinschaft mit Mühlsteinen haben solle. Ueberhaupt war ihnen im 14ten und 15ten Jahrhundert die städtische Gesetzgebung nicht sehr günstig, wenigstens gab sich diese den Schein, als seye sie ihnen nicht hold. So verbot der Rath 1389 den Bürgern von Ulm, mit irgend einem Gast eine Kaufmannschaft in Gemeinschaft zu haben, wie sie auch immer heißen möge, bei einer Strafe von 10 Gulden von jedem in dieser Gemeinschaft umgetriebenen hundert Gulden. Auch soll kein Bürger einem Ausmann sein Gut, es sey Korn, Wein, Spezerei, Baumwolle, Barchent, Salz, Eisen u. s. w. kaufen oder verkaufen, es wäre denn, daß der Gast, dem das Gut gehöre, selbst oder sein gedingter Knecht gegenwärtig sey, und in eines offenen Gastgebers Hause in Gastesweise zehre und liege. Diesem soll jeder Bürger, bei dem er zur Herberg liege, oder dessen Rath er fordere, seine Kaufmannschaft treiben und verkaufen helfen. Daß dieses Verbots ungeachtet sich immer die Handelsgesellschaften erhielten, beweist nicht sowohl die Schwäche der Gesetzgebung gegen den mächtigen Handelsgeist, als vielmehr den Mangel an gutem Willen von Seiten des Raths. Denn die meisten Geschlechter hatten einzelne Familienglieder in solchen Verbindungen stehen, und wenn sich der Rath gegen diese vernehmen ließ, so geschah es mit innerem Widerstreben, den Klagen des übrigen Handelsstandes zu lieb; denn man sprach es noch am Ende des 15ten Jahrhunderts laut aus, daß diese Gesellschaften einen Handelszwang ausüben, der dem gemeinen Mann wie dem einzeln stehenden Handelsmann Schaden bringe. Selbst Kaiser Maximilian sprach sich darüber einmal gegen Ulm aus. Der Rath läugnete das zwar, und sagte, es finden viele ihre Nahrung bei den Handelsgesellschaften, und doch sah er sich selbst endlich genöthigt, 1520 durch seinen Gesandten auf einem Städtetag zu Ueberlingen erklären zu lassen: der schwäbische Bund sey Niemand nützlicher, als den Handelsgesellschaften, und der einzelne Kaufmann sitze trocken. Daß der Rath vor dem Anfang des 16ten Jahrhunderts keiner Gesellschaft, unter welcher sich nicht Ulmer Kaufleute befanden, erlaubte, ihre Handlung in Ulm zu treiben, und er erst 1505 dem Antonius Welser von Augsburg und seiner Gesellschaft erlaubte, Waaren nach Ulm führen, im Münzhaus auslegen lassen und einen Ulmer, Michael Pflaum, zu ihrem Faktor bestellen zu dürfen, mit wollenen und seidenen Zeugen, Safran, Gewürz, Zucker, Wachs, Barchent, Wolle und Gölsch zu handeln, beweist nur so viel, daß er das Interesse der einheimischen Kaufleute dem der auswärtigen voranstellte. Als später die geldbedürftigen Kaiser den Reichthum dieser Gesellschaften in Anspruch nahmen, so suchten sie eine ganz eigene Meinung von denselben zu verbreiten, sie betrachteten sie nicht mehr als Bewohner der Städte, sondern als einen eigenen Stand im Reich, der ihnen und nicht den Städten verwandt sey. Besonders that dies K. Maximilian I. gegenüber von den Gesellschaften der Kaufleute zu Ulm, Augsburg, Memmingen und Ravensburg. Auf dem Reichstag zu Constanz 1507 verlangte er von ihnen zu seinem Römerzug ein bedeutendes Anleben, und sagte unter Anderem, man wisse wohl, daß sie nach Verhältniß ihres Gewinns an den städtischen Steuern nicht genug Antheil nehmen. Georg Besserer veranlaßte im Namen einer Memminger Gesellschaft, bei der er selbst betheiligt war, den Rath in Ulm, daß er die Städte beweg, den Matthäus Neithard von Ulm deshalb an das kaiserliche Hoflager zu schicken. Dort behauptete Neithard: die Gesellschaften müssen alle Beschwerden und Anliegen des Reichs, alle Steuern, Umgelder u. s. w. mittragen, ja verhältnißmäßig noch mehr, da die fahrende Habe noch einmal so hoch versteuert werde, als die liegende; die Gesellschaften treiben ihr Geld in ihrer Handlung um, es gehöre nicht ihnen allein, sondern Viele, die gar nicht in Städten wohnen, haben ihr Geld in diesen Gesellschaften, und würden in einen solchen Vorschuß für den Kaiser niemals willigen. Auch treiben sie den wenigsten Theil ihres Geschäfts im Reiche, sondern in andern Königreichen, in Welschland, sogar auf dem Meer, und jenseits desselben. Von einem Reichsschluß zu Constanz, daß die Gesellschaften zu einem Anleihen gezwungen werden müssen, sey ihnen nichts bekannt, wohl aber von einem dem römischen König gegebenen Rath, bei ihnen ein Anleihen ohne Zwang und gegen gehörige Sicherheit zu suchen. Von dem weiteren Erfolg dieser Verhandlungen ist nichts bekannt geworden. Dagegen irrte man sich nicht, wenn man in der Mitte des 16ten Jahrhunderts diesen Handelskonsociationsgeist des Verraths am deutschen Vaterland

bezüchtigte, und die Gesellschaften der Fugger, Baumgärtner und Welser von Augsburg, mit denen die Neitharde u. A. in Ulm in Verbindung standen, beschuldigte, daß sie den Feinden der Städte Vorschub thun, und es lieber sehen würden, wenn der Kaiser Deutschland, als wenn er Italien zu Grunde richte, weil sie bei diesem Verfahren ihre Schelmenstücke desto besser treiben könnten. So wich die Rücksicht auf das einst durch den Handel groß gewordene Vaterland der alles zerstörenden Selbstsucht."

Man mag aus diesen merkwürdigen Notizen ersehn, wie wichtig es ist, die Geschichte unsrer alten Städte zu studiren, um mehr als die großen Haupt- und Staatsaktionen der Reichsgeschichte, nämlich um das innere Leben der Deutschen und die Motive so vieler Ereignisse zu erkennen.

16) Deutsche Geschichten aus dem Munde deutscher Dichter. Geordnet, mit Bemerkungen begleitet und besonders für den Unterricht in der deutschen Sprache und Geschichte herausgegeben von Dr. K. Wagner. Darmstadt, Leske, 1831.

Eine originelle Idee, zu deren Ausführung es nicht an Stoff fehlt. Ich habe übrigens dieses Buch nicht durchblättern können, ohne heiß zu erröthen. So ein ungeheures Selbstlob hat kein andres Volk aufzuweisen. Unsre Dichter haben sich das Wort gegeben, den deutschen Michel zu überreden, daß er vom Hut bis zum Absatz ganz vollgepfropft von Tugenden sey. Da singt Einer:

> Der biedre Deutsche spricht nicht viel,
> Kurz ist sein Wort, stark sein Gefühl.

Und doch hat es niemals ein so wenig lakonisches Volk gegeben, als das deutsche, nirgends wird mehr und breiter gesprochen und geschrieben als im weiland h. römischen Reich, Scotts und Coopers Romane ausgenommen. Und nun vollends die Kraftgedichte, worin sich unser tabackrauchendes und theetrinkendes Geschlecht so wohlgefällt, die Affektation der Bärenhaftigkeit und zermalmenden Knochenkraft. Und die Freiheitslieder, die von der Freiheit reden wie das Kind vom Braten: ich habe zwar selbst keinen gegessen, aber meiner Mutter Bruder hat einen Mann gekannt, der einmal einen Herrn einen Braten hat essen sehn. Und die Lieder von der deutschen Biederkeit und Treue, während alle Zuchthäuser überfüllt sind, während es von Prozessen der niedrigsten Natur in Deutschland wimmelt, während man keinen neuen Rock anziehen kann, ohne sich über die hohe Schneiderrechnung zu ärgern. Der gnädige Gott hat uns trotz alledem immer noch einige Tugenden erhalten, aber ist es nicht unanständig, damit zu prahlen?

Es ist ein verlogenes Volk, das poetische. Aber da man dies weiß, sollte es Niemand einfallen, aus ihm die Geschichte studiren zu wollen. Was würde wohl die Nachwelt für Begriffe von Deutschland bekommen, wenn alle Denkmale desselben untergingen und einzig blos Fouqué übrig bliebe? Gleichwohl aber hat der Herausgeber das Studium der deutschen Geschichte aus Gedichten empfohlen, und sogar blos aus solchen Gedichten, die im ersten Taumel politischer Flitterwochen gedichtet worden sind, daher blos loben und anbeten. Von den Spott- und Zorngedichten, in denen sich hin und wieder edle Geister ergossen, hat der patriotische Herausgeber keine Notiz nehmen wollen. Ein Gedicht von Ulrich von Hutten, das er vielleicht gar nicht kennt, mag hieher gehören. Damals schon fing die Lobhudelei an, aber Hutten entgegnete kräftig:

> Was rühmst du die alten Deutschen sehr;
> Wie sie für ihre Freiheit stritten
> Und keinen bösen Nachbar litten,
> Und du acht'st nicht der Freiheit dein,
> Kannst kaum in deinem Land sicher seyn,
> Läst dir dein Nachbar sein Pferd binden
> An deinen Zaum vorn und hinten?
> Sollt' auch solch feiger Art gebühren,
> Daß sie soll Kron' und Scepter führen?
> Ja, ihr gebührt für den Königsstab
> Ein hölzern Roß, was sie nur hab',
> Und führe statt des Adlers kühn
> Ein bunt Axel nun forthin,
> Und statt des Weltapfels einen Ball,
> Den man schlägt, daß er hüpft im Fall:
> Weil heut doch schier keinem Ernst ist mehr
> Handzuhaben Freiheit und Ehr!

Die Aufnahme so edler, kräftiger und was noch mehr sagen will, so tief empfundner und so wahrer Lieder würde geeigneter gewesen seyn, als die vielen hundert poetischen Lobhudeleien aller oder einzelner Deutschen. Da haben wir, zu höchlichem Ergötzen Bürgers Sonnet auf August Wilhelm von Schlegel wieder gefunden:

> Junger Aar! Dein königlicher Flug
> Wird den Druck der Wolken überwinden, ꝛc.

woraus man wenigstens ersieht, daß die Adler zum Hühnergeschlecht gehören. Sollte noch etwas fehlen, unsern Ekel an solchen patriotischen Lügen auszudrücken, so denke sich's der geistreiche Leser hinzu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag. | No. 66. | 16. August 1830.

Deutsche Literatur.

Die Wahlverwandtschaften. Von Johann Wolfgang Goethe. Zweyter Theil. Stuttgart und Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung. 1809. 8. 2 Bl. 344 S.

Die Wahlverwandtschaften. Von Johann Wolfgang Goethe. Zweyter Theil. Stuttgart und Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung. 1809. 8. 2 Bl. 344 S.

Ueber die Wahlverwandtschaften. Von Johann Wolfgang Goethe. Zweyter Theil. Stuttgart und Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung. 1809. 8. 2 Bl. 344 S.

Alle diese Erscheinungen müssen zusammengefaßt und unter einen Gesichtspunkt gebracht werden. Die Deutschen waren, als sie noch in den Gegenden des Kaukasus lebten, gewiß eben so barbarisch, als es die dort wohnenden Gebirgs- und Nomadenvölker von jeher waren und noch heute sind. Aber eine charakteristische Eigenthümlichkeit unterscheidet sie von den übrigen Barbaren. Alle jene tartarischen Horden nämlich, die vom Kaukasus und Khorasan herab seit den ältesten Zeiten in die reichen Ebenen Persiens hinabstiegen, so wie die arabischen Horden, die von der Wüste aus Syrien und Aegypten und bald halb Asien und Afrika eroberten, alle diese Horden dachten sich im Verhältniß eines Sohnes zum Vater, fügten sich unter die patriarchalische Gewalt des Stammhauptes, und trugen diese auf den kühnen Heerführer oder Sektenstifter über, also daß sie nie zur Macht gelangten, ohne zugleich dem unumschränkten Willen eines Einzigen zu gehorchen. Darum schwebt ihrer Phantasie auch immer die Verherrlichung eines Einzigen vor, der strahlende Lichtfürst auf goldnem Thron, von allen Schätzen der Erde umringt, in einem Feenschloß und Zaubergarten; und alle diese Phantasien wurden im alten Babylon, in Persepolis, im indischen Delhi, in Bagdad, in Schiras, in Kairo, in Konstantinopel verwirklicht. — Der germanische Volksstamm dachte sich dagegen von jeher im Verhältniß eines Bruders zum Bruder, daher galt bei ihm die Waffenbrüderschaft höher, als das Patriarchat in der Familie, und wie im Frieden und daheim alle Männer gleiches Stimmrecht auf der bewaffneten Landsgemeinde hatten, so eroberten sie auch im Kriege nicht, um mit vereinter Kraft ihren Kriegsfürsten zu verherrlichen, allen Raub der Länder um seine Hofburg zu vereinigen und ihm als Sklaven zu dienen, sondern sie theilten das eroberte Land unter sich, und bei dieser gleichen Vertheilung wurden sie zwar nicht reicher, aber auch nicht unfreier. Daher ihr gänzlicher Mangel an Städten und großen Bauten, so wie ihr Mangel an Einheit.

Dies ist der durchgreifende Unterschied zwischen dem germanischen Stamm und den Völkern des Orients. Dieser Unterschied bewährt sich in allen politischen Institutionen der Deutschen und das sogenannte Gildewesen des Mittelalters steht keineswegs isolirt, sondern ist nur eine besondere Form des von Anfang an unser Volksleben beherrschenden brüderschaftlichen Geistes.

Dieses Gildenwesen aber hat der Verfasser in seiner Besonderheit aufgefaßt und hauptsächlich dessen Vorkommen in Norddeutschland und Skandinavien sehr ausführlich erörtert. Er unterscheidet die Schutzgilden, die von Karl dem Großen so streng verbotnen conjurationes, aus denen die vielen Empörungen der Sachsen, Thüringer, Allemannen und Bayern gegen die Franken hervorgingen, und aus denen sich auch später die Fehme als rechtliche Schutzgilde entwickelt zu haben scheint, von den Kaufmanns- und Handwerksgilden. In der Mitte zwischen beiden stehn die aristokratischen Städtegilden der Geschlechter, die patricischen Verbindungen der Zechen, Trinkstuben, Junkergesellschaften, die als Schöffenbrüderschaft die städtische Gerichtsbarkeit und Verwaltung inne hatten, bis ihnen dieselbe von den unadligen Handwerksgilden entrissen wurden. Doch mußten die alten Geschlechter nur im innern Deutschland den bürgerlichen Zünften weichen; in Skandinavien, wo der Kaufmanns- und Handwerksstand sich nie zu Ansehn erhob, behaupteten die Patricier die Oberhand. Dieser merkwürdige und auf die Geschichte der Länder einflußreiche Unterschied ist vom Verfasser mit gebührender Aufmerksamkeit hervorgehoben worden. Sehr interessant ist die Uebersicht der Gildenverfassung in den vorzüglichsten deutschen Städten, Köln, Frankfurt, Straßburg, Lübeck; doch ist sie leider nicht vollständig; es fehlen Ulm, Augsburg ꝛc.

Auch auf England wirft der Verfasser den Blick, und hier hätte er länger verweilen sollen, denn nirgends war das Gildenwesen der kriegerischen Waffenbrüderschaften so konsequent in die Friedensverfassung übergegangen, als bei den Angelsachsen. Die Gliederung der Friedensgilden zu wechselseitigem Schutz in die Zehner und Hunderter (tien manna tala und hundreda), war nirgends so systematisch durchgeführt, als hier, und bis auf den heutigen Tag ist England die Wiege immer neuer, für alle mögliche Zwecke des Schutzes, oder für Industrie und Kultur sich bildender freiwilliger Gesellschaften.

Daß Italien übergangen ist, können wir nur bedauern. Obgleich hier römische Elemente sich beimischten, so blieb doch das Germanische in den ritterlichen Brüderschaften und Gilden der lombardischen Städte vorherrschend. Diese interessante Verbindung altrömischer Municipalität mit dem deutschen Gildenwesen verdient eine genaue Beleuchtung.

Was aber diesem lehrreichen Werke an Rücksicht auf den germanischen Süden abgeht, ersetzt es durch die äußerst interessanten Notizen über den Norden.

18) Chronik der freien Stadt Bremen. Von Carsten Miesegaes. Drei Theile. Bremen, auf Kosten des Verfassers, 1828—1833.

Beinahe der ganze erste Theil ist mit einer allgemeinen Schilderung der alten Germanen ausgefüllt, was zwar nicht eigentlich in eine Spezialgeschichte gehört, aber doch durch den Zweck gerechtfertigt wird, daß Bremische Leser, die sich blos für ihre Stadt interessiren, bei dieser Gelegenheit auch etwas vom Zusammenhange des ganzen altdeutschen Lebens erfahren, aus dem sich ihr besonderes städtisches Leben erst entwickelt. Die spätere Darstellung hält sich ausschließlich an die Stadtgeschichte von dem Zeitpunkt, da Karl der Große 788 das Bisthum Bremen

zur Bekehrung der Sachsen und Friesen stiftete. Die Urkunde ist hier abgedruckt, so wie eine Beschreibung des zu Bremen aufbewahrten Psalmbuchs der Gemahlin Karls des Großen, Hildegard. Die älteste Geschichte des Bisthums zeichnet sich durch den apostolischen Eifer des h. Ansgar, ersten Bischofs von Bremen, und durch die wilden Einfälle der Normannen aus. Als unter den sächsischen Kaisern die Ruhe des Reichs wenigstens gegen Außen gewahrt, und das städtische Wesen befördert wurde, erlangte das Bisthum Bremen das Recht, auch Freie zu Schutzverwandten aufzunehmen (durch eine Urkunde Ottos des Großen). Dies zog eine Menge Landadel in die Stadt, der sich dem Handel widmete, ohne die Waffen niederzulegen. Unter den berühmten Geistlichen Bremens glänzt vor allen der Domherr Adam als Geschichtschreiber und der Bischof Adalbert als Vormund Kaiser Heinrichs IV. Während aber der Ehrgeiz dieses Prälaten dem Reich selbst gefährlich wurde, hinderte er nicht das frohe Gedeihen der Stadt Bremen, die sich unmerklich von der bischöflichen Gewalt befreite, als ihre Bevölkerung ausnehmend zunahm, und ihr Handel in Verbindung mit den Städten Lübeck und Hamburg eine so große Ausdehnung erhielt. Wie hätte ein Bischof eine Stadt länger beherrschen können, die bald darauf unter den ersten Sternen des Hansabundes glänzte, und Königreichen Gesetze vorschrieb! Die Bischöfe fanden aber ihren Vortheil bei der Vergrößerung der Städte, denn sie ließen sich ein Privilegium nach dem andern von den reichen Bürgern abkaufen und standen sich besser dabei, als wenn sie nur arme Dörfer mit Leibeignen unter sich gehabt hätten.

Im Jahr 1158 wurden einige Bremer Kaufleute nach Liefland verschlagen, und legten daselbst alsbald eine Handelskolonie an, die sich in ein neues Reich ausdehnte, als die Hansestädte den Vortheil erkannt hatten, den ihnen diese Kolonie mit dem ausschließlichen Besitz des nordischen Handels gewähren mußte. Als Kaiser Friedrich Barbarossa im Morgenlande gestorben war, und die Kreuzfahrer eben Accon belagerten, trugen fünf Bremer und drei Lübecker Bürger aus Mitleid mit den Kranken und Verwundeten alle Segel ihrer Schiffe herbei, machten daraus Zelte für die Leidenden und bedienten sie. Als Accon gefallen war, kaufte Waldbot von Lübeck eine Kirche daselbst, und richtete sie zum Hospital ein für jene bisher in den Zelten gelegnen Kranken. Diese aus Mitleid verbündeten Bremer und Lübecker Bürger gaben sich, im Geist der damaligen Zeit, die Form eines Ordens, und dies war der Ursprung des deutschen Ordens, dessen erster Meister jener Waldbot war. Da aber die Sachen im Morgenlande übel ausgingen, verlegte die kaufmännische Politik den Sitz des schnell erwachsenden Ordens vom Mittelmeer in die Ostsee und trug ihm, zunächst im Interesse der Hansa, die Eroberung und Bekehrung der wilden Preußen und Letten auf. Der Verfasser verfehlt nicht, den Antheil Bremens an den großen Unternehmungen der Hansa ausführlich zu erörtern und von allen darauf Bezug habenden Akten wenigstens den kurzen Inhalt anzugeben. Man ersieht daraus, wie die Seeherrschaft der Hansa alle Staaten überflügelt hatte, und daß ein Bürgermeister von Lübeck, Hamburg oder Bremen eine Zeitlang mächtiger war, als Könige von Dänemark, Norwegen, Schweden, England und Spanien. Doch die Geschichte der Hansa erfordert eine besondre Darstellung und ist hier nur gestreift, sofern sie Bremen berührt.

Die Händel der Stadt Bremen mit dem Erzbischof und den benachbarten Fürsten sind nicht sehr bedeutend, da die Macht der Stadt, besonders auch wegen ihrer Verbindung mit der Hansa, sehr respektirt wurde. Dagegen sehn wir desto öfter die Stadt mit den geistlichen und weltlichen Herrn in der Nähe verbündet gegen die freien friesischen Bauern, die keine Herrn über sich erkennen, und ungekränkt unter ihren alten Gesetzen leben wollten. Die Stadt wurde insofern in das Bündniß der geistlichen und weltlichen Herrn mit hineingezogen, als jene freien Bauern, als Küstenbewohner, beständig Seeräuberei trieben und den Handel Bremens nicht wenig gefährdeten. Allein die Friesen waren so tapfer, daß im ganzen Verlauf des 14ten und 15ten Jahrhunderts die Bremer fast immer den kürzern zogen; jedoch kam wegen der beständigen Kriege unter den Bauern selbst die Herrschaft kriegerischer Häuptlinge auf, deren Geschichte besonders Wiarda ausführlich beschrieben hat, und die um so interessanter ist, als sie uns ein sehr anschauliches Bild von der Art und Weise gibt, wie schon in den ältesten Zeiten der von Tacitus geschilderten Germanen unter völlig freien Männern die oligarchische Gewalt tapfrer Familien ganz natürlich entstehn mußte. Von welchem Schroot und Korn jene freien Friesen waren, geht am besten aus folgendem Zuge hervor. Im Jahr 1414 fingen die Bremer zwei tapfre friesische Brüder, die ihnen lange geschadet hatten, Didde und Gerold Lübben. Man führte sie zur Hinrichtung und Diddens Haupt fiel zuerst. Da nahm Gerold des Bruders Haupt auf und küßte es, und dies rührte die Bremer dergestalt, daß sie ihm die Freiheit anboten, wenn er sich bei ihnen niederlassen und eine Bremische Tochter eheligen wolle. Gerold aber sprach: „Ich bin ein edler freier Friese und mag eure Pelzer- und Schusterstöchter nicht.“ Da schlugen die ergrimmten Bürger, nur der Nährung, aber nicht des Edelmuths fähig, auch ihm das Haupt ab.

Zu Anfang des 16ten Jahrhunderts hatte die Macht und Thätigkeit der Hansa abgenommen, dagegen in den Städten Uppigkeit und aristokratischer Geist zugenommen. Die Reformation brachte nun Volksaufstände zugleich gegen die geistliche und weltliche Gewalt mit sich, wovon

auch Bremen ein Schauplatz war. Im Jahr 1530 gab die Weigerung des Erzbischofs, die Reformation einzuführen, dem damals überall fanatisirten Pöbel (man denke an Thomas Müger 1525 und Johann von Leyden 1535) einen Vorwand zu Excessen, und brachte das Stadtregiment eine Zeitlang in die Hände desselben. Im 30jährigen Kriege litt auch Bremen, wie alle deutschen Städte, und kam von seinem großen Wohlstand bedeutend herab. Die spätere Geschichte der Stadt bietet wenig Interesse dar, bis auf die neuere Zeit, da Bremen 1810 dem französischen Reich einverleibt wurde, sich 1814 emancipirte und seitdem die Würde einer freien Stadt behauptete.

Der Verf. dieser gründlichen und vielfach interessanten Specialgeschichte hat auch, nach Weise der alten Chroniken, stets die Ereignisse von blos lokaler Bedeutung, Unglücksfälle, Brand, außerordentliche Verbrechen ꝛc. aufgezeichnet. Auch die berüchtigte Giftmischerin Gösche Gottfried ist, wie billig, nicht vergessen. Hier sey nur noch bemerkt, daß sich in Bremen noch im Jahr 1521 ein vollständiges Exemplar des Livius im Besitz des dasigen Cantors Martin Gröning befand, nach dessen Tode aber von den unverständigen Erben kleinen Kindern zum Zerreißen überlassen wurde. Von 142 Büchern des römischen Geschichtschreibers sind uns nur noch 35 und einige weitere Fragmente erhalten, und vom Uebrigen hat sich nie wieder eine Handschrift auffinden lassen.

19) Die hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer, von G. Landau. Erster Band. Mit 4 Ansichten. Kassel, Lauckhard, 1832.

Gottschalk fing die Geschichte der Ritterburgen an; seitdem ist an verschiednen Orten viel dafür geschehn, insbesondre in den Taschenbüchern von Hormayr, in Schwabs Ritterburgen der Schweiz ꝛc. Die vorliegende Sammlung vermehrt diese für die innre Geschichte des Adels und für die Sagenpoesie reichhaltige Literatur durch die topographisch-historische Schilderung der althessischen Ritterburgen, Beilstein, Hanstein, Burghaune, Hauneck, Löwenstein, Romrad, Reichenbach, Steinau, Schweinsberg, Friedewald, Haselstein, Brandenfels, Weidelberg, Schartenberg und Rauschenberg. Die Spezialgeschichte dieser alten Ruinen ist freilich meist nur von Lokalinteresse, doch stoßen wir auch auf schöne Sagen und interessante historische Charaktere. So geht die Sage, daß der lezte Ritter von Beilstein, als er seine Burg gegen die andrängenden Feinde nicht länger vertheidigen konnte, sich mit Weib und Tochter in einen mit wilden Rossen bespannten Wagen gesezt und in den ungeheuren Felsenabgrund vor der Burg hinabgestürzt habe. — Am interessantesten ist die Geschichte der Hansteiner, die uns auf's Lebendigste das Wesen und Treiben der alten Raubritter erkennen läßt. Man erstaunt, wenn man liest, wie diese Ritter sich im 14ten Jahrhundert jeden Frevel erlauben durften und gleichwohl unbestraft blieben. Heinrich von Hanstein forderte gradezu ohne alle Ursache von dem Abt von Helmarshausen eine Summe Geldes, lauerte ihm, da er sich weigerte, im Walde auf, fing ihn und zwang ihm im Kerker das eidliche Versprechen eines großen Lösegelds ab. Als er hierauf den Abt freigelassen, reute es ihn, die Summe nicht noch größer angesezt zu haben, er half sich aber damit, daß er ohne weitres log, der Abt habe ihm eine weit größere Summe versprochen, die er nun zahlen müsse. Der Abt bat Kaiser Karl IV. um Hülfe, und dieser erklärt, daß der Ritter bei seiner kaiserlichen Ungnade keine weitere Forderung machen solle. Aber von Entschädigung wegen der ersten und von Strafe war nicht die Rede. Die Ritter behielten Recht, wenn sich die Beschädigten nicht selbst Rache verschafften, wie die Bürger von Brückenau, die im Jahr 1400 von den Hochwohlgebornen Dieben bei Nacht, indem dieselben sich in Weinfässern à la Cartouche hatten in's Städtchen tragen lassen, ausgeplündert wurden, aber die Räuber an den Thoren packten, ihnen Alles wieder abnahmen und sie wohlabgeblaut auf ihre Burgen entließen. Die damaligen Edlen des Hessenlandes waren großentheils in der That nicht besser als Schinderhannes, der Constanzer Hannes und andre Hansen, wie die Geschichte derer von Hanstein namentlich beweist.

20) Geschichte der Burgen, Rittergüter, Abteien und Klöster in den Rheinlanden und den Provinzen Jülich, Cleve, Berg und Westphalen, nach archivarischen und andern authentischen Quellen gesammelt von F. E. v. Mering. 1s Heft, mit der Abbildung des Schlosses Lechenich. Köln, Arend, 1833.

Ein ganz ähnliches Werk, enthaltend die Geschichte von Drachenfels, Rheineck, Hammerstein, Altenberg, Lechenich, Godesberg, Rolandseck, Brühl, Isenburg ꝛc., der berühmten rheinischen Ruinen, welche die Bewunderung aller Reisenden sind. Ueberall finden wir hier interessante Notizen, z. B. daß ein Ritter von Drachenfels sich gerühmt, der Bau des Kölner Doms bringe ihm jährlich 400 fl. ein, weil die Bausteine aus dem Drachenfels genommen würden. Dies kann zum Beweise dienen, wie verhältnißmäßig wohlfeil die Kölner gebaut haben mögen. Schätzbar sind die Nachrichten über Altenberg, den alten Hauptort der Grafschaft Berg, der früher unbeachtet blieb, bis er in neuerer Zeit wieder zu Ehren gekommen ist. Die prächtige gothische Kirche daselbst ist noch so weit erhalten, daß sie restaurirt werden konnte, wofür die preußische Regierung, wie für Rettung alter Denkmäler überhaupt, eine rühmliche Sorgfalt beweist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 83. — 16. August 1833.

Deutsche Geschichte.

(Fortsetzung.)

21) Ueber Wallensteins Privatleben. Vorlesungen, gehalten in dem Museum zu München, von J. W. Schottky. München, Franz, 1832.

Eine Ehrenrettung des großen Generals, eine schöne Vertheidigung desselben gegen die Dichter und Geschichtschreiber. „Gerade weil Schiller so unbedingte Huldigung als hochbegabter Dichter verdient; — weil Schillers Aussprüche bei unzähligen Menschen fast Gesetzeskraft gewonnen haben und man auf sein Urtheil selbst bei Franzosen und Engländern großes Gewicht zu legen beginnt: gerade deshalb kann ich Ihnen die Aufzählung der historischen Widersprüche, ja geradezu Entstellungen nicht erlassen, welche er, als Wallensteins Geschichtschreiber, unter einem außerordentlich zahlreichen Publikum verbreitete! Man weiß es recht gut, daß Schillers Thekla nichts weiter als ein Phantasiegebilde ist; doch was thut ein bloßer Name, und wer wollte mit dem Dichter rechten, wenn ihm die Bezeichnung Thekla besser gefiel als Maria Elisabeth? Aber etwas Anderes ist's, wenn er mit diesem Namen offenbare Irrthümer verbindet: dann ist die Kritik zu ihrem Veto berechtiget. Schiller läßt seinen Wallenstein von der schönen Tochter sagen:

— — — Hier auf dieses
Jungfräulich blüh'nde Haupt will ich den Kranz
Des kriegerischen Lebens niederlegen,
Nicht für verloren acht' ich's, wenn ich's einst,
In einen königlichen Schmuck verwandelt,
Um diese schöne Stirne flechten kann.

Und noch bezeichnender:

— — — Meinen Eidam
Will ich mir auf Europens Thronen suchen.'
Sie ist das einzige, was von mir nachbleibt
Auf Erden, eine Krone will ich sehn
Auf ihrem Haupte, oder will nicht leben!

Dagegen erlaubt sich der Geschichtsforscher auf eine feierlich ausgestellte Urkunde aufmerksam zu machen, welche Wallenstein zu Prag den 3. Juli 1625 über die künftige Aussteuer und Versorgung seiner Tochter unterzeichnete und worin es wörtlich heißt: „Da Uns der allmächtige Gott in jezt stehender Ehe mit einer erstgebornen Tochter väterlich gesegnet, nämlich der hochgebornen Fürstin Fräulein Fräulein Maria Elisabeth, hierum so setzen, ordnen und wollen Wir ꝛc.: Wann Ihrer Liebden für oder nach Endung dero vogtbaren

Jahr', ansehnliche, ehrliche Heirath fürstieße, soll man sie mit Ihrer Liebden Frau Mutter oder Vormünder, sowohl anderer nächsten Agnaten, Brüder oder Vettern Rath (doch in allweg mit Personen die unserer christlichen, uralten, heiligen katholischen Religion und keinem anderen Glauben verwandt seyen) verheirathen" ꝛc. Hier also ist von keinem Monarchen die Rede! Freilich könnte man einwenden: als Wallenstein diese Zeilen schrieb, dachte er noch nicht an sein eigenes Königthum; aber ist es denn so ganz erwiesen, daß der Herzog überhaupt auch späterhin ernstlich daran dachte? oder könnte man nicht mit Voltaire sagen: „La conspiration de Waldstein est au rang des histoires reçues; et on ignore absolument quelle était cette conspiration!" — „Wallenstein (so erzählt Schiller fernerhin) war von großer Statur und hager, gelblicher Gesichtsfarbe, röthlichen kurzen Haaren, kleinen aber funkelnden Augen." In dem Drama jedoch läßt er den Herzog zu Gordon sprechen:

Ein Jüngling ist der Geist, und seh' ich mich
Dir gegenüber, ja so möcht' ich rühmend sagen,
Daß über meinem braunen Scheitelhaar
Die schnellen Jahre machtlos hingegangen!

Nicht bald ist jemand durch seinen Biographen so heimgesucht worden, als Wallenstein durch Herchenhahn, der sich nicht entblödete, von dem Herzog zu schreiben: „Liebe, Menschlichkeit und Schonung waren seinem Herzen fremd. Nicht aus Patriotismus, nicht aus Edelmuth that er Gutes, er that es aus Stolz und Eigennutz." (!) — Aehnliches ist in den Weimarischen „Curiositäten," Bd. V. S. 18 zu lesen: „Es ist gewiß, Wallenstein war ein Mann von großen Eigenschaften und wenigen Tugenden, der wohl als Krieger, aber nicht als Mensch geachtet werden kann. Vieles dankte er der Natur, weit mehr jedoch noch dem Glück. Alles das aber brachte er seinem Ehrzeize zum Opfer, wenig dem Vaterlande, nichts der Menschheit."

Wallenstein selbst möge auf solche Beschuldigungen, durch seine Briefe an Taxis antworten:

Aschersleben den 19. Februar 1626.

„Ich hab zuvor den P. P. Jesu alle Tag lassen von einem Strich Korn Brod geben, wegen der Pest aber ist's eingestellt worden; seht, daß hinfüro nicht allein alle Tag solches Getreid gereicht wird, sondern das zurückgehaltene diese etliche Monat, auch gewiß gegeben wird, auf daß sie's unter die Armen austheilen."

Aschersleben den 2. März 1626.

„Ich habe schon zuvor geschrieben, daß ihr wiederum von einem Strich Korn Brod alle Tag den Patribus sollt geben, auf daß sie's unter die Armen zu Gitschin austheilen."

Friedland den 6. Juni 1628.

„Seht, wie den armen Leuten geholfen wird, auf daß sie mit (Robot) Fuhren verschont werden."

Prag den 11. April 1628.

„Was ihr wegen Aufrichtung der Hospital (Hospiräler) in Unserm Fürstenthum Friedland den Städten angeschafft (befohlen), das haben Wir aus eurem Schreiben wohl vernommen. Ist aber nicht an dem allein genug, daß ihr solches anbefohlen habt; sondern es muß von euch selbst auch disponirt werden, wie man die Hospital auferbauen und wie die armen Leut darin unterhalten werden sollen. Derowegen Unser Befehl, daß ihr solche Disposition gemeldter Hospital förderlichst mit reifem Nachdenken anstellet, damit sie ordentlich und also auferbaut: daß in jedem eine ziemliche Anzahl armer Leute, und zwar in dem schlechtesten auf's wenigste 20 oder 24 Personen gehalten werden können; darzu dann auch die umliegenden Güter, sowohl die Unsrige als Anderer, ordentlichermaßen kontribuiren sollen." —

Kennt man Aeußerungen, wie die vorstehenden es sind, was soll alsdann von jener Charakteristik Wallensteins gedacht werden, die aus des sonst so umsichtigen und verdienstvollen Westenrieder Feder floß und folgendermaßen lautet: „Wallenstein war von einer großen, hervorragenden, hagern Gestalt und von einem stummen, strengblickenden und gebieterischen Wesen; er scherzte niemals; aber wann Alles um ihn stürzte und dampfte und in schrecklichen Todesgräueln wimmerte; wann Alles mit Schrecken und Angstgeschrei vor ihm auf den Knien lag und er seine Hand von Müttern und Kindern, die sich an ihn klammerten und um ihr Leben baten, abstreifte, dann glänzte eine stumme Zufriedenheit auf seinem Angesicht."

„Ihn beherrschte und trieb die grobsinnlichste selbstsüchtigste Eitelkeit, die ihre Glückseligkeit oder vielmehr ihre Betäubung in einem rauschenden Gefolg von Dienern, in goldenen Palästen und in einer, allen Königsschimmer verdunkelnden Pracht sucht." (!)

Gegen solche beklagenswerthe Uebertreibungen sticht des Fürsten schlichtes, versöhnendes Wort merkwürdig ab. Man höre z. B. was er Anfang des Jahres 1623 an den Rath seiner Stadt Friedland schrieb, nach welcher er den Herzogstitel führte:

„Meinen Gruß in geneigtem Willen zuvor, Ehrsame, Weise, besonders Liebe! aus eurer Abgeordneten mündlichen, wie auch durch dieselben eingereichten schrift-

lichen Anbringen, ist Mir referirt worden, was bis anhero ihr fast für das beste Theil euerer und der andern Inwohner allda zu Friedland Nahrung und Einkommen gehalten, und euch dabei zu erhalten gebeten. Wie Ich nun euch als Meinen Unterthanen gern alles gedeihliches Aufnehmen gönnen thue, als will Ich nicht zweifeln, daß außer des der Herrschaft und Obrigkeit zustehenden Bräu-Urbar und Schanks, sonsten wohl noch Andere und solche Mittel zu erfinden seyn werden, welche Euch und der ganzen Gemeind zu der Stadt mehrerem Aufnehmen und Wohlstand gereichen mögen; und weilen Ich dann ohnedas entschlossen, gegen nächstkünftigen Osterfeiertagen Mich selbsten der Orten zu begeben: als will Ich solches bis zu Meiner Hinkunft verschoben haben; alsdann mit euch von Sachen, so zu gemeiner Stadt Aufnehmen ersprießlich, nach Nothdurft Mich unterreden. Inmitten ihr nachdenken und Mir hernach fürzutragen haben werdet, was der gemeinen Stadt zu allem Guten beförderlich seyn möchte, dahin Mich ihr euch gewogen und geneigt erfinden werdet. Gott mit uns Allen."

Merkwürdig ist, daß Wallenstein die Einführung einer ständischen Verfassung in seinem Herzogthume Friedland beabsichtigte, von ihm als „Landesordnung" bezeichnet. Schon unter dem 8. Mai 1628 bewilligte er aus Prag der Stadt Friedland gewisse Privilegien, um, wie es in der Urkunde heißt, „ihre Treue und Gehorsam ihnen und ihren Kindern und Nachkommenden in etwas zu erwidern, zu kompensiren und zu vergelten. Darzu Uns denn sonderlich bewogen, das Wir bishero erfahren, wie Stadt und Gemeinden, ob sie gleich in geringem Zustand sich befunden haben, dennoch durch Gnade, Güte und Wohlthätigkeit ihrer christlichen Herrschaft und Obrigkeit erbauet, gewachsen und in Aufnehmen kommen seyn." — Er verleiht dem Rathe das Recht: nach Gutdünken Bürger aufnehmen zu dürfen; den Bürgern, welche in eine fremde Herrschaft ziehen wollen, Weglaßbriefe und beliebige Heirathsbefugnisse zu ertheilen. — „Wir sind insonderheit darauf bedacht, diese Stadt Friedland und etliche andere Unsere Städte zu einem freien Landstand zu machen." — Die Bürger können über ihr Vermögen frei schalten und walten durch Testamente, Codicille und Vergabungen; beliebig dürfen sie unmündigen Kindern einen Vormund setzen, der ihnen gut dünkt: „sogar, daß dem Einzelnen auch zugelassen ist, sein Eheweib, der Kinder leibliche Mutter, oder zu welchem er sonst das Vertrauen gestellet, daß der oder die seinen Kindern und dero Hab und Gut treulich vorstehen würden, darzu zu gebrauchen."

An den Kanzler von Gitschin findet sich folgender herzogliche Befehl vor: „Albrecht ꝛc. Fester und hochgelehrter lieber Getreuer! Was gestalt Wir euch vor etlichen Jahren eine gewisse Landesordnung, wie wir es in Unserm Herzogthum Friedland, sowohl in politicis als judicialibus gehalten haben wollen, aufzusetzen anbefohlen, solches habt ihr euch annoch zu erinnern. Wann Wir dann von diesem, daß dieselbe bereits verfasset seyn solle, von euch berichtet worden: als befehlen Wir euch, solche sauber abschreiben zu lassen, und dieselbe Uns, damit Wir Uns darinnen ersehen können, unverlängt zuzuschicken. Gestalt ihr zu thun wissen werdet. Gegeben zu Znaim den 31. Martii Anno 1632. Waldstein. Ad mandatum Serenissimi proprium: Heinrich Niemann, Sebastian Mertens."

In diesem Konstitutions-Entwurfe, dessen Ausführung durch die Ermordung seines Schöpfers vereitelt ward, ist freilich mehr nur von Pflichten als von Rechten die Rede; indeß bleibt er immer ein höchst interessantes Aktenstück, und gereicht dem Herzoge zur Ehre, welcher sein Jahrhundert in mehr als einer Beziehung wenigstens um ein Jahrhundert überflügelte. Wallenstein war gesonnen, einen dreifachen Stand, nämlich einen geistlichen, adelichen und bürgerlichen in's Leben treten zu lassen. Zum ersten Stande sollten der Gitschiner Probst, der Prior der Waldizer Karthause, die übrigen Klostervorsteher, die Vicarii foranei und die Dechante seines Herzogthums gezählt werden; zum zweiten Stande die Herren und Ritter, welche in dem aus 65 Gütern bestehenden Herzogthume und auf den dazu geschlagenen Herrschaften ihre Lehngüter von dem Fürsten hatten und ihm mit Lehenspflicht verwandt waren; zum dritten endlich die Gitschiner Bürgerschaft, nebst den bürgerlichen Vorstehern der übrigen Städte dieses Herzogthums, darunter namentlich die Städte Friedland, Böhmisch-Leippa, Arnau an der Elbe, Turnau an der Iser, Weißwasser und Reichenberg aufgezählt werden. — Hier möge nur noch der Schluß des Aktenstückes eine Stelle finden: „Dieser dreien Stände Schuldigkeit ist, daß sie auf Unser Ausschreiben, so oft als es die allgemeine Landesnothdurft erfordert, durch ihre Ausschüsse zum Landtage, der jedesmal in Unserer Stadt Gitschin in dem von Uns darzu deputirten Haus gehalten werden soll, gehorsamlich erscheinen, die Landtags-Proposition anhören, berathschlagen und votiren sollen, wie denn bei solchen Konsultationen ein jeder Stand sein Kollegial-Votum haben soll."

So erscheint Wallenstein überall in einem edlern und freundlichern Lichte. Auch rühmt der Herausgeber,

daß er warme und zahlreiche Freunde gehabt: „Graf von Parpenheim, der Telamonier des dreißigjährigen Krieges, gehörte ebenfalls zu Wallensteins aufrichtigen Verehrern und Freunden. Nach der unglücklichen Schlacht bei Leipzig, schrieb er ihm aus Ahlefeld den 29. Sept. 1631: „Dem Werk aus dem Grund zu helfen, sehe ich kein anderes Mittel, als daß Euer Liebden Gott und der Religion zu Dienst, dem Kaiser und allgemeinen Vaterland zu Hülfe, dieses Krieges sich annehmen und das Werk mit Gewalt übersetzen; es ist ja kein anderes Mittel, so ist auch kein anderer, der es zu thun, die Autorität und den Nachdruck habe. Gott wirds Euer Liebden wieder vergelten und die ganze Welt wird Sie müssen rühmen."

Auch nach seiner Ermordung fand der Herzog viele öffentliche Vertheidiger, welche sich nicht scheuten, geradezu für seine Unschuld Zeugniß abzulegen. Unrecht demnach hat das Konversationslexikon mit der Behauptung: „kein Arm erhob sich, um seinen Tod zu rächen." Man schlage das Theatrum Europaeum auf, wo Theil III. Seite 184 zu lesen ist: „Es hat sich unter dem Volk der Eine Friedländisch, der Andere Kaiserisch erklärt; also daß der Handel zu einem seltsamen Spiel sich ansehen ließe. Jedoch waren diejenigen, so gut kaiserisch, gar geschäftig, die so es mit dem Friedländer gehalten und hie und da über Besatzungen kommandirten, geschwind aus dem Weg zu räumen und Andere an ihre Stelle zu setzen; wie dann unter andern Oberster Piccolomini sich mit List in Pilsen partirte und den Kommandanten daselbst, so ihm verdächtig, durch den Kopf schoß." — Und weiterhin heißt es: „daß über solche Procedur nicht sollten mancherlei Urtheil ergangen seyn, das ist weder glaublich noch zu verwundern, da Einer so, der Andere anders davon geredet und gehalten ꝛc. — Bei der kaiserlichen Armee ist nach beschehener Hinrichtung des Herzogs von Friedland ein recht wunderlicher und verwirrter Zustand in Schlesien, sowohl auch in Böhmen selbst gewesen; je Einer den Andern verdächtig gehalten; sind auch wohl Scharmützel deswegen vorgangen, da Einer Kaiserisch, der Ander' Friedländisch seyn wollen und sonderlich in Prag ihrer der Friedländischen Affektionirten Viel hingerichtet worden und viel Blut vergossen."

Arndt trifft wohl das Wahre in seinen „Ansichten der deutschen Geschichte:" „Weil Wallenstein in seinem großen Gemüthe und in seinen Entwürfen verloren war, darum konnte er von kleinen Menschen überlistet und ermordet werden. Welche seiner Plane, wie weit gereift, wohin sie zielten, ob er nicht eben so gut für das deutsche Vaterland und Kaiser Ferdinand, als gegen sie, einlenken konnte, ob seiner Seele in den Sternen seines Herzens alles schon bis zum Entschlusse klar und hell war: das deckte die Nacht zu, die ihn in seinem Blute schwimmen sah!"

Dies wären die Hauptsachen. Vieles Einzelne ist noch aus seinen Briefen und Verordnungen hier mitgetheilt, woraus wir seinen Haushalt und seine strenge, aber immer großmüthige, gewöhnlich freundliche und zuweilen scherzhafte Manier kennen lernen, und die durchgängig zu seiner Ehre gereichen, z. B: seine Schuleinrichtungen, seine Sorgfalt für den gemeinen Mann ꝛc. Selbst gegen seine Thiere handelte er edel. „Wallenstein war ein ausgezeichneter Pferdekenner und leidenschaftlicher Pferdeliebhaber. So oft es sich ereignete (sagt Czerwenka), daß man ihm den Vorschlag machte, die alten, im Feldzuge unbrauchbar gewordenen Rosse zur Feldarbeit oder zu andern Diensten zu verwenden, wollte er es durchaus nicht dulden, seine Pferde in einer so niedrigen Knechtschaft enden zu sehen, sondern er befahl sie zu erschießen. Wann ein Anderer das von ihm zum Geschenk erhaltene Pferd für den Zugdienst verwenden wollte, so ließ er es ebenfalls tödten und dem Besitzer den Werth desselben bezahlen."

Folgende noch ungedruckte Anekdote zeigt, wie er seine Leute zu behandeln verstand. „Der Kroaten-General Isolani überfiel mit tausend Husaren einige schwedische Schwadronen; er machte 300 Gefangene und überreichte dem General Wallenstein zwei Standarten. Eine glückliche Handlung des Krieges, welche man eine schöne That zu nennen pflegte, hatte stets eine Einladung zur Mittagstafel des Generals zur Folge. Wallenstein erschien nie selbst bei derselben; sie war aber jedesmal mit hundert Schüsseln besetzt und der General Michna, General-Kommissarius der Armee, machte für ihn den Wirth. Isolani empfing für seine That aus den Händen des Generals 4000 Thaler und ein schönes Pferd. Er verlor beides im Würfelspiel nach der Mahlzeit. Ein Page legte sogleich wiederum 2000 Dukaten vor ihn. Isolani läuft in das Zimmer des Generals, um seinen Dank abzustatten. Wallenstein spricht nur, ohne darauf zu hören, von einer schwedischen Zufuhr, welche von Würzburg komme! Isolani entfernt sich, ohne ein Wort zu reden, sitzt auf mit seinen Husaren, überfällt die Zufuhr, säbelt 200 Schweden nieder, macht 400 Gefangene, nimmt die Wagen und drei Standarten, und führt die Trophäen seines Sieges in's Lager, wo die Zufuhr um so freudiger empfangen wurde, je mehr man derselben bedurfte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Morgenblatt
für gebildete Stände.

Literatur-Blatt

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 30. August 1830.

Deutsche Novellen.

1. Novellen. Von Ludwig Tieck. Dritter Theil. Dresden, bei Arnold. 1830. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

2. Die Geschwister. Novellen von Ludwig Tieck. Erstes Bändchen. Dresden, bei Arnold. 1830. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Mit der Mittheilung dieser zu den besten Erzeugnissen unserer Novellistik gehörenden Werke, hat es uns nicht eilen wollen, weil wir sie, wie alle Tieck'schen Novellen, mehrmals lesen mußten, um sie ganz zu verstehen und zu würdigen. Wir haben sie jetzt mehrmals gelesen, und sind nun im Stande, unsern Lesern einen Begriff davon zu geben.

Der dritte Theil der Novellen enthält: Die Gemälde, Die Reisenden, Der Pokal, Der Schutzgeist, Der Wundersüchtige, Der Mondsüchtige, Der Wahnsinnige, Der Verlobungsring, Der Schmied seines Glückes, Der Aufruhr in den Cevennen, Der Tod, Der Alte vom Berge, Der Geisterbund, Der Geisterbund, Der Geisterbund

et altera pars. Nur das ist zu bedauern, daß Herr von Buchholz, indem er die Fehler der Gegner nicht schont, sie mit ihren Tugenden zusammenwirft und summarisch verdammt. Er würde den Gegnern sogar mehr haben schaden können, wenn er ihnen Gerechtigkeit hätte widerfahren lassen; denn gerechter Tadel kränkt neben gerechtem Lobe, neben ungerechtem Tadel aber wird selbst der gerechte Tadel für ungerecht angesehn.

Da sich der Verfasser selbst bemüht, Uebersichten zu geben, so hat er uns das Geschäft erleichtert, aus dem ganzen großen Werke das Resultat zusammenzutragen. Er charakterisirt seinen Helden also: „In dem Zeitpunkt des Durchbruchs und der Mitte jener Entzweiung wider die alte kirchliche Grundlage Europens — womit sich die politischen Gegensätze in immer größerer Erweiterung verbanden, — fiel die Regierung des ersten Ferdinand, des Gründers der deutschen Linie des Hauses Habsburg, welcher ein ganzes Leben und eine eben so lange als wichtige Regierung, theils in Verbindung mit seinem erhabenen Bruder, theils allein, in treuer Beharrlichkeit dem ehrwürdigen Bestreben widmete, den Streit zu versöhnen, dem Unheil der Zwietracht zu wehren, und zugleich die angegriffenen Institutionen zu stärken und zu vertheidigen. Während er den Vertheidigungskampf wider die äußeren Feinde des christlichen Glaubens mit mehr Ausdauer als Glück führte, zeigte er in jenem wieder die entstandene Gegenmacht in der Christenheit, vor allem ein beharrliches und unermüdliches Bestreben nach Wiedergewinnung des Friedens. — Während er die Macht seines Hauses, auf welchem fortan die äußere Defension der alten Grundsätze vorzugsweise beruhte, in gesetzlichem Wege zu verstärken bedacht war, ging sein Bemühen zugleich auf die Erhaltung und neue Befestigung der Reichsverfassung, so weit dieselbe bei so tiefer Spaltung aufrecht erhalten, oder das gesetzliche Ansehen derselben neu begründet werden konnte. — Die Formen des ältern Zeitalters reichten noch ganz unverändert in die Zeit seiner Regierung hinein, aber das wirkliche Leben wurde schon überwiegend von neuen Begriffen und neuen Nothwendigkeiten bestimmt. Er führte die Vertheidigung theils mit Hülfe jener alten Formen und Gesetze, mehrentheils aber, da diese ihre innere Kraft schon verloren hatten, nach Beurtheilung des Wesens der Sache und mit friedensuchender Weisheit. — Konnte der Erfolg seiner Bestrebungen nur unvollständig seyn, so erreichte er doch wichtige Stützpunkte, auf welche sich alle späteren Bestrebungen für Frieden und Versöhnung gründen mußten. — Vor allem verdankt es die Geschichte seinem ausdauernden und bescheidenen Eifer, daß unter seiner Hülfe und Einwirkung (welcher die erleuchteten Bestrebungen eines Karl Borromäus, eines Bartholomäus von Braga und anderer begegneten) die kirchliche Grundlage in würdiger und großartiger Weise durch das Tridentinische Konzilium neu dargestellt und befestiget wurde, wobei jedoch eine neue Feststellung des Verhältnisses der Kirche zur weltlichen Ordnung beinahe ganz den künftigen Jahrhunderten vorbehalten blieb. Er selbst beobachtete übrigens für dieses Verhältniß den Hauptgrundsatz der gegenseitigen Selbstständigkeit und Freundschaft, und beförderte in seinen eigenen Reichen, ohne (wie sein Ausdruck war) die Sichel an fremde Ernte zu legen, alles reine Bestreben nach religiöser Erneuerung und Herstellung einer besseren Kirchenzucht. — So war Ferdinands Regierung theils Muster, theils Grundlage für alle späteren Bestrebungen würdiger Friedenspolitik, während die entstandene Spaltung sich immer weiter öffnete, und die Zwietracht in mächtigen Fortschritten sich verbreitete."

Indem der Verfasser eine Politik billigt, die bei einiger Hoffnung des Sieges die Reformation bis auf den Tod bekämpft, und wenn ihr der Sieg entschwindet, sogleich klug temporisirt, bricht er auch den Stab über diese Reformation. Er erklärt sich darüber noch viel deutlicher. Er sagt ausdrücklich, die guten Früchte der Reformation (und spätern Revolution) seyen keineswegs der Zweck derer gewesen, welche die Neuerungen angefangen hätten, sondern nur zufällige, durch die Gnade Gottes zugelassene Folgen. „Es ist eine sehr unrichtige Ansicht, welcher um so mehr widersprochen werden muß, je öfter sie vorkommt, daß das angedeutete Gute und die Anstrengung um dasselbe das eigentliche Wesen jener Angriffe ausgemacht hätte, und alles, was verletzend und zerstörend sich zeigte, eine durch bloße Uebertreibung oder durch zufällig sich hinzugesellende Irrthümer und Leidenschaften entstandene Unvollkommenheit sey. Dieses Verderben war vielmehr nur ein jedem Auge auffallendes Symptom und Kennzeichen, ein Offenbarwerden des tiefer liegenden Geistig-Bösen, welches die eigentliche Ursache der Zwietracht ist. — Als Entzweiung können alle jene Kämpfe den Freund der Menschheit nur betrüben. Nur zum Unheil werden ehrwürdige Interessen und Kräfte, welche bestimmt sind, in ihrer Vereinigung das wahre Beste der Menschheit zu begründen, gewaltsam getrennt und zerrissen; der Geist, wenn er ganz in dem Zwiespalt befangen ist, wird dadurch unglückselig, daß er kurzsichtig oder verblendet, in dem unnatürlichen Gegensatze auch wesentlich Gutes ausschließt und verletzet, womit er sich, nach seiner eigenen Bestimmung, zugleich verwandt fühlt und im Einklang befinden sollte."

Wenn ich als Protestant dagegen spräche, würde mir der Verfasser ohne Zweifel den Vorwurf der Partheilichkeit zurückgeben. Ich will ihn daher nur mit seinen eignen Waffen bekämpfen. Er spricht von dem bösen Princip der Zwietracht, welches beständig bemüht sey, das Alte, Stabile, Herrschende zu bekämpfen. Aber ist denn dieses Entzweien, dieses Auflehnen gegen das Bestehende nicht auch Princip des Christenthums gewesen? Hat Christus nicht Zwietracht in der menschlichen Gesellschaft gesäet, hat er nicht die bestehende Ordnung des Heidenthums von Grund aus umgestürzt? Sind nicht auch hiebei Uebertreibungen vorgegangen, blutige, entsetzliche Greuel, und waren diese Greuel etwa der Zweck Jesu, und ist die Bekehrung zum Christenthum und die darauf begründete Gesittung etwa blos eine zufällige gute Folge, die aber keineswegs in der Absicht des absolut bösen Zwietrachters lag? So kann man den Herrn von Buchholz mit Recht fragen, und er wird sich bequemen müssen, zuzugeben, daß nicht das Zerstören und Erneuern an sich verwerflich sey, sondern nur das Zerstören eines Guten und das Bilden eines Schlechten, daß aber aus demselben Grunde das Zerstören eines Schlechten und das Bilden eines neuen Guten zu loben sey. Und alsdann müßte man abwägen, wieviel vom guten Alten unnützerweise durch die Reformation zerstört wurde und wieviel ungehöriges Neue sie aufbrachte, ohne darum blind zu verkennen, daß sie ungleich mehr Schlechtes vertilgte und Gutes mit sich brachte. Ich habe oft genug — auch in diesen Blättern — die Rationalisten, die starren Protestanten bekämpft, die das Kind stets mit dem Bade ausschütten und für nichts Großes im altkatholischen Mittelalter einen Sinn haben. Daraus folgt aber nicht, daß wir Jesuiten à courte robe werden sollen. Ist unter uns Protestanten die Humanität und historische Unpartheilichkeit weit genug vorangeschritten, daß wir uns über unsre eignen Mängel und Fehler nicht länger täuschen, daß aus unsrer Mitte Bücher hervorgehen, wie des unvergeßlichen Jochmann „Betrachtungen über den Protestantismus“; so sollten unsre alten Gegner uns hierin nachahmen und sich gleicher Gerechtigkeit gegen sich selbst befleißigen. Wozu aber kann es in unserem toleranten und klugen Zeitalter frommen, den alten Satz im Herzen aufzurühren, ob noch etwa ein Fünklein Haß darin glimme, um es anzublasen? Wozu jezt noch immer die absurde Behauptung, die Reformation sey ein Teufelswerk? und die krasse Naivetät, die Früchte der Reformation, die geistige Freiheit, reinere Moral, höhere Bildung, seyen nur zufällige Folgen, keineswegs aber die beabsichtigten gewesen? Wer glaubt denn dergleichen? In Nimes und Avignon, in Neapel und Cagliari, in Lissabon und Sevilla vielleicht, aber nicht mehr in Deutschland. Haben Protestanten die Erhabenheit des alten Glauben *vor* den papistischen Mißbräuchen genugsam anerkannt, haben sie auch *nachher* noch manches im Katholicismus gepriesen, das sie selbst vermissen; so dürfte wohl die Zeit gekommen seyn, daß auch Katholiken die reine Begeisterung eines Luther, die edle Gesinnung, welche der ganzen Reformation zu Grunde lag, und die nicht nur guten, sondern zum welthistorischen Fortschritt unumgänglich nothwendigen Früchte derselben würdigen könnten. Wenigstens vom Geschichtschreiber kann man eine solche Würdigung verlangen, von ihm, den sein Beruf über die Partheien stellt.

Diese Bemerkungen hindern uns jedoch nicht, das Verdienst des Verfassers in Bezug auf das reiche Detail seines Geschichtswerks vollkommen anzuerkennen.

23) Materialien zur österreichischen Geschichte. Aus Archiven und Bibliotheken. Gesammelt und herausgegeben von Joseph Chmel. Erster Band. Linz, Finck, 1832.

Nach dem Muster des Pertz'schen Archivs eine Sammlung von Quellenverzeichnissen und Notizen zur österreichischen Geschichte, und zwar hier zuerst ein Auszug aus den Verzeichnissen der Handschriften des k. k. Archivs in Bezug auf die Zeiten Friedrichs IV., ein Repertorium der Urkunden zur Geschichte der nämlichen Zeiten, und abgedruckte Urkunden, größtentheils Streithändel und Käufe des Adels, Vormundschaftssachen ꝛc. betreffend. Am interessantesten dürfte das Verzeichniß der Einkünfte der Erzherzöge von Oesterreich von 1437 bis 1438 seyn. Wien zahlte „ungelt“ 9230 Pfund Pfenning, dazu 678 Pfund, 4 Schilling, 6 Pfenning „maut“, jährliche Steuer 2000 Pfund. In ganz Oesterreich, Steyer, Kärnthen, Krain und Tyrol betrug das Einkommen die verhältnißmäßig sehr geringe Summe von 66910 rheinische Gulden.

Indem wir diesen Materialien gesegneten Fortgang wünschen, hoffen wir, daß mit dem Abdruck interessanter Urkunden fortgefahren werden wird, da es immer besser ist, wenn die Quellen selbst unmittelbar gegeben und nicht blos darauf hingewiesen wird, weil Urkunden, von denen man blos die Aufschrift und nicht den Inhalt kennt, wenig nutzen. Abdrücke alter Urkunden, aber mit Auswahl, mit Vermeidung des Uninteressanten und der Wiederholungen, sind dem Geschichtsforscher von der größten Wichtigkeit, da er nicht überall hin reisen kann, die Originalakten einzusehen.

24) Oesterreichisches Archiv für Geschichte, Erdbeschreibung, Staatenkunde, Kunst und Literatur. Wien, Beck, 1833.

Warum ist diese Zeitschrift, die recht viel Interessantes enthält, nicht ausschließlich den österreichischen Angelegenheiten gewidmet? Es nimmt doch Wunder, mitten unter Erinnerungen aus der österreichischen Geschichte und Berichten über neuere Leistungen der österreichischen Literatur ganz fremdartige Anekdoten, z. B. von Benjamin Constant, und in dem mit dem Datum fortlaufenden Geschichtskalender kleine Biographien von Moses Mendelssohn, Bodmer, Bürger ꝛc., so wie eine Naturgeschichte der Vögel, und zwar nicht der österreichischen, sondern der ausländischen, z. B. der Paradiesvögel ꝛc., zu finden. Indeß vielleicht ist es nothwendig, allgemeine Unterhaltung mit der Belehrung über vaterländische Geschichte und Kultur zu verbinden, denn die Schiffe auf dem launenvollen Meere des Publikums wollen unter der Waare auch Ballast haben, und somit wünschen wir auch dieser Unternehmung glückliche Fahrt.

25) Ueber den Antheil Johann Sobieskys, Königs von Polen, Johann Georgs, Kurfürsten von Sachsen und ihrer Heere an dem Entsatze von Wien im Jahr 1683. Gekrönte Preisschrift. Von G. W. K. Lohner. Nürnberg, Campe, 1831.

Eine vortreffliche Darstellung jenes Ereignisses, das so sehr zur Beschämung unseres undankbaren Jahrhunderts gereicht. Kann man es lesen, ohne zu erröthen, ohne daß uns ein Gefühl der tiefen Verschuldung beschleicht, in die uns jahrtausendlange Frevel gegen die Slaven verstrickt haben, und ohne daß wir an die Nemesis denken? In diesem reichen Gemälde erscheint des Polen liebenswürdige Tapferkeit, des Türken brutaler Trotz, des Wiener Bürgers wackrer Muth und des Kaisers erbärmliche Pedanterei im klarsten Licht. Besonders treten die Wiener in ihres Herzens Ehrlichkeit hervor, wir sehn sie sich selber helfen, da der Kaiser sie verläßt, aber nachher auch unbekümmert um des Kaisers eifersüchtige Verbote dem edlen Sobiesky zueilen, ihm die Steigbügel küssen, ihn auf den Händen tragen, der hochherzig sie gerettet, was dem Kaiser wohl nimmer gelungen wäre. Doch Kaiser Leopold, der eine köstliche Romanfigur bleibt, so traurig auch solche Erscheinungen in der wirklichen Geschichte sind, verdient in so fern Entschuldigung, als er in spanischer Grandezza und von Jesuiten erzogen, bei wenig natürlichen Anlagen, nicht wohl anders seyn konnte, als er war. Auch vertheidigt ihn der Verfasser sehr glücklich, indem er beweist, wie Leopold überzeugt war, ganz recht und der kaiserlichen Würde angemessen gehandelt zu haben, als er dem edlen Polenkönig, dem er die Rettung verdankte, mit der größten Kälte und Hoffahrt begegnete, vor dem polnischen Heer, das mit großem Verlust so tapfer für ihn gestritten, nicht einmal den Hut lüftete und es eben so unter seiner Würde fand, sich um dessen Verpflegung zu bekümmern ꝛc.

26) Der deutsche Ritterorden in Böhmen. Von M. Millauer. Prag, Haase Söhne, 1832.

Eine vollständige Uebersicht aller Besitzungen des Ordens in Böhmen, mit Namhaftmachung der alten Geschlechter, die vorzüglich am Orden Theil nahmen. Er ist in Böhmen sehr alt, und auch von hier aus wurde auf die preußische Eroberung Einfluß geübt. Ottokar, der Böhmenkönig, der bekanntlich gegen die heidnischen Preußen einen Kreuzzug that, war Beschützer des Ordens, der in Böhmen sehr ansehnliche Kommenden besaß.

27) Beiträge zur Kunde der liv-, esth- und kurländischen Rechtsquellen von Dr. F. G. von Bunge, Professor zu Dorpat. Riga und Dorpat, Frantz, 1832.

Der Dänenkönig Waldemar II. führte in Esthland, das er 1219 eroberte, mit seinen Vasallen das dänische Lehnrecht ein. Aus diesem und dem Sachsenspiegel wurde das livländische Ritterrecht und nachher das Oesel'sche Lehnrecht durch fortgesezte Revisionen gebildet. In das leztere ward auch das livländische Bauernrecht aufgenommen, das zwar auch die Spuren der deutschen Eroberung deutlich an sich trug, aber doch noch ältere Gebräuche der Eingebornen enthielt. Ein besonders livländisches Bauernrecht gab Bischof Adalbert I. noch zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Hiezu kamen ferner die Stadtrechte von Reval, Wesenberg, Narva, die nach dem Lübeckischen, und das Rigaer Stadtrecht, das nach dem Hamburgischen gebildet war. Endlich dann in subsidium das kanonische und römische Recht, und alle spätern ritterschaftlichen und fürstlichen Statute. Der Verfasser führt alle diese Rechtsquellen und die darüber erschienenen Schriften genau an, findet jedoch nicht nöthig, durch größere Auszüge uns in den Geist jener Gesetze einzuführen, da dieselben deutschen Ursprungs, also ihr Geist schon bekannt ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 85. — 21. August 1833.

Deutsche Geschichte.

(Fortsetzung.)

28) Geschichte Bayerns nach seinen alten und neuen Bestandtheilen. Für Gebildete des In- und Auslandes, vor allem für Bayerns reifere Jugend. Von Dr. K. W. Böttiger. Erlangen, Heyder, 1832.

Ein recht brauchbares Buch. Sehr kurz und überschaulich ist hier ein reiches Material zusammengefaßt. Wenig Raisonnement, desto mehr Thatsachen, und diese nicht weitschweifig, sondern rasch und klar vorgetragen. Leichter als irgend eine andre deutsche Provinzialgeschichte läßt die bayrische sich aus der allgemeinen Reichsgeschichte aussondern, weil die Bayern immer zusammenhielten und auch, wenn Erbschaftstheilungen eintraten, immer wieder zusammenflossen. Die Könige von Bayern sind in der That die einzigen Territorialherrn in Deutschland, die ihre Macht nicht aus dem Lehnwesen, sondern aus dem ältern Stammherzogthum herleiten. Die Herzogthümer Franken, Schwaben und Sachsen wurden, wie das Mittelalter zu sagen pflegte, mit Schild und Helm begraben. Ihre Stammeinheit ging unter, sie wurden unter viele Bischöfe und mächtige Vasallen des Reichs vertheilt, aus denen sich allmählig durch fremden Zuwachs die neuen Territorien bildeten; nur Bayern allein blieb unter einem Stammfürsten, dem direkten Nachfolger der alten bojoarischen Herzoge noch aus der Merowinger Zeit. Daraus erklärt sich auch die trotzige und eifersüchtige Stellung, welche Bayern immer gegenüber der herrschenden Macht im deutschen Reich behauptete. So stand es anfangs den fränkischen Karolingern, später den sächsischen Ottonen und den schwäbischen Hohenstauffen, endlich den österreichischen Habsburgern gegenüber, und verbündete sich in der Nothwehr mit den Gegnern des Reichs, zuerst mit den Longobarden, Wenden und Avaren gegen die fränkischen, später mit den Franzosen gegen die österreichischen Kaiser. Stets in der Opposition, gelangte es einigemal, doch nur auf kurze Zeit, zum Siege und gab Deutschland nicht blos einen bayrischen Kaiser, sondern bildete auch mehrmals den Kern des siegreichen Widerstandes in Bürgerkriegen, z. B. den Kern Austrasiens, als es sich von Neustrien los riß, und den Kern der altkatholischen Parthei gegen die Reformation. Aus diesem Verhältniß ist im Verlauf von etwas mehr als einem Jahrtausend eine inhaltreiche Geschichte der Bayern erwachsen, die der Verfasser hier in scharfen Zügen und doch zugleich mit reichem Detail entworfen hat. Nur

am Schluß fällt er aus dem streng historischen Ton etwas in den des Panegyrikers.

29) Die älteste Geschichte der Bayern. Aus den Quellen bearbeitet von J. N. Obermayr. Passau, Ambrosi, 1831.

Eine werthvolle Zugabe zu Barths Urgeschichte der Deutschen. Der Verfasser hat alle möglichen Stellen der Alten, die sich auf die Boier und das heutige Bayernland beziehen, zusammengetragen, verglichen und erläutert. Er führt uns aber damit zugleich in die Irrgänge der Etymologie ein. Unter den hundertfachen Ableitungen des Wortes Boi oder Bojear hält er die von Berg und Wald (daher auch Burg, Buckel, Buche, Busch, das französische puy, poi etc.) fest. Das wäre denn auch natürlich genug, wenn bei alten Völkernamen nicht so schwer zu entscheiden wäre, ob sie von Göttern, von Helden, von Waffen, oder von Gegenden, Bergen, Flüssen ꝛc. herzuleiten, ob sie einheimisch, oder fremd sind ꝛc. Und was liegt am Ende daran? Selbst die weit wichtigere Frage, ob die alten Boien Kelten oder Deutsche gewesen, läßt sich aus der Etymologie nicht entscheiden, nicht die Sache aus dem Wort, sondern eher das Wort aus der Sache. Die Thaten und Sitten der alten Boier, ihr Zusammenhang mit den Semnonen ꝛc. sprechen für die deutsche Abkunft; und wenn es Gelehrte genug gegeben hat, welche sich für eine gallische Abkunft erklärten, wenn namentlich seit der ersten Verbindung Bayerns mit Frankreich gewisse Gelehrte einen Ruhm darin suchten, zu beweisen, daß die Bayern gar keine Deutsche seyen, sondern Gallier; so muß dem entgegnet werden, daß es noch keiner Auslegung gelungen ist, das wahre Verhältniß der Gallier zu den Germanen zu ermitteln, daß aber für ihre Verwandtschaft weit mehr Gründe sprechen, als für ihren Unterschied. — Vorzüglich interessant sind die alten, zum Theil noch jezt erhaltnen Ortsnamen, denen nächst den Völkernamen der Verfasser seine vorzüglichste Aufmerksamkeit widmet.

30) Aelteste Geschichte von Tegernsee, aus den Quellen bearbeitet von Max Freiherrn von Freiberg. München, Finsterlin.

Spezialgeschichte eines uralten bayrischen Klosters, nach dem vortrefflichen Muster der Geschichte St. Gallens von Ildefons von Arx; mit genauer Angabe nicht nur der lokalen Alterthümer, sondern auch der allgemein interessanten und den inneren Entwicklungsgang des deutschen Lebens beleuchtenden kirchlichen, Lehns- und Hörigkeitsverhältnisse. Alle solche gründliche Spezialgeschichten haben nicht blos Werth für die Angehörigen des Orts, sondern auch vorzugsweise für den deutschen Geschichtschreiber, der immer nur aus den Theilen das Ganze, aus dem Tiefblick in's kleinste Lebensdetail eines Klosters oder einer alten Burg und Stadt den Geist des altdeutschen Lebens im Allgemeinen durch Vergleichung zu erkennen vermag. Jede solche treue Spezialgeschichte gleicht einem Sehrohr, das uns dunkle Gegenstände der weitesten Ferne überraschend nahe bringt.

31) Geschichte des Kurstaats und Königreichs Sachsen, von C. W. Böttiger. Zwei Bände. (Zu Heeren's und Ukert's Geschichte der europäischen Staaten gehörig.) Hamburg, Perthes, 1831.

Von dem tapfern Seeräubervolk der Sachsen, das die Geschichte zuerst an der Nordsee kennen lernt, wanderte der Name bis zum Erzgebirge und blieb nicht dem ächten alten Sachsenstamme getreu, sondern ging auf die an der Elbe wohnenden, gewaltsam germanisirten Slaven über. Im achten Jahrhundert war kein Dorf im heutigen Sachsen deutsch, erst im zehnten Jahrhundert erfolgte die Eroberung von Thüringen aus, aber die Slaven wurden nicht ausgerottet, sondern nur unterworfen und zum Christenthum und deutscher Sprache gezwungen. Die Geschichte dieser Eroberung und die stufenmäßige Erhebung der über die slavische Mark gesezten Grafen zu selbstständiger Fürstenmacht, ist vom Verfasser sehr ausführlich erörtert. Die ungerechte Eroberung, die grausame, unmenschliche Behandlung, welche die Slaven erlitten, wurde an den Deutschen gerächt, denn auch diese verloren dadurch an ihrer Freiheit. Die Markgrafen im unterworfenen Slavengebiet wurden, da sie nur über Sklaven, nicht über freie deutsche Männer zu gebieten hatten, weit mächtiger, als die Herzöge und Grafen in den ächt deutschen Ländern. Die drei großen Hauptstämme der Deutschen, Franken, Sachsen und Schwaben zersplitterten sich, da ihr unabhängiger Sinn mächtige Fürstengewalt nicht duldete; auch Bayern war mehrmals wenigstens getheilt, aber die Slavenbändiger in Oesterreich, Thüringen und Nordsachsen schufen sich aus ihren Eroberungen mächtige Territorien mit wenig eingeschränkter Alleinherrschaft, und dadurch erhielten sie ein Uebergewicht über die zersplitterten kleinen Territorien in Sachsen, Franken und Schwaben, und es folgte eine Reaktion des slavischen Ostdeutschland, gegen das ächtdeutsche Westdeutschland, eine Reaktion, die bis auf den heutigen Tag fortdauert.

Außer durch diese erste verhängnißvolle Eroberung ist die sächsische Geschichte später insbesondere durch die Reformation ausgezeichnet, und noch später durch den

Einfluß sächsischer Gelehrsamkeit, welche der Verfasser gebührend hervorhebt. Die schönsten Episoden bilden die Kämpfe Friedrichs mit der gebissenen Wange, und die Hofhaltung des starken Friedrich August, der Ludwig XIV. nachahmen wollte. Auch noch in der neuesten Zeit, seit dem siebenjährigen Kriege, hat Sachsen eine sehr wechselvolle und interessante Geschichte erlebt, und der Verfasser hat dabei, wie sich von selbst versteht, länger als bei der ältern Geschichte verweilt. Er geht bis zum Jahr 1831 und schließt mit der neuen sächsischen Verfassung, der er eine lange segensreiche Dauer wünscht.

52) Entwurf einer urkundlich pragmatischen Geschichte des gesammten Pleisnerlandes. Nicht Regenten-, sondern Landesgeschichte; mit erläuternden und berichtigenden Rücksichten auf die gesammte sächsische und deutsche Geschichte. Von Karl Limmer. Zwei Bände, mit lithographirten Ansichten. Nürnberg, Weber, 1830.

Ist denn das Pleisnerland nicht immer regiert worden, seit man es kennt? und stoßen wir nicht in diesem Buche selbst beinahe auf jeder Seite auf einen Regenten desselben? Wozu also die barsche Ausschließung auf dem Titel, die ohnehin unlogisch ist. Man kann den Regenten wohl das Volk entgegensetzen, aber nicht das Land; wenigstens waren die sächsischen Regenten, seit es welche gab, Regenten kraft ihres Landbesitzes, kraft ihres Feudalrechts, und dies ist der Ursprung aller noch gegenwärtigen Landeshoheit in Deutschland. Also ist die Landesgeschichte nothwendig zugleich Regentengeschichte und umgekehrt. Trotz des Titels hat der Verfasser die Geschichte auch so aufgefaßt. Er beschreibt mit höchst schätzenswerther Genauigkeit die alte Eintheilung des Landes und die darin durch Schenkungen, Vererbungen und Belehnungen vorgegangenen Veränderungen, mit Namhaftmachung aller Ortschaften, so wie der bedeutendsten alten Familien. Da der Verfasser sich so tief in die alten Urkunden und in die Spezialgeschichte des Feudalismus einließ, ist es nicht zu verwundern, daß er verächtlich von unsern Vorvätern denkt. Von dieser Seite aus betrachtet, bietet die deutsche Geschichte allerdings nichts als Egoismus, Gewalt, Betrug, grausames Leiden oder thierische Verdummung dar. Seit Einführung des Lehnwesens wurde die deutsche Geschichte ins Slavische übersezt, d. h. unser Volk zerfiel in zwei Völker, Herrn und Knechte, und dieses neue Verhältniß trug alle Früchte der Barbarei, gepaart mit der den Deutschen eigenen Gemüthskraft, die nicht nur im Edelsten, sondern auch im Niedrigsten das Aeußerste leistet. Allein unser heftig erbitterter Verfasser geht doch zu weit, wenn er in der frühern Periode der germanischen Freiheit nichts besseres sieht, sondern auch hier sich nur ekelt. Er irrt sich doch sehr, wenn er sagt: „Da nun der Deutsche immer also nur, wie uns dieses schon Cäsar bezeuget, in solcher schimpflichen Lehnabhängigkeit und Sklaverei gelebt, ohne nur das Schändende und Lastende der Ketten, die er trug, bei seinem Bierkruge zu ahnen noch zu fühlen; so war es sonach keineswegs für deutsche Freiheit, denn davon hatten jene Barbaren keinen Begriff, sondern nur für die Behauptung seiner, von den Römern gefährdeten, Lehnherrlichkeits-Rechte über seine Horden, wenn diese Herrmann, der Cherusker Fürst, jenen entgegenstellte; gleichwie diese nicht für Freiheit etwa, sondern blos in dummen rohen Barbarendünkel gegen die Römer für ihren, ihnen angestammten, Häuptling standen, würgten und sich würgen ließen.“ Dagegen hat er vollkommen Recht, wenn er über die spätern Rohheiten des Lehnsadels empört ist, und es sehr albern findet, daß man Zeiten, in denen kein Deutscher dem andern über den Weg traute, immer noch als das goldne Alter der sogenannten deutschen Biederkeit und Redlichkeit preist.

Sein unsühnbarer Zorn verleitet den Verfasser auch zu einer kleinen Ungerechtigkeit gegen Spener. Diesen nennt er den ärgsten Orthodoxen, während es doch gerade Spener war, der den bis zur Unerträglichkeit trocknen, harten und grausamen Buchstabenglauben bekämpfte und zuerst dessen Sturz veranlaßte. So bricht überall zwischen der diplomatisch treuen Spezialgeschichte das heftige Gemüth des Verfassers durch; aber diese Wärme verleiht dem Buche einen eignen Reiz.

33) Geschichte des Landes Glaris. Von J. P. Aebli. Erster Theil. Glaris, Schmid, 1831.

Glarus, so genannt von glarea (der Kies, auf dem Glaris steht) oder vom heil. Hilarius, dem die Kirche zu Sekingen geweiht war, gehörte schon im 8ten Jahrhundert zu Sekingen, kam aber nachher unter die österreichische Kastenvogtei und ahmte bald das Beispiel von Uri, Schwyz und Unterwalden nach. Seine Heldengeschichte, die Schlacht bei Näfels ꝛc. ist bekannt, hier aber mit besonderer Ausführlichkeit und Wärme vorgetragen. Des Verfassers Styl ist lebhaft und anregend, und sofern er durch sein Buch zunächst auf seine Landsleute wirken wollte, hatte er ganz Recht, sich nicht blos an das enge Glaris zu halten, sondern die allgemeine Geschichte der Schweiz und gelegentlich politische Lehren damit zu verbinden; nur wir draußen hätten die Spezialgeschichte lieber allein gewünscht. Der erste Theil beschreibt außer der Urgeschichte und den Freiheitskämpfen

gegen Oesterreich noch der Glarner Händel mit den Nachbarn, vorzüglich mit Zürich, und geht bis ins 15te Jahrhundert. Der zweite Theil kann leicht noch interessanter werden, wenn der Verfasser mit gleicher Freimüthigkeit die spätern Bürgerkriege, den so oft gehässig vortretenden Egoismus und die Abnahme der alten Schweizertreue und Schweizerkraft schildert.

34) Helvetiens berühmte Männer in Bildnissen, nebst kurzen biographischen Nachrichten von Leonhard Meister, fortgesezt von J. J. Berner. Dritter Band, erstes Heft. St. Gallen, Huber, 1833.

Dieses Heft enthält Leonhard Meister, Christoph Schappeler, Waldmann, Stumpf, Zingg, Schüppach, welcher leztere als Wunderdoktor berühmt war und von Meister sehr launig geschildert worden ist. Die Kürze der Biographien verdient Lob, weil dadurch das ganze Werk weniger weitläuftig wird und weil die eigentlich historischen Charaktere, wie z. B. Waldmann, schon anderwärts genug geschildert sind. Die Quellen, wo man mehr über die Genannten finden kann, sind überdies sorgfältig angegeben.

35) Schweizerische Annalen, oder die Geschichte unsrer Tage seit dem Julius 1830. Geschrieben von C. Müller von Friedberg, gewesenem Landamman des Kantons St. Gallen. Erster Band. Zürich, Orell, Füßli und Komp., 1832.

Das erste Heft enthält die Geschichte der Julirevolution mit besonderer Rücksicht auf die dabei thätigen Schweizerregimenter; sodann geht der Verfasser zur Geschichte der Regierungsreform in der Schweiz selbst über. Er gehört der konservativen Parthei an. Er behauptet, die innere Freiheit der Schweiz habe vor dem Juli 1830 nichts zu wünschen übrig gelassen oder, was noch etwa gefehlt habe, würde man auf friedlichem Wege erreicht haben, ohne eine gewaltsame Revolution. Diese neue Schweizerrevolution, die in Folge der Julitage im Herbst 1830 ausbrach, bezeichnet der Verfasser als eine doppelt unnüze, 1) weil sie keine Volksfreiheit habe begründen können, die nicht vorher schon da gewesen wäre, und 2) weil sie die Einheit der Schweiz, die engere Verbindung ihrer Theile, um nach außen ein mächtiges Ganzes darzustellen, doch weder erreicht habe, noch auch sich je hätte darauf Hoffnung machen können, da die Schweizer einmal am Partikularismus festhängen. Was ist nun die Frucht dieser Revolution? frägt der Verfasser. Größere Freiheit im Innern? O nein, nur Demagogie, welche die innere Sicherheit gefährdet. Größere Einheit nach außen? O nein, nur größere Zerrüttung und endlose Wirren.

Er hat zum Theil Unrecht, zum Theil Recht. Unrecht hat Herr Müller v. Friedberg, wenn er nicht eingestehn will, daß der Zustand von 1814—1830 für die Schweizer manches Demüthigende, manches Unbequeme hatte. Erstens befanden sich noch ziemlich viele Landschaften unter dem aristokratischen Druck der Städte, und selbst in den demokratischen Kantonen versündigten sich die Obern ein wenig an der Freiheit, die ihre Mutter gewesen, und beteten, wie alle Zeitgenossen, das goldne Kalb an. Lassen sich nun die Wirkungen der Restauration auf die Schweiz keineswegs läugnen, so erklärt sich auch die Rückwirkung ganz natürlich. Es war wohl gar manches, besonders seit 1823 (dem Bourbonischen Feldzug in Spanien) in der Schweiz auszulüften, auszuklopfen, auszukehren, auszumisten, wie jedermänniglich bekannt ist, der die Nase nur etwas hineingesteckt hat.

Dagegen hat der Verfasser wieder Recht, wenn er klagt, daß die bloße Ansteckung der Zeit, eine gegenstandlose Unruhe und Privatleidenschaft an manchen Orten ein demagogisches Treiben veranlaßt haben, wo eigentlich gar kein Bedürfniß nach Aenderung ist, wo die Demokratie schon am äußersten Ende angelangt ist und nicht mehr weiter gehn kann, und wo gleichwohl Bauernhochmuth jeden, der gebildet ist oder studirt hat, als einen Feind des Vaterlandes ansieht, und Männer, die in Monarchien als die wüthendsten Demagogen eingethürmt würden, für gute Aristokraten gehalten werden. Indeß sollte der Verfasser so billig seyn, einzusehn, daß dergleichen Uebertreibungen nicht von Dauer seyn können, daß sie nur der Aufregung des Augenblicks angehören, daß sich nach dem natürlichen Verlauf der Dinge solche Leidenschaften wieder legen. Die Angelegenheiten der Schweiz werden nur dann wichtig werden, wenn die föderalistische Frage sich entscheidet. Draußen bekümmert man sich wenig darum, ob in einem kleinen Thale der Schweiz der Herr Quadri oder der Herr Herzog oder der Herr Rüttimann ꝛc. regieren, ob der große Rath den kleinen, oder der kleine den großen meistert ꝛc.; es ist klar, daß dies alles auf Europa keinen Einfluß übt. Von der größten Wichtigkeit aber wäre eine Centralisation oder auch im Gegentheil eine noch größere Auflockerung des Bundes.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt

Redigirt von Wolfgang Menzel.

Freitag. N 66. August 1828.

Deutsche Novellen.

(Fortsetzung.)

Mit dem Verfasser des Lebe wohl, oder Geschichte eines Kindes, das nicht sterben wollte, haben wir uns schon früher beschäftigt, und wir können nur wiederholen, was wir damals über ihn gesagt haben. Er ist ein Dichter, dem Gott die Gabe der Liebe verliehen hat. Diese Liebe ist sein Talent, sein Genie, sein Alles. Sie ist es, die seine Bücher so lesenswerth macht, sie ist es, die ihn über alle Tadel erhebt, sie ist es, die ihn zu einem Liebling seiner Leser macht. Wir haben in dem Lebe wohl, oder Geschichte eines Kindes, das nicht sterben wollte, eine Reihe von Briefen, die eine Mutter an ihren Sohn schreibt, und die uns mit der innigsten Theilnahme für diese Mutter erfüllen. Wir haben in dem Buche, das wir jetzt anzeigen, eine Reihe von Briefen, die ein Sohn an seine Mutter schreibt, und die uns mit der innigsten Theilnahme für diesen Sohn erfüllen

Gerechtigkeit und den öffentlichen Wohlstand befördern. Es ergingen Klagen über lästige, erst jüngst, gegen alle bisherige Uebung eingeführte Zölle, über das Salzmonopol, das die Regierungen sich zueignen, über mehrere andere schädliche Neuerungen, die unter erdichtetem Vorwande von jungen Rathsherren in die Schweiz seyen eingeschwärzt worden, über hartherzige Schuldbetreibungen, über Schmälerung oder Unterdrückung der Volksfreiheiten, über schnöde Zurückweisung ehrerbietiger Vorstellungen, und, was die Hauptsache war, über Herabsetzung des Werths der Scheidemünze bei dem ohnehin großen Geldmangel. Und, — denn alles andere hätten vielleicht die Bauern noch geduldig ertragen, aus diesem lezten Beschwerdepunkt entstand bald, ein ungeheures Feuer, dessen Funken zuerst im Entlibuch erglüheten, und sich schnell über andere Theile der Schweiz verbreiteten."

Zu den Reizmitteln der Unruhe gesellten sich noch dunkle Erinnerungen an die uralte alemannische Freiheit, an der einst die ganze deutsche Bevölkerung der Schweiz Theil genommen hatte, obgleich nur wenige Hirtenvölker in den Alpen sie zu Wilhelm Tells Zeit bei der ersten Stiftung der Eidgenossenschaft reklamirt hatten. Es lag in der Natur der Sache, daß die von Luzern abhängigen Entlibucher, und die Bern gehorchenden Emmenthaler nur mit Eifersucht ihre nächsten Nachbarn in Unterwalden und Schwyz eine Freiheit genießen sahen, zu der sie durch gleiche Abstammung, gleiche Handthierung und Nachbarschaft nicht minder berufen waren. Daß solche Gefühle im Volk lebendig wurden, erhellt schon aus den ersten Aufzügen der empörten Entlibucher, die drei starke Männer, in alte Tracht verkleidet, als Walter Fürst, Stauffacher und Melchthal vorauziehn ließen.

Im Jahr 1653 begann der Aufruhr im Entlibuch, als Emmenegger daselbst gegen die Herabsetzung der Scheidemünze protestirte, und der Luzerner Rathsherr Krebsinger ihn anfuhr: „er werde den unruhigen Bauern 500 stich- und schußfeste Italiener auf den Hals schicken." Man muß nun bedenken, wie verhaßt sich die Kriegsbanden im dreißigjährigen Kriege gemacht hatten, um zu begreifen, welchen Eindruck eine solche Drohung auf die Bauern machen mußte. Im ersten Zorn mißhandelten sie die Luzerner Schuldboten und jagten sie aus ihrem Thale. Dann bewaffneten sie sich und schreckten die Stadt, die sogleich Friedensboten hinaussendete und ihnen vorstellen ließe, „die Obrigkeit sey von Gott." Da rief ihnen Krummenacher, ein riesengroßer Bauer, brüllend zu: „ja, ihr seyd von Gott, wenn ihr gerecht, aber vom Teufel, wenn ihr ungerecht seyd." Die Stadt machte einige Konzessionen und man versöhnte sich. Unterdeß hatte die wachsame Aristokratie von Bern schon Rüstungen gemacht, aber gerade diese zu große Vorsicht schadete ihr, denn das Bernische Aufgebot weigerte sich, gegen die Entlibucher zu fechten, und dieser Ungehorsam gab auch dem Berner Landvolk das Signal zur Empörung. Es theilte sich sofort in die Linden (Gemäßigten) und Harten (Radikalen). Die leztern versammelten sich zu einer Landsgemeinde und wählten den beredten Niklaus Leuenberg zu ihrem Haupt. Nun begingen die Basler Aristokraten denselben Fehler. Sie schickten 500 Soldaten über den Jura nach Aarau; diese Zahl wurde durch das Gerücht vergrößert und ein so allgemeiner Schrecken vor hereinbrechenden wilden Soldatenhorden verbreitet, daß nun auch das zunächst bedrohte Aargau aufstand und die Soldaten mit leichter Mühe davon jagte. Doch glückte es der eidgenossischen Vermittlung, auch in Bern Frieden zu stiften. In Solothurn fielen ebenfalls Unruhen vor, hier war aber die Regierung noch mehr zu Konzessionen geneigt. Auch Basel machte dem empörten Landvolk von Liestal Zugeständnisse und so schien die Ruhe zu beiderseitiger Zufriedenheit hergestellt.

Der Kampf begann aber von frischem. Der den Bauern feindliche Wagenmann berichtet: „Die Dorfmagnaten im Entlibuch, die seit zwei Monaten regiert hatten, wollten sich nicht so leicht von ihrer Herrschaft verdrängen lassen. Die Willisauer behaupteten, daß sie den fünften Artikel, der die Besetzung der Aemter der Regierung zuspricht, beim Vorlesen nicht deutlich genug verstanden hätten; und dieß zu hindern, habe man während des Vorlesens die Trompeter blasen lassen. Hätten sie diesen Artikel verstanden, so würden sie dagegen reklamirt haben. Wenn man (lärmten die Mißvergnügten weiter) die Besetzung der Aemter, nach dem fünften Artikel, der Regierung überlasse, so werde sie nur ihre Kreaturen befördern, solche, die mehr für den Vortheil der Regierung und ihren eigenen Nutzen, als für das öffentliche Wohl und die Bedürfnisse des Landmanns sorgen, und so würde das lezte Uebel viel ärger seyn als das erste ꝛc." Zugleich erschien eine Proklamation der Tagsatzung, worin die Bauern als Rebellen bezeichnet und ihnen allein alle Schuld beigemessen war. Diese Proklamation machte ihnen die Aufrichtigkeit ihrer Regierungen beim Abschluß der Friedensartikel höchst verdächtig. Die Aristokraten aller Kantone schienen sich gegen sie verbündet zu haben, dem sezten sie also einen Bund aller Bauern entgegen, und luden ihre Genossen aus allen Kantonen, ohne Unterschied der Religion, nach Sumiswald im Bernischen auf den 23sten April zu einer allgemein schweizerischen Landsgemeinde. Hier präsidirte Leuenberg, gegen seinen Willen, doch von den Bauern gezwungen. Dieser sonderbare Mann wollte Mäßigung und wurde doch gezwungen, an die Spitze des Aufruhrs zu treten, ja man machte ihn gewissermaßen zum Diktator und ehrte ihn wie einen Fürsten. In Sumiswald wurde ein Bund aufgerichtet, worin sich alle Bauern verbanden. 1) In diesem ersten Artikel, daß wir

den ersten Eidgenössischen Bund, vor etlichen hundert Jahren zusammengeschworen, wollen haben und erhalten, die Ungerechtigkeit einander helfen abthun und die Gerechtigkeit äufnen; und alles, was den Herren und Oberkeiten gehört, soll ihnen bleiben und gegeben werden, und was den Bauern und Unterthanen gehört, soll uns auch bleiben und gegeben werden. Hiebei wollen wir einander schützen und schirmen mit Leib, Hab, Gut und Blut; dieß zu allerseits der Religion unschädlich und unvorgreiflich. 2) Wollen wir helfen einander, alle unguten neuen Aufsätze abschaffen, und sollen aber jedes Orts Unterthanen Gerechtigkeit von ihrer Obrigkeit selbst fordern. Wenn sie aber einen Streit gegen ihre Obrigkeit bekommen möchten, sollen sie doch nicht ausziehen ohne Wissen und Willen der andern Bundesgenossen, daß man vorher sehen könne, welche Parthei Recht oder Unrecht habe. Haben unsere Bundesgenossen dann Recht, so wollen wir ihnen dazu verhelfen; haben sie Unrecht, so wollen wir sie ab- und zur Ruhe weisen. 3) Wenn die Obrigkeiten wollten fremde oder einheimische Völker uns Unterthanen auf den Hals legen oder richten, so wollen wir dieselbigen gar nicht dulden, sondern, wo es vonnöthen, wollen wir einander helfen, sie zurückzuweisen, und einander trostlich und mannlich beispringen. 4) Wenn auch die eine oder andere Person in Städten oder Landen, durch dieses aufgelaufenen Handels willen, von einer Herrschaft oder andern Leuten eingezogen, oder an Leib und Leben und Gut geschädigt würde, sollen alle Bundsgenossen denselben helfen mit Leib, Hab, Gut und Blut erledigen, als wenn es einen jeden antreffen thäte."

Dieser Bauernbund suchte sich nun vor allem die alten Bauernbünde in den demokratischen Urkantonen zu befreunden, aber da kamen sie übel an, denn Bauernstolz geht über allen Stolz und ein Bauer in Uri hielt sich für viel zu vornehm, um sich mit einem in Entlibuch gemein zu machen. Leuenbergs Depeche wurde von den Urnern mit Hohn zurückgesandt, „mit den rebellischen, aller Vernunft beraubten Bauern" wollen sie nichts zu schaffen haben. So sind diese Leute noch heute. Noch im Jahr 1833 wollen die alten Bauern in Schwyz mit den neuen nichts gemein haben, obgleich diese sogenannten neuen schon fünf Jahrhunderte im Lande ansässig sind.

Mehr als je war man nunmehr vor fremdem Kriegsvolk besorgt, und da die Bauern ein Schiff mit Eisenwaaren auf der Aare wegnahmen und darin auch Granaten fanden, so schrien sie: „das sind also die Weinbeeren, die man uns schicken will," und alles griff zu den Waffen, sich gegen die eingebildete Gefahr zu vertheidigen. Man kann nicht umhin, sich hiebei der ganz ähnlichen Umstände bei der ersten Insurrektion von Paris im Jahr 1789 zu erinnern, wo die Entdeckung eines mit Pulver gefüllten Schiffs und die Furcht vor den sogenannten Räubern, die nirgends waren, eine gleiche Aufregung veranlaßte.

Nunmehr dachten aber die Regierungen mit Ernst auf bewaffneten Widerstand. Es kam ihnen zu Statten, daß der französische Gesandte an Leuenberg schrieb und ihn für das Vaterland verantwortlich machte, wenn er durch den Aufstand den Oesterreichern Gelegenheit gäbe, ins Land zu fallen. Diese Rücksicht wurde benuzt, um die blos aristokratische innere Frage in eine patriotische äußere einzuhüllen und die Bauern als Feinde nicht nur der Aristokratie, sondern des Vaterlands zu bezeichnen. Inzwischen machte das dunkle Bewußtseyn, überlistet zu werden, die Bauern nur noch wüthender, und der Kampf wurde unvermeidlich, als Bern, Luzern, Basel und selbst Zürich, das wegen seiner Seebauern besorgt war, mächtige Rüstungen machten.

Ein Zufall und eine Kriegslist öffneten den Regierungstruppen die von den Bauern besezten Päße und vereitelten deren Kriegsplan. Der Hofmeister eines Berner Aristokraten ließ sich durch Neugier verleiten, sich das Bauernwesen anzusehn, wurde gefangen, und hatte das Glück in einem Nebenzimmer zuzuhören, wie sich Leuenberg mit dem bäurischen Feldhauptmann Schybi berieth. Da man ihn nun wieder laufen ließ, verrieth er Schybis gegen die Zürcher sehr gut angelegten Schlachtplan, so daß die Zürcher ihre Gegenoperationen machen konnten. Von Waadtland her kamen gegen 6000 Mann Bernische Truppen, aber Leuenberg ließ ihnen bei Gümmenen den Paß verlegen. Da ersann der Berner Landvolgt Dürheim die List, auszusprengen, Leuenberg sey mit seinem ganzen Heere katholisch geworden und der ganze Aufruhr habe nur den Zweck gehabt, die Berner zu verlocken und in die Gewalt des Papst zu liefern. Diese Lüge reichte hin, die protestantischen Bauern, die den Paß hüteten, dergestalt zu entsetzen, daß sie auf und davon liefen „als ob der Papst sie schon beim Halse gepackt hätte." So gewann Dürheim den wichtigen Paß. Mit nicht weniger List ließ sich die Regierung von Luzern, gegenüber ihren bigott katholischen Bauern, ein Zeugniß von der Geistlichkeit geben, daß ihr Krieg gegen die rebellischen Unterthanen von Gott erlaubt sey. Dadurch machte sie die frommen Seelen von den Bauern abwendig.

Endlich zog General Werdmüller von Zürich mit kriegsgeübten Regimentern, besonders mit Reiterei und Artillerie den, wenn auch zahlreichen, doch schlecht bewaffneten Bauern entgegen. Bei Ortmarsingen unfern Lenzburg fand er ungefähr 1500 bewaffnete Bauern, die den Wald besezt und sich hinter mühsam angelegten Verhauen tüchtig verschanzt hatten. Werdmüller stuzte, und ließ seine Truppen hier Halt machen. Als einige

Hauptleute der Bauern hervortraten, fragte sie der Generalmajor, warum sie denn die Waffen ergriffen hätten? Sie erwiderten: „Nicht in böser Absicht. Sie wünschen nichts so sehr, als den lieben Frieden, und sie seyen nicht gesinnt, irgend Jemanden zu beleidigen. Sobald man ihnen die vor hundert Jahren genossenen Freiheiten und Rechte, die man ihnen geraubt, wieder zurückstelle, werden sie die Waffen niederlegen; aber eher nicht. Der Gewalt werden sie tapfern Widerstand entgegensetzen. Einmal müssen sie doch sterben; ob heut' oder morgen, daran liege ihnen nicht viel, und hier im Felde zu sterben sey wohl eben so gut als auf irgend eine andere Weise.“ — Diese entschlossene Sprache bewog den Generalmajor Werdmüller, die Bauern für diesmal unangefochten zu lassen. Doch konnte die Entscheidung nicht lange ausbleiben. Wenig Tage darauf kam es bei Wohlenschwyl zu einer Hauptschlacht. Die Bauern kämpften in dem brennenden Dorfe unter dem Kanonenfeuer des Generals bis in die Nacht mit großer Tapferkeit; beide Heere zogen sich in ihre Lager zurück. Da die Bauern aber sahen, daß sie sich gegen die Kanonen nicht würden halten können, nahmen sie die Friedensvorschläge des Generals an, die trüglich genug abgefaßt waren: „was den Oberkeiten oder Unterthanen noch weiter möchte angelegen seyn, soll, in Ermangelung freundlichen Vergleichs, dem Rechten unterworfen werden.“ Dieser Artikel ließ den Bauern die Hoffnung eines freundlichen Vergleichs, die aber ganz eitel war, da er den Städtern zugleich das Ablehnen eines Vergleichs und das Recht, d. h. die Strafgewalt vorbehielt. Anfangs ging man auch mit den Bauern auf Freundesfuß um, und Leuenberg hielt mit dem General Werdmüller offene Tafel. Bald aber kam die Rache nach.

Die Entlibucher Bauern waren stolz genug, dem Frieden zu mißtrauen, sie riethen den Bernern davon ab und zogen, da diese sich dennoch verführen ließen, allein von dannen. Aber in Entlibuch von allen Seiten umringt, wehrten sie sich zwar mit dem ausdauerndsten Heldenmuth, wurden aber endlich besiegt und die Häupter gefangen.

Da nun einige Berner Bauern den Entlibuchern zu Hülfe gezogen waren, ohne jedoch am Kampf Theil zu nehmen, so gab dies den Regierungen abermals erwünschte Gelegenheit, den Frieden von Wohlenschwyl zu brechen und an den Bernern Rache zu üben, die jezt nach dem Untergang der Entlibucher ebenfalls vereinzelt und zum Widerstande zu schwach waren. Um die Bauern recht zu schrecken, brach Herr von Erlach mit einem Heer von Bern nach Wangen auf, und ließ alles vor sich her verbrennen, morden, plündern, schänden, wie in den Zeiten der wildesten Barbarei. Leuenberg schrieb sogleich an Werdmüller, mahnte ihn, den Frieden von Wohlenschwyl aufrecht zu erhalten, und reinigte sich von der Schuld des neuen Kampfes, den nicht er, sondern Erlach und seine entmenschten Horden veranlaßten. Dann brach er an der Spitze von 5000 Emmenthalern gegen Erlach auf, da er aber zu schwach und schlecht bewaffnet war, erlitt er eine Niederlage und fiel bald darauf durch Verrath eines Bauern, der sich dadurch Gnade auswirkte, in die Hände seiner Feinde.

Werdmüller gab sich alle Mühe, seinen zu Wohlenschwyl abgeschloßnen Frieden zu Gunsten der Bauern zu deuten; aber die Stadtjunker wollten keinen Vergleich, sondern nur Rache. Es begann nun in allen Orten, wo man die Bauern gefangen hatte, ein schreckliches Gericht. Foltern, Hängen, Köpfen, Rädern, Viertheilen, oder wenigstens Zungen- und Ohrenschlitzen, Verkaufen auf die venetianischen Galeeren, lange Kerker- und Arbeitsstrafen waren an der Tagesordnung. Am hartherzigsten verfuhren die Basler, obgleich sie am wenigsten gefährdet gewesen waren. Die Solothurner verfuhren mit der meisten Gnade, aber nicht ohne niederträchtige Gesinnung, denn sie schonten das Leben der Bauern und thaten ihnen am Leibe nichts, legten ihnen aber große Geldstrafen auf. Diese gutmüthigen Junker von Solothurn dachten an nichts, als Geld zusammen zu scharren, daher sie auch damals ihr Separatbündniß mit Frankreich eingingen. An den Häuptern übte man besondere Grausamkeit. Der tapfere Schybi, ein schöner und starker Mann, duldete die härteste Folter, ohne das Geringste auszusagen. Leuenbergs Haupt wurde nebst dem Bundesbrief an den Galgen geheftet und sein geviertheilter Leib an vier Orten aufgehangen.

Ein eidsgenössisches Schiedsgericht, das in dieser Angelegenheit niedergesezt war, fand für gut, den Frieden von Wohlenschwyl wenigstens so weit anzuerkennen, um den Bauern einige wenige Konzessionen zu sichern; aber die einzelnen Regierungen beeilten sich nicht, den Bauern dies zu bestätigen. Vergeblich harrten die Entlibucher auf den schiedsrichterlichen Brief, und da er immer ausblieb, geriethen sie von neuem in die äußerste Wuth. Die drei sogenannten Tellen, d. h. die Männer, die bei dem ersten revolutionären Aufzug im Entlibuch die drei alten Schweizer vom Grütli vorgestellt hatten, faßten den Entschluß, den alten Tell nachzuahmen, lauerten einigen Rathsherrn von Luzern in einer hohlen Gasse auf, und tödteten den einen, verwundeten den andern. Als sie hierauf von Soldaten in ihrer Wohnung aufgesucht wurden, wehrten sie sich wie Verzweifelte, und der lezte hieb noch lange, auf dem Dach des Hauses sitzend, mit seinem großen Schwerte die Anstürmenden herunter, da man ihn gern lebendig gefangen hätte, bis auch er heruntergeschossen wurde. Ihr Tod hatte inzwischen zur Folge, daß Luzern endlich die stipulirten Konzessionen dem Entlibuch verkündete.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt

Herausgegeben von Wolfgang Menzel.

Montag, — № 65. — 10. August 1835.

Rezensionen.

Wilibald Alexis. Cabanis und Ostindien. Historische Novelle. Berlin, bei Reimer. 1835. 2 Bände. 8. 3 Rthlr.

Wir haben Alexis' Talent von jeher für ein sehr bedeutendes gehalten, und wenn wir auch seine Romane nicht immer ganz gelungen fanden, so haben wir doch stets in ihnen eine Fülle von Geist und Leben, eine Kraft der Darstellung und eine Wahrheit der Charakteristik gefunden, die uns mit Achtung vor dem Talente des Verfassers erfüllten. Wir haben ihn daher auch stets gegen die Angriffe vertheidigt, die man gegen ihn machte, und wir werden es auch ferner thun, wenn wir nicht in seinen Werken selbst Gründe finden, die uns zwingen, unsere Meinung zu ändern. Diese Gründe finden wir nun in seinem neuesten Romane nicht, und wir können daher unser Urtheil nur bestätigen. Alexis hat sich in seinem neuesten Romane nicht verändert, er ist sich selbst treu geblieben, und wir können ihm nur Dank dafür wissen, daß er uns nicht in seinem Talente irre machen will. Wir haben in diesem Romane alle Vorzüge seiner früheren Romane wieder gefunden, und wir können ihn daher nur mit Vergnügen lesen. Wir haben ihn mit Vergnügen gelesen, und wir können ihn daher nur empfehlen. Wir haben ihn mit Vergnügen gelesen, und wir können ihn daher nur empfehlen. Wir haben ihn mit Vergnügen gelesen, und wir können ihn daher nur empfehlen.

Unter den theoretisirenden Artikeln dieser beiden Sammlungen zeichnen sich wieder die fortgesezten Aphorismen über Freiheit und inneres Leben von Eschenmayer aus. Vortrefflich ist, was er über Hegel sagt: „Das ganze Hegel'sche System ist eine neuscholastische Exposition eines Philosophen, der sich einmal recht fest in den Schwerpunkt der Vernunft, gleichsam den Sattel der Philosophie, gesezt hat, um von da aus alle spekulativen Kreise zu ziehen, die sich um diesen Mittelpunkt bewegen. Alle diese Kreise liegen innerhalb dem Schema der Wahrheit, reichlich ausgestattet mit allen Vernunftformeln, und der Begriff des Absoluten ist ihr unumschränkter Herrscher. Allein der Philosoph wird doch bald inne, daß noch ein anderes Licht in diese rein subjektive Sphäre hereinscheint, das die Vernunft nicht in sich erzeugt. Dieses Licht kann nach seiner Meinung kein anderes seyn, als das göttliche des absoluten Geistes, und er nimmt daher keinen Anstand, dasselbe sogleich dem Vernunftkreise einzuverleiben und dem gleichen Schwerpunkte zu unterwerfen. Daher kommt es, daß der Begriff des Absoluten der Usurpator einer fremden Herrschaft wird, die er als dem absoluten Geiste gehörig sich zueignet und sich nun ohne Scheu auf den Thron desselben sezt, um wie ein Majordomus in seinem Namen zu herrschen. Aber es ist doch eine Täuschung; denn das Licht, was in den Schwerpunkt des Wissens scheint, ist nicht das des göttlichen Geistes, sondern ein reflektirtes aus dem Centrum des eigenen Geistes, das fälschlich für das Licht des absoluten Geistes gehalten wird." Verhält es sich aber mit den innern Anschauungen der Seher und Seherinnen nicht eben so, wie mit dem Denken Hegels? Ist das Licht, das in den Schwerpunkt des Gefühls scheint, nicht auch blos ein reflektirtes, aus dem Centrum des Individuums, und wird nur fälschlich für das Licht des Himmels gehalten?. Beweisen nicht alle Thatsachen, daß die Gefühle und Bilder der Seher eben so individuell, menschlich, volksthümlich, lokal und dem Zeitgeist unterworfen sind, wie die philosophischen Systeme der einzelnen Denker? Ist die Seherin von Prevorst nicht eine eben so lokale würtembergische Seherin, wie Hegel ein k. preußischer und Friedrich Schlegel ein k. k. österreichischer Philosoph?

In die Dämonologie des Herrn Franz Baader wollen wir uns hier nicht einlassen. Die Menschen haben, zumal jezt, so erstaunlich viel mit sich selbst zu thun, daß sie die Erziehung der Geister wohl noch eine Weile verschieben müssen. Wenn übrigens die Dämonen, welche sich noch nicht weder für Himmel noch Hölle entschieden haben, und erst von den Menschen determinirt werden sollen, daher die Menschen beständig umgeben, sehr zahlreich sind, so sind sie wahrhaft zu bedauern, daß die Menschen sich so wenig mit ihnen abgeben und abzugeben nur Zeit oder Gelegenheit haben. Mir ist noch keiner vorgekommen, so herzlich gern ich sie im vergrößerten Maaßstabe der berühmten Kreuzbulle in Miriaden zu erlösen bereit wäre.

Was hilft uns die Theorie? Wir müssen Thatsachen haben, nur sie können Gläubige machen, und die Ungläubigen wenigstens angenehm unterhalten. Herzlich gern gestehen wir, daß Kerner vollkommen Recht hat, wenn er sagt: „ihr Ungläubigen, wollt niemals glauben, und doch greift Niemand so gern nach den schauerlichen Geistergeschichten, als ihr." Es ist wahr, wir lesen diese Geschichten gar zu gern, wir sparen uns derselben immer eine gute Anzahl zur behaglichen Lektüre in düstern Novembernächten auf. Auch in diesen Sammlungen stehn wieder mehrere, die der Leser sich suchen mag, damit er desto gewisser die Bücher selbst in die Hand nehme. Dagegen wollen wir ihm hier einige andere, wenig bekannte, zur Entschädigung geben, die wir zugleich dem Herausgeber gleichsam zur Versöhnung unseres noch immer hartnäckigen Unglaubens zur Notiz bringen.

Der arabische Dichter Taubeh liebte die schöne Lelia und besang sie in diesen Versen:

Die ich sang in gold'nen Liedern,
Deren Stolz den Tod mir gab,
Dennoch, grüßt sie einst mein Grab,
Will ich gern den Gruß erwidern.

Als nachher Lelia und ihr reicher Gemahl, auf Kameelen sitzend, eine Reise machten und an Taubehs Grab vorüberkamen, erinnerte sie der Mann an jene Verse und befahl ihr, den Todten zu grüßen. Sie wollte nicht, mußte es aber endlich thun und sagte: „Taubeh, Friede sey mit dir!" Da flog ein Vogel hinter dem Grabe singend auf und erschreckte die junge Frau dergestalt, daß sie vom Kameel fiel und auf der Stelle todt blieb.

Der edle Ungar, Stephan Ebödenffy, liebt eine stolze Dame, die ihn verschmähte. Lange nachher lud sie sich einst in lustiger Gesellschaft auf sein einsames Schloß ein, um sich an seiner Verlegenheit zu weiden. Er nahm sie an, und bewirthete sie auf's herrlichste, als aber die Gesellschaft nach Hause kehrte, dünkte es sie, als habe sie den ganzen Tag nichts gegessen, und als sie sich am andern Morgen auf Ebödenffy's Schloß erkundigten, fanden sie es öde und verfallen und hörten, der Besitzer sey schon vor mehreren Jahren gestorben.

Brulius erzählt in der Geschichte Perus von einem Edelmann, Namens Pietro, der zu Trurillo in Peru in großem Ansehn lebte, sich aber die Leidenschaft verleiten ließ, einen Freund, dessen Weib er liebte, heimlich zu ermorden. Bald darauf erschien ihm der Geist desselben mit einer hohen Fackel in der Hand und sagte: mit dieser Fackel erlischt dein Leben. Pietro suchte bei der Kirche

Heil, gab all das Seine den Armen, und führte ein frommes Leben, aber so oft er weltliche Gedanken hatte, oder sich seiner Geliebten erinnerte, erschien ihm der Geist wieder und zeigte ihm die Abnahme der Fackel, zehn Jahre lang, bis mit der Fackel Pietros Leben erlosch.

Ein französischer Gelehrter war eifrig mit einem griechischen Autor beschäftigt und konnte eine schwierige Stelle desselben nicht entziffern. Da wurde sein Geist im Traum nach Stockholm in die Bibliothek der Königin Christine geführt, wo er in einem kleinen Buche die Erklärung jener Stelle fand. Er schrieb am andern Morgen sogleich nach Stockholm, wo sich damals der berühmte französische Philosoph Descartes aufhielt, bezeichnete ihm das Buch und den Ort, wo es stand, und es fand sich wirklich daselbst vor.

Cardanus erzählt von Einem, der lange mit einem Frauenzimmer lebte, das Niemand sehn konnte, als er. Sabinus erzählt von einem bayrischen Edelmann, dessen verstorbene Gattin zu ihm zurückgekehrt sey und ferner mit ihm gelebt habe, jedoch unter der Bedingung, daß er sein gewöhnliches Fluchen gänzlich unterlasse. Als er aber einmal im Zorn dennoch einen Fluch ausgestoßen habe, sey sie für immer verschwunden. Hieher gehört auch die berühmte, von Goethe so schön behandelte Sage von der „Braut aus Korinth", die man in Phlegons Wunderbuche nachlesen kann. Keiner hat tollere Geschichten, als dieser Phlegon Trallianus de mirabilibus, wie folgendes Beispiel darthun mag. Der Aetolarch Polykritos starb und hinterließ seine Frau schwanger. Sie gebar einen Hermophroditen und die Aetoler verlangten, daß dieses Kind öffentlich verbrannt werden sollte. Als aber alle Anstalten dazu getroffen waren, erschien der Geist des Polykritos mitten in der Versammlung der Aetoler und verlangte sein Kind zurück, und als man es ihm verweigerte, ergriff er das Kind und verschlang es, ohne von dem Steinhagel, der auf ihn geworfen wurde, berührt zu werden.

Hoffentlich werden die Freunde der Geisterwelt, wenn sie auch zugeben, das Geister Bier trinken können, doch gegen einen solchen barbarischen Kinderfraß Zweifel erheben. Aber die Geschichte wird so gut als eine Thatsache erzählt, wie tausend andre.

Ich könnte noch viele dergleichen Histörchen berichten, doch mag ich denselben nicht mehr als diese Nummer unseres Blattes widmen und muß nothwendig noch etwas über „Goethes Tod" sagen, da die Blätter aus Prevorst sich darüber also vernehmen lassen:

„In einer Nachschrift zu Dr. Vogels ärztlichen Notizen über Goethe, sagt Hufeland am Schluß: „Er endete mit den Worten: „Mehr Licht!" — Ihm ist es nun geworden. — Wir wollen es uns gesagt seyn lassen, als Nachruf zur Ermunterung und Belebung." Offenbar hat Hufeland diese lezten Worte Goethes nicht so verstanden, daß Goethe beim Verscheiden mehr Licht gesehen, sondern daß er es vermißt habe. Ohne Goethen verdammen oder Hufelands milde Ansicht verketzern zu wollen, möchte man doch einen Zweifel gegen die Konsequenz des Zusatzes zu jenen richtig ausgelegten Worten erheben. „Ihm ist es nun geworden" — woher weiß dies Hufeland? Nur aus der gewöhnlichen Meinung, wonach alle Heroen der Erde, wohl gar alle Menschen, aus dem Schattenlande dieser Welt unmittelbar in das ewige Licht übergehen sollen. Hievon weiß die göttliche Offenbarung nichts. Dagegen scheint es der Erfahrung gemäß zu seyn, daß auf der Grenze beider Welten diejenigen, welche sich hier mit dem ewigen Lichte befreundet haben, von demselben schon angeleuchtet werden, und sich nicht über das Dunkel des Todes zu beschweren haben, wenn ihrem Auge das Licht der sichtbaren Sonne erlischt. Ganz allgemein soll dieses nicht behauptet werden, vielmehr ist es möglich, daß auch die frömmsten Christenseelen augenblicklich in eine Nacht versinken, aus der sie die Hand dessen, der den Tod überwunden und an den sie geglaubt haben, wieder hervorzieht. Allein wir haben Beispiele von frommen Sterbenden, die im Verscheiden und schon vor demselben den ewigen Tag sahen. Sterbanus sah den Himmel offen ꝛc. Man hat die Züge frommer Sterbenden sich verklären sehen, als wenn sie wirklich die Klarheit des Himmels schaueten; man hat, während sie freundlich den Umstehenden zuwinkten, weil ihr Mund sprachlos geworden, einen Lichtschimmer um ihr Haupt erblickt. Aber von Menschen, die fühllos, von solchen, die in Verzweiflung sterben, werden auch merkwürdige Beispiele zu finden seyn. Eben so von solchen, die über Lichtmangel klagten. Ich erinnere mich unbestimmt einer Anekdote aus dem Jugendleben einiger Dichter. Diese Freunde, worunter Bürger gewesen seyn soll, saßen einst beisammen, einer von ihnen entfernte sich, und bald darauf hörten sie auf dem Gange vor der Thür mit seiner Stimme rufen: Licht! Licht! Er war auf dem Abtritt an einem apoplektischen Zufalle gestorben. Vor die Thür konnte er körperlich nicht mehr gekommen seyn, auch nicht der Schall von der Stelle, wo er starb. Seine Seele war im Dunkel ihres Raumes, in ihrem Hades."

Unmaßgeblich scheint es sich zu geziemen, daß wir das Richteramt Gott überlassen, und uns das fromme Mitleid mit dem künftigen Schicksal großer Männer ersparen. Ist in Goethes Schriften vieles, was wir mißbilligen, so sollen wir strenge Kritik an diesen Schriften üben, damit Niemand aus ihnen Nachtheil schöpfe, durch sie mißleitet werde. Dies Recht, diese Pflicht haben wir, aber ihn für diese Welt anerkennen und nur seiner abgeschiednen Seele eins anzuhängen, ist nicht recht. Ich

würde ihn lieber im Leben bekämpfen und nach dem Tode einen Segen über seinem Grabe sprechen. Ich würde nur die Sache bekämpfen, durch die er schaden kann, nämlich einige seiner Schriften, aber seine Person, seine abgeschiedne Seele, deren glückliche oder unglückliche Zukunft gewiß keinen Einfluß mehr auf diese Welt übt, ungekränkt lassen.

Wenn übrigens die neuen Vertheidiger des Hades konsequent seyn wollen, müssen sie auf die Vorstellungen der Inder zurückkommen. Von der Dunkelheit, in welche die sinnlichen Menschen zuerst fallen, wenn sie gestorben sind, handelt schon Menus Gesetzgebung VII, 73 ff. „Lebensseelen, welche der Sinnlichkeit ergeben sind, sollen in ihren künftigen Körpern noch feiner und schärfer durch ihre Sinne empfinden und zwar in dem nämlichen Grade, in welchem sie sich verbotenen Ergötzungen ergeben hätten, damit sie verhältnißmäßige Schmerzen ausstehn mögen. Zuerst sollen sie aber in Tamisra oder äußerster Dunkelheit und in andern Wohnungen des Schreckens, in Asipatravana oder dem Schwertblätterwald und in verschiedenen Oertern, wo Festzusammenschnüren und Aufreißen ist, eine Empfindung der Todesangst haben ꝛc.“

Die Inder stimmen damit überein, daß die Seelen der Verstorbenen auf der Erde umwandeln, und daß sie nichts Irdisches genießen können, außer durch Vermittlung der Menschen, von welchen sie gesehn werden. Aber sie glauben nicht an die Erscheinung solcher Gespenster nach Jahren und Jahrhunderten, sondern sie setzen denselben nur eine Zeit von 10 Tagen unmittelbar nach dem Tode, in welchen sie umwandeln dürfen. Nachher müssen sie die große Seelenwanderung beginnen und in Thierkörper fahren. Daher auch unter der Dunkelheit nicht blos äußere des Raums, sondern auch innere Dunkelheit des thierischen Bewußtseyns zu verstehn ist, und unter den Schmerzen und Beschimpfungen in der Hölle ebenfalls thierische Zustände des Leidens, des Schmutzes und der Niedrigkeit.

Im Oupnekhat ist der Zustand nach dem Tode dreifach unterschieden. Die Guten im Fleisch gehn auf dem Lichtweg langsam zum Paradiese, die Bösen im Fleisch langsam auf dem Wege der Nacht zur Hölle. Beide aber haben ihr Ziel noch nicht erreicht, sondern werden mit der nächsten Periode Brahmas wiedergeboren. Die aber sowohl im guten als bösen Sinne sich von allem Irdischen losgesagt, und schon im Fleisch rein geistig waren, brauchen gar keinen Weg zu gehn, für sie ist selbst der Tod kein Uebergang, sie sind schon in dieser Welt Gott gleich, sie bedürfen eben so wenig eines Paradieses, als sie sich vor einer Hölle zu fürchten haben, und kommen daher auch in keinem folgenden großen Weltjahr Brahmas wieder. „Wie der Goldarbeiter ein altes Gefäß zerbricht und ein neues daraus bildet, so nimmt Djiwatma, nachdem er den alten Körper verlassen hat, einen neuen an; wie der Wurm von Halm zu Halme kriecht, so er von Form zu Form. Das erste Wort aber, was er beim Eintritt in den neuen Körper sagt, ist Aham, Ich. Und diejenigen, welche die fünf Feuer verstehen, und Haranguerbehab in Brahm wissen, kommen nach dem Tode zuerst zum Mokel des Lichtes, von da zu dem des Tages, zu dem der Tage des wachsenden Mondes, zu dem der sechs Monate, in denen die Sonne nach Norden aufsteigt vom Steinbock zu den Zwillingen, zum Mokel von Diwlok, zu dem der Sonne, des Blitzes, dann zu Brahmas Welt, wo die Seele feste Stelle nimmt, und, wissend geworden mit Brahma, Freude genießt, und nicht wieder in die Welt kehrt, so lange dies Brahmand dauert. Und dieser Weg heißt Djiw Djan, Weg der Devas. — Die aber um des Lohnes Willen Werke und Opfer verrichten, die kommen zum Mokel des Rauches, zu dem der Nacht, des abnehmenden Mondes, der niedersteigenden Sonne, zum Mokel der Seelen der Väter, und von da zum Monde, dort werden sie Diener der Fereschthebba; und wenn sie belohnt sind für ihre guten Werke, dann kommen sie zu Bhoutakasch, zur Erde, und gehen dann, um gestraft zu werden für die bösen, zur Djehenna in dieser Welt, und bleiben dort in Gestalt eines Wurmes, Schmetterlings, Hunds, Schlange oder Skorpions, und dieser Weg heißt Petrdjan; denn jener geht zum Paradiese, dieser zur Hölle. Die Kiani und Unitarier aber sind frei von beiden, sie sind selbst Brahm, sie haben keinen Weg zu gehen, sie selbst Atma.“

Diese altindische Lehre, daß die Seele dasjenige werde, wohin ihre Neigung trachtet, ist nicht sehr fern von dem, was Jakob Böhme über die Fixirung der Imagination, und Swedenborg über die Korrespondenzen zwischen der Neigung und dem Gegenstande derselben sagt. Darin aber unterscheidet sich die altindische von allen christlichen Vorstellungen, daß sie nicht blos die Guten den Bösen, sondern diesen beiden wieder die gänzlich Willenlosen und Indifferenten entgegensetzt, und daß sie das unmittelbare Eingehn in das göttliche Wesen bei den leztern höher stellt, als die paradiesischen Freuden derer, die für besondere, mithin nur theilweise und kleine Gutthaten auch besondere, theilweise, kleine Glückseligkeiten zum Lohn erhalten. Die indische Darstellung dürfte dem wahren Werth der irdischen Dinge, selbst der guten, ziemlich nahe kommen, und der Standpunkt, von wo aus alles Irdische, selbst das Gute, kleinlich erscheint im Verhältniß zur Größe des göttlichen Geistes, ist wahrlich nicht zu verachten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt
Redigirt von Wolfgang Menzel.
Montag. — Nr. 101. — 31. August 1829.

Kunst- und Literaturbericht.

1) Wintermärchen. Gedichte von Heinrich Heine. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1827. 8. 2) Neue Gedichte von Heinrich Heine. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1830. 8.

Wir haben diese beiden Bücher zusammengenommen, weil sie zusammengehören, und weil wir sie zusammen beurtheilen wollen. Wir haben sie zusammengenommen, weil sie zusammengehören, und weil wir sie zusammen beurtheilen wollen. Wir haben sie zusammengenommen, weil sie zusammengehören, und weil wir sie zusammen beurtheilen wollen. Wir haben sie zusammengenommen, weil sie zusammengehören, und weil wir sie zusammen beurtheilen wollen. Wir haben sie zusammengenommen, weil sie zusammengehören, und weil wir sie zusammen beurtheilen wollen. Wir haben sie zusammengenommen, weil sie zusammengehören, und weil wir sie zusammen beurtheilen wollen. Wir haben sie zusammengenommen, weil sie zusammengehören, und weil wir sie zusammen beurtheilen wollen. Wir haben sie zusammengenommen, weil sie zusammengehören, und weil wir sie zusammen beurtheilen wollen. Wir haben sie zusammengenommen, weil sie zusammengehören, und weil wir sie zusammen beurtheilen wollen. Wir haben sie zusammengenommen, weil sie zusammengehören, und weil wir sie zusammen beurtheilen wollen.

zu finden sind. Man müßte ja vor Langerweile sterben, wenn die Menschen wirklich einander so gleich wären, als sie es Gott sey Dank nicht seyn können, weil keiner, und wenn er auch noch so lange lebt, Zeit genug hätte, alle in der Menschheit liegenden Anlagen auszubilden. Der innere Reichthum der Menschheit kann sich nur in den Unterschieden entfalten, und diese sind nicht regellos, Racen, Nationen, Zeiten bilden größere Grenzlinien, zwischen denen dann wieder eine neue Mannichfaltigkeit kleiner Unterschiede Platz finden.

2) Neuestes Gemälde von Afrika und den dazu gehörigen Inseln. Von Demselben. Zwei Theile, mit Kupfern. Wien, Anton Doll, 1832.

3) Neuestes Gemälde von Australien. Mit Kupfern. Von Demselben. Daselbst, 1832.

Ebenfalls sehr lobenswerthe Kompilationen aus den besten und neuesten Quellen. Es war dem Verfasser dabei nicht zu thun, in wissenschaftlicher Strenge mit dem unübertroffenen Ritter zu rivalisiren; er hatte nicht sowohl Fachgelehrte, sondern das größere Publikum im Auge; er verfuhr aber auch nicht so bequem, als Zimmermann in seinen Taschenbüchern, er begnügte sich nicht mit schlecht gewählten Auszügen aus Reisebeschreibungen, sondern er wählte gut und stellte besser zusammen. Er liefert hier eine förmliche Geographie von Afrika und Australien, macht sie aber anziehend durch zahlreiche pittoreske Schilderungen und Sittenzügen aus Reisebeschreibungen, so daß die Lektüre dieses Buchs eben so viel Vergnügen als Belehrung gewährt. Wird Vollständigkeit hie und da, z. B. in Betreff der Negerländer noch vermißt, so muß man bedenken, daß es unendlich schwer ist, die vielen hundert einzelnen Reisebeschreibungen, die noch dazu häufig von Lügen wimmeln, zu sichten. Der Verfasser hat hier, wenn nicht alles, doch viel gethan; mit besonderm Glück aber hat er die Alterthümer Aegyptens, die arabische Wüste und die schönen Inseln des Südmeers behandelt. Von den leztern namentlich ist mir noch keine so gute Uebersicht bekannt. Mehrere sehr gute Kupferstiche gereichen diesen Werken noch zur besondern Zier.

Bekanntlich sind die Meinungen über die Christianisirung der schönen Inselgruppen im stillen Ocean getheilt. Die Missionäre selbst preisen sie, einige weltliche Reisende dagegen, und namentlich Otto von Kotzebue, haben sich bitter darüber beklagt, in welche finstere freudenlose Kirchenzucht das einst so heitere, von Forster mit so liebenswürdigen Farben geschilderten Leben der glücklichen Otahaiter übergegangen sey, nachdem das Christenthum durch blutige Ausrottung des größten Theils der alten Einwohner gewaltsam eingeführt worden. Unser Verfasser nimmt die Missionäre in Schutz. „Zur Ehre der Missionäre muß es durchaus gestanden werden, daß diese bei allem was vorging in politischer Hinsicht, sich ganz leidend verhielten, woran sie auch sehr wohl thaten. Als die Zahl der Christen sich mehrte, wurde natürlich das sinkende Heidenthum gegen die neue Lehre höchst erbittert. Nicht alle Priester waren so redlich wie Pattii, der die Reden der Missionäre prüfte und ihrer Wahrheit folgte. Mittlerweile war Pomare abermals vertrieben, von Otahiti nach Eimeo geflüchtet, wurde aber 1815 abermal eingeladen zurückzukehren. Auf dieser Rückkehr begleitete den christlichen König ein zahlreiches Gefolge seiner Glaubensgenossen, darunter viele aus Huaheine, Raeatea, unter andern auch Mahine, der König jener Insel, und Wahine seine Schwägerin, Schwester von Pomare's Gemahlin. Als die Otahaiter das zahlreiche Gefolge sahen, wehrten sie die Landung, Pomare ließ das Feuer nicht erwidern (denn die Otahaiter, so wie die übrigen Societätsinsulaner, sind bereits mit Feuergewehren bewaffnet), sondern zog den Weg friedlicher Unterhandlung vor. Der Erfolg der Unterhandlungen war, daß Pomare landen, sein Eigenthum an sich nehmen und das Vergangene vergessen seyn solle. Pomare lebte nun als Christ, und der 12. November 1815 war der Tag, welcher über Otahaiti eine neue Aera heraufführte. Es war Sonntag, die Christen waren zum Gottesdienste versammelt; aus Vorsorge, da man den Heiden nichts Gutes zutrauen konnte, hatte man Wachen ausgestellt. Eben sollte der Gottesdienst beginnen, als Flintenschüsse fielen und das allgemeine Geschrei: die Feinde! die Feinde! es ist Krieg! die Hymnen unterbrach. Alles wollte sogleich zu den Waffen eilen. Da erhob sich Pomare, gebot Stillschweigen und befahl die Gottesverehrung fortzusetzen, was auch geschah. Die Worte des Evangeliums und das gemeinschaftliche Gebet beruhigten die Gemüther. Nun bewaffnete er seine Krieger, während die Feinde näher anrückten. Pomare ordnete seine Freunde zur Schlacht, nahm seine Maßregeln so gut als möglich, allein, noch war er nicht damit zu Stande gekommen, als die bei weitem überlegene Schaar der Heiden über die Christen herfiel. Die Heiden hatten an ihrer Spitze einen tapfern Feldherrn, der Priester des Hauptgötzen Oro Tino, der Oberpriester, hatte einen leichten Sieg verheißen und wirklich drängten sie auch ihre vordern Schaaren zurück und brachten sie in Unordnung. Aber das Betvolk, wie es spottweise von den Heiden genannt wurde, hatte an Pomare, seiner Schwägerin Wahine und dem Häuptlinge von Huaheine mächtige Stützen. Da fiel Upufara, der feindliche Anführer und mit seinem Falle entschied sich das wüthende Treffen zu Gunsten der Christen. In dem Augenblicke, wo die Heiden flohen, gebot Pomare Stillstand und Endigung des Treffens. „Es ist genug!“ rief er aus und

verbot alle weitere Beschädigung von Personen und Eigenthum. Kein Gefangener wurde mißhandelt, kein Leichnam nach altem Brauch verstümmelt und nie hat ein Sieger seinen Sieg mit mehr Mäßigung gebraucht. Alles, was er that, war die Absendung einer auserlesenen Schaar, um Oro's Heiligthum zu vernichten. Ohne Widerstand wurde der Tempel Oro's geöffnet, die Götzen ihrer Gewänder entkleidet, alles den Flammen übergeben; der 6 Fuß lange Oro aber zum Hackblock für Pomare's Küche bestimmt. Da das Volk sich von seinen Götzen verlassen sah, erklärte es dieselben ihres Vertrauens für unwerth und vernichtete sie auf der ganzen Insel. Die Götzen, vor denen so manches Menschenopfer geblutet hatte, bei deren Festen die Jungfrauen gezwungen waren, ihre Jungfrauschaft öffentlich preiszugeben, in deren Namen so viele Kinder gewürgt worden waren, wurden endlich gestürzt. Bisher wurden die Kriege mit aller Grausamkeit wilder Barbaren geführt. Jeder Besiegte, der nicht entkommen konnte, wurde den Götzen geschlachtet, ihr Eigenthum vernichtet, ihre Kokospalmen durch Abschneiden der Krone getödtet, die Brodbäume umgehauen und so alles der Vernichtung preisgegeben. Zum ersten Mal fühlte das Volk, daß ein Christ es beherrsche. „Geht nicht nach der kleinen Insel, wohin die Weiber und Kinder geflüchtet wurden, wendet euch nicht ab nach den Dörfern und Feldern, tretet auch nicht in die Häuser, noch verderbt irgendwo etwas; sondern geht schnurstracks auf der Straße fort.“ Dies war der Befehl Pomare's an diejenigen, welche er zur Zerstörung des Götzentempels aussandte. Dieser Befehl wurde von den jungen Christen pünktlich vollzogen und staunend versammelten sich die Besiegten um den menschlichen Sieger. „Männer von Tahiti, folgte ich noch den Sitten meiner Väter, so müßte ich euch alle tödten, oder aus der Insel verjagen; aber das Evangelium Christi, das ich angenommen habe, lehrt mich meine Feinde zu lieben und ihnen zu verzeihen. Darum liebe und verzeihe ich euch.“ Diese Milde, als die erste Frucht der neuen Religion, wie hätte sie nicht die Herzen gewinnen sollen? Freilich hätten wir gewünscht, daß unblutig die Pflanze des Lebens der Ernte entgegengereift wäre. Allein, da es offenbar ist, daß die Christen nicht der angreifende Theil waren, sondern angegriffen muthvoll die heilige Sache vertheidigten, so kann der hämische Vorwurf, welchen Kotzebue den Missionären macht, diese durchaus nicht treffen. Nie und nirgends haben sich Glaubensapostel würdiger benommen, nie und nirgends hat das Christenthum schönere Früchte getragen und nie und nirgends haben sich die Christen ihres Sieges mit weiserer Mäßigung bedient. Es ist hier ganz anders als auf den Sandwichinseln. Wenn dort ein Bengham seine herrschsüchtigen Plane durchführt, so ist es ganz etwas anderes, als wenn hier auf den Gesellschaftsinseln Humanität und Civilisation mit kluger Umsicht und würdiger Kraft eingeführt werden. Natürlicherweise hatte die Einführung des Christenthums eine Umgestaltung der Dinge zur Folge. Mit dem Christenthume kehrte auch Civilisation ein. Kotzebue bedauert zwar, daß aus dem muntern Völkchen auf einmal ein ernstes Volk geworden sey. Ihre Gesänge seyen verstummt, ihre Tänze verpönt, der heitere Muth und frohe Sinn habe aufgehört. Daß die Heldengesänge bei einem neubekehrten Volke abgeschafft wurden, ist doch wohl in der Ordnung, denn in ihnen lebte ja der Geist des Heidenthums in seiner ganzen Stärke, und sollte nicht das Heidenthum aufs Neue zurückkehren und zu neuen Schlachten zwingen, so sehen wir wahrlich kein anderes Mittel, als die schönen christlichen Hymnen an die Stelle derselben zu setzen. So ist man denn voll Widerspruch! Den Missionären in China warf man vor, zu nachsichtig gegen die heidnischen Gebräuche gewesen zu seyn und dadurch das Christenthum verfälscht zu haben. Den Missionären der Gesellschaftsinseln wird nun wieder das Gegentheil zur Last gelegt, und welcherlei Lustbarkeiten bedauert man denn so sehr? Sind es jene barbarischen Menschenopfer und Götzenfeste, wo auf gräßlichen Altären menschliches Gebein dorrte, oder der Kinder mordende Orden jener rasenden Bacchanten, oder jene wollüstigen Tänze, womit sie die Begierden entzündeten und sich selbst unersättlich in deren Befriedigung machten? Wahrlich wenn das Christenthum auch keine andere Früchte gebracht hätte, als die Abschaffung jenes schrecklichen Götzendienstes, der öffentlichen Ausschweifungen und des Diebstahls, so wäre es gerechtfertigt. Aber es hat noch andere Früchte gebracht. Diese Christen forschen in der Schrift, denn sie meinen, sie haben das ewige Leben darinnen. Sie haben die Wahrheit erkannt und diese hat sie frei gemacht. Wir glauben, bedürfte es einer Rechtfertigung, so würde Folgendes hinreichend seyn. Bei einer Versammlung in Nacatea wurden Kinder öffentlich im Christenthume geprüft. Da tritt ein Greis auf mit weißem Haar und ehrwürdigem Ansehen und spricht: „Ich war ein mächtiger Häuptling; groß war meine Familie; nun bin ich allein übrig; alle starben dem Satan, sie kannten dieses gute Wort nicht, welches ich zu hören aufgespart war. Mein Herz schaut ihnen nach und oft ruft es in mir: o daß sie so früh nicht mehr sind, meine Schuld ist groß; ich bin Vater von neunzehn Kindern, alle habe ich getödtet, nimmer hört mein Herz auf nach ihnen zu verlangen. Jetzt wären sie Männer und Weiber, lernten und kennten das Wort Gottes; aber als ich sie mordete, hielt Niemand meine Hand oder sagte: schone ihrer. Niemand sagte: das gute Wort, das wahre Wort ist da, schon deiner Kinder! Darum ist mein Herz traurig und weinet um sie.“

So eben ist eine Schrift über den nämlichen Gegenstand erschienen, die ich hier anknüpfe.

4) Das Missionswesen in der Südsee. Ein Beitrag zur Geschichte von Polynesien. Von Friedrich Krohn. Hamburg, Perthes, 1833.

Auch hier werden die Missionäre gegen die Klagen von Kotzebue, Dubois, Duperrey, Beechey ꝛc. vertheidigt. Der Verfasser widerlegt die falsche Ansicht von der idyllischen Unschuld der malayischen Race. Er sagt: „Die ersten Seefahrer, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts diese Inseln theils entdeckten, theils später besuchten (Wallis, Cook, Bougainville, Vancouver, Wilson) fanden die Bewohner derselben in einem Zustande, worin, den Cannibalismus im engern Sinne mit eingerechnet, nur je die verwildertsten Völker des Menschengeschlechts gefunden worden sind. Menschenopfer, die roheste Kriegsart, Dieberei, unnatürliche Wollust und Kindermord waren, namentlich die beiden lezteren, in einem Grade unter ihnen herrschend, daß die Feder jener berichterstattenden Augenzeugen ohne Ausnahme bei der Beschreibung derselben stockt. Bei Allem dem zeigten, namentlich die Tahitier eine Freundlichkeit und Milde gegen die neuen europäischen Ankömmlinge, welche ihnen den Charakter einer natürlichen Gutmüthigkeit aufdrückte und das Mitleid über ihr anderweitiges Elend nur desto eher hätte rege machen sollen. Allein, wie sehr das arme Volk auch Gegenstand der Beschreibung ward, und hie und da (namentlich bei dem biedern Forster und auch schon früher bei Wallis,) ein wehmüthiges Gefühl über dasselbe laut wird, so betrachtete man sie doch eben nur wie irgend ein andres todtes Naturprodukt, als interessante Erscheinung auf dem Gebiete der Ethnographie und all den Humanitätsleuten jener Zeit, welche mit Begierde die neuen Nachrichten Cook's und des spätern Vancouver über die neuen Südseeinseln lasen, und welche zum Theil mit großem Einfluß den Regierungen jener Länder nahe standen, die ihre Schiffe den Inseln zusandten, kam es nicht in den Sinn, daß hier eine Gelegenheit gegeben sey, mit geringen Mitteln etwas Heilsames für das Wohl der Menschheit zu thun. Bei dem Schiffsvolke hatte sich indeß, namentlich nach der Reise des Franzosen Bougainville, das Gerücht von einer Eigenschaft der Insulaner verbreitet, welche die Galanterie jener französischen Seefahrer bewog, Tahiti mit dem Namen der Nouvelle Cythère zu beehren. Die nächste Folge davon war, daß sowohl den Gesellschafts- wie den Sandwichsinsulanern das Gift jener Seuche mitgetheilt ward, welche unter dem heißen Himmelsstriche bald auf die verheerendste Weise um sich griff und im Verein mit den bald nachfolgenden Uebeln die Bevölkerung auf eine trostlose Weise hinraffte. Nach Wilson's Versicherung hatte Wallis (Schiff Delphin, Juni 1767,) alle mögliche Vorsicht zur Verhütung jenes Uebels angewandt, und dieser selbst versichert, daß er sechs Monate vor und noch länger nach seinem Aufenthalt in Tahiti keine Symptome dieser Krankheit an seinem Schiffsvolke wahrgenommen habe. Auch suchte Cook so viel wie möglich seine Matrosen in dieser Rücksicht im Zaume zu halten, konnte aber auf den Sandwichsinseln, die bis auf ihn (1778) noch frei davon waren, die Verbreitung des Giftes nicht hindern. Seit dieser Zeit nun lernten die Insulaner alle unglückseligen Auswüchse der europäischen Welt einen nach dem andern kennen. Geistige Getränke, die man ihnen darbot, tranken sie mit Begier und erhandelten sie nicht nur, sondern suchten auch eine eigene einheimische Destillationsart einzurichten und auf jegliche Weise zu verbreiten. So riß bald die Trunksucht unter ihnen ein, welche durch das Klima von den verderblichsten Folgen begleitet war. Alle Genüsse des europäischen Lebens theilte man ihnen mit, ohne je daran zu denken, ihnen auch von den Lehren des Heils zu bringen, welche in Europa der Allgemeinheit jener Uebel allein Schranken zu setzen vermögen. Dem Kapitän Wilson (Schiff Duff, 1797) klagte das arme Volk auf die rührendste Weise, daß jedes neue Schiff von Europa ihnen auch eine neue Krankheit bringe und doch keine alte wieder mitnehme; denn auch die Pocken, Fieber u. a. Uebel waren bereits verheerend auf sie vererbt und kaum erträglich war den Begleitern Wilson's der Anblick jener Krüppel, denen von dem furchtbaren Gifte ganze Gliedmaßen abgefault waren. Leute, wie jene, die in unsern Tagen ein Gewerbe daraus machen, die dort endlich begonnenen Missionsarbeiten mit grellen Farben in das gehässigste Licht zu stellen, hätten damals, als die Missionäre Indiens bereits Gegenstand ihrer Verfolgung waren, hier nun, wo noch kein Missionär den Fuß hingesezt hatte, einen recht freien nicht nur, sondern auch einen recht bedürftigen Boden gehabt, auf dem sie hätten zeigen können, wie man ein Volk civilisiren müsse.“ Demnach, meint der Verfasser, seyen jene Seefahrer, welche die Missionäre verspotten und verläumden, an den Uebeln Schuld, gegen welche die Missionäre kämpfen, und wenn trotz der Barbareien der Seefahrer in den Südseeinseln einige Kultur und Gesittung aufkomme, so sey dies eben nur das mühevolle Werk der Missionäre.

Man kann dem Verfasser wohl Recht geben. Rohe Schiffer können den Wilden wohl Laster, aber keine Kultur bringen, und insofern ist der fromme Eifer der Missionäre unentbehrlich. Doch brauchen wir nicht eben zu zweifeln, daß bei diesem frommen Eifer auch etwas orthodoxe oder pietistische Pedanterei ist, die wirklich mit dem liebenswürdigen Leichtsinn der Südseevölker einen ungefälligen Kontrast bildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt

Beilage zum Morgen-Blatt.

Montag, — № 80. — 4. September 1826.

Reisen und Entdeckungen im Innern Afrika's.

(Fortsetzung.)

Clapperton, Oudney und Denham, welche sich in Tripolis mit einander vereinigten, verließen diese Stadt am 29. März 1822, und gingen über Mesurata, Lebida, Homs, Tripolis, Gharian, Mesellata, Tarhuna,

nach lasen wir die Liturgie unserer Kirche. Die Einwohner, deren Gesellschaft wir nie haben loswerden können, schienen unserm Gottesdienst viel Achtung und Ehrfurcht zu zollen, denn wir hatten ihnen zu verstehen gegeben, was eben vorgehe, und dies bestimmte sie, der Ceremonie einen hohen Grad von stiller Aufmerksamkeit zu widmen, so wie das stete eigenthümliche Lachen bei Seite zu setzen, durch welches sie sich von ihren Nachbarn unterscheiden. Nachmittags, wie die Sonne nach dem Ausdrucke der Einwohner „ihre Kraft verloren hatte," reisten wir aus Bidschie fort, von dem gutmüthigen, glücklichen Fürsten begleitet. In wenig Minuten kamen wir an das Ufer eines kleinen Flusses Namens Yau. Schmetterlinge gab es hier mehr, als man sich denken kann. Millionen derselben flatterten um uns herum, und hinderten uns buchstäblich daran, etwas anderes, als ihre mannichfaltig gefärbten schönen Flügel zu sehen." Im April erreichten die Reisenden die große Negerstadt Dschenna. „Die Sitte verlangt hier, daß, wenn ein Statthalter stirbt, zwei seiner Lieblingsfrauen am nämlichen Tage die Welt verlassen, damit er im andern Leben ein wenig angenehme gesellige Unterhaltung habe. Die dazu bestimmten Frauen des lezten Statthalters hatten aber nicht Ehrgeiz oder Lust, ihrem ehrwürdigen Gemahl ins Grab zu folgen. Sie eilten davon und versteckten sich, ehe die Begräbniß-Ceremonie stattfand, und verbargen sich sogar seither mit den übrigen Weibern. Heute jedoch wurde die eine der Unglücklichen, sie, der unsere Wohnung gehört, in ihrem Schlupfwinkel entdeckt und ihr die Wahl gelassen, den Giftbecher zu trinken oder sich den Kopf mit der Keule des Fetisch-Priesters zermalmen zu lassen. Sie hat die erstere Todesart als die minder schreckliche von beiden gewählt, und kam nun in unsern Hof, die lezten Stunden in Gesellschaft ihrer treuen Sklavinnen zuzubringen. Sie gaben ihrer Herrin den theuern Namen Mutter. Die armen Geschöpfe! Als sie das Mißgeschick hörten, ließen sie vom Spinnen ab; das Mahlen des indianischen Korns hörte auf und die Schaafe, Ziegen und Hühner konnten ohne Aufenthalt ins Freie laufen; sie gaben sich dem heftigsten, ergreifendsten Schmerze hin. Jezt hat die Ankunft ihrer Gebieterin wo möglich ihren Jammer noch erhöht. Vielleicht gibt es auf Erden keinen wahrhaft ergreifenderen Gegenstand als ein einsam stehendes, wehrloses Weib in Thränen, und bei so einer Gelegenheit wie diese, wirkt die Klage noch besonders ein."

Je weiter die Reisenden ins Innere kamen, um so gütiger wurden sie von den Negerfürsten behandelt, besonders von den Falatah-Negern, die sich durch etwas lichtere Farbe, feinern Geist, Tapferkeit und durch ihren Muhamedanismus auszeichnen, daher als die Eroberer von allen andern Negerstämmen gefürchtet werden. „Abends kam eine Gesellschaft Falatahs, denn sie hatten nie einen weißen Mann gesehen und die Neugierde trieb sie in unsere Wohnung. Sie brachten uns ein Geschenk von ein wenig geronnener Milch und baten, dies anzunehmen. Mit der Aufnahme höchst zufrieden, begaben sie sich hinweg. Das Betragen aller war äußerst zurückhaltend und achtungsvoll. Nichts an unsern Personen brachte sie zum Lachen. Im Gegentheil schienen sie unsere Kleidung und Farbe schweigend zu bewundern und wenn sie uns in einiger Entfernung wohl betrachtet hatten, schienen sie für solche Erlaubniß recht dankbar. Die Freundlichkeit und Großmuth des Statthalters von Bohu bleibt unveränderlich. Statt sich zu mindern, scheint sie größer zu werden. Er überschüttet uns buchstäblich mit Milch, und eben so freigebig ist er mit andern Dingen. Es macht uns ein wahres Vergnügen, mit so natürlicher Artigkeit und Aufmerksamkeit in einer Gegend bekannt zu werden, wo wir sie am wenigsten erwarteten, und dies zu einer Zeit, wo wir sie am meisten nöthig haben." Es ist gewiß viel, daß zwei Europäer, ohne ein bedeutendes Gefolge, ohne Empfehlung tief im Binnenlande, wo man die Weißen kaum dem Namen nach kennt, einen so wohlwollenden Empfang fanden und mit so viel Sicherheit reisen konnten. Der Häuptling von Bohu empfahl die beiden Brüder dem König von Katunga, in welche große Negerstadt sie sofort abreisten. „Hier traf ich auf dem Markte einen recht seltenen und sonderbaren Stein, den ich auch kaufte. Die Eingebornen sagten uns, daß er aus der Erde in einem Lande, Namens Jffie, gegraben würde; es soll vier Monden weit von Katunga entfernt und der Punkt seyn, wo ihrer Sage nach die „ersten Eltern geschaffen worden wären, um dann von da aus ganz Afrika zu bevölkern." Mit der Mineralogie unbekannt, wie dies bei mir mit den meisten Wissenschaften der Fall ist, kenne ich auch nicht die Natur und Eigenschaften des besprochenen Steines und es thut mir nur leid, keine sachverständige Beschreibung davon geben zu können. Er besteht aus einer Menge kleiner durchsichtiger, weißer, grüner, und in jedes Blau schattirender Steine, die in einer Art Thonerde ruhen und einer groben Mosaikarbeit gleichen." Hier macht Richard Lander auch eine Bemerkung über die Negerköniginnen, deren oft mehrere hundert als Gemahlinnen eines Häuptlings auf dieselbe Ehre Anspruch machen. „Die armen Seelen! Sie haben kaum den Schatten der Königswürde, wie viel weniger das Wesen! Die äußere Ehrenbezeugung, welche sie von dem männlichen Theile des Volkes empfangen, unterscheidet sie allein von ihren minder erlauchten Landsmänninnen. Sie sind genöthigt zu arbeiten, um sich Nahrung und Kleidung zu schaffen, ohne das zu rechnen, was vom Gewinn zum Nutzen des Königs aufgewendet wird. Um dies alles zu bestreiten, sehen sie sich gezwungen, lange beschwerliche Reisen nach

den fernſten Theilen des Reichs zu machen, in der Abſicht Handel zu treiben. Indeſſen bleibt ihnen das Vorrecht von Stadt zu Stadt zu gehen, ohne den gewöhnlichen Abgaben unterworfen zu ſeyn, und ſie können die Behauſung jedes Häuptlings, wo ſie erſcheinen, in Anſpruch nehmen. Der gerühmte Fleiß der alten Königinnen und Prinzeſſinnen ſinkt in Nichts, wenn man ihn mit dem mühſeligen Leben der weiblichen Linie des Königshauſes von Yarriba vergleicht.“ Doch rühmt der Verfaſſer die Schönen der Falatahs: „Eine Anzahl von Frauen und Mädchen aus dem Falatahdorfe Ceba kam, von einer ihrem Geſchlechte ſo natürlichen Neugier getrieben, ebenfalls, uns des Nachmittags zu beſuchen. Allein ihre Geſellſchaft ward von uns, ſtatt unangenehm zu ſeyn, wie ſich dies bei allen andern Beſuchern erwies, mit Freuden bewillkommt. Es ſind nämlich dieſe Frauen ſo beſcheiden und zurückhaltend, und legen ſo viel angebornen Zartſinn in ihrem ganzen Benehmen an den Tag, daß ſie unſere ganze Achtung rege machten. Ihre perſönlichen Reize ſind eben ſo gewinnend. Sie haben ſchöne, kohlſchwarze Augen, dunkel glänzende Augenlider, wie das Gefieder des Raben. Ihre Züge ſind angenehm, ob ſchon die Geſichtsfarbe ſchwarzgelb iſt. Ihr Körperbau iſt anmuthig, die Hände ſind klein und zart und das ganz beſondere Nette, die reinliche Beſchaffenheit des Körpers wie der Kleidung machte ihren Umgang eben ſo wünſchenswerth, wie den ihrer Nachbarn verhaßt.“

Noch weiter nordwärts ziehend, kamen die Brüder endlich im Juni nach Buſſa, welche Stadt am Niger liegt, in deren Nähe Mungo Park ſeinen Tod fand, und bis wohin früher ſchon Richard Lander in Geſellſchaft Klappertons von Norden her gekommen war. Es gelang den beiden Brüdern, einen Rock Parks, eine Flinte deſſelben, einige an denſelben gerichtete Billets und ein unbedeutendes Schiffsnotizenbuch dahhaft zu werden, das Tagebuch Parks aber, das ſie vorzüglich wünſchten, blieb ihnen verborgen. Der König und die Königin von Buſſa empfingen ſie freundlich. Sie ſchenkten der Leztern, da ſie wegen des Raubs in Bodagry nicht mehr viel zu verſchenken hatten, ein paar vergoldete Knöpfe, die mit Entzücken angenommen wurden. Doch ihr Glanz hatte auch die Bewunderung des Gemahls rege gemacht und jezt entſtand ein Wortwechſel, wer von beiden ſie eigentlich haben ſollte. Nach langem Streite endete er zu Gunſten des Königs. Er ſuchte ſich die größten und beſten zu ſeinem Gebrauche aus und gab dann die übrigen der Gemahlin, wobei er ihr aber ſorgfältig die innere Seite der Knöpfe, welche er für ſich ſelbſt gewählt hatte, hinzeigte, da ſie durch den Gebrauch bleich geworden war, und die für ſie beſtimmten im vortheilhafteſten Lichte darſtellte. Das königliche Paar glich zwei großen Kindern, doch waren beide mit dem was ſie hatten, wohl zufrieden und drückten ihren Dank mit vieler Lebhaftigkeit aus.

Von Buſſa fuhren die Brüder den Niger aufwärts bis Yaourie: „Dieſe Stadt hat einen ungeheuern Umfang, und wird für ſo volkreich gehalten, wie irgend eine in ganz Afrika, oder doch in dem Theile deſſelben, den die handlungtreibenden Araber beſuchen. Ihre Mauer iſt hoch und gut, obſchon nur von Lehmerde; ſie kann wohl zwiſchen 4 — 5 (deutſche) Meilen im Umkreiſe haben und enthält acht große Eingänge oder Thore, die nach Landesart gut befeſtigt ſind. Die Einwohner bereiten eine ſehr ſchlechte, geringe Art von Schießpulver, das jedoch das beſte und unſerer Meinung nach einzige Fabrikat hier zu Lande iſt. Außerdem liefern ſie recht hübſche Sattel, baumwollenes Zeuch, ſie bauen Indigo, Tabak, Zwiebeln, Waizen, verſchiedene Getreidearten, große Quantitäten Reis von vorzüglicher Güte. Auch Pferde, Rinder, Ziegen ꝛc. haben ſie, allein bei allem Fleiße, allen Vortheilen, die ſie genießen, ſind ſie doch armſelig gekleidet, ohne Geld, und klagen unaufhörlich über ihre traurige Lage. Ein unbedeutender Markt wird in der Stadt täglich unter bequemen Buden gehalten, in denen die obengenannten Artikel zum Verkaufe ausgeboten werden. Die vornehmen Frauen, oder ſolche, die zu dem Zwecke Geld und Zeit aufwenden können, tragen das Haar ſehr ſorgfältig gekämmt und mit Indigo gefärbt. Ihre Lippen ſind ebenfalls gelb und blau gefärbt, was ihnen ein unausſprechlich wunderliches Anſehn gibt. Ihre Augen ſind mit gepülverten Spießglanz oder Etwas von ähnlicher Art und Stoffe geſchwärzt, das von einem Orte, Namens Jacoba, eingeführt wird. Dieſe Sitte iſt nicht blos hier, ſondern überall und an jedem Orte gewöhnlich, den wir beſucht haben. Die Benutzung der Hennah iſt zu Yaourie ſo verbreitet, wie irgendwo. Wohlhabendere Frauen machen von dieſer äußerſt ſchönen Farbe verſchwenderiſchen Gebrauch. Sie wenden blos die gequetſchten Blätter der Pflanzen bei den Zähnen, Fingern und Zehennägel an. Für die leztern verwandelt man ſie in eine Art Brei, den man Abends auf dieſe Theile legt und bis früh Morgens liegen läßt. Die ärmere Klaſſe von Frauen trägt, vermuthlich mehr dazu gezwungen als aus freiem Willen, keine von allen dieſen Zierden, die natürlichen Reize zu erhöhen, und hat außer dem Tätowiren durchaus gar keine körperlichen Verſchönerungsmittel. Die Reſidenz des Sultans und viele Häuſer der vornehmſten Einwohner in der Stadt haben zwei Stockwerk Höhe; dicke und plumpe Treppen von Lehm führen in die obern Gemächer, welche ziemlich hoch ſind. Sie haben, wie die Wohnungen auf der Flur, Eingänge, hoch genug, um jeden durchzulaſſen, ohne daß er zu der Unbequemlichkeit genöthigt iſt, ſich zu bücken. Der Haupttheil des Hauſes iſt in kegelförmiger oder

Coozie-Gestalt gebaut, viereckige gibt es nur wenige und die des Sultans haben gar keine regelmäßige Form. Als etwas Eignes kann man es wohl ansehn, daß die meisten Bewohner des westlichen, des innern, und wie wir glauben, auch des nördlichen Afrikas, den Boden ihrer Hütten mit einer Mischung von Wasser und Kuhmist täglich 2—3 Mal, so oft als sie Material dazu finden, befeuchten. So unangenehm dies der Nase eines Europäers ist, so hält es doch die Wohnung im Innern eben so kühl, als sie finster ist." Der Sultan dieser Stadt fand für gut, die Reisenden nicht weiter ins Innere zu lassen, sondern nach Bussa zurückzusenden. Er behandelte sie inzwischen immer noch milder, als die von Norden herkommenden Araber, denen er ohne weiteres ihre Kameelladungen abnahm. Nach Bussa zurückgekehrt, wurden die Brüder noch eine ziemliche Zeit aufgehalten, da ihnen die Neger, wie die Kinder, immer noch etwas abzubetteln hatten. Die Schilderung ihres Aufenthalts daselbst dehnt sich etwas langweilig hinaus, nur die Beschreibung eines religiösen Festes hat einiges Interesse, und folgender Zug von Aberglauben. Es trat eine Mondfinsterniß ein. „Der Mond, sagten sie, habe schon lange vorher sich über den Weg geärgert, welchen er am Himmel einzuschlagen genöthigt sey, denn es gebe darauf nichts als Dornen und Disteln und tausend andere ihn durchkreuzende Hindernisse. Er habe nur eine günstige Gelegenheit abgewartet, heute Abend aber den gewöhnlichen Pfad verlassen und den der Sonne eingeschlagen. Doch sey er noch nicht weit am Himmel auf der verbotenen Straße heraufgekommen, als die Sonne die Sache entdeckt habe. Im Zorne wäre sie ihm nachgeeilt und hätte seine Flucht bestraft, indem sie ihn in Finsterniß hüllte, ihn wieder in seine Gränzen zurück nöthigte und ihm verbot, wieder sein Licht auf die Erde zu werfen."

Nachdem die Reisenden noch den alten König von Wowau, einen Verwandten des Königs von Bussa, besucht hatten, der sie dringend dazu einlud, erhielten sie endlich ein Boot, um den Niger hinabzufahren. An den Ufern desselben wurden sie überall liebreich empfangen. Der König von Nuffie war von Entzücken ergriffen, als er wahrnahm, daß weiße Männer sein Gebiet mit ihrer Gegenwart beehren wollen. Und zum Beweise seiner freundlichen Gesinnung gegen Euch, seiner freundlichen Theilnahme an Eurem Wohle, fuhr der Abgeordnete fort, hat er nicht nur seinen Sohn als Euern Reisegefährten und Führer gesendet, sondern auch nach jeder Stadt, sie mag bedeutend oder unansehnlich seyn, am Ufer des Niger einen Boten abgefertigt, bis nach Funda hin, das außer den Gränzen seines Reiches liegt. Dieser ist beauftragt, den Einwohnern bekannt zu machen, daß Ihr die Absicht habt, den Strom hinab zu reisen, und ihnen den Befehl zu geben, Euch mit allem beizustehen, was in ihren Kräften liegt, und Euch ermuthigen kann." Die wichtigsten Städte am Niger hinab waren folgende: „Badschebo ist eine blühende und wichtige, wenn gleich nicht ummauerte Stadt, so wie zugleich eine der größten und zahlreichsten, die wir je gesehen haben. Es wird von ihren Bewohnern und der Bevölkerung am entgegengesetzten Ufer ein lebhafter Handel getrieben, und sie besitzen zu dem Zwecke eine große Anzahl Kanoes von ansehnlichen Verhältnissen, die alle Tage dazu verwendet werden, von einem Gestade nach dem andern zu fahren. Ihre Hütten sind so dicht an einander gebaut, und auf Bequemlichkeit und freien Luftzug ist dabei so wenig Rücksicht genommen, daß kaum ein Weg in der Stadt zu finden ist, der breit genug wäre, mehr als einen Mann gehen zu lassen. Da nun auch jeder schattige Baum fehlt, so ist die Hitze eben so erstaunlich als unangenehm." Etwas weiter abwärts fanden sie hinter einem großen schwarzen Berge eine andre „ausnehmend große Stadt, Namens Litschie." Hier war der Niger fünf Viertelstunde breit, und mit Kähnen bedeckt. Jenseits dieser Stadt fanden sie abermals einen hohen Berg, den Kesa. „Die Höhe des Berges Kesa, seine einsame Lage, seine eigenthümliche Gestalt, unterscheiden ihn von allen andern und geben ihm mehr als gewöhnlichen Reiz. Die Eingebornen hiesiger Gegend verehren ihn gewaltig, und er begünstigt, wie man sich leicht denken kann, eine Menge abergläubischer Vorstellungen, welche das einfältige, leichtgläubige Volk, das gleich dem gemeinen Manne Europas, dem Wunderbaren anhängt, damit verknüpft. Die Einwohner glauben, daß ein wohlthätiger Genius den Berg zu seinem steten Lieblingsaufenthalte wählte, und ringsherum einen wohlthätigen, himmlischen Einfluß übt. Hier wird das Mißgeschick des Unglücklichen erleichtert, dem Mangel des Bedürftigen abgeholfen, die Klage des Betrübten zur Freude verwandelt, Sünde und Schmerz sind unbekannt, der Ernst weicht der Fröhlichkeit und die Sorge für die Zukunft der gegenwärtigen Lust, der sorglosen Heiterkeit. Doch ganz besonders, erzählen sie ferner, findet hier der müde Reisende Schutz gegen den Sturm und Erholung von seinen Beschwerden; er ruht hier in dem Wonnegefühle der Sicherheit, und schwelgt in den Genüssen der Bequemlichkeit. Um aber dieses alles zu erhalten, thut er seine Wünsche und Bedürfnisse dem Geiste des Berges durch Gebet und Flehen kund, und dann werden sie sogleich erhört; die schmackhafteste Speise empfängt er von unsichtbaren Händen, und hat er sich durch solche Erquickung sattsam gestärkt, so hat er die Freiheit, fortzureisen oder noch eine Weile zu bleiben und den Segen des Berges zu genießen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt

Beilage zur Morgen-Zeitung.

Mittwoch, 29 Aug. 1827.

Poesie und Beredsamkeit.

Ueber Poesie und Beredsamkeit. Von Friedrich Schlegel. Wien, bey Mechitharisten. 1827.

Es ist ein Glück für die Literatur, daß Friedrich Schlegel, der Mann, der sich so lange mit Vorliebe in dem Gebiete der Poesie bewegt hat, jetzt auch über Beredsamkeit schreibt. Denn wenn er auch nicht gerade Alles, was er sagt, beweist, so ist doch Alles, was er sagt, geistreich, und wenn er auch nicht gerade Alles, was er sagt, mit Gründen belegt, so ist doch Alles, was er sagt, mit Gründen belegbar. Er ist ein Mann, der sich nicht mit Kleinigkeiten abgiebt, der nicht

werden sicher nicht blos von den Falatahs, sondern auch von den eingebornen Schwarzen als eine höhere Art von Wesen angesehen, die ihnen in jeder Art überlegen sind. Wir erinnern uns, in Yaourie ein Gespräch zwischen zwei Leuten gehört zu haben, die sich auf's Heftigste herumzankten. — „Wie?" rief der Eine dem Andern zu. „Du erbärmlicher Sohn einer schwarzen Ameise! Willst Du Dir anmaßen, zu sagen, daß mein Vater ein Pferd war? Sieh' mal die Christen hier an! Was sie sind, bin ich auch und meine Eltern waren solche Leute! Antworte nicht, sag' ich Dir, denn ich bin ein weißer Mann!" Der Sprecher war ein Neger und seine Haut kohlschwarz."

Weiter stromabwärts geriethen die Reisenden bei Nacht in große Gefahr durch die zahlreich sie umringenden Nilpferde. In der Stadt Egga wurden sie wieder sehr gut empfangen und der alte König dieses Orts erwies ihnen die Ehre, vor ihnen zu tanzen. In der großen Stadt Kacunda, die dem mächtigen Königreich Funda gegenüberliegt, wurden sie als Zauberer angesehn und konnten nicht genug Zettel beschreiben, die den Eingebornen als Talismane galten. Von hier an nahm der Niger, der von Bussa aus südöstlich gelaufen, eine südwestliche Richtung und trat zugleich in ein hohes Gebirge ein. In Damuggu wurden die Brüder wieder freundlich aufgenommen, als sie aber bis in die Nähe der großen Handelsstadt Kirrie am Niger kamen, wurden sie plötzlich von einer Menge Negerkähnen umringt, aller ihrer Effekten beraubt und nackt dem Mitleid der fremden, hier handelnden Kaufleute aus andern Negerstaaten überlassen. Kirrie ist ein sehr merkwürdiger Ort. Da er nicht zu fern vom Ausfluß des Niger ins Meer liegt, so ist sein Markt von europäischen Waaren nicht leer. „Mein Erstaunen kannte keine Gränzen, als ich auf den Marktplatz kam und hier, wie ich glaubte, große europäische Flaggen an Stangen fast auf jedem Kanoe wehen sah, das hier anlag. Bei näherer Betrachtung entdeckte ich freilich, daß sie nur Nachahmungen, aber doch mit ungemeiner Kunst und Nettigkeit gefertigt, seyen. Die brittische Farbe schien vorzuherrschen und unter ihnen die Flagge der vereinigten Königreiche am beliebtesten zu seyn. Meine bisherige Verwunderung nahm jedoch nicht im mindesten ab, als ich landete und hier den Markt von Leuten besucht sah, die europäische Kleidung trugen, obschon der wunderlichen Liebhaberei zufolge, die man unter den Wilden, welche mit Europäern Verkehr haben, stets bemerkt, keiner von allen einen vollständigen Anzug hatte. Der eine trug nur einen Hut und ein Stück Manchesterkattun, um die Hüften gebunden; ein anderer ein Hemd, der dritte eine Jacke u. s. f. Allen Einwohnern, die Könige ausgenommen, ist das Tragen der Beinkleider gesetzlich verboten und dieses Kleidungsstück in der Regel durch ein gewöhnliches Taschentuch ersetzt. Die ganze Menge bildete den buntscheckigsten Haufen, den ich je gesehen habe; nichts auf Erden konnte wunderlicher und lächerlicher aussehen. Viele von ihnen schwatzten französisch und englisch unter einander. — Eine lange Strecke hinab war das Ufer mit ihren Fahrzeugen bedeckt, welche die Farben verschiedener europäischer Völker von langen Stangen herabwehen ließen. Leztere waren an den Ruderbänken befestigt. Manche Kanoes führten wohl drei Flaggen und alle solche Flaggen waren von ungeheurer Größe, mit blauem, zackenförmig ausgeschnittenem Kattun eingefaßt. Außer ihnen gab es noch andere von ganz sonderbaren, wunderlichen Mustern, die z. B. wilde Thiere, Beine von Menschen, Weingläser, Flaschen und noch sonderbarere Gestalten darstellten. Woher diese Wilden sich solche mit dergleichen Bildern verzierte Fahnen verschafften, wissen wir nicht anzugeben, allein wir erfuhren doch, daß jeder Stamm seine besondere Flagge führt, die, wo es einer wichtigen Unternehmung gilt, jedesmal entfaltet wird. — Männer und Frauen trugen an Beinen und Armen ungeheuer dicke Elfenbeinringe, die wenigstens einen Zoll Dicke und sechs Zoll Breite hatten. Dabei waren diese Zierrathen so schwer und unbequem, daß, wenn die Weiber gingen, sie die ungelenkesten, schwerfälligsten Geschöpfe auf der Welt zu seyn schienen, denn sie konnten keinen Schritt thun, ohne mit den sich anschmiegenden Ringen in Verlegenheit zu kommen. Der Nacken und Busen der Frauen war gleichfalls mit Korallen und Glasperlenschnüren geziert, dagegen bestand die ganze Kleidung aus einem Stück buntem Kattun, das die Hüften umgab und sich bis zum halben Beine hinab erstreckte. Die Männer sind ein wild aussehendes Volk, außerordentlich stark und athletisch und zugleich wohlgebaut. Ihre einzige Kleidung ist die Haut von einem Leoparden oder Tiger, um die Hüften geschlungen. Das Haar ist geflochten und in Menge mit rother Erde bestrichen, das Gesicht überall voller Einschnitte. Sie gehen so tief ins Fleisch, daß sie tiefe Furchen machen; jeder Schnitt ist wohl einen Zoll lang und mit Indigo gefärbt. Es ist kaum möglich, in ihrem Gesichte einen Zug zu unterscheiden, und nie habe ich so entstellte Wilde gesehen. Dagegen haben die Frauen vom Ebuvolke sehr hübsche Bildung und wir konnten nicht ohne Schmerz daran denken, daß solche barbarisch aussehende Kerle, wie diese Männer, das Glück hatten, so eine hübsche Art von Weibern zu besitzen." Vielleicht hat hier die Dankbarkeit etwas geschmeichelt, denn die Weiber waren es, welche die geplünderten und von allem entblößten Reisenden mit Lebensmitteln versahen und sich ihrer auch bei den Berathschlagungen über ihr ferneres Schicksal thätig annahmen. Da der König des Landes gerade abwesend war, erwartete man seine Rückkehr. Obie, der gefürchtete König des Ebulandes, sah also aus-

„Wegen der übergroßen Verschwendung von Korallen, womit er geschmückt war, hätte man ihn den Korallenkönig nennen können, denn wenigstens uns fiel der Gedanke immer ein, wenn wir ihn auf seinem Throne von Erde sitzen sahen. Sein Haupt war mit einer Mütze in Gestalt eines Zuckerhutes geziert und dieselbe dick mit Schnüren von Korallen und zerbrochenem Spiegelglase gepuzt, so daß sie gar nicht den Stoff der Mütze erkennen ließen. Der Nacken oder besser Hals wurde von eben solchen Perlen umgeben, die so dicht herumgingen, daß sie ihm fast einigermaßen das Athemholen erschwerten und Hals und Backen ein aufgeschwollenes Ansehen hatten. Vier oder fünf andere daran hängende Schnüre hingen um den Hals herum fast bis zum Knie herab. Er trug einen kurzen spanischen Rock von rothem Tuche, aber fest anschließend, da er zu eng war. Goldne Epaulettes prangten darauf und vorn herunter gingen goldne Tressen, die aber, wie die Mütze, wenn man nicht recht genau nachsah, wegen der erstaunlichen Menge daran befestigter Korallenschnüre nicht zu erkennen waren. Jeden Knöchel der Hand schmückten dreizehn oder vierzehn Armbänder, denn wir waren neugierig genug, sie zu zählen, und um ihren vollen Glanz zu sichern, waren ein paar Zoll vom Rockärmel absichtlich weggeschnitten. Die Schnüre waren am Knöchel mit einem alten kupfernen Knopf zusammengefügt, was nun zu ihnen wunderlich genug abstach. Des Königs Beinkleider, mit dem Rocke von gleichem Stoffe, saßen so fest, wie dieser, auf dem Leibe, reichten aber nur bis zur Mitte des Beines, dessen unterer Theil wie die Handknöchel und gerade mit eben so viel Reihen gepuzt war, ungerechnet eine Schnur kleiner Messingschellen, welche oberhalb der Knöchel saß. Die Füße waren nackt. So prächtig gekleidet lächelte Obie selbst über seine Herrlichkeit und freute sich der Bewunderung, die ihm alle seine Diener zollten, während ihm vermuthlich die Anwesenheit der weißen Männer schmeichelhaft war, denn er bildete sich doch ein, daß sie von Staunen über seine glänzende Erscheinung ergriffen wären, und schüttelte darum seine Füße, die Glöckchen tönen zu lassen, worauf er sich mit dem größten Wohlgefallen an sich selbst niedersezte und rund herumblickte.“ Sein Urtheil fiel übrigens dahin aus, daß die beiden Brüder Lander gefangen bleiben sollten, bis sie englischerseits durch Waaren ausgelöst würden, welche dem Werthe von 20 Sklaven gleich kämen. Sie mußten nun eine Weile unter dem wilden Volk aushalten, dessen barbarische Festgelage, wobei Mord und Todschlag und thierisches Brüllen an der Tagesordnung waren, sie in immerwährender Unruhe erhielten. Doch geschah ihnen nichts zu Leide, vielmehr erhielten sie täglich Besuche von mitleidigen Damen, die sie mit allem Nöthigen versahen. Zum Glück befand sich etwas weiter stromabwärts gerade ein englischer Kauffahrer auf dem Niger. Zu diesem wurde Richard Lander abgesandt, um das Lösegeld herbeizuschaffen, während sein Bruder als Geißel zurückblieb. Allein Kapitän Lake empfing den erstern mit einem Hagel von seemännischen Flüchen und schwur ihm, daß er keinen Heller für ihn ausgeben werde. Nun war guter Rath theuer. Doch die Neger selbst halfen den beiden Brüdern, und suchten Lake zur Nachgiebigkeit zu bewegen, weil es ihnen um den Gewinn zu thun war. Nachdem sie sich eines Schiffslieutenants, der zufällig am Ufer war, als einer neuen Geißel versichert hatten, ließen sie beide Brüder Lander nebst einem Verwandten des Königs zu Lake gehn, um mit ihm zu unterhandeln, dieser aber machte kurzen Prozeß und drohte den Negern, mit ein paar tausend Kriegsschiffen zu kommen und ihnen Allen das Garaus zu machen, wenn sie ihm nicht gleich seinen Lieutenant wiederschafften. Sie gehorchten und nun blieben auch die Brüder Lander mit dem Wenigen, was ihnen von ihren Habseligkeiten zurückgegeben worden war, auf dem Schiff und fuhren den Niger hinab ins Meer. Nach ihrer Rückkehr wurde jedoch sogleich von der englischen Regierung Befehl ertheilt, die Forderungen des Königs von Ebu zu befriedigen und das durch Lakes Brutalität gestörte Freundschaftsverhältniß herzustellen.

6) Abrégé de Géographie par A. Balbi. Paris 1832.

Balbi ist einer der wohlklingenden Namen in der neuesten französischen Wissenschafts-Literatur und unser alter Goethe beschäftigte sich vor einigen Jahren gern mit seinem komparativen statistischen Gemälde, das um so erfreulicher auffiel, da in Frankreich in diesem Zweig noch so wenig Ausgezeichnetes geleistet worden ist. Ja, vor der Revolution war sogar in Frankreich kein einziges leidliches Lehr- oder Handbuch der Geographie, denn selbst Mentelle's Buch ist unter der Mittelmäßigkeit. Zu ihm gesellte sich später der Däne Malte-Brun und ward Mentelle's Mitarbeiter. Er hatte zum Theil, was jenem ganz abging, die Kenntniß fremder Sprachen, besonders der deutschen und englischen, ohne die es unmöglich ist, ein gutes Werk über allgemeine Geographie zu schreiben. Aber Malte-Brun hatte in seiner Jugend Theologie studirt und Verse gemacht, was ihm immer nachhing und ihm große Lust zu Paradoxen und spitzfindigen Streitigkeiten, so wie zu poetischen Täuschungen gab. Der Précis von Malte-Brun, von dessen neuester Ausgabe wir voriges Jahr in diesen Blättern gesprochen haben, zwar mit Geschmack und mit viel Geist abgefaßt, konnte aber doch nicht für ein Handbuch der Geographie gelten. Der Verfasser gibt sich darin immer das Ansehen, als habe er Kenntnisse, die ihm ganz fremd sind, eine in Frankreich sehr gewöhnliche Charlatanerie; selten schöpfte er aus der Quelle selbst. Ja, man kann sogar behaupten

und beweisen, daß er die meisten englischen Reisen und geographischen Schriften nur aus unvollkommenen Auszügen in englischen Zeitschriften und Review's kannte, die eigentlichen Werke aber nie zu Gesicht bekommen hat. An der Spitze des ersten Theils seines Werkes steht eine Geschichte der Geographie, die zu ihrer Zeit mit großem Beifall empfangen wurde und es Malte-Brun leicht machte, sich einen bedeutenden Ruf zu gründen, denn eine solche Geschichte der Geographie war damals in Frankreich noch etwas ganz Neues. Untersucht man aber die Arbeit genau, so findet man, daß alles Gute darin aus den Werken Sprengels, Forsters, Beckmanns, Mannerts, Heerens, Suhms, Pinkertons und Anderer ausländischen Schriftsteller gewonnen war, die man zu jener Zeit noch gar nicht in Frankreich kannte, wie man sie denn auch jezt nur sehr wenig kennt; alles übrige der Arbeit besteht in wunderlichen Konjekturen, denen alle Kritik abgeht. Der große Beifall, mit dem dieser erste Band seines Précis aufgenommen wurde, hat einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die folgenden Theile, ja auf Malte-Brun selbst gehabt. Das Journal de l'Empire, dessen hauptsächlicher Mitarbeiter er war, andere Freunde und Kameraden priesen ihn über alles Maaß und es ging ihm, wie in neuester Zeit Champollion, er glaubte nun selbst das unverständige Loos und sah vornehm herab auf Männer, die sich mit genauen und gewissenhaften geographischen Untersuchungen beschäftigten.

Endlich erschien — abermals kein Franzos — Adrian Balbi, der Verfasser obigen Abrégé's, der nicht Malte-Bruns lächerliche Prätension hat. Er nahm nicht nur die besten allgemeinen und speciellen Werke über seinen Gegenstand zur Hand, sondern zog auch bei seiner Arbeit die ausgezeichnetsten Gelehrten Frankreichs, des Auslands und selbst Amerikas zu Rath. So ist das Buch bei weitem vollkommener, wiewohl auch Balbi manchmal nicht vorsichtig genug in Benützung mitgetheilter Materialien ist. Das Buch zerfällt in zwei Theile, in die allgemeinen Grundsätze und in die Beschreibung der Erde. Sehr zu billigen ist's, daß Balbi die politische Eintheilung bei seiner Arbeit zum Grund gelegt und darin nicht neuere deutsche Geographen zum Muster genommen hat, die fast mit jeder Leipziger Büchermesse neue Eintheilungen in die Geographie bringen, die sie ganz willkührlich machen und dadurch eine unsägliche Verwirrung in die Wissenschaft bringen. Die physische Beschreibung der Erde muß zwar den andern Theilen der Geographie zum Grund liegen, es ist aber gegen alle Methode, bei der Beschreibung der einzelnen Länder ihr die politische Geographie aufzuopfern und sie ihr zu gefallen zu zerstückeln. Ein geographischer Abriß, der vorzüglich für Franzosen bestimmt ist, muß natürlich dieses Land mit größerer Genauigkeit behandeln als alle andern. Indessen findet sich doch überall das Nöthige. Dankenswerth ist auch, daß Balbi sich in der Beschreibung des ottomanischen Reichs, Aegyptens, Persiens, Griechenlands und Italiens bei Orten aufhält, die zwar heut zu Tage ganz unbedeutend sind, bei denen aber merkwürdige Trümmer stehen, die an die Größe des Alterthums erinnern. Recht lobenswerth ist auch die Genauigkeit mit der die fremden Eigennamen geschrieben sind. In der Regel legen die Geographen zu wenig Werth darauf. So schrieb man auf englisch Mysoore anstatt Maissur, Bootan statt Butan, Udo für Odh und Maorpoore statt Mirpur.

Die Sprache des Buchs ist im Ganzen einfach und klar, nur manchmal schwülstig, wenn der Verfasser von den Mittheilungen spricht, die ihm von andern Gelehrten, Sachverständigen und Staatsmännern für sein Buch gemacht worden sind. Da nimmt der italienische Schwulst entsezlich überhand in den Ausdrücken der Hochachtung, Verehrung, des Danks und der Anerkennung.

Kleine Irrthümer kommen in dem Werke ziemlich häufig vor, wie dies bei einer Arbeit dieser Art nicht anders möglich ist, große aber haben wir nur wenige bemerkt, z. B. betrachtet Balbi das Land Tschildova von Akhal-tsikhé wie eine russische Provinz. Von diesem türkischen Pashalik ist aber nur ein ganz geringer Theil durch den Frieden von Adrianopel 1829 an Rußland abgetreten worden. Die russische Gränze geht eine Stunde nördlich von der Stadt Akhal-tsikhé und diese Stadt ist den Türken geblieben. Größer noch ist der Irrthum, wenn behauptet, und diese Behauptung gar dem verstorbenen Abel-Rémusat Schuld gegeben wird, es sey nämlich die Buddhaische Religion und Kultus wesentlich verschieden von der Lamaischen. Dies ist ein großer Irrthum, auf den überdies unser gelehrter Klaproth in Paris den Verfasser aufmerksam gemacht hatte. Ein Irrthum ist auch Balbis große Anhänglichkeit für statistische Angaben in Ländern, wo diese noch gar nicht vorhanden und auch bei dem Zustand ihrer Verwaltung gar nicht möglich sind. Es ist sogar lächerlich, statistische Angaben von Bevölkerung, Industrie und dergl. in Tibet, Persien anzuführen und dem Leser zuzumuthen, er solle deren glauben! Ein anderer Uebelstand geht aus der Beschreibung des Theils von Asien und der übrigen Welttheile hervor, wo die Europäer Kolonien oder Komptoirs haben. In Gemäßheit dieser statistischen Methode hat Balbi ein englisches, französisches, niederländisches, russisches u. s. w. Amerika, Asien, Afrika und Australien gemacht. Dadurch kommen Länder und Orte dicht neben einander, die vernünftiger Geographie zu Folge nicht zusammen stehen sollten, z. B. Island und Grönland, die Länder ewigen Eises neben der Insel Sainte-Croix, wo Zucker und Kaffee gebaut wird. Mr.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel

Freitag. — № 71. — 9. September 1825.

Gedicht- und Volksmärchen.

1) **Volksmärchen**, aus mündlicher Überlieferung gesammelt und herausgegeben von Dr. Ludwig Bechstein. 2. Bd. Leipzig, Wigand, 1823. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

2) **Deutsches Märchenbuch**, herausgegeben von Ludwig Bechstein. Leipzig, Wigand, 1823. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Wir haben schon früher (in № 19. d. Bl.) Gelegenheit gehabt, uns über den Werth der Bechsteinschen Volksmärchen auszusprechen, und wir können jetzt nur wiederholen, daß sie zu den besten Erzeugnissen dieser Art gehören. Der Verf. hat sich nicht damit begnügt, die Märchen, wie sie ihm zugekommen sind, einfach niederzuschreiben, sondern er hat sie mit Geschick und Geschmack bearbeitet, und ihnen dadurch einen höhern Werth gegeben. Wir können daher diesen Band, der 12 neue Märchen enthält, allen Freunden dieser Gattung empfehlen. Die Erzählungen sind durchgehends interessant, und wissen den Leser bis zu Ende zu fesseln. Die Sprache ist leicht und fließend, und nur selten hat sich der Verf. einer Provinzialredensart bedient, die dem Ganzen einen fremden Anstrich gibt. Wir wünschen dem Verf. Glück zu seinem Unternehmen, und hoffen, daß er uns bald mit einem dritten Bande erfreuen werde.

Das zweite Werk enthält 24 Märchen, die zum Theil schon in dem ersten Bande der Volksmärchen erschienen sind, zum Theil aber auch neu hinzugekommen sind. Es ist für die Jugend bestimmt, und wird ihr gewiß viel Vergnügen machen. Die Erzählungen sind einfach und kindlich, und die Sprache ist so gewählt, daß sie auch für Kinder verständlich ist. Wir können daher dieses Buch allen Eltern empfehlen, die ihren Kindern eine angenehme Lektüre verschaffen wollen.

Begriffe aus, so wie durch tabellarisch klare Uebersichten aller Zahlenverhältnisse, sie mögen die astronomischen und atmosphärischen Wechsel, oder die Bevölkerungen betreffen. Auf diese Weise kommen durch dieses Handbuch eine Menge mathematischer Anschauungen unter das Volk, ohne daß dessen Kapacität zu viel zugemuthet würde, und Humboldts große Kombinationen werden populär, ohne daß man gerade ein Mathematiker vom Fach zu seyn braucht, um sie zu begreifen. Gewiß ist die Anschauung der Zahlen, in welchen die Naturökonomie sich bewegt und gleichsam Buch führt, für die Erkenntniß des Erdganzen und der Erdtheile wichtiger, als das endlose Detail von Städtenamen, Quadratmeilen jeder kleinen Grafschaft, Manufakturen, Poststationen, und womit sonst die Geographen seit Büsching die liebe Jugend quälen. Hoffmann hat dieses Detail geschickt vermieden und doch eine sehr reichhaltige Schilderung der Länder, namentlich unsres Vaterlandes, gegeben. Nur zuweilen hat er sich durch den an sich löblichen Eifer, recht klar zu seyn, zu einigen überflüssigen Definitionen verleiten lassen, z. B. Seite 113, wo er mit fast scholastischer Schärfe unter den Dörfern die einseitigen, d. h. die nur auf einer Seite Häuser haben, einwegigen, die Scheidedörfer (mit Scheidewegen), die Kreuzdörfer (mit Kreuzwegen), Ringdörfer (mit einem freien Platze), die Gebirgsdörfer, Kirchdörfer ꝛc. unterscheidet. Daß ein Gebirgsdorf im Gebirge liegt, versteht sich wohl von selbst, so wie überhaupt schon jedes Kind diese Definitionen machen kann, sie also nicht erst im Buche zu lesen braucht. Allein diese Sucht, klar zu definiren, hat auf der andern Seite so viel Schätzenswerthes, daß wir sie dankbar anerkennen müssen. Auch die äußere Anordnung des Stoffs, die Uebersicht über die Naturreiche und Menschenracen, das Hervorheben Europas und namentlich Deutschlands und das Zurückstellen der fremden Welttheile ist sehr glücklich auf den Leserkreis berechnet, für den dieses Handbuch gehört.

11) Karl von Raumers Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Mit fünf Kupfern. Leipzig, Brockhaus, 1832.

Ein sehr gutes Handbuch, worin der allgemeine Theil der Geographie mit großer Umsicht und Klarheit gelehrt wird. Der Verfasser beginnt mit der Astronomie, und mit den kalendarischen Verhältnissen, Eintheilung der Zeiten und regelmäßigen Veränderungen auf der Erde durch allgemeine kosmische Einflüsse; dann geht er zur Beschreibung der Erdoberfläche über und behandelt zuerst die Meere, dann die Kontinente, nach ihren Gebirgszügen, Flüssen, Ebenen, Wüsten, Seen ꝛc., dann die Wirkungen der Atmosphäre auf die Erdoberfläche, Winde, Wetter, außerordentliche Naturerscheinungen. Nach diesen allgemeinen Schilderungen des Terrains kommt die organische Ausfüllung desselben an die Reihe, die Pflanzenwelt, die Thierwelt und endlich der Mensch mit seinen Racen und allgemeinen Verhältnissen. Das alles ist trefflich geordnet und in seiner natürlichen Aufeinanderfolge zur Uebersicht gebracht. Die ganze Erde wird als Grundlage der Geschichte hier klar gemacht, jedoch ohne die Geschichte selbst, deren besondern Verlauf und deren Rückwirkung auf die allgemeinen Naturanlagen nicht Gegenstand dieses Werkes ist. Nur am Schluß geht der Verfasser von den Menschenracen zu den Sprachen, Religionen und Staaten derselben über, und nur in kurzen Andeutungen. Aber nicht nur hier, sondern auch schon bei der Betrachtung der Natur beurkundet er eine fromme Gesinnung, wie wir sie selten gerade bei den Naturforschern finden, denen so viel vom Irdischen vor die Augen kommt, daß sie gewöhnlich entweder Materialisten werden und an der idealen Welt zweifeln, oder wenigstens mit einer gewissen Gleichgültigkeit das Schlechte sammt dem Guten klassificiren. Herr von Raumer legt im Gegentheil einen strengen christlichen und moralischen Maaßstab an die Gegenstände seiner Betrachtung, sofern sie irgend daran gemessen werden können. Daher drückt er sein tiefes Bedauern aus, daß die Herrlichkeit des Herrn noch über so vielen Heidenvölkern nicht aufgegangen ist, und er zürnt allen alten Religionen, daß sie nicht christlich sind. In bittern Worten wirft er den Brahminen ihren Stolz, den Muhamedanern ihre Wollust vor. Wie sehr wir nun auch eine so edle Aufwallung des Gemüths achten, so hätte der Verfasser doch wohl auch darin eine verborgene weise Absicht der Vorsehung erkennen dürfen, daß sie die Menschen so verschieden schuf, daß sie das Licht der Aufklärung erst allmählig aufdämmern ließ, daß sie Jahrtausende lang ganze Völker in dem nicht strafbaren, sondern kindlichen und unschuldigen Irrthum ließ, etwas für heilig, für Tugend, für Ehre und Recht zu halten, was es nicht war. Wenn es die Vorsehung nicht so gewollt hätte, so würde Adam schon Christus gewesen seyn, da sie es aber so gewollt hat, würde man die Vorsehung sehr unberufen tadeln, wenn man es anders haben wollte. Das wissentlich Schlechte ist freilich überall zu verdammen, aber nicht der Irrthum, nicht der edle Irrthum. Wie mag Herr von Raumer in Bausch und Bogen die Brahminen verwerfen, in einem Zeitpunkt, da wir so viel Erhabenes, Inniges, in jeder Hinsicht Herrliches von ihnen kennen lernen. Wie mag er in Bausch und Bogen den Muhamedanismus „heillos“ nennen, wenn er je Dschellaleddins gottselige Schriften gelesen hat? Wir wollen damit keine allgemeine Toleranz gegen Heiden und Türken und ihre längst erkannten Irrthümer predigen; wir wünschen nicht nur, sondern wir sind überzeugt, daß das Christenthum zulezt über der ganzen Erde

ausgebreitet werden wird; aber im Rückblick auf die altergraue Geſchichte, in der man das Chriſtenthum noch nicht kannte, oder es nur verſtümmelt kennen lernte, dürfen wir doch und müſſen wir tolerant ſeyn, und eine hiſtoriſch und naturwiſſenſchaftlich gründliche Würdigung des älteſten Entwicklungsgangs der menſchlichen Denk- und Handlungsweiſe, der Völkereigenthümlichkeit und des in der Weltgeſchichte fortgeſetzten Natureinfluſſes iſt mehr werth, als der Vorwurf, daß es nicht überall ſchon vor vielen tauſend Jahren geweſen, wie heute bei uns.

12) Der Menſch in allen Zonen der Erde. Von H. Hoffbauer. Leipzig, Engelmann, 1832.

Herr Hoffbauer iſt gerechter gegen das völkerbildende Naturprincip. Er nimmt an, die Natur habe mit dieſer Mannichfaltigkeit der Völkerſtufen, die der Verſchiedenheit der Erdoberfläche entſpricht, Zwecke erreicht, die durch eine allgemeine Gleichheit und Vollkommenheit der Menſchen nicht erreicht worden wären, und die in jedem Fall in ihrer Abſicht lagen, weil es ſonſt eben anders wäre. Denn Hegels Satz: das „Wirkliche iſt vernünftig," iſt wenigſtens in Bezug auf die Dinge wahr, die nicht geändert werden können, während er falſch iſt in Bezug auf alles, was zu ändern iſt. Wenn ein deutſcher Philiſter ein faules, tuckmäuſeriges Leben führt, ſo iſt er zu tadeln, der Peſcheräh aber, der daſſelbe in ſeiner amerikaniſchen Wildheit und Einſamkeit thut, iſt es nicht. Wenn ein brittiſcher Seelenverkäufer die Neger plagt, ſo iſt er ein Schurke, aber wenn es der Negerfürſt in Afrika thut, ſo iſt er blos ein Barbar, der nichts Beſſeres weiß. Es kommt, wenn man richtet, auf die Zurechnungsfähigkeit an.

Uebrigens hätte der Verfaſſer wohl die Völker nicht blos beſchreiben, ſondern ſie auch in eine genealogiſche Verbindung bringen ſollen. Aber da erfahren wir nichts von der Descendenz der ſemitiſchen Stämme, der indiſch-perſiſch-germaniſchen ꝛc. Bei den Menſchenracen kommt es nicht blos auf die Zonen und das Klima, ſondern auch auf die urſprüngliche Abſtammung an.

Die berühmte Streitfrage, wie die Racen entſtanden ſind, ſcheint mir nicht gelöst werden zu können, wenn man nur äußern klimatiſchen Einwirkungen die Verſchiedenheit zuſchreibt. Seit einem Jahrtauſend leben Araber unter den Negern und ſind doch nicht Neger geworden. Eben ſo wenig ſind die Spanier in Mexiko Indianer geworden und eben ſo wenig werden die Engländer auf Neuholland Papuas werden. Man muß wohl von der Annahme einer einzigen und allgemeinen Produktionskraft in der Menſchheit ausgehn. Dieſe Kraft hat verſchiedene Perioden ihrer Wirkungen gehabt. In der erſten Periode ſcheint die materielle Seite bei der Fortpflanzung vorgeherrſcht zu haben, daher nicht nur das Uebergewicht der Sinnlichkeit im ganzen Alterthum, ſondern auch im Sinnlichen die ſcharfen und feinen Varietäten, bei ſchwacher oder wenigſtens gleichartiger Geiſteskraft. In dieſer Periode ſcheinen ſich die Racen aus der vagina gentium herausgebildet zu haben. Später ſcheint in jener allgemeinen Produktionskraft der Menſchheit die bisher innerlich verborgne geiſtige Seite mehr hervorgetreten zu ſeyn, und in der nicht mehr veränderten Körperbildung eine deſto größere Lebendigkeit und Verſchiedenheit der Geiſter ſich ausgebildet zu haben. In jener erſten Periode wurden Racen, Völker, Gattungen, in dieſer zweiten wurden erſt Perſönlichkeiten, individuelle Charaktere gebildet; analog der Natur, die zuerſt nur unorganiſche Maſſen, und erſt nachher organiſche Individuen bildete, und die doch dieſelbe Eine Naturkraft iſt, ſo gewiß als auch im ganzen Generationsprozeß der Menſchheit nur Eine ungetheilte, aber ihre innere Mannichfaltigkeit in Gegenſätzen und einer regelmäßigen Folge entfaltende Kraft iſt. Dieſe intenſive Produktionskraft ſcheint mir einfacher und natürlicher die menſchlichen Varietäten zu erklären, als eine von außen her kommende Einwirkung, obgleich auch dieſe keineswegs geläugnet, ſondern ihr nur die zweite Stelle angewieſen werden ſoll.

13) Vergleichende Darſtellung der alten, mittlern und neuen Geographie. Ein Lehrbuch für die oberſten Gymnaſialklaſſen. Von Dr. W. F. Volger. Hannover, Hahn, 1832.

Dieſes nach einem vortrefflichen Plan angelegte Werk iſt nur zu kurz und gedrängt. Es gibt Verzeichniſſe der ältern, mittlern und neuern geographiſchen Namen jedes Landes, nach Gebirgen, Flüſſen, Städten, aber wenn ſich der Verfaſſer nur noch einmal ſo viel Raum erlaubt hätte, würde er nicht eine ſo große Menge intereſſanter, ja unentbehrlicher Notizen haben weglaſſen müſſen. Vergleichen wir z. B. den Artikel: „die Schweiz." Warum iſt bei Zürich nur Geßner erwähnt und nicht auch Zwingli? warum die Schlachten bei Näfels, Sempach ꝛc. und nicht auch die von St. Jakob? warum bei Schaffhauſen Johannes von Müller und nicht auch bei Glaris Tſchudi? warum fehlt Kloſter Einſiedeln? warum iſt bei Genf weder Calvin noch Rouſſeau genannt? Auch hätten wir erfahren müſſen, welche unter den altrömiſchen Schweizerſtädten die größte geweſen? welche Klöſter und Burgen in der alemanniſchen Zeit zuerſt emporkommen? und wie viel mehr hiſtoriſche Erinnerungen ſich an die einzelnen Ortsnamen knüpfen. Das alles hätte ſich bei etwas mehr Raum ſagen laſſen.

Ein Werk wie dieses, nur weiter ausgeführt und die Mitte haltend zwischen dem historischen Atlas von Le Sage und Ritters Erdkunde, müßte für Schulen von großem Nutzen seyn und sich großen Beifalls erfreuen.

14) Tagebuch meiner Reise nach Rio de Janeiro. In den Jahren 1819 und 1820. Von F. L. v. Rango. In Briefen. Mit drei Kupfertafeln. Zweite Auflage. Ronneburg, Weber, 1832.

„Traurige Folgen entspringen für unser deutsches Vaterland aus der verführerischen Beschreibung, die man, von einem Lande, noch jezt entwirft, welches auf der niedrigsten Stufe der Kultur steht, und in welchem die Menschheit mit Füßen getreten wird. Was in der Welt aber geht den Menschen mehr an, als die Menschheit? was kann ihn mehr reizen, als diese, in ihrer Vollendung? Brasilien ein Paradies!!! Fürchterliche Ansicht eines Paradieses hier auf Erden. Unschuld und Freiheit! ihr ersten Eigenschaften der paradiesischen Natur, Euch sucht man vergebens in jenem hochgepriesenen Lande! — Von all' den Fremdlingen, die ich, während meiner Anwesenheit in Brasilien, gesprochen habe, sind wenige, die nicht meine Ansichten theilen, wenige, die nicht mit Sehnsucht dem Augenblicke ihrer Befreiung entgegensehen, um am heimischen Altare, mit gebeugten Knien, ihren Irrthum zu bereuen, — wenige, die gefunden was sie suchten, vielleicht diejenigen ausgenommen, die dahingegangen sind, um Schmetterlinge, Würmer u. s. w. zu fangen, denn Würmer — gibt es dort im Ueberflusse."

Allerdings haben fast alle Reisende, die nicht Naturforscher waren, ungefähr die nämlichen Klagen über Brasilien geführt, z. B. Lindhorst, Werch ꝛc. Der Verfasser beschäftigt sich in seinen Briefen viel mit seinen Herzensangelegenheiten, Träumen von seiner Geliebten, Gefühlen und Stimmungen, und nebenbei mit der Schilderung der Schiffseinrichtungen, denen ein kleines interessantes Lexikon der Schiffsausdrücke beigefügt ist. Unter den Bemerkungen über das schon so oft beschriebene Brasilien stieß uns folgende als neu auf. „Die täglichen schweren Gewitter machen einen eignen Eindruck auf mich, und wie ich bemerkt habe, auch selbst auf die Eingebornen. Die Wirkung, die das Gewitter auf Kinder von 2 — 3 Jahren hat, ist höchst merkwürdig. Ich kenne einige Kinder von diesem Alter, welche bei Annäherung des Gewitters in einen förmlichen Todesschlaf versinken, und auch nicht eher wieder erwachen, bis dasselbe ganz vorüber ist. Dieselbe Wirkung soll es auf meine eigne Schwester noch vor zwei Jahren hervorgebracht haben."

(Die Fortsezung folgt.)

Vermischte Schriften.

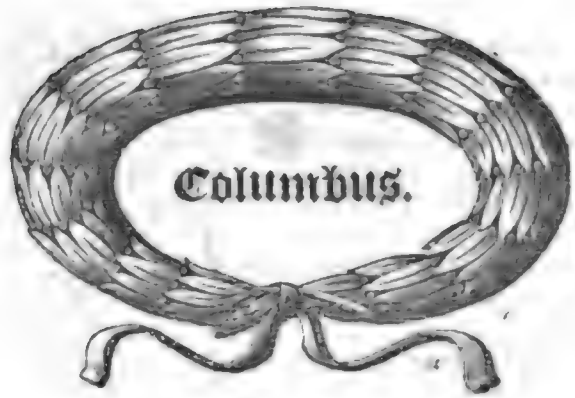
Scheidemünze, oder neue deutsche Sprichwörter, biblischen, naturgeschichtlichen, fabellehrigen und vermischten Inhalts. Von Wander. Zweite und lezte Gabe. Neiße und Leipzig, Hennings, 1832.

Eine gute Sammlung schöner Sprichwörter, zunächst eine Menge aus der Bibel, dann solche, darin aus dem Naturreich Lehren für die Menschen entlehnt sind, z. B.

Der Affe betet die Sonne nicht an, wenn er sich auch an ihr wärmt.
Je mehr die Vampire saugen, desto angenehmer sie fächeln.
Besser ein guter Sprung, als ein schlechter Flug.
Ein Hamster bestiehlt den andern.
Wo Hasen kriegen, gewinnt ein Strohmann die Schlacht.
Wenn der Mops mit der Dogge aus einer Schüssel frißt, so überfüllt er den Magen nicht.
Eine erhungerte Katze fängt keine Maus.
Von Mäusen wird keine Katze fett.
Dem Esel schreibt man die Weisheit auf den Rücken.
Den Hafer, den die Lastpferde verdienen, fressen die Staatspferde.
Ein hungrig Schaaf trägt wenig Wolle.
Eine Ziege zu hüten, macht mehr Mühe, als zehn Kühe.
Wenn Gott dem Hirsch das Geweih nimmt, so gibt er ihm ein größeres.
Die Größe des Kopfs thut's nicht, sonst hätte der Wallfisch den meisten Verstand.
Es muß sehr kalt seyn, eh' ein Vogel in den Käfig zurück fliegt.
Eine Eule, die am Tage ausfliegt, wird überall berupft.
Was nüzt der Eule eine Brille!
Eine Elster spricht, auch wenn Niemand zuhört.
Es ist ein schlechter Hahn, der sich von den Hühnern beißen läßt.
Nicht unter jedem Häubchen steckt ein Täubchen.
Eine Taube, die zum Lachen geboren ist, weint nicht, wenn ihr auch ein Junges stirbt.
Ein Schwan bleibt ein Schwan, wenn er auch mit Gänsen geht.
Das ist ein unglücklicher Fisch, dem das Wasser nicht schmeckt.
Ueberreife Früchte fallen selbst ab.
Ein Gärtner, der die Bäume liebt, läßt die Scheere nicht verrosten.

Dann folgen mythologische Sprichwörter, z. B. zu einem Herkules gehört mehr als eine Keule. Endlich vermischte Sprichwörter von allerlei Art. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an die ältere vortreffliche Sprichwörtersammlung von Sailer, die „Weisheit auf der Gasse."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 92. — 9. September 1833.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsezung.)

15) Christoph Columbus Leben und Reisen. Von Washington Irving. Auszug von dem Verfasser. Aus dem Englischen übersezt. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1833.

Es gibt Fälle, wo der Geschichtschreiber zugleich Dichter seyn muß, um den Zauber des Wunderbaren aufzufassen, der in gewissen Begebenheiten oder Charakteren liegt. Die Entdeckung von Amerika hätte längst die Darstellung verdient, die sie erst jezt durch Washington Irving gefunden hat, nämlich eine zwar der Geschichte treue, doch in poetischem Geist koncipirte Darstellung. Mit Meisterhand beschreibt er des Columbus Reise so, daß wir in dieselbe Spannung gesezt werden, wie seine Schiffsmannschaft, daß wir alle Gefühle des Zweifels und der Hoffnung und endlich nicht minder die der Ueberraschung, des wonnevollen und träumerischen Schauens über die neuentdeckte Welt mit ihnen theilen.

„Columbus Lage wurde mit jedem Tage mißlicher. Die Ungeduld der Matrosen erhob sich zu völligem Aufruhr. Sie sammelten sich in den entfernten Theilen der Schiffe, Anfangs in kleinen Haufen von zwei und drei Matrosen, welche jedoch, nach und nach zunehmend, furchtbar wurden, und in Murren und Drohungen gegen den Admiral ausbrachen. Sie eiferten gegen ihn als einen ehrgeizigen Tollkopf, der in einer verrückten Grille sich vorgenommen, etwas Unsinniges zu thun, um sich bemerkbar zu machen. Welche Verbindlichkeit zwang sie auszuharren, oder wann sollten die Bedingungen ihres Vertrags als erfüllt betrachtet werden? Waren sie doch schon in Meere gedrungen, die noch kein Segel je durchschnitten, und wohin vor ihnen kein Mensch sich gewagt hatte. Sollten sie weiter schiffen, bis sie umkämen, oder bis jede Rückkehr mit ihren zerbrechlichen Fahrzeugen zur Unmöglichkeit wurde? Wer konnte sie tadeln, wenn sie an ihre Sicherheit, ihre Rückkehr dachten? Der Admiral war ein Fremder, ohne Freund, ohne Einfluß. Sein Vorhaben hatten die Gelehrten als albern und phantastisch verworfen, und Männer jeden Ranges gemißbilligt. Er hatte daher Niemand auf seiner Seite, wohl aber Viele, die sich seines fehlgeschlagenen Plans freuen würden. Dies waren einige der Gründe, welche diese Menschen zur offnen Empörung brachten. Mehrere schlugen selbst als wirksamstes Mittel, alle Nachklagen des Admirals verstummen zu machen, vor, ihn in die See zu werfen, und auszugeben, er sey über Bord gefallen, indem er die Sterne und Himmelszeichen mit seinen astronomischen Instrumenten betrachtet habe.

Am 25. September bestieg Martin Alonzo Pinzon den Hintertheil seines Schiffes, und rief: „Land! Land! Señor, ich fordre die Belohnung!“ Und in der That war südwestlich ein solcher Anschein von Land, daß Columbus auf die Kniee sank, dem Himmel laut dankte, und die Mannschaft das Gloria in excelsis anstimmte. Die Schiffe veränderten ihren Gang und steuerten die ganze Nacht hindurch südwestlich; allein das Tageslicht endete, gleich einem Traume, ihre Hoffnungen: das eingebildete Land war eine Abendwolke gewesen, welche die Nacht aufgelöst hatte. Während mehrerer Tage wechselten sie zwischen Hoffen und Murren, bis die verschiedenen Anzeichen von Land so vielfältig wurden, daß die Matrosen von dem Zustande tiefster Niedergeschlagenheit zur höchsten Freude übergingen.

Am 7. Oktober hatten sie siebenhundert fünfzig Meilen zurückgelegt. Je weiter er kam, desto häufiger wurden die Zeichen von Land; singend flogen die Vögel um die Schiffe, und Kräuter schwammen vorüber, so frisch und grün, als hätten sie jüngst am Ufer geblüht. Als jedoch am Abende des dritten Tages die Matrosen die Sonne an einem uferlosen Horizonte untergehen sahen, brachen sie wieder in lautes Klagegeschrei aus, und drangen darauf die Reise aufzugeben. Kolumbus suchte sie Anfangs durch gütige Worte und großmüthige Versprechen zu besänftigen; da er aber gewahrte, daß ihre Heftigkeit dadurch nur vermehrt wurde, nahm er einen andern Ton an, und erklärte ihnen, daß alles Murren umsonst sey; daß die Expedition einmal von den Monarchen ausgesandt worden, um Indien zu suchen, und komme was da wolle, er vordringen werde, bis durch Gottes Segen er das Unternehmen zur Ausführung gebracht. Er stand nun in offner Fehde mit der Mannschaft, und seine Lage wäre rettungslos gewesen, wenn nicht zum Glück am folgenden Tage die Merkmale von Land sich auf eine Weise kund gegeben hätten, die fast keinen Zweifel mehr zuließen. Ein grüner Fisch, der nur bei Felsen sich aufzuhalten pflegt, schwamm um die Schiffe, und ein Dornenzweig voller Beeren trieb vorüber; auch fingen sie ein Rohr, ein Brett, und vor allen einen künstlich geschnizten Stab. Aller Mißmuth, alles Murren war nun am Ende, und den Tag hindurch ein jeder auf der Lauer nach dem langgesuchten Lande. Als am Abende die Seeleute nach ihrer Gewohnheit das Salve Regina, die Vesperhymne an die heilige Jungfrau, gesungen hatten, redete sie Columbus mit tief ergreifenden Worten an, und machte sie auf die Güte Gottes aufmerksam, der sie durch sanfte, günstige Winde über ein ruhiges Meer zum verheißenen Lande geführt habe. Er drückte das feste Vertrauen aus noch in dieser Nacht Land zu finden, befahl, daß eine wachsame Hut auf dem Vorkastell aufgestellt bleibe, und versprach demjenigen, der die Entdeckung mache, ein Wams von Sammet zu dem von den Monarchen versprochenen Jahrgelde. Den ganzen Tag hindurch hatte ein frischer Wind geweht, und das Meer größere Strömung als gewöhnlich gehabt; bei Sonnenuntergang wendeten sie sich wieder gegen Westen, und durchschnitten die Wogen im schnellen Lauf, die Pinta als beste Seglerin voran. Die größte Freude herrschte auf den Schiffen, und kein Auge ward die Nacht geschlossen. Als der Abend dämmerte, nahm Columbus seinen Platz auf der Spitze des Verdecks am Hintertheile seines Schiffes. So heiter und zuversichtlich auch am Tage der Ausdruck seiner Züge gewesen, so waren es doch für ihn Stunden der schmerzlichsten Unruhe; und jezt, da die Schatten der Nacht ihn jedem Blick entzogen, hielt er die angestrengteste, unablässigste Wacht, und sein Auge spähete umher am dunkeln Horizonte nach dem leisesten Zeichen von Land. Plötzlich, gegen 10 Uhr, glaubte er in einiger Entfernung ein Licht glänzen zu sehen. In der Furcht, daß sein ungestümes Hoffen ihn täuschen könne, rief er Pedro Gutierrez, des Königs Kämmerling, und fragte ihn, ob er ein Licht in jener Richtung gewahre; worauf dieser bejahend antwortete. Columbus, noch immer zweifelnd, ob es nicht Täuschung der Phantasie sey, rief nun Rodrigo Sanchez aus Segovia, und machte ihm dieselbe Frage. Während lezterer das Wachhaus erstiegen hatte, war das Licht verschwunden. Sie sahen es nachher noch ein oder zweimal in plötzlichen vorübergehenden Strahlen, gleich einer Fackel in einem Fischernachen, der mit den Wellen sich erhob und sank; oder als würde es in den Händen eines Menschen am Ufer hin und hergetragen, indem er vielleicht von Haus zu Haus ging. So vorübergehend und ungewiß jedoch war dieses Licht, daß Wenige ihm Wichtigkeit beimaßen; nur Columbus sah es als ein sicheres Zeichen der Nähe des Landes, und zwar eines bewohnten Landes an. Sie sezten ihren Weg bis zwei Uhr Morgens fort, als ein Flintenschuß von der Pinte das freudige Signal von Land gab. Ein Matrose, Rodriguez Bermejo, von Triana, einer Vorstadt Sevilla's, doch aus Alcala de la Guadaira gebürtig, entdeckte es zuerst. Man sah es jezt deutlich, in einer Entfernung von etwa zwei Meilen, worauf die Segel eingezogen, und angelegt wurde, ungeduldig die Morgenröthe erwartend. Wie heftig und bewegt müssen Columbus Gedanken und Empfindungen in diesem kurzen Zeitraume gewesen seyn! Trotz jeder Schwierigkeit und Gefahr war endlich sein Ziel erreicht, das große Geheimniß des Oceans enthüllt; seine Theorie, der Spott der Weisen, stand siegreich festgestellt, und sich selbst hatte er einen Ruhm gesichert, der dauernd wie die Welt seyn mußte. Selbst der Phantasie wird es schwer, die Gefühle eines solchen Mannes im Augenblick einer so erhabenen Entdeckung

zu fassen. Welche verwirrende Masse von Vermuthungen über das vor ihm liegende, in Finsterniß gehüllte Land muß seiner Seele sich dargestellt haben! Daß es fruchtbar, bekundeten die von seinem Ufer schwimmenden Pflanzen. Auch glaubte er in der balsamischen Luft den Duft aromatischer Wälder zu spüren. Das gesehene, sich bewegende Licht bezeugte, daß es der Wohnort von Menschen sey. Aber welcher Art waren seine Bewohner? Glichen sie denen des andern Theiles der Erdkugel, oder waren sie ein fremdartiges, scheußliches Geschlecht, womit die Einbildungskraft in jenen Zeiten alle fernen unbekannten Regionen bevölkerte? Hatte er eine wüste Insel der indischen Meere erreicht; oder war dies die berühmte Cipango selbst, das Ziel seiner goldenen Träume? Tausend ähnliche Betrachtungen müssen sich seiner bemächtigt haben, während er die Nacht durchwachte, ungewiß ob das Morgenlicht eine öde Wüstenei offenbaren, oder über gewürzige Waldungen und glänzende Tempel und goldene Städte, über alle die Pracht morgenländischer Civilisation leuchten werde.

Als der Tag anbrach, sah Columbus ein flaches, schönes Eiland vor sich, das mehrere Meilen sich ausdehnte, frisch und grün, und so reich mit Bäumen, gleich einem ununterbrochenen Baumgarten bedeckt war. Obgleich Alles in der wilden Ueppigkeit ungebändigter Natur erschien, so war doch augenscheinlich das Eiland mit Menschen bevölkert; denn man sah dessen Bewohner aus den Wäldern kommen und von allen Seiten nach dem Ufer laufen. Sie waren alle völlig nackt und zeigten durch Stellung und Gebärde ihre gränzenlose Verwunderung bei dem Anblicke der Schiffe. Columbus gab das Zeichen die Anker zu werfen und die Boote loszulassen. Er bestieg sein eignes Boot, prächtig in Scharlach gekleidet, und die königliche Fahne tragend. Martin Alonzo Pinzon und Vincente Yanjez, sein Bruder, stießen gleichfalls in ihren Booten ab, jeder das Banner der Expedition tragend, ein grünes Kreuz, und auf jeder Seite eine Krone über den Buchstaben F. und J., die Namenszüge der kastilianischen Monarchen, Ferdinand und Isabella. Als sie sich dem Ufer näherten, gewahrten sie mit Entzücken die Schönheit und Größe der Wälder, die Mannichfaltigkeit der unbekannten Früchte an den das Ufer beschattenden Bäumen, die Reinheit und Lieblichkeit der Luft, und die krystallähnliche Durchsichtigkeit des Meeres, das diese Eilande umspülte. Als Columbus an das Land gestiegen war, warf er sich sogleich auf die Kniee, küßte die Erde, und brachte, mit Thränen der Freude Gott seinen Dank. Seine Begleiter, deren Herzen in der That von Gefühlen überwältigt waren, folgten seinem Beispiele. Columbus erhob sich darauf, zog sein Schwert, entfaltete das königliche Banner und nahm von der Insel, der er den Namen San Salvador gab, im Namen der kastilischen Monarchen Besitz. Dann forderte er alle Anwesenden auf, ihm als Admiral und Vicekönig, und als Stellvertreter der Monarchen, den Eid der Treue zu leisten.

Das Eiland, wo Columbus zum ersten Male seinen Fuß auf die neue Welt sezte, ist eine der Lucayos oder Bahama-Inseln, von den Eingebornen Guanahani genannt, das noch gegenwärtig den von ihm gegebenen Namen San-Salvador führt, wiewohl die Engländer es Cat-Island, Katzen-Insel, nennen. Das am Abend vor seiner Landung gesehene Licht mag auf der Wallings Insel, einige Meilen östlich, gewesen seyn."

Eben so schön sind die nachfolgenden Schilderungen der Insel Cuba, der freundlichen Aufnahme, welche Columbus daselbst bei den Eingebornen fand, und der Habgier und Treulosigkeit, womit die Gefährten des Columbus, gegen seinen ausdrücklichen Befehl, sogleich anfingen, das harmlose atlantische Volk zu mißhandeln. Außer dem großen Reiz aber, welche die Geschichte der Entdeckung selbst darbietet, sind die eigenthümlichen Schicksale des Columbus, und des ihn verfolgenden Undanks nicht weniger anziehend, rührend und erhebend; daher dieses Buch eines der liebenswürdigsten Lesebücher ist, die den Werth eines Geschichtswerks und die Gefälligkeit eines Romans verbinden.

16) Das Sultanat Mog'rib-ul-Akſa, oder Kaiserreich Marokko. In Bezug auf Landes-, Volks- und Staatenkunde beschrieben von J. Graberg v. Hemsö, vormals königl. schwed. Konsul zu Tanger. Aus der italienischen Handschrift übersezt von Alfred Reumont. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1833.

Der Krieg, den vor einigen Jahren Oesterreich mit Marokko führte, und noch mehr die Eroberung Algiers durch die Franzosen, welche die Eifersucht des Nachbarstaats Marokko gereizt haben, muß die Aufmerksamkeit der Europäer auf ein Reich hinlenken, das auch schon ohne diese neuen politischen Beziehungen in ethnographischer Hinsicht höchst merkwürdig ist. Die hier mitgetheilten Nachrichten übertreffen alle frühern an Vollständigkeit und sind ein sehr zu schäzender Beitrag zur Länder- und Völkerkunde, besonders wegen der darin enthaltenen neuen Aufklärungen über die alten Einwohner Nordafrikas, über welche die Begriffe bisher noch immer schwankten.

Zuerst schildert der Verfasser das Land, dessen geographische Lage, Eintheilung, Klima, Boden, Naturprodukte, Städte ꝛc. Hier nur die äußersten Umrisse. Das Kaiserreich Marokko bildet den nordwestlichen Theil Afrikas, wird quer vom Atlasgebirge durchschnitten und

hat nordwestlich von diesem Gebirg die Provinzen Fez und Marokko, südöstlich die Provinzen Sedschelmesa, Tafilelt, Daraa, El Hharib, Guzzula und Sus. Nicht nur das Land im Norden, sondern auch das im Süden ist überaus fruchtbar, eins der reichsten und schönsten Länder der Erde, aber weit nicht genug kultivirt. Da ein muhamedanisches Reich rücksichtlich seiner despotischen Verfassung und sorglosen Verwaltung den andern gleich ist (den neuen Staat Mehemet Alis ausgenommen), so wollen wir hier auf diesen Gegenstand weniger eingehen, als auf die Untersuchung über die alte Bevölkerung. Der Verfasser gibt hierüber folgende wichtige Aufschlüsse. „Die Amazirghen oder Mazirghen, unrichtig Berber oder Bereber genannt, sind die ächten Abkömmlinge der ältesten Bewohner nicht blos des Mogh'rib-ul-Aksa, sondern des ganzen nördlichen Afrikas vom Niluser bis zum atlantischen Weltmeere; und wenn sie in der alten Erdkunde unter dem Namen Getuli und Melano-Getuli vorkommen, so findet sich ihre ursprüngliche Benennung Mazigh in den Schriften vieler alter griechischer und römischer Schriftsteller mit verschiedenartiger Rechtschreibung in den Wörtern Mazyes, Mazisei, Mazyces und Mazichi. Von ihnen hatten alle Urbewohner Mauretaniens, Numidiens und Libyens ihren Ursprung. Cabailen oder Cabilen und Mozzaben in der heutigen Regentschaft von Algier, Zuaven in jener von Tunis und in den Umgebungen der Insel Gerbi, Ademser im Staate Tripoli, und Tibbuer, Tuarikken und Tuatten in der großen Wüste genannt, werden sie gegenwärtig im Reiche Marokko in Bereber und Schellöchen eingetheilt."

„Die Araber behaupten, daß diese alten Bewohner des ganzen Mogh'rib-ul-Aksa von den Amalekiten und Cananiten stammen, die durch Josua und andere Richter Israels aus Palästina vertrieben wurden. Aber es ist eine historisch erwiesene Sache, daß das nördliche Afrika schon lange vor der genannten Zeit von derselben Nation bevölkert wurde, die noch heutigen Tages die nämliche Sprache spricht, welche von der hebräischen und phönizischen, und der arabischen der Nachkömmlinge des Ad, des Kahhtan oder Jektan, und des Adnan, Urenkels des Ismael, in der Wurzel verschieden war und ist. Es scheint nichts desto weniger, daß der Name Berber, der im arabischen Erde oder Land des Berr bedeuten würde, von irgend einem Manne dieses Namens stamme, nach den arabischen Genealogisten von dem Sohne des Kis und Enkel des A'ilam, einem der Hirtenkönige Aegyptens, welcher, gezwungen sich nach Nordafrika zu flüchten, dem Lande sodann seinen Namen gegeben. Die amazirghische Sprache, die wir fleißig studirt, und welche, wie gesagt, nicht die mindeste Verwandtschaft mit den sogenannten semitischen hat, macht auch wirklich die Meinung Ibnu Khalduns und anderer arabischer Schriftsteller, daß sie nicht von Sem, sondern von Cam, Noahs zweitem Sohne, stammen, von dem Aegyptens alte Einwohner ihren Ursprung mit Gewißheit herleiten, sehr wahrscheinlich und fast unbezweifelt. Von einem andern Ber, Sohne des Mazirgh, und Enkel des Canaan, Cams Sohnes, stammen gewiß die Beranis, die ersten Stämme der Bevölkerer Afrikas, und ihre Verwandten und Verbündeten waren die Cananiten Palästinas, als Abkömmlinge des Chesluddhin oder Casluhim, Sohnes des Mizraim und Enkels Cams. Ihre Sprache hat sich immer erhalten und wird noch fortwährend geredet in der ganzen Ausdehnung der atlantischen Kette, vom Innern Aegyptens und Nubiens bis zum Kap Nun am atlantischen Ozean, in welchem leztern man sie noch vor hundert Jahren auf den kanarischen Inseln sprach. Unter den verschiedenen Dialekten dieser Sprache, welche gegenwärtig auch den Einwohnern der Oasen von Sinah, Audschla und Fezzan, den Tibbuen und den Tuarikken der großen Wüste, den Mozaben, Touaten und Abeschschen des Biled-ul-Dscherrid und den Zeneghen und Ludajas des Sus-ul-Aksa und der Strandgegenden der großen Wüste eigen ist: sind die bekanntesten jene der Regentschaft Algier und des Mogh'rib-ul-Aksa, der erste Schovia und der zweite Tamzirgt genannt, hierauf getheilt in Berber und Schilha. Ueber die beiden lezteren hat man viel gestritten und geschrieben, um zu bestimmen, ob die Berbersprache und die der Schellöchen wirklich eine und dieselbe seyen. Unsere eignen Untersuchungen, in diesem Punkte mit den bessern neuern Ethnographen übereinstimmend, haben uns überzeugt, daß nicht nur diese beiden Dialekte, sondern fast alle übrigen derselben Muttersprache, die wir die atlantische Sprache nennen möchten, wenig von einander verschieden sind, und in viel geringerem Grade als im Südwesten Europas die italienische, spanische und portugiesische Sprache, im Norden die deutsche, schwedische und dänische, oder in Italien der genuesische, venezianische und neapolitanische Dialekt. Im Allgemeinen ist die Zahl jener Amazirghen gering, welche dem Sultan von Marokko gänzlich gehorchen, oder es nicht wegen der Bedürfnisse des Handels und der zum Leben unentbehrlichen Dinge thun; während der größte Theil derselben, d. h. mehr denn zwei Millionen Individuen, unabhängig leben unter ihren Imzarghen (Herren) Amucranen (Großen) und Amrgaren oder Aeltesten, oder unter unbeschränkten Fürsten aus ihrem eigenen Volke, in welchem diese sich mit der größten Sorgfalt bestreben, die Genealogien und Geburtsansprüche unverfälscht zu erhalten, ganz dem Sinne der anderen freien und starken Nationen des Alterthums und der neueren Zeiten getreu, wo Familienmacht und Aristokratie der Geburt eine Hauptstütze der Unabhängigkeit bilden."

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 28. September 1832.

Gedicht, mit Kupferstich. — Die Kunst, Kupferstiche, Radirungen, Holzschnitte, Lithographien und Handzeichnungen zu erkennen. Ein Handbuch für Kunstfreunde, Sammler und Antiquare. Von Adam Bartsch. Nach dem Tode des Verf. Zweyter Theil. Wien. — Die Kunst, Kupferstiche, Radirungen, Holzschnitte, Lithographien und Handzeichnungen zu erkennen. Ein Handbuch für Kunstfreunde, Sammler und Antiquare. Von Adam Bartsch. Nach dem Tode des Verf. Dritter Theil. Wien.

Gedicht, mit Kupferstich.

Wir haben unsern Lesern schon mehrmals Gedichte mit Kupferstichen vorgelegt, und sie werden sich erinnern, daß wir uns dabei über den Werth dieser Verbindung ausgesprochen haben. Wir können nicht sagen, daß wir unsere Ansicht geändert haben, und wir müssen daher auch jetzt wieder unser Bedauern darüber aussprechen, daß ein Gedicht, das wir gern gelesen hätten, durch einen Kupferstich, der uns gleichgültig ist, für uns verloren gegangen ist. Wir wollen damit nicht sagen, daß Kupferstiche überhaupt gleichgültig sind, sondern nur, daß sie es für uns sind, wenn sie nicht mit Gegenständen unserer Theilnahme in Verbindung stehen. Wir haben nichts gegen Kupferstiche, wenn sie Gegenstände darstellen, die uns interessiren, und wir haben nichts gegen Gedichte, wenn sie uns interessiren, aber wir haben etwas gegen Gedichte, die uns nicht interessiren, und gegen Kupferstiche, die uns nicht interessiren, und gegen Gedichte mit Kupferstichen, die uns nicht interessiren. Wir haben nichts gegen Gedichte mit Kupferstichen, die uns interessiren, aber wir haben etwas gegen Gedichte mit Kupferstichen, die uns nicht interessiren, und gegen Gedichte mit Kupferstichen, die uns nicht interessiren, und gegen Gedichte mit Kupferstichen, die uns nicht interessiren. Wir haben nichts gegen Gedichte mit Kupferstichen, die uns interessiren, aber wir haben etwas gegen Gedichte mit Kupferstichen, die uns nicht interessiren, und gegen Gedichte mit Kupferstichen, die uns nicht interessiren, und gegen Gedichte mit Kupferstichen, die uns nicht interessiren. Wir haben nichts gegen Gedichte mit Kupferstichen, die uns interessiren, aber wir haben etwas gegen Gedichte mit Kupferstichen, die uns nicht interessiren, und gegen Gedichte mit Kupferstichen, die uns nicht interessiren, und gegen Gedichte mit Kupferstichen, die uns nicht interessiren. Wir haben nichts gegen Gedichte mit Kupferstichen, die uns interessiren, aber wir haben etwas gegen Gedichte mit Kupferstichen, die uns nicht interessiren, und gegen Gedichte mit Kupferstichen, die uns nicht interessiren, und gegen Gedichte mit Kupferstichen, die uns nicht interessiren. Wir haben nichts gegen Gedichte mit Kupferstichen, die uns interessiren, aber wir haben etwas gegen Gedichte mit Kupferstichen, die uns nicht interessiren, und gegen Gedichte mit Kupferstichen, die uns nicht interessiren, und gegen Gedichte mit Kupferstichen, die uns nicht interessiren.

den Aborigenen oder ursprünglichen Bewohnern des Mog'rib-ul-Akså, die Bereber aber als Philister oder aus Palästina gekommene und vom Stamme Mizraims und Casluhims betrachten, während sie selbst sich rühmen als wahre und ächte Beranis Amazirghen von dem genannten Mazirgh, wahrscheinlich dem Amathis der heiligen Schrift abzustammen."

„Die Mauren bilden nächst den Amazirghen die zahlreichste Bevölkerung des Reiches. Sie mögen persischen oder arabischen Ursprungs seyn; gewiß ist, daß sie, viel später denn die Amazirghen ins Mogh'rib gekommen, doch schon lange vor den historischen Zeiten der Griechen und Lateiner dort ansässig waren. Man will ihren Namen von dem hebräischen Worte mahur ableiten, welches Abend bedeutet; man könnte es indeß auch auf das griechische Mavros zurückführen, welches dunkel, schwarzbraun, die gewöhnliche Farbe der Araber und Mauren, ausdrückt. In den alten Geschichtswerken immer, in den neuern bisweilen mit den Amazirghen verwechselt, siedelten sie sich zu verschiedenen Zeiten in Afrika an, und theilten dessen Besitz mit den Urbewohnern, so wie sie selbst später den Einwanderungen anderer Araber, die vor und nach der Gründung des Islamismus dahin kamen, Platz machen mußten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ihre erste Einwanderung in Afrika zu Josuas Zeit, nämlich 1400 Jahre vor unserer Zeitrechnung stattgefunden habe, und daß sie fünf Jahrhunderte später über Carthago neue phönizische Kolonien erhielten. Man lernt aus der Geschichte, daß sie eine wandernde Völkerschaft ohne bestimmte Wohnsitze waren, wogegen die Amazirghen in Hütten und Dörfern wohnten. Aus allem Diesem geht hervor, daß die Mauren ein Gemisch verschiedener asiatischer Völkerschaften sind, die in verschiedenen Epochen sich auf Afrikas Nordküste niederließen. Aber der größte Theil derjenigen, welche heutzutage die Ebenen und Städte des Mogh'rib, zwischen der Atlaskette und dem Meere, innehaben, stammen von jenen, die vor wenigen Jahren nach Granadas Eroberung aus Spanien verjagt wurden. Außer daß sie die vornehmsten und mächtigsten unter den Einwohnern der Städte sind, haben sie die bedeutendsten Stellen bei der Regierung, bilden den Kern des Heeres und sind die einzigen Marokkaner, welche mit christlichen Völkern in unmittelbarer Verbindung stehen. Ihre Sprache ist der moghrebinisch, d. h. abendländisch genannte Dialekt des Arabischen, worein sich viele amazirghische, aber noch mehr spanische Wörter eingeschlichen haben."

Die übrige Bevölkerung Marokkos bilden Araber, Juden, Negersklaven und Renegaten aus Europa.

Der Handel Marokkos ist vorzüglich für das innere Afrika wichtig, weil von hier aus große Karavanen durch die Wüste in die südlichen Negerländer ziehen. „Sie reisen von Marokko, Tetovan, Fas und Tafilelt ab. Die erste zieht durch Demnet, und nachdem sie sich mit den andern im Tafilelt vereinigt, begeben sie sich alle zusammen nach Tatta und Akka, um von dort aus vereinigt die Sahhara-Wüste zu durchziehen. Diese vereinigten Karavanen halten an der südlichen Gränze der Wüste, nämlich zu Toudeini und El-A'rauan, um sich mit Salz zu versehen, von wo sie sich nach Tombuctu begeben, um dort andere Kaufleute anzutreffen, die entweder daselbst ansässig oder von andern Theilen hingekommen sind, um den Binnenhandel des Sudans, Senegambiens und Guineas zu betreiben." Außerdem herrscht der meiste Verkehr zwischen Marokko, Aegypten, Syrien und Arabien längs des Mittelmeers. Ueber den europäischen Handel sagt der Verfasser: „Die in marokkanischen Häfen anlangenden europäischen Schiffe erlegen 5 Piaster für das Recht zu ankern, und 1 dem Hafenkapitän bei der Abfahrt. Die Konsulats-Rechte sind verschieden, gemäß den Flaggen, können aber im Durchschnitt auf 1 Piaster für jede 5 Tonnen Ladung angeschlagen werden. Im Laufe des Jahres 1831 landeten in den verschiedenen Häfen Marokkos, unter mehreren Flaggen, 64 Fahrzeuge, die 3870 Schiffslasten von 20 Centnern visirten; und es liefen dagegen aus: 98 Schiffe, die 5819 trugen. Die eingeführten Waaren wurden zu 3,960,000 Franken geschätzt, die ausgeführten zu 3,034,000, von welchen Frankreich allein für 124,700 einführte und für 129,700 ausführte."

Interessant ist folgende Notiz über die Schulen in Marokko. „Im sechsten Jahre beginnen die Kinder in die Schule zu gehen, oder sich einer Kunst oder einem Handwerke zu widmen. Die sowohl in den Städten als in den Dörfern und auf dem Lande ziemlich zahlreichen Elementarschulen sind entweder Privatschulen, Mesid oder Mektib, nämlich Kollegien zum Lesen- und Schreibenlernen, genannt, oder sie sind öffentliche Dschama's, nämlich Moscheen geheißen, da sie beinahe immer in der Nähe der Kirchen sich befinden. In ersteren unterweist man die Kinder um wenige Zahlung, oft umsonst, im Lesen, Schreiben, Aussprechen und dem Auswendiglernen der Verse des Koran, mittelst einer der Bell- und Lancaster'schen ähnlichen Methode, die wahrscheinlich dieser letztern Vorbild war, und in diesen Ländern alt ist wie die historische Erinnerung. Auch gibt es Mädchenschulen dieser Art, wo sie von bejahrten Frauen im Lesen, Schreiben und den nöthigen Hand- und häuslichen Arbeiten unterrichtet werden. Die meisten Schüler verlassen diese Institute, sobald sie lesen und schreiben können. Viele aber bleiben auch, bis sie den ganzen Koran auswendig wissen, und gehen dann zu den höheren

Anſtalten, in der Einzahl Mudersa, in der Mehrzahl Muda'ris, d. i. Ort des Unterrichts, genannt, und endlich zur hohen Schule zu Fas über, die Da'r-el-i'lm, nämlich Haus der Weisheit, genannt wird. In dieſen öffentlichen Unterrichtsanſtalten, und namentlich auf der Univerſität zu Fas, lehren mehr oder weniger tüchtige, förmlich angeſtellte und beſoldete Profeſſoren Grammatik, Theologie, Logik, Rhetorik, Poeſie, Arithmetik, Geometrie, Aſtronomie und Arzneikunſt. Auch werden dort die Sagen und Kommentare des Koran erläutert, und das bürgerliche und kanoniſche Recht mit den Prozeßformen gelehrt. Nur auf dieſer Univerſität erhält man die verſchiedenen Würden eines Tàleb, d. i. Student oder Lizentiat, F'kih oder Doktor, und A'lèm oder Weiſer, das in der Mehrzahl O'làma hat, bei den Chriſten gewöhnlich Ulema geſprochen und geſchrieben; ein Name, den man auch in der Türkei dem Kollegium der Gottesgelehrten gibt, an deren Spitze der Mufti ſteht, deſſen Gerichtsbarkeit in Hinſicht auf Religion und Recht ſich über das ganze Reich erſtreckt. Ein ſolcher iſt auch zu Fas anſäſſig."

Die ausführliche Schilderung des Landes, ſeiner Einwohner und Inſtitute beſchließt ein Abriß der Landesgeſchichte. „Es ſcheint eine unbezweifelte Sache, daß die Schellöchen, wahrſcheinlich vom Stamme Caoluhims, die Urbewohner Mauritaniens geweſen, und daß ihre älteſten Führer oder Fürſten den Namen oder Titel Goliath oder Golia getragen, was in ihrer wie in arabiſcher Sprache Dſchàlud geſprochen wird, und Kämpe oder Waffenheld, namentlich einen in der Handhabung des Schwertes geſchickten, bedeutet. Mit den Berebern verwandt, als Stammgenoſſen der großen Familie Mazirgh's, ſpäter Amazirgha genannt, welche während der Kindheit der Geſchichte bereits ganz Nordafrika vom Nilufer bis zu den atlantiſchen Inſeln bewohnte, hielten die Schöllöchen ohne Zweifel mit ihnen die Abhänge, Hügel und Thäler des großen und kleinen Atlas beſezt, als die Phönizier an jenen Küſten ihre berühmte Pflanzſtadt Carthago gründeten. Salluſt iſt übrigens der erſte alte Schriftſteller, der uns ausführlichere Nachricht über ſie gibt. Er ſpricht von Bocar oder Bocus (Bogud), König von Mauritanien, der zuerſt dem Maſſiniſſa und dann ſeinem eigenen Schwiegerſohn Jugurtha gegen Marius beiſtand, aber ſpäter den Leztern verrieth, um ſich mit Sylla und dem römiſchen Senate zu verbinden, von dem er zum Lohne die Herrſchaft über beide Mauritanien erhielt. Die Getuler und Gomeren waren damals die zahlreichſten Bewohner der Tingitana, wo noch jezt Spuren ihrer Namen ſich in denen der Provinzen Guzzula und Er-Riff erhalten; und wir halten ſie für identiſch die Erſtern mit den Schellöchen, die Andern mit den Berebern. Jene hatten ſchon den Carthagern unter Hannibal gedient, und lernten von Jugurtha und Bocus die Regeln kriegeriſcher Disciplin. Später half Bogud dem Marc Anton gegen Octavius, aber die Tingitaner verjagten ihn vom Throne, und da ſie ſich Bocus unterworfen, wurden ſie nach deſſen Tode römiſche Unterthanen, obgleich namentlich noch vom jüngern Juba und ſpäter von Ptolemäus beherrſcht. Kaiſer Claudius theilte das große mauritaniſche Reich in zwei, welche das Tingitaniſche und das Cäſarienſiſche hießen, und von da an bis zum Sturze des abendländiſchen Kaiſerreichs von römiſchen Pro-Konſuln regiert wurden. Allen Glückswechſeln und Unfällen ausgeſezt, welche Afrika während der Einführung und Verbreitung der chriſtlichen Religion und während der Bürgerkriege unter den Nachfolgern Commodus und Konſtantins des Großen zerriſſen, bewahrten die Mauren immer ihren Geiſt der Unabhängigkeit unvermindert, und warfen unter Anführung zweier im Lande geborner Brüder, Firmus und Gildon, muthig das römiſche Joch ab, worauf ſie einen langen Krieg gegen Theodos den Großen zu beſtehen hatten. Roms Glück ſiegte, und ein General-Gouverneur, Bonifacius, ſelbſt von Amazirghen und Mauren geehrt und gern geſehen, verwaltete dieſe wichtigen Provinzen, bis endlich die verbrecheriſchen Umtriebe des Aëtius ihn zwangen, ſich mit den Vandalen zu verbünden, um durch Afrikas Losreißung vom Reiche ſich einem ſchmachvollen Tode zu entziehen." Die Eroberung Afrikas durch den Vandalenkönig Geiſerich iſt bekannt. Unter Geiſerichs Söhnen und erſten Nachfolgern empörten ſich die Amazirghen und Mauren, und entzogen ſich der Herrſchaft der Vandalen, welche nach und nach auf die Gränzen des öſtlichen Numidiens, des Zeugitaniſchen und Biſacениſchen eingeſchränkt wurden, wo nach ihrer Beſiegung durch Beliſar ihr Reich in der erſten Hälfte des 6ten Jahrhunderts ein Ende nahm. Das tingitaniſche Mauritanien wurde hierauf von neuem eine römiſche oder vielmehr griechiſche Provinz, mit der Hauptſtadt Sebta, dem heutigen Ceuta. Aber die Griechen beſaßen nur die Küſten; das Innere war unabhängig unter der patriarchaliſchen Regierung eingeborner Häupter. Dieſe Häuptlinge vereinigten ſich und machten heftige Angriffe auf die Archonten der Nachfolger Juſtinians, als plözlich die Araber, vor Kurzem Mohammeds Anhänger geworden, und ſchon mächtig unter dem zu Damaskus reſidirenden Khalifen, über Afrika herfielen. — Es iſt unbezweifelt, daß die älteſten Araber den Bewohnern des weſtlichen Afrikas den Namen A'dſchémi oder Fremde gegeben, die nicht die arabiſche Sprache reden, oder die Benennung Moſta'dſchòmi, d. h. Verderber guter Sprache; Namen, welche die ſpaniſchen Juden mit dem Worte Bàrbaros überſezt

haben werden, woraus sodann die bereits vom folgenden Jahrhundert an in Spanien berühmten arabischen Schriftsteller ihrerseits die Benennung Juhud-el-Berber, oder jüdische Bereber, nämlich Amazirghen, gebildet haben werden. Jedenfalls ist es gewiß, daß vor dem zweiten Jahrhundert der Hegira weder arabische, noch jüdische oder christliche Schriftsteller sich je dieses lezteren Namens bedient haben." Trotz der ersten Gegenwehr und nachherigen öftern Aufständen der alten Einwohner, wußten sich dennoch die Araber beliebter zu machen, als die Römer und Vandalen, und behaupteten ihre Herrschaft im Lande bis auf den heutigen Tag.

Vermischte Schriften.

Fragmente aus dem Tagebuche eines jungen Ehemanns. Von Ritter Braun von Braunthal. Wien, Tendler, 1833.

Dergleichen Schriften sind in der Regel entweder sentimentale Ewaldiana, oder Satiren, wie die höchst geistreichen „Flitterwochen" des verstorbenen Julius von Voß (dessen übrigen Schriften übrigens hiermit nicht das Wort geredet seyn soll). Herr von Braunthal, bekannt durch eine in unsern Blättern nach Verdienst gerühmte Aesthetik für Damen und durch mehrere Dichtungen, hat hier den rechten Weg eingeschlagen und hält sich wie Hippel in einer weisen Mitte. Er weiß, daß ein klein wenig Sentimentalität fürs Haus nicht zu verachten ist, nur nicht zu viel, und daß man auf der andern Seite eben so in ehelichen Angelegenheiten Scherz verstehn muß, ohne den Ernst auszuschließen. Sein Werk besteht aus Aphorismen, unter denen wir nur die folgenden beiden, als bezeichnend für das ganze Buch hervorheben wollen:

„Je mehr meine Weiberkenntniß zunahm, desto mehr nahm meine Weibeskenntniß ab, denn je mehr Weiber man kennen lernt, desto weniger kennt man das Weib."

Dieser Spruch ist so geistreich als wahr, und bezeichnet vollkommen die unergründliche Natur des Weibes, das schöne Räthsel, dessen Unerrathbarkeit eben sein höchster Reiz ist. Je genauer man dieses Geschlecht kennen lernt, desto mehr begreift man nur, daß man es nicht begreifen kann, und jeder Don Juan gelangt wie jeder eheliche Patriarch zulezt immer nur zu der Weisheit des Sokrates: ich weiß nur, daß ich nichts weiß. Aber das ist eben der Humor davon und das Leben wäre unerträglich, wenn die Weiber bestimmte mathematische Größen, wenn sie nicht ein heiliges Geheimniß, oder voll der wunderlichen Launen und Widersprüche wären, wie wir sie in der Wirklichkeit oder bei Shakespeare finden, der sie nur schildern, aber nicht verstehen wollte. So viele berufene und unberufene Schriftsteller über die Ehe und die Weiber sich auch schon haben vernehmen lassen, sie konnten nie etwas Besseres sagen, als was Herr von Braunthal über sie gesagt hat. Die Franzosen haben, wie Schiller richtig bemerkt, das edle Bild der Menschheit verhöhnt und das Erhabene in den Staub gezogen. Wie Voltaire die herrliche Jungfrau von Orleans, so behandelte die frivole Schule bis zur Revolution das ganze Geschlecht mit Hohn und Verachtung, aber ist durch die Musterkarte weiblicher Laster und Unarten, welche die damalige französische Literatur darbietet, das Wesen des Weibes erklärt? Die Deutschen fielen in das andre Extrem. Indem sie schon in alten Zeiten etwas Heiliges und Prophetisches im Weibe geahnet, wie Tacitus berichtet, blieb auch später ihre Galanterie ernsthaft, beinahe religiös, und aus dieser Stimmung zogen in der sentimentalen Periode allerlei unberufene Leute ihren Vortheil und übertrieben die Sache. Protestantische Tartuffes, faldungsvolle Mädchenlehrer, geldgierige Pensionsmütter und eitle Romanschreiberinnen lieferten jede Messe mehrere hundert häusliche Erbauungs-, Erziehungs-, Toiletten- und Unterhaltungs-Bücher, worin aus jeder simpeln Beamten- oder Bürgerstochter ein ideales Wesen, eine Heilige, ein in Duft zerfließender Engel gemacht wird, und worin sie gelehrt werden, anstatt eine Suppe zu kochen, mit ihrer sogenannten schönen Seele zu kokettiren. Diese Musterkarten aller denkbaren weiblichen Tugenden sind eben so wenig geeignet, uns über die wahre Natur des andern Geschlechts Auskunft zu geben. Alle großen Religionsstifter, Gesetzgeber, Dichter dagegen waren von jeher der Ansicht, daß es nicht möglich sey, den Proteus der weiblichen Seele in irgend einer Fixirung festzuhalten, und daß es nicht darauf ankomme, die weibliche Natur zu errathen, sondern nur *mit ihr umzugehn*. Jede Theorie ist hier Unsinn, und es gilt die Praxis allein.

Aeußerst praktisch ist der zweite Satz: „In der schlimmsten Ehe findet sich, was man in der besten hat, und in der besten findet sich, was man in der schlimmsten hat." Dies ist das beste Recept gegen die verliebte Narrheit wie gegen die morose. Ich möchte nur noch einen dritten Satz hinzufügen: „Wer die Damen liebenswürdig *machen* will, der muß sie vor allen Dingen *dafür halten*." Probatum est.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt
Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.
Montag, — № 104. — 29. September 1828.

Deutsche allgemeine Literatur.

Die Monatsschrift, die in Stuttgart unter dem Titel: Deutsche Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe, herausgegeben wird, ist ein Unternehmen, das sich durch seine Tendenz, wie durch seine Ausführung, gleich empfiehlt. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß man sich in Deutschland mehr und mehr bestrebt, die Wissenschaften, Künste und Gewerbe, die bisher in ihrer Isolirung nur wenigen Menschen Interesse einflößten, in ihrer Verbindung mit einander zu betrachten, und sie dadurch dem Leben näher zu bringen. Wissenschaft, Kunst und Gewerbe sind nur verschiedene Seiten einer und derselben Sache, und wenn sie auch in ihrer Ausübung getrennt sind, so müssen sie doch in ihrer Betrachtung vereinigt werden, wenn sie nicht einseitig und unfruchtbar bleiben sollen. Wissenschaft ohne Kunst ist todt, Kunst ohne Wissenschaft ist blind, und Gewerbe ohne Wissenschaft und Kunst ist ein Handwerk, das keinen goldenen Boden hat. Wissenschaft, Kunst und Gewerbe sind die Grundpfeiler der Civilisation, und wer sie in ihrer Verbindung betrachtet, der betrachtet die Civilisation selbst. Diese Betrachtung ist es, welche die Deutsche Monatsschrift sich zur Aufgabe gemacht hat, und sie hat sie bis jetzt mit Geist und Einsicht gelöst. Sie ist ein Spiegel, in welchem sich die Civilisation unserer Zeit, in ihrer Wissenschaft, Kunst und Gewerbe, mit ihren Vorzügen und Gebrechen, mit ihrem Licht und Schatten, mit ihrem Fortschritt und Rückschritt, mit ihrer Vorwärts- und Rückwärtsbewegung, mit ihrer Gegenwart und Vergangenheit, mit ihrer Wahrheit und Lüge, mit ihrer Tugend und Laster, mit ihrer Poesie und Prosa, mit ihrer Natur und Unnatur, mit ihrer Vernunft und Unvernunft, mit ihrer Gesundheit und Krankheit, mit ihrer Schönheit und Häßlichkeit, mit ihrer Ordnung und Unordnung, mit ihrer Freiheit und Knechtschaft, mit ihrer Religion und Irreligion, mit ihrer Moral und Unmoral, mit ihrer Politik und Unpolitik, mit ihrer Liebe und Haß, mit ihrer Hoffnung und Verzweiflung, mit ihrer Ruhe und Unruhe, mit ihrer Thätigkeit und Trägheit, mit ihrer Weisheit und Thorheit, mit ihrer Klugheit und Dummheit, mit ihrer Tiefe und Oberflächlichkeit, mit ihrer Gründlichkeit und Seichtigkeit, mit ihrer Wahrheit und Lüge, mit ihrer Tugend und Laster, mit ihrer Poesie und Prosa, mit ihrer Natur und Unnatur, mit ihrer Vernunft und Unvernunft, mit ihrer Gesundheit und Krankheit, mit ihrer Schönheit und Häßlichkeit, mit ihrer Ordnung und Unordnung, mit ihrer Freiheit und Knechtschaft, mit ihrer Religion und Irreligion, mit ihrer Moral und Unmoral, mit ihrer Politik und Unpolitik, mit ihrer Liebe und Haß, mit ihrer Hoffnung und Verzweiflung, mit ihrer Ruhe und Unruhe, mit ihrer Thätigkeit und Trägheit, mit ihrer Weisheit und Thorheit, mit ihrer Klugheit und Dummheit, mit ihrer Tiefe und Oberflächlichkeit, mit ihrer Gründlichkeit und Seichtigkeit,

Kritiker. Unbedingt gehört er zu den größten Literatoren der jezt lebenden Spanier, der zugleich eine seltene Kenntniß der ausländischen, selbst der deutschen Literatur, und eine Achtung derselben besizt, wie sie selten einem Spanier eigen ist. Unter den Deutschen scheint ihm Schlegel als Dramaturg am meisten bekannt zu seyn, und er verdankt in seinen kritischen Arbeiten über das Drama den Ansichten desselben nicht wenig. Als Dramatiker hat er mehr wissenschaftliche Tendenz, auf die Umgestaltung des spanischen Theaters, die Besserung des Geschmacks und die Zurückführung des glänzenden Zeitalters der spanischen Literatur hinzuwirken, denn seine dramatischen Ansichten prägen sich in seinen Dramen so sehr ab, daß man oft den Künstler in seiner Werkstätte sieht, anstatt daß er uns ein Kunstwerk liefern sollte, bei welchem es den Zuschauern nicht einfällt, über die Art nachzudenken, wie es geworden. Obgleich er nicht gerade so weit geht, wie Moratin in seiner Comedia, daß er im Drama über dramatische Fragen weitläuftig diskutiren ließe. Glücklicherweise wird diese unangenehme Richtung durch die Wahl und Behandlung des Stoffes gemildert, und die innere Wahrheit, mit der der Dichter in seinem Werke umgeht, läßt uns im Spiegel sein Wesen schauen. Die Tragödie, die er schreibt, hat er selbst erlebt, und man sieht, was er fühlt, indem er meist solche Gegenstände wählt, worin sein tiefster Schmerz und sein edles Nationalgefühl laut wird. Am meisten geschieht dies in Abeo Humeya ó la rebelion de los Moristos, drama histórico. Die merkwürdige Parallele zwischen den Verhältnissen, welche diese Drama behandelt, und denen, in denen der Dichter es niederschrieb, liegt zu Tage, und man sieht in dem Schmerz, in dem schreienden Unrecht, das den unglücklichen Mauren widerfährt, sich den des Verfassers erneuern, den er mit den meisten seiner Leidensgefährten theilt. Eine besondere Beziehung auf den Verfasser ist der Umstand, daß das Drama in einer Gegend spielt, in welcher er erwuchs, und die er genau mit allen ihren Erinnerungen in sich aufgenommen und zu einem romantischen Hintergrund benuzt hat. Da er in Paris lebte, und dort schon früher eine seiner Komedien: La niña on casa y la madre en la mascara unter dem Titel: la mère au bal et la fille à la maison mit Beifall aufgenommen sah, so mußte er um so mehr den Wunsch hegen, dies Drama auch auf einer französischen Bühne zu sehen, da es schwerlich in Spanien zur Aufführung kommen, und er schon wegen des Stoffes auf die Theilnahme der Franzosen rechnen konnte, deren Artigkeit ein Werk schon deshalb freundlich aufnehmen und dessen Erscheinen ihrer Eitelkeit schmeicheln mußte. Mi calidad de extrangero ha des armada la severidad de la critica, sagt er selbst: und so bescheiden diese Selbstbeurtheilung klingt, so erfreulich ist die Bemerkung: „Au milieu de tant de combats livrés sur le terrain de la littérature et de cette espèce de révolution, qui règne dans le monde théâtral, la première condition.... fut-elle d'oublier tous les systèmes et de suivre pour toute règle, ces principes clairs, incontestables, qui tiennent à l'essence même du drame, et qui formeront toujours, par rapport au théâtre, le code du bon sent. Die Uebertragung in das Französische, die er selbst besorgte, hatte aber viele Schwierigkeiten, und namentlich besorgte er, daß es in Prosa viele von den mit poetischem Zauber bedeckten Schwächen zeigen würde. Indeß kann man nicht läugnen, daß Original wie Kopie eine brave dramatische Arbeit zu nennen seyen. Meisterhaft ist in den ersten Scenen das schreiende Unrecht in immer gesteigertem Grade geschildert, welches den Helden des Stückes Aben Humeya zu dem Entschluß treibt, sich an die Spitze seines tiefgebeugten unglücklichen Volkes zu stellen. In stummem Harm hat er Alles gehört, was die Kastilianer gethan, Sprache und Sitten der Mauren zu vernichten, und ihre Unzufriedenheit nur dazu zu benutzen, um gleichsam einen Vorwand zu haben, ihr Joch noch zu vergrößern. Seine Frau zittert vor seinem Schweigen, und ahnt nicht allein den wilden Ausbruch seiner Rache, sondern auch sein Ende. Jeder Neuankommende bringt eine neue furchtbare Nachricht, bis endlich Aben Abo die Gefangennehmung des Vaters des Aben Humeya berichtet, und ihn dadurch zur wildesten Rache entflammt. Die übrigen Häuptlinge versammeln sich und es entsteht eine Scene, die an den Schwur der Schweizer Eidgenossen erinnert. Günstige Umstände (das Weihnachtsfest, das die Kastilier begehen) treibt sie, den Augenblick zu ergreifen, und nachdem der Alfaki, der in einer einsamen Grotte das Schicksal seines Volks betrauert und die Hülfe Allah's erfleht, die Verschwornen durch die Reichsfahne und eine begeisterte Rede ermuthigt, wird die Empörung geweiht, an deren Spitze Humeya als König gestellt wird, wozu er vom Alfaki mit den Worten eingeweiht wird: „Der Gott Ismaels hat dir in diesen Tagen der Prüfung keinen Thron voll Freude erhalten, sondern er legt in deine Hände das Loos eines unglücklichen, unterjochten Volkes. Sey seine Stütze auf Erden: der Ewige sieht es mit seinen Blicken und er ist ein Richter der Gewaltigen!“ — Die Aufregung wird immer größer, und der Akt schließt mit dem heftigsten Ausrufen der Rache. Ueberraschend ist der Anfang des zweiten Akts. Der Gesang der Christen, die Weihnachtsgebräuche bilden einen grellen Kontrast gegen die wüthenden Mauren, die diesen friedlichen Moment benutzen, um ihre Unterdrücker zu überfallen und zu morden. Die gräßliche Scene, die

hierauf folgt, wird durch das edle Benehmen des Muley Carime, der sich der Wuth seiner Landsleute widersezt, und eine christliche Wittwe rettet, gemildert. Dieser Umstand dient einigen Häuptlingen als Gelegenheit, ihn und seinen Schwiegersohn Humeya eines Einverständnisses mit den Christen verdächtig zu machen. Diese waren von Anfang auf den Feldherrn neidisch und nun entwickelt sich das tragische Element. Innere Zwietracht, der Fluch fast aller Empörungen, läßt nicht allein das Werk der Befreiung scheitern, sondern ihr fällt auch Humeya als Opfer. Es fehlt dem Drama nicht an ergreifenden, meisterhaften Scenen. Dazu gehört die Unterredung mit dem Cara, der ihn zur Unterwerfung auffordert. Der Charakter von beiden ist vortrefflich gehalten. Ferner der Moment, wo Humeya dem von seinen Gegnern erregten Verdacht den Muley Carime, seinen eignen Schwiegervater zum Opfer bringt und vorzüglich, wo er die Waffen ergreift, um gegen die Empörer den lezten unglücklichen Kampf zu beginnen, und das Drama schließt mit dem Ausruf des Aben Farar: „sieh' diesen Blutstrom, das ist der Weg zum Throne!"

Dramatisches Talent ist dem Verfasser nicht abzusprechen, und mit großer Geschicklichkeit hat er eine Menge Nebenumstände einzuflechten gewußt, die den Eindruck heben. Die eingeschalteten maurischen Lieder, die christlichen Gesänge sind um so bedeutender, je mehr sich die tiefsten Laute des innern Lebens darin entfalten, die auf die Handlung den größten Einfluß haben. Man weiß ja, wie die Mauren von ihren vaterländischen Gesängen ergriffen werden.

Ein historisches Drama, das sich dieser Tragödie würdig anschließt, ist la conjuracion de Venecia 1310. Aehnliche Ereignisse haben wir zwar auf unserer Bühne: doch scheint de la Rosa dergleichen mit offenbarer Vorliebe und einem ihr entsprechenden Glücke zu bearbeiten. Er schildert mit einer Wahrheit und Lebendigkeit, die nur demjenigen eigen sind, der dergleichen Katastrophen durchlebt hat. Die Verschwörung in ihrem Keim, in den glücklichen Umständen, die ihren Ausbruch befördern, ihr einen glücklichen Erfolg zu sichern scheinen, und in der unerwarteten, überraschenden Wendung, die das ganze nimmt, gleicht fast allen übrigen dieser Art und dient nur zur Folie für die Entwicklung des Hauptcharakters und seines Schicksals. Tragisch ist es nicht, obwohl traurig. Rugiero ist mehr leidend. In frühster Kindheit ist er seiner Eltern und Freiheit beraubt, und kennt kein eigentliches Band, das ihn an's unstete Leben fesselt: bis er in Venedig die Liebe der Laura Morosini erwirbt, und heimlich mit ihr verbunden wird. An der Verschwörung, die von Genua aus unterstüzt wird, nimmt er eigentlich keinen lebendigen Antheil, sondern erscheint so hineingezogen, weil man eines so edlen und tapferen Mannes sich bedienen wollte, der ohnehin an der Spize einer Schaar Söldlinge in Diensten der Republik stand. Der Despotismus und die geheime Polizei des Kollegiums der Zehne empört ihn, obgleich der Oheim seiner Gattin Präsident desselben ist. Das geheime Verhältniß ist selbst dem Vater der Laura unbekannt, weil sie noch keinen Muth und keine Gelegenheit gehabt, es ihm zu entdecken. Der zweite Akt führt uns die beiden Liebenden vor, Laura hat ihn des Nachts in einer Kapelle erwartet, und ist diese Scene schon ergreifend, so ist es die folgende noch mehr, wo Rugiero hinzukommt, und beide in einem vielleicht zu langen Gespräch ihr Glück und Unglück entwickeln. Furchtbar wird die Scene unterbrochen von zwei Spionen, die auf einige unvorsichtige Aeußerungen des Rugiero ihn ergreifen und abführen. Der kalte Oheim, Pedro Morosini, der kein Gefühl, als die Strenge des Kriminalrichters kennt, tritt in der lezten Scene auf, wo Laura in Ohnmacht daliegt, mit den schneidend kalten Worten: Imprudente, cuantas lagrimas va á costarle tu loca pasion. — In dem furchtbarsten Zustand zeigt uns der dritte Akt die Laura, und es wird leicht, den Vater von ihrem Verhältniß in Kenntniß zu seßen, und Verzeihung zu finden, da er zu erschüttert ist, um ihr zürnen zu können. Er verspricht ihr, sich für ihren Mann bei seinem Bruder zu verwenden. Dieser erscheint, aber bleibt — Präsident des Tribunals: „Ich liebe dich und meine Familie, aber ich weiß, was ich meinem Vaterlande und dem schuldig bin, dem ich einst Rechenschaft ablegen muß!" Mit einem ergreifenden Monolog des Vaters schließt dieser Akt; er weiß noch nichts von dem Staatsverbrechen des Rugiero, bis er hört, er sey in den Händen des Tribunals. Bei dem Blute, das er im Kampf gegen die Ungläubigen vergossen, fleht er den Erlöser an, und bei dem Schmerz, den er über die heilige Mutter gefühlt. Im 4ten Akt tritt die Empörungsscene und ihr unglückliches Ende in grellem Lichte hervor, und der Dichter hat das bewegte Volksleben mit Gesang, Tanz und Maskerade, Pilger aus Jerusalem u. s. w. nicht verschmäht, um die größte Bewegung durch den Akt hindurchzuführen. Der lezte Akt führt uns das Kriminalverfahren des Tribunals vor. Mit raschem Schritt ist die Handlung zu Ende geführt, man hört das Todesurtheil über die übrigen Verschworenen nach kurzem Verhör, bis endlich mit Rugiero die furchtbarste Scene schließt, die noch dadurch erhöht wird, daß es sich ergibt, er sey der Sohn seines Richters. Dieser entfernt sich, um nicht selbst das Urtheil über seinen eben wiedergefundenen Sohn zu sprechen, ohne ihn je in seinen Armen gehalten zu haben. Furchtbar ist die Scene, wo Laura wahnsinnig vor Gericht erscheint, und

endlich am Schluß des Dramas in Rugieros Arme sinkt, aus denen sie mit Gewalt gerissen wird, und mit dem Schrei: Jesus mil veces das Ganze endet.

Das erste seiner Dramen schrieb Rosa 1812 nach einem Studium des Alfieri und mit der bestimmten Absicht, ihm nachzueifern und die Schönheiten desselben: „eine einzige Handlung sin episodios, sin confidentes, con muy pocos monologos, con corto numero de interlocutores, die Kraft der Gedanken, die Bestimmtheit und Energie des Styls und die Lebendigkeit des Dialogs" nachzubilden. So hat er denn auch nur außer der Viuda de Padilla, die dem Stück als Hauptperson den Namen gegeben, nur noch dessen Schwiegervater Pedro Cop. de Padilla, den de la Vega, Mendoza und Avalos und wenige Nebenpersonen benuzt, um durch sie eine der tragischsten Begebenheiten zu entwickeln, die Spanien kennt. Daß ein Heldenweib nach der Hinrichtung ihres für die Freiheit des Vaterlandes gefallenen Mannes seine Manen durch Rache versöhnen will, und auf keine Vernunftgründe hört, sondern mit unbiegsamen Stolz der Uebermacht trozt, muß Bewunderung erregen: daß also ein Drama, das einem solchen Ereigniß aus der spanischen Geschichte entnommen, zu einer Zeit gefallen muß, die viel Aehnlichkeit mit der neuesten hat, ist nicht auffallend. Merkwürdig ist, daß es in Kadix, wo sich der Dichter während der Belagerung 1812 aufhielt, unter dem Donner des Geschüzes gleichsam aufgeführt wurde. Das Sujet des Dramas ist aus Robertson und den Geschichtschreibern Karls V. hinlänglich bekannt. Meisterhaft ist der Charakter der Padilla gehalten, und macht es gleich einen unangenehmen Eindruck, gegen dies Weib die sie umgebenden Männer an Muth weit zurückstehen, sie selbst ihre Weiblichkeit verläugnen und in ihr eine Verzweifelnde zu sehen, die nicht eingestehen will, daß sie es ist: so ist dies theils historisch, theils psychologisch hinreichend gerechtfertigt. Der Mord ihres Mannes (denn so sieht sie das an ihm vollzogene Urtheil an) steht ihr immer vor Augen, macht sie zur Demagogin, läßt sie jedes Gefühl verläugnen, treibt sie, da sie verzweifeln muß, ihren Heldenplan durchzuführen, ihre Kinder dem Elend, und sich dem Tode zu übergeben. Eine ergreifende Schilderung vermißt man: den Tod ihres Mannes, und namentlich die edle und wahrhaft spanische Art desselben. Daß der Dichter die Geschichte am Schluß seiner Absicht gemäß verändert hat, kann nicht auffallen. Sie erstickt sich, als die bisher immer treuen Bewohner Toledos sich gegen sie zu Gunsten der Belagerer empören, mit den Worten: „Sklaven, die ich verachte und verabscheue, genießt die entehrende Gnade: Meine Freiheit nehm' ich ins Grab!" Dies Drama ist ganz in assonirenden Jamben, während die beiden früheren in Prosa geschrieben waren.

Was eine andere Tragödie des Mart. de la Rosa, Moragma, betrifft, so hat er sie sechs Jahre nach dem eben erwähnten geschrieben, und behauptet äußerst naiv, daß der Stoff nothwendig alle Kunstanforderungen erfülle, und daß es nur an seiner Behandlung liegen könne, wenn es nicht gefalle. Sehr freut uns sein Rath, den er jungen Dramatikern gibt, nur Stoffe aus der Nationalgeschichte zu wählen. Schwerlich wird ein Dichter so ganz das Leben eines fremden Volkes in sich aufnehmen können, daß er ein wahres Gemälde liefert, und wie er richtig bemerkt, der Zuschauer braucht nur wenige Verse, um sogleich in einem bekannten Stoff heimisch zu seyn, und für ihn Interesse zu finden. Moragma verdankt ihr Entstehen der Lektüre des bekannten Werkes: historia de los guerros civiles de Granada, das dem Dichter erst so spät in die Hände kam. Der Vorwurf der Tragödie ist der Sturz der Mauren durch die erobernde Hand der Spanier und die innere Zwietracht der Zegries und der Abencerragen. Fällt nicht allein ein Held, sondern ein ganzes Volk dem gebietenden Wink eines höheren Willens, so wird das Tragische zum höchsten Grade gesteigert. Die Anlage des Ganzen ist vorzüglich, die Charaktere herrlich gehalten, und die Handlung fließt ohne Zögerung fort. Die Sprache ist sehr fließend und die assonirenden Verse schön. Moragma, die durch ihren zum zweiten Mal zum König ausgerufenen Bruder ihres Sohnes, aus dem Stamme der Abencerragen soll beraubt werden, weil er diesem Schwächling im Wege steht, tritt gegen die Viuda de Padilla würdig auf. Sie ist Weib und Mutter: beides im edelsten Sinne. Ihr Verehrer, der ihr Recht vertritt, erscheint in einem nicht minder glänzenden Lichte, und ihr Tod läßt den tiefsten Schmerz im Gemüthe des Lesers zurück.

Zu einer Tragödie im antiken Sinne wählte sich Mart. de la Rosa einen antiken Stoff, und einen unendlich oft benuzten, der vielleicht am geeignetsten ist, den Schicksalstragödien seligen Andenkens zum Vorwurf zu dienen: Oedipus. Bei der Komposition desselben hat ihn aber ein mehr wissenschaftliches Interesse geleitet, worüber er sich in der advertencia ausführlich ausspricht. Er geht darin von der Behauptung aus, daß die Tragödie des Sophokles, die mit Recht als das größte Muster der alten dramatischen Kunst verehrt werde, ihrer ursprünglichen Gestalt nach unserer Theaterwelt nicht gefallen könne. Das haben auch alle modernen Bearbeiter desselben Stoffes eingesehen, und auf verschiedene, meist unglückliche Weise versucht, den Oedip unserer Zeit zu akkommodiren.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 30 Juli. 1838.

Deutsch-spanische Literatur.

Der Mond und die Fackeln. Novellen von Ferdinand Freiherrn von Biedenfeld. Leipzig, Brockhaus. 1838. 2 Bde. 8.

Ferdinand Freiherr von Biedenfeld ist ein Deutscher, der sich in Spanien niedergelassen hat, und dort, wie es scheint, ein ziemlich bedeutendes Vermögen erworben hat. Er ist ein Deutscher, der sich in Spanien niedergelassen hat, und dort, wie es scheint, ein ziemlich bedeutendes Vermögen erworben hat. Er ist ein Deutscher, der sich in Spanien niedergelassen hat, und dort, wie es scheint, ein ziemlich bedeutendes Vermögen erworben hat. Er ist ein Deutscher, der sich in Spanien niedergelassen hat, und dort, wie es scheint, ein ziemlich bedeutendes Vermögen erworben hat. Er ist ein Deutscher, der sich in Spanien niedergelassen hat, und dort, wie es scheint, ein ziemlich bedeutendes Vermögen erworben hat. Er ist ein Deutscher, der sich in Spanien niedergelassen hat, und dort, wie es scheint, ein ziemlich bedeutendes Vermögen erworben hat. Er ist ein Deutscher, der sich in Spanien niedergelassen hat, und dort, wie es scheint, ein ziemlich bedeutendes Vermögen erworben hat. Er ist ein Deutscher, der sich in Spanien niedergelassen hat, und dort, wie es scheint, ein ziemlich bedeutendes Vermögen erworben hat. Er ist ein Deutscher, der sich in Spanien niedergelassen hat, und dort, wie es scheint, ein ziemlich bedeutendes Vermögen erworben hat. Er ist ein Deutscher, der sich in Spanien niedergelassen hat, und dort, wie es scheint, ein ziemlich bedeutendes Vermögen erworben hat.

eben so sehr, wie sein Landsmann Moratin ihn als dramatisches Monstrum aufführt, der seinen Hamlet nur in der Absicht übersezte, um den Spaniern den wunderlichen Geschmack der Engländer und die dramatische Frechheit ihres ersten Dichters zu zeigen. Rosas kritische Bemerkungen sind theils Vorreden, theils als Anmerkungen, theils als größere zusammenhängende Abhandlungen zerstreut. Zu den lezteren gehört eine Uebersetzung der Horazischen Epistel an die Pisonen, eine Poetica in sechs Gesängen und ein Apendice sobre la poesia española, der mit seinen Anmerkungen den 2ten Band seiner in 5 Bänden von 1827 an erschienenen Werke einnimmt. Die Ueberschriften sind hinreichende Inhaltsverzeichnisse, und diese mögen die Anlage und Eintheilung der Poetica darlegen: Cant. I. allgemeine Regeln der Komposition, worin er die jovenes hispanos warnt, nicht „con afan temerario den Weg zum Parnaß zu suchen, durch den Nachruhm der vaterländischen Dichter gespornt: sondern, temed antes, temblad: una es la senda, los precipicios mil: „Wer sich selbst vertraut, die Regeln der Kunst verachtend, gleicht Icarus." Hier möchte man auch unserer Unzahl Dichter zurufen: consultad antes cien veces las proprias fuerzas, y ved, si grato el cielo os otorgó la ardiente fantasia, el engenio creador natura bella, ... el unico modelo etc. — C. II. die poetische Diktion, worin er vor Gongorismus warnt, und den modesto Luis de Leon, mas grande, mas divino rühmt und als Grundsaz aufstellt: la noble sencillez solo es sublime. C. III. von der Versifikation und C. IV. die Eigenthümlichkeit der einzelnen Dichtungsarten, C. V. von der Tragödie und Komödie und C. VI. von der Epopöe und schließt mit dem Gedanken: Glücklich, wem die Musen die Wiege geschmückt! Den Weg zum Helikon habe ich durch meine Lehre, nicht durch mein Beispiel gezeigt!

Es ist unmöglich, mit wenigen Worten seine poetischen Ansichten zu entwickeln. Sein Verfahren ist überhaupt weniger spekulativ, sondern er beschränkt sich mehr auf ein historisches kritisches Verfahren, indem er die anerkannten Meisterwerke der verschiedenen Literaturen zergliedert, und daran seine kritischen Bemerkungen anknüpft. So enthalten denn seine Anmerkungen einen reichen literarischen Schaz, der für junge Dichter und Freunde der schönen Literatur äußerst schäzbar seyn muß. Namentlich würden die jungen Leute, die es unternommen haben, Bouterweks Geschichte der spanischen Literatur zu übersetzen, klug gethan haben, die gründlichen Arbeiten des Rosa mehr zu benuzen. Gewiß sind seine Notizen über das gesammte Feld der Poesie das Gründlichste, was Spanien in neuesten Zeiten über seine eigene Literatur aufzuweisen hat. Dankenswerth ist es, daß er eine Menge Beweisstellen aus den Schriftstellern, deren Werke nicht Jedem zugänglich sind, ausgezogen, und so in sein Werk die schönsten Stellen verwebt hat, daß es theilweise als Anthologie gelten kann. In dem vorher erwähnten Apendice, auf den der Verfasser mehrmals verweist, spricht er zuerst von der didaktischen Poesie auf die eben angedentete Art, so daß er den ganzen Schaz, den die spanische Literatur in diesem Felde besizt, und der im Vergleich mit den übrigen Dichtungsarten sehr unbedeutend ist, durchgeht und kritisch beleuchtet. Dann kommt er auf die nicht viel reichere epische Literatur, und entwickelt an den einzelnen Mustern, die er von dem bekannten poema del Cid an der Reihe nach vorführt, seine Ansichten über das Epos.

Vielleicht besizt kein Volk eine so überaus reiche dramatische Literatur, wie das spanische. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, woher das kommen möge. So viel scheint gewiß, daß das dramatische Talent, das die Spanier besizen, in dem dramatischen Leben der früheren Geschichte reichen Stoff findet, und die vorhandene Menge von Meisterwerken, Muster und Antrieb zu späteren, und der Ruhm der früheren Dichter ein Sporn für spätere Dichter sey. Die Abhandlung des Verfassers über diesen Theil der spanischen Literatur ist die größte und interessanteste. Er analysirt die bedeutendsten Dramen bis auf Cienfuegos und wir bedauern nur, daß wir der Anlage der Abhandlung gemäß nichts Einzelnes herausheben können, was seine dramatischen Ansichten kürzlich darthun. Wie überall, so stehen ihm die Alten als ehrwürdige Muster da, die erreicht zu haben, ein großes Verdienst ist. Dessen ungeachtet ist er nicht blind gegen ihre Mängel, wie wir denn schon bei seinem Oedipus bemerkten, daß er den Oedipus des Sophokles nicht für unsere Bühne mehr geeignet fände. Er ist überhaupt weder Klassiker noch Romantiker in dem neueren Sinne dieses Schiboleths; sondern, wie wir früher eine Stelle aus der Vorrede zum Aben Humeya anführten, er erkennt die Principen als die einzig richtigen an, die die gesunde Vernunft und ein geläuterter Geschmack aufstellt: Vermeidung aller Unwahrscheinlichkeit und Lächerlichkeit, in die man leicht verfällt, wenn man sich zu enge Gränzen von außen aufdringen läßt, und an hergebrachten Normen klebt. Und hiebei kommt ihm sein eingeschlagener Weg, die kritische Analyse der verschiedenen Dramen aus den einzelnen Richtungen des schwankenden Geschmackes, sehr zu Statten, da er auf die meisten Abirrungen, die überhaupt vorgekommen sind, aufmerksam machen kann, ohne sie erst aufsuchen zu brauchen. Zugleich springt das Fehlerhafte, an Beispielen gezeigt, besser ins Auge. — Am umfassendsten ist jedoch seine Abhandlung über die Komödie, die er nach ihrer historischen Entwickelung in 5 Perioden theilt. Er hatte dabei die Absicht, aus eigener Forschung eine sucinta

idea, no may inexacta von der Geſchichte der ſpaniſchen Komödie zu geben, da bis dahin noch keine Arbeit der Art von einiger Bedeutung vorhanden ſey, zumal eine ſolche, die ſich aller Partheilichkeit enthielte. Die erſte Periode geht von dem Urſprung der Schauſpiele unter Alfons dem Weiſen bis zum 15ten Jahrhunderte, und umfaßt alſo die Kindheit des ſpaniſchen Dramas. Die Unterſuchung beſchränkt ſich auf die Art und den Umfang der Darſtellung, literariſche Unterſuchungen über die älteſten Dramen, und ihren Einfluß auf die Volksbildung, wie über die Anſichten, die man über den Werth und Unwerth des Theaters ausgeſprochen. Dahin gehören Moxinas Klagen über die Mißbräuche, die Schauſpiele zu religiöſen Zwecken zu benutzen, die autos sagramentales, die, ſo viele gute darunter ſeyn mögen, allgemein das Urtheil Roſas verdienen: „ſolche absurdas representaciones würden heut zu Tage in der Faſtenzeit noch gegeben: eine Schande für die Religion, und ein Skandal für den guten Geſchmack.“ Wunderbar iſts, daß im Jahr 1649 vom Rath von Kaſtilien die einige Jahre geſchloſſenen Theater mit dem Bemerken geöffnet wurde, daß die Komödien ſich beſchränken ſollten auf moraliſche Gegenſtände: vidas y muertes ejemplares, de hazañas valorosas de gobiernos politicos y — sin mezcla de amores, und daß ausdrücklich Lope de Vega als gefährlich verboten wird. So ſah man die comedias de capà y espada nicht, und nur autos, in denen ſich Cervantes, Lope, der an 400 geſchrieben haben ſoll, Calderon und andere verſuchten. Auch noch am Anfange der folgenden Periode, die das 15te Jahrhundert umfaßt, muß ſich der Verfaſſer mehr auf literäriſche Unterſuchungen über hiſtoriſche Notizen von Dramen, als auf deren Beurtheilung ſelbſt beſchränken. Die erſten Werke ſind nur dem Namen nach bekannt. Z. B. das 1111 in Zaragoza aufgeführte, zur Krönungsfeier D. Fernando, Infanten von Kaſtilien, zum König von Arragonien und dergleichen mehr. Nun folgt dann die ſchärfere Analoſe der bekannteſten Drama, die hier weiter keinen Platz finden kann. Nur dürften die Bemerkungen des Verfaſſers über den Einfluß des ſpaniſchen Theaters auf das des übrigen Europa intereſſant ſeyn. Bekanntlich verdanken die Franzoſen den Spaniern am meiſten, und ihre größten Meiſter haben es nicht verſchmäht, jenſeits der Pyrenäen literäriſche Diebſtähle zu begehen. „Ein ganzes Werk wäre erforderlich, ſagt M. de la Roſa, um die Schätze, die die Ausländer dem ſpaniſchen Theater entnommen, anzugeben, und das würde nicht wenig ruhmvoll für unſere Literatur ſeyn. Sie gleicht einem dichten Walde, wo ſelbſt der Herr es nicht merkt, wenn ſein Holz geſtohlen wird. Kurz el antiguo teatro español mas influjo tuvo en la comédia moderna de Europa.“ Und hiebei beruft er ſich auf die Zeugniſſe Riccobonis, Sismondis und Schlegels, deſſen Dramaturgie er genau ſtudirt zu haben ſcheint. Nun zeigt er, was die Engländer, Italiener und Portugieſen den Spaniern in dieſer Hinſicht verdanken und bemerkt von Deutſchland: „Nirgends hätten die ſpaniſchen Dramen mehr aceptacion y credito gefunden, als in Deutſchland. Und das konnte nicht anders ſeyn. So lange die ſtrengen, pedantiſchen Regeln (der Einheiten des Ariſtoteles, die bei den Franzoſen ſo viel Unheil anrichteten!) als Grundgeſetze galten, mußte an den Spaniern hiernach viel zu tadeln ſeyn. Nachdem man aber angefangen hat; hierin gelinder zu werden (se relaje la disciplina dramatica) und an origineller Erfindung, Lebendigkeit der Handlung, Einſchreiten von unerwarteten Ereigniſſen, Zauber der Einbildungskraft, Reichthum des Genies, ſchönen Gedanken und glänzenden Ausdruck Gefallen zu finden, mußte uns Beifall und Verehrung werden. Da nun in keinem Lande mehr, als in Deutſchland, die neue Schule Wurzel geſchlagen hat, die das läſtige Joch der Regeln als Hemmung des impetu y vigor del ingenio betrachten, ſo iſt unſer Theater dort neuerdings zu ſolchem Ruhm gelangt. Und das haben, wie Schlegel verſichert, unbedeutende proſaiſche Ueberſetzungen, die des vorzüglichſten Zaubers unſerer Drama noch dazu ganz entkleidet waren, durch die Lebendigkeit im Verlauf der Handlung und der theatraliſche Effekt der Originale allein bewirkt. Von Corneille ſey es bekannt, wie er ſeine Stücke nach den Zeugniſſen gleichzeitiger und ſpäterer Schriftſteller ganz dem Spaniſchen entnommen hätte, wie dies damals ganz gewöhnlich geweſen ſey.“ — Darauf macht er ein nicht unbedeutendes Verzeichniß von franzöſiſchen Stücken, die ganz oder theilweiſe, dem Stoffe oder der Ausführung nach den Spaniern entnommen ſeyen, und findet es natürlich, daß man ſich ſpäter undankbar auf's hohe Pferd geſezt habe, um durch Tadeln und Geringſchäzung den Verdacht des Diebſtahls von ſich abzuwenden. So ruhig M. de la Roſa ſeine ganze Abhandlung durchgeführt hat, ſo warm wird er doch hier, da es die Apologie ſeiner Nationalehre gilt, und wir können nicht anders, als ihm beiſtimmen, zumal wenn man bedenkt, was die Franzoſen aus den ſpaniſchen Dramen oft gemacht haben. Wir erinnern nur an den Cid des Gellen de Caſtro und Corneilles, und Lope de Vegas Ostrellá de Sevilla und dergl. mehr. Wie konnte auch Boileau ein ſo hartes Urtheil fällen: „man ſähe oft auf ſpaniſchen Theatern den Helden des Stücks im erſten Akt als Kind und im lezten mit vollem Barte?“ Außerdem ſind, wenn dergleichen vorkommt, wie in El Conde de Saldaña, von ſpaniſchen Kritikern dergleichen Fehler ſtark gerügt, ein Beweis, daß ſie nicht im herrſchenden Geſchmack des Volkes, ſondern nur in der Verirrung einzelner Dichter liege. Bei Gelegenheit der comedia sentimental bemerkt er, daß dramas absurdos, alemanes y franceses genug als wahre Contre-

bande der Kunst die Gränze Spaniens passirt wären; und unter dem klaren Himmel Spaniens habe man gesehen: las carceles de Lamberg y las minas de Polonia, subterraneos y cuevas raptos y asesinatos, tirannos de melodrama y harta vampiros. Wie muß der Geschmack gesunken, der Mangel an eigenen Produkten oder die Ueberschätzung des Fremden fühlbar seyn, wenn Kotzebue und Konsorten am Manzanares und Tajo, ja in der neuen Welt Glück machen? Wunderbare Verirrungen gab es genug, wenn man z. B. Cascales glauben kann, der unter anderm erzählt, eine Komödie: „San Amaro" gesehen zu haben, der eine Reise zum Paradiese macht, und nach 200jährigem Aufenthalt zurückkehrend andere Oerter und Menschen findet. Dann behauptet er: andere hätten eine ganze Chronik zum Drama benuzt, und der Gegenstand einer einzigen Komödie sey: Spaniens Fall und Erneuerung gewesen; oder, wie Cervantes sagt, daß er ein Stück sah, dessen erster Akt in Europa, der zweite in Asien, und der dritte in Afrika spielt, und das gewiß, wenn noch ein vierter gewesen wäre, in Amerika beendigt worden wäre; oder, wenn in einem Stück, das in der Zeit Karls des Großen und Pipins spielt, Heraclius vorkommt oder Gottfried von Bouillon u. s. w.

Sehr wahr finden wir des Verfassers Reflexionen über den Werth und Unwerth des alten spanischen Theaters und sie mögen hier als ein merkwürdiges Zeugniß eines scharfsinnigen Spaniers einen Platz finden: „Unsere alten Dramatiker besaßen mehr imaginacion que cordura, mehr natürliche als erworbene Gaben. Sie geben mit vollen Händen, und ihr Mangel ist sana doctrina, lenta observacion y tacto delicado. Den Zweck des Dramas: reforma de las costumbres, kennen sie so wenig, daß Mariana nicht zu weit zu gehen scheint, wenn er sagt: man sähe nichts auf dem Theater, als estupros de doncellas, amorios de mugeres livianas, List, Betrügerei in klangvollen Versen und esmaltado con los matices de la elocucion. Hätten sie sich hierin eingeschränkt, und das utile dem dulci beigefügt, und übergeordnet, so würden sie das Einschreiten der Regierung vermieden haben. Sie suchen zu fesseln, Staunen und Bewunderung zu erregen, häufen aber dadurch eine Menge Knalleffekte, die zuletzt alle Wirkung verfehlen. Außerdem bekümmern sie sich nicht um die Entwickelung der Charaktere. Das Drama wird mehr von außen, durch äußere Verfälle, als von innen heraus aus dem Charakter konstruirt; woher die Menge von stehenden Charakteren: also Wahl des Stoffes, Plan der Entwickelung und Charakterschilderung sind gleich mangelhaft. Wäre man dem ursprünglichen Zweck treu geblieben, und hätte moralische Schilderungen entworfen, so wäre der Styl fein, ohne Schwulst, die Diktion natürlich, leicht und einfach, und die Versifikation wäre die einfache Romanze oder die liebliche redondilla geworden, und man hätte das Gekünstelte und Verschrobene der cultos und conceptistas vermieden. Frage man nun, wie bei diesen Mängeln dennoch das spanische Theater zu solchem Ansehn kommen konnte, daß Sismondi die Spanier des 17ten Jahrhunderts Herren des Theaters nennen konnte, so muß man sagen: es waren eben die Vorzüge, deren Uebertreibung leider diese Mängel bewirkte. Es ist ein Zauber, den alle Vollkommenheiten der Kunst nicht bewirken können, und der tausend Fehler übersehen läßt; der unbegreifliche Reichthum der Erfindung, wozu ein reich bewegtes Leben Stoff bietet: die überraschende, oft einfache Lösung, die meisterhafte Fähigkeit, durch immer neue interessante Scenen zu fesseln, wobei ihnen freilich die Verachtung der Hemmungen zu Statten kam, welche den Genius in ein steifes Schnürleib schnüren; ferner der meisterhafte Dialog, der sich leicht und natürlich bewegt, der Styl, die Diktion ist fließend und die Versifikation ist so vollendet, daß man glaubt, den Dichtern sey es leichter geworden, Verse als Prosa zu schreiben."

Wir überlassen es den Lesern, zu entscheiden, ob dieses Urtheil des Mart. de la Rosa das richtige, und ob der Grund aller Mängel des spanischen Dramas daraus zu erklären ist, daß es weniger blos moralisch sey? Es lag uns nur daran, seine Ansicht zu geben, die wieder die bestimmte Absicht hat, der dramatischen Jugend Spaniens einen Fingerzeig zu geben. Edel erscheint de la Rosa in diesem seinem Streben, wie er überhaupt für das Wohl und die Ehre seines Volkes glüht. Am Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn legte er davon den glänzendsten Beweis in seinem Gedichte Saragossa ab, das 1811 in London zuerst gedruckt wurde, wohin sich der Verfasser von Kadix aus flüchtete, durch welches er einen von der Junta central ausgesezten Preis, und seinen ersten Schriftstellerruhm gewann. Vielleicht hat er das Glück, über seinem unglücklichen Vaterlande, dessen Fall und drückendes Joch er viele Jahre in der Fremde beklagte, eine neue Sonne aufgehen zu sehen und erlebt es vielleicht, daß diese gedeihend nicht allein auf die politischen Verhältnisse, sondern auch in Folge davon auf den schlummernden oder gefesselten Genius einwirkt, und ihn aus seinem Schlafe weckt. Den neuesten Nachrichten zufolge ist er bereits in St. Ildefonso eingetroffen, um wieder angestellt zu werden. Vielleicht siegt aber dennoch in einer tragischen Katastrophe, der Spanien entgegen zu gehen scheint, der Obskurantismus der Apostolischen, was Gott verhüten wolle!

S.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt

Redigirt von Wolfgang Menzel.

Freitag, — 29 des. — 21. September 1827.

Übersicht.

Übersicht. Die Schlacht bei Navarin. Gedichte von Wilhelm Müller. Gedichte von Ludwig Uhland. Gedichte von Karl Mayer. Gedichte von Ernst Schulze. Gedichte von Friedrich Rückert. Gedichte von Karl Lappe. Gedichte von Karl Beck. Gedichte von Karl Gerok. Gedichte von Karl Simrock. Gedichte von Karl Immermann. Gedichte von Karl Förster. Gedichte von Karl Pfeffel. Gedichte von Karl Schwab. Gedichte von Karl Kerner. Gedichte von Karl Chamisso. Gedichte von Karl Platen. Gedichte von Karl Grün. Gedichte von Karl Herwegh. Gedichte von Karl Freiligrath. Gedichte von Karl Hoffmann. Gedichte von Karl Prutz. Gedichte von Karl Strodtmann. Gedichte von Karl Meißner. Gedichte von Karl Lenau. Gedichte von Karl Anastasius Grün. Gedichte von Karl Julius Mosen. Gedichte von Karl Gustav Jochmann. Gedichte von Karl Ludwig Börne. Gedichte von Karl August Varnhagen von Ense. Gedichte von Karl Gutzkow. Gedichte von Karl Wienbarg. Gedichte von Karl Mundt. Gedichte von Karl Laube. Gedichte von Karl Theodor Körner. Gedichte von Karl Moritz Arndt. Gedichte von Karl Ernst Moritz Arndt. Gedichte von Karl Friedrich Schinkel. Gedichte von Karl Friedrich Zelter. Gedichte von Karl Friedrich Rochlitz. Gedichte von Karl Friedrich Hegel. Gedichte von Karl Friedrich Schelling. Gedichte von Karl Friedrich Schlegel. Gedichte von Karl Friedrich Tieck. Gedichte von Karl Friedrich Raumer. Gedichte von Karl Friedrich Rühs. Gedichte von Karl Friedrich Schleiermacher. Gedichte von Karl Friedrich Schubert. Gedichte von Karl Friedrich Schütz. Gedichte von Karl Friedrich Wolf. Gedichte von Karl Friedrich Zimmermann. Gedichte von Karl Friedrich Zschokke. Gedichte von Karl Friedrich Zumsteeg. Gedichte von Karl Friedrich Zwierlein. Gedichte von Karl Friedrich Zwirner. Gedichte von Karl Friedrich Zwirner. Gedichte von Karl Friedrich Zwirner

vergehn vor der ewigen Wahrheit, hier auf Erden aber waren sie nicht vergeblich, hier trugen sie Früchte, hier verdienen und ernten sie Dank."

2) Sie sagen auf der folgenden Seite: „Vergebens ringt ihr Freunde des Schönen und der Kunst, euer Ideal zu verwirklichen; ohne eine Ewigkeit, mit welcher ihr im Zusammenhange steht, sind diese Ideale nichtig." Haben Sie sich auch je mit der Schönheit beschäftigt? Ist es Ihnen nie klar geworden, daß alles Schöne sich nur in der irdischen Natur und das Schönste eben nur in dem dadurch bedingten Untergange offenbart? Der Zug des Herzens zum Schönen hin ist ein tragischer Zug. Nichts, nichts was wir zu erkennen vermögen, ich sage, nichts ist schön, außer durch seine Vergänglichkeit. Nicht nur der Scherz hat Flügel, auch das ernste Schöne, das Erhabene und Heilige muß seinem tragischen Untergange entgegen eilen, oder es ist unerträglich fade und hört eben deßhalb auf schön zu seyn. Da Sie ex officio die Bibel studiren, Herr Prälat, hätte Ihnen die Schönheit der Evangelien nicht entgehn dürfen und Sie hätten bemerken sollen, daß der sterbende Christus nicht der langweilige ewige Jude ist. Sie haben äußerst Unrecht, hochwürdiger Herr, Ihre Behauptung ist absurd, und nur das reine Gegentheil davon ist wahr: „Ihr Freunde des Schönen und der Kunst, ob ihr eingeht in ein höheres Daseyn, wo eure irdischen Ideale euch als eitles Kinderspiel erscheinen werden, oder in das ewige Nichts, gleichviel, für euer irdisches Daseyn, für den Horizont und die Illusion der sterblichen Menschen bleibt, was ihr dichtetet, dennoch schön. Die holde Befangenheit eures Traums verliert an ihrer Lieblichkeit nichts, wenn der Traum auch endet. Eure Paradiese erfreuten euch, da ihr nichts Schöneres kanntet, eure Liebenden waren glücklich, eure Helden waren edel und großherzig, eure Schmerzen waren tief empfunden und wahr, was auch immer erfolgen mochte, nachdem der dunkele Vorhang niederfiel. Der schöne Traum war erlebt, was thut es, wenn auch keine Erinnerung davon zurückbleibt? Die Erinnerung kann ihm nichts nehmen und nichts geben."

3) Sie sagen weiter: „Vergebens ist sogar euer Streben nach reiner Sittlichkeit, denn der Boden derselben ist ja das im Todeskampf brechende Herz, und der Himmel ist für sie auf ewig verschlossen." Hier sieht man Sie recht deutlich auf dem fahlen Pferde traben, Hochwürden. Also soll man sittlich seyn, um in den Himmel zu kommen? Ich frage Sie nur, ist man darum sittlich? Nennen Sie das sittlich, wenn einer ein Gebot erfüllt blos um des Lohnes willen? Ich muthe Ihnen nicht zu, mit dem großherzigen Fichte vertraut zu seyn und seine erhabene Ideen von der Sittlichkeit zu kennen; doch sollten Sie aus der gemeinen Erfahrung wissen können, daß ein Ehrenmann in der Regel seine Pflicht thut und selbst sein Leben für seine Ehre und das von ihm erkannte Recht einsetzt, ohne daß gerade der Pfaff hinter ihm zu stehn braucht, der ihn auf den Himmel vertröstet. Im Gegentheil, wenn der Ablaßbrief aus den Taschen heraushängt, der mag thun, was er will, ich werde es nur für pigott und nun und nimmermehr für sittlich halten. Sie haben also auch hier etwas Absurdes behauptet, und nur das reine Gegentheil ist wahr: „Ihr edlen Helden und Märtyrer alle, die ihr jedes Opfer brachtet und euer Leben gesetzt an eure Ueberzeugung und eure Ehre, ihr habt eures Daseyns Zweck herrlich erfüllt, was auch jenseits kommen möge; ihr habt sittlich, edel, göttlich gehandelt, ob auch vor dem Auge der ewigen Wahrheit der Zweck, für den ihr so handeltet, nichtig war. Der Parse, der sich vom fanatischen Muselmann lieber in seinem heiligen Feuer braten ließ, ehe er dem Ormuzdienst entsagte, und Mutius Scävola, der stolze Römer, handelte so sittlich und erhaben, als der heilige Laurentius auf dem Rost. Wer fragt bei sittlichen Handlungen nach dem Warum, wenn das Wie so deutlich spricht? Und war auch alles nur ein Traum, man muß auch im Traum edel handeln, sagt der Spanier, und das ist das höchste Sittengesetz."

4) Sie sagen Seite 11: „Gibt es keine persönliche Fortdauer, so gibt es überhaupt gar keine für uns, so ist alles Große, Wahre, Schöne und Gute in sich gehaltlos." Eine tolle Behauptung. Sind Homers Gesänge gehaltlos, weil Homer nicht mehr lebt, und würden sie gehaltlos seyn, wenn es auch ausgemacht wäre, daß Homers Person völlig untergegangen sey und nirgends mehr existirte, und würden sie gehaltlos gewesen seyn, wenn auch am Ende die ganze Erde sammt der ganzen Menschheit und ihrer Geschichte untergegangen wäre? Gewiß nicht. Das Große bleibt groß, das Schöne bleibt schön, ob es einen Tag, oder Jahrtausende, oder in alle Ewigkeit dauert. Gehaltlos ist nur das, was keinen Werth in sich selbst hat, und möchte es auch immerhin ewig dauern. Ihr Buch z. B., hochwürdiger Herr, würde gehaltlos seyn, und wenn es auch irgend ein Erzengel schon vor der Schöpfung geschrieben hätte, und wenn es die ganze Ewigkeit hindurch dauerte, ganz abgesehn davon, ob Ihre Person ebenfalls fortdauerte, was ich Ihnen übrigens von Herzen gern wünsche, wenn Sie so großen Werth darauf legen. Also auch hier haben Sie gerade das Gegentheil behauptet von dem, was wahr ist.

5) Seite 13 beschleicht Sie der klägliche Gedanke: „sogar die Kraft des reinen Bewußtseyns, der edle Stolz des bessern Menschen, wodurch er sich allein aufrecht zu erhalten vermag, wäre dahin, denn dieses

Bewußtseyn hätte keinen Haltpunkt und keinen Boden mehr.“ Also Ihr Bewußtseyn, Herr Prälat, mißt seinen Stolz nach dem Maaß seiner Dauer ab? Besteht der Werth des Menschen etwa wie der des Weins im Alter? Liegt in dem einzigen Augenblick, in welchem Arnold von Winkelried seine That vollbrachte, nicht ein höherer Werth als in den tausend Jahren eines leeren Bewußtseyns? und wäre diese That weniger werthlos, wenn auch der gute Winkelried nachher keine Zeit mehr gefunden hätte, in einer andern Welt darüber nachzudenken? Ums Himmelswillen, ist man denn edel, um darüber nachzudenken? Was nutzt der im Stein verschlossenen spintisirenden Kröte ihr jahrhundertlanges Bewußtseyn? Ist die Rose, die früh erblüht und am Abend welkt, nicht ungleich liebenswürdiger? Abermals haben Sie etwas behauptet, von dem nichts wahr ist, als das Gegentheil.

6) Sie fragen Seite 18: „Warum fühlt der Mensch dieses Bedürfniß so gewaltig, warum dringt es der Zweifler nie ganz zum Schweigen?“ Hiebei haben Sie vergessen, daß es ganze Völker gegeben hat, die gar nicht an Unsterblichkeit geglaubt, dieses Bedürfniß gar nicht empfunden haben. Und was glauben Sie wohl, was die Leute von heute, welche dieses vermeintliche Bedürfniß empfinden, sich eigentlich dabei denken? Die eine Hälfte verlangt blos eine Befreiung vom gegenwärtigen drückenden Zustande, eine Negirung der Gegenwart, womit noch keine Zukunft ponirt ist, und die andre Hälfte verlangt geradezu ein Andersseyn, also etwas, was sich mit der Fortdauer der Person nicht verträgt, denn es kommt nicht darauf an, was man ist, sondern wer man ist. Oder glauben Sie wirklich, daß die Menschen Lust haben, dieselben jenseits zu bleiben, welche sie diesseits gewesen sind? Wenn in solchen Dingen überhaupt ein Beweis geführt werden könnte, was unmöglich ist, so ließe sich eher beweisen, daß ein Himmel und eine Seligkeit durchaus undenkbar wäre, wenn die arme Seele ihre irdische Eigenthümlichkeit und Erinnerung mit hinüberschleppen müßte. Das wäre mir eine saubere Seligkeit, wenn ich mich jenseits noch erinnern könnte, wie ein faules Ei riecht oder was alles für Bücher ich in meiner irdischen Recensentenlaufbahn habe lesen müssen.

Das Ihrige fängt mir an langweilig zu werden. Ich erlaube mir also zu eilen. 7) Sie sagen Seite 22: „Wenn in wenigen Jahren ein Komet die Erde verschlingt, so lohnt es sich wahrlich nicht, für dieses Bestandlose und Nichtige seine Persönlichkeit aufzuopfern.“ Da sitzen Sie wieder auf dem fahlen Pferde und sind noch so stolz dazu und werfen gleich mit schlechten Leuten um sich, wenn man Sie lächerlich findet. Das Wunderwerk dieser Erde und das erhabene Schauspiel der Weltgeschichte ist Ihnen also nichts werth, wenn Sie nicht forterisiren, Sie kleiner Staffage, die einem schwarzen Käfer gleich einen Augenblick das artige Gewimmel des Lenzes vermehren hilft, Sie kleiner Statist, der einen Augenblick im Chor mitsummt? Nur um Ihretwillen also wäre das ganze Werk vollbracht worden, nur um Sie zu produciren, und nachdem dieses geschehn, und Sie nur forterisiren dürften, wäre das ganze Werk nicht mehr nöthig. Ihre Ansichten von Gottes Natur sind nicht sehr geräumig. Sie kommen mir vor wie die Mücke auf dem Heuwagen, wenn Ihnen diese Fabel nicht entgangen ist. Ich bekenne mich zu dem gewiß nicht hochmüthigen, und doch in Ihren Augen gottlosen Glauben, daß die Welt sehr schön wäre auch ohne mich, und daß sie es bleiben würde, auch wenn ich darin verginge, wie das Blatt des Waldes. Man fragt nur, ob die Blätter alle gesund, grün, schön waren und zum Landschaftsgemälde paßten, aber man fragt nicht darnach, ob jedes einzelne Blatt fortdauert. Wenn einmal die guten Blätter rebellisch würden und absolut fortdauern wollten, dann müßte es eine wahre Lust seyn, der Wind zu seyn, um sie mit ihrem lächerlichen Hochmuth davon zu fegen.

8) Sie holen sich Seite 28 eine gar artige Hypothese aus der Naturphilosophie herbei. Der wackere Schubert hat schon mehr und besser, wenigstens bescheidener darüber geschrieben. Sie sagen: „Wir beginnen das Leben der Pflanze am Herzen der Mutter, wir geben dann ins thierische Leben über! wir erheben uns aus diesem zum Menschenleben — was ist nun natürlicher? als zu sagen: von diesen gehn wir über zu einem himmlischen Leben.“ Was ist nun natürlicher? O wie Sie sich die schwere Natur doch so leicht machen, Sie guter Mann! Also Sie waren eine Pflanze, und dann wurden Sie ein Thier? Was denn für eins, wenn ich fragen darf? Sie würden es mir gewiß sehr übel nehmen, wenn ich Ihnen das eine oder andre Thier nennen wollte, das Sie allenfalls gewesen seyn könnten, bevor Sie sich zum Menschen und Prälaten entpuppten; und dennoch gibt es kein Thier überhaupt, sondern nur besondere Gattungen derselben, und zu irgend einer Gattung müssen sie doch nach Ihrer eignen Theorie gehört haben, wenn Sie durchaus ein Thier gewesen seyn wollen. Ich denke besser von Ihnen, Hochwürdiger, ich glaube, Sie wären ein Mensch, sobald Sie überhaupt waren, und auch der winzigste Homunculus steht höher als das höchste Thier, weil er etwas ganz anderes, nämlich eben kein Thier ist. Oder wären Sie geneigt, vom Nußbaum zu behaupten, daß er ursprünglich ein Stein gewesen sey, weil die Nuß, in welcher der Kern lag, eine steinharte Schaale hatte? Gestehn Sie, die Nuß ist eine Nuß und kein Stein, der Mensch ist ein Mensch

und kein Thier. Gestehn Sie aber auch, die Nuß bleibt eine Nuß, und der Mensch bleibt ein Mensch, und so wenig als je eine Nuß sofort, in einen Vogel verwandelt, vom Baum geflogen ist, so wenig wird ein Prälat an seinen schwarzen Achseln weiße Flügel bekommen und als Engel des Lichts durch die Zimmerdecke fliegen. Und wo, Herr Prälat, wo würden Sie zuletzt aufhören? Sie hängen noch dem abgedroschenen, längst aus der Philosophie verbannten sogenannten Einschachtelungssystem an. In der Pflanze steckt das Thier, im Thier der Mensch, im Menschen der Engel, und wer wieder im Engel? Das könnte lange so fortgehen und würde zu nichts führen, als — zum Pantheismus, und Sie würden sich aufs gröblichste selbst widersprechen, da Sie kurz vorher erst so großen Werth auf die Persönlichkeit legten, die neben dem Pantheismus nicht bestehn kann.

9) Sie sagen Seite 35: „Obgleich die weite Entfernung zwischen uns liegt, bin ich in diesem Augenblicke, da Sie meinen Brief lesen, doch wirklich bei Ihnen. Könnten wir nun noch eine kleine Schranke überspringen, so könnte ich mich auch Ihnen mittheilen, und Sie sich mir, ohne daß dieses Papier die Zeichen davon hinüber zu bringen nöthig hätte.“ Ja wohl, nur noch eine kleine Schranke! So springt ein Knabe durchs Feld und denkt, nur noch eine Kleinigkeit und ich fliege auch, wie der Vogel! So sagt der Alchymist: siehst du nicht das Gold schon im Tiegel, nur noch eine Kleinigkeit und es kommt auch wirklich heraus? Diese Kleinigkeiten aber sind es gerade, über die wir nicht hinüberkönnen. Es ist recht unartig von der Natur, daß sie uns nicht einmal diese Kleinigkeiten aus dem Wege räumen will, aber sie thut es einmal nicht. Der Knabe läuft und springt, aber er lernt niemals fliegen, der Goldmacher thut Gold in den Tigel hinein, aber keins heraus, der Herr Prälat schreibt an seine Freundin, aber er kann sich nicht selbst in den Brief packen oder als schwarzes Siegel darauf drücken.

10) Sie halten Seite 38 dafür, „daß das Geistige in uns etwas durchaus Selbstständiges und Unabhängiges sey, welches über jede Veränderung des Körpers erhaben seyn müsse.“ Sie haben Recht, aber Sie hätten nothwendig hinzufügen müssen: im Körper. Der Geist soll und kann allerdings den Körper, in dem er wohnt, beherrschen, aber sich nicht von ihm losreißen, selbst nicht im magnetischen Schlaf, selbst nicht, wenn er scheinbar abwesend ist. Sie beweisen damit nur den innigen Zusammenhang von Geist und Körper, aber nichts weniger als eine Trennung derselben, sey es in diesem oder einem andern Leben.

11) Sie fangen an, mit der schweren Artillerie Ihrer Beweise hervorzurücken. Gott selbst ist Ihnen nicht zu erhaben, daß Sie ihn nicht zum Zeugen in dem Baggatelprozeß Ihrer Existenz aufrufen sollten. „Kann, darf ein solches Wesen (der Mensch), ein solches Meisterstück der Schöpfung gleiches Schicksal (des Untergangs) mit dem vernunftlosen Thiere haben?“ Da wird sich Gott freilich schämen müssen, wenn Sie ihm so derb zusetzen. Sie, der Sie von Ihrer Vollkommenheit so sehr durchdrungen sind, haben Sie die Ihnen von Gott verliehenen Einsichten in die Welt der Dinge nie so weit benuzt, um sich einmal das Universum mit der Menge seiner Geschöpfe zu denken? Haben Sie nie gewagt, demüthig zu seyn, und zu erkennen, daß Sie, kleiner Erdensohn, in der Stufenleiter der Wesen wohl keine zu hohe Stelle einnehmen dürften? Zugegeben, daß der Mensch ein Meisterstück der Schöpfung sey, so doch nur der irdischen Schöpfung, so doch nur für diese Erde und innerhalb seines kurzen Lebens. Ob aber dieses kleine Meisterstück der Erde auch das Bürgerrecht in höhern Welten habe, oder ob es dazu ganz andere Bedingungen bedürfe, ist eine Frage, die ziemlich derjenigen gleichkommt, ob der Diamant, weil er das Meisterstück der mineralischen Welt ist, auch ein künftiges Bürgerrecht etwa unter den Blumen oder unter den Menschen anzusprechen habe? Deßwegen weil ein Wesen in seiner Art vollkommen ist, braucht es nicht auf Fortdauer und Uebergang in eine andre Art Anspruch zu machen. Im Gegentheil, die Oekonomie der Natur liebt es, daß jedes nur bei Seinesgleichen verbleibe und mit Seinesgleichen stehe und falle.

12) Sie sagen Seite 42: „Es wäre lächerlich, ohne Unsterblichkeit etwas für die Unsterblichkeit zu unternehmen.“ Hierauf ist nur zu erwidern, daß alle die Leute, welche etwas blos der Unsterblichkeit wegen thun, Narren sind. Bei diesem Witz, dem einzigen, der in Ihrem ganzen Buche vorkommt, haben Sie offenbar die Unsterblichkeit des irdischen Nachruhms mit der Unsterblichkeit des überirdischen Lebens verwechselt. Aber Sie hätten auch in beiden Fällen Unrecht. Wir müssen Großes unternehmen, wenn wir nämlich Kraft dazu haben, ohne alle Rücksicht auf den Nachruhm. Novalis hätte sein eminentes Genie bei einem längern Leben gewiß noch herrlicher entfaltet, aber er starb. Was thut das? Er hat das Seinige gethan. Wir müssen die Unsrigen lieben, sofern sie uns lieb und werth sind, schon hier auf Erden und uns die Liebe nicht sparen auf das Wiedersehn im Elysium. Man kann jedes Größte und Beste thun, ohne im Mindesten weder an den Nachruhm, noch an den Himmel zu denken.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt

Herausgegeben von Wolfgang Menzel.

Montag. — № 76. — 22. September 1828.

Literatur.

Gedichte. Von Adolf Ludwig Follen. Basel, bei Schweighauser. 1828. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn man die Gedichte dieses Verfassers mit seinen Schriften über Religion und Politik vergleicht, so möchte man fast glauben, daß er sich in seinen Liedern absichtlich von allen Gegenständen seiner Reflexion losgesagt habe, um sich ganz der Poesie hinzugeben. Denn in diesen Liedern ist nichts von Religion und Politik zu finden, sondern es sind meistens Naturbilder, Liebeslieder, Lieder der Freundschaft, Lieder des Frohsinns und des Trinkens. Wir können diese Absonderung nur billigen, denn wir haben es oft gesagt, daß die Poesie nicht dazu da ist, um Lehren und Meinungen zu verbreiten, sondern daß sie ihren Zweck in sich selbst trägt. Wir können auch diesen Liedern nicht absprechen, daß sie Poesie enthalten, und daß sie sich durch Leichtigkeit und Gefälligkeit auszeichnen. Aber wir können nicht verhehlen, daß sie uns nicht ganz befriedigen, daß sie uns nicht ganz ansprechen, daß sie uns nicht ganz hinreißen. Es fehlt ihnen an Originalität, an Kraft, an Tiefe, an Innigkeit. Sie sind nicht aus dem Herzen des Dichters geflossen, sondern sie sind Nachbildungen fremder Muster, sie sind Reflexionen, sie sind Spiele des Witzes. Wir wollen dies durch einige Beispiele beweisen. Wir wählen dazu die Lieder, welche uns am meisten gefallen haben, und wir werden also auch an ihnen die Mängel am deutlichsten zeigen können. Das Lied, welches uns am meisten gefallen hat, ist das Lied an den Mond. Es ist leicht und gefällig, und es hat einige Bilder, welche recht hübsch sind. Aber es ist nicht aus dem Herzen des Dichters geflossen, sondern es ist eine Nachbildung des Liedes an den Mond von Matthisson. Es ist nicht einmal eine Nachbildung, sondern es ist eine Parodie. Es ist nicht einmal eine Parodie, sondern es ist eine Reflexion. Es ist nicht einmal eine Reflexion, sondern es ist ein Spiel des Witzes. Es ist nicht einmal ein Spiel des Witzes

Art. 46. Wegen Verletzung der Pflicht zur Anzeige eines Verbrechens (Art. 45) kann auf Gefängnis bis zu sechs Monaten erkannt werden.

Art. 47. Wer einen Verbrecher, dessen Ergreifung angeordnet ist, wissentlich der Verfolgung oder Ergreifung entzieht, wird mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft.

Art. 48. Wer einen Verbrecher, dessen Ergreifung angeordnet ist, wissentlich verbirgt oder ihm wissentlich Beistand leistet, um ihn der Verfolgung oder Ergreifung zu entziehen, wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft.

Art. 49. Wer einen Verbrecher, dessen Ergreifung angeordnet ist, wissentlich mit Waffen, Munition, Pferden, Fahrzeugen, Geld, Kleidern oder Lebensmitteln versieht, um ihn der Verfolgung oder Ergreifung zu entziehen, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.

Art. 50. Wer einen Verbrecher, dessen Ergreifung angeordnet ist, wissentlich mit Waffen, Munition, Pferden, Fahrzeugen, Geld, Kleidern oder Lebensmitteln versieht, um ihn der Verfolgung oder Ergreifung zu entziehen, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.

Art. 51. Wer einen Verbrecher, dessen Ergreifung angeordnet ist, wissentlich mit Waffen, Munition, Pferden, Fahrzeugen, Geld, Kleidern oder Lebensmitteln versieht, um ihn der Verfolgung oder Ergreifung zu entziehen, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.

Art. 52. Wer einen Verbrecher, dessen Ergreifung angeordnet ist, wissentlich mit Waffen, Munition, Pferden, Fahrzeugen, Geld, Kleidern oder Lebensmitteln versieht, um ihn der Verfolgung oder Ergreifung zu entziehen, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.

Art. 53. Wer einen Verbrecher, dessen Ergreifung angeordnet ist, wissentlich mit Waffen, Munition, Pferden, Fahrzeugen, Geld, Kleidern oder Lebensmitteln versieht, um ihn der Verfolgung oder Ergreifung zu entziehen, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.

Art. 54. Wer einen Verbrecher, dessen Ergreifung angeordnet ist, wissentlich mit Waffen, Munition, Pferden, Fahrzeugen, Geld, Kleidern oder Lebensmitteln versieht, um ihn der Verfolgung oder Ergreifung zu entziehen, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.

Art. 55. Wer einen Verbrecher, dessen Ergreifung angeordnet ist, wissentlich mit Waffen, Munition, Pferden, Fahrzeugen, Geld, Kleidern oder Lebensmitteln versieht, um ihn der Verfolgung oder Ergreifung zu entziehen, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.

Art. 56. Wer einen Verbrecher, dessen Ergreifung angeordnet ist, wissentlich mit Waffen, Munition, Pferden, Fahrzeugen, Geld, Kleidern oder Lebensmitteln versieht, um ihn der Verfolgung oder Ergreifung zu entziehen, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.

Art. 57. Wer einen Verbrecher, dessen Ergreifung angeordnet ist, wissentlich mit Waffen, Munition, Pferden, Fahrzeugen, Geld, Kleidern oder Lebensmitteln versieht, um ihn der Verfolgung oder Ergreifung zu entziehen, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.

Art. 58. Wer einen Verbrecher, dessen Ergreifung angeordnet ist, wissentlich mit Waffen, Munition, Pferden, Fahrzeugen, Geld, Kleidern oder Lebensmitteln versieht, um ihn der Verfolgung oder Ergreifung zu entziehen, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.

Art. 59. Wer einen Verbrecher, dessen Ergreifung angeordnet ist, wissentlich mit Waffen, Munition, Pferden, Fahrzeugen, Geld, Kleidern oder Lebensmitteln versieht, um ihn der Verfolgung oder Ergreifung zu entziehen, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.

Art. 60. Wer einen Verbrecher, dessen Ergreifung angeordnet ist, wissentlich mit Waffen, Munition, Pferden, Fahrzeugen, Geld, Kleidern oder Lebensmitteln versieht, um ihn der Verfolgung oder Ergreifung zu entziehen, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.

Und dennoch, hochwürdiger Herr, dennoch glaube auch ich an die Unsterblichkeit, aber aus Gründen, die ich in Ihrem Buche nicht gelesen habe.

Französische Literatur.

Champavert. Contes immoraux par Petrus Borel. Paris 1833.

Le Nepenthès. Contes nouvelles par Loëve-Veimars. Paris 1833.

Referent würde nicht von diesen beiden Sammlungen sprechen, wenn er nicht daran eine lang vorgehabte Herzensergießung über ein neues Literaturgewächs, über die Schmarotzerpflanze: contes et nouvelles, knüpfen wollte, die auf dem Pariser Boden wuchernd gedeiht und vielem Bessern Platz und Nahrung wegnimmt.

Vor einigen Jahren noch herrschten die politischen und historischen Memoiren, welche den Franzosen bekanntlich eigen zugehören und worin sie nicht leicht ein anderes Volk erreicht. Die Memoiren sind wie die ehemalige gute Gesellschaft in Frankreich; sie sind aus der Mode gekommen. Dazu wirkte gar manches zusammen, besonders die ungeheure Menge von Memoiren, die auf einmal auf den Markt kamen und den Preis der Waare herabdrückten, dann die Charlatanerie und Unzuverlässigkeit mit der sie geschrieben wurden, größtentheils als bloße Buchhändlerspekulation.

Was die Memoiren an Kredit verloren haben, ist den Contes zu Gut gekommen; das Sinken der politischen Erinnerungen brachte die moralische Analyse auf. Heut zu Tag jagte eine Contes-Sammlung die andere: contes fantastiques, drolatiques, philosophiques, psychologiques, braune, blaue Erzählungen, Erzählungen von allen Farben, für alle Alter, für alle Geschlechter und von allen Arten, nur mit dem Unterschied, daß die mittelmäßige und schlechte Art bei weitem vorherrscht. Warum hängen aber die Leute an den Contes? Dafür lassen sich mehrere Gründe anführen. Zuerst die Nachahmungswuth, mit der man seit einigen Jahren über die deutsche Literatur und Kunst hergefallen ist, zuerst über unsere Romantik, ihre Melodramen und Dramen, dann über Hofmann, ja sogar über Zschokke und den Born ihrer Erzählungen und Novellen, wobei Loëve-Veimars besonders seine rüstige Uebersetzungshand anlegte, neuerdings über die deutsche Malerei. Dies Nachahmen, so arg es auch ist, erklärt indessen nicht Alles. Zwei bis drei Schriftsteller, besonders Janin und Balzac zeigten in der Erzählung viel Talent und malten darin wenigstens das al fresco der menschlichen Leidenschaften mit Effekt und Reiz; in Balzac's peau de Chagrin waren ganz gewöhnliche Erregungen aus dem Privatleben mit trefflichen Farben und mit einer Menge feiner und wahrer Anmerkungen dargestellt, und zwar aus unserer Zeit, aus den Verhältnissen und Sitten der Hauptstadt. Dies gefiel mehr als der vorher herrschende historische Roman aus ferner entlegener Zeit. Um aber gute Erzählungen zu schreiben genügt doch Einbildungskraft und Kunst des Styls nicht, so viel letzterer auch in Frankreich gilt; der Verfasser muß selbst das Leben genau kennen, um sich nicht allein selbst gefreut und gegrämt, er muß sich auch in Lagen gefunden haben, wo sich ihm andere Gemüther in unvorbereiteter Ueberraschung oder Leidenschaft aufthaten und ihm einen Blick in ihre Tiefe erlaubten. Von dergleichen Blicken wissen aber nur wenige. Darum ist's auch zum Erbarmen, wie diese Herren das Leben und die Welt traktiren. So ein Band Erzählungen ist wie ehemals die Tragödie, die jeder Schüler machen mußte. Da nun die jungen Leute in der Regel in ihrem zwanzigsten Jahr noch wenig von der Welt und dem Leben gesehen und erfahren haben; so muß Alles erfunden werden oder es müssen Episoden aus der gewöhnlichen Schülerwelt aushelfen, etwa ein Gelag im Café de Paris, eine Liebesgeschichte auf dem Maskenball u. s. w. Wer nun etwas Geist, Einbildungskraft und Styl hat, der kann daraus leicht einen Band mit zu ½ bedruckten Seiten zusammenschreiben, Johannot liefert eine Vignette dazu, der Buchhändler übernimmt die lobenden Ankündigungen in den Journalen und in einigen Wochen wird das Buch gelesen, wäre es auch noch so mittelmäßig, entweder von schönen Damen oder Grisetten, von Gräfinnen oder Portierfrauen. Betrachtet man aber alle diese Erzählungen aufmerksam und genau, so zeigen sie doch keine bestimmte, ausgesprochene sittliche Richtung oder kühne Offenbarung, sie heben auch keine neue Wahrheit hervor. Fast alle diese Erzählungen haben keine bestimmte Richtung und geben sich nur jugendlichen Erinnerungen oder Gebilden der Phantasie hin. Manche Verfasser stellen darin einen paradoxen Satz auf und suchen ihn durchzuführen oder schütten Ströme von Menschenhaß, Lebensüberdruß oder abscheulichen Verbrechen aus. Wüßte man nun nicht, daß der auf dem Papier so satanische und dämonische Verfasser im Leben ein gar guter, zufriedener und heiterer Mensch ist, der Kaffeehäuser, gute Diners mit Champagner, Theater, Gesellschaften und Frauen liebt, so müßte man ihn bedauern. Die mehrsten denken aber bei ihren Novellen, bei ihren fariboncries à la mode, gar nichts Arges, sie wollen nur interessiren und dies gelingt ihnen auch durch das Talent der Darstellung, besonders aber durch ihre weiche und farbenreiche, oft freilich gesuchte und affektirte Sprache. Aber Affektation macht in Frankreich

immer Glück, im Jahrhundert Ludwigs XIV. und XV. so gut als heut zu Tage, nur mit andern Modifikationen und in andern Formen. Dies zur Einleitung zu Champavert.

Es ist schwer ein Buch zu schreiben, das bei allen Verständigen einen so tiefen Eckel erregt, als Borel mit seinen Erzählungen, die er zur Einladung der Leser selbst unmoralisch heißt. Champavert nennt sich selbst affektirt genug Lycanthrope oder Wolf-Mensch, ist aber damit zu bescheiden gegen sein Verdienst, denn wo man auch das Buch öffnet, kömmt einem ein stinkender Leichengeruch und ein Dunst des Verbrechens, der Verführung, des Meineids und des Mordes entgegen! Die Männer brüllen und heulen, die Frauen und Mädchen schreien und die Schlachtopfer röcheln (vâtent), ein Wort das der Verfasser besonders in Affektation genommen hat und bei jeder Gelegenheit anbringt. Champavert haßt die Menschen wie ein wüthender Narr, ohne recht zu wissen warum? wenigstens sagt er es nicht. Offenbar haßt sie der blutjunge Schriftsteller nur darum so stark, um sein Buch in diesem Sinn schreiben zu können; denn mitten durch diese Ausbrüche von Verfluchung, mitten durch diese Galle, diesen Geifer und dieses Gift, das er mit großem Geräusch auf die Gesellschaft sprudelt, bemerkt man einen gezwungenen, affektirten Haß für Alles, der unendlich widerlich ist, eine so kalkulirte Gefühllosigkeit, daß sie nicht einmal Schauder oder Schrecken einflößt, weil sie kalt und an den Haaren herbeigezogen ist. Diese affektirte Scheußlichkeit ist allen Erzählungen vorzuwerfen, dem Monsieur de l'Argentière wie Jaquez, Don Andrea Vesaluis, Three Fingered Jack, Dina und Passereau. Zulezt kömmt's endlich mit Champavert selbst zum Tod und dieser Tod mag als Probe des Ganzen, so wie als Beleg unserer obigen Aeußerung mit kurzen Worten hier stehen. Ehe er stirbt, macht er noch ächt dramatisch großen Spektakel, schimpft tapfer auf das Leben, die Menschen und die Gesellschaft, findet den Wechsel der Jahreszeiten höchst langweilig, weil sie immer regelmäßig hinter einander kommen und sich auf ein Haar gleichen; hierauf zerschlägt und zertrümmert er Alles bei sich, denn er will nichts hinterlassen, was Andern nüzlich seyn könnte; sucht dann am Abend Flava auf, seine Geliebte, ein liebliches Mädchen mit blonden Haaren, bleich und mit schmachtendem Glanz, von der man gar nicht begreifen kann, wie sie einen solchen Narren lieben kann. Sie will seine fieberhafte Ueberspannung mäßigen, darum spricht sie ihm von ihrem Kind, das sie, um ihre Ehre zu retten, tödten und vergraben mußte; für Champavert ist dies eine herrliche Gelegenheit, um über die Welt zu fluchen, wo die Jungfrauen ihre Kinder umbringen und vergraben müssen, um ihre Ehre zu erhalten; er will sein liebes Söhnchen wiedersehen, deßhalb läuft er an dessen Grab und gräbt die Erde mit seinen Nägeln und mit seinem Dolch auf; „bald darauf richtet er sich auf, in der Hand ein kleines stinkendes Geripp mit Lumpen behängt, er zeigt es hohnlachend der Mutter und schleudert es dann weit weg; darauf sezt er die Spize seines Dolches auf ihre Brust und den Handgriff auf die Seinige; wirft sich dann schwer auf sie und drückt sie tödtend in seine Arme. Das Eisen drang langsam ein und Flava — die vorher schon gerächelt hatte, denn es röchelt, wie gesagt, Alles in dem Buche — stieß einen Todesschrei aus, der die Steinbrüche brüllen macht. Champavert zog nun das Eisen aus der Wunde, erhob sich, ging mit gebeugtem Haupt den Hügel hinab und verschwand in dem Nebel und dem Regen. Am folgenden Morgen, als der Tag anbrach, hörte ein Frachtfuhrmann etwas unter dem Rad seines Wagens knacken, es war das Gerippe eines Kindes. Eine Bäuerin fand bei der Quelle die Leiche einer Frau, mit einem Loch im Herzen, und auf der Höhe des Schindackers von Montfaucon stand ein Schinder, streifte seine Aermel auf und pfiff sein Liedchen dazu, bald bemerkte er unter einem Haufen verreckter Pferde einen Mann mit Blut bedeckt; sein Kopf war nach unten gekehrt und lag in der faulenden Jauche, in seiner Brust steckte ein großes Messer wie ein Pfahl."

Ganz anderer Natur ist Nepenthès, ein etwas gesuchter und pretiöser Name, der nach Kurt Sprengel so viel als Opium bedeutet, also ein Einschläferungsmittel seyn soll. Vielleicht hat ihn Loëve-Weimars nur gewählt, um zu hören, daß das Buch nichts weniger als einschläfernd, sondern interessant sey. Nun ja! anziehend ist es auch, denn dem Verfasser fehlt es nicht an mannichfaltigem Darstellungsleben, an Wechsel und Neuheit, so daß jeder Gegenstand bei ihm ein eigenthümliches und neues Kleid hat: der Abbé Jose, Lucrèce, Trop tard, Henri Estienne. Diese Mannichfaltigkeit und wechselnde Anmuth ist so erfreulich als selten, da man nicht ohne Bitterkeit über die unerträgliche Verwandtschaft sprechen kann, in der jezt fast alle französische Schriftsteller befangen sind, so daß ihre Bücher aus Einer Form, aus Einem Modell mit glänzenden Facetten hervorzugehen scheinen. Sie tragen eine und dieselbe Form, mag auch ihr Inhalt noch so verschieden seyn und haben aus der freien, edlen Schriftstellerkunst ein Handwerk gemacht, das man erlernen kann, wie Schuhe und Kleidermachen oder Mauern und Steinhauen. Vieles in Nepenthès ist deutschen Ursprungs, nach Heine oder Jean Paul; anderes gehört dem deutschen Boden an, ist aber französirt, z. B. der Kater Murr von Hofmann.

Dr. Mr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 18. — 17. Januar 1831.

Neue Bücher.

1) Werke, von Heinrich von Kleist. Herausgegeben von Ludwig Tieck. Dritter Theil. Berlin, bei Reimer. 1826. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

2) Hinterlassene Schriften von Heinrich von Kleist. Herausgegeben von Ludwig Tieck und Friedrich Wilhelm Gubitz. Erster Band. Berlin, bei Reimer. 1821. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Kleist war ein Dichter, der sich selbst nicht kannte, und der Niemand kannte, der ihn nicht persönlich kannte. Er war ein Dichter, der sich selbst nicht verstand, und der Niemand verstand, der ihn nicht persönlich verstand. Er war ein Dichter, der sich selbst nicht genügte, und der Niemand genügte, der ihn nicht persönlich genügte. Er war ein Dichter, der sich selbst nicht liebte, und der Niemand liebte, der ihn nicht persönlich liebte. Er war ein Dichter, der sich selbst nicht achtete, und der Niemand achtete, der ihn nicht persönlich achtete. Er war ein Dichter, der sich selbst nicht ehrte, und der Niemand ehrte, der ihn nicht persönlich ehrte. Er war ein Dichter, der sich selbst nicht schätzte, und der Niemand schätzte, der ihn nicht persönlich schätzte. Er war ein Dichter, der sich selbst nicht bewunderte, und der Niemand bewunderte, der ihn nicht persönlich bewunderte. Er war ein Dichter, der sich selbst nicht anbetete, und der Niemand anbetete, der ihn nicht persönlich anbetete. Er war ein Dichter, der sich selbst nicht vergötterte, und der Niemand vergötterte, der ihn nicht persönlich vergötterte. Er war ein Dichter, der sich selbst nicht vergötterte, und der Niemand vergötterte, der ihn nicht persönlich vergötterte.

Nun stellt euch vor, wie der Rinald erschrocken
Bei diesem Einschluck mag gewesen seyn!
Er fand zum Glück den Krebsenbauch fast trocken
Durch jenen mächt'gen Riß, und ziemlich rein.
Drum faßt er frischen Muth, und ohne Stocken
Setzt er dem Begliantin die Sporen ein,
Sprengt durch den Panzen mit verhängtem Zaume
Und kommt von hinten aus dem dunkeln Raume.

Oder wenn zwei junge Ritter in das Land der Gespenster kommen, von denen sie gefoppt werden:

Als Rinaldus indeß zum Berge rannte,
Woher die Stimme scholl, wie er geglaubt,
Fand er ein frisches Bächlein und erkannte
Zwei junge Weiber dort, höchst unerlaubt
An einen Baum gekreuzigt; die se wandte
Den Rücken zu ihm her, und die das Haupt.
Ha, Rinaldus, sprach eine dieser Beiden,
So schnell vergißt du mich und meine Leiden?

Rinaldo's Sohn erschrickt und ruft voll Bangen:
Coreſe, theure Gattin, keinen Harm!
Er zieht sein Schwerdt, und brennend vor Verlangen,
Haut er den Baum; doch als er mit dem Arm
Sie will umschlingen und den schönen Wangen
Die Lippe nahn, von keuscher Liebe warm,
Beginnt der Baum im Kreise sich zu drehen,
Den Kreiseln gleich, und will nicht stille stehen.

Doch Rinaldus, der glaubt, er sey im Traume,
Faßt seine Frau und dreht sich nun mit ihr.
Da zeigt ein neues Wunder sich am Baume:
Der Stamm wird roth, die Zweige wie Sapphir
Und alle Blätter gleich dem weißen Schaume.
Die beiden schönen Frau'n verschwinden hier;
Denn Eine wie die Andre hüllt die Glieder,
Als weißer Schwan, in glänzendes Gefieder.

Und taucht sich rasch in eines Sees Wogen
Und fängt gar lieblich an zu singen dort.
Vergangen war nicht lange Zeit, so flogen
Von jenem Baum die Blätter alle fort,
Die nun als Vögelein die Luft durchzogen;
Und auf den Boden fiel der Stamm sofort
Und ward im Fall zu einer großen Schlange,
Die zischend niederglitt am Bergeshange.

Indeß die beiden Ritter Wald und Auen
Durchziehn, betäubt und in Verzweiflungswuth,
Spähn nach den Gatten auch die beiden Frauen
Rastlos umher mit heißer Thränenfluth.
Auf eine Wiese kommen sie und schauen
Die Beiden todt, und rings umher von Blut
Das Gras gerötet. Als sie dies entdecken,
Wer kündet ihren Jammer, ihr Erschrecken?

Sie raufen sich die Locken aus, zerschlagen
Die weiße Brust, und solch ein Jammern schallt,
Als ob Bauch- oder Hüften-Weh sie plagen.
Drauf packen sie die Schwerdter mit Gewalt,
Die ihre Männer an der Linken tragen,
Um sich zu tödten. Wunder! alsobald
Verwandeln sich die Schwerdter; eh man's ahne,
Wird dies Narcisse, jenes Tulipane.

Die Leichen nun (wer glaubt' es wohl?) zerfließen
Wie Wachs am Feuer schmilzt, und durch die Au'n
Sieht man die schönste Quelle sich ergießen.
Wie Marmorbilder stehn die beiden Frau'n:
Wohl muß sie diese Wandelung verdrießen,
Denn an der Quelle da ist nichts zu schau'n
Von ihren Gatten, keine Spur, kein Zeichen;
Erst sahn sie Jene doch, wenn auch als Leichen.

Als sie ein wenig zu sich selbst gekommen,
Entschließt zum Bade sich das schöne Paar;
Auch wird ein Trunk aus dieser Quelle frommen,
Obwohl sie Menschenfleisch noch eben war.
Sie ziehn sich aus, von Niemand wahrgenommen,
Bald sind sie ihrer Röck' und Hemden baar;
Schon liegen Wams und Schnürleib, Strümpf' und Schuhe,
Auf grünem Rasen dort in guter Ruhe.

Als sie entblößt, mit sicherstem Vertrauen,
Sich baden in der ehelichen Fluth,
Kommt eine Schaar von Rittern und von Frauen
Und überrascht die Nackten wohlgemuth.
Sie wollen fliehn, allein verschämtes Grauen
Hält sie zurück; und alles, was man thut
Das Wasser aufzurühren, macht's nicht trüber;
Drum werfen sie die langen Locken über.

Zwei Ritter springen in den Bach, verwogen,
Und wollen sie ergreifen; doch geschwind
Versiegt die Fluth, die Ufer sind entflogen,
Die Ritter und die Frau'n entführt der Wind.
Ein dichter Nebel hält das Paar umzogen,
Und jeder kleinste Strahl des Lichts verrinnt.
Dann fliehn die Schatten, und nach kurzem Dunkel
Strahlt Alles rings vom hellsten Lichtgefunkel.

So vielerlei Gebild' und Truggestalten
Erzeugen sich am dunkeln Himmel kaum,
Wenn Wolken sich zerrissen oder ballten,
Gejagt vom Südwind durch den weiten Raum —
Jetzt sieht man sie als Schiffe, jetzt entfalten
Sich Riesen draus, jetzt ein Cypressenbaum —
Wie hier die Frauen sehn (doch ohne Lachen)
Bei'm wechselnden Gebild derselben Sachen.

Und alle die abentheuerlichen Geschichten von der in ein Baumblatt gewickelten Schönen; von dem Kapuzinerkloster im Wallfischbauch; vom Kampf mit dem Seekrachen;

von der Prinzessin unter den Wölfen, vom weißen Marmorbild, das sich bei einer nahenden Gefahr schwärzt; vom Stein, der unsichtbar macht; vom gehörnten Manne; vom Weiberstaate, worin die Männer unterwürfig sind; vom Vogel Greif, der Roß und Reiter in die Luft führt; vom Ungeheuer, das die Geliebte des Ritters, mit dem es kämpft, ihm als Schild vorhält.

Und dies gesagt, faßt er die goldne Lanze
Und sprengt das Unthier an, verwegen, wild;
Doch dieses, schlau und bosshaft, packt die ganze
Despina fest und macht sie sich zum Schild.
Und wie im Vatican, im größten Glanze,
Am höchsten Fest, der Pfaff ein heil'ges Bild
Dem Volk zu zeigen pflgt mit frommen Mienen,
So hält das Unthier vor sich hin Despinen.

Wohin nun Richardett die Lanze lenkt,
Da hält es gleich Despinen ihm entgegen;
So daß der tapfre Mann, verhöhnt, gekränkt,
Fast der Gewalt des Grimmes wär' erlegen.
Wohl sieht er ein, er kann nicht, wie er denkt,
Die Rache hier vollziehn; denn allerwegen
Dient jene stark dem Ungethüm zur Wehr,
Und ihrenthalb vermag er nun nichts mehr.

Die Geschichte von den zwei, in einem Glase eingesperrten Schönen, vom Mädchen mit dem Hundekopf, von der in eine Tigerin verwandelten Prinzessin, und so unzählige andre. Des Dichters Phantasie ist in diesen Erfindungen oft sehr originell, immer aber launig und unterhaltend.

Den geschichtlichen Faden herauszuwickeln, wäre eine sehr unnütze Mühe. Es treten die bekannten Helden aus dem Sagenkreise Karls des Großen auf, und zahllose willkührlich erfundene Nebenpersonen, noch bunter als selbst bei Ariost. Im Vordergrunde stehn jedoch Richardett und die schöne Sultanstochter Despina, die sich zuletzt heirathen. Die übrigen Helden kommen nicht so gut weg, am schlimmsten Ferragu, der komische Sündenbock des Gedichts, der halb an den Sancho Pansa, halb an einige burleske Figuren in Voltaires Pucelle erinnert. Aber auch die vornehmern Helden werden hier überall, nach dem Beispiel des Cervantes, in ihrer Menschlichkeit gezeigt und das heroische Gedicht wird zum Theil gänzlich Posse. Roland bekommt Prügel. Reisende Helden werden vom Wirth, den sie nicht bezahlen können, festgehalten, zum Arrest gebracht und müssen das Geld durch gemeine Arbeit verdienen ꝛc. Das Komische herrscht im ganzen Gedicht so sehr vor, daß am Schluß Karl der Große, Roland und Rinald, durch eine Pulververschwörung in die Luft gesprengt werden, und hoch genug fliegen, um lebendig im Himmel anzulangen.

Indessen nun die hochberühmten Degen
An reicher Tafel sich ergötzen dort,
Ließ Gan an jenen Mordstand Feuer legen,
Und Zelt' und Ritter flogen plötzlich fort,
So wie die Blätter im December pflegen,
Wenn sie vom Baume bläst der rauhe Nord.
Doch Kaiser Karl, Rinald und Roland flogen,
Sich fassend bei der Hand, zum Himmelsbogen.

Sie flogen so geschwind, so hoch empor,
Daß alle Drei (nach Gottes ew'gem Worte)
Die Köpfe stießen an des Himmels Thor.
Und Petrus öffnet' ihnen gleich die Pforte
(Bekannt war ihm die große That zuvor)
Und sagte mild: Da ihr zu diesem Orte
Den Eingang fandet, hat der Herr gewährt,
Daß ihr nicht mehr zur Erde wiederkehrt.

Das Sublimste im ganzen Gedicht ist folgendes Abentheuer. Despina kommt auf die glückliche Insel der Fee Lirina, die sie durch einen Liebestrank an sich fesselt und ihr alle Erinnerung an ihren geliebten Richardett nimmt. Dieser kommt ebenfalls dahin. Despina erkennt ihn nicht wieder und verspottet ihn. Lirina aber gibt ihr den Rath, wenn er sie ferner verfolge, sich zärtlich gegen ihn zu stellen, zu thun, als ob sie ihn schon längst geliebt habe, ihn Richardett zu nennen, und ihn dann, wann sie ihn wehrlos in den Armen hielte, mit einem Dolche zu durchbohren. Sie gehorcht, der Zauberer Malegys schiebt ihr aber statt des wahren Richardetts ein ihm ähnliches Trugbild unter, und Richardett selbst muß zusehn, wie sie ihre verstellten Liebkosungen an seinem Ebenbild verschwendet und es dann erdolcht. Er hat sich nun von ihrer vermeinten Treulosigkeit völlig überzeugt, am Ende aber hört mit der Wirkung des Zaubertranks auch die Täuschung auf.

Unter diese seltsamen Geschichten streut der Dichter zuweilen Betrachtungen ein, die einen feinen Sinn und edles Gemüth verrathen, z. B.

Doch weil Natur, ihr schönen Frau'n, euch eben
Den Zwiebeln gleich zu bilden hat gemocht,
Das heißt, mit tausend Häuten euch umgeben,
Die ganz verbergen, was im Innern kocht:
So könnt ihr leicht mit Täuschung uns umweben;
Und Mancher, der auf eure Liebe pocht,
Ist euch verhaßt, und mancher Andre nennet
Euch grausam, hart, für den ihr heimlich brennet.

Doch solche Schalkheit ist den Frauen eigen
Und solche Scham, daß manche fähig war,
Gewalt'gen Haß und Abscheu dem zu zeigen,
Den lieber sie zerküßte ganz und gar,
Und zum Verhaßten sich mit Huld zu neigen.
Kurz nie in Thaten noch in Worten wahr,

Verstehn sie so ihr Sehnen zu verstecken,
Das kaum nur, kaum Gott selbst es kann entdecken.

* * *

Des Menschen Leben gleicht schier einem Zimmer,
Das man mit Bildern mancher Art geschmückt.
Hier ist Madonna, unsre Hoffnung immer,
Die weinend zu dem todten Sohn sich bückt;
Dort Hiob, wundenvoll, entblößt, von schlimmer
Krankheit und seines Weibes Hohn gedrückt;
Hier Wüstenei'n und Meer' und Berg' in Fülle;
Dort Thais, Phryne, Venus, ohne Hülle.

So ist der Mensch bald lustig, bald bekommen;
Bald lästert er, und hat es bald bereut,
Ist bald von Lieb' und bald von Zorn entglommen;
Bald spendet er den Armen manchen Deut,
Bald hat der Geiz ihm den Verstand benommen;
Bald stiehlt er, wo er kann, ganz ungescheut.
Kurzum, er dreht und ändert sich geschwinde,
Wie eine Wetterfahn' in jedem Winde.

Dasselbe Ding steht manchmal hoch in Ehren
Und wird ein andermal für schlecht erkannt.
Allein ich will hier nicht Moralien lehren,
Nicht dem vernünft'gen Thiere, Mensch genannt,
Andeuten, was zu fliehn, was zu begehren.

Ueber seine Persönlichkeit spricht er wenig, doch erklärt er sich als einen Feind der den Dichtern nicht selten eignen Schmeichelei und Schmarotzerei bei den Großen.

Ich hielt mich stets von diesem Laster fern;
Denn ich will nichts erstreben, nichts erwecken.
Ich habe Wenig oder Viel gleich gern,
Und nichts verlang' ich aus des Freundes Säcken.
Ich schmeichle nicht, ich streichle großen Herrn
Den Kutzen nicht und mag nicht Speichel lecken,
Damit ich nur zu etwas großem Steige
Und mich in rosenfarb'nen Kleidern zeige.

Ein wackrer Mann, der Redlichkeit ergeben,
Wird lieber darben im geringsten Stand,
Und müßt' er auch in tiefster Armuth leben,
Als sich durch Schmach und Schändlichkeit gewandt
Zum Prahlhans und zum großen Herrn erheben;
Wie Viele thun, mit schlechtem Volk verwandt,
Die Brut der Späher, Schergen, Heuterbeute.
O würden alle der Harpyen Beute!

Sie, die durch Kuppeln oder Possenreißen
Dahin gelangt, daß jeder, der sich sehn
In Ehren will, umsonst sich wird befleißen,
Wenn er nicht will mit dem Gesindel gehn,
Nicht will durch schlechte Hand begünstigt heißen.
O möchten all' auf einmal untergehn,
Die Väter jeder Schmach, die wahre Seuche
Der edeln Kunst und würdiger Gebräuche!

Und diese nun, die Göttern gleich sich stellen,
Die kurz zuvor im tiefsten Schlamm gesteckt
Und statt des Weines hatten Flüss' und Quellen,
Und deren Tisch, mit Schnepfen jetzt bedeckt,
Nur Kohl und Erbsen trug in höchsten Fällen —
Die soll ein Mann, der jederzeit bezweckt
Mit Phöbus und den Musen zu verkehren,
Demüthig und mit bloßem Haupt verehren?

(Die Fortsetzung folgt.)

Kupferwerke

1) John Flaxmanns Umrisse zu Dantes göttlicher Komödie. 1ste Lieferung, Hölle. Karlsruhe, Kunstverlag von Creuzbauer. London, A. Schloß. Paris, J. Veith.

2) Historisch-romantische Bildergallerie. Bildliche Darstellungen aus der alten und neuen Welt, in monatlichen Lieferungen. Sammlung der schönsten Stahlstiche von den ausgezeichnetsten Meistern. Mit erläuterndem Text von W. v. Chezy und Dr. K. C. Schmidt. Daselbst.

So schwer es ist, die riesenhaften Höllenbilder Dantes, das Schattengewimmel und das den Anblick fliehende unterirdische Gewürge und Gemarter zur malerischen Anschauung zu bringen, so hat doch Flaxmann grade durch bloße Umrisse, die mehr andeuten als ausführen, einen großen Theil dieser Schwierigkeiten überwunden, und sein Dante wird neben seinem Homer immer dem, der die Werke dieser großen Dichter studirt, eine freundliche Zugabe bleiben.

Das zweite Werk gehört zu den beispiellos wohlfeilen und verdient dieses Prädikat, denn ein Heft, welches 7 Stahlstiche enthält, kostet nur 48 kr. Das erste Heft liefert ein sehr schönes Abbild von Horaz Vernets Cavalcatore, gestochen von Frommel, der überhaupt das Technische dieses neuen Kunstverlags zu leiten scheint und dessen schöne Bilder Griechenlands wir vor einiger Zeit in diesen Blättern rühmten. Auch die übrigen Stiche, der Genfer-See im Mondschein, das Gelübde (einer Mutter, die ihre Tochter dem Altar weiht), die Landschaft von Troja, eine Ansicht von Zante und zwei Flaxmannsche Umrisse zum Homer sind schön. Doch würden die Unternehmer vielleicht besser reussiren, wenn sie keine Umrisse, weniger Landschaften und mehr historische oder Genrebilder wählten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 99. — 30. September 1833.

Epische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

2) Sämmtliche Werke von Johann Ladislav Pyrker. Erster Theil. Tunisias. Zweiter Theil. Rudolph von Habsburg. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1832 und 33.

Der ehrwürdige Kirchenfürst Ungarns, der in dem ersten dieser Heldengedichte die Eroberung von Tunis durch Karl V. und im zweiten die Thaten Rudolphs von Habsburg in Homerischer Weise und Versart besungen hat, gehört zu den seltenen Sängern, deren Leben und Dichtung durch ein wunderbares Schicksal verbunden sind, da insgemein die heutigen Dichter nur das dichten, was sie nicht erleben, nur das erleben, was sie nicht dichten. Pyrker gleicht in vieler Beziehung dem edlen portugiesischen Sänger Camoens, der die Thaten Vasco de Gamas in Indien besang, nachdem er ihn dahin begleitet hatte. Denn Pyrker war, bevor er seine Tunisias sang, selber Sklave zu Tunis gewesen, und nur darin gleicht er Camoens nicht, daß die Heimath, zu der er wiederkehrte, dankbarer gegen ihn war.

Auf diese Beziehung des Dichterschicksals zum Gedicht muß aufmerksam gemacht werden, um das letztere zu würdigen. Weit entfernt, gleich andern neuen Dichtern, nur fremde Leiden zum Studium zu machen, hat Pyrker selbst gelitten, und dies gibt seiner Darstellung eine unnachahmliche Lebendigkeit und Wärme. Er kennt nicht nur die Lokalitäten von Tunis, er hat auch die Noth der Christensklaven, alle Gefühle derselben, den ganzen grellen Kontrast zwischen Christenthum und Islamismus und endlich die Wonne der Befreiung selbst durchlebt. Er konnte daher den Kampf, der vor drei Jahrhunderten sich ereignete, darstellen, als ob er selbst dabei gewesen wäre.

Er hat nicht die romantische Form des Tasso, sondern die klassische des Homer gewählt. Dies muß uns heute, da wir je mehr und mehr die Form durch den Gegenstand bedingt wissen wollen, einigermaaßen befremden, doch hat die bisherige deutsche Poesie sich mannichfaltige Ausnahmen davon gestattet, insbesondere nach dem Vorgang von Klopstocks Messias. Auch ist es gewiß, daß die Homerische Form sich, abgesehn von Christenthum und Romantik, für kriegerische Darstellung und für epische Landschaftsgemälde, als die musterhafteste darbietet.

Folgendes Bild der am feuerspeienden Aetna im Sturm vorüberjagenden christlichen Flotte mag von der poetischen Kraft des Dichters Zeugniß geben:

Doch nun schwebte die Nacht mit weitverbreiteten Flügeln. Leisern Fluges, herab, und umhüllte des Meeres Gewässer, Guasto's Macht trieb noch, auf der wogenden Wüste verschlagen,

Fern' Cagliari's ersehntem Port, in der dunkelen Nacht um: Denn ein brausender Nord führt' ihn, unbezähmbarer Eile, Nach dem meereinengenden Thal hinunter, wo vormals Stets, der Charybdis zugleich, und der furchtbaren Scylla der Schiffer

Zitterte. Dort erscholl ihm jetzt unpöblicher Aufruhr Vor dem Schooße des Aetna heran. Mit entsetzlichem schwanger Lag er, kreißend in Weh'n. Er wüthete — stürzende Felsen Schleudernd mit lautem Gekrach, Orkanengetümmel, und Gluthsturm,

Weit in den Tiefen umher, daß rings das Meer, und die Erde Schwankte vor Angst, bis er jetzt aus des Grauens Gebiet' warf.

Erst aus dem finsteren Schlund, in meilenumkreisender Breite,

Quoll Rauch auf — weithin am Himmel die Sterne verschlingend,

Und in dem wirbelnden Flug' durchzuckten ihn bläuliche Blitze. Dann aufbrauste, wie Staub, vom Winde gerafft an dem Kreuzweg,

Odemberaubender Schwefelqualm, und flöbernder Asche Dichtes Gewölk, und jetzt, in wüthender Eile geschleudert, Rasselten glühende Stein' ihm nach — jetzt hob sich die Flamme

Himmelempor, und leuchtete fern in die finstere Nacht hin. Rings erglühte das Meer. So hoch die Flamm' an die Wolken

Loderte, sank ihr Bild so tief in's dunkle Gewässer Nieder, und warf in die Unterwelt hellleuchtende Funken. Aber den kreißenden Berg durchwühlten noch stärkere Wehen. Unterirdischer Donner rollt', aufrauschten die Wogen — Schlugen das schäumende Haupt im Kampfe zusammen; des Aetna

Scheitel erbebte: denn, o des grausenerweckenden Anblicks! Jetzt ausspie sein Schlund die glühende Lava: sie wälzte Breiter, und flammender stets, die feurigen Wogen herunter. Laut aufheulten die Lüft', und die Schöpfung schauderte ringsum.

Doch Del-Guasto's Heer flog dann im sausenden Sturmhauch Eiliger fort auf dem Meer, Sardiniens Küsten entgegen.

Aber nicht war in des Berg's Abgründen allein der Empörung Wildes Getümmel erwacht — auch hoch in den Lüften begann jetzt Furchtbar dräuender Kampf, und seelenerschütternder Aufruhr:

Früh' erkannten die Schiffer, vom Bord die perlenden Fluthen Schaumend, es nahe der Sturm. Sie zogen die dichtesten Segel Auf die drei Mittelmast, und ordneten sorglich die Taue. Doch nun brauste der Wind fern her; dem thürmenden Wall gleich, Hob sich vor ihm die Fluth, und rauscht' auf die gleitenden Schiffe Nieder, und dann aufwogten sie rings unendlich, und furchtbar. Jetzo in Wolkenhöh'n auf dem Saum der heulenden Wogen Schwebten die Schiff', und jetzt, in des Meer's Abgründe geschleudert, Deckte sie dunkler Fluthen Nacht, wie verloren auf immer. Ueber das hohe Verdeck hinüber, herüber ergoß sich Wüthender Wogen Schaum, und netzte die flatternden Wimpel. Muhameds Aug' erglänzte vor Lust: die gährenden Blitze Schaurend im Donnergewölk, das über den Schiffen der Christen Grau'nvoll hing. Er winkte, voll Hast, den grimmigen Geistern Attila's — winkte den Seinen zugleich. Sie brausten im Eilflug Näher, und, wie die Schar der schwarzbefiederten Raben, Aufgeschreckt vom Knall todtschmetternder Büchse, vom Anger Laut, mit Geschrei, sich erhebt, und immer in engeren Kreisen Ueber des Schützen Haupt durchrauscht die sausenden Lüfte: So durchstürmten auch hier die unzähligen Geister der Wolken Gährenden Schooß, bis solcher in feindlicher Reibung entbrannt war.

Siehe, da zuckte der Blitz, und zerriß den finsteren Himmel Schnell von Westen bis Osten hinauf! Dem rollenden Donner Dröhnte die Welt umher, und Ströme des sausenden Regens Peitschten, mit ehrnem Gerassel, die Fluth. Fort krachte der Donner —

Krachte durch Sturmgeheul, und Gebrüll empörter Gewässer, Endlos fort. Wie links, und rechts die Schiffe sich beugten, Hoben zum finstern Gewölk ringsher (entsetzlich zu schauen) Flammende Wogengebirg' ihr Haupt: denn strahlender Blitzglanz, Schwärze der Nacht, traf wechselnd das Aug' erblindender Menschen.

All' den Schiffenden hier umzog die blässeren Wangen Todesfurcht: sie harrten, verstummt, des nahen Verderbens; Doch der edele Kaiser sah nach dem Sturm, und Gewitter, In erhabener Ruhe hinaus; der hohen Verheißung Trostender Strahl erfüllte sein Herz, das niemals gebebt hat. Und im eilenden Flug' entschwand das graufe Gewitter. Regen sauste nicht mehr; die Winde verstummten; der Donner Wüthete nicht; nur fern am Rande des wölbenden Himmels Murrt' er dumpf, und dumpfer noch fort, wo flatternde Blitze,

Kehrend, und fliehend zugleich, die dunkeln Gewässer erhellten. Aber noch lange tobte das Meer, bis leise zu Hügeln ... Schwanden die Wogengebirg', und die Hügel zu flutenden Ebnen.

In der Tunisias bilden Afrika und Europa, Land und Meer, Islam und Christenthum, Noth und Befreiung die lebhaftesten Gegensätze sowohl in der landschaftlichen, als historischen Malerei des Epos und es waltet durch das ganze Gedicht eine poetische Gerechtigkeit; wir nehmen innigen Antheil an den Helden, die ihre Brüder aus den Ketten der Sklaverei befreien. Nicht dieselben schönen Kontraste und nicht dieselbe Gerechtigkeit finden wir in dem zweiten Gedicht, Rudolph von Habsburg. Zwar pflegt die poetische Dankbarkeit gegen das Haus Oesterreich auf diesen Helden jede Tugend und jeden romantischen Reiz zu übertragen; indeß steht er uns doch zu historisch nahe, als daß uns der Widerspruch zwischen seinem Bild in der Wirklichkeit und den poetischen Idealen nicht auffallen sollte. Porker ist nicht der erste, der in Rudolph von Habsburg das personificirte Gute, im Böhmenkönig Ottokar dagegen das personificirte Böse dargestellt hat; allein Rudolph war weder so gut, noch Ottokar so schlimm, als daß sie diesen poetischen Mißbrauch ihrer Charaktere rechtfertigen könnten. In des Böhmenkönigs Trotz liegt durchaus nichts, was wir tadeln könnten. Man wird doch dem Tschechen nicht vorwerfen wollen, daß er den Deutschen haßt. Kann es in der Welt einen natürlicheren Haß geben? Eben so wenig kann man den König Ottokar darum tadeln, wenn er, in den Begriffen, welche sein rohes Zeitalter von der Ehre hatte, sich gekränkt fühlte, als stolzer König einem kleinen Grafen gehorchen zu müssen, der überdies in seinem Betragen nicht eine Spur von Edelmuth an den Tag legte. Rudolph zitirte sich ja darauf, Ottokarn den Grafen fühlen zu lassen, und ihn auf eine eben so hämische als rohe Weise zu beschämen; wie in aller Welt sollen wir es nun tadeln, daß der tödtlich beleidigte Ottokar den Kampf fortsezte und das Leben für seine Ehre ließ; die poetische Gerechtigkeit ist ganz auf seiner Seite. Und betrachtet man Rudolph noch ferner, sieht man seine wohlberechnete Habgier, seine politische Schlauigkeit, seine eines Kaisers nicht würdige Traktaten mit den Fürsten, denen er die kaiserlichen Prärogativen für den österreichischen Herzogshut verkaufte, so erkennt man bis zur Evidenz, daß es ihm mit seinem Kampf gegen Ottokar nicht um die Wahrung der Kaiserwürde gegen die unbotmäßigen Reichsfürsten, sondern nur um die Beraubung Ottokars und um ein Erbe für seine Kinder zu thun war. Mit einem Wort, das Reich war ihm eine Kuh, die er für sich und seine Kinder melkte. Ein solcher Charakter gehört nicht unter die ehrwürdigen der deutschen Geschichte und am allerwenigsten unter die poetischen.

Davon abgesehn, hat Porker auch hier eine schöne poetische Kraft entfaltet und seinen Helden mit Hinwegsassung dessen, was ihn verkleinert, nur im Licht des gütigen Siegers und weisen Ordners dargestellt, und dagegen Ottokars Bild durch die Umgebung von bösen Geistern gehörig verdunkelt. Die Schaaren des Ostens gaben dem Dichter zu originellen Kampfgemälden Anlaß. So schildert er z. B. die wilden Cumanier:

Aber entsetzlich wüthet im Feld der grimmige Kune.
Ordnungslos, bald links, bald rechtshin gewendet im Eilflug,
Braus't er heran wie der Sturm. Er schnellt von der dröhnenden Seine
Durch die heulende Luft den befiederten Pfeil, und verfehlt nie,
So er den Gegner in's Auge gefaßt, in die Brust ihn zu treffen.
Aber von diesem bedrängt, entflieht, und kehret er wieder.
Listengeübt; läßt oft dem fliehenden Rosse den Zügel;
Wendet sich hurtig im Sattel herum, und schwingt des Tschakums
Eisengewichtige Last dem Rasenden mächtig entgegen.
Sieh', und hat er ihn etwa verfehlt, da sezt er sich wieder
Rasch, im Schwunge, zurecht in dem Sattel; ergreifet die Zügel;
Lenkt im kreisenden Lauf mit eisernem Drucke der Schenkel
Eilig den Läufer heran, und so der entflogenen Waffe
Nahend, schwebt er mit einem Fuß noch im Bügel des Rosses;
Beugt sich nieder im Flug, und hebt sie empor in die Lüfte.
Ehe der Feind sich gestellt, und des Fliehenden Jauchzen vernommen.

Die bekannte, von Schiller so schön behandelte Sage, flicht Porker ebenfalls ein.

„Laut erbrauset der Sturm, und jagt tiefhängende Wolken
Ueber die finsteren Berge hinaus. Der laubige Hochwald
Triest, der Gießbach rauscht, vom dauernden Regen geschwollen.
Sieh', da saß ein Ritter am Bach: von der edelen Stirne
Glänzt' ihm der Heldenmuth — aus den bläulichen Augen die Wahrheit,
Lieb', und Treu'. Er sah in die Fluthen: sie saus'ten, und braus'ten.
Eilten im Fluge dahin, und er dachte der fliehenden Jahre.
Aber der Rappe scharrt; laut winselt der gierige Schweißhund:
Denn kein Wild austrieb er im Forst, und der Ritter erhebt sich
Heim zu zieh'n in die Burg, wo sein die Liebenden harren.
Jezt erreicht Geklingel sein Ohr. Von dem finstern Wald her
Naht ein Priester des Herrn dem Ufer, im schimmernden Chorrock.

Und mit goldener Stol' an der Bruſt. nachſchreitend dem Meßner
Eilig, das Engelsbrod zu dem ſterbenden Manne zu tragen.
Doch jetzt ſchaut er, voll Angſt, umher: denn ſiehe, der Gießbach
Schwemmte den Steg aus dem Grund, und drüben aufjammert die Hausfrau:
Hörbar poche der Tod an der Thür', und es lechze der Gatte
Nach der Labung, die ihn auf die Reiſ' in die Ewigkeit ſtärke.
Alsbald ſtreifte der Prieſter am Bach die Schuh' von den Füßen,
Dort die rauſchende Fluth hinüber zu waten, entſchloſſen.
Solches gewahrte der Ritter kaum, ſo kam er, und bot ihm,
Erſt anbetend den Heiland der Welt, das geſattelte Reitroß
An zu heiligem Dienſt, und kehrte vergnügt, zu den Seinen.
Als der Abend ſank, und die Welt im roſigen Schimmer
Glühete, ſieh', da führte das Roß der Prieſter am Zaume
Ueber den Burghof her, und ſagt' es dem Ritter mit Dank heim!
Aber er ſprach: „Was dünkt dich? Nein, nicht diene dies Reitpferd
Fürder zu ſchnödem Gebrauch', das meinen Erlöſer getragen:
Denn nun ſey's der Kirche des Herrn mit dem Feld' an dem Weiher
Frei geſchenkt, daß Keiner umſonſt nach dem Heiligſten ſchmachte!"
Drauf der Prieſter begann: „So vergelt' es dir Gott, der Erbarmer,
Edeler Herr, was du mit arbarmendem Sinn' an dem Diener
Seiner Kirche gethan: ſtets mög' es dir glücklich ergehen!
Ha, mir ſagt es mein Geiſt, und ich irre nicht (ſey dies Geheimniß
Dir in den Tiefen des Herzens bewahrt) dir zieret die Scheitel
Einſt des heiligen, römiſchen Reichs erhabene Krone!
Herrſchen wird dein Geſchlecht auf dem herrlichſten Thron' in die Zukunft
Endlos hin. Dein Ruhm erfüllet die Gränzen der Erde."

3) H. C. Fuchs's heroiſch-komiſches Gedicht, der Mückenkrieg. Nach der Ausgabe von 1600, mit Varianten der Schnurr'ſchen Bearbeitung von 1612 und einer Einleitung, herausgegeben von F. W. Genthe. Eisleben, Richardt, 1833.

Der Ertrag iſt für die Bibliothek des Gymnaſiums zu Eisleben beſtimmt. Das Gedicht ſelbſt hat nur antiquariſchen Werth und entbehrt des tiefen geiſtreichen Spottes, der z. B. den Reinecke Fuchs durch und durch beſeelt. Es iſt urſprünglich eine Spielerei der ſogenannten maccaroniſchen Poeſie, eine Nachahmung der homeriſchen Batrachomyomachie durch den Italiener Folengo († 1544), und wieder deutſch bearbeitet durch Fuchs.

Sangnileon, der Mückenkönig ſizt auf ſeinem Thron. Eine Mücke kommt athemlos und erzählt, der Ameiſenkönig Granestor ſey ins Land gefallen und habe ein großes Heer Mücken erſchlagen.

Da ſolche Red' beſchloſſen ward
Streckt' ſie die Füß; ſtarb auf der Fahrt.
Als der König dieſe Mähr hört,
Wurd' er ſo raſend und bethört ꝛc.

Der Rieſe Skannacaballa, König der Bremen, Sangnileons Schwager, wird um Hülfe gerufen. Er ſezt ſich ſogleich auf ſeinen Käfer und reitet herbei, ſeine Leute folgen aber, von Schnecken gezogen, etwas langſam nach. Ferner kommen die Schnacken, die Roßfliegen ꝛc. und verdunkeln die Sonne,

Daß Phöbus plözlich dunkel wur.
Und daß ſo große Furcht durchfuhr
Der Götter Herz, daß ſich verſchlich
Ihr' Farb und ihr' ihr' Kraft entwich.

Das Heer der Mücken koncentrirt ſich.

Sangnileo, der theure Mann
Legt auf dem Plan den Harniſch an,
Aus zweien Kocherhülſen gemacht,
Ein gelb Rübſamblatt war ſein Schild,
Ein ſtark Hirſchäls hübſch vergüldt
War ſein Helmlein, ſein Schüzer gar
Ein' nadelſpize Säukorſt war.
Indeß führt man durchs Lager her
Sein freudiges tobendes Pferd,
Das war ein' Grill', gar guter Art,
Zu Kriegshändeln mit Fleiß geſpart ꝛc.

Auf der andern Seite rüſten ſich nun auch die Ameiſen, mit ihren Bundesgenoſſen, den Wanzen, Läuſen, Flöhen und Spinnen. Sie befeſtigen ſich. Die Mücken kommen an, und es folgt eine lange Belagerung. Den Ameiſen mangelt der Proviant, da ſpinnen die hungrigen Wanzen Verrath an, aber durch eine patriotiſche Laus, die von ihrem Liebhaber den Anſchlag erfährt, wird die Feſtung gerettet, und die Mücken werden durch ein Kartätſchenfeuer von ſchwarzen Mohnkörnern vertrieben. Endlich kommt es zur Hauptſchlacht, in welcher die Mücken gänzlich geſchlagen werden und zulezt noch in die aufgeſtellten Neze der Spinnen fallen.

(Die Fortſezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt

Beilage zum Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag. — 29 1836. — 6. Februar 1836.

Allgemeine Literatur-Nachrichten.

Neue Bücher.

Ad. Bube, Geschichte der Deutschen Landwirthschaft. Erster Band. Stuttgart, Cotta. 1836. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der Verfasser dieses Werkes ist, wie Referent aus eigener Erfahrung weiß, ein Mann, der sich mit Liebe und Ausdauer in seinen Gegenstand vertieft hat, und dessen Arbeit daher Vertrauen verdient. Wenn er in der Vorrede sagt, daß er sich bemüht habe, die Geschichte der Landwirthschaft nicht als eine todte Sammlung von Thatsachen, sondern als ein lebendiges Ganze darzustellen, so ist ihm dieß gelungen. Er hat nicht nur die Geschichte der Landwirthschaft, sondern auch die Geschichte der Landwirthe geschrieben, und dadurch sein Buch für Jeden, der sich für die Geschichte des Volkslebens interessirt, anziehend gemacht. Der vorliegende erste Band enthält die Geschichte der Landwirthschaft bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. Der Verfasser hat sich nicht auf die Geschichte Deutschlands beschränkt, sondern auch die Landwirthschaft der Römer, Griechen, Gallier, Britten, Slaven, Germanen, Skandinavier, Magyaren, Finnen, Türken, Perser, Araber, Inder, Chinesen, Japanesen, Amerikaner, Afrikaner und Australier in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen. Er hat dadurch Gelegenheit gefunden, Vergleichungen anzustellen, die für die Geschichte der Landwirthschaft in Deutschland von großem Interesse sind. Wir können dieß Werk allen Freunden der Geschichte empfehlen.

Ludwig Bechstein, Deutsches Sagenbuch. Leipzig, Wigand. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Der Verfasser hat sich durch seine Bücher über Thüringen, durch seine Märchen und durch seine Sammlung deutscher Volksbücher bereits als einen Mann bewährt, der mit Liebe und Sorgfalt in die Vergangenheit unseres Volkslebens eingedrungen ist. Er hat sich daher auch zu einer Sammlung deutscher Sagen berufen gefühlt, und wir können sagen, daß er diesen Beruf nicht verfehlt hat. Er hat nicht nur die Sagen, die bereits gedruckt sind, gesammelt, sondern auch viele, die noch nicht gedruckt sind, aus dem Munde des Volkes aufgezeichnet. Er hat sich dabei nicht auf Deutschland beschränkt, sondern auch die Sagen der Deutschen in Ungarn, Siebenbürgen, Polen, Böhmen, Mähren, Schlesien, Preußen, Kurland, Livland, Estland, Finnland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, Belgien, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, England, Schottland, Irland, Amerika und Australien in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen. Er hat dadurch Gelegenheit gefunden, Vergleichungen anzustellen, die für die Geschichte der Sagen in Deutschland von großem Interesse sind. Wir können dieß Werk allen Freunden der Geschichte empfehlen.

fließend in Seele, — nehmt auch mich auf in den seligen Bund, — ich sehne nach nichts mich so sehr als nach Liebe, — noch einer steht voll Liebe vor euch, — Gott! der Wonn' ist zu viel und sprengt mir die Brust, das Entzücken! — Du erscheinst mir im Licht der Verklärung! — Das Schauspiel solcher Beglückung, — dreimal jubelndes Heil! — und faßte der liebenden Hände — der Werth des geheiligten Bundes, — Kraft vereint mit Anmuth, Starkes dem Milden, — gedenkend der eignen Wonne, — Segen über euch, — der jetzt dir gewordene Segen, — die Beglückten des Tages, — Andachtsgluth."

Diese allzugehäufte Rührung veranlaßt uns zu der Bemerkung, daß es die Aufgabe des Dichters ist, den Leser in Rührung zu versetzen, nicht aber selbst in Rührung zu schwimmen. Shakespeare spricht fast nie von Rührung oder Wehmuth oder Innigkeit, aber er weiß diese Empfindungen in den Herzen aller seiner Leser zu erwecken. Matthisson spricht beständig von Rührung, aber es wird Niemand gerührt dabei.

Der Inhalt der Idylle ist sehr einfach. Ein Müllerssohn kehrt nach langer Irrfahrt in die Heimath zurück und ist im Begriff, sich dem Kloster zu widmen, als er die Mutter und die alte Geliebte, die ihm treu geblieben, wiederfindet und mit der letztern durch den menschenfreundlichen Prior verbunden wird. Ohne Zweifel würde diese Idylle viel mehr zum Herzen sprechen, wenn der Dichter statt des weinerlichen Elegientons die edle Einfachheit eines ländlichen Gemäldes von Ulrich Hegner gewählt hätte. Der letztere beweist, daß eine gewisse Trockenheit und anspruchslose Naivetät in der Behandlung rührender Scenen weit mehr rührt, als der nasse Jammer, wenn der Dichter selber in Thränen badet. Wir haben Shakespeare schon genannt, auch der trockne Yarik gehört hierher, und vor allem die alten Volkslieder, in denen die rührendsten Geschichten stets äußerst trocken und um so rührender erzählt sind.

Diese Bemerkungen glauben wir dem Dichter ans Herz legen zu dürfen, der ein so glückliches Talent für das, was man objektiv nennt, besitzt, wie folgende malerische Schilderung eines Klosterfestes und Marktes beweist.

Von häufigen Zelten und Buden
Strozte jetzo der Raum ringsher um die Mauern, und Alles,
Was nur den Sinn erbauet des tief andächtigen Landmanns,
Was den Gaumen erlabt des Hungernden, Dürstenden, Matten,
Alles, was Augen ergötzt, und Alles, wornach sich des Kindes
Hand mit Verlangen streckt, war für den Begehrenden feil hier.
Schwärme von Weibern da bestaunten die Heiligenbilder,
Bunt gemalt, zur Genüge belegt mit flimmerndem Rauschgold,
Männer erkauften sich dort in Krügen schäumenden Mostwein,
Andere trugen Brod, und Andere Birnen, ein Alter
Feilscht um den Knotenstock, denn weit noch hatt' er zur Heimath,
Und war müde schon jetzt. Vor den Buden voll herrlichen Spielzeugs
Standen umher die Kinder, umsonst sich wünschend das Kleinste
All des köstlichen Tands, zu welchem es mangelt' an Kaufgeld.
Aber die Bäurin kam im silbergeränderten Mieder
Jetzt mit den Kindern heran, und kaufte Geschenke für Beide.
Und der Bube sprang mit dem Holztrompetchen von dannen,
Froh wie ein König, und blies so gewaltig hinein, daß es schmerzlich
Jegliches Ohr durchschnitt, nur sein's nicht, während das Mägdlein,
Welchem ein Vögelchen ward, gesetzt auf tönenden Blasbalg,
Auf und nieder zog, daß es widrig quickenden Ton gab.

Solcher Gruppen noch mehr bewegten sich hin auf dem Vorhof,
Aber nach und nach verlief sich die Menge, sie hatte
Sich in den Hain gezogen, wo's kühl und schattig und weich war,
Auszuruhn von der Hitze des Tags und beschwerlichem Fußweg;
Auch der Wanderer trat in den Wald; dort bot sich ein Anblick,
Ueberraschend dem Aug'. Der Teppich des schwellenden Rasens
War mit Menschen bedeckt, die, hingelagert in's Grüne,
Sich der Ruh' erfreuten; es war von bunten Gestalten
Unten die Erde gestickt wie mit Blumen, während der Laubwald
Früchte zu tragen schien von seltener Art; denn die Aeste
Hingen von Mützen voll und Röcken von jeglicher Farbe,
Hüte der Mädchen auch mit langhinwehenden Bändern
Flatterten dort, und Tücher und bunt gezeichnete Schürzen.
Ueberall war's lebendig; gedrängt um den mächtigen Eichbaum
Saß ein Familienkreis in trautem Frieden, verzehrend
Ein bescheidenes Mahl, von den Töchtern des Hauses bereitet,
Die um den Kessel herum sich trieben, welcher am Baumast
Ueber dem Feuer hing, das mit trockenem Reisig genährt ward.

Dort am Gebüsche saß der Förster, von Waldmannsgesellen
Ganz umringt; sie kauten an Brod und Käse, und nippten
Branntwein immer dazu, und sangen dazwischen ein Jagdlied.
Während nahe dabei des Försters rüstige Knaben
An den Tannen empor mit Gewandtheit kletterten, rufend
Auf den Vater herab, und necken die kräftigen Hunde,
Welche, die Pfoten gelegt an die Stämme, bellend und
schwarrend
Ihre Lust bezeigten, zu nah'n den muntern Gespielen.
Auf des Hügelchens Rand war eine ernste Versammlung
Aelterer Männer gestreut, sie sprachen nicht viel, doch sie
ließen,
Oft von neuem gefüllt, den Krug in der Runde herum-
gehn ꝛc.

5) Das Pfingstfest. Eine erzählende Dichtung in drei Gesängen, von Eduard Heinel. Königsberg, Unger, 1833.

Ein Pendant zum vorigen, auch in Hexametern, auch voll Rührung, auch voll seliger Menschen und Hochzeitsjubeltöne. Wenn inzwischen Egon Ebert in der Eigenthümlichkeit des Klosterlebens originelle Farben zu seinem rührenden Gemälde suchte, so hat Herr Heinel dagegen blos eine schwache Nachahmung der Vossischen Louise und Kosegartenschen Jukunde geliefert, und seine Personen und Situationen sind schon dagewesen, ein „edler Bräutigam," eine „liebende, zärtliche Mutter," eine „lieblich erröthende Tochter," eine „verständige sinnige Freundin," ein überaus salbungsvoller Pfarrer, „des Herrn ehrwürdiger Diener," bräutliche Erwartung, Predigt, Spaziergang, Wiedersehn, Verlobung ꝛc. Den Bräutigam

Fesselte noch ein wichtig Geschäft in der Hauptstadt,
Wo mit ehrendem Amt ihn die Gnade bekleidet des Fürsten.

Die Braut harret sein, und glaubt, er komme schon früher

Väterchen, täusche mich nicht! —
Bitte, bitte, geschwind, sag Mütterchen!

Er kommt noch nicht. Sie weint. Ihre Schwester weint auch und umarmt sie, die Eltern weinen auch, alles weint bis auf die Katze hinter dem Ofen, und es ist doch kein Unglück vorgefallen.

Innig umschlungen sich beide,
Fest mit den Lilienarmen, und liebende Thränen vergießend.
Also küssen sich Engel in heiliger Liebe verschwistert,
Aber gerührt und entzückt auf der lieblichen Gruppe ver-
weilet
Wehmuthlächelnd der Blick der zärtlichen Eltern.

Wenn solche Rührungen schon zwischen zwei Schwestern passiren, ohne daß nur eine Ursache dazu vorhanden ist, so kann man sich denken, was erst geschieht, wenn der Bräutigam kommt. Ein ländliches Fest wird inzwischen unter einer alten Eiche gefeiert, welches dem Pfarrer zu einer Salbaderei Veranlassung gibt, und dem „Greise des Dorfs" zu bäuerlichen Kratzfüßen vor der gnädigen Gutsherrschaft und

Der gnädigen Herrschaft
Fräulein Tochter Malwine.

Dann folgt wieder eine rührende Scene zwischen der Braut Malwina und der Tochter des Pfarrers, Berta. Diese gesteht, daß auch sie einen jungen Mann liebe. Hier kulminirt die Unausstehlichkeit. Unter zwei Mädchen, die als edel und einfach geschildert werden, und die noch dazu allein sind, soll solche alberne Ziererei vorfallen:

Aber — o sieh mich nicht an! sonst schäm' ich mich.

Das Ende vom Liede sind abermalige rührende Umarmungen und Engelgruppen

Sie schlangen die Lilienarme
Fest um einander, mit innigem Kuß.

Die Engel legen sich schlafen, aber kaum tagt der Morgen, so liegen sie sich schon wieder einander in den Lilienarmen.

Doch kaum waren allein mit einander im Freien die Jung-
frau
Sich, hochklopfenden Busens und überströmenden Herzens
Schloß Malwine ans Herz und rief die begeisterte Berta ꝛc.

Sie hatte Blumen vor ihrem Fenster gefunden und ahnet des Geliebten Nähe. Dann geht's in die Kirche,

Drauf bestieg er die Kanzel, des Herrn ehrwürdiger Diener.

Und salbaderte viel.

Also redetest du, des Herrn ehrwürdiger Diener.

Dann geht der Pfarrer nach Hause. Da klopft der Gutsherr. Der Pfarrer empfängt ihn sehr höflich

Nehmen gefälligst Sie Platz. Bring, Töchterchen, schnell
noch ein Glas her!

Der Gutsherr ladet den Pfarrer ein, morgen einen jungen Pfarrer in der Nachbarschaft zu seinem Amte einzuweihen und mit ihm nebst Familie dahin zu fahren. Es geschieht. Im Wagen beginnt zwischen dem Gutsherrn und Pfarrer ein politisches Gespräch, man kann sich denken, von welcher Art. „Frechheit — Empörung

schwindelnder Geist — Verkehrtheit — frommes Vertrauen, das Völker und Fürsten umschlingt, — des Fürsten weis' obwaltende Huld bewahrt die sicherste Freiheit ꝛc.“ Der Wagen hält, und die Braut sinkt in die Arme des Bräutigams, der ein Freund des jungen zu installirenden Pfarrers ist und hier die Braut erwartet hat. Dieser junge Pfarrer selbst ist abwesend, Niemand weiß, wer er ist, man ist nun erschrecklich neugierig, die Weiber stecken die Köpfe zusammen, die Spannung wird noch eine Weile erhalten und am Ende tritt der Unbekannte als der heimliche Geliebte Bertas hervor und den Schluß macht eine Doppelverlobung.

6) Der lezte Mensch. Ein Epos in zehn Gesängen, nach Grainville von A. Creuzé de Lesser. Deutsch bearbeitet von Ch. F. K. Schirlitz. Leipzig, Wienbrack, 1833.

Ein französisches Nachbild von Miltons verlornem Paradiese und Klopstocks Messias. In der angenehmen Hoffnung, wenigstens etwas von der modernen Grausamkeit und poetischen Teufelei, von Lord Byrons Kain oder von Janins und Sues kecken Phantasien darin zu finden, wird sich der Leser gewaltig täuschen. Es ist mattes, sentimentales, thränenreiches Gesalbader. Der alte Adam, der wiederkommt, um seiner lezten Kinder Untergang zu sehn, wäre eine recht gute Figur, wenn er nur nicht so viel heulte und jammerte; der lezte Mensch, Omegar, wäre ganz gut, wenn er nur etwas wäre, etwa ein Bösewicht, oder ein Philosoph, oder ein Narr; aber so ist er gar nichts, als ein miserabler Liebhaber, der selbst beim Weltuntergange nur an seine sentimentale Syderie denkt und mit ihr langweilige Dialoge hält. Zwar im Hintergrund sieht man die Welt untergehen, aber die Farben sind so matt, so fade, es ist so gar nichts Erschütterndes dabei, daß man sich am Weltbrande die Pfeife anzuzünden versucht wird. Was hätte nicht ein poetischer Franzose auf den Ruinen von Paris zu sagen gewußt, und was sagt uns da der wässerige Versemacher:

Das ist also das Schicksal der riesenartigen Hauptstadt,
Die einst gab ohn' Unterlaß Ländern und Meeren Beschäft'gung,
Und mit Einer Bewegung beide Welten erschüttert!
Welch ein Schauspiel bietet doch meinen düsteren Blicken
Dieser alte Sammelplatz dar der Freuden und Künste,
Die so oft triumphirend im Joch gehalten die Erde,
Und auch ihre Besieger noch zu beherrschen verstanden!
Sie ist nicht mehr, gewiß hat das Alter sie niedergebeuget,
Sie, die überlebet hat alle ihre Bewohner!
Ach! und auch den lezten von ihren zahllosen Kindern,
Ihren gigantischen Schatten seh' ich noch sinken mit Ehrfurcht.

In solchen trivialen Gedanken und Worten leiert das ganze lange Gedicht fort, und der Dichter scheint seinen erhabnen Stoff eigends darum gewählt zu haben, um zu zeigen, wie man auch bei den entsetzlichsten Dingen gleichgültig, und bei dem Donner des Weltbruchs selber behaglich in seinem Schlafrock bleiben kann. Es gereicht uns Deutschen zur Ehre, daß unter unsern zahlreichen epischen Dichtungen doch keine in diesem Grade geistlos, so total miserabel ist; aber es gereicht uns nicht zur Ehre, daß wir gleichwohl einen solchen Wechselbalg übersetzen.

7) Louise, die Königin. Sechs Gesänge, von Rudolph Brockhausen. Lemgo, Meyer, 1832.

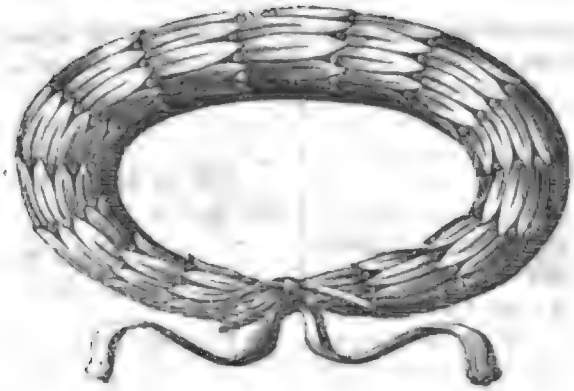
Eine Apotheose der verewigten Königin von Preussen. Der Gegenstand würde sich weit eher zu einer lyrischen, als epischen Behandlung geeignet haben, und das rührende Andenken einer schönen, patriotischen und unglücklichen Fürstin würde durch die lyrische Kraft und Kürze alles das gewonnen haben, was es hier durch die epische Breite endlos jammernder Ottaverinen verliert. Die ausführliche Erzählung des Dahinkrankens wirkt unangenehm. Die Seelenleiden einer schönen Königin muß man nicht ins Detail ausmalen und wie ein Arzt protokolliren, sondern in die Kürze eines Volkslieds bannen.

8) Die Schlacht von Schönbund. Ein episches Gedicht von Konrad Hermanni. Soest, Nasse, 1832.

Halb Beschreibung der Schlacht, halb Triumphlied und patriotische Herzensergießung in Hexametern. Daß unter Schönbund la belle alliance zu verstehn ist, wird Jeder wissen, der sich noch des Puristeneifers erinnert, mit welchem man im Jahr 1815 jenen Namen nicht nur in Schönbund, sondern sogar, um ihm eine echtdeutsche Endung zu geben, in Schönbundingen verwandelte. Der Dichter glüht noch so ganz im Zorn gegen den „Korsen,“ wie im Jahr 1815; aber der Korse ist todt, über dem Schlachtfeld ist Gras gewachsen, der ewige Friede, der damals aufgerichtet wurde, leidet bereits wieder an Altersschwäche, es ist Alles ganz anders geworden. Wenn Goethes schläfriger Epimenides zum zweiten Mal erwachte, er müßte sich wieder von neuem wundern.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 101. — 4. Oktober 1833.

Epische Dichtkunst.

(Beschluß.)

9) Der Cid. Ein Romanzen-Kranz. Im Versmaaße der Urschrift aus dem Spanischen vollständig übersezt von F. M. Duttenhofer. Stuttgart, Löfflund und Sohn, 1833.

Ein sehr eleganter Band, bei Hasper in Karlsruhe auf schönem Papier gefällig gedruckt. Möchte doch der gute Druck im lieben Deutschland immer allgemeiner werden.

Für die treue Uebersetzung der altspanischen Romanzen dürfen wir dem Herausgeber dankbar seyn. Er bemerkt mit Recht, daß Herder sehr frei übersezt hat, und daß neben dieser poetischen Bearbeitung auch eine wortreue Uebersetzung des Cid wünschenswerth sey, und übrigens ist er bescheiden genug, den wohlverdienten Ruhm der Herderschen Bearbeitung nicht anzutasten. Da wir hier nicht das Ganze durchzugehn im Stande sind, geben wir nur einige Beispiele von solchen Zügen des alten Gedichts, welche Herder hat fallen lassen, obgleich sie der Aufnahme wohl werth gewesen wären. So sagt z. B. gleich in der ersten Romanze Herder nur, der alte Don Diego habe die Hände seiner Söhne gebunden, das Original und die Duttenhofersche Uebersetzung fügen aber noch folgenden echt spanischen Charakterzug hinzu:

Eines jeden Hand er faßte,
Nicht, um chiromant'scher Weise
Ihre Linien zu betrachten,
Denn in solchen Zauberkünsten
War er fremd, als edler Spanier;
Mehr hielt er auf Ehr und Kühnheit.

In der zweiten Romanze wird eine Hyperbel Herders verbessert. Er sagt nämlich: für die Ehre

Stirbt aus echtem Stamme
Selbst das neugeborne Kind.

Die Spanier prahlen zwar gern, aber eine solche Prahlerei wäre doch zu stark. Die treue Uebersetzung lautet:

Denn für Ehrensachen sterben
Deucht' ihm von Geburt an rühmlich.

In der dritten Romanze läßt Herder den Rodrigo sogleich seinen Gegner fragen: „wußtest du, da du meinen Vater schlugst, daß er einen tapfern Sohn hat,

der ihn zu rächen weiß?“ Dagegen nun sagt Rodrigo im Original viel edler und bescheidener:

Das sind keine schönen Thaten,
Daß die Höflinge Leons
Alter Männer Wangen schlagen,
Statt zu gehn auf junge los;

Erst rühmt er das Alter seines Vaters, das Rücksicht geboten hätte, dann seine Ahnen, das Alter seines Hauses, und erst ganz zuletzt und ganz kurz sagt er: „und wie mögt ihr euch erfrechen, ihn zu schlagen, da ich sein Sohn bin?“ So ist die Rede der Bescheidenheit und dem Stolze des edlen Jünglings gleich sehr angemessen; bei Herder aber sieht es aus, als ob Rodrigo nicht die Ehre des Alters, die Ehre der Ahnen und des Vaters, sondern eben nur seine eigne verfechten wolle, da er sie unbescheiden oben an stellt.

Von dem Spott des Grafen, der nach Herder dem Jüngling sagt, er verdiene Ruthenstreiche, steht im Original nichts. Dagegen fehlt bei Herder der Umstand, daß Rodrigo dem Grafen den Kopf abschlägt und ihn seinem Vater knieend überreicht. Der Zug ist barbarisch, aber er darf in einem Gedicht aus so alter Zeit nicht ausgelassen werden. Auch ist dieser Zug im Original durch die Worte des alten Don Diego gemildert, denn dieser sagt beim Anblick des abgeschlagnen Hauptes:

Decke zu das Haupt von diesem,
Soll ich nicht zum Felsen werden,
Denn wie die Meduse blickt es.

Von alle dem steht bei Herder kein Wort. Herder hat das blutige Haupt ganz aus dem Gedicht entfernt. — Sodann läßt Herder den alten Diego sagen:

Wer den Mann erlegen konnte
Ist der erste seines Stammes.

Dagegen drückt das Original besser die befriedigte Leidenschaft des Alten aus:

Wer den Todfeind schlug zu Boden,
Soll bei mir auch oben sitzen.

In der fünften Romanze hat Herder die Weigerung des Cid, dem König die Hand zu küssen, ganz ausgelassen:

Ha, ich halt' es nicht für Ehre,
Eines Königs Hand zu küssen,
Sondern halt' es wohl für Schimpf,
Daß der Vater mein sie küßte.

In der sechsten Romanze läßt Herder die Ximene nur mit zerrißnem Schleier auftreten, das Original aber sagt, den Sitten der Zeit angemessen:

In der schwarzen Seidenhaube
Und bedeckt mit Staub und Asche
Kniet sie vor ihm auf dem Boden
Und beginnt das Wort der Klagen.

Als der König, auf dem Thron sitzend, Recht spricht, sagt Herder:

Denn kein Volk thut seine Pflichten
Ohne Straf' und ohne Lohn.

Auch hier heißt es im Original weit besser:

Denn durch Strafe wie Belohnung
Macht man treu die Untergebnen.

Von den zärtlichen Briefchen des Cid, so wie von dem Gespräch des alten Königs mit dem Cid über die Behandlung der Weiber steht im alten Original nichts. Diese Zusätze sind viel zu modern und weichen vom alten strengen Ton und von der liebenswürdigen Kürze des Originals weit ab. Man erfährt gar nicht, wie es zugegangen, daß sich der Cid und die Ximene plötzlich lieben; aber man begreift es, wenn man ihre Charaktere kennen gelernt hat. Im Original ist es nicht der Cid, der um Ximenen girrt, sondern Ximene, die erst den König um Rache fleht, ändert plötzlich ihren Entschluß, und sie zuerst erbittet sich den Cid zum Gatten, der jetzt erst zärtlich gegen sie wird. So ist es alterthümlich, aber wie es Herder darstellt, wäre es modern und etwas fade. Der Charakter der Ximene ist durch Herder ganz verfälscht worden. Sie ist keineswegs ein sanftes Wesen, das sich durch Bitten begütigen läßt, auch bittet sie wirklich Niemand. Im Gegentheil, sie ist lebendig, heftig, stets voll Unruhe, sie gibt sich alle Mühe, zu ihrem Zwecke, der Rache, zu kommen, sie droht, sie fleht, aber alle ihre Versuche scheitern an der Trägheit des Königs und an der eisernen Ruhe des Cid. Da wird ihr Eigensinn gebrochen; sie wendet sich von dem schwachen König zu dem starken Cid selbst, und, wie es echten Weibern so gern zu gehn pflegt, mit derselben Leidenschaft, mit der sie den Cid verfolgte, sucht sie jetzt seine Liebe. Aber man kommt ihr nicht entgegen, sie selbst muß ihn zum Gatten erbitten und erst die Demüthige, die in die Schranken des Weibes zurückgekehrt, nimmt der Cid mit Zärtlichkeit auf. Eben so erscheint Ximene noch später immer lebhaft, unruhig, ungeduldig, obwohl im Gehorsam der Gattin. Diese reizende Weiblichkeit Ximenens hat Herder nicht festgehalten, und überhaupt ist ihm das Gesetz, nach welchem man alte Stoffe so wenig als möglich moderniſiren soll, nicht ganz klar gewesen. Oft tilgt der moderne Bearbeiter einen Zug des Originals aus, der ihm roh, oder

unschicklich oder lächerlich scheint, oder den er überhaupt zu verstehn sich nicht die Mühe geben will, und eben so oft glaubt er das Original mit neuen Zusätzen schmücken und veredeln zu müssen. Eins ist aber so fehlerhaft wie das andre. In der sentimentalen Periode des vorigen Jahrhunderts war es Sitte, antike und mittelalterliche Charaktere in Thränen und Rührungen aufzuweichen. Jezt lacht man darüber, und sucht die echten unverfälschten Barbarismen wieder auf. Jede Zeit muß behalten, was ihre ist.

Wir wollen uns nicht weiter in die Vergleichung der Herderschen und Duttenhoferschen Uebersetzung vertiefen. Die angeführten Proben bieten einen ersten Maaßstab dar. Wie sehr wir aber die vorliegende treue Uebersetzung in Rücksicht auf den Inhalt der Herderschen vorziehen, so müssen wir doch in Rücksicht auf die Sprache wieder Herdern den Vorzug einräumen. Duttenhofers Verse sind häufig hart, z. B.

Wie er saß mit schwerem Herzen
Und an seine Schand er dachte,
Scheint es ihm nicht ungelegen,
Wenn einen Versuch er machte ꝛc.

Flecken, so die Ehr' bemakeln,
Wäscht nur ab das Herzblut roth,
Und des Uebelthäters Herzblut
Soll bunt färben meinen Rock ꝛc.

Hast uns, ach! zur schlimmen Stund',
Schlimmen Stund' uns losgelassen!
Und nicht Worte sollten rächen
Dies, wärst du nicht unser Vater ꝛc.

Treue und Wohllaut lassen sich freilich selten vereinen, doch hätten wir gewünscht, der Uebersetzer hätte etwas mehr Rücksicht auf den leztern genommen.

10) Der Sommer. Versuch einer Fortsetzung von Kleists Frühling, von K. J. Schuler. München, Jaquet, 1833.

Als eine Forsetzung, wofür es sich ausgibt, wohlgelungen. Mit Geschmack hat der Dichter die hohlen Exklamationen, die Anpreisungen der Güte Gottes und die eignen Rührungen erspart, und uns nicht empfindsame Worte, sondern Bilder gegeben, uns den ganzen Sommer gemalt, wobei er die Natur bis in ihre kleinsten Züge verfolgt, z. B.

Zum Morgennebel der Wiese gekehrt, sizt auf seiner Hausbank
Der Landmann und hämmert mit vielfachen Schlägen die Schärfe der Sense.
Schon flieget der Heubaum im Wagen mit Rechen und Sicheln und Gabeln;
Wie Köcher umgürten die Lenden die Mäher die Weyksteinbehälter.
Die Schnitter stellen gebückt sich an beiden Leitern des Wagens
Und lehnen sich leis und werden zur wogenden Wiese getragen.
Da ziscbt der geschäftige Weyrstein um ländliche Schwerdter der Heuer,
Die drauf das Gras und die Blumen mit rauschender Sense durchschneiden
Die weiten Auen hinab, zu Schwaden es legend im Takte.
Dann folgen die freundlichen Mädchen und breiten die duftenden Halme
Mit emsigen Rechen und schütteln sie über das Kahle der Flur hin;
Balsamischer Duft steigt unter dem Strahle der höheren Sonne;
Die süße Kleeblume bräunt sich; Narzissen und Nelken und Fenchel
Verwelken und hauchen Geruch zum braunen Gesichte der Mäher. —

* * *

Da führet ein Weg zum Kern' ins Thal, hier einer zum Eichwald.
Dem folg' ich; er zieht auf der andern Seite des Hügels sich abwärts:
Ihn zeichnet nur leise die Spur der Wagen und schmücket die Haide;
Jezt wird er von Jäh'n zusammengezwängt, von Haubutten umdüftet.
Die, vielfach am Stiel, in wallenden Güssen heruntergestreut sind
Und mit ihren Dornen die lezte Pracht der farbigen Blumen,
Vor raubendem Herbste Vergißmeinnicht und Jehova beschützen.
Da hängen am Busche der Schlehn, der hervorragt, Flocken von Heue,
Das von dem beladenen Wagen sich abriß, als er hindurchdrang.
Jezt seh' ich ein Dorf, verborgen im Wald von fruchtvollen Bäumen:
Der dunkele Thurm ragt spiz in die Höhe mit glänzendem Kreuze.

* * *

Im Dorf ist's still; nur schreit ein ängstliches Huhn auf dem Neste,
Ein andres im Gartengrund sucht sich Gewürm und scharret den Sand weg.

Des Glöckchens verhallender Ton schlägt an die Stunden des Lebens.
Was flackert dort droben im Dach? hell lohern die Flammen im Strohe!
Entsetzen und Weh! helft, rettet die Frucht in der Hütte des Landmanns!
Die Strahlen zünden das Gas und die Gauche des sumpfigen Heus brennt.
Still schlagen in lautem Brande die Loben über das Hauswurz,
Und feuriges Heu fällt, flammend im Fall, zum Fuße des Häuschens.
Jezt fachet der Boden sich an und die Wand faßt selbst ihr Verderben.
Verlorne Rettung! es liegt in Asche das Obdach zerstäubet
Und über ihm trauert der halbverbrannte Nußbaum herunter.
Ach! bräunlich verwelkt liegt auch die seufzierende Nelke.

Taschenbücher auf 1834.

Vesta.

Schöne Kupfer- und Stahlstiche wie gewöhnlich. Der Herausgeber ist ein Freund und Unterstützer der Kunst, besizt selbst eine ansehnliche Gemäldesammlung und hat sich zum Zweck gesezt, in diesem auf seine Kosten herausgegebenen und reich ausgestatteten Taschenbuch hauptsächlich Bilder von neuern und vaterländischen Malern kopiren zu lassen. War bisher der poetische Inhalt noch nicht in gleichem Verhältniß mit dem Werthe der Kupfer, so soll derselbe künftig durch die Redaktion des geschäzten Dichters, Freiherrn von Zedlitz, gehoben werden. Gewiß verdient der Herausgeber für sein patriotisches Bemühen um größere Bekanntmachung neuerer Kunstwerke durch schöne Kopien in Kupferstich Dank, und wohlhabende Privaten sollten auch außerhalb Oesterreich dieses Beispiel nachahmen.

Die vorzüglichste poetische Gabe ist diesmal ein episches Gedicht des Grafen Platen: Die Abassiden. Obgleich wir gewohnt sind, dergleichen abentheuerliche Mährchen aus der muhamedanischen Welt in der geschwäzigen Prosa der tausend und einen Nacht zu lesen, so hat doch der poetische Graf bewiesen, daß sie sich auch in zwanglosen Versen recht artig ausnehmen. Der Inhalt ist kurz folgender. Ein Mohr kommt zu Harun Abraschid und bietet ihm ein geflügeltes Roß, wenn er ihn zum Eidam und Wesir annehmen will. Amin, der Sohn Harun's, will das Roß erst erproben und fliegt auf, ohne wiederzukommen. Da ziehen seine beiden Brüder aus, ihn zu suchen. Assad kommt zur schönen Diwisade, vermählt sich heimlich mit ihr, da sie eben die Beute eines Usurpators werden soll, und entkommt dem leztern mit Hülfe einer Fee. Amin indeß kommt zu der schönen Heliodora, Tochter des christlichen Kaisers in Byzanz, sie wird ihm aber sammt dem Roß durch den Mohren, von dem er das Roß hatte, wieder entführet. Assur, der dritte Bruder, kommt, von Persern gefangen, die ihn dem h. Feuer opfern wollen, durch Schiffbruch verschlagen zu der schönen Königin Selmira, die ihn zu spät zu retten versucht; doch wird er durch Assad gerettet, der mit Reichthümern beladen, die ihm ein kluger Elephant und dann ein Vogel Greif gezeigt hatte, zu Diwisaden zurückkehrt, um sie zu erlösen, und in ihrer Stadt seinem gefangnen Bruder begegnet. Doch beide Brüder fallen in die Gewalt der Perser und sollen eben hingerichtet werden, als plözlich Selmira mit ihrer Flotte und Amin auf dem Flügelroß erscheint, welcher lezterer dem Perserkönig den Kopf spaltet. Amin hatte zu Kaschemir Heliodoren und das Zauberroß wiedergefunden und es mit List dem dortigen Sultan abgewonnen. Am Schluß kehren dann die befreiten Brüder zu Harun zurück. Dies alles hat Platen mit poetischen Farben ausgeschmückt, doch ohne Ziererei und mit der, solchen Gegenständen angemessenen Anspruchslosigkeit erzählt.

Die Kuenringer, eine Erinnerung aus dem Mittelalter von Chr. W. Huber, gehört zu den beiden schönen Landschaftsgemälden, welche das Schloß Dürnstein an der Donau darstellen. Hier saß einst Richard Löwenherz gefangen, und manche interessante Erinnerung knüpft sich an die herrliche Burgruine.

Die Jagdpartie, Erzählung von Schierle Holzmeister, enthält mehrere artige Züge, da sie einen gemüthlichen und sehr unmartialischen Musikus im Gedränge einer Jagdpartie darstellt.

Berichtigungen.

Nr. 96 Seite 381 Spalte 2 Zeile 5 von oben, lies eure statt neue, und S. 383 Sp. 1 Z. 31 von oben l. daß st. was, auf derf. Seite Sp. 2 Z. 3 von oben l. kleine st. kleiner.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 102. — 7. Oktober 1833.

Literargeschichte.

Handbuch der Geschichte der Literatur, von Dr. Ludwig Wachler. Dritte Umarbeitung. Vier Theile. Leipzig, A. Barth, 1833.

Dieses schon früher in unsern Blättern gepriesene Werk verdient die Anerkennung und Verbreitung, die es nun schon in der dritten Umarbeitung gefunden hat. Wer nur einen Begriff von dem Umfange der ältern und neuern, einheimischen und fremden Literatur hat, muß den Fleiß und richtigen Takt bewundern, mit welchem der ehrwürdige Greis, dem wir diese Arbeit verdanken, die unkritischen und fast unendlichen Namensverzeichnisse früherer literarhistorischer Sammler gelichtet und gesichtet, und aus den besten und gründlichsten Spezialgeschichten der Literatur hinwiederum ausgewählt hat, was als allgemein interessant in die Gesammtgeschichte der Literatur aufzunehmen war. Wer kann aber alle Schriftsteller selbst lesen? wer kann immer einen Wegweiser in die dunkleren Gebiete der Literatur finden? wer kann sich immer auf die Treue des Wegweisers verlassen? wer ist so gänzlich unpartheiisch und allseitig, daß sich bei der Auswahl dessen, was er für wichtig hält, nicht unwillkührlich ein Vorurtheil oder eine Vorliebe einschleichen sollte? wer ist nicht mehr oder weniger in den Begriffen seiner Zeit oder einer Schule und Weltansicht befangen, um immer gerecht zu seyn gegen heterogene Erscheinungen in älterer oder neuerer Literatur? Alles dies sind schwer zu vermeidende Klippen für den Geschichtschreiber der Literatur. Wachler hat sie erkannt, und läugnet nicht, daß er sie vielleicht nicht immer vermieden habe, allein er sagt mit Recht: wer vermöchte dies? „Ueber die Grundsätze der Auswahl kann freilich gerechtet und im Einzelnen, nach Eigenthümlichkeit der Ansicht, wohlbegründeter, wenigstens nicht unbilliger Tadel ausgesprochen werden. Jeder Entwurf oder Versuch der Art wird die Malzeichen der eigenthümlichen Einseitigkeit seines Urhebers an sich tragen; doch würde demselben die Aufopferung oder Verläugnung geistiger und wissenschaftlicher Selbstheit schwerlich zu größerer Empfehlung gereichen. Der Einzelne, dessen eigenthümliche Erwartungen die gewünschte Befriedigung nicht finden, wird, bei unbefangener Prüfung seines, das Ganze nach Einzelnem würdigenden Urtheiles, willig eingestehen, daß seine Anforderung ähnliche Anstellungen und Mißbilligungen aus denselben Gründen von Anderen zu erfahren haben dürfte. Wird der Kampf mit dargebotenem Ueberflusse des Stoffes in gehörige Erwägung gezogen, so kann das Urtheil über das, was in solchen vorbereitenden Grundrissen zu wenig oder zu viel zu seyn scheinet, nicht anders als bedeutend gemildert werden. Bei

der strengesten Auswahl gebührt jedoch demjenigen eine Stelle, dessen allgemeinere Wirksamkeit und entscheidendes Eingreifen in das Ganze oder in mehrere Bestandtheile desselben anerkannt und nachweisbar ist, was von National-Literatur, Philologie, Geschichte, Philosophie, Mathematik und Naturkunde gilt; demnächst hat die vorwaltende, sittlich-feste pädagogische Absichtlichkeit einer solchen Darstellung ihre unantastbaren Rechte. Wird die Achtung für das Geistige auf Erden angeregt, genährt und gestärkt, die freie, den Willen veredelnde Anerkennung der heiligsten Güter und Ansprüche der Menschheit belebt, das Gemüth zu dem Unvergänglichen hingezogen, der männliche Sinn für Wahrheit, Licht und Recht so befestigt, daß weder Lockungen eiteler Sinnlichkeit, noch Schreckniße der Gewalt ihn beugen und die in allen Gestalten zudringlichen Versuchungen der Selbstsucht sein Daseyn und Wirken weniger gefährden können; so ist nicht umsonst gearbeitet worden und mit allen Schwächen und Gebrechen wird das Buch für seine Zeit einige Dienste leisten, bis es durch ein besseres verdrängt werden wird."

Glücklicher konnte allerdings unser greiser Pilot das klippenvolle Meer nicht beschiffen, als indem er sich die Dioskuren Licht und Recht zu Leitsternen wählte, das Licht im Gegensatz gegen die Barbarei, das Recht und die Sittlichkeit gegenüber der Hyperkultur und verführerischen Sophistik. Nun ist er dabei zwar zuweilen mit sich selbst in Konflikt gerathen, sofern er im Namen des Lichts, der Aufklärung, der Geistesbildung Männer wie Goethe nicht genug zu preisen weiß, die aus dem Standpunkt des Rechts und der Sittlichkeit betrachtet wohl anders beurtheilt werden müssen; oder sofern er umgekehrt von seinem moralischen Standpunkt aus Männer wie Börne und Heine nicht genug verdammen zu können glaubt, die doch, ganz abgesehn von einer sittlichen (oder hier meinte Wachler wohl eine politische) Richtung, in Bezug auf ihren Geist und ihr poetisches Talent dieselbe Anerkennung verdienen, wie Goethe. Und auch in der allgemeinen Würdigung der Literatur hat Wachler gewisse Partheien, die ihm den Stempel des Barbarischen zu tragen schienen und die er eben deshalb einer genauen Berücksichtigung nicht werth hielt, oder die er absichtlich in den Letheström versenken wollte, ignorirt oder wenigstens nur sehr kurz abgethan, obgleich sie wenigstens historisch merkwürdig sind und in einer Geschichte des menschlichen Geistes nicht vermißt werden dürfen, z. B. die zahlreiche Literatur des mittelalterlichen und spätern Aberglaubens, der Mystik, Theosophie, Alchymie, der verschiednen Mantien, der theologischen und medizinischen Schwärmerei, der politischen Polemik aus den Zeiten der holländischen und der englischen Revolution, des spanischen Erbfolgekrieges und den ersten Zeiten des sogenannten europäischen Gleichgewichts ꝛc. Dagegen hat Wachler umgekehrt wieder zu viele alte akademische Celebritäten genannt, die als bloße Schüler und Kommentatoren keinen Anspruch auf besondere Auszeichnung bei der Nachwelt haben, und zu viele Schöngeister und Poeten des vorigen Jahrhunderts, die zwar einst sehr gepriesen wurden, jezt aber mit Recht nicht mehr gelesen werden. Allein in diesem ganzen Verfahren herrscht das sichtbare Bestreben vor, eine Scheidewand zu ziehn zwischen Klassicität und Barbarei, Vernunft und Phantasterei, und wenn dabei auch mancher originelle Geist auf die dunkle Nachtseite fällt und getadelt oder ganz vergessen wird, und mancher schwächere Geist dagegen auf der Lichtseite prangt und die akademischen Kolonnen vermehren hilft, so waren diese einzelnen Unbilligkeiten doch kaum zu vermeiden, wenn der Verfasser seinen im Ganzen so reinen und edlen Zweck erreichen wollte.

Wer muß den edeln Greis nicht hochachten, der in der ganzen neuern Literatur als den Grundgedanken erkennt „die Achtung für das Göttliche in der Bestimmung des menschlichen Geschlechtes. Dieser unermeßlich reiche Gedanke, von Auserwählten in voller Herrlichkeit tief aufgefaßt, von der Mehrheit weniger begriffen, als gefühlt, erzeugte Widerspruch gegen herkömmliche Willkür und Anmaßung, und führte, das ist das Wahrzeichen der den Versuchungen der Selbstsucht erliegenden menschlichen Gebrechlichkeit, früher auf Forderungen von Rechten, als zu der, Alles, was in dem Menschen ist und ihn umgibt, heiligenden schwierigen Entschliessung, durch sittliche Selbstveredelung und treue Pflichterfüllung, solcher Ansprüche sich würdig zu erweisen; daher hat er, was nur von schwachsinniger Einseitigkeit zu seiner Verdächtigung und Herabsetzung gemißbraucht werden konnte, zu mannichfaltigen Mißverständnissen, Uebertreibungen, Verirrungen und Uebereilungen Veranlassung gegeben. Der Gegensatz zwischen dem von geistigen und weltlichen Machtinhabern festgehaltenen Bestehenden und der Sehnsucht nach dem Besserwerden trat im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Leben seit dem fünfzehnten Jahrhundert mit jedem neuen Geschlechte vielgestaltig, immer mächtiger und allgemeiner hervor. Dieses Streben konnte nur seine Läuterung und sittlich festere Richtung in der Gedankenwelt, welche ihm Daseyn und Gültigkeit verliehen hat, erhalten. Drei Thatsachen scheinen hiezu vorzüglich mitgewirkt zu haben und über die noch fortdauernde Wiedergeburt des geistigen Lebens und Strebens in Europa Licht zu verbreiten: die Entdeckung Amerikas, das Studium der altklassischen Literatur und die mit tief eingreifendem Erfolge geltend gemachte Anwendung der freien Selbstthätigkeit der Vernunft auf Religion und Kirche; welche lezlere, überhaupt der

zuſammengefaßte und ausgeſprochene Endertrag vieljähriger Lebenserfahrung und geiſtiger Entwickelung, ſo wie die Fundamentalakte der pflichtmäßigen Würdigung des höheren Zieles des geſellſchaftlichen Zuſtandes, durch die beiden erſten vorbereitet und erleichtert wurde.“.

Da der Verfaſſer ein Handbuch zum Nachſchlagen geben und möglichſt vollſtändig ſeyn wollte, da er auf jeder Seite wohl mehr als 20 Schriftſteller namhaft macht, ſo mußte er ſich natürlicherweiſe in den Kritiken ſehr kurz faſſen. Wir haben mit Vergnügen bemerkt, daß mehrere Namen, die wir in den frühern Auflagen vermißten, in dieſer dritten nachgetragen worden ſind. In der Hoffnung nun, daß bald auch eine vierte folgen werde, erlauben wir uns, den Verfaſſer noch auf einige fehlende Namen aufmerkſam zu machen, z. B. auf den trefflichen engliſchen Romandichter Bulwer, den alten Beſchreiber von Kaſchmir Bernier (bis jezt noch immer der beſte), die Markgräfinnen von Bayreuth und Anſpach, den Dichter Clemens Brentano, den originellen Demagogen Cobbet, den Schilderer der Londner Polizei Colquhoun (ein ſehr merkwürdiges Buch), den ſüdamerikaniſchen Reiſenden Condamine, den geiſtreichen Camille Desmoulins (Pere Duchesne), Düvernet (Geſchichtſchreiber der Sorbonne), den Länderbeſchreiber Dapper, den Hunnengeſchichtſchreiber Deguignes, den ſchwediſchen Geſchichtsforſcher Ekendahl, den dito byzantiniſchen Fallmerayer, den höchſt intereſſanten perſiſchen Reiſenden Fraſer, den Herrn von Ferrieres (deſſen royaliſtiſche Memoiren zu den beſten Werken über die franzöſiſche Revolution gehören), den Horribiliſcribifax Franciſci, den Dichter Grabbe, den P. Gavin (le passe-par-tout de l'église Romaine), den Italiener Gorani, den akademiſchen Volksmoraliſten v. Gerando, den politiſchen und mediciniſchen Schwätzer Girtanner, den berühmten Maler Hogarth, den engliſchen Braminen Hollwell, den König der franzöſiſchen Romantik, Victor Hugo; den alten böhmiſchen Chroniſten Hageck, den engliſchen Biſchof Heber (Reiſe in Oſtindien), den alten Bibliothekar Jöcher, den franzöſiſchen Humoriſten Janin, den geiſtreichen Satyriker Jaſſoir (Welt und Zeit), den kräftigen Jochmann (Betrachtungen über den Proteſtantismus), den aſiatiſchen Reiſenden Ledebour, die prophetiſche Jane Leade, den Geſchichtſchreiber der Inquiſition, Llorente, deſſen berühmten Landsmann Molinos, den franzöſiſchen Philoſophen St. Martin, den gehaltvollen Geſchichtſchreiber der engliſchen Revolution von 1688, Georg Moore, den nicht minder ſchätzenswerthen Schilderer der italieniſchen Reformationsverſuche, M'Crie, den gelehrten Theoſophen, J. F. v. Meyer, den Geſchichtſchreiber Perſiens, Malcolm, den deutſchen Alterthumsforſcher Mone, den Staatsökonomen von Malchus, den Herrn von Maſſenbach (preußiſche Memoiren), den noch ältern preußiſchen Memoirenſchreiber von Pöllnitz, die großen Reiſenden Marko Paolo, Mungo Park und Mendez Pinto, den erſten Schilderer Beloochiſtans Pottinger, den ägyptiſchen Reiſenden v. Prokeſch, den berühmten Thomas Payne, den Theoſophen Pordage, die Frau Caroline Pichler, den afrikaniſchen Reiſenden Rüppell, den liebenswürdigen Schauſpieldichter Raymund (der eher als Bäuerle genannt zu werden verdient hätte), desgleichen ſeinen alten Kollegen Stranitzki, den ſpaniſchen Geſchichtſchreiber von Schepeler, den dito polniſchen Spazier, den Humoriſten Saphir, den Publiciſten Serbold, den berühmten Kaſpar von Schwenkfeld, den berühmten Reiſenden Tavernier, die h. Thereſia, den frommen Dichter Terſteegen ꝛc. Zugleich wäre zu wünſchen, daß das Regiſter etwas vollſtändiger wäre. Die Namen Veranger, Klapperton, du Halde, Gräter, Pigault Lebrun ꝛc. befinden ſich zwar im Text des Werks, aber nicht hinten im Regiſter.

Taſchenbücher auf 1834.

Deutſcher Muſenalmanach. Herausgegeben von A. v. Chamiſſo und G. Schwab.

Titelkupfer: Friedrich Rückert. Der poetiſche Inhalt iſt diesmal ſehr reichhaltig. Voran ſtehn mehrere Gedichte des Königs von Bayern, wovon das erſte Sonett:

Auf Weihrauchswolken früherhin erhoben,
Bis zu dem endeloſen Himmelsbogen,
In der Verläumdung Tiefe nun gezogen,
Verſank der Ruhm jezt durch des Sturmes Toben.

Veränderlich iſt gleich den Meereswogen
Der Menſchen Gunſt; was heute ſelbe loben,
Iſt morgen ſchon zerronnen und verſtoben;
Der ſich auf ſie verläßt, der wird betrogen.

So wie die Wellen kommen und verſchwinden,
Entſteht das Lob der Menge und vergehet,
Und Thorheit iſt's, ſein Glück daran zu binden.

Was auf Bewußtſeyn ruht, blos ſicher ſtehet,
Das Heil, es iſt bei Gott allein zu finden,
Dieß bleibt, wenn alles Andere verwehet.

Und das zweite: Europa im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Freier, glücklicher, als je ſie waren,
Blüheten die Länder wieder auf;
Nach den vielen kampferfüllten Jahren
Schien geendigt der Zerſtörung Lauf.

Ach! da ward nach heimlich langer Gährung
Der Pandora Büchse aufgethan.
Mit Gewalt will Jeder, daß Gewährung
Allem werde, was begehrt sein Wahn.

Schwindel hat die Völker jezt ergriffen,
In das Bodenlose zieht es sie;
Durch der Leidenschaften Felsenriffen
Unzerschmettert schifft das Fahrzeug nie.

Selbst die stärksten, Albions Säulen wanken;
Was auf dieser Erde steht noch fest!
Alles unterjochen die Gedanken,
Jede Stütze nun die Welt verläßt.

Sprachverwirrung üb'rall ist entstanden,
Wie beim Bauen einst von Babels Thurm.
Losgerissen von den heil'gen Banden
Schleudert fort die Menschen jezt der Sturm.

Aus den Herzen, ach! ist Gott gewichen,
Jeder ist sich selbsten nun sein Gott,
Und der Glanz des Hehren ist erblichen,
Das Verehrungswürd'ge wird zum Spott.

Wie Saturnus seine eig'nen Kinder,
So verzehret Revolution
Die von ihr geborenen nicht minder,
Stürzt den neuen wie den alten Thron.

Doch mit Blindheit ist der Mensch geschlagen,
Was auch immer die Geschichte zeigt,
Nie und nimmer wird's demselben tagen,
Selbst die eigene Erfahrung schweigt.

Güt' und Milde nur nicht mehr jezt frommen,
Noch vermag allein es der Verstand;
Blos durch festen Muth kann Hülfe kommen,
Er nur ist der Rettung Unterpfand.

Dann folgen viele Lieder von **Friedrich Rückert**, die nach seiner Weise theils sehr schön, theils aber auch blos flüchtige Spielereien sind. Sein enormes lyrisches Talent ist zu verschwenderisch. Er macht alles zum Liede und windet denn auch wie Ophelia manches ins Bouquet, was nicht hinein paßt.

A. v. Chamisso hat mehrere sehr schöne Gedichte geliefert; worunter sich besonders das folgende als klassisch auszeichnet:

Im Herbst.

Niedrig schleicht blaß hin die entnervte Sonne
Herbstlich goldgelb färbt sich das Laub, es trauert
Rings das Feld schon nackt und die Nebel ziehen
Ueber die Stoppeln.

Sieh' der Herbst schleicht her und der arge Winter
Schleicht dem Herbst bald nach; es erstarrt das Leben;
Ja, das Jahr wird alt, wie ich alt mich fühle
Selber geworden!

Gute, schreckhaft siehst du mich an, erschrick nicht;
Sieh', das Haupthaar weiß, und des Auges Sehkraft
Abgestumpft; warm schlägt in der Brust das Herz zwar,
Aber mich friert es! ꝛc.

Die werthvollsten Gaben von **Gustav Schwab** sind die aus dem Polnischen des **Mickiewicz** frei übertragenen Bilder aus der Krimm. Dieser Pole ist ein Genie der ersten Größe und um so liebenswürdiger, als sich in ihm die nationelle Romantik seines so tief und zartfühlenden Volkes abspiegelt. Nur folgende Gedichte zur Probe.

Windstille.

Mit dem Band des Wimpels spielt kaum der Wind, die Welle bebt
Sich im Widerschein des Lichts, wie des Mädchens Busen bebt,
Das von Liebesglücke träumt, und erwacht und seufzt und wieder
Sinkt in Schlummer nieder.

Segel am entblößten Mast schlafen, Banner nach der Schlacht;
Wie an Ketten festgeknüpft wieget sich das Schiff nur sacht.
Die Matrosen athmen auf, und die Fremden in der Runde
Freuen sich der Stunde.

Meer! es wohnt auch der Polyp in der Tiefe deiner Fluth,
Im Gewimmel deines Volks schläft verborgen er und ruht.
Wenn der Himmel wolkig stürmt; aber, kehrt die Ruhe wieder,
Reckt er lange Glieder.

Seele, die Erinnerung wohnt, ein Geyer, in deinem Grund,
In des Schicksals wildem Sturm schläft sie, und du bist gesund,
Aber wenn die Ruh' ins Herz wiederkehret und Vertrauen,
Fassen es die Klauen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 103. — 11. Oktober 1833.

Taschenbücher auf 1834.

Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von A. v. Chamisso und G. Schwab.

(Beschluß.)

Das Gebirge Czadyrdah.

Anblick von den Steppen Kozlow's.

Der Pilger.

Ist's ein Eismeer dort, das Allah querherüber aufgeschichtet?,
Hat er aus gefrornen Wolken Engeln einen Thron errichtet?
Wagten aus der Erde Viertel Diven *) einen Damm zu dämmen,
Um die Sternenkarawane, die aus Osten zieht, zu hemmen?

An den Spitzen welcher Schimmer? steht die Sultansstadt in Flammen?
Oder hat, weil Nacht allmählig ihren Schleier faßt zusammen,
Allah's Arm am hohen Himmel nach der Leuchte selbst gegriffen,
Um die Welten zu erhellen, die durch das Naturmeer schiffen?

Mirza.

Nein! ich selbst bin dort gewesen; droben wohnt der Winter hell,
Bäche sah ich, Flüsse sah ich Wasser schöpfen aus dem Quell,
Aus dem Munde ging der Schnee mir mit dem Athem, ich schritt schnell,
Aufwärts, wo der Pfad dem Adler ausging; wo die Wolke floh,
Wo in ihrer Wetterwiege Blitze schlummern; aufwärts, wo Ueber'm Turban mir ein einz'ger Stern stand. — 'S ist Czadyrdah!

Der Pilger.

Oh!

Die Gräber des Harem.

Mirza zum Fremdling:

Trauben aus der Liebe Weinberg wurden frühreif hier gepflückt,
Um bei Allah's Mahl zu schimmern: aus dem Meer der Luft entrückt,

*) Persische Dämonen, von den Engeln hinter das Gebirge Kaf ans Ende der Welt verbannt.

Nahm der Sarg in ihrer Friſche Perlen hier des Morgenlands,
Und verſenkt' im ſchwarzen Abgrund ihren Glanz.

Zeit hat ſie mit ihrem Schleyer, ſie Vergeſſenheit bedeckt,
Und ein kalter Turban *) mitten prangt im Garten aufgeſteckt,
Wie des Schattenheeres Banner; unter ihm von Giaurenhand
Stehn gegraben noch die Namen um den Raub.

An der Unſchuld Quell, im Schatten keuſcher Scham ſind aufgeblüht,
Roſen Edens, eure Stunden; angeglüht
Hat ſie im verborgnen Garten eines Keyers Auge nie.

Und jezt trübt der Blick des Fremdlings eures Grabes Frieden? — ſey's!
Ich vergönn' ihm's beim Propheten! denn ich weiß:
Er allein von allen Fremden ſtand, im Auge Zähren, hie!

Gleichfalls ſehr ſchön ſind die Erinnerungen an Adria von Anaſtaſius Grün, Landſchaftsbilder vom adriatiſchen Meer.

Archipelagus der Liebe.

Es glüht das Meer, endlos vor mir gebreitet,
Wie die Erinnerung an roſ'gen Mai,
Und jenes Segel, das darüber gleitet,
Mich dünkt's, als ob mein eignes Herz es ſey.

Du unſtät Fahrzeug dort, das ſchwankt und irre
Fern durch die Wogen ſteuert hin und her,
Wer ſagt mir wohl, wohin dein Segel ſchwirre
In dieſem weiten, inſelreichen Meer?

Welch Eiland einſt dein Port aus all den blauen,
Zerſtreut im Spiegel abendrother Fluth,
Wie Häupter holder Jungfrau'n anzuſchauen,
Auftauchend aus dem Bade lauer Fluth?

Ob dieſes hier, auf deſſen Flur von Roſen
Der Abend jezt auch ſeine Roſen ſtreut,
Daß Himmelsblüthen mit den ird'ſchen koſen,
Und Erd' und Himmel glühn im Blumenſtreit?

Ob jenes dort, ſo ſtolz die Stirne tragend,
Wenn Morgenroth drauf ſeinen Kuß gepreßt,
Doch deſſen goldner Felſenwall, hochragend,
Den Kahn der Sehnſucht nimmer landen läßt?

Ob jene Inſel, die, daß ſanft es lande,
Manch Schiffein lockt, und lieblich anzuſehn,
Wenn Mondenglanz ſich gießt auf ihre Strande,
Und goldne Stern' in Meer und Aether ſtehn?

Ob es die blondgelockte, deren Felder
In üpp'ger Saat hinfluthen helles Gold?
Die ſchwarzgelockte, der ein Kranz der Wälder
Wie lindes Haar reich um die Schultern rollt?

Wer ſagt es mir, wohin dies Segel ſchwirre?
Und ob's ein Schiff auch, was dort treibt umher?
Ob's nicht vielleicht mein Herz, das ſchwanke, irre,
Durchſchiffend der Erinn'rung blaues Meer? —

Unter den Gedichten des Grafen Platen zeichnet ſich vor allen der Abſchied des ruſſiſchen Prinzen Alexius von Neapel aus, von wo er nach Rußland zurückgerufen wurde, um dort das Schaffot zu beſteigen.

Zu den ſchönſten Gedichten dieſer Sammlung gehören ferner die Atlantica von Nicolaus Lenau, Erinnerungen einer nordamerikaniſchen Reiſe:

Stille! — jedes Lüftchen ſchweiget,
Jede Welle ſank in Ruh,
Und die matte Sonne neiget
Sich dem Untergange zu.

Ob die Wolke ihn beliebe
Allzutrübe, allzuſchwer,
Leget ſich der Himmel, müde,
Nieder auf das weiche Meer.

Und vergeſſend ſeiner Bahnen,
Seines Zieles noch ſo weit!
Ruht das Schiff mit ſchlaffen Fahnen
In der tiefen Einſamkeit.

Daß den Weg ein Vogel nähme,
Meinem Aug' ein holder Fund!
Daß doch nur ein Fiſchlein käme
Fröhlich tauchend aus dem Grund!

Doch kein Fiſch, der ſich erhübe,
Und kein Vogel kommen will. —
Iſt es unten auch ſo trübe,
Iſt es unten auch ſo ſtill? —

Wie mich oft in grünen Haynen
Ueberraſcht' ein dunkles Weh,
Muß ich nun auch plötzlich weinen,
Weiß nicht wie? — hier auf der See.

Trägt Natur auf allen Wegen
Einen großen, ew'gen Schmerz,
Den ſie mir als Muttersegen
Heimlich ſtrömet in das Herz?

*) Türkiſche Grabſteine.

O, dann ist es keine Lüge,
Daß im Schooß der Wellennacht
In verborgener Genüge
Ein Geschlecht von Menschen wacht.

Dort auch darf der Freund nicht fehlen,
Wie im hellen Sonnentag,
Dem Natur ihr Leid erzählen,
Der mit ihr empfinden mag.

Doch geheim ist seine Stelle,
Und Geheimniß, was er fühlt,
Dem die Thränen an der Quelle
Schon das Meer von dannen spült.

Außer diesem wird der Freund der lyrischen Muse noch viele schöne Lieder in diesem Jahrgang des Musenalmanachs finden und sich überzeugen, daß die erste Idee zu diesem neuen Almanach von Amadeus Wendt nicht unfruchtbar geblieben ist. Hier ist das glückliche Eiland der Sänger, wie sie ungestört von den Stürmen der Zeit wie auf einer schönen Oase im stürmischen Sandmeer der Wüste sich versammeln und ihrer Blumen warten, die einst noch den ruhigeren Tagen unsrer Enkel duften werden. Nur wenige Dichtungen dieses Jahrgangs dürften ihren ehrenvollen Platz nicht verdienen. Ich rechne darunter die Expectorationen des Herrn von Feuchtersleben, z. B.

Natur, so oft genannt und o so selten
Erkannt! „Und darf der Mensch dich auch erkennen?“
Ob er es darf? ꝛc.

oder

Noch ein Gedicht! Nur eine Weihespende
Dem — stets zu früh Geschiednen ꝛc.

das ist Prosa, nicht Poesie.

Vergißmeinnicht, von Spindler.

Eine sehr freundliche Gabe. Nicht nur die Kupfer sind ausgezeichnet schön, auch die Erzählungen geben einen neuen Beweis von Spindlers so anmuthigem Talente. Die erste, die Freileute von der Herrenwiese, würde vielleicht ergreifender wirken, wenn keine Zigeuner darin vorkämen. Die drei Jäger allein würden den Leser schon genugsam interessiren, und das wildschöne Waldgemälde würde gewinnen, wenn es der Zigeuner, als schon allzubekannter Staffagen, entbehrte. Durchaus originell ist die Ulme des Vauru, eine schauerliche Geschichte aus den altfranzösischen Bürgerkriegen. Je heitrer sie anfängt, in je lachendern Farben uns das Gewühl des altmodischen Königshofes geschildert wird, um so mehr fühlt sich das Gemüth des Lesers von der tragischen Wendung, von dem entsetzenvollen Ausgang ergriffen. Jaqueline, eine junge Leibeigne, die bei einem Pastetenbäcker in Paris als Magd dient, wird von demselben mit einem Korb voll delikater Waare nach Hofe geschickt, im Gewühl der Gäste von einem Ritter von Vauru verfolgt und von einem jungen Hofmann, ihrem Gutsherrn, gerettet. In dieser Schilderung des altfranzösischen Hoffestes hat Spindler die ganze Meisterschaft seines malerischen Talentes bewährt. Die heimkehrende Jaqueline findet ihr Haus verschlossen, da der Pastetenbäcker ausgegangen war, und geht einstweilen in das Haus des Nachbars, eines Barbiers, um bei der Magd desselben, ihrer guten Freundin, zu warten. Der Barbier erklärt ihr aber, daß er gestern seine Magd fortgejagt habe, und macht Jaqueline Anträge. Diese wird durch einen Zufall das Kleid der vermeintlich entlassenen Magd, ihrer Freundin, gewahr, bemerkt Blut an demselben und muß alle Kunst der Verstellung aufbieten, um sich aus den Händen des Barbiers zu befreien, ohne daß er ihren Argwohn inne wird. Er gibt ihr etwas für den Pastetenbäcker mit, das er für Fleisch zu Pasteten ausgibt; sie entdeckt aber, daß es ein ermordetes Kind ist, und daß der Barbier auf diese Weise den Bäcker schon öfters mit Fleisch versorgt hat, wodurch eben die Pasteten ihre Delikatesse erhielten und sich so großen Absatz bei Hofe erwarben. Jaqueline will am andern Morgen fliehen, aber eben als sie das Haus verlassen will, kommt ihr ländlicher Verlobter, Ogier, um bei dem Barbier eine Schuld einzuholen. Sie will ihn vor dem Hause des Mörders warnen, wird aber durch den Bäcker daran verhindert, der sie einsperrt, und da sie in der Angst um ihren Verlobten ihr Geheimniß verräth, sie schon zu ermorden bereit ist, als plötzlich ihr galanter Gutsherr an die Thür klopft und sowohl sie als den armen Ogier befreit. Die Mörder werden gestraft, Ogier heirathet Jaquelinen. Nun aber brechen die Bürgerkriege aus. Ogiers Haus wird geplündert, er selbst gefangen, und er soll gehenkt werden, wenn Jaqueline nicht eine Summe Geldes schafft, ihn zu erlösen. Sie weiß das Geld aufzutreiben, aber der Ritter von Vauru, der bei den Soldaten ist und sie wieder erkennt, läßt den armen Ogier dennoch ermorden, und an einen Ulmbaum hängen, an den Baum selbst aber die schwangre Jaqueline binden, wo sie einsam in des Winters Frost von Wölfen verzehrt wird. Der Ausgang ist grell, aber ganz im Charakter jener Zeit und jenes Landes.

Die lezte Erzählung, der große Atlas zu München, ist die schönste. Sie wird unter den vielen Sittengemälden Spindlers immer eine der ersten Stellen einnehmen. Er versezt uns in die Gebirge Tirols, in die Wohnung der „Theres,“ der schönsten und

reichsten Dirne des Orts, um die der „Scheiben-Toni," der beſte Schütz, ſich vergeblich müht. Wie dem Herkules gibt ſie ihm, in der Launen Uebermuth, die ſchwerſten Dinge zu vollbringen auf, und ertheilt ihm doch nie den Lohn, will ihm nie den erſehnten Hochzeitstag beſtimmen, ſondern hat immer etwas Neues vor, was ſie ihm in den Weg wirft. Sie verlangt endlich, Toni ſoll zum großen Antlas (Frohnleichnamsfeſt) nach München gehen, dort dem Freiſchießen anwohnen und ihr den Preis des beſten Schuſſes bringen. Aber der arme Toni hatte in frühern Kriegszeiten bei einem Gefecht auf den Herzog Wilhelm von Bayern geſchoſſen und fürchtet erkannt zu werden. Doch Theres ließ ſich nicht bewegen und der gehorſame Burſche rannte wie toll davon. „Da er nach dieſer Rede voll Betrübniß und Leidenſchaft ſpornſtreichs davon lief, und den Kopf nicht mehr nach dem Mädchen umdrehte, wiſchte der Silber-Nazi einen Tropfen aus ſeinem Auge und ſprach wehmüthig zur Tochter: „Du rufſt ihn nicht zurück, Theres? Geh, ruf' den armen Schelm," — worauf Theres den Nacken ſtolz zurückwarf, und kaltſinnig redete: „Laß den hoppetatſchigen Buben ſpringen. Er will's nicht beſſer, und gerade ſo müſſen die Mannsbilder traktirt ſeyn!" — Toni begab ſich nach München, und wurde daſelbſt ſogleich ergriffen. Schon erwartete er den Tod, als er vernahm, daß er nur, als der längſte Burſch, den man in ganz München hatte auftreiben können, beim geiſtlichen Feſtzug den König Pharao vorſtellen ſollte. Als er nun im Zuge ſtolzirte, gewahrte er ein Mädchen, welches die gebenedeyte Maria vorſtellte, die man ihrer unübertrefflichen Schönheit wegen zu dieſer Rolle auserleſen hatte, die aber Niemand anders, als ein armes Tirolerkind und Tonis Jugendbekannte war. Bald darauf ereignete ſich folgende Scene im Kämmerlein der armen Magd: „Das gute Mädchen hatte ſeine wenigen Putzſtücke aus der Truhe geklaubt, und auf dem Tiſchlein ausgeſpreitet: Goller, Mieder, feine Aermel, und ſchöne Bänder; das ſchönſte war jedoch ein von ihrer Mutter ererbtes, nach wälſcher Art muſirt mit ſilbergeſtriemten Zacken. Das leuchtete lieblich im Sonnenſtrahl, der zur Dachlucke hereinſtach, und war der zweite Gegenſtand, der dem Toni in's Auge fiel, da er am Schlüſſelloch lauſchte, und mit bebendem Herzen erkannte, daß hier oben wahrlich die reinſte Jungfrau ihren Thron aufgeſchlagen. Das Beben in der Männerbruſt theilt ſich leicht der Männerfauſt mit, und daher kam's, daß unvermuthet die Thüre aufſprang, und als wie hereingehagelt der ſtattlich bewaffnete Tiroler vor ſeiner Landsmännin ſtand, die nicht recht wußte, wie ihr geſchah, aber es bald inne wurde, da nur die erſten Fragen vorüber waren. — „Jeſu!" — „Grüß' Gott, ſchöne Tirolerin." — „Dank' Gott, Landsmann; woher?" — „Am Zirlſperg, da iſt halt meine Heimath!" — „Ach, im Flecken haben auch wir gewohnt, die Mutter und ich." — „Ich weiß, ich weiß, Du lieb's Diendl; das Band hat mir's verrathen." — „Das Band?" — „Ein Citronenhändler hat einmal um Deine Mutter gefreit, und es iſt nichts daraus geworden. Aber das Band hat er ihr gebracht von einer Duit." — „Auf ein Haar iſts ſo, und Du heißeſt?" — „Hiob oder Lazarus, wenn Du Dich nimmer beſinnſt auf den kleinen Toni, der mit Dir geſpielt hat, wie Du nicht höher warſt, als der Tiſch, Du herzige Afra!" — „Ei, du heilige Mutter! der Toni! grüß tauſendmal Gott!" — Die freudige Magd reichte dem Jugendfreund die Hand, die er rechtſchaffen ſchüttelte, und nicht losließ, da er ſich vor das Mädchen auf den Schemel ſetzte, um fortzufahren: „Dein Mütterl?" — „Tröſt' ſie Gott!" ſeufzte Afra mit ſchwimmenden Augen: „Und Dein Vater, Toni?" — „Gott hab' ihn ſelig. Bin ganz allein." — „Ei ja doch! Du, ein reicher Mann! Haſt gewiß ſchon eine Staatsfrau, und liebe Kinder. Du biſt geborgen, und die arme Afra muß weit von der Heimath unter den Ehhalten ihr Brod verdienen." — „Tappetes Ding! mir fehlt noch's Beſte; was meinſt?" — Die erröthende Dirne ſchwieg verlegen und ſah zur Erde, während als wie himmliſche Muſik des Toni Rede weiter lautete: „Bin lang ein Narr geweſen, hab' mich herumg'hackelt mit einem g'ſchurſten Weibsbild, das nicht weiß, wo aus noch ein, vor Uebermuth. Wie ich Dich geſehen habe, iſt alles mit der Theres aus geworden. Schau' mich an, Afra. Auf Galli Tag dreißig Jahr', ein Gütel frei von Schulden, ein ſaubrer Stall mit Vieh und hie und da ein blankes tauſend Gulden.... das biet' ich Dir, und das haſt Du, wenn Du einſchlägſt, und wir heut noch unſere Stuhlfeſt machen." Plötzlich aber erſcheinen Bewaffnete, denn ein alter Bekannter des Toni hatte ihn als den angegeben, der auf den Herzog geſchoſſen habe und jetzt nach München gekommen ſey, den Mordverſuch zu wiederholen. Indeß hört der Herzog den Tiroler ſelbſt, die ſchöne Tirolerin, welche die Mutter Gottes darſtellt, bittet für; der Toni wird frei, thut den beſten Schuß auf dem Freiſchießen und bringt der erſtaunten Theres den Preis des Sieges heim. „Da iſt, was ich Dir verſprochen;" ſagte er zu der überraſchten Theres, indem er die ſeidenen Fahnen, behangen mit Silbermünzen, zu ihren Füßen niederlegte: „Hier iſt aber auch, was ich für mich behalte!" ſetzte er hinzu, und zeigte der Vernichteten die ſchöne Braut."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 104. — 14. Oktober 1833.

Naturwissenschaften.

1) Grundriß der Natur-Philosophie von C. A. Eschenmayer, Prof. in Tübingen. Tübingen, Laupp, 1832.

Der ehrwürdige Veteran der Philosophie gesteht, daß er in seinen Ansichten über die Natur (das Reich, worin das Gesetz herrscht) immer Schelling und der von ihm gegründeten Schule treu geblieben ist, nicht aber in den Ansichten über das Reich, worin die Freiheit herrscht, nämlich über das Göttliche. Er habe den Schöpfer immer vom Geschöpf getrennt, und Gott weder (wie Oken) nur in der Natur, noch (wie Hegel) nur im Geist gesucht, sondern über beiden. Wenn er Seite 8 ausdrücklich erklären zu müssen glaubt, daß Gott frei und an kein Gesetz gebunden sey, so müßte eine solche naive Erklärung dem unbefangenen Leser fast wunderlich scheinen, wenn sie nicht in der That nothwendig wäre, nachdem andre Philosophen oft genug behauptet haben, Gott sey nicht frei, sondern an ein Gesetz gebunden, ja das Gesetz, die starre Nothwendigkeit selbst.

Die Schöpfung preist, nach Eschenmayer, ihren Schöpfer durchaus in reinen Dreiklängen. Diese sind Geist, Natur, Leben — im Geist Denken, Fühlen, Wollen — in der Natur Licht, Wärme, Schwere — im Leben Reproduktion, Irritabilität und Sensibilität — und als Norm der ganzen Schöpfung die drei Ideen Wahrheit, Schönheit, Tugend. Hierin erkennt er das Gesetz der irdischen Schöpfung, aber jenseits desselben läßt er die Freiheit walten, ja er geht so weit, zu behaupten, was noch kein Naturphilosoph wagte, daß nämlich Freiheit nicht blos im Geistigen, sondern sogar in der Natur selbst walte. So nimmt er neben der irdisch bedingten Schwere und Finsterniß noch eine jenseitige unbedingte in der Hölle, und neben dem irdisch bedingten Licht noch ein jenseitiges unbedingtes im Himmel an (Seite 21). Allein ich glaube, das Unbedingte ist ein negativer Begriff, der nirgends existirt als in unserm Denken, und ich halte es nicht für philosophisch, einen solchen Begriff in die Wirklichkeit überzutragen. Auf welche Grundlage stützt Eschenmayer ferner die Behauptung, daß bei den Planetenbewohnern ein Uebergewicht des Denkens, bei denen der Sonne ein Uebergewicht des Fühlens und bei den Bewohnern der übrigen Sterne ein Uebergewicht des Wollens bestehe? wie er Seite 27 sagt. Davon können wir denn doch nichts wissen.

In der gewiß sehr schönen Erörterung S. 33—39, wo der Verfasser in der unorganischen Natur mit ihren strengen Gesetzen die real gewordene Wahrheit, in der organischen Welt die Schönheit, in der Geschichte aber die Tugend erkennt, dürfte nur die Unterscheidung zwischen

der unorganischen und organischen Natur nicht ganz klar seyn, denn im Organismus herrscht eben so gewiß die Wahrheit mit ihrer Gesetzmäßigkeit, als im Unorganischen Schönheit enthalten ist.

Indem der Verfasser zu den Einzelheiten der Natur übergeht, wiederholt er die schon früher von ihm aufgestellte Behauptung eines Naturcentrums, eines Mittelpunkts der ganzen Welt, zu dem sich alle Milchstraßen oder Sternströmungen in unendlichen hyperbolischen Bahnen neigen, gleich Kegeln, die von allen Seiten her mit ihren Spitzen zusammenstoßen. Allein dieses an sich schöne Bild widerstreitet doch, wie jedes Bild, dem Begriff des unendlichen Raumes. Man hat noch schöner die Welt eine unendliche Kugel genannt, in welcher jeder Punkt der Mittelpunkt ist; dieses Bild kommt dem Begriff des Unendlichen näher, aber beide Bilder enthalten eine Vorstellung, die Andeutung einer Figur, und das Unendliche enthält zwar alle Figuren, kann aber eben deshalb selbst keine Figur bilden. Jede mögliche Vorstellung irgend einer Figur schränkt das Unendliche schon ein. Da nun aber jeder Mittelpunkt nothwendig eine Figur voraussezt, deren Mittelpunkt er ist, so kann es im unendlichen Raum schlechterdings keinen Mittelpunkt geben.

Wir verlassen das Gebiet der Hypothesen gern, um an Eschenmayers Hand in die bekannte Natur einzukehren, und seinen so klaren als geistreichen Erklärungen der unorganischen und organischen Natur unsrer Erde zu folgen. Aber am Schluß finden wir uns wieder in das Gebiet der Hypothesen versezt, weil wir da wieder auf die Grenze eines unbekannten Landes stoßen. Wie sich uns das Naturcentrum vor der irdischen Schöpfung verbirgt, so auch wieder das geistige Centrum jenseits des irdischen Lebens. Eschenmayer sagt darüber Folgendes, und dies ist der Kern seiner Lehre:

„In dem Naturbilde Gottes, wo das nothwendige Princip überwiegt, ist zugleich die Stoffheit überhaupt gegeben. Sie ist das, was schon Aristoteles die unbestimmte passive Materie nennt, was Laplace als eine unermeßlich-ausgedehnte Atmosphäre, die der Verdichtung zu Massen fähig ist, Philipps als eine allgemeine elastische Flüssigkeit, die in sich alle Bewegungen mechanisch fortpflanzt, und Oken durch den allgemein verbreiteten Aether bezeichnen. Werden nun jene Bestreben auf diese Stoffheit gerichtet, so werden sie kosmische Kräfte und zwar wird das Bestreben, In sich zu seyn, Kraft der Schwere, das Bestreben, In Andern zu seyn, Kraft der Wärme und das Bestreben, Im Höheren zu seyn, Kraft des Lichts. Durch die Schwere wird ein Schwerpunkt und durch dessen Attraktion des allgemeinen Stoffes ein Kern (Krystallisations-Kern) sich bilden, der allmählig nach Maaßgabe der Intensität, welche nach einem allgemeinen Gesetz ihm zugetheilt ist, die Masse um sich her verdichtet und zum Weltkörper wird. — Durch die Wärme wird der Egoismus der Schwere gemildert, und der Weltkörper wird mit Allen seiner Art in Verbindung gesezt. Durch das Licht erhält der Weltkörper ein Bestreben, an dem Höhern Theil zu nehmen. Das Höhere ist für die Monden der Planet, für die Planeten die Sonne, für die Kometen wahrscheinlich mehrere Sonnen, für die Sonnen das Nebelgestirn und für die Nebelgestirne das Naturcentrum."

„Das Leben beruht auf der Kraft des indifferenzirenden Princips, um das Freie und Nothwendige zum Gleichgewicht zu bringen. Nun ist der Charakter des nothwendigen Princips absolute Kontraktion auf einen Schwerpunkt, der Charakter des freien Princips ist völlige Aufhebung aller Schwerpunkte, mithin absolute Expansion. Soll es zum Gleichgewicht kommen, so darf es weder das Eine noch das Andere gewinnen. Es wird demnach ein steter Wechsel von Kontraktion und Expansion stattfinden, und mit ihm bildet sich die Sphäre des Lebens, in welcher diejenige Seite, die dem Geist zugekehrt ist, als Seele, und diejenige, die der Natur sich zukehrt, als Leib erscheint. Im Organismus ist der Kreis lebendig geworden und sein Centralpunkt ist das, was wir das Selbst schlechthin nennen können. Das Selbst schlechthin ist kein blos geometrischer, sondern ein aus innerem Princip oscillirender Mittelpunkt. Es ist der Pulsschlag des ewigen Mutterherzens, aus welchem alle Schöpfungen des Lebens hervorgehen."

„Die physische Natur fängt an ihrem untersten Ende mit der Atomistik der Schwere an, füllt ihr Mittelgebiet durch den Chemismus der Wärme aus und hört an ihrem obersten Ende mit der Organik des Lichts auf. Die grüne Priestley'sche Materie ist das Elementarprodukt der Vegetation, welches entsteht, wenn das allverbreitete Lebensprincip das Licht zur Insichbildung oder Individualisirung sollizitirt. Das erste Gebilde ist der Zellstoff mit den drei Formen der Reproduktion. Hat diese in der Pflanzennatur ihr Maximum erreicht, so geht es über in den zweiten Prozeß der Animalisation, in welchem der Faserstoff mit den drei Formen der Irritabilität sich ausbildet; von da geht es über in den dritten Prozeß, in welchem sich der Markstoff mit den drei Formen der Sensibilität vollendet, was im Menschen geschieht. Im Menschen ist die vollkommenste Proportion der organischen Grundkräfte, so weit sie auf der Erde möglich ist, und darum kann das geistige Reich auf dieser Grundlage sich aufbauen. — Wie die Lebenskraft mit den physischen Potenzen, so verfährt die Seele mit der Lebenskraft und zwar in ihrer höchsten Expansion als Nervengeist. Sie vermittelt sich durch den Nervengeist mit dem Leib und durch den Leib mit der Welt und

dadurch wird der Mensch Herr der Erde. Bei der Bildung des Menschen gibt die Seele das Schema her, der Nervengeist nimmt es auf in seine plastische Topik und trägt es über auf den materiellen Zeugungsstoff. Die leibliche Gestalt des Menschen ist daher ein Produkt der Seele mit dem Bildungsstoff, vermittelt durch die Plastik des Nervengeistes. Dieser Geist ist aber nicht blos Werkzeug der Seele, sondern integrirender Theil des Menschen und als plastischer Typus für sich bestehend. Mag daher die leibliche Hülle abfallen, ihr plastischer Typus dauert doch noch fort und bleibt vereinigt mit der Seele. Die reine Seele gibt auch ihm seine Reinheit und die verdorbene Seele verderbt und verdunkelt auch ihn. — Es hindert uns nichts, die auf der Erde vollendete Proportion im menschlichen Organismus in einer höhern Sphäre noch weiter fortgesezt anzunehmen, so daß das Uebergewicht der Sensibilität immer noch mehr anwachsen kann, während die andern Grundkräfte immer mehr zurücktreten. In einer höhern Verfassung des Lebensprincips muß der gröbere materielle Stoff von Fleisch und Bein verschwinden und aus der plastischen Kraft des Nervengeistes sich ein ätherischer Leib bilden, der alsdann nicht mehr verweslich ist, wie unser irdischer Leib. Aber auch hier schon auf der Erde übersteigt unter seltenen Bedingungen die Sensibilität die Gränzen der gewöhnlichen Proportion, und dann zeigt sie uns jene außerordentlichen Erscheinungen, wie wir sie im Somnambulismus wahrnehmen. Der Mensch nennt sie wunderbar, weil er gewohnt ist, Alles mit seinen niedern Naturgesetzen zu messen; sie sind aber eben so natürlich, als alles Andere und gehen blos aus einer höhern Entwicklung der gleichen Proportion hervor. Wenn wir die Sensibilität von ihren Anfängen in den niedern Thieren bis zum Menschen immer wachsen sehen, warum sollten wir nicht annehmen, daß sie in einer höhern Sphäre noch einen höhern Werth erhalte? Der Somnambulismus gibt kein unwichtiges Argument dafür. — Aber eben so, wie die Seele mit dem Nervengeist, verfährt der Geist mit der Seele. Er ist der wahre Herrscher im Menschen und soll es auch seyn, weil durch ihn nicht nur alle Kräfte der Seele und des Leibes zur Harmonie gelangen, sondern auch allein durch ihn die Vermittlung mit Gott geschehen kann. Nur der Mensch ist zur Freiheit des Geistes erhoben und Glied des universellen Geisterreichs. Nicht mit dem Leben endigt auch der Geist. Der Mensch wirft das irdische Leben nur wie eine Hülle ab und eine Menge höherer Stufen sind ihm geöffnet. Wie er hier nacheinander vom Selbstgefühl zum Selbstbewußtseyn, von diesem zur Selbsterkenntniß, von dieser zur Selbstgesetzgebung und zulezt zur göttlichen Gesetzgebung aufsteigt, so hat er auch in dieser zeitlichen Vervollkommnung die Bürgschaft für ein ewiges Leben."

Diese Vorstellungsweise ist schön und edel, sie entspricht den Forderungen der Aesthetik und Moral, doch ob sie die reine und unzweifelhafte Wahrheit enthalte, das ist auch hier, wie bei jedem philosophischen System, wieder die große Frage. Daß die Selbstgesetzgebung nach dem in uns liegenden höchsten Vernunftgesetz, nach dem Gewissen, nach dem uns eingepflanzten Edelsinn, den wir wohl göttlich nennen dürfen, daß mit einem Wort die Tugend unser höchstes Ziel auf Erden und das Herrlichste der Schöpfung sey, ist gewiß. Ob wir aber diese Tugend nothwendig in Verbindung mit einem jenseitigen Leben bringen müssen, ist und bleibt zweifelhaft. Eben dieses Gewissen, eben dieser edle Trieb in uns sträubt sich gegen den trivialen Begriff des Lohns und der Strafe jenseits. Eschenmayer sagt Seite 293: „Bei den Organisationen fanden wir, daß die Lebenskraft überall ihre untern Glieder fallen läßt, um zu einer höhern Potenz zu gelangen; allein beim Menschen, wo die Freiheit hinzutritt, kommt eine starke Modifikation in dieses Verhältniß. Mit der menschlichen Natur hat die Lebenskraft ihre Höhe erreicht und an dieser Gränze hört das Naturgesetz auf, dagegen aber tritt das Moralgesetz ein, das nur denjenigen eine höhere Integration sichert, die sich durch das Leben der Liebe und Tugend dazu befähigten. Alle Andere sind Sklaven der Welt oder ihrer Selbstsucht, die nach dem Tode ihr eigener Kerker wird. Fällt bei diesen das untere Glied, nämlich die menschliche Hülle ab, so versinken Seele und Geist zugleich in jene moralische Gefangenschaft, welche das Evangelium am besten schildert. Diejenigen, welche gleich nach dem Tode im Licht verklärt und gereinigt aufzustehen wähnen, werden sich gewaltig irren; denn die moralische Schwere (die Sünde) zieht noch tiefer in die Finsterniß, als die physische Schwere." Ich muß nun gestehn, daß wenigstens die Hoffnung auf den Lohn im Himmel und die Furcht vor der Strafe in der Hölle oder im Hades keine lautern moralischen Motive seyn können. Wie es sich auch mit dem Jenseits verhalten mag, so darf man sich doch nicht darauf berufen, um diesseits die reine Moral zu fördern. Wer edel handelt, thut es nicht aus Hoffnung, noch aus Furcht, sondern weil er eben edel ist, weil es ihm unmöglich wäre, unedel zu handeln. Er folgt darin nur seinem bessern Gefühl, aber er spekulirt dabei nicht aufs Jenseits.

Wir werden bald von mehrern neuen Werken über Seelenkunde und Seelenkrankheiten sprechen. Wir werden darin zahlreiche Beispiele von unglückseligen Menschen finden, deren unüberwindliche Laster trotz aller

Gegenkämpfe des bessern Gefühls aus körperlichen Leiden und Mißbildungen der Organe stammten. Sie haben gesündigt und ihren irdischen Richter gefunden; die Kerker des Irrenhauses oder das Schaffot bestraften sie. Soll aber auch noch der himmlische Richter sie verdammen? sollen sie die Finsterniß, die sie hier umnachtet, auch noch hinüberschleppen und in noch tiefere Tiefen fallen? Hier zittert das menschliche Herz und vernimmt nur die Stimme, die da spricht: „richtet nicht!“ Es ist wahr, es gibt Bösewichter, deren Zukunft man kaum anders denken kann, als wie Dante sie in seiner Hölle schildert; aber nicht wir sind die Richter über diese Zukunft, Gott ist Richter, und ihm auch nur mit einem schadenfrohen Gedanken ins Amt greifen wollen, ist Frevel.

2) Die Unterwelt, oder Gründe für ein bewohnbares und bewohntes Innere unsrer Erde. Zweiter Theil. Ansichten der Völker über die Bewohner des Innern unserer Erde. Leipzig, Wienbrack, 1832.

Ueber den ersten Theil dieses Werks haben wir uns bereits im Literaturblatt von 1828 Nr. 85 ausgesprochen. Der Verfasser hat sich durch unsre bescheidnen Einwürfe nicht irre machen lassen, er besteht darauf, daß das Innere der Erde bewohnbar und bewohnt sey, und da unterdeß die Julirevolution Europa in Bewegung gesezt hat, so ist dies ein erwünschter Anlaß für ihn, den Regierungen die Eroberung des Erdinnern zu empfehlen, um dadurch die überflüssige Bevölkerung abzuleiten und ihr das Maul zu stopfen. Er sagt Seite 11: „So wird nun aber eine Masse Menschen besonders in großen Städten, wie die Erfahrung bewiesen hat, leicht Gährstoff; wo Gewinn ist, da reicht sie die Hände, und sie aufzuregen, dazu gehört nicht viel. — Wie nun aber diese Mine in Ruhe zu erhalten? Eine nicht ganz leichte Aufgabe für den Staatsmann, die alten Verhältnisse zurückzubringen, ist, selbst wenn es ein Unmensch wollte, Unmöglichkeit, Blei und Stahl sind keine Radikalkur; Brod heißt Losung in dieser Rücksicht; Erwerb und Unterhalt Genannten zu verschaffen, muß daher die Sorge jeder Regierung seyn, und Mittel hierzu aufzufinden, ihr Bestreben werden. — Wenn aber die Sache so ist, verdienen meine Vorschläge gar keine Berücksichtigung? Gesezt meine Ansichten bewiesen sich als richtig, wozu so viel Grund als zum Gegentheil vorhanden ist, wäre nicht auf ein Mal eine schwierige Aufgabe gelöst? Grundeigenthum wäre in Menge da, fleißigen Händen fehlte es nicht an lohnender Arbeit, der Handel erhielte neue Wege, die Uebervölkerung würde verhindert, den Regierungen würden neue Hülfsquellen eröffnet, und der menschliche Geist hätte auch außer Politik einen weiten Spielraum zu seiner Unterhaltung.“ Da sich übrigens der Verfasser das Innere der Erde bereits als bewohnt denkt, so sezt er voraus, daß wir diese ganze unterirdische Bevölkerung ausrotten müßten, um für uns die bezeichneten Vortheile zu erlangen. Vor dieser Grausamkeit wird der gütige Himmel die armen Maulwürfe wohl noch eine Weile schüzen.

Unter die Ansichten der Völker vom bewohnten Innern der Erde zählt der Verfasser auch unbedenklich die Sagen vom Rübezahl, ja sogar die bekannte humoristische Reisebeschreibung von Niklas Klimm. Auch die vielen Sagen vom Hades, von dem Tartarus, von der Hölle werden aufgenommen. Hieher hätten eigentlich nur die Sagen gehört, die von einem dem überirdischen, analogen unterirdischen, Leben sprechen, von wirklichen Naturwesen im Innern der Erde und nicht blos von Geistern, Kobolden und Teufeln. Dann hätte der Verfasser, wo sich solche Sagen wirklich finden, z. B. bei Grönländern und Kamtschadalen, die unter der Erde ein schönes Land vermuthen, sich diese Einbildungen sehr einfach aus dem Klima und der Beschaffenheit der Polarländer erklären können. Völker, die sich vor dem Frost des Pols in künstliche unterirdische Wohnungen flüchten müssen, werden auch den Aufenthalt der Seligen in der Tiefe suchen, so wie Völker, die unter einem warmen Klima stets im Freien leben, ihn oben auf den Bergen und in den Wolken oder unter den Sternen suchen. Vielleicht liegen aber den Vorstellungen der Polarvölker auch dunkle Erinnerungen an die südliche Heimath ihrer Väter zu Grunde, und die unter der Erde wohnenden Seligen sind vielleicht nur Antipoden. Man findet denselben Glauben auch auf einigen einsamen Inseln, wo die Oede des unendlichen Meeres der Phantasie nirgends einen Haltpunkt außerhalb gewährt und sie gleichsam zu ihrem Ausgangspunkt zurückzukehren zwingt.

Die amerikanischen Sagen von Höhlen, aus denen ursprünglich die Menschen hervorgegangen seyen, beweisen im Grunde nicht mehr, als was auch die biblische Sage von Adam, die griechische von Deukalion und Pyrrha, die altsächsische vom Ursprung des Sachsenvolks, die nordische von dem durch eine Kuh aus einem Stein hervorgeleckten Gott, die germanische von dem erdentsprossnen Tschuisto ꝛc. andeuten, nämlich die alte Wahrheit: „Der Mensch ist von Erde gemacht und wird wieder zur Erde.“

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 105. — 16. Oktober 1833.

Naturwissenschaften.

(Fortsezung.)

3) Sir Humphry Davy's tröstende Betrachtungen auf Reisen; oder die lezten Tage eines Naturforschers. Nach der dritten Ausgabe verdeutscht von C. Fr. Ph. von Martius. Nürnberg, Schrag, 1833.

Zwanglose Betrachtungen in der Form platonischer Dialoge, enthaltend Reiseerinnerungen, naturwissenschaftliche, geschichtliche, psychologische und religiöse Ansichten. Der Verfasser war kränklich, und liebt es, sein Gemüth am Erhabnen der Welt und Natur aufzurichten, sich durch die unendliche Mannichfaltigkeit der Dinge zu zerstreuen, sich über den Schmerz des Augenblicks durch den Gedanken der Ewigkeit zu trösten, und zwar einer Ewigkeit, die er nicht, wie mancher Theologe, öde dachte, sondern als Naturforscher voll von neuen, großen Wundern der Schöpferkraft. Das Buch hat viel Eigenthümliches. Man könnte sagen, die Frömmigkeit eines Kindes spielt darin mit den auserlesenen Kenntnissen eines Naturforschers.

Der erste Dialog enthält eine Vision im Kolosseum zu Rom, worin der Verfasser, in der Weise Swedenborgs, eine Reise durch die Planeten macht. Folgendes ist die Schilderung des Saturn: „Unter mir erblickte ich eine Oberfläche von unendlicher Mannichfaltigkeit, einigermaaßen einem ungeheuern Eisgebirge ähnlich, das mit breiten Säulenmassen bedeckt wäre. Diese schienen von Glas gebildet zu seyn, und von ihnen hingen runde Formen in verschiedener Größe herab, welche man, wären sie nicht durchsichtig gewesen, für Früchte hätte halten mögen. Aus jenen Massen, die mir wie glänzend blaues Eis vorkamen, brachen Ströme von prächtiger Purpur- und Rosen-Farbe hervor, und ergossen sich in Becken, wo sie Seen von derselben Farbe bildeten. Als ich meine Blicke durch die Atmosphäre gegen die Himmel richtete, sah ich glänzende, undurchsichtige Wolken vom schönsten Azur, welche das Licht der Sonne zurückwarfen. Diese bot meinen Augen einen ganz neuen Anblick dar, und erschien kleiner, als würde sie durch einen dichten, blauen Nebel betrachtet. An der Oberfläche unter mir sah ich ungeheure Massen sich bewegen, deren Formen ich nicht beschreiben kann. Sie hatten Bewegungssysteme denen des Wallrosses oder Seepferdes ähnlich. Aber mit großem Erstaunen bemerkte ich, daß sie sich von Ort zu Ort durch

sechs außerordentlich dünne Häute bewegten, deren sie sich wie Flügel bedienten. Ihre Farben waren mannichfach, wenn schon vorzugsweise azurblau und rosenroth. Ich sah zahlreiche Verschlingungen von Röhren, dem Rüssel eines Elephanten mehr als sonst irgend Etwas ähnlich, welche den vermeintlich obern Theil ihres Körpers besezten; und mein Erstaunen ward Verdruß und Ekel bei der Betrachtung des eigenthümlichen Charakters der Organe dieser sonderbaren Wesen. Mit einer Art von Schrecken sah ich, wie eines von ihnen nach Oben stieg, als flöge es gegen die erwähnten dunkeln Wolken hin. „Ich weiß, was du fühlst," sagte der Genius; „es fehlen dir die Analogien und alle Elemente der Erkenntniß, um diese Scene zu begreifen; du bist in demselben Zustande, worin sich eine Fliege befinden würde, welche statt ihres mikroskopischen Auges ein menschliches eingetauscht hätte. Du bist vollkommen unfähig das, was du hier siehst, mit deinen frühern Kenntnissen in Einklang zu bringen. Aber diese Wesen, welche dir in ihren Funktionen so unvollkommen vorkommen, wie die Zoophyten des Eismeeres, denen sie in ihrer Organisation, so wie deine Augen sie zu fassen vermögen, ähnlich erscheinen, haben eine Sphäre von Sensibilität, sie haben geistige Genüsse, weit über denen der Bewohner deiner Erde. Jede von diesen Röhren, welche dir wie der Rüssel eines Elephanten vorkommt, ist das Organ einer besondern Bewegung oder Empfindung. Sie haben viele Arten von Anschauungen, welche dir vollkommen unbekannt sind; zugleich ist die Sphäre ihres Gesichtssinnes unendlich weiter als die deine, und ihr Gefühlorgan ist bei weitem vollkommener und veredelter. Es wäre fruchtlos, zu versuchen, dir eine Organisation zu erläutern, welche du nicht begreifen kannst; aber von ihren geistigen Beschäftigungen sollst du einige Kenntniß erhalten. Sie haben die materielle Welt auf ähnliche Weise wie die Menschen benüzt, umgeändert und angewendet; aber, mit weit höheren Kräften ausgerüstet, haben sie höhere Resultate gewonnen. — Weil aber ihre höchsten Freuden an geistige Beschäftigungen geknüpft sind, so magst du urtheilen, daß ihr Leben demjenigen Zustande am analogsten sey, welchen du auf Erden den der erhabensten Tugend nennen würdest. Ich will dir übrigens sagen, daß sie keine Kriege führen; Gegenstände ihres Ehrgeizes sind blos die geistiger Größe, und die einzige Leidenschaft, welche sie fühlen, und wodurch sie mit einander in einen Wetteifer gerathen, ist die der reinsten Liebe zum Ruhm. Könnte ich dir die verschiedenen Theile der Oberfläche dieses Planeten zeigen, so würdest du wundervolle Resultate von den Kräften dieser höchst geistigen Wesen und von der erstaunenswürdigen Weise erblicken, in welcher sie die Materie angewendet und umgewandelt haben. Diese Säulen, welche sich aus den Eismassen zu erheben scheinen, sind Resultate der Kunst und in ihnen gehen Prozesse vor, welche mit der Bildung und Vollendung ihrer Nahrung zusammenhängen. Die glänzenden, gefärbten Flüssigkeiten sind die Wirkungen solcher Operationen, dergleichen auf Erden in unsern Laboratorien oder eigentlich in unsern verbesserten Küchenapparaten vorgenommen werden; denn sie beziehen sich auf das System ihrer Ernährung. Diese undurchsichtigen azurnen Wolken, wohin du vor wenigen Minuten eines jener Wesen seinen Lauf richten sahst, sind Werke der Kunst, in welchen sie sich durch verschiedene Regionen ihrer Atmosphäre bewegen, und das Maaß der Wärme und des Lichtes bestimmen, welches für ihre Forschungen, oder für ihre Lebenszwecke am meisten geeignet scheint. An der Gränze des sichtbaren Horizonts, den wir um uns wahrnehmen, magst du im Osten einen dunkeln Fleck oder Schatten bemerken, worin das Sonnenlicht gänzlich absorbirt scheint: dies ist der Rand einer ungeheuern Masse von Flüssigkeit, euerm Ocean analog, welche von Geschlechtern geistiger Wesen bewohnt wird. Sie sind allerdings denen der Saturn-Atmosphäre untergeordnet, nichts desto weniger aber mit einer ausgedehnten Reihe von Sinnen, mit außerordentlicher Kraft und Intelligenz begabt. Ich könnte dich zu den verschiedenen Planeten bringen, und dir auf jedem besondere geistige Naturen zeigen, welche einander analog, wenn schon in Kraft und Wesenheit alle untereinander verschieden sind. Im Jupiter würdest du Geschöpfe sehen, denen des Saturn ähnlich, aber ausgerüstet mit andern Kräften der Ortsbewegung: im Mars und in der Venus Geschlechter von Kreaturen, welche denen der Erde mehr analog sind. In jedem Theile des Planetensystems würdest du übrigens Einen Charakter als allen intelligenten Naturen eigenthümlich anerkennen; es ist dies ein gewisses Vermögen, Eindrücke vom Licht mittelst mannichfacher Seh-Organe aufzunehmen. Auf dieses allgemeine Verhältniß beziehen sich, wie du begreifen mußt, alle Anordnungen und Bewegungen der Planeten, ihrer Monde und Atmosphären. Die geistigen Naturen also, welche in aufsteigender Entwicklung ihrer Kraft und Einsicht von System zu System voranschreiten, bewahren stets diesen unabänderlichen Charakter, und man dürfte sagen, ihr geistiges Leben hinge mehr oder weniger vom Einflusse des Lichtes ab. So weit mein Wissen reicht, schöpfen die Wesen höher organisirter Systeme, selbst in andern Theilen des Universums, ihre Empfindungen und Genüsse ebenfalls aus derselben Quelle; aber in höhern Naturen sind feinere und äthe-

rische Stoffe zur Organisation verwendet, Substanzen, welche sich zu der gemeinen Materie eben so verhalten, wie die feinsten Gasarten zu irdischen festen Körpern oder Flüssigkeiten."

Eine wunderliche Phantasie, aber eine natürliche. Ein Chemiker sieht auf die Kräfte und etwa noch auf die Farben der Dinge, die Formen dagegen sind ihm gleichgültiger, weil seine Wissenschaft eben die Auflösung der Formen ist. Für ihn hat daher eine Vorstellung von denkenden, sogar höchst tugendhaften Wesen, die als eine Art von vielfädigen Mollusken in einer Flüssigkeit herumschwimmen und von Apparaten umgeben, die an die Destillirkolbe und an die übrigen Maschinerien der Chemiker und Physiker erinnern, nicht das Abschreckende, das eine solche Vorstellung etwa für den Dichter haben muß.

Die eigenthümliche Neigung des Gelehrten verräth sich auch in der Ansicht, daß das Wissen, das geistige Konsumiren das Höchste sey: „Es gibt ein Gefühl, oder eine Leidenschaft, welche jede Monade, jede geistige Natur mit sich in alle Stufen ihrer Existenz weiter führt und welche bei diesen beglückten, erhabenen Kreaturen ohne Unterlaß veredelt wird: die Liebe zum Wissen, zur geistigen Kraft; sie ist in der That die äußerste und vollendetste Entwicklung, sie ist die Liebe der unendlichen Weisheit, der schrankenlosen Macht, — die Liebe Gottes. Selbst in dem unvollkommenen Leben auf Erden herrscht diese Leidenschaft im hohen Grade; sie wächst sogar mit dem Alter, sie überlebt die Vollendung der leiblichen Fähigkeiten; und im Momente des Todes beherrscht sie das selbstbewußte Wesen. Die künftige Bestimmung hängt von der Art und Weise ab, in welcher diese Leidenschaft geübt und veredelt wurde. Ward sie gemißbraucht, nahm sie die Formen eitler Neugierde, ruhmlosen Ehrgeizes an, oder des Scheinruhmes, des Stolzes, der Herrschsucht, so wird das Wesen erniedrigt; es sinkt in der Stufenleiter der Wesen und gehört so lange der Erde, oder einem niedrigeren Systeme an, bis seine Irrthümer durch schmerzliche Uebungen und Lehre verbessert worden. Ward im Gegentheile die Liebe zum Wissen an den edelsten Gegenständen geübt, war sie thätig in Entdeckung und Betrachtung der Eigenschaften der Kreaturen und in nützlicher und wohlwollender Anwendung des Wissens, um die Gesetze der ewigen Weisheit zu entwickeln und zu bewundern; dann sind die Bestimmungen jenes geistigen Wesens von edlerer Art; es steigt auf zu einer höheren planetarischen Welt." Sollte nicht neben dem Denken auch dem Empfinden und der That ihr Recht widerfahren. Ist der Liebende und der Held in dem Schauspiel der Welt weniger entbehrlich, als der Denker?

Bewundernswürdig ist dagegen, wie der Chemiker aus seiner so sehr materiellen Wissenschaft Beweise für den Idealismus herleitet. Außerordentlich schön ist, was er von diesem Standpunkt aus über den höhern geistigen Ursprung alles Lebens sagt: „Ohne Augen kann es keine sichtlichen Wahrnehmungen geben, und ohne das Gehirn kann man sich keines auf sichtbare Gegenstände sich beziehenden Gedankens erinnern; doch kann man weder den Augennerven, noch das Gehirn als das herrschendthätige Princip betrachten; — beide sind nur die Werkzeuge einer Kraft, welche nichts mit ihnen gemein hat. Was man vom Nervensystem annimmt, mag man eben so von einem andern Theile unseres Körpers sagen. Hemmen Sie die Bewegung des Herzens, und Sensibilität und Leben hören auf; doch ist das Lebensprincip nicht im Herzen, noch im Arterienblute, welches von jenem in alle Theile des Systems gesendet wird. Der Wilde, welcher sieht, wie eine gewisse Zahl von Dampf-Webe-Maschinen, die Strümpfe weben, auf einmal beim Stillstehen eines Rades selbst in Stocken gerathen, würde sich wohl einbilden, daß die bewegende Kraft in dem Rade läge; er könnte nicht ahnen, daß sie vielmehr von dem Dampfe oder endlich gar von dem Feuer unter einem verborgenen Siedekessel abhienge. Der Naturforscher sieht das Feuer, welches die bewegende Ursache in dieser komplicirten Maschine ist, die dem Wilden so unbegreiflich erscheint; aber Beide sind gleich unwissend über das göttliche Feuer, welches die innere Ursache von dem Mechanismus organischer Gebilde ist. Vollkommen unwissend über diesen Gegenstand, können wir nichts weiter thun, als eine Geschichte unserer eigenen Geister geben. Die äußere Welt oder Materie ist für uns in der That nichts als ein Haufen, eine Gruppe von Sensationen, und gehen wir zurück auf unser Selbstbewußtseyn, so finden wir ein Princip, das wir als die Monade, als das Ich, bezeichnen mögen, welches beständig gegenwärtig und innig mit einer besondern Klasse von Sensationen verknüpft ist, die wir unsern eigenen Körper, unsere Organe nennen. Diese Organe sind mit andern Sensationen in Verbindung, und bewegen sich mit ihnen gleichsam in verschiedenen Kreisen der Existenz, indem sie für eine gewisse Zeit eine Reihe von Sensationen verlassen, um zu andern zurückzukehren; aber die Monade ist immer gegenwärtig; wir können weder einen Anfang noch ein Ende ihrer Operationen bestimmen. Wir verlieren bisweilen im Schlafe den

Anfang und das Ende eines Traumes; und erinnern uns an seine Mitte, und ein Traum hat keinen Zusammenhang mit einem andern, aber wir sind uns einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Träumen bewußt. Die Analogie mit diesem Verhältniß heißt uns gebieterisch an eine Unendlichkeit früherer Existenzen glauben, welche mit einander in Verbindung gestanden haben müssen; und wir dürfen das menschliche Leben als den Typus eines unendlichen und unsterblichen Lebens betrachten. Die Successionen von Schlaf und Wachen mögen uns ein Vorbild der Veränderungen im Tode und in der Geburt seyn, welchen die Natur des Menschenlebens unterworfen ist. Daß die dem Geiste zugehörenden Gedanken ursprünglich durch diejenigen Klassen von Sensationen gewonnen worden, welche wir Organe nennen, kann eben so wenig geläugnet werden, als daß mathematische Wahrheiten von den Zeichen abhängen, welche sie ausdrücken; aber diese Zeichen sind nicht selbst die Wahrheiten, noch sind es die Organe des Geistes."

In Folgendem spricht er eine Ahnung aus, die sehr mit dem zusammenstimmt, was neuerdings vom sogenannten Nervengeist gesagt worden ist. „Die Schnelligkeit und unendliche Mannichfaltigkeit der Phänomene der Wahrnehmung machen es äußerst wahrscheinlich, daß sich im Gehirn und in den Nerven eine Materie befinden müsse, welche bei weitem zarter und feiner, als irgend Etwas ist, was durch Beobachtung und Experiment entdeckt worden, und daß der unmittelbare Zusammenhang zwischen dem empfindenden Principe und dem Körper durch eine Art ätherischen Stoffes hergestellt werde, der niemals in die Sinne fallen kann, und sich vielleicht zur Wärme, zum Licht und zur Elektricität eben so verhält, wie diese Formen oder Erscheinungsweisen der Materie sich zu den Gasarten verhalten. — Die Bewegung wird am leichtesten an den wenigst schweren Arten der Materie hervorgebracht; jedoch besitzen unwägbare Agentien, wie die Elektricität, hinreichende Kraft, um die schwersten Körper umzustürzen. Nichts kann meiner Ansicht fremder seyn, als irgend eine Definition dieses Gegenstandes zu versuchen, und niemals möchte ich mich dem Gedanken Newton's hingeben, daß die unmittelbare Ursache der Empfindungen in Undulationen eines ätherischen Mediums beruhe. Uebrigens ist es mir nicht unwahrscheinlich, daß dem empfindenden Principe irgend eine sehr verfeinerte Maschinerie des Denkens selbst in einem andern Zustande der Existenz anhänge; denn, obschon die Organe der gröbern Empfindungen, die Nerven und das Gehirn, durch den Tod zerstört werden, könnte doch ein gewisses, von mir supponirtes Etwas von ätherischer Natur weniger zerstörbar seyn. Und bisweilen bilde ich mir ein, daß manche jener Kräfte, die man instinktartig nennt, dem verfeinerten Gewande des Geistes angehören. Das Gewissen scheint in der That eine gewisse unbestimmte Quelle zu haben, und dürfte in Beziehung zu einer früheren Existenz stehen."

So findet man durch das ganze Buch geistreiche und originelle Ansichten, in denen sich überall ein eben so feindenkender Geist als ein edles schwärmerisches Herz verräth. Allerdings ist diesem Werke eine gewisse Sehnsucht nach oben eingehaucht, aber nie und nirgends tritt eine Ungeduld oder eine Unmuth des Kranken hervor, nirgends etwas von einer mürrischen Weltansicht und von dem feindseligen Stolz eines unbefriedigten Sterblichen; überall nur eine ruhige klare Resignation und eine innige Liebe zum Schöpfer, zur Schöpfung, zu den Mitgeschöpfen.

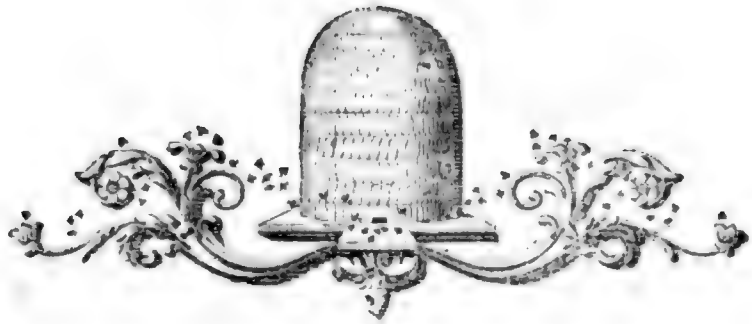
(Die Fortsetzung folgt.)

Taschenbücher auf 1834.

Cornelia.

Titelkupfer, die Königin von Belgien. Unter den übrigen Kupfern finden wir Charlotte Cordav und eine andre Darstellung aus der französischen Revolution. Wenn die Kupfer nur besser wären. Unter den Erzählungen sind die beiden historischen, die Bürger zu Wien (während der Türkenbelagerung) von Blumenhagen, und die Zerstörung Badens (durch die Franzosen) von A. Schreiber die besten. Liebe um Liebe von Amalie Schoppe, ist doch gar zu rührend. „Liebe, Eduard! reine herzinnige Liebe!" rief sie und sank in Thränen aufgelöst an sein Herz. „O kannst Du mir den Schmerz vergeben, den ich Dir bereitet habe? kannst Du?" — „Zuviel des Glücks!" sagte er unter Thränen der Wonne und sein starkes Herz erlag fast der Ueberfülle des Entzückens. Er hielt sie in seinen Armen. Die er für immer verloren für sich glaubte, war nun sein, sein auf ewig! Er küßte ihre Augen, ihre süßen Lippen, er las Liebe, Liebe in den Blicken der so Heißgeliebten! — Wer möchte, auch wenn er es könnte, das Glück dieser Stunde durch eine Schilderung entweihen wollen?"

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 106. — 18. Oktober 1833.

Naturwissenschaften.

(Fortsetzung.)

4) Geschichte der Alchemie. Von Karl Christoph Schmieder, Professor zu Kassel. Halle, Waisenhausbuchhandlung, 1832.

Welch eine Menge von Autoren und Büchern, von denen in Wachlers Handbuch der Literatur fast kein Wort steht. Man hat diese zahllosen und zu ihrer Zeit gewiß sehr geschäzten und verbreiteten alchemischen Bücher zu sehr als eine partie honteuse der Literatur betrachtet, und hätte ihnen doch wenigstens eine historische Bedeutung zuerkennen müssen, sofern sie die dunkeln Jahrhunderte des Aberglaubens beleuchten helfen und eine so große Rolle in der Geschichte, wenn nicht des menschlichen Wissens, doch der menschlichen Unwissenheit gespielt haben.

Doch merkwürdiger vielleicht, als diese neueröffnete alterthümliche Bücherhalle mit ihren seltsamen Signaturen ist dem neugierigen Leser der Umstand, daß der vorurtheilsfreie und geschichtlich prüfende Bibliothekar, der ihn in diese Halle einführt, von der Wahrheit der Alchemie durchdrungen ist und es für Gewißheit erklärt, daß einige Adepten das Geheimniß, Gold zu machen, wirklich entdeckt haben.

Der Grundstein der Alchemie ist die sogenannte smaragdene Tafel des ägyptischen Hermes Trismegistus, über die unendlich viel geschrieben worden ist, deren Inhalt aber wahrscheinlich eine mehr astronomische als metallurgische Beziehung hat und von welcher der Verfasser, so wie überhaupt von der vermeintlichen altägyptischen Alchemie nicht viel hält. Er sezt die Wiege dieser Kunst zwar allerdings nach Aegypten aber erst in die alexandrinische Zeit. Schon im 4ten Jahrhundert sprach Themistios Euphrades von der Verwandlung der Metalle. Im 5ten aber schrieb Demokritos das berühmte Werk „Physik und Mystik“ welches die Reihe der alchemistischen Werke unter den Alexandrinern eröffnete. „Die berühmte Hochschule zu Alexandria ist es, von welcher die wissenschaftliche Idee der Alchemie, der Glaube an ihre Wahrheit, und das Bestreben, die Metallveredlung zu erfinden, ausging, und in diesem Sinne ist freilich Aegypten das Mutterland der Alchemie, der Vater aber ein griechischer Philosoph. Eine Reihe von alchemistischen Schriftstellern, die großentheils ehrwürdige Geistliche und Lehrer an jener Hochschule waren, unter denen auch einige Dichter sind, deren Muse die Alchemie mit poetischem Feuer begeisterte, beweiset uns, wie hochwichtig dieser Gegenstand den Denkern erschien.“ Allein das Resultat aller über diese alexandrinische Alchemie angestellter Untersuchungen ist: „Sie suchten die

Veredlung nicht in Umschaffung des chemischen Charakters, sondern nur in der Farbenveränderung, und meinten mit der gelungenen Bereitung eines Gelbkupfers oder Weißkupfers die Aufgabe gelöst zu haben. Keine einzige Thatsache ist nachzuweisen, daß irgend ein Grieche unedles Metall in probehaltiges Gold oder Silber verwandelt habe."

Als die Araber Alexandrien eroberten, retteten sie aus dem großen Brande der alten Kultur nur die ihnen zunächst praktisch scheinenden mathematischen Wissenschaften und die ihrer Geldgier schmeichelnde Alchemie. Es ist nicht wahr, daß diese Kunst bei den Arabern schon vor Muhamed getrieben worden, vielmehr bedienten sich die Araber anfangs griechischer Meister und lernten erst von denselben. Unter den arabischen Schülern erwarb sich aber Geber in Spanien den größten Ruhm, und der ursprüngliche Name Chemie erhielt den arabischen Artikel Al-Chymie. So viel indeß die Araber in dieser Kunst gearbeitet haben, so ist doch keine Spur vorhanden, daß sie das Geheimniß derselben wirklich entdeckt hätten.

Im europäischen Norden soll der bekannte brittische Zauberer Merlin zuerst Gold gemacht haben, nach der Sage. Im 9ten Jahrhundert schrieb der berümte Haimo, Bischof von Halberstadt, ein geborner Landsmann jenes Merlin, ein Buch de lapidibus philosophicis, und erst im 11ten Jahrhundert erscheint wieder ein englischer Alchemist Hortulanus. Durch die Kreuzzüge jedoch wurde das Abendland mit der Alchemie der Araber näher bekannt und nun kam die Kunst mehr in Flor. Den größten Ruhm erlangte im 13ten Jahrhundert der bekannte Albertus Magnus aus Schwaben. Er verwarf die arabische Metallfärberei und hatte eine wahre und ächte Metallverwandlung im Sinn, allein die Sagen von seinem Reichthum und seiner Zauberkunst sind eben blos Sagen. Auch seine Nachfolger Thomas von Aquino, Christoph von Paris, Alphons X. von Kastilien, Roger Baco, Peter von Abano, Arnald ꝛc. erwarben sich große Verdienste um die Naturkunde, haben aber schwerlich jemals Gold gemacht. Zum Beweise, wie weit die Sucht, Gold zu machen, schon verbreitet war, dient eine päpstliche Bulle vom Jahr 1317, welche das Goldmachen als eine Betrügerei verbot. Inzwischen wirkte die Goldgier stärker als das Verbot, und der Papst, der die Bulle erlassen, Johann XXII., gab sich nachher mit dieser Kunst selber ab.

Raimundus Lullus von der Insel Majorka war der berühmteste Adept dieses Jahrhunderts. Von ihm wird zuerst mit Bestimmtheit und von vielen Zeugen behauptet, daß er wirlich Gold und zwar in großer Menge gemacht habe. „Ramondo's Thun und Leiden bei seinem Aufenthalte in England wird folgendermaßen erzählt. Er ward vom Abt Cremer dem Könige Eduard III. vorgestellt und von diesem sehr gnädig aufgenommen. Sie kamen Beide überein, daß Lullus fünfzig- bis sechzigtausend Pfund Gold anfertigen, Eduard aber mit diesem Schatze Schiffe und Truppen zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen ausrüsten wolle. Handschlag und Fürstenwort besiegelten den Bund. Flugs und fröhlich nahm der Adept Quartier in Cremers Abtei, und arbeitete rastlos, bis er seine Zusage erfüllt hatte. Allein es erging ihm nicht besser als weiland Morienes bei Sultan Kalid. Eduard bezeigte wenig Lust, sein Versprechen zu halten, welches er nur darum gegeben hatte, damit er Geld bekomme, um Frankreich zu bekriegen. Sein Wort löste er freilich, ließ das Empfangene in Goldstücken ausprägen, auf welchen Krieger und Schiffe abgebildet waren, und verhöhnte so den Adepten mit Ausrüstung einer gemünzten Flotte. Ramondo zürnte; allein, ohne Macht, wie er war, eilte er nur, der Willkühr des Gewalthabers sich zu entziehen, floh auf einem Boote über den Kanal und rettete sich nach Italien. — Der vornehmste Zeuge für diese Erzählung ist der erwähnte Abt Cremer, ein grundehrlicher Mann, der das bittere Gefühl nicht bemeistern konnte, daß man ihn zum Werkzeug einer Intrigue gemißbraucht habe, wo er meinte, dem Glauben und der Kirche zu dienen. Robertus Constantinus, welcher im Jahre 1545 einen Nomenclator insignium scriptorum schrieb, bezeugt darin Folgendes: „Ich habe mich bei den Engländern nach diesem Raimundus erkundigt, und da höre ich, daß derselbe in der That geleistet hat, was er in seinen Schriften verspricht. Er hat in London auf des Königes Geheiß wahres Gold gemacht. Man hat mir eine der Münzen gezeigt, welche daraus geschlagen worden sind. Man nennt sie noch jezt Raimunds-Nobel, und sie sind von sehr feinem Golde." — William Cambden erzählt in seinen Reliquiis britannicis, welche 1575 geschrieben sind, daß jene englischen Rosenobel ursprünglich von Raimund Lull herrührten. Pater Gregorius von Toulouse sagt ausdrücklich: „Raimundus Lullius hat dem Könige Eduard von England sechs Millionen in Gold übergeben, welche er selbst gemacht hatte, damit einen Krieg gegen die Ungläubigen zu führen." Ebendasselbe wiederholt Mundan 1684 in seinem Briefe an Dickinson: „Raimundus hat dem englischen Könige Eduard zu dem heiligen Kriege sechs Millionen in Gold gegeben, welches er in der St. Katharinenkirche unweit des Tower gemacht hatte." Die Güte der noch häufig vorkommenden Rosenobel bezweifelt kein Münzkenner. Eine andere Frage ist aber, ob die Rosenobel des beschriebenen Gepräges wirklich aus Lullischem Golde geprägt sind, ob sie alle daraus geprägt sind, und wenn nicht, woher man sonst das Material genommen habe. Die Rosenobel

müssen in großer Menge vorhanden gewesen seyn, das beweisen die oft vorkommenden Zahlungen in dieser Sorte, und doch hatte England damals noch kein Guinea, keine Goldbergwerke, keine Kolonien, keinen Seehandel, und bezahlte die Waaren der Hansa mit Zinn.“ Doch glaubt der Verfasser, daß der König das viele Geld aus Steuern gewonnen habe und wagt nicht, die Wahrheit jener Sagen zu behaupten.

Nächst dem Lullus kam der Franzose Flamel in den größten Ruf eines Adepten, da er aus Nichts sich ein ungeheures Vermögen erwarb und 7 Kirchen, 14 Hospitäler ꝛc. stiftete; doch sind seine alchemistischen Schriften nicht sehr ausgezeichnet.

Im 15ten Jahrhundert „loderte ein Nordlicht in farbigen Strahlen an Deutschlands Horizont empor,“ der große Basilius Valentinus, Mönch im Elsaß. „Den Namen des Großen hat Basilius Valentinus allerdings verdient, auch nach dem Urtheil Derer, welche in der Alchemie nichts Großes suchen. Die ungemein ausgebreiteten chemischen Kenntnisse, welche in seinen Schriften hervortreten, legen dar, wie ein großer Geist sich in jener frühern Periode selbstständig entwickelte. Der berühmte Hermann Boerhaave gibt dem Basil in seinen Elementen der Chemie das ehrenvollste Zeugniß. Er nennt ihn einen Künstler, der in der Chemie hocherfahren gewesen, wie schon sein Triumphwagen des Antimoniums beweise, worin viele Erfindungen schon aufrichtig und bis ins Kleinste (ad mussim) beschrieben würden, welche man neuerlich für neugemacht ausgegeben habe. Noch ausführlicher rühmt Basil's chemische Verdienste Gmelin in seiner Geschichte der Chemie.“

Dann folgen eine Menge Adepten, die jedoch nur falsches Gold machten, namentlich unter Heinrich VI. von England und an andern Höfen. Erst der Graf Bernhard, von Padua gebürtig, zeichnete sich wieder durch interessante alchemistische Schriften aus. Die Charlatanerie nahm mit der Zahl der Adepten zu, und die Goldgier und Leichtgläubigkeit der Fürsten leisteten ihnen überall Vorschub. In Aufzeichnung ihrer Namen und Schriften ist der Verfasser sehr ausführlich.

„In Deutschland führte Luthers Reformation eine freiere Publicität herbei, in welcher Manches zur Verhandlung kam, was vorher kaum leise berührt ward. Die Aufhebung der Klöster zerstörte manche Werkstatt der Alchemisten, brachte aber hermetische Schriften in Umlauf, wie z. B. die von Koffsky, Eschenreuter u. A. Ohne Zweifel gab die Zerstreuung der Klostergeistlichen Veranlassung, daß die Meinungen für und wider die Almechie zur Aeußerung und Reibung kamen. Doch wurde durch die Reformation keine Veränderung im Stande der Sache hervorgebracht, weil die beiden Koryphäen von Wittenberg in ihren Ansichten einander das Gleichgewicht hielten. — Melanchton adoptirte die Meinung des Petrarka, und nannte die Alchemie, wenn die Rede darauf kam, auch in seinen Vorlesungen, Imposturam quandam sophisticam, eine gleißende Betrügerei. Seine Kenntniß der griechischen Alchemisten hatte ihn wohl in diesem Urtheile bestärkt. — Dagegen war Luther, wahrscheinlich von seinem Klosterleben in Erfurt her, ein Gönner der Alchemie. In seiner Canonica sagt er: „Die Kunst der Alchemey ist recht und wahrhaftig der alten Weisen Philosophey, welche mir sehr wohl gefällt, nicht allein wegen ihrer Tugend und vielerlei Nutzbarkeit, die sie hat mit destilliren und sublimiren in den Metallen, Kräutern, Wassern und Olitäten, sondern auch von wegen der herrlichen schönen Gleichniß, die sie hat mit der Auferstehung der Todten am jüngsten Tage. Denn eben wie das Feuer aus einer jeden Materie das Beste auszieht und vom Bösen scheidet, und also selbst den Geist aus dem Leibe in die Höhe führt, daß er die obere Stelle besitzt, die Materie aber, gleichwie ein todter Körper, in dem keine Seele mehr ist, unten am Boden oder Grunde liegen bleibt: also wird auch Gott am jüngsten Tage durch sein Gericht, gleichwie durch das Feuer, die Gerechten und Frommen scheiden von den Ungerechten und Gottlosen. Die Gerechten werden auffahren gen Himmel und werden leben, die Ungerechten aber werden hinunterfahren in die Hölle, da sie ewiglich todt bleiben.“ Wiewohl offenbar der Reformator in jener Stelle die Chemie mit der Alchemie verwechselt und sein Lob nur der ersteren gilt, so hat es doch gewiß zur Aufnahme der lezteren unter den Protestanten beigetragen. Uebrigens wurde das harte Urtheil seines Kollegen durch die Vorgänge der damaligen Zeit weit mehr gerechtfertigt; denn Ruhmsüchtige benuzten den allgemein verbreiteten Sinn für Alchemie, um sich schnell einen Namen zu machen, Aerzte zur Förderung ihrer Praxis, Laboranten zu mühlosem Broderwerb. Alle diese Mißbräuche waren damals häufiger und schreiender als je zuvor; und wenn die Nachkommen sich mehr und mehr dahin neigten, den Alchemisten zu mißtrauen, und auf der anderen Seite zu weit gehend die Idee der Alchemie selbst als ein leeres Hirngespinnst zu verwerfen, so ist das großentheils dem Unfug beizumessen, den damals Leute von weit verbreitetem Rufe mit der Alchemie trieben.“ Bei diesem Urtheil bleibt weder Agrippa von Nettesheim, noch Theophrastus Paracelsus verschont.

Damals soll ein Franzose, Dénys Zachaire, zum erstenmal Quecksilber in Gold verwandelt haben. Ein Dichter am Hofe Kaiser Rudolphs II., der bekanntlich die Adepten sehr liebte, schilderte sein unglückliches Schicksal in folgenden Versen:

Dionys Zacharies, ein junger Mann,
Gar bald zum Stein der Weisen kam.
Hatte Lust, die Welt zu beschauen,
Nahm sich eine schöne Frauen,
Auch einen Diener, der ihm verwandt,
Und zog damit in fremde Land.
Der Diener und das Weib
Hatten einander gar lieb.
Fein heimlich und im Stillen
Buhlirten sie nach Willen,
Bis sie nach Cöln kamen am Rhein.
Sich vollgetrunken im süßen Wein
Der Zacharias lag und schlief,
Da bald zu ihm der Diener lief,
Erwürget ihn zur Hand,
Nahm alles, was er fand,
Das Weib und den Schatz so schon,
Dann fuhr er über den Strom
Wol in ein frembes Land,
Da waren sie unbekannt.

Derselbe Kaiser hatte an seinem Hofe den berühmten Engländer Killey, der wirklich vermittelst eines rothen Pulvers Gold gemacht haben soll und vom Kaiser dafür zu einem Freiherrn von Böhmen ernannt wurde. Aber da er sein Pulver, das er zufällig gefunden, verbraucht hatte und sich auf die Bereitung eines neuen Pulvers nicht verstand, gerieth der Kaiser in Zorn und ließ ihn in den Kerker werfen.

Der Verfasser geht zum 17ten Jahrhundert über. „Mit diesem Abschnitte nimmt die Geschichte der Alchemie einen festeren, gleichsam männlichen Charakter an. Die alte Geschichte, die der Griechen, Araber und Lateiner, bot in acht Jahrhunderten wenig mehr als eine Idee, viele Bücher und einige Fabeln. Die mittlere liefert in vier Jahrhunderten eine mehrfach abgeänderte Idee, weit mehr Bücher, viel Unsinn und manchen offenbaren Betrug; Manches, was dahingestellt bleiben muß und nicht angefochten werden kann, weil man die näheren Umstände zu wenig kennt; einiges Wahrscheinliche endlich, was aber doch über einen gewissen Grad der Glaubwürdigkeit nicht erhoben werden kann, selbst bei Kelley nicht. Die neue Geschichte, welche mit 1600 beginnt, leistet in zwei Jahrhunderten mehr als beide vorige zusammen. Zwar läßt noch immer die Afterweisheit ihr Gekrächze hören; zwar begegnet das Auge noch auf allen Wegen dem unheimlich hereinschleichenden Betruge, und der Thorheit, die sich willig plündern läßt; aber daneben ist dieser kurze Zeitraum reich an höchst merkwürdigen, noch unbestrittenen Thatsachen, welche die Gewißheit näher und näher heranführen, daß es Einzelnen gelungen sey, die alte Aufgabe endlich zu lösen.“ Zuerst trat der Schotte Setonius auf, von dem viele Zeugen übereinstimmend melden, daß er wirklich Gold verfertigt habe. Doch gereichte seine Kunst ihm zu herbem Unglück und es ging ihm, wie dem Fortunatus im Volksmährchen. Er kam an den Hof des Churfürsten Christian II. von Sachsen. „Anfänglich ward er vom Churfürsten ausgezeichnet, der ihm schmeichelnd sein Geheimniß entlocken wollte. Als er aber darauf nicht einging, ward er verhaftet. Nachdem man sich seiner Person versichert hatte, ging man von Versprechungen zu Drohungen über, und machte diese bald wahr. Der Unglückliche ward der Folter übergeben. Man reckte seine Glieder mit Schrauben und brannte sie mit glühenden Eisen; aber er ertrug die Schmerzen standhaft, ohne irgend etwas zu gestehen. Man ließ ihm Zeit zur Heilung, dann ward er nochmals gefoltert, und das wiederum ohne Erfolg, wiewohl sein Körper an mehreren Stellen zerrissen ward. Als man sich überzeugt hielt, daß eine nochmalige Tortur ihn tödten, aber nicht zum Geständniß bringen würde, hörte man auf, ihn zu martern. Man hoffte, daß langwierige Gefangenschaft ihn noch willig machen werde. Ein ungesundes und ekelhaftes Thurmgefängniß ward nun seine Wohnung. Vierzig Mann von der Leibwache wurden befehligt, sein Gefängniß abwechselnd zu bewachen. Seine Gattin, die noch in einem Gasthause wohnte, ward nicht zu ihm gelassen, auch sonst Niemand. Diese empörende Behandlung hat er, wie sich berechnen läßt, an drei Monate dulden müssen. Eben damals hielt sich Michael Seudivogius, ein polnischer Edelmann, in Dresden auf. Er bewarb sich um das Vertrauen des Churfürsten, und wirkte von ihm die Erlaubniß aus, den Gefangenen zu besuchen, indem er sich erbot, ihn auszuholen. Sobald er ihn ohne Zeugen sprechen konnte, rückte er mit seiner eigentlichen Absicht heraus, und warf die Frage hin, was er ihm geben würde, wenn er ihn befreiete. Soviel, erwiderte Setonius, daß er auf Lebenszeit mit den Seinigen genug haben solle. Damit zufrieden, reisete Sendivog nach Krakau, wo er ein Haus hatte, verkaufte dasselbe, und kehrte mit dem Gelde nach Dresden zurück. Kraft seiner Vollmacht war er nun täglich im Gefängniß, bewirthete die Wache freigebig, und gewann ihr Vertrauen mehr und mehr. — Eines Abends trank er den Soldaten so reichlich zu, daß sie endlich alle berauscht waren. Dann sezte er den Gefangenen, der seine verrenkten Glieder nicht gebrauchen konnte, auf einen bereit gehaltenen Wagen, und entführte ihn aus der Haft, zunächst nach seiner Wohnung. Hier unterrichtete Seton seine Gattin, wo er die Tinktur verborgen hätte. Nach deren Herbeischaffung verließen sie Dresden, fuhren Tag und Nacht, erreichten die Gränze unangehalten, und gingen nach Krakau.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag. — № 107. — 21. Oktober 1833.

Naturwissenschaften.

4) Geschichte der Mikrosk. Von Karl Friedrich Schneider, Privatdocent der Heilk. Halle, 1833. Schmetschkesche Buchhandlung. 1833.

Obwohl die Mikroskope schon im 16. Jahrhundert bekannt waren, und es schon 1625 Leute, die sich selbst mikroskopische Beobachter nannten, gab, so ist doch die Geschichte gerade dieser Instrumente, und der Art, wie sie durch die Hände der Menschen gingen, und wie sie zu den verschiedenen Ansichten über die Struktur der Materie, und zu einer Lehre der Struktur selbst mit beitrugen, sehr dürftig. Ein gewisser Adel, und man darf wohl sagen, Romantik umgab sie. Ihre Kleinheit, ihre Zerbrechlichkeit, ihre Kostbarkeit, ihre Seltenheit, ihre Verwendung zu Geheimnissen, und zu Wunderdingen, und endlich ihre Wichtigkeit, als der wesentlichsten Hülfsmittel, eine Wissenschaft zu begründen, und zu fördern, die ihrem Gegenstande nach, und nach ihrer Ausdehnung, und Wichtigkeit, den Sternen, und der Geschichte der Menschheit, die nächsten Verwandten sind, und Beyträge zu allen Wissenschaften, die sich mit der Natur beschäftigen, und zu allen, wenn man sie nicht als Wissenschaften betrachtet, sondern als Mittel, sie zu treiben, und zu fördern, alle diese Umstände mußten sie in den Augen der Menschen, und in ihrer Geschichte, wichtig machen, und sie mußten sie auch wichtig machen. Und dennoch ist ihre Geschichte bis jetzt, und selbst in dieser Schrift, noch sehr dürftig, und unvollständig. Es ist nicht zu leugnen, daß sie mit Fleiß, und Sorgfalt gearbeitet ist, und daß sie manche Data, und Notizen enthält, die man sonst nicht leicht beysammen findet, aber sie ist nicht vollständig, und sie ist nicht kritisch genug. Es ist nicht zu leugnen,

den Druck noch bekannter gemacht wurden. — Ein Deutscher, Namens Rosenkreuz, so berichtet der Ordensstifter, bereisete 1378 den Orient und ward dort in die Mysterien der Weisen eingeweiht. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland vertraute er diese Geheimnisse nur Wenigen. Die schriftliche Enthüllung derselben fand man erst 1604 in seinem Grabe, und seitdem wurden die wichtigsten Kenntnisse, namentlich von Bereitung des Steines der Weisen und von Verlängerung des menschlichen Lebens auf mehrere Jahrhunderte, nur den Würdigsten unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt, — und das waren die erlauchten Rosenkreuzer. Diese dreist und plausibel vorgetragene Fabel täuschte Viele, die dann eifrig nachfragten, wo die erhabene Verbrüderung zu finden sey, damit man sich hinsichtlich der Würdigkeit ausweisen und an ihrer Weisheit Theil nehmen könne. Andere waren minder leichtgläubig, fanden aber die schnell verbreitete Legende dienlich zu ihren Zwecken, genehmigten sie mit wichtiger Miene, und verhalfen gefällig den Wißbegierigen zur näheren Verbindung mit den unbekannten Oberen. Gar bald war somit die Brüderschaft wirklich vorhanden, wie der Anonymus die Idee hingeworfen hatte, und übertraf diese noch an hohl tönendem Schwall. Das Rosenkreuz ward von Emissarien in Deutschland, Frankreich, Holland und England gepredigt. Man stiftete mehr und mehr neue Zirkel, und diese wurden Sammelplätze für alle Liebhaber des Mystischen. Den allermeisten Adspiranten war vornehmlich am Steine der Weisen gelegen. Es ward dafür gesorgt, sie zu beschäftigen, und man versprach ihnen denselben. Sie mußten ihn aber selbst suchen, und ihren Oberen getreulich anzeigen, was sie arbeiteten, damit man brüderlich theilen könne, wenn etwa Einer das goldene Geheimniß zufällig erfinden sollte. Dadurch bildete sich eine weitverbreitete alchemistische Korrespondenz, die wohl beiläufig nützliche Kenntnisse verbreiten half, wenn auch das ganze System der Verbindung auf Wahn gebaut war, durch Täuschungen erhalten ward und in die schnödesten Mißbräuche ausartete."

„Der Befreier Setons erbte mit dessen Schatz auch seinen Fluch. Sendivog heirathete Setons Wittwe, die ihm den Rest der Tinktur und jene Handschrift des Adepten zubrachte. Durch erstere ward er wenigstens noch einmal so reich, und wäre geborgen gewesen, wenn er innere Anlage zum Glück gehabt hätte; aber ihm war die Mitgift der schönen Wittwe Pandorens Büchse. Er begann damit in Krakau einen fürstlichen Aufwand zu machen, welcher den Verbrauch des Pulvers sehr beschleunigte. — Daneben hatte Sendivog die Eitelkeit, für einen Adepten gelten zu wollen. Er that daher mit seiner Tinktur nicht sonderlich geheim und gebrauchte sie im Beiseyn Anderer. Man hörte davon am polnischen Hofe und wünschte seine Kunst zu sehen. Sendivog ließ sich nicht lange bitten, und tingirte in Gegenwart Siegmunds des Dritten Silber in Gold, wie Desnoyers, Sekretär der Königin Maria Gonzaga, bezeugt. — Im Jahr 1604 schon ging er nach Prag, und war ein höchst willkommener Gast bei Kaiser Rudolph dem Zweiten. Er überreichte dem Kaiser ein wenig von seinem Pulver, womit der Monarch die Transmutation eigenhändig vollbrachte. Voll Freude über diesen Erfolg ließ er in demselben Zimmer des Schlosses, worin der Versuch stattfand, zum Andenken eine Marmorplatte in die Wand einsetzen, mit der Inschrift:

Paciat hoc quispiam alius,
Quod fecit Sendivogius Polonus!"

Aber hier schon drohte ihm Unheil. Ein mährischer Graf bemächtigte sich seiner, brachte ihn auf sein Schloß und hielt ihn gefangen, um ihm sein Geheimniß abzubringen. Er entkam nun zwar glücklich, allein am Hofe des Herzogs von Würtemberg ging es ihm noch schlimmer. Hier ließ ihn ein Herr von Mühlenfels heimlich aufheben und zwang ihm durch Drohungen den Rest von des Setonius Tinktur ab.

Gleichzeitig wird ein anderer berühmter Adept erwähnt, Irenäus Philaletha, der an dem Engländer Starkey einen Nachfolger hatte, wie Setonius am Sendivog, und von dem vielleicht auch der sogenannte Baron von Chaos seine Kunststücke lernte. Philaletha hielt sich klüglich hinter der Scene, durch des Setonius trauriges Schicksal gewarnt.

Wir übergehn die große Liste der alchemistischen Schriftsteller und Marktschreier dieses Jahrhunderts und treten in das achtzehnte ein, wo uns in dem geheimnißvollen Laskaris ein neuer großer Adept entgegentritt. Dieser kannte die Gefahr vollkommen, in die ihm die Enthüllung seiner Anonymität bringen würde, hielt sich also beständig versteckt und ließ nur zuweilen Andre für sich handeln, um Zweifler zu beschämen oder Lieblinge zu belohnen. Aber auch schon diese kleinen Scherze brachten denen Gefahr, die sie betrafen. Der Fluch, der im Golde liegt, bewährte sich auch hier. Im Jahr 1701 kam Laskaris nach Berlin, hörte dort die Alchemie verspotten und fand sich dadurch veranlaßt, einem fleißigen Apothekergehülfen, Namens Böttticher, den er liebgewonnen hatte, etwas von seiner goldmachenden Tinktur zu schenken, jedoch durfte sie derselbe erst zwei Tage nach der Abreise des Gebers öffnen, so sehr war es dem Laskaris um seine Sicherheit zu thun; Böttticher machte nun Gold und wurde so berühmt, daß König Friedrich I. seine Verhaftung befahl. Er entfloh nach Dresden, wurde dort vom König von Polen in den Adelsstand erhoben und hoch gefeiert; aber als die Tinktur aufgebraucht

war, ließ ihn der König ins Gefängniß setzen, damit er neue Tinktur mache. Als Laskaris dies erfuhr, betrübte er sich sehr, und versuchte alles, um den unglücklichen Böttticher zu retten. Er begab sich nach Berlin, suchte dort einen Freund Böttichers auf, den Dr. Pasch, und ließ durch denselben dem König von Polen 800,000 Dukaten anbieten, wenn er seinen jungen Freund losgebe. Pasch ging indeß nicht zum König, weil er fürchtete, er werde dann auch festgehalten werden, er suchte vielmehr vermittelst des Geldes, das ihm Laskaris gegeben, seinen Freund heimlich zu befreien. Aber die Sache wurde verrathen und Böttticher wurde auf den Königsstein, Pasch auf den Sonnenstein in enge Verwahrung gebracht. Der leztere saß drittehalb Jahre, versuchte die Flucht, stürzte von dem hohen Felsen herab und starb bald darauf. Böttticher aber saß sein Lebenlang und wurde auf jede Weise gequält, die verlorne Tinktur wieder zu erfinden. Man versagte ihm jede Bequemlichkeit, ja man ließ ihn hungern, damit er arbeite, und in seiner Angst arbeitete er fort und fort und stellte Versuche über Versuche an, bis er so glücklich war, statt des Goldes wenigstens das Porzellan zu erfinden, durch welches Sachsen seitdem so große Reichthümer ins Land gezogen hat. Man war nun wenigstens so dankbar, ihm wieder ein bequemes Leben zu verschaffen, doch mußte er bis an sein Ende ein Gefangner bleiben. — Laskaris wagte nichts mehr für seine Freunde zu thun, offenbarte sich aber noch mehrmals andern, unter Beobachtung noch größerer Vorsicht, stets umherwandernd und endlich eben so geheimnißvoll verschwindend, als er gekommen war.

Gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts erschien ein neuer Adept, aus Oesterreich, Sehfeld, dessen ächte Kunst ebenfalls viele Zeugen beurkunden, und den Kaiser Franz I. verhaften ließ, dem es aber gelang zu entkommen, um sich auf ewig zu verbergen.

Geschrieben wurde noch immer über die Alchemie bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts, wo die französischen Soldaten die Kunst, Gold zu machen, auf eine viel bequemere Weise trieben, bis sie durch die Papierspekulanten der Börse abgelöst wurden. Gegen solche Praktiken muß die armselige Alchemie der guten alten Zeit freilich verblassen.

Der Verfasser hat durch ein sehr namenreiches Register am Schluß die Uebersicht der alchemistischen Literatur erleichtert. Bliebe noch etwas zu wünschen übrig, so wären es Auszüge aus den Schriften selbst, wodurch der Leser in die wunderliche Sprache der Alchemisten mehr eingeweiht würde. Ueberdies sind Schriften wie die des Basilius Valentinus auch in sprachlicher Hinsicht nicht uninteressant. Dieser Mann schrieb im Anfang des 15ten Jahrhunderts eine schöne Prosa. So beginnt sein Werk „von dem großen Stein der uralten Weisen“ mit folgenden Worten. „Da mir menschliche Furcht zu Handen stieß, begunt ich zu betrachten aus der Natur Blödigkeit, das Elend dieser Welt, und beweinete mit mir inniglichen die Missethat unsrer ersten Eltern begangen, und daß keine Bußfertigkeit auf Erden wäre, sondern die Menschen immer böser würden, auch das Ewige den Unbußfertigen zur Strafe angesezt, unerforschlich und ohne Ende wäre: Eilete ich, so viel ich immer konnte, dem Bösen zu entrinnen, der Welt gute Nacht zu geben und mich Gott zu einem Diener zu versprechen. Wie ich nun eine Zeitlang in meinem Orden war, und das übrige Tagwerk, nach Verrichtung des Ziels, so ich mir selbsten zu meinem Gebet angesezt hatte, nicht vergeblich hinlaufen und meine Gedanken durch Müßiggang in neue Sünde nicht Ursach geben möchten, nahm ich mir für, die Natur von einander zu legen und durch solche Zerlegung ihre Heimlichkeiten zu erforschen, welches ich dann nach dem Ewigen in zeitlichen Dingen für das Höchste befunden ꝛc.“

Der Verfasser hat an die Wahrheit der Alchemie geglaubt. Er hat nicht gewagt, zahlreichen Zeugnissen zu widersprechen. Doch haben wir eben so wenig gewagt, diesen Zeugnissen zu glauben. Die Sache bleibt wohl, was sie immer war, ein Problem.

5) Die Chemie des Organismus, abgeleitet aus Betrachtungen über die elektrochemischen Wirkungen der organischen und der diesem ähnlich wirkenden Grundstoffe. Von C. A. Gusserow. Berlin, Hirschwald, 1832.

„Thatsache ist es, daß in der organischen Chemie nicht sowohl andere Verhältnisse der Verwandtschaft und Verbindungen der Elemente, als in der unorganischen Chemie wahrgenommen werden, sondern auch durch eine für uns noch unbekannte Modifikation der sogenannten Lebenskraft in der erstern Vereinigungskräfte bedingt und erhöht werden, welche den Organismus vor dem Selbstentmischen und dem Eingreifen äußerer Einflüsse mehr oder weniger schützen können.“ — „Wir werden hier keinesweges für unsern Zweck zu entscheiden haben, ob die Nervenkraft eine elektrische, oder eine dieser wenigstens analoge ist, aber das, was von den größten Naturforschern unwiderlegbar bewiesen ist, daß nämlich im thierischen Körper auf irgend eine Weise Elektricität erregt und frei werden kann, müssen wir als ausgemacht anerkennen. Bei dem jetzigen Standpunkte unseres Wissens kennen wir außer den elektrisch-wirkenden Kräften keine Kraft, welche chemisch verbundene Körper

wieder trennen könnte. Aber auch diese Trennung oder Zersetzung steht, wie es die Erfahrung lehrt, im innigsten Zusammenhange mit dem Grade der elektrischen Spannung, bei welcher die Verbindung zuvor eingeleitet wurde: Je geringer also die Kraft war, welche Körper chemisch vereinigte, desto unbedeutender wird auch die zerlegende Kraft seyn können. Wenn wir aber wissen, daß vorzugsweise im animalischen Lebensprocesse Körper sich erzeugen, welche, nach allen elektrochemischen Analogien und nach angestellten Versuchen, durch die kleinsten Grade von chemischer Verwandtschaft hervorgebracht werden, so müssen wir auch annehmen, daß eine zerlegende elektrische Kraft der vereinigenden entsprechen wird."

Die Wirksamkeit dieses Elektrochemismus im Körper weist der Verfasser nun in sehr ausführlichen Untersuchungen nach, zuerst bei den Pflanzen, dann bei den Thieren und hauptsächlich beim Menschen. Auch für den, der nicht Mann vom Fach ist, sind diese Untersuchungen insofern interessant, als sie vielfache Beziehung auf die Frage haben, wie Körper und Seele zusammenhängen. Der Verfasser verfolgt die rein materiellen Lebensprozesse ziemlich tief in das Gebiet, wo man bereits eine Herrschaft der Seele annimmt; und die bewegende und belebende Kraft in den Nerven und im Blut wird auf eine elektrische Thätigkeit zurückgeführt, die von der Seele so weit entfernt ist, als Körper überhaupt vom Geist. Allein der Verfasser reinigt sich dennoch von dem Vorwurf des Materialismus und gesteht der Seele, als einer fremden, gleichsam von oben in den Körper kommenden und ihn dirigirenden Macht, ihr volles Recht zu.

Freilich bleibt die Grenzbestimmung zwischen Seele und Körper immerdar ungewiß und den Philosophen und Naturforschern geht es damit nicht besser, wie in verwickelten Fällen den Diplomaten. Es ist indeß sehr schätzenswerth, daß die Entdeckung wieder mehr von Seiten der Materie aus versucht wird, nachdem man eine Zeitlang mit besonderer Vorliebe sie von der geistigen Seite durch willkührliche psychologische Systeme zu erlangen gehofft hat. Eins muß ins andere greifen, und die Organologie, Zoologie, die genaue Kenntniß der lebendigen Materie darf dabei nicht hinter den Forschungen im Gebiet der psychologischen Symptome, Somnambulismus, Wahnsinn ꝛc. oder im Gebiet der Kantischen Vernunftkritik hintangesezt werden.

6) Grundlehren der Chemie für Jedermann, besonders für Aerzte, Apotheker, Landwirthe, Fabrikanten, Gewerbtreibende ꝛc. Von F. F. Runge. Zweite vermehrte Ausgabe, Graß, Barth und Comp., 1833.

7) Populäre Darstellung der Naturkunde, zum Gebrauch des gebildeten Publikums für höhere Bürgerschulen ꝛc. von Dr. E. Witting. Erster Theil. Philosophische Chemie. Lemgo, Meyer, 1832.

Die Chemie wird immer populärer. Jede Messe bringt neue praktische Handbücher derselben. Unter den vorliegenden ist das erstere ausführlicher und rein praktisch, an den Stoff sich haltend und dessen chemische Vorkommnisse nur für den bestimmten Gebrauch des Apothekers, Fabrikanten ꝛc. darstellend. Das zweite Werk ist kürzer, zieht aber schon mehr die Theorie und Geschichte der Chemie herbei.

8) Ein Blick in Döblers und Boskos Zauberkabinet, bestehend in neuen Belustigungen aus dem Gebiete der natürlichen Magie, im gesellschaftlichen Leben anwendbar. Herausgegeben von E. Schellenberg jun. Wiesbaden, Schellenberg, 1832.

Ausführliche Anweisungen zu heitern und unschuldigen Gesellschaftspielen, überraschenden Taschenspielerkünsten mit Bechern und Bällen, Münzen, Ringen, Tüchern, Magneten, Karten, Zahlen ꝛc. und von der Art, daß man sie ohne beschwerlichen Apparat überall ausführen kann.

(Die Fortsezung folgt.)

Taschenbücher auf 1834.

Lies mich!

Kupfer fehlen gänzlich. Die erste Hälfte des Taschenbuchs nimmt eine lange Novelle „aus dem Gebiete der Kunst und des Lebens" ein, worin besonders viel ästhetisirt wird. Dann folgt abermals ein Künstlerdrama „Rembrandts Meisterstück," worin auf 50 Seiten ebenfalls viel ästhetisirt wird. Außer einem orientalischen Mährchen in Prosa bilden den übrigen Inhalt Gedichte, unter denen die von Freiligrath durch reiche Phantasie am ausgezeichnetsten sind. In den sogenannten diabolischen Dichtungen von W. Jemand sind verschiedene Volksmährchen vom Teufel, meist vom dummen Teufel, versificirt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag. — № 108. — 28. Oktober 1833.

Naturwissenschaften.

(Fortsetzung.)

2) Ueber Gift- und Heilpflanzen, von Dr. Bischoff. Mit 12 Tafeln. Leipzig, Wigand, 1833. Oktav.

Eine sehr fasslich geschriebene und durch Abbildungen, auf welchen schwarze Farbendruck-Einfassung der Farben durch Zeichnung mit weißen Umrissen ersetzt wurden, illustrirte Botanik. Der Verfasser theilt folgendes Schema:

	Thallus	
	Blattlos	Beblättert
		Knospenlos
	Blüthe	Blüthe
	Knospenlos	Knospenlos
	Blüthe	Blüthe

Die beiden ersten Klassen sind Kryptogamen, die dritte Gymnosperm, die vierte und letzte Klasse Angiosperm. Es kann auf einer Karte die ganze Welt, jedes Land, jede Provinz, jeder Ort, jeder Berg, jeder Fluß, jeder Bach, jeder Weg, jeder Steg, jedes Haus, jeder Baum, jeder Strauch, jeder Grashalm, jeder Stein, jeder Tropfen Wasser, ja selbst in diesem Tropfen Wasser, jedes Thierchen, jedes Infusionsthierchen, jeder Punkt, jeder Strich, jeder Buchstab, jeder Buchstab, jeder Punkt, jeder Strich, jeder Punkt, jeder Strich, jeder Punkt, jeder Strich

sind in ihren übrigen Eigenschaften sich völlig gleich. Das unmittelbare an der Gränzlinie zwischen Hell und Dunkel entstandene Farbenbild entfaltet sich nach folgenden Gesetzen. Wird eine hinlängliche große zur Hälfte weiße und zur Hälfte schwarze Fläche durch ein Prisma ganz in der Nähe gesehen, und ist die weiße Hälfte in der Richtung der Brechung die voranstehende, so zeigt sich an der Gränzlinie zwischen Weiß und Schwarz, das Orangerothe, als ein sehr schmaler kaum merklicher Streifen. Bei zunehmender Entfernung mit dem Prisma verbreitet sich dieser Streifen, nach beiden Seiten hin, mehr und mehr über das Schwarze und Weiße, so daß die Gränzlinie immer in der Mitte des orangerothen Streifens bleibt, welcher bei zunehmender Ausbreitung auch an Energie der Farbe zunimmt. Gleichzeitig mit dem Orangerothen zeigt sich unmittelbar an dessen Seite, nach dem Weißen hin, das Gelbe, welches auch bei weiterer Entfernung mit dem Prisma sich immer mehr, aber nur allein in der Richtung der Brechung, mithin blos über das Weiße, ausbreitet. Das Orangerothe ist in seiner Mitte stets an die Gränze gebunden, und obgleich es sich über beide Seiten derselben ausbreitet, so ist es doch im Gange der Ausbreitung der langsamere, das Gelbe aber der geschwindere Theil des einfachen Farbenbildes, obgleich es sich nur nach einer Seite hin, in der Richtung der Brechung, ausbreitet. Es hängt mit der Gränze nur durch Vermittelung des Orangerothen zusammen, bei dessen gleichzeitiger Ausbreitung es sich in gleichem Verhältniß immer mehr von derselben entfernt. Wegen dieser, und anderer weiter unten darzustellenden unterscheidenden Eigenschaften, glauben wir den über der Gränze festgehaltenen schmälern Theil des Farbenbildes, also hier das Orangerothe, die fixirte Abtheilung und den davonstrebenden breitern Theil, hier das Gelbe, die flüchtige Abtheilung des Farbenbildes nennen zu können. Ist die schwarze Hälfte der in der Richtung der Brechung die voranstehende, so erscheint das Farbenbild als chromatischer Gegensatz des vorigen spezifizirt, nämlich blau und violett. Außer dieser Umkehrung in der Spezifikation ist dieses Farbenbild sowohl in den räumlichen Verhältnissen der Ausbreitung, als auch in allen übrigen Eigenschaften, dem vorigen völlig gleich. Alles, was dort vom Orangerothen gesagt worden, gilt hier auch vom Blauen, und was dort vom Gelben, hier auch vom Violetten, und zwar verhält sich lezteres zur schwarzen Fläche, wie das Gelbe zur weißen. — Daß das prismatische Blau, welches an der Gränze zwischen Weiß und Schwarz entsteht, kein eigentliches reines Blau, sondern ein merklich ins Grüne spielendes Blau, und der wahre chromatische Gegensatz des prismatischen Orangerothen ist, wird jeder aufmerksame Beobachter bemerken. Die fixirte Farbe ist undurchsichtig und deckt die dunkle und helle Hälfte ihres Hintergrundes so stark, daß beide sammt ihrer Gränzlinie nicht mehr zu sehen sind. Die flüchtige Farbe ist durchsichtig und kann auf ihrem Hintergrunde nur als eine Lasurfarbe erscheinen. Wenn die fixirten Farben zweier benachbarten Farbenbilder desselben Prismas sich begegnen, so scheint ihrem völligen Zusammentreffen ein Hinderniß im Wege zu stehen, wie wenn die gleichnamigen Elektricitäten oder magnetischen Pole einander abstoßen. Ist das fixirte Orangerothe bei der Brechung aufwärts dem fixirten Blauen von unten so nahe gekommen, daß alles Gelbe ins Blaue geschritten ist, und dasselbe grün gefärbt hat, so bleibt doch zwischen diesem und dem Orangerothen, bei fortgesezter Ausbreitung, noch sehr lange ein schmaler gelber Streifen sichtbar, und wenn dieser nun endlich auch verschwindet, und das Orangerothe und Grüne sich unmittelbar berühren, so bleibt doch bei der weit möglichsten Ausbreitung ihre Gränze streng geschieden und beide Farben können niemals übereinandergreifen. Ein gleiches geschieht, wenn das Blaue, bei der Brechung nach oben, dem Orangerothen von unten begegnet. Dagegen übergreift die flüchtige Farbe des einen Farbenbildes die fixirte Farbe des andern nicht nur ohne allen Widerstand, sondern schreitet auch zum Theil über sie hinaus, ja man glaubt fast zu bemerken, daß die flüchtige Farbe von der fixirten angezogen werde."

10) Die Probleme der Staatskunst, Philosophie und Physik. Zur Herbeiführung eines bessern Zustandes für Fürsten und Völker, Wissenschaft und Leben auf das Befriedigendste gelöst von K. F. Rauer. Leipzig, Kollmann, 1833.

Erst ganz hinten ist etwas weniges vom Staat die Rede, das übrige ist alles Philosophie. Der Verfasser sagt: das Leben ist eine Wirkung, welche der Geist durch das Werkzeug des Körpers hervorbringt. Das vermittelnde Lebensprincip aber ist die Wärme (denn, wenn die Wärme nicht das Lebensprincip wäre, könnte der Mensch auch nicht durch Mangel an Wärme, d. h. durch Erfrieren sterben, sagt der Verfasser wörtlich Seite 15, indem er vergißt, daß der Mensch auch an zu viel Wärme, d. h. durch Verbrennen sterben kann). Die Erde ist gleich andern Himmelskörpern eine durch Wärme ausgedehnte, inwendig hohle Blase, denn sonst könnte sie nicht frei in der Luft schweben, Seite 28. Es gibt dreierlei Arten von Wärme, die unfühlbare Wärme (d. h. die Kälte) die fühlbare ordinäre Wärme und die sichtbare Wärme, nämlich das Licht, S. 62 ff. Jeder Körper hat sein Maaß von Wärme, die überflüssige dunstet er aus, daher denn die Gerüche. „Wohlbeleibte Menschen riechen anders, als dagre, der Tagarbeiter anders als der Vornehme, der Schuster anders als der Gerber ꝛc." Ja

wohl, der Schuster riecht nach Pech und der Gerber nach Lohkäse. Aber bedarf es zu dieser Wahrnehmung einer Wärmetheorie? Elektricität ist nach dem Verfasser sichtbarer Magnetismus, und dieser unsichtbare Elektricität; auf die Kleinigkeit, daß jener in Linien und dieser in Flächen wirkt, kommt es dabei nicht an, Seite 75. Die Himmelskörper stehn als lebendige Wesen vermittelst wechselseitiger magnetischer Ausströmungen im Verkehr, die Sonne z. B. strömt ihr magnetisches Fluidum als Zodiakallicht, die Erde das ihrige als Polarlicht aus, Seite 94. Dieser Gedanke läßt den Verfasser zweifeln „ob er sich zum Gott erheben, oder in Demuth auflösen soll.“ Er ist so bescheiden, das erste vorzuziehn, und ruft aus. „Diese Ansicht des Weltalls ist wohl, indem sie die lebendigste ist, auch die großartigste, die es geben kann. Der menschliche Verstand vermag wohl die Zeit, ja selbst die Ewigkeit zu erfassen, aber sich eine unendliche Zahl von Weltkörpern zu denken, die leicht und einfach im Urelement schwimmen, und in dieser Leichtigkeit allein vom Gesetze des Magnetismus dirigirt werden, die jeden Augenblick durch die ganze Unermeßlichkeit sich gegenseitig ihre Lebenskräfte ergänzen, in ununterbrochenem Austausch der Lebensgeister, und somit auch in ewigem unzerstörbarem Zusammenhange stehen, dies ist eine Idee, die vom Sterblichen fast zu groß wird, denn er weiß nicht, soll er die Allmacht, soll er die Weisheit, soll er die grenzenlose Einfachheit in allen diesen Einrichtungen bewundern. Hier ist das Leben, gleichwie in dem, was wir jezt Wissenschaft nennen, der farblose Tod herrscht; hier walten die Geister, wie in der jetzigen Wissenschaft die Körper.“

Doch da der Verfasser einmal in das Entdecken hineingerathen ist, so fährt er rüstig fort und bleibt nicht stehn. Da er das Licht (sichtbare Wärme) als die höchste und vollkommenste Erscheinung des Lebens, d. h. des Geistes im Körper ansieht, so schließt er folgerecht, daß die Bewohner der Sonne, weil sie mehr Licht vertragen, auch edler seyn müßten, als wir Finsterlinge der Erde, und dann folgt weiter: „je höher wir in der Schöpfung hinaufsteigen, je edler die Sonnenkörper sind, je reiner ihr Licht ist, um desto edler und reiner werden die Wesen seyn, die auf ihnen wohnen. Und da Nichts in der Welt, auch das Unendliche nicht, ohne Mittelpunkt gedacht werden kann, weil ja Gott selbst der Mittelpunkt der ganzen herrlichen Schöpfung ist; so folgern wir natürlich, daß es auch eine Central-Sonne gebe, auf welcher Gott selbst in einem Körper vom reinsten Lichte thront.“ Dann fügt der Verfasser ganz naiv hinzu: „und hiermit ist das Räthsel gefunden“, das Philosophie und Religion auf das innigste verschwistert. Jezt wird uns klar, daß der Gedanke des Erlösers und der Bibel; Gott ist der Vater des Lichts, er ist das Licht selbst, nicht blos eine rhetorische Formel ist.“ Aber, Herr Verfasser, ist das nicht reiner Parsismus, Licht- und Feuerdienst? ja Sie gehn noch weiter, als selbst die Ghebern, denn diesen war das Feuer, obgleich sie es anbeteten, doch nur Symbol, Ihnen aber ist es der wirkliche Gott.

Der Leser wird neugierig seyn, zu erfahren, was nun aus alledem für den Staat folgen soll? Der Uebergang ist ziemlich einfach. Regierungen sollen den Völkern gegenüber seyn, was die Sonnen den Erden, und umgekehrt. Am reinsten sieht der Verfasser dieses Verhältniß dargestellt in der österreichischen Monarchie (S. 190) und tadelt deshalb alle andern Staaten. Schließlich will er, um die Menschen überall seinem Ideale näher zu bringen, die Bildung des Verstandes zurückgesezt und die des Herzens hervorgehoben wissen. Dieser Wunsch ist löblich, aber er vergißt uns zu sagen, wodurch denn das Herz gebildet wird? durch die Schule, durch moralische Vorlesungen, mit einem Wort durch den Verstand? gewiß nicht. Und wodurch denn? Gestehn wir, daß wir keine Mittel haben, das Herz willkührlich zu bilden, daß sich dieses nur im Naturzustande unbewußt selber bildet, und daß alle Versuche, die Kultur schulmäßig zur Natureinfalt zurückzuführen, nothwendig mißglücken müssen. Man predige dem nicht mehr Unschuldigen von dem Reiz der Unschuld vor, es hilft nichts. Man versuche ein Kind in Paris zu dem treuherzigen Wesen eines Alpenbewohners künstlich zu erziehen, es hilft nichts. Die Umgebungen stören die sorgfältigste Erziehung und um den Zweck zu erreichen, müßte man den Knaben im linnenen Kittel auf die Berge selbst versetzen und ihm keinen Lehrer mitgeben, sondern ihn der Natur überlassen. Kann man aber Millionen Städtebewohner, die ganze gebildete, halbgebildete und verbildete Welt in linnenem Kittel auf die Berge versetzen? Gewiß so wenig, als wir in den Nomadenzustand der Völkerwanderung zurückkehren können.

11) Beiträge zur Urgeschichte der Physik in Schweiggers Sinne, von Dr. K. Chr. Fr. Fischer. Nordhausen, Kühne, 1835.

Der Verfasser scheint etwas zu weit zu gehn, wenn er in der alten Mythologie Spuren nicht nur von bedeutenden naturwissenschaftlichen Kenntnissen (was nicht geläugnet werden soll), sondern auch von solchen Entdeckungen, ja selbst von solchen Apparaten (z. B. der Elektrisirmaschine) finden will, die offenbar neuen Ursprungs sind. Wenn er z. B. Seite 19 in dem Umstande, daß Numa Pompilius erst zwei und dann noch zwei Vestalinnen eingesezt, einen Beweis findet dafür, daß Numa Pompilius „die Zweiheit in der Elektricität, welche sodann eine zweite Zweiheit in dem mit ihr

verbundenen Magnetismus enthielt," und somit den erst jüngst entdeckten Elektro-Magnetismus schon gekannt habe, so weiß ich nicht, wie man in der Hypothesen-Willkühr weiter gehen kann. Dasselbe gilt von der Annahme, daß die von Numa ebenfalls gestiftete Priesterkaste der Salier ihren Namen (Springer) und ihre bunte Tracht von dem elektrischen Funken herleiten sollen. Zwar erläutert der Verfasser noch ferner, Seite 21, daß Numa bereits den Blitzableiter erfunden habe, und sucht dies dadurch zu beweisen, daß Numa dem erzürnten blitzeschleudernden Zeus statt Menschenköpfe Zwiebelköpfe untergeschoben habe, welche leztere eine Gestalt haben, wie sie sich zu elektrischen Versuchen eignen ꝛc.; aber eine so große Erfindung würde wohl deutlichere Spuren hinterlassen haben, wenn sie in der That gemacht worden wäre. Ich glaube, der Scharfsinn des Verfassers ist mehr zu bewundern, als das Resultat.

Etwas mehr Wahrscheinlichkeit hat das, was er über die Bundeslade der Israeliten sagt, von der es aus der Bibel bekannt ist, daß sie Flammen und tödtliche Schläge von sich gab: „Vergleicht man nun die ganze Konstruktion des Allerheiligsten im Tempel, die metallenen Säulen, die seidnen Vorhänge, die seidnen Gewänder der Priester, so sind gute und schlechte Leiter der Elektricität auf eine merkwürdige Weise gepaart und machen es noch wahrscheinlicher, daß der ganze Altar ein großer elektrischer Apparat gewesen, um die Opfer durch Luftelektricität in Brand zu stecken." Ein fataler Gedanke, das Heilige so durchaus als Betrug, den ehrwürdigen Moses als einen gemeinen Gaukler zu denken. Doch das wird Wasser auf die Mühle unsrer Rationalisten seyn.

(Die Fortsezung folgt.)

Politische Literatur.

Die europäischen Verfassungen seit den Jahren 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen, von Geh. Rath Pölitz. Zweite Auflage. Zweiter Band. Leipzig, Brockhaus, 1833.

Der fleißige Pölitz hat mit diesem Werk den Staatsmännern und Geschichtsfreunden ein werthvolles Geschenk gemacht. In groß Oktav und kleinem, doch scharfem Druck fügen sich in wenig Bänden alle europäischen Verfassungen, so heterogen sie auch seyn mögen, geduldig zusammen und werden so bequem für den Handgebrauch. Nur das Papier hätte Herr Brockhaus besser wählen sollen, denn der Druck schlägt durch. Dieser zweite Band enthält alle französischen Verfassungen von 1791 bis zum Pairiegesetz von 1831, ein lehrreicher Völkersittenspiegel; dann folgen die gleichfalls zahlreichen Verfassungen der Niederlande, dann die von Spanien, Portugal, Italien. Sie alle tragen das Gepräge des Werdens, des Versuchens, des wechselnden Kampfes, der Uebergangsperiode. Sie alle sollten Grundsteine seyn und doch wurden die meisten in kurzer Frist Grabsteine. Die Ironie der Geschichte hat mit ihrer Ewigkeitsprahlerei gespielt, und doch gewährten sie wenigstens auf kurze Zeit Schuz und Ruhe, gleich arabischen Zelten, welche die europäische Diplomatie auf ihrer großen Wanderung heute aufschlägt, um sie morgen wieder abzubrechen. Der alte Nomadenzustand ist eigentlich nicht aufgehoben, sondern nur von den Völkern auf die Staatsform übergegangen. Ehemals blieben die Staatsformen fest bestehn, wo sie waren, in China, Indien, Persien, nur die Völker wanderten wie Bienenschwärme aus und ein. Jezt ist es umgekehrt. Jezt bleiben die Völker sitzen, aber die Staaten wandern. Die Spießbürger eines kleinen französischen Städtchens sitzen ruhig vor ihren Häusern und sind Unterthanen des großen l'état c'est moi, da kommt die Dame Republik zu ihnen, schlagt ihnen die Zöpfe auf, sezt ihnen die Jakobinermüze auf und macht sie zu citoyens; bald darauf reist sie wieder ab; und das militärische Kaiserthum kehrt bei ihnen ein, macht sie alle zu Soldaten und schenkt ihnen für abgeschossene Beine Ehrenlegionskreuze. Dann reist auch das Kaiserthum wieder fort und das konstitutionelle Königthum steigt friedlich vom Postwagen ab, und so dürfen die Philister nur sitzen bleiben, und warten, es kommen am Ende alle Staaten, wie sie Gott geschaffen hat. Der deutsche Spießbürger ist noch glücklicher, indem nicht nur die Staaten, sondern sogar auch die Länder zu ihm kommen. Der Franzose bleibt doch bei allen seinen Staatsformen wenigstens immer Franzose, der Deutsche aber wird zugleich ein andrer Landsmann. Er bleibt ruhig vor seiner Thür sitzen und raucht sein Pfeifchen, und plözlich befindet er sich in einem andern Lande. Das Städtchen bleibt stehn, der Thurm fällt nicht ein, aber das Wunder begibt sich dennoch. Er hat ein neues Vaterland, er hat das alte nicht verlassen, das neue nicht suchen dürfen, wie die aus Aegypten wandernden Juden ehemals ihr gelobtes Land; er hat es viel bequemer gehabt, das alte Land ist ihm unter den Füßen weggelaufen und das neue hat sich ihm von selbst untergeschoben.

So ist in die Weltgeschichte gänzlicher Umkehr gekommen. Der mobile Theil, die Völker, sitzen fest, und der unbewegliche Theil, die Staaten und Länder, ziehn lustig von Ort zu Ort. Der Ritter Wahn fand, als er nach Jahrhunderten heimkehrte, seine Heimath wieder, aber ein andres Volk. Wenn ein neuer Epimedes, der tausend Jahre geschlafen, in Europa jezt wiedererwachte, würde er das nämliche Volk wiederfinden, aber ganz andre Länder.

Wohin will die Geschichte mit dieser seltsamen Grille?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag. — № 109. — 28. Oktober 1833.

Die Leipziger Büchermesse. Michaelis 1833.

Wiederum hat die Herbstmesse Jahr für Jahr mehr und mehr Waaren zu Markte gebracht. Die folgenden Betrachtungen sind Resultate der seit vier Jahren, so viel ich mich erinnere, mit Sorgfalt angestellten Vergleichungen. Jedes Jahr vermehrt sich aber auch Material und Stoff zu denselben. Folgende Uebersicht gibt einen Maaßstab für die Fruchtbarkeit der deutschen Bücher-Produktion, indem sie die verschiedenen Bücher-Massen stets von einander, und jener gegenüber stellt, welche in dem Jahre vorher, zu Ostern, zur Handlung von Neuem, Verschiedenes, Fortsetzungen und fremden Auswahlbüchern.

Verschiedene Bücherproduktionen.

Im Jahr — Bücher	
1814.	3120
1815.	3750
1816.	4000
1817.	3750
1818.	3781
1819.	3900
1820.	4000
1821.	4200
1822.	4500
1823.	4700
1824.	4800
1825.	5000
1826.	5100
1827.	5200
1828.	5300
1829.	5400
1830.	5500
1831.	5600
1832.	5700
1833.	5800

Wie haben alle Ursache bei Ergreifung jeweilig jüngster statistischer Werke vorsichtig, und was leider nur zu oft vergessen wird, mit Kritik zu Werke zu gehen. Vorgehen, wie Gregor von Zezschwitz dies handelnd Vorgehen, und indem wir die Statistiker bei Gelegenheit eines Buches, das die Statistik der Literatur behandelt, ermahnen, sich vor gewissen Irrthümern, die sich in ihre Arbeiten einschleichen, zu hüten, so müssen wir auch unsererseits Vorsicht in Acht nehmen. Wir haben z. B. in einer Liste, wie der Kürbel Comet die Bücher-Produktion von 1833 zu 5800 Bänden berechnet, noch 600 Bände, welche Bücher-Novellen, welche gar nicht, oder nicht mehr, wenn man sie nicht eingerechnet hätte, hätten, wie denn eine ziemliche Anzahl Bücher, die wir in der Liste vom Jahre 1832 gefunden, gestrichen oder [illegible]

1834.	6211
1835.	6210
1836.	6100
1837.	6100
1838.	6054
1839.	6000
1840.	6000
1841.	6000
1842.	6211
1843.	6211

Digitized by Google

führt. Ich habe früher schon dieses Emporkommen der Mengen und Massen in der Literatur mit einer demokratischen Krisis verglichen. In den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten hörte man nur wenige ausgezeichnete Namen von Staatsmännern und Feldherrn, die Revolution aber brachte ganze Legionen von Politikern und Generalen mit sich, deren Namen das vom Konsul Bonaparte angeordnete Register des Moniteur kaum in einem Royal-Foliobaud fassen konnte. Wie dort die politischen Menschen, so bei uns die literarischen. In der guten alten Zeit hörte man nur von wenigen großen Gelehrten und Dichtern reden. Da hörte man, wenn Gellert durch die Straßen von Leipzig ritt, den Hufschlag seines hypochondrischen Gauls in der tiefen Stille Deutschlands von den Alpen bis zum Belt, und wenn Klopstock in Hamburg nieste, konnten die Zürcher prosit sagen, so rein und dünn war damals die Luft. Nun aber ist der Markt voll von Menschen, alles schreit durch einander und jagt der alten Aristokratie den Ruhm ab, zu dem sie ehemals allein privilegirt war, und vertheilt ihn unter sich nach einem neuen agrarischen Gesetz. Dabei kommt denn freilich für den Einzelnen blutwenig heraus, und ich möchte gewissen Herrn, die sich immer darüber beklagen, daß sie nicht genug anerkannt werden, den Rath geben, ein für allemal in einer revolutionären Zeit auf alle aristokratische Genüsse zu verzichten. Es verhält sich wirklich so, daß manches heutige Talent, wenn es fünfzig Jahre eher geboren worden wäre, mehr Anerkennung finden würde; allein die Geschichte geht ihren großen Gang fort, ob der eine privatim dabei glücklicher ist oder nicht, aus Ueberfülle des Genusses oder aus Neid stirbt. Die Geschichte braucht zu ihren Zwecken heute nur ein halbes Dutzend Menschen und überhäuft sie mit Ehren, morgen braucht sie Tausende, denen natürlich nicht allen etwas besonderes beschceert werden kann. Und gerade weil den deutschen Autoren des vorigen Jahrhunderts durch allzu viel süße Latwerge allseitiger Lobrednerei der Magen verdorben worden ist, muß er denen des neuen Jahrhunderts durch die homöopathische Hungerkur wieder gestärkt werden. Sonst waren eben nur etwa dreißig Menschen da, die sich in den Ruhm theilten; jezt sind deren dreißig tausend, da muß die Portion für jeden freilich so klein werden, wie eine mikroskopische Dosis des Dr. Hahnemann.

Den Grämlichen, die über den Verfall des literarischen Ruhmes klagen, wäre gleich zu helfen, wenn sie die Sache ganz natürlich, ganz nothwendig fänden, wenn sie sich selbst nicht mehr als die Angelpunkte betrachteten, um die sich die Welt dreben soll, sondern blos als nützliche, aber kleine Räderchen in der großen Maschine des Weltgetriebes, wenn sie sich aus ihrer eiteln Individualität losreissen und sich mehr in das Gemeingefühl der Nation und des Zeitgeists hineinempfänden, und sich begnügten, das, was sie wirklich *sind*, nämlich bloße Theile des Ganzen, nichts Ganzes selbst, auch *scheinen* zu wollen. Das ist der romantische Widerspruch in unsrer Literatur, daß alle zusammen nur den großen Haufen bilden, und daß jeder doch ein König für sich seyn will. Es muß aber dahin kommen, daß man zu jener klassischen Bescheidenheit sich erhebt, die wie die griechische Skulptur der Nachwelt nur Kunstwerke hinterläßt, aber nicht die Namen der Künstler. Leider ist es bis jezt bei uns umgekehrt gewesen. Unsre Jöcher, Meusel, Ersch ꝛc. haben hunderttausende von deutschen Schriftstellernamen verzeichnet, deren Werke Niemand liest, nie wieder lesen wird.

Dem guten Gedanken bleibt sein Werth, unsre thätigen Schriftsteller alle, wenige ganz schlechte ausgenommen, tragen zur allgemeinen Volksbildung bei, selbst der Irrthum klärt auf, da er immer Widerspruch findet, und wenn wir den unermeßlichen Apparat unsrer Literatur als eine Art von Baugerüst betrachten, von welchem aus der Volksgeist aufgebaut wird, so ist nicht zu verkennen, daß das Werk sich schon bedeutend gefördert hat. Nur müssen die Bauleute sich nicht in das Gerüst verlieben, nicht das Gerüst mit dem Bau selbst verwechseln und sich bescheiden, daß, wenn der leztere stehen bleibt, das erstere abgebrochen werden wird.

Einzelnen mag es wehe thun, aber im Ganzen ist es ein großer Fortschritt, daß die Zeit der Eitelkeit nicht mehr günstig ist, daß sie viel mehr Kräfte benuzt und abnuzt, als ehrt und belohnt. Die Welt ist nicht für die Schriftsteller da, diese sind vielmehr für die Welt da. —

Der vorliegende Herbstkatalog enthält 3175 Artikel, darunter 62 Landcharten, 21 Musikbücher, 149 fremde Kommissionsartikel und 327 erst voraus verkündete Bücher, die noch nicht erschienen sind. Es bleiben also 2616 eigentliche Bücher, worunter wir 111 Romane, 48 Schauspiele und 115 Bücher in lebenden ausländischen Sprachen finden, die jedoch in deutschem Verlag erschienen sind. Um die Statistik des deutschen Buchhandels übersichtlicher zu machen, wäre zu wünschen, daß im Meßkatalog die fremden Kommissionsartikel besonders verzeichnet würden. Ich habe immer viele Mühe, sie aus den deutschen Verlagsbüchern herauszuzählen. Der Osterkatalog enthielt 3272 Bücher, zu diesen jene 2616 hinzugerechnet, ergibt sich der ganze Ertrag des Jahres von 5888 Büchern, also 387 weniger als der Ertrag des Jahres 1832.

Betrachtet man den Inhalt des Katalogs, so läßt sich das steigende Uebergewicht der empirischen und historischen Wissenschaften über die ehemals mehr hervortretende Spekulation und Poesie nicht verkennen. Wir

haben diese Bemerkung schon in den frühern Jahrgängen gemacht. Geschichte und Naturwissenschaften herrschen jezt neben der Politik vor. Hierin wird Außerordentliches geleistet, während Theologie, Philosophie nur noch wenige originelle Erscheinungen darbieten, oder dem allgemeinen Zuge des Zeitgeists in der Ueberhandnahme des kritischen und historischen Untersuchens, so wie auch die poetische Literatur in der Ueberhandnahme der historischen Romane und Schauspiele gefolgt sind.

Den theologischen Geist muß man jezt meistens in den Zeitschriften dieses Fachs suchen, unter denen die theologischen Studien und Kritiken von Ullmann sich besonders auszeichnen. Außer einer siebenten Sammlung von Schleiermacher'schen Predigten sind es fast nur historische Werke, die sich unter der Masse der Erbauungsschriften und der eben fortvegetirenden Schultheologie bemerklich machen, die Fortsetzungen von Neanders Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche, und von der sehr davon verschiedenen Kirchengeschichte Katerkamps, die fünfte Auflage von Ständlins Kirchengeschichte, ein kritisches Werk Bretschneiders über die Grundlage des evangelischen Pietismus, eine kritisch-historische Abhandlung Geigers über die Frage: was hat Mohamed aus dem Judenthum entlehnt? Zwei kritische Herzensergießungen des zornigen Greises Salat, dann einige neue Ausgaben und Uebersetzungen alter Werke, z. B. der neunte Band der Uebersetzung der Kirchenväter (in Kempten), die Schriften der h. Theresia, die nachgelassenen Werke St. Martins, eine neue Auflage des Wegs zur Wahrheit von Tersteegen, der nächst Angelus Silesius einer der lieblichsten und zartesten Kirchendichter ist.

Eine eigenthümliche Erscheinung sind die sich vermehrenden Schriften über das Geisterwesen, angeregt durch Kerners berühmtes Werk über die Seherin von Prevorst. Der Herbstkatalog enthält zwei Werke über die Unsterblichkeit, von Henrici und von Kerning, von dem leztern noch ein Schlüssel zur Geisterwelt, den Versuch einer Antwort auf die Frage: „gibt es Gespenster?", Simons Geschichte des Glaubens an ein Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige, einen dritten Band von G. H. Schuberts Altem und Neuem aus der Geschichte der innern Seelenkunde, Richters Lehre von den lezten Dingen ꝛc.

Ueberhaupt kommen viele psychologische Werke vor, von Birrmann, Grohmann, Herbart und Scheidler, eine Metaphysik der innern Natur von H. Schmied, ein Werk über die Lüge als Seelenkrankheit von Heinroth. Doch geht neben diesen mehr empirischen Werken auch die Spekulation nicht leer aus. Es sind angekündigt die große Ausgabe der Hegelschen Werke, eine dritte Auflage von Herbarts Einleitung in die Philosophie, Franz v. Baaders Vorlesungen über spekulative Dogmatik und über das Verhalten des Wissens zum Glauben, Königsfelds System der analytischen Philosophie, Müllers Entstehung der Welt aus Nichts, Ed. Schmidt über das Absolute und Bedingte. Kuhn schreibt ein historisches und philosophisches Werk über Jakobi und seiner Zeit.

Die politische Literatur ist, wie natürlich, jezt nicht arm, und die Theoretiker liefern fleißiger als sonst spekulative Rechtssysteme, während die praktischen Staatsmänner das weite Feld der deutschen Verfassungen kultiviren. Zu den erstern gehören diesmal Mebrings Formalismus in der Lehre vom Staate, und Stahls Philosophie des Rechts; sodann Diederichs System der Staatswissenschaften, Weitzels Geschichte der Staatswissenschaften, Raus Lehrbuch der politischen Oekonomie, Oberst Gustavsons (des vormaligen Königs von Schweden) Schrift über die unbeschränkte Preßfreiheit. Ein neues corpus juris canonici ist von Richter erschienen, ferner eine zweite Auflage von Droste-Hülshoffs Kirchenrecht, und eine zehnte von Makeldings Lehrbuch des römischen Rechts; endlich von Pölitz die Fortsetzung der europäischen Verfassungen. Ueber einzelne deutsche Verfassungen und Landesangelegenheiten, namentlich sächsische, badische, würtembergische, hessische und braunschweigische findet sich vieles. Als eine Merkwürdigkeit müssen des alten Turner Jahns Merke zum deutschen Volksthum hervorgehoben werden. Eine nicht uninteressante Episode bilden die verschiedenen Schriften über die Emancipation der Juden, angeregt vorzüglich durch eine Schrift von Streckfuß, und am geistreichsten beantwortet von dem bekannten und geschäzten Historiker der Juden, Jost, und von dem so klaren, gediegenen und kraftvollen Vertheidiger ihrer Rechte, Dr. Riesser in Hamburg, dessen Charakter zu den ehrenwerthesten der deutschen Literatur gehört, und dessen vernünftige, zeitgemäße, gerechte und billige Ansichten über das Judenthum gewiß einst den Sieg davon tragen werden. Hierbei ist noch ein Werk von Ströger über die Verfassung der Juden in Gallizien anzuführen.

Unter den auch diesmal wieder zahlreichen pädagogischen Schriften bemerken wir eine des Herrn von Wessenberg über die Bildung der gewerbtreibenden Klassen, und eine neue Gymnastik von Werner. Aufgefallen ist uns die Ankündigung einer dritten Auflage von „Al. von Sölls Abhandlung von der Unschuld, oder wie vortrefflich und glückselig der Stand der Unschuld ist. Vorzüglich für Kinder und junge Leute auf dem Lande." Es hat uns immer bedünken wollen, es sey eben nicht sehr pädagogisch, den Kindern und jungen Leuten viel von ihrer Unschuld vorzuschwatzen, und die Unschuld bestehe nur in ihrer eignen Unkenntniß, in der Unbefangenheit, die von dem Baum der Erkenntniß noch

nicht gegessen hat. Kinder, die immer von ihrer eignen Unschuld hören, müssen sie entweder verlieren, oder wenigstens eitel darauf werden.

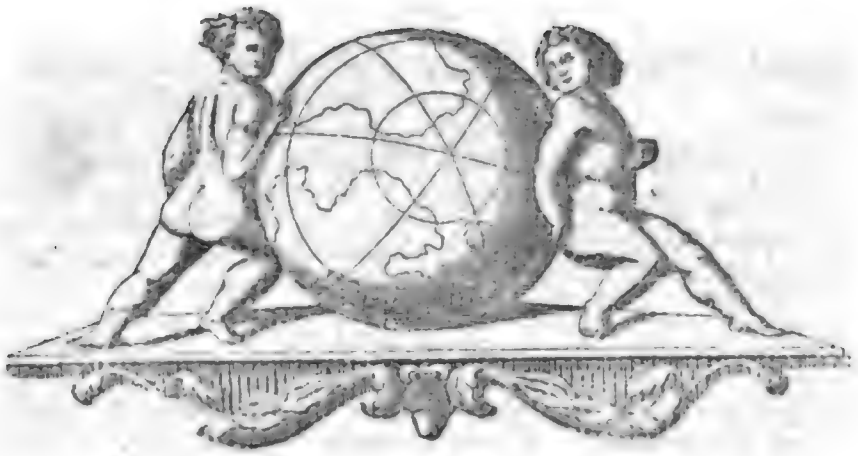
Das geschichtliche Fach ist wieder das reichste. Hiefür ist in den lezten zwanzig Jahren mehr geschehn, als in der ganzen frühern Zeit seit Wiederherstellung der Wissenschaften. Nicht nur sind die früher schon bekannten Perioden der Geschichte einer neuen durchgreifenden Kritik unterworfen worden, sondern man hat auch eine Menge bisher ganz dunkler Parthien aufgeklärt. Mag die Geschichtschreibung immer noch zurückstehn, so hat doch die Geschichtsforschung gewiß eine seltne Durchbildung und Ausbreitung erfahren in allen Richtungen. Wir bemerken diesmal ein neues Archiv für rheinische Geschichte (von Graf Reifach und Linde), die Fortsetzung des Archivs von Schlosser und Bercht, Auszüge aus Stockholmer Handschriften (die schwedische Geschichte betreffend), Beer über alte semitische Inschriften aus Aegypten, Beiträge zur Landeskunde Oesterreichs unter der Ens, Biancos Geschichte der alten Universität Köln, Blumers iter Italicum (Handschriftenverzeichnisse), Nap. Louis Bonapartes politische und militärische Betrachtungen über die Schweiz, Bopps Geschichte des ständischen Wesens im Großherzogthum Hessen, Braunschweigs Umrisse einer allgemeinen Geschichte der Völker, v. Bülows Beiträge zur neuen braunschweigischen Geschichte und Erinnerungen aus seinem Leben, v. Clausewitz Feldzug in Italien von 1799, die Fortsetzung des corpus script. hist. Byzant., Dobrowskis Slavin und Glagolitica (slavische Alterthümer), Friedrichs II. eigenhändige Briefe an seinen Kämmerer Fredersdorf, der sechste Band der bei Brockhaus erscheinenden Geschichte der Staatsveränderungen in Frankreich, die zweite wohlfeilere Ausgabe der osmanischen Geschichte von J. v. Hammer, Havemanns Geschichte der Kämpfe Frankreichs in Italien unter Karl VIII., Heffters Götterdienste auf Rhodus, Hermanns Mehemet Ali Pascha, Hüllmanns Staatsverfassung der Israeliten, der 11te Band der deutschen Uebersetzung von Karamsins russischer Geschichte, Kokens Beiträge zur niedersächsischen Geschichte, Liebusch Skythika, v. Lindemanns Gefangenschaft in Rußland, der achte Band von Ludens deutscher Geschichte, Meidingers deutsche Volksstämme und vergleichendes Wörterbuch der gothisch-teutonischen Mundarten, Memoiren eines deutschen Staatsmanns von 1788—1816, die Fortsetzung der sämmtlichen Werke von Joh. v. Müller, Müllers Mithras, neuer Nekrolog der Deutschen, die zweite Auflage der Uebersetzung von des Kardinal Paccas Denkwürdigkeiten, der dritte Band des Werks von Preuß über Friedrich II., die zweite Auflage der interessanten Schrift Preußen und Frankreich, der dritte Band von Fr. v. Raumers Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, der zweite von Rehms Handbuch der Geschichte des Mittelalters, die Fortsetzung der 9ten Auflage von Rottecks Weltgeschichte, Steins preußisch-brandenburgische Geschichte, eine Uebersetzung der Schrift von Pickering über die indianischen Sprachen Amerikas, der sechste Band der Geschichte Preußens von Voigt, der vierte und fünfte der mythologischen Briefe von Voß, der zweite der europäischen Staatengeschichte von Wachsmuth, Wegelins Geschichte der Landschaft Toggenburg, Wienbargs Holland in den Jahren 1831 und 1832, Wolfs heiliger Phokerkrieg und die Fortsetzungen der bekannten historischen Taschenbücher von v. Hormayr, Menzel und v. Raumer.

Auch die Länder- und Völkerkunde hat manchen interessanten Beitrag erhalten. Wir finden z. B. den dritten Band von Berggrens Reisen im Morgenlande, die zweite Abtheilung der trefflichen Beschreibung Roms von Platner ꝛc., vier neue Reisen nach Nordamerika von Bromme, Duden, Klinckhardt und Page, Bulwers geistvolles Werk England und die Engländer, v. Byerns Bilder aus Griechenland, neue Auflagen von Ellrichs Ungarn wie es sind, von dem Handbuch für Reisende in Oesterreich von Groß, und von Hoffmanns Erde, Humboldts Reisen und Forschungen von Macgillivray, Jerrmanns Paris, Juglies Tirol, des Grafen v. Moltke Reise in Italien, Normanns Ungarn wie es ist, v. Pontins Bemerkungen auf einer Reise durch Deutschland, malerische Reise durch das lombardisch-venetianische Königreich, Sommers Taschenbuch, Weidmanns Darstellungen aus dem steyerschen Oberlande.

Unter den naturwissenschaftlichen Werken mögen hier erwähnt werden wieder eine Uebersetzung und ein Auszug der Chemie von Berzelius, Bewster über Newton und seine Entdeckungen, Cuviers Thierreich übers. von Voigt, Eschholtz zoologischer Atlas zu Kotzebues zweiter Reise, eine zweite Auflage der populären Sternkunde von Fries, Galls vollständige Geisteskunde (Organologie), das Innre der Erde von Gegenes, die Arachniden von Hahn, die fünfte Auflage von Hahnemanns Organon, Idelers Untersuchungen über den Hagel, die zweite Auflage von Kastners Grundzügen der Physik und Chemie, Oppenheimer über den Zustand der Heilkunde und die Krankheiten in der Türkei, endlich die beiden großen populären Naturgeschichten von Oken und von den Heidelberger Naturforschern.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 110. — 30. Oktober 1833.

Die Leipziger Büchermesse, Michaelis 1833.

(Beschluß.)

Zur Literargeschichte erhalten wir Briefwechsel zwischen Goethe und Klopstock, Goethe und Zelter, Heinrich Voß und Jean Paul, Jean Paul und Otto, die Fortsetzungen der Geschichte der Poesie von Rosenkranz und des Handbuchs der abendländischen Literatur von Genthe, Huber über die neuromantische Poesie in Frankreich, Wolf über die Leistungen der Franzosen für Herausgabe ihrer National-Heldengedichte.

Gesammtausgaben werden fortgesezt von den Werken Goethes, Pyrkers, eine neue wird veranstaltet von Theodor Körners Werken, dann drei Uebersetzungen von Bulwers Werken. Unter den Ausgaben älterer Dichtungen bemerken wir Altdeutsche Dichtungen von Meyer und Mooper, Hartmann von Aues Iwein, herausgegeben von Beneke und Lachmann, Hugo von Trimbergs Renner, Reinhard Fuchs von Jak. Grimm, dann Uebersetzungen von Byrons hebräischen Gesängen, der Lusiade des Camoens von Donner; des ältesten persischen Gedichts (Wamik und Asra) von J. v. Hammer, des chinesischen Schi-King von Rückert, der Eroberung von Granada des Graziani von Winterling, Janins Ansichten der Zeit und des Lebens von Lewald, Jänisch Nordlicht oder Proben neurussischer Poesie, des Niemcewicz geschichtliche Gesänge der Polen, und eine neue Shakespeare-Uebersetzung von Schneider. Neue Originalien der einheimischen Poesie sind diesmal sparsam, wenn man die vielen Romane und Novellen der bekannten Unterhaltungsschriftsteller nicht dazu rechnen will. Von Gutzkows indischem Roman Maha-Guru läßt sich viel Schönes erwarten. Eine eilfte Fahrt der Hammelburger Reise wird nicht weniger geistreich seyn, als die frühern. Die Fortsetzung der lieblichen bayerischen Gebirgslieder von Neureuther werden jedem Freund der Lyrik und Musik willkommen seyn. Die Vorzüge des diesjährigen Musenalmanachs haben wir schon gepriesen. Sonst ist uns in dem Gebiet, das unsre Großväter so possierlich das der schönen Wissenschaften nannten, nichts aufgefallen, außer den Blutstropfen des exilirten Harro Harring, und das viele Gerede und Gethue mit dem Eckensteher Nante in Berlin, der den Humor darin zu suchen scheint, in der Geschichte der komischen Literatur eine traurige Rolle zu spielen.

Naturwissenschaften.

(Fortsetzung.)

12) Taschenbuch der Edelsteinkunde. Für Mineralogen, Techniker, Künstler und Liebhaber. Von Dr. J. R. Blum. Stuttgart, Hoffmann, 1832.

Durch die neuern Entdeckungen in der Chemie und Mineralogie hat auch die Edelsteinkunde eine große Umwandlung erlitten. Die Steine haben ganz andre Eintheilungen erhalten; viele, die man für sehr verschieden hielt, sind auf eine Gattung reduzirt, und andere ausgeschieden, noch andre neu entdeckt worden. Die vorliegende neueste Uebersicht ist nicht nur für Techniker und Käufer sehr belehrend, sondern liest sich auch für den bloßen Liebhaber sehr angenehm. Die Einbildungskraft beschäftigt sich gern mit diesen bunten Blüthen der Erde und erfreut sich an ihrer Schönheit und an mancher ihrer überraschenden Eigenheiten, auch wenn das Interesse des Besitzes nicht dabei ins Spiel kommt. Ueberdies hat der Verfasser nicht verfehlt, eine Geschichte der Edelsteinkunde und vieles von dem an die Steine geknüpften Aberglauben, von ihrer symbolischen Bedeutung, von besonders merkwürdigen Exemplaren ꝛc. in sein Werk aufzunehmen. Wir wollen zwanglos Einiges daraus mittheilen.

Bekannt ist, daß das Brustbild des jüdischen Oberpriesters zwölf große Edelsteine enthielt, welche die zwölf Stämme Israels bezeichneten, wahrscheinlich von den Aegyptern entlehnt waren und zugleich die Monate und Thierzeichen andeuteten. Dagegen ist es merkwürdig, daß sich bei Homer noch keine Spur von Edelsteinen findet, obgleich er oft von Gold und Schätzen redet.

Von jenen zwölf jüdischen Edelsteinen bedeutet der erste, ein Karneol, den Ruben als den ältesten der zwölf Söhne Jakobs, und zugleich den Monat August. Dagegen bedeutet der zweite, ein Topas, den Simeon und zugleich den November. Die Reihe der Monate stimmt daher nicht ganz mit der der Söhne Jakobs überein. Sie war folgende:

Januar	—	Hyazinth
Februar	—	Amethyst
März	—	Jaspis
April	—	Saphir
Mai	—	Agat (Smaragd)
Juni	—	Smaragd (Agat
Juli	—	Onyx (Karneol)
August	—	Karneol (Sardonyx)
September	—	Chrysolith
Oktober	—	Beryll (Aquamarin)
November	—	Topas
December	—	Rubin (Türkis).

Die in Parenthese genannten Steine wurden nach abweichenden Ansichten den erstgenannten untergeschoben. In der christlichen Zeit bezeichnete man mit den altjüdischen Steinen statt der Söhne Jakobs die zwölf Apostel.

Die Kunst, Edelsteine vertieft zu schneiden, ist älter, als die, erhaben zu arbeiten. Beide kannten schon die Alten, so wie es dieselben auch schon in der Kunst, falsche Edelsteine zu machen, ziemlich weit gebracht hatten. Dagegen ist die Kunst, Edelsteine zu schleifen, viel jünger, und erst 1456 wurde der erste Diamant geschliffen.

Die Universalprobe ächter Edelsteine ist ihre Härte; nächstdem vorzüglich ihre Kälte und ihre Elektricität. Sie am Licht zu erkennen, erfordert schon ein geübtes Auge, ihre Farbe aber ist am trüglichsten, da die verschiedensten Edelsteine von der gleichen Farbe sind und durch Kunst oft schönere Farben erzielt werden, als sie die Natur hervorbringt. Abgesehn von besondern Merkmalen einzelner Edelsteine, einer eigenthümlichen Art von Lichtbrechung ꝛc., wodurch sie ausnahmsweise leicht unterschieden werden können, sind nur die drei erstgenannten Proben in allen Fällen untrüglich. Was die Härte betrifft, so weiß man jezt ganz genau, wie der Grad der Härte bei den verschiednen Edelsteingattungen vom Diamant an abnimmt, und man hat eine vollkommene Skala von der ersten bis zur lezten. Auch die Kälte ist ein sicheres Zeichen. Der ächte Edelstein ist immer kälter als der falsche, wird später warm und ist, wenn man ihn anhaucht, plötzlich wieder rein, während der falsche den Hauch länger sichtbar läßt. Endlich zeigen die meisten Edelsteine, wenn sie gerieben werden, noch nach 6 — 52 Stunden Elektricität, während die ihnen nachgemachten Glasflüsse die Elektricität schon in der ersten Stunde verlieren. Bei einigen Edelsteinen ist die Schwere ein Unterscheidungszeichen, doch nicht bei allen.

Der Verfasser gibt die verschiednen Arten, wie die Verfälschung der Steine bewirkt wird, genau an. Man gibt Bergkristalle und andre schlechte Steine für edlere aus, man verfertigt aus Glasflüssen falsche Steine aller Art, man hilft schlechten Steinen durch Folie, durch Brennen nach ꝛc.

Aus der ausführlichen Schilderung der einzelnen Edelsteinarten (Findungsort, natürliche Beschaffenheit, Kennzeichen, Behandlungsweise, Gebrauch und Werth) heben wir nur eine Uebersicht der merkwürdigsten Edelstein-Exemplare hervor.

Zu den durch ihre Größe ausgezeichneten Diamanten gehören unter anderen folgende: 1) Der des großen Moguls. Nach Tavernier soll er 279 7/16 Karat schwer, und 6 Millionen Gulden werth seyn. Er ist als Rosette geschnitten, und, bis auf einen kleinen Eisflecken am Umfange des Steines, vollkommen wasserhell. 2) Der

Rajah von Mattan auf Borneo besizt einen Diamant von 367 Karat. Er ist auf dieser Insel gefunden, eiförmig, mit einer Höhlung in der Nähe des dünneren Endes und vom ersten Wasser. 3) Im Schatze zu Rio de Janeiro befindet sich ein Diamant von 138½ Karat an Gewicht. Er wurde um das Jahr 1771 in Rio Abaité von drei verbannten Verbrechern gefunden, von diesen der Regierung ausgeliefert, und jene dafür begnadigt. 4) Nach verschiedenen Nachrichten soll sich im Schatze des Königs von Portugal der größte aller bis jezt bekannten Diamanten befinden; er soll die Größe eines Hühnereis haben, 1680 Karat wiegen, und von englischen und holländischen Juwelirern auf 57 Millionen Pfd. Sterl. geschäzt worden seyn. 5) Der, welcher am kaiserlich russischen Scepter sich befindet, ist 779 Grän oder 191¾ Karat schwer, vom ersten Wasser, nicht ganz rund, sondern schlecht indisch, pyramidenförmig geschliffen, und hat im Durchmesser 1 Zoll 3 Linien, in der Höhe 10 Linien. Die Kaiserin Katharina soll ihn für 2,250,000 Livres und 100,000 L. Leibrente gekauft haben; aber er ist bedeutend mehr werth. 6) Im österreichischen Schatze befindet sich einer von 139½ Karat; er ist schön und gut geformt, aber er spielt etwas ins Gelbliche. Sein Werth wird auf 109,250 Guineen angegeben. Hier soll noch ein anderer Diamant seyn, wenn es nicht der eben erwähnte ist, welcher früher im Besitze Karls des Kühnen von Burgund war. Dieser Fürst verlor in der Schlacht bei Granson seine Artillerie, sein Lager und seinen Schatz, worunter der größte Diamant war, der damals in Europa sich befand. Von einem Schweizersoldaten, der ihn erbeutet, und einem Priester um eine Krone verhandelt haben soll, kam er zulezt, nachdem er stets im Preise steigend, mehrere Besitzer gewechselt hatte, an Papst Julius II., der ihn für 20,000 Dukaten erkaufte. 7) Die Krone Frankreichs besizt zwei große Diamanten, den Regent und den Sancy. Ersterer wiegt 136¾ Karat, ist vom ersten Wasser, ohne Fehler und brillantirt. Er soll roh 410 Karat schwer gewesen seyn, und zwei Jahre Arbeit gekostet haben. Der Regent, Herzog von Orleans, kaufte denselben von dem Engländer Pitt für die Summe von 2,250,000 Livres; er soll über 6 Millionen Franken werth seyn. Der andere Diamant, Sancy genannt, wiegt 106 Karat, ist birnförmig, als doppelte Rosette geschliffen, und wurde für 600,000 Livres gekauft. 8) Der beiden Diamanten des Schachs von Persien wurde schon erwähnt. 9) Im türkischen Schatze sollen sich zwei Diamanten befinden, von 84 und 147 Karat an Gewicht. Lezterer wird auf 80,000 Dukaten geschäzt. 10) 1780 wurde in Brasilien ein Diamant von 72 Karat 3¼ Grän und 1803 einer von 70 Karat gefunden. Beide befinden sich im Schatze zu Rio de Janeiro. Zu Anfang dieses Jahrhunderts machte der Diamant des Hofrath Beireis in Helmstädt Aufsehen. Goethe sah ihn 1805 bei demselben, und gibt interessante Nachricht darüber (Tag- und Jahreshefte, als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse. Dessen Werke, 31ster Bd. Tübingen 1830. S. 233), wornach es keinem Zweifel unterliegt, daß es ein Bergkristall gewesen sey. Der angebliche Diamant hatte die Größe eines mäßigen Gänseeis, war vollkommen klar und durchsichtig, aber ohne Spur, daß daran geschliffen worden war. Der Besitzer ließ ihn nicht gerne aus der Hand. Nach dessen Tode wurde er vergeblich gesucht.

Tavernier beschreibt 2 Rubine, die der König von Visapur besessen haben soll, wovon der eine 50¾ Karat, der andere 17½ Karat wog. Ersterer wurde auf 60,000, der andere auf 74,550 Franken geschäzt. Die englische Gesandtschaft, welche nach Ava geschickt wurde, sah einen 951 Karat schweren, blauen Saphir, der aber nicht ganz fehlerlos war. In der Krone der Kaiserin Katharine von Rußland soll sich ein orientalischer Rubin von der Größe eines Taubeneis befunden haben, der größte, welchen man bis dahin kannte (Mémoires du regne de Catherine, impér. de Russie, Amsterdam 1729.)

Im Termo von Minas Novas wurde ein grüner Chrysoberyll gefunden, der größte, welchen man bis jezt kennt, und welcher sechzehn Pfund wiegt. Er befindet sich im Schatze zu Rio de Janeiro.

Nach Tavernier befand sich im Schatze des Groß-Moguls ein achteckig geschliffener Topas von 157¾ Karat Schwere. Er soll für 67,875 Rthlr. angekauft worden seyn. Herr v. Eschwege führt einen Topaskristall an, welcher 10 Zoll Länge und 4 Zoll im Durchmesser hatte, aber unrein war.

In Peru wurde ein Smaragd, der die Größe eines Straußeneis gehabt haben soll, von den wilden Bewohnern als Gottheit verehrt. Der Sultan Oude, in Ostindien, soll dem König von England unter andern Geschenken einen Smaragd von der Größe eines mittelmäßigen Hühnereis gesendet haben. In der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien soll sich ein Smaragd befinden von 2205 Karat Schwere. Sein Werth wird auf 300,000 Kronen geschäzt. Die Mémoires du regne de Catherine, de Russie (Amsterd. 1729.) erwähnen eines Hühnerei großen Smaragdes, welcher sich in der Krone dieser Kaiserin befunden habe. Das heilige Haus zu Loretto besaß die prachtvollsten Druſen von Smaragd-Kristall.

Zu Wien befand sich früher in der Sammlung des Mineralien-Händlers Weiß ein brillantirter Beryll von 595 Karat Schwere. Im Jahr 1811 wurde in der Nähe des Diamant-Distrikts, im Ribarao das Americanas in Brasilien erst ein Aquamarin von 15 und bald darauf einer von 4 Pfund gefunden. 1825 wurde in London ein abgerundeter, brasilianischer, edler Beryll von sehr

schöner Farbe, 4 Pfund wiegend, gezeigt, für welchen man die Summe von 600 Pfund Sterlinge forderte. Mawa erwähnt einen Beryll, der 7 Zoll lang und 9 Linien dick war, dabei durchsichtig, rein und fehlerfrei.

Der Kunsthändler G. Raffaeli zu Rom soll im Besitz des größten und schönsten Bergkristalls seyn, der 860 Pfund schwer ist. Aus irisirendem Quarz befindet sich ein Candelaber in der Kammer der Bronze des Vatikans.

1819 ward vielleicht die größte Amethystdruse, welche man je gesehen, nach London gebracht. Ihre Länge beträgt zwei Fuß, ihre Breite 14 Zoll. Sie enthält die prächtigsten Kristalle, ist vom schönsten Violett und wiegt 150 Pfund. Das Zollamt nahm sie in Beschlag, da der Eigenthümer, um die Eingangsgebühren zu ersparen, dessen Werth nur auf 65 Pf. St. angegeben hatte.

Der Marquis de Drée besaß eine sehr schöne Vase von Rosenquarz, sie war 9 Zoll hoch und hatte 2 Zoll im Durchmesser.

In der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien befindet sich eine 5 Zoll lange treffliche Schaale von gelblichbraunem Katzenauge.

Im Museo Kircheriano ist eine Camee aus Sardonyx, das Porträt des berühmten Pater Fontanarosa vorstellend, wo das Gesicht weiß, der Grund, die Kapuze und der Mantel schwärzlich sind, so daß man in ihm deutlich den Dominikaner erkennt.

Eine sehr schöne und große Onyxplatte befindet sich zu Dresden im grünen Gewölbe. Die bedeutendste ist 3 Zoll breit, und noch etwas länger, und wird auf 44,000 Thaler geschäzt. Mehrere der schönsten geschnittenen, antiken Onyxe befinden sich im kaiserlichen Kabinette zu Wien, worunter die Apotheose des Augustus 10 Linien breit und 6 hoch, mit zwanzig der verschiedensten Figuren. Kaiser Rudolph kaufte dieses Meisterwerk für 15,000 Dukaten in Frankfurt a. M. Aus Achat besteht die berühmte Camee der Bibliotheca vaticana, welche Octavianus Augustus vorstellt.

Im königlichen Schloß zu Potsdam befinden sich 2 Tische, deren Platten 3 Fuß lang, 2 Fuß breit und 2 Zoll dick, aus Chrysopras bestehen.

Im kaiserlichen Mineralien-Kabinette zu Wien befinden sich die ausgezeichnetsten Exemplare von edlem Opal; unter diesen zeichnet sich aber vorzüglich ein Stück aus, das größte, welches man bis jezt kennt. Es ist 4¾ Wiener Zoll lang, 2½ dick, und wiegt 34 Loth. Dieser Opal wurde in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in den Opalgruben von Czernewicza gefunden, und nach Wien gebracht. Bei dem prachtvollsten Farbenspiel und der seltensten Reinheit ist er beinahe ganz ohne Bergart. Der Werth dieses Stücks ist nicht leicht zu bestimmen, und einige darum befrag'e Juwelirer und Edelsteinkenner weigerten sich selbst, auch nur eine aproximative Aeußerung abzulegen. Doch soll einst ein Amsterdamer Jude und Juwelenhändler eine halbe Million Gulden baarer Münze dafür geboten haben, ein Preis, der nach Maaßstab der Verkaufssumme kleinerer Opale, und nach Maaßgabe der gewöhnlichen Schäzungsweise der Juwelirer nicht zu hoch wäre.

Das Mineralien-Kabinet der Universität Bonn besizt ein sehr schönes Stück Feueropal. Es hat ungefähr die Größe einer mittelmäßigen Faust.

Zwei Labradore, welche alle bisher bekannten an Größe übertreffen, wurden von Mitgliedern der mineralogischen Gesellschaft in St. Petersburg bei Tsarskoé-Sélo, am Ufer der Pulkowka, gefunden. Der eine ist 2¾ Arschinen lang, 1 Arschine 11 Werschock breit, und 1 Arschine 3 Werschock dick, und wiegt etwa 250 Pud (1 Pud = 40 Pfund); der andere 1 Arschine 11 Werschock lang, 1 Arschine 6 Werschock breit, und 11 Werschock dick. Den größten Labrador, welchen man bisher kannte, fand 1815 der Akademiker Ozeretkowsky auf dem Kirchhofe von Wolkost. Er befindet sich in dem Museum der Akademie der Wissenschaften.

Im Museum der kaiserlichen Akademie zu Moskau befindet sich ein Türkis von mehr als 3 Zoll Länge und einem Zoll Breite. Ein Juwelenhändler zu Moskau soll einen zwei Zoll großen, herzförmig geschnittenen Türkis besessen haben, welcher ehedem dem Schach Nadir als Amulet diente, und mit goldener Schrift einen Spruch des Koran trug, wofür er 5000 Rubel forderte.

Vom Malachit soll in dem Kabinet des Dr. Guthrie zu Petersburg sich das schönste Stück befunden haben; es war 32 Zoll lang, 17 breit und 3 Zoll dick, und wurde auf 20,000 Franken geschäzt.

Auf dem grünen Thor in der Kunstkammer zu Danzig sollen außerordentliche Seltenheiten von Bernstein sich befinden. Ein 15 Pfund schweres Stück Bernstein wird zu Berlin aufbewahrt. An der Küste der Providenz-Insel wurde 1822 durch einen Matrosen eine Bernsteinmasse von so beträchtlicher Größe gefunden, daß sie zulezt den ungeheuern Preis von 2300 Pf. Sterl. galt. Die Kolberger sollen 1576 dem Kaiser Rudolph II. ein Stück Bernstein, welches 11 Pfund wog, nach Prag zum Geschenk übersendet haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag. — № 111. — 1. November 1833.

Naturwissenschaften.

(Fortsetzung.)

437) Naturgeschichte des drei Reiche. Für allgemeine Bildung entworfen von Ch. Th. Fr. Schuf. Z. d. Wiss. d. H. Grave, d. K. u. Frankurt am M. Fr. Sander, ehem. Lehrer zu Hachenburg. Mit Abbildungen. Erste Lief. Gießen, Verlag der Heyer'schen Buchhandlung. 1833. 440 Naturgeschichte der drei Reiche für alle Stände von Johann Thom. Fries. Mit Abbildungen. Erste Lieferung. Stuttgart, Hoffmann. 1833.

Beide Werke haben vor Jenen, den größern Theil des Lesepublicums mit der Naturgeschichte bekannt zu machen, das Verdienst, daß sie nicht, wie so viele andere, bloß für Schulen und andere Lehranstalten der eigentlichen Naturwissenschaft, also auch vorbildlicher als die bisherigen Werke, sondern für alle Stände und Jedermann, der sich für Naturgeschichte interessirt, bestimmt sind und Belehrungen, wobei die Kenntniß der Sache nicht fehlt, geben wollen.

Beide Werke verfolgen beides Zweck auf verschiedene Wege. Der Verfasser Nro. 437 hat, wie man in seiner Vorrede sieht, sich zum Ziele gesetzt, die Art und Weise Belehrung und Unterhaltung bei einzelnen Naturgegenständen anzugeben, über welche Jeder, der sich für Naturwissenschaft, und hier Thierkunde insbesondere, interessirt, sich Belehrung und Unterhaltung verschaffen könne, und zwar durch Beschreibung von Naturkörpern nach drei ordnen, auf einem Zusammenhange, welche Jeder, der sich für Naturwissenschaft interessirt, leicht finden, und gewissermaßen als Repertorium für Belehrung und Unterhaltung benutzen kann, und so ist denn auch die Beschreibung jedes Naturkörpers nicht nur mit Belehrungen, sondern auch mit Anekdoten und Sagen, die sich an denselben knüpfen, durchwebt, als ob man sich in einer Gesellschaft befände, und spräche bei einem Thiere über Alles, was darüber bekannt ist. Ob gerade so, wie es hier geschieht, Jeder, der sich für Naturwissenschaft interessirt, sich Belehrung und Unterhaltung verschaffen will, ist eine andere Frage, die wir nicht bejahen können, weil wir glauben, daß

des Salzes, dessen Ursprung und Wesen zu erklären. Dazu muß man auch die physische Astronomie, die Physik und Chemie herbeiziehn. Ich kenne ein sehr berühmtes Lehrbuch der Mineralogie, worin das Meersalz aus der Auflösung unter dem Meer verborgner Steinsalzlager abgeleitet ist; und doch kann es wegen seiner gleichmäßigen Vertheilung und besondern Beschaffenheit nur Folge eines kosmischen Einflusses seyn und die Lehre von den Wirkungen der Sonne gibt darüber allein Aufschluß.

Es ist aber eben so gewiß, daß die Philosophen oft über dem Ganzen das Einzelne vergessen, und zu begierig, das Ganze zu erklären, auf ungenügende Erfahrungen oder bloße Vermuthungen ein falsches System bauen. Dann sind wieder die Empiriker unentbehrlich, die durch treue und sorgfältige Prüfung des Einzelnen jenen falschen Systemen ihre Unhaltbarkeit nachweisen. Wie in dem so eben angeführten Beispiel der Empiriker mit seiner willkührlichen Hypothese vom Ursprung des Meersalzes durch den Philosophen widerlegt wurde, so ist mir, gerade umgekehrt, auch wieder ein Beispiel bekannt, daß eine gute Anzahl Naturphilosophen durch eine einfache mineralogische Erfahrung widerlegt wurden. Man weiß, daß die Philosophen gewetteifert haben, auf die willkührliche Annahme einer Veränderung der Erdaxe allerlei Hypothesen in Betreff der Sündfluth, der fossilien Thiere und Pflanzen, des Untergangs der Insel Atlantis, eines großen klimatischen Wechsels, eines Umtausches des Kontinents und Wassers ꝛc. zu gründen. Aber alle diese Hypothesen sind durch die einfache mineralogische Erfahrung widerlegt, daß die Metalle im Innern der Erde eine bestimmte Lage gegen die Pole haben, daß sie sich nach den Zonen gruppiren. Da nun wenigstens die großen Metall-Lager, z. B. das nordische Eisen, ganz gewiß so alt als die Erde selbst ist, so folgt daraus, daß sich auch die Erdaxe nicht verändert haben kann. Ich will noch ein Beispiel anführen. Wie viele Hypothesen sind nicht auf Newtons Gravitationslehre gebaut worden, sofern man die Bewegung der Planeten um die Sonne mit der Lichtempfänglichkeit, und die sie alle regierende Schwerkraft der Sonne mit ihrer Lichtkraft identificirte. Aber alle diese, in unsern sämmtlichen Naturphilophien sich wiederholenden und nur mehr oder weniger modificirten Hypothesen fallen in Nichts zusammen, seitdem es eine astronomische Erfahrung ist, daß Sonnen, die beide gleiche Lichtkraft haben, sich auch um einander bewegen (die Doppelsterne). Zu geschweigen so mancher philosophischen Hypothese, die auf den Magnetismus, die Elektricität und die chemischen Urstoffe gegründet worden sind, bevor man diese Elementarkräfte und Stoffe durch empirischen Fleiß näher kennen lernte.

Aus diesen Beispielen wird man erkennen, wie nothwendig die aufs Einzelne gehende Empirie und die, immer durch Vergleichung des Einzelnen das Ganze vermittelnde Philosophie sich einander ergänzen müssen. Und darum ist es tadelnswerth, daß sich Leuckart in der Einleitung der Heidelberger Naturgeschichte so feindselig gegen die Naturphilosophie erklärt, während Oken weit gerechter gegen die Empirie ist, die er nicht zu beseitigen, sondern deren Erfahrungen er nur durch die Philosophie, (bei ihm nicht anders als vergleichende Anatomie der ganzen Natur) zu sichten und in Einklang zu bringen sucht.

Das Heidelberger Werk enthält in den vorliegenden ersten Lieferungen außer der allgemeinen theoretisch-geschichtlichen Einleitung Leuckarts in einer, Bischoffs Botanik in zwei, Blums Oryktognosie in vier, v. Leonhards Geologie und Geognosie in zwei Lieferungen. Die Botanik ist noch nicht vollendet, aber in ihrem ersten die einzelnen Pflanzenorgane beschreibenden und die Pflanzenphysiologie enthaltenden Theile so reichhaltig als klar, und erweckt für diese schöne Wissenschaft das wärmste Interesse. Selbst ein berühmter Botaniker hat der Verfasser auch alle neuen Erfahrungen und Vermuthungen andrer Koryphäen seines Fachs über die so geheimnißvolle Lehre des Pflanzenlebens benutzt, und dem Leser Kenntnisse mitgetheilt, die sich derselbe sonst nur durch die Anschaffung kostbarer Werke hätte aneignen können. Wir werden auf diesen interessanten Gegenstand bei Betrachtung des großen Werks von Candolle zurückkommen.

Blums Oryktognosie (Kenntniß der einzelnen Bestandtheile des Erdkörpers oder eigentliche Mineralogie) enthält zuerst eine Aufzählung aller möglichen mineralogischen Kennzeichen (Kristallisation, Dichtigkeit, Richtung, Durchsichtigkeit, Farbe, Elektricität, Magnetismus, chemische Beschaffenheit), und geht dann auf die Klassifikation über, indem sie ohne einen Ueberblick über das Ganze des Mineralreichs, sogleich jedes einzelne Mineral, wie es in der Schachtel auf Baumwolle vor ihm liegt, beschreibt. Hier verwirrt sich der Blick, das Gedächtniß kann so viel Namen nicht fassen. Doch der Mann vom Fach wird dieses sorgfältige Register der Mineralien zum Nachschlagen sehr nützlich finden. Jede abweichende Kristallisationsform ist in Holzschnitt neben dem Text anschaulich gemacht, so wie überhaupt die äußere Ausstattung des Buchs nichts zu wünschen übrig läßt.

Von Leonhards Geologie und Geognosie dient zur nothwendigen Ergänzung des vorigen Werks, indem sie die Konstruktion und Physiognomie der Gebirge und Erdschichten im Ganzen betrachtet. Hierbei leisten besonders die zahlreichen Abbildungen, welche Gebirgsdurchschnitte und Entblößungen der Erdschichten darstellen,

dem Leser großen Nutzen. Der Verfasser ist bekanntlich Vulkanist. —

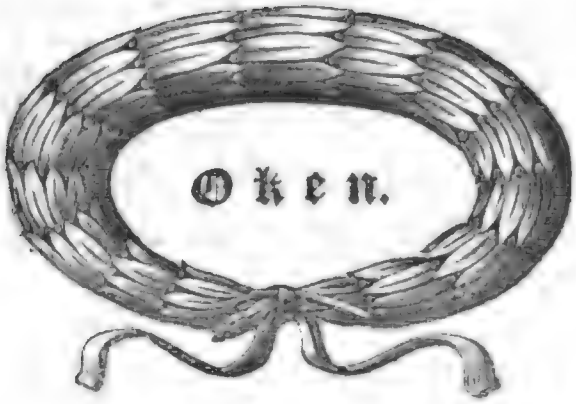
In der Naturgeschichte von Oken spricht uns der klare, tiefe, durchaus konsequente, darum die unendliche Mannichfaltigkeit der Natur wie mit einem Talisman leicht beherrschende Geist dieses großen Denkers und Forschers auf erfreuliche Weise an. Schon in frühern Blättern haben wir über sein System gesprochen. Es bleibt sich immer gleich. Hier, wo ihm mehr Raum gestattet ist, geht er sehr ins Detail, ohne je das Ganze aus dem Auge zu verlieren. Die vorliegenden Lieferungen enthalten das Thierreich, das Oken seinem Wesen nach als ein einziges großes, nur in der Erscheinung in viele Thierarten zerfallenes Thier betrachtet. Alle diese Thierarten entstehn blos dadurch, das jede nur ein Theil des idealen Urthiers ist, das jede nur das eine oder andre Organ vorzugsweise entwickelt hat, und andre nicht. Zuerst behandelt daher der Verfasser die thierischen Bestandtheile, Eigenschaften und Organe überhaupt, und verfolgt jede dieser Eigenschaften, jedes dieser Organe durch das ganze Thierreich, aufsteigend vom niedrigsten Vorkommen bis zur vollendetsten Ausbildung. Folgendes ist die erste Bildung des thierischen Organismus: „Man mag einen organischen Theil, sey es von Pflanze oder Thier, auf jede denkbare Weise zubereiten, ob durch mechanische Theilung oder Aussieden oder durch Fäulniß: so wird man immer auf unendlich kleine Kügelchen oder Bläschen kommen, die unter dem Mikroskop oft kaum den tausendsten Theil eines Zolls dick sind. a) Grundform. 1) Beim Auskochen der Pflanzen erhält man einen Schleim; beim Auskochen der thierischen Theile eine Gallert oder einen Leim, welche beide aus nichts als kleinen Kügelchen bestehen, die in Wasser schwimmen. Der Grundstoff des Pflanzenkörpers ist mithin Schleim, der des thierischen ein etwas veränderter Schleim, nämGallert. 2) Betrachtet man frische Pflanzentheile durch das Mikroskop, so zeigen sie sich durch und durch aus sechseckigen Bläschen zusammengesezt, die man Zellen nennt. Betrachtet man dünne Blättchen von thierischen Häuten, Muskelfasern, Nervenmark; so sieht man ebenfalls nichts als Kügelchen, die dicht an einander liegen, dort unregelmäßig, hier in Linien geordnet, nur durch die Substanz und Gestalt von den Pflanzenzellen verschieden. Aber auch die Pflanzenzellen waren ursprünglich rund, so lang sie nämlich jung, sehr saftreich waren, und nur locker an einander lagen. Die sechseckige Gestalt bekommen sie erst durch wechselseitigen Druck. 3) Läßt man organische Stoffe frisch oder gekocht faulen, so bemerkt man bei der Auflösung derselben, unter Trübung der Flüssigkeit, Millionen von Bläschen, welche frei herumschwimmen und sich sowohl durch ihre Bewegung als auch oft selbst durch Verschlucken mit einem Munde als thierische Wesen kund geben. Man nennt sie Infusionsthierchen. Mögen sie nun unmittelbar aus der Trennung der organischen Stoffe oder aus Eiern entstanden seyn; so beweisen sie in beiden Fällen, daß der Uranfang des Thierreichs ebenfalls aus unendlich kleinen Bläschen besteht. Die Substanz dieser kleinen Thierchen ist ebenfalls schleimartig. Untersucht man aber dergleichen Schleimthiere, die größer sind, Polypen oder sogenannte Quallen aus dem Meere; so ist die Substanz ein Mittelding zwischen Schleim und Eiweiß. Auf diese Weise sehen wir, daß die organische Masse, indem sie aus dem Pflanzenreich heraufsteigt ins Thierreich, sich allmählich etwas verändert und veredelt. Zuerst ist sie Schleim; in den thierischen Theilen wird sie Gallert; in den selbstständigen niederen Thieren endlich Eiweiß, welches sich auch in den Eiern der höheren Thiere und selbst in allen ihren Theilen forterhält. Die Urform der organischen Welt ist mithin das Bläschen; die Ursubstanz der Schleim, beim Thier Gallert, auf einer höhern Stufe Eiweiß. b) Grundgewebe. 1) Das aus solchen Bläschen bestehende Gewebe heißt Zellgewebe, bei den Thieren wegen seiner Weichheit auch Schleimgewebe. Es findet sich in seiner ursprünglichen Gestalt zwischen allen an einander stoßenden Theilen des Leibes, besonders solchen, welche sich auf einander bewegen, wie die Muskeln. Es ist das Gewebe, welches die Fleischer aufzublasen pflegen, um dem Fleisch ein besseres Ansehen zu geben. In diesem Zustand erscheint es aus großen Zellen von verschiedener Gestalt zusammengesezt, welche Zellen aber nicht die ursprünglichen Bläschen sind, sondern vielmehr nur zusammenhängende Wände, welche aus den eigentlichen Zellgewebs-Bläschen bestehen. Dieses ursprüngliche Zellgewebe verbindet ferner die Gefäße und Ausführungskanäle in den Eingeweiden, wie in der Milz, der Leber, den Nieren u. s. w.; es enthält das Fett und erscheint mehr gefilzt in den Häuten des Darms, der Gefäße u. s. w. Alle anderen Gewebe sind nichts als Verwandlungen des Zellgewebes oder der Zellen. Die Zellen bestehen nämlich immer aus zwei Theilen, der Haut oder der Wand und dem wäßerigen Inhalt, der Hülle und der Fülle. Diese beiden Theile wechseln entweder in der Menge, oder in der Festigkeit, oder in der Gestalt. 2) Wenn der Inhalt selbst fest wird und sich von der Wand nicht mehr unterscheidet; so entsteht eine Kugel, wie in den Knochen. Die Knochen sind ein Zellgewebe, dessen Inhalt sich ganz in die Kalkerde verwandelt hat. 3) Wenn dagegen die Wand weich bleibt und dadurch die Konsistenz des Inhalts bekommt; so entsteht ein weiches Kügelchen oder ein Korn, gleichsam nur Punkte, wie in der Neroenmasse, welche mithin der gerade Gegensatz vom Knochengewebe ist. 4) Bleibt dagegen die Wand in ihrem gewöhnlichen Zellzustand,

verliert sie aber ihren wässerigen Inhalt und zieht sie sich in die Länge, oder legen sich dergleichen leere Zellen der Länge nach an einander, so entsteht die Faser in den Muskeln, welche mithin der grade Gegensatz des Zellgewebes ist. Es gibt also viererlei Gewebe, deren Ursprung aber sich aus dem Zellgewebe nachweisen läßt: 1) Das Zellgewebe oder das unveränderte Bläschengewebe. Es besteht aus Schleim oder Leim. 2) Das Punktgewebe in den Nerven, worin nur der Inhalt der Zellen etwas geronnen geblieben ist. Es besteht aus Eiweiß. 3) Das Fasergewebe in den Muskeln, worin nur die Wand der Bläschen geblieben ist. Es besteht aus gerinnbarer Lymphe oder Faserstoff. 4) Das Kugelgewebe in den Knochen, worin der Inhalt und die Wand der Zellen verhärtet geblieben ist. Es besteht aus phosphorsaurer Kalkerde. Aus diesen vier Geweben lassen sich alle anatomischen Systeme und Organe entwickeln, und es gibt keines mehr, welches den Namen eines einfachen Gewebes verdiente. Das sogenannte Horngewebe, Haargewebe u. s. w. ist nichts anders als eine veränderte Haut, mithin Zellgewebe. Wenn sich das Zellgewebe selbstständig ausbildet; so entsteht das Hautsystem, wozu auch der Darm, die Gefäße und alle ächten Eingeweide gehören. Wenn das Punktgewebe sich selbstständig entwickelt, so entsteht das Nervensystem. Wenn das Fasergewebe sich selbstständig ausbildet, das Muskelsystem. Wenn endlich das Kugelgewebe selbstständig wird, das Knochensystem. Es gibt daher streng genommen nur 4 anatomische Systeme, wovon aber das erste, nämlich das Hautsystem, in mehrere untergeordnete zerfällt, in die Gefäße, den Darm und die Lunge."

In derselben Klarheit wird nun der ganze Organismus bis in seine feinsten Theile und Eigenschaften verfolgt, und die Ausbildung, das Vorherrschen dieses oder jenes Organs wird zugleich als der natürliche Eintheilungsgrund bei der Klassifikation der Thierarten festgehalten. Ueber die frühere Methode, die Thiere willkührlich nach oberflächlichen Unterscheidungszeichen einzutheilen, äußerte sich der Verfasser sehr energisch und überzeugend: „Wenn man die vorstehende Menge der Versuche betrachtet, welche man gemacht hat, um die Thiere zu klassifiziren (und es gibt noch viele andere, besonders aus der neuern Zeit, die wir weggelassen haben); so wird man gewiß erstaunen, daß fast in jedem eine andere Zahl von Klassen und Ordnungen, andere Eintheilungsgründe und eine andere Reihenfolge vorkommt. Man sollte glauben, die Natur wäre völlig planlos und nur nach Einfällen oder Zufällen bei der Hervorbringung der Thiere verfahren, und diese lägen bunt durcheinander wie etwa ein Haufen der verschiedensten Steine, die von allen Gebirgen zusammengeschwemmt worden. Die sogenannten äußeren Kennzeichen der Thiere, wie Zehen, Klauen, Flossen, Zähne, Haare, Federn, Schuppen und dergleichen, sind nur kleine Theile von irgend einem anatomischen System, etwa von Sinnorganen, von der Haut, dem Knochensystem u. s. w., und können daher nie das ganze Thier charakterisiren oder dessen Natur bestimmen, obschon sie zur Unterscheidung desselben von seinen Nachbarn hinreichen mögen. Wenn man daher klassifiziren will, so muß man auf die ganzen anatomischen Systeme, die ganzen Sinnorgane Rücksicht nehmen; ob sie z. B. an- oder abwesend sind, ob sie früher oder später in der Entwickelung des einzelnen Thiers oder des Thierreichs erscheinen. Diese allein können große Abschnitte bilden, nicht aber die Klauen, Schuppen, Haare u. s. w. Die Organe haben wieder ihre Entwickelungsstufen, und diese bilden die kleineren Unterschiede. So muß ein Darm, an dem noch keine Leber, keine Milz, keine Speicheldrüsen, keine Zunge und keine Zähne sich entwickelt haben, nothwendig unvollkommener seyn und also auf einer tieferen Stufe stehen, als ein anderer, welcher mit diesen Organen reichlich versehen ist. Thiere also mit einem einfachen Darm stehen niedriger als solche, welche noch eine Leber haben, und diese niedriger als diejenigen, bei welchen Speicheldrüsen, Zähne Lippen u. s. w. vorkommen. Hieraus ergibt es sich schon, daß die größeren Abtheilungen durch ganze anatomische Systeme, die kleineren durch Theile derselben, die noch kleineren endlich durch Verzweigungen dieser Theile, ob z. B. zwei oder drei Zehen u. s. w. vorhanden sind, bestimmt werden. Es kommt also nur darauf an, auszumachen, was ganze Systeme oder Organe sind, was nur Theile derselben, was Verzweigungen u. s. w. Kennt man noch den Rang derselben oder ihre Entwickelungsgeschichte, so läßt sich auch die Reihenfolge der Thiere bestimmen. Wir müssen demnach das gesammte Thierreich betrachten als einen auseinander gelegten thierischen Leib, dessen Organe, bald mehr bald weniger vollständig, ein eigenes Leben führen und für sich herumschwimmen oder herumkriechen, herumlaufen, herumfliegen u. s. w., so daß das eine Thier z. B. nichts anderes wäre als ein Darm, wie die Polypen, ein anderes noch die Leber hinzubrächte, wie die Muscheln, ein anderes noch die Speicheldrüsen, wie die Schnecken, ein anderes gegliederte Füße, wie die Krebse, ein anderes Knochen, wie die Fische u. s. w. Das niederste und nothwendigste Organ, wie der Darm, wird ganz allein da seyn und ein Thier bilden können, wie es beim Polypen der Fall ist."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 112. — 4. November 1833.

Naturwissenschaften.

(Fortsetzung.)

„Das Gefäßsystem aber kann nicht wohl ohne Darm gedacht werden, und die Lunge nicht ohne Gefäße u. s. f.: daher kann es nur eine Reihe von Thieren mit einem einzigen Organe geben; alle anderen müssen zusammengesezt seyn aus zwei, drei, vier u. s. w. Systemen oder Organen. Auf diese Weise läßt sich das Princip finden, wornach der Rang der Thiere zu bestimmen ist. — Wir haben bei der Entwicklung der Organe gesehen, daß sie in zwei Haufen oder Stockwerke zerfallen, in vegative und animale, oder in solche, welche Materien zu verarbeiten haben, wie die Verdauungs-, Ernährungs- und Athmungsorgane, und in solche, welche nur geistige Verrichtungen ausüben, wie die Bewegungs- und Empfindungsorgane. Unter diesen nehmen die leztern offenbar den höchsten Rang ein, und sind diejenigen, welche das wesentliche Merkmal des Thieres ausmachen. Die Thierentwicklung muß sich daher vorzüglich nach ihnen richten, und so werden sie es seyn, welche die Hauptstufen des Thierreichs bestimmen. Die Empfindungsorgane sind aber keine anderen als Sinnorgane, deren Rang wir so genau kennen, daß kein Zweifel darüber besteht. Nehmen wir daher an, daß sich die Thiere zunächst nach den Sinnorganen entwickeln; so haben wir vor Allem nachzusehen, ob das wirklich in der Natur so statt findet. Es gibt fünf Sinnorgane, und demnach müßte es auch fünf Thierhaufen geben, bei welchen diese Organe allmählich hervortreten, oder wo sie in ihrer Vollkommenheit entwickelt sind. Der Maaßstab für diese Vollkommenheit muß immer ihr Bau im Menschen seyn. Nun besteht aber das Auge des Menschen aus Hüllen und drei Feuchtigkeiten, dem Glaskörper, der Linse und dem Augenwasser; es ist ferner von Muskeln umgeben, welche es nach allen Seiten bewegen, so daß der Mensch nicht nöthig hat, den Kopf zu drehen, wenn er seitwärts sehen will; dann ist es von zwei Augenliedern bedeckt, wovon das obere das Hauptstück bildet. Endlich ist eine Thränendrüse da mit einem Thränenkanal, der sich in die Nase öffnet. Solch ein Auge findet sich nur bei den Säugthieren. Das der Vögel hat zwar auch Muskeln, kann sich aber doch nicht nach allen Seiten wenden, sondern der Kopf muß sich zu diesem Behufe drehen. Das untere Augenlied ist das größere und eigentlich das bedeckende; auch ist noch ein drittes Augenlied vorhanden, die durchsichtige Nickhaut, welche unter den ächten Augenliedern sich vom inneren Winkel nach dem äußern über das Auge zieht. Das Auge der Amphibien ist auch unbeweglich, und wird durch das untere Augenlied geschlossen. Den Schlangen fehlen sogar die Lieder. Ganz so verhält es sich mit den Fischen, bei denen sogar kaum eine Thränendrüse vorkommt. Bei den

niederen Thieren, den Insekten und Schnecken fehlen die meisten dieser Theile, und nur bei den leztern ist statt alles Inhaltes noch ein Glaskörper vorhanden. Vollkommene Augen finden sich daher nur bei den Säugthieren. Das Ohr des Menschen besteht aus der Schnecke, den drei Bogengängen, der Paukenhöhle mit ihren Knöcheln, dem äußern Gehörgang und der Muschel. So ist es auch bei den Säugthieren, mit Ausnahme der Wallfische, welchen die Ohrmuscheln fehlen, so wie den Vögeln. Bei den Amphibien ist selten eine Spur vom äußern Gehörgang und von der Schnecke vorhanden, und bei den Fischen bleibt nichts mehr übrig, als die Bogengänge. Denn, wenn auch gleich der Kiemendeckel dem Schläfenbein und den Gehörknöcheln entspricht, so steht er doch noch nicht in Verbindung mit dem Hören; auch fehlt das Paukenfell gänzlich. Unter den niedern Thieren findet man nur noch bei dem Krebs und der Dintenschnecke eine Spur von einem Ohr, nämlich eine Paukenhöhle. Ein vollkommenes Ohr kommt daher nur bei den Säugthieren und Vögeln vor, bei welchen sich allein auch eine Modulation der Stimme findet. Die Nase des Menschen ist fleischig, und auch nach hinten in den Mund geöffnet; dient daher sowohl zum Athmen als zum Riechen. Das leztere gilt auch bei den Säugthieren, Vögeln und Amphibien, denen man mithin eine vollkommene Nase zuschreiben muß, obschon ihre Naslöcher fleischlos und daher unbeweglich sind. Den Fischen fehlen die hintern Naslöcher, und sie können daher nicht durch die Nase athmen, sondern müssen es durch den Mund thun. Tiefer in der Reihe der Thiere findet sich keine Spur mehr von Naslöchern. Die Zunge des Menschen ist fleischig, und wird von einem Zungenbein getragen; er hat Speicheldrüsen und Zähne. So findet es sich, mit Ausnahme der Zähne, welche großem Wechsel unterworfen sind, bei den Säugthieren, Vögeln, Amphibien und Fischen. Ueberall sind zwei Paar Kiefer vorhanden, welche vorn entweder unmittelbar oder durch weiche Theile mit einander verwachsen sind und senkrecht gegen einander wirken. Eine solche Zunge, solche Kiefer finden sich bei keinem tiefer stehenden Thier. Beide fehlen entweder gänzlich, oder sind nur als eine unvollkommene Spur vorhanden. Die Kiefer sind in der Regel vorn getrennt, und wirken scheerenartig gegen einander wie bei den Insekten. Der Gefühlsinn des Menschen wird durch die Haut gebildet und zwei Paare von Gliedern, welche sich in fünf Finger oder Zehen spalten. So findet es sich im Ganzen bei den vier oberen Thierklassen, jedoch mit großem Wechsel der Zehen. Bei allen unteren Thieren ist die Haut entweder weich, ungefähr wie beim Menschen, oder hornig wie dessen Nägel. Im leztern Falle wird der Gefühlsinn durch mehr als zwei Gliederpaare vermittelt, welche jedoch eher unsern einzelnen Zehen als den Gliedern selbst entsprechen. Vollkommen entwickelt bei den niederen Thieren ist demnach nur der Gefühlsinn. Man kann daher sagen, der Gefühlsinn oder die Haut tritt sogleich bei den unteren Thieren auf; die Zunge zuerst bei den Fischen, die vollkommene Nase zuerst bei den Amphibien, das vollkommene Ohr zuerst bei den Vögeln und das vollkommene Auge endlich erst bei den Säugthieren. Es sind daher zunächst die Sinnorgane, nach welchen die Thierstufen sich entwickeln, und durch welche mithin ihre Natur und ihr Rang bestimmt werden: demnach gibt es 1) St. Gefühlthiere: alle niederen Thiere, wie Polypen, Schnecken und Insekten. 2) St. Zungenthiere: Fische. 3) St. Nasenthiere: Amphibien. 4) St. Ohrenthiere: Vögel. 5) St. Augenthiere: Säugthiere. Da der Gefühlsinn dem ganzen Rumpf angehört, die vier obern Sinne aber eigentlich den Kopf ausmachen, so kann man das ganze Reich der Thiere in zwei Länder theilen, nämlich in I. Land. Rumpfthiere: die Gefühlthiere. II. Land. Kopfthiere: die Zungen-, Nasen-, Ohren- und Augenthiere."

„Alle oberen Thiere haben ein Knochen-, ein Muskel- und ein Rückenmarksystem; aber ihre Systeme treten nicht überall in gleicher Vollendung auf, sondern erreichen dieselbe auch nur nach und nach. Zuerst erscheint das Knochensystem bei den Fischen, und zwar mit einer Vollständigkeit, wie es sich nachher nirgends wieder zeigt. Hier sind noch keine Knochen miteinander verwachsen, und man kann selbst beim Unterkiefer jedes Stück zählen und vom andern lostrennen, was bei den Amphibien und Vögeln nur schwer, bei den Säugthieren gar nicht mehr möglich ist. Selbst die Stachelfortsätze der Rückenwirbel gliedern sich ab und treten als Rückenstacheln hervor. Ebenso bemerkt man unten an den Schwanzwirbeln abgegliederte Fortsätze, die als Strahlen der After- und Schwanzflosse erscheinen. Auch sind alle Kopfknochen gänzlich zerfallen, und nur die Gliederknochen, eigentlich nur die der Zehen, haben eine Verkümmerung erlitten, wenn man nicht die Flossenstrahlen dafür ansehen darf. Will man daher irgendwo die ganze Zahl der Knochen kennen lernen, so muß es bei den Fischen geschehen; da schon bei den Amphibien manche Knochen verwachsen sind, bei den Vögeln die ganze Hirnschale und der Rückgrath, bei den Säugthieren die Stücke der Schulter, des Ober- und Unterkiefers und selbst des Stirn- und Hinterhauptbeins. Sogar die Substanz der Knochen ist bei den Fischen verschieden, indem sie nur bei einem Theile wirklich hart und kalkartig, beim andern aber blos knorpelartig erscheinen, und daselbst auch größtentheils verwachsen sind. Die Klassifikation der Fische muß daher vom Knochensystem genommen werden. Da aber dieses System doch nur ein einziges Ganzes ist, und keine wesentlichen Verschiedenheiten in sich trägt wie die Eingeweide, welche in Darm-, Ader- und Athemorgane sich scheiden; so muß auch die Stufe der Fische beisammen bleiben, und kann nur eine solche Reihe von Thieren

darstellen, welche man unter dem Namen Klasse zu begreifen gewohnt ist. Die Unterschiede des Knochensystems können daher nur kleinere Abtheilungen der Klasse begründen, welche man Ordnungen nennt. Die Muskeln sind beim Fische noch keineswegs wie bei den folgenden Thieren entwickelt. Die Hauptmasse derselben ist weiß, nicht in einzelne Bündel mit Sehnen geschieden, sondern gleichsam in einen ungeheuern Hautmuskel um den ganzen Leib verwachsen. Nur an den Gliedern sind die Muskeln roth, in Bündel getrennt, und laufen in deutliche Sehnen aus. Zwar haben sie Rückenmark und Hirn; das lezte aber ohne alle Windungen, undeutlich in großes und kleines geschieden, und gleichsam im Rückenmark selbst steckend, indem es durch keinen Hals vom Rumpfe geschieden ist, und der Kopf daher mit seinen Sinnen keine freie Bewegung hat, sondern denen des Rumpfes folgen muß. Solch ein Nervensystem kann man daher kein vollkommenes und kein freies nennen. Sie sind die Knochenthiere. Bei den Amphibien ist das Knochensystem durchaus hart und kalkartig, aber die freien, abgegliederten Stachelfortsäze sind größtentheils verschwunden, und die Kieferknochen fangen an zu verwachsen, so wie die Zähne sich zu vermindern; indem nur hin und wieder noch dergleichen in den Gaumenbeinen, aber nie im Pflugschaarbein und auf der Zunge vorkommen. Dagegen tritt das Muskelsystem in einer Vollkommenheit und in einem Reichthum auf wie nie wieder. Es ist roth und in eine Menge einzelner Bündel geschieden, welche in vollkommene Sehnen auslaufen. Wo sich Glieder finden, sind sie überall von vielen und dicken Muskeln umgeben. Die Kraft, welche diese Muskeln ausüben, übersteigt alle Begriffe. Die Riesenschlange zerdrückt Rinder und Tiger, der Frosch springt ein Dutzendmal höher als er selbst groß ist. Das Rückenmark, das Hirn und der Hals verhalten sich wie bei den Fischen, und die Amphibien können sich eben so wenig beschauen als die lezteren. Von der Unterabtheilung dieser Thierstufe gilt dasselbe. Weil auch das Muskelsystem nur ein einziges ist, kann diese Stufe nicht in mehrere Klassen, sondern nur in Ordnungen zerfallen. Sie sind die Muskelthiere. Bei den Vögeln ist das Knochensystem kalkig und spröd, die hohlen Knochen enthalten kein Mark, sondern Luft. Die Muskeln sind geschieden wie bei den Amphibien, aber das Rückenmark und Hirn haben eine große Vollendung erfahren. Jenes ist, so wie die Nerven, nicht mehr dick und plump, sondern dünn und zart; das Hirn hat Windungen und ist stark in großes und kleines geschieden, überdies durch einen unverhältnißmäßig langen Hals weit vom Rumpfe abgesondert, wodurch es völlige Freiheit der Bewegung erhält, und es dem Vogel möglich wird, sich nach allen Seiten zu beschauen. Auch sind die geistigen Kräfte der Vögel plözlich und auffallend vermehrt und gesteigert. Sie sind die Nerventhiere, und bilden blos eine Klasse, blos trennbar in Ordnungen. Bei den Säugthieren sind alle animalen Systeme im Gleichgewichte entwickelt so wie ihre Sinnorgane: sie sind daher der Komplex und die Darstellung aller anatomischen Systeme und aller Sinne. Sie sind die Sinnenthiere, und bilden auch nur eine untrennbare Klasse. Die fünf Thierstufen lassen sich daher auch auf folgende Art charakterisiren. A. Rumpfthiere sind fleischlose oder wirbellose. I. Gefühlthiere sind Eingeweidthiere. B. Kopfthiere sind Fleischthiere oder Wirbelthiere. II. Zungenthiere sind Knochenthiere — Fische. III. Nasenthiere sind Muskelthiere — Amphibien. IV. Ohrenthiere sind Nerventhiere — Vögel. V. Augenthiere sind Sinnenthiere — Säugthiere."

15) Pflanzengeographie nach Alexander von Humboldts Werke über die geographische Vertheilung der Gewächse, mit Anmerkungen, Beilagen ꝛc. von C. T. Beilschmied. Mit einem Chärtchen. Breslau, W. G. Korn, 1831.

Eine höchst interessante Uebersicht der Pflanzenwelt, wie aus folgenden statistischen Resumés erhellen mag.

„Nach Vergleichung der Angaben deutscher, französischer und anderer europäischer Autoren, so wie der Floristen und Erforscher Amerikas, ergab sich der Pflanzenreichthum auf gleichem Raume unter den Parallelen von 0°, 15° und 68° als gleich den Zahlen: 12. 4. 1., die mittlere jährl. Temperatur ist dabei = 27°, 5.; 13°; 0, °2 C.; die mittlere Sommertemperatur = 28°; 21°; 12° Centigr. Obgleich die Zahl der auf der Erde verbreiteten Pflanzenarten um das Mehrfache größer ist als die jezt bekannte Menge, so ist doch zu bemerken, daß bis jezt 44000 Arten beschrieben oder in europäischen Herbarien befindlich sind, während die Griechen, Römer und Araber zusammen kaum 1500 erwähnen. (R. Brown zählt 33000; de Candolle über 40000. Von obigen 44000 sind 6000 Agamen blos zelligen Baues; von den 38000 Phanerogamen (und Farrnkräuter) gehören:

Europa	7000	incl. der mit andern Welttheilen gemeinschaftl.
Dem gemäßigten Asien (eigenthüml.)	1500	(excl. Herbarien.)
Dem äquatorial. Asien nebst Inseln	4500	
Afrika	3000	
Dem gemäßigten Amerika beider Hemisphären	4000	
Amerika in der heißeren Zone .	13000	incl. Pflanz. der Herbarien.
Neuholland und den Südseeinseln	5000	
	38000	

Vorzügliches Interesse dürfte folgende Bemerkung verdienen. „Man kann übrigens bemerken, daß die Entwickelung der Pflanzen verschiedener Familien und die Vertheilung der Formen weder von den geographischen

Breiten, noch selbst von den isothermen Breiten allein abhängt, sondern daß die Quotienten auf einer und derselben isothermen *) Linie der gemäßigten Zone nicht immer gleich sind, z. B. in den Ebenen Amerikas und des alten Kontinents. Zwischen den Wendekreisen besteht ein sehr merklicher Unterschied zwischen Amerika, Ostindien und den Westküsten von Afrika. Die Vertheilung der organisirten Wesen auf der Erde hängt nicht allein von sehr zusammengesetzten klimatischen Verhältnissen ab, sondern auch von geologischen Ursachen, welche uns ganz unbekannt sind, da sie mit dem ursprünglichen Zustande der Erde zusammenhängen. Die großen Dickhäuter fehlen heutzutage in der neuen Welt, während wir sie in Asien und Afrika noch unter analogen Klimaten antreffen. Im tropischen Afrika ist die Familie der Palmen wenig zahlreich im Vergleich mit der großen Menge ihrer amerikanischen Arten. Diese Verschiedenheiten müssen uns, weit entfernt uns vom Spähen nach den Naturgesetzen abzuwenden, vielmehr reizen, diese in allen ihren Verwickelungen zu studiren. Die Linien gleicher mittleren jährl. Wärme **) folgen nicht den Breitekreisen; sie haben, wie Verf. anderwärts gezeigt hat, ihre konveren (Polarbiegungen) und konkaven (d. i. Aequatorial-) Gipfel oder Biegungen, welche sehr regelmäßig über die Erde vertheilt sind, und längs der Ostküsten und der westlichen Küsten der alten und der neuen Welt, in der Mitte der Kontinente und in der Nähe der großen Meeresbecken verschiedene Systeme bilden. Wahrscheinlich wird man, wenn erst physikalische Botaniker einen größeren Theil der Erde durchreiset haben werden, finden, daß oft die Linien der Maxima der Zusammengruppirungen (die Linien, die durch die Punkte gezogen sind, wo die Brüche die kleinsten Nenner bekommen haben) isotherme Linien (Linien gleicher mittl. Wärme) werden. Theilt man den Erdball nach zwischen zwei Meridianen liegenden Streifen, und vergleicht die numerischen Verhältnisse der Pflanzen unter denselben Isothermenbreiten, so findet man, daß verschiedene Zusammengruppirungs-Systeme da sind. Schon können wir bei dem jetzigen Zustande unserer Kenntnisse vier Haupt-Vegetations-Systeme annehmen: das des neuen Kontinents, des westlichen Afrika, das von Ostindien und das von Neuholland. So wie, ungeachtet der regelmäßigen Zunahme der mittleren jährl. Wärme vom Pole nach dem Aequator zu, das Maximum der Wärme in den verschiedenen Gegenden unter verschiedenen Längengraden nicht gleich ist, so gibt es auch Orte, wo gewisse Familien eine größere Entwickelung erreichen als irgendwo anderwärts; dies ist der Fall bei den Compositae in der gemäßigten Zone in Nordamerika und besonders an der Südspitze von Afrika. Diese theilweisen Anhäufungen bestimmen die Physiognomie der Vegetation, bilden das, was man die charakteristischen Züge einer Landschaft nennt."

Von der Pflanzenwelt liegt der Schluß auf die Thierwelt nicht fern. „Diese Art der Untersuchung, wie sie der Verf. an den Pflanzen versucht hat, wird einst mit Erfolge bei den verschiedenen Klassen der Wirbelthiere angewandt werden. Die ungeheuren Sammlungen des Musée d'histoire naturelle zu Paris enthalten 56,000 Arten phanerogamischer und kryptogamischer Pflanzen, 44,000 Insekten, 2500 Fische, 700 Reptilien, 4000 Vögel und 500 Säugethierarten. Europa besitzt ungefähr 80 Säugethiere, 400 Vögel, 30 Reptilien; es gibt also in der nördlichen gemäßigten Zone fünfmal so viel Vögelarten als Säugethiere (wie es in Europa fünfmal so viel Compositae als Amentaceae und Coniferae, fünfmal so viel Leguminosae als Orchideae und Euphorbiaceae gibt). In der südlichen gemäßigten Zone verhalten sich auch auffallend genug übereinstimmend, die Säugethiere zu den Vögeln = 1 : 4, 3. Die Vögel und mehr die Reptilien, nehmen gegen die heiße Zone viel mehr zu als die Säugethiere. Man könnte nach Cuviers Forschungen glauben, daß das Verhältniß früher anders gewesen, daß viel mehr Säugethiere durch Umwälzungen untergegangen sind, als Vögel. Latreille hat gezeigt, welche Gruppen der Insekten nach dem Pole, welche nach dem Aequator hin zunehmen. Illiger hat die Heimath von 3800 Vögeln nach den Welttheilen angegeben — weit weniger belehrend als es nach den Zonen geschehen seyn würde. — Es läßt sich erklären, wie auf einem gegebenen Erdraume die Individuen einer Pflanzen- oder Thierklasse einander nach Anzahl beschränken, wie nach Kampfe und langem Schwanken sich nach den Bedürfnissen der Nahrung und Lebensart ein Zustand des Gleichgewichtes einstellte; aber die Ursachen, welche die Formen räumlich abgegränzt haben, liegen unter dem undurchdringlichen Schleier, der unsern Augen alles verdeckt, was den Anfang der Dinge und das erste Erscheinen des organischen Lebens betrifft."

Andeutungen dieser Art mögen beweisen, welche außerordentliche Fortschritte die Naturkunde in jüngerer Zeit gemacht hat. Nach Darlegung dieser allgemeinen Grundzüge geht der Verf. ins Detail und spricht in verschiedenen Abhandlungen über die klimatische Vertheilung der wichtigsten Pflanzenfamilien, über das gesellige und isolirte Vorkommen der Pflanzen, über die Pflanzenkontraste der alten und neuen Welt, über den Einfluß der Höhenverschiedenheit auf die Vegetation, und zwar zugleich in den verschiedenen Zonen, über das Klima der Kulturpflanzen ꝛc.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) und **) isotherme Linien: A. v. H. zog aus meteorol. Beobachtungen von sehr verschiedenen Orten allgemeine Gesetze für die Vertheilung der Wärme auf der Erde; bildlich machte er diese dadurch anschaulich, daß er Linien durch diejenigen Punkte zog, welche die nämliche jährliche Mitteltemperatur genießen. Er bezeichnete dabei zugleich die Sommer- und Winterwärme in Form eines Bruches. Die nach den bisherigen Materialien aufgestellten Zahlen sind nur approximativ, bedürfen der Bestätigung oder Berichtigung durch Beobachtungen an mehreren Orten, damit dann die durch Lokalität entstandenen Anormitäten ohne Wirkung bleiben. Die isoth. Linien laufen in der heißen Zone ungefähr mit dem Aequator parallel, weichen aber in der temperirten und kalten mehr und mehr von dieser Richtung ab, und erleiden im Westen von den Meridianen Europas und des nördlichen Afrikas bedeutende Aequatorial-Biegungen, eben so gegen Osten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Eandolle.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch. — № 113. — 6. November 1833.

Naturwissenschaften.

(Fortsetzung.)

16) Flora Francaise ou Description synthétique et élémentaire de toutes les plantes, qui croissent naturellement sur le territoire Français, ou qui y sont généralement cultivées, pour l'usage des habitans de la campagne et des jeunes botanistes; par M. le Chevalier Lamarck, Membre de l'Institut, Professeur au Muséum d'histoire naturelle, Membre de la Légion d'honneur, et de plusieurs Académies et Sociétés savantes. Tome troisième. Paris, chez Desray, Libraire, rue de la Harpe, № 78. 1815. 8. 1 Alphabet 4 Bogen.

Der dritte Band dieses Werkes ist in seinem Aeußern dem ersten und zweiten ganz gleich, und enthält die Fortsetzung der botanischen Beschreibungen in der Ordnung, wie sie der erste Band angefangen hat. Er enthält die Familien der Cruciferen, Capparideen, Resedaceen, Cistineen, Violarien, Polygaleen, Caryophylleen, Portulaceen, Tamariscinen, Hypericineen, Malvaceen, Büttneriaceen, Tiliaceen, Hermannieen, Dombeyaceen, Sterculiaceen, Byttneriaceen, Ochnaceen, Guttiferen, Camellien, Ternströmiaceen, Hesperideen, Aurantien, Meliaceen, Rutaceen, Zygophylleen, Balsaminen, Geraniaceen, Oxalideen, Ampelideen, Rhamneen, Celastrineen, Staphyleaceen, Terebinthaceen, Papilionaceen, Amygdaleen, Rosaceen, Pomaceen, Saxifragen, Ribesiaceen, Cucurbitaceen, Passifloren, Loaseen, Cacteen, Grossularien, Philadelphen, Onagrarien, Hydrocharideen, Halorageen, Myrtoideen, Melastomen, Granatbäume, Lythrarien, Combretaceen, Rhizophoren, Cucurbitaceen, Ficoideen, Umbelliferen, Araliaceen, Cornaceen, Caprifoliaceen, Rubiaceen, Valerianeen, Dipsaceen, Synanthereen, Lobeliaceen, Campanulaceen, Ericineen, Epacrideen, Vaccinien, Diapensien, Styraceen, Ebenaceen, Jasminien, Apocyneen, Asclepiadeen, Gentianeen, Polemoniaceen, Convolvulaceen, Hydrophylleen, Borragineen, Labiaten, Solaneen, Scrophularien, Orobanchen, Acanthaceen, Gesneriaceen, Bignoniaceen, Pedalineen, Lentibularien, Primulaceen, Plumbaginen, Plantaginen, Nyctagineen, Amarantaceen, Chenopodeen, Polygoneen, Thymeleen, Elaeagneen, Proteaceen, Santalaceen, Euphorbiaceen, Urticeen, Amentaceen, Coniferen, Cycadeen, Orchideen, Asparagineen, Colchicaceen, Melanthaceen, Smilaceen, Liliaceen, Irideen, Narcissen, Amaryllideen, Hypoxideen, Dioscoreen, Bromeliaceen, Commelinen, Palmen, Aroideen, Typhaceen, Juncaceen, Cyperoideen, Gramineen, Fougères, Lycopodiaceen, Equisetaceen, Characeen, Algen, Champignons, Lichenen, Hepaticen, Mousses.

Der Verfasser hat sich bei der Abfassung dieses Werkes, wie er selbst sagt, vorzüglich zum Zweck gesetzt, die Pflanzen Frankreichs so zu beschreiben, daß sie leicht zu erkennen wären, und hat sich deshalb nicht damit begnügt, die Pflanzen nach ihren Charakteren zu beschreiben, sondern hat auch ihre Eigenschaften, ihren Nutzen und ihre Anwendung in der Medicin, Oekonomie und Industrie angegeben. Er hat sich bemüht, die Pflanzen nach ihren natürlichen Familien zu beschreiben, und hat, wo es ihm nöthig schien, auch die Gattungen in Sectionen eingetheilt, um die Bestimmung der Arten zu erleichtern. Die Gattungen und Arten sind nach den Grundsätzen, die in seinen Vorlesungen über Botanik im Pflanzengarten zu Paris befolgt werden, bestimmt worden. Die Synonymie ist nur in so weit angeführt, als sie zur Bestimmung der Arten nöthig schien. Die Beschreibungen sind nach Linné's Sexualsystem geordnet, und die Classen und Ordnungen desselben sind in den Ueberschriften angegeben. Die Gattungen sind nach den natürlichen Familien, denen sie angehören, und die Arten nach den Gattungen, denen sie angehören, geordnet. Die Charaktere der Familien, Gattungen und Arten sind in französischer Sprache abgefaßt, und die Beschreibungen sind so kurz gemacht, als es ohne Undeutlichkeit geschehen konnte

Daß in der Pflanze, wie im Thier, Leben und selbstständige Thätigkeit sey, ist unverkennbar. „Der Nahrungssaft steigt in den lebenden Gewächsen mit Kraft in die Höhe, und sein Aufsteigen kann man keineswegs mit dem langsamen und stufenweisen Aufsaugen der Flüssigkeiten in dem abgestorbenen Pflanzengewebe vergleichen. Das Licht übt sowohl auf das Aufsteigen des Nahrungssaftes, als auf die Menge des durch die lebenden Blätter verdunsteten Wassers, einen bedeutenden Einfluß aus, und scheint hingegen auf die nämlichen Organe nach ihrem Tode gar nicht einzuwirken; lebend zersetzen die Blätter mit Hülfe des Lichtes das kohlensaure Gas, todt verändern sie es gar nicht. Die chemischen Verwandlungen, die während des Lebens im Pflanzengewebe vorgehen, sind ganz anderer Art als diejenigen, welche an abgestorbenen Gewächsen durch äußere Potenzen hervorgebracht werden; oft sind leztere geradezu das Gegentheil von ersteren. Die Entwicklung in die Länge und Breite, der Orgasmus, welcher der Befruchtung vorangeht und das Erwachen des thätigen Lebens im Embryo, der im Samen gleichsam schlief, sind eben so viele Erscheinungen, die von keiner einzigen rein physikalischen Ursache abgeleitet werden können, und die wir, theils durch die Analogie mit dem Thierreiche, theils unmittelbar durch die Betrachtung der Gewächse belehrt, nur zur vitalen Excitabilität rechnen dürfen. — Ich nehme nun an, daß die Pflanzenzellen, welche bald mehr oder weniger getrennt, bald mehr oder minder verwachsen sind, aus häutigen Bläschen bestehen, die während ihres Lebens, und vorzüglich in ihrer Jugend, eine vitale Contraktilität besitzen. Diese fällt freilich nicht sehr in die Augen, ist aber nichtsdestoweniger den systolischen und diastolischen Bewegungen der Thierherzen analog, oder richtiger, sie entspricht den abwechselnden Zusammenziehungen und Ausdehnungen der Hydatiden und gewisser mikroskopischer Infusorien. Knight nimmt ebenfalls die Zusammenziehungen der Zellen als Hauptgrund der Saftbewegungen bei den Pflanzen an. Ich weiche von diesem berühmten Physiologen nur darin ab, daß er die Temperatur als wesentlichen Grund dieser Zusammenziehungen angibt, während sie meiner Meinung nach eine Wirkung der durch den Einfluß der Wärme, oder in gewissen Fällen durch den Einfluß des Lichtes oder anderer Reize erregten Lebensthätigkeit sind.“

Ueber diese Urkraft alles Pflanzenlebens äußert sich der tiefsinnige Forscher noch ausführlicher. „Den Ursprung oder die eigenthümliche Natur der Membran, welche die Grundlage des organischen Baues bildet, kennen wir bei den Gewächsen eben so wenig als bei den Thieren. Diese Membran, die sich in ihrer frühesten Jugend dem Auge als dünnes, durchsichtiges und unorganisches Häutchen darstellt, verbirgt nichtsdestoweniger unergründliche Geheimnisse; denn sie ist es, die, je nach ihrer besonderen Beschaffenheit, die specielle Zubereitung der Säfte bestimmt. Je unveränderter sie bleibt, desto fähiger ist sie in der Regel, Feuchtigkeit einzusaugen und sich mit Nachdruck zusammenzuziehen. Vorzüglich aus diesem Grund entwickeln die Zellen der sich immer erneuernden Wurzelschwämmchen, und überhaupt die Zellen der jungen Pflanzentheile, eine bei anderen selten vorkommende Thätigkeit. In gleichem Verhältnisse, wie nun die Zellen die sie umgebende Feuchtigkeit einsaugen, und in ihrer Höhle verarbeiten, erzeugen sie in derselben Holzstoff, oder Satzmehl, oder Farbstoff (chromule), oder Oel u. dgl. m., und zugleich werden ihre Wanderungen starrer und verlieren um so mehr von ihrer hygroskopischen und Zusammenziehungs-Kraft. Auf diese Weise verlieren die Blattzellen, mit Farbstoff und erdigen Ablagerungen ausgekleidet, am Ende des Sommers ihre Thätigkeit. Auf gleiche Weise vermehren die langgestreckten Zellen (clostres) des Splintes allmählich die Menge des Holzstoffes, den sie enthalten. So lange als der Prozeß dauert, vermögen sie noch, sich zusammenzuziehen; haben sie aber einmal so viel Flüssigkeit, als sie enthalten können, aufgenommen, und sind, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, gesättigt (saturés), so verwandeln sie sich in Holz und verlieren die Kontraktilität vollkommen, oder werden doch auf eine dem leidenden Zustande sehr nahe Thätigkeit beschränkt.“

Wir übergehn, was der Verfasser über das durch diese Lebens-Kontraktilität der Wurzelschwämmchen bewirkte Einsaugen des Nahrungssafts und über das Aufsteigen desselben in den Intercellulargängen der Pflanzen sagt. Ueber die Einwirkung des Lichts und der Wärme auf diese Erscheinungen finden wir noch folgende wichtige Bemerkung: „Ich habe es gewagt, zu glauben, die Zellen besäßen eine Lebens-Kontraktilität, die den systolischen und diastolischen Bewegungen analog sey, welche man sowohl am Herzen der Wirbelthiere als an den Hydatiden und anderen ähnlichen Thieren wahrnehme, und diese zusammenziehende Bewegung, welche die Zellen und Intercellulargänge abwechselnd erweitere und verengere, diene auch dazu, die Bewegung des rohen Nahrungssaftes zu veranlassen. Bei dieser Ansicht begreift man, wie das Licht und die Wärme, welche Reizmittel für alle lebenden Körper sind, auch die Lebensthätigkeit der Pflanzenzellen anreizen. Man begreift ferner, wie die Erscheinungen eben so gut in der Tiefe der Gewässer stattfinden können, als an der Luft; wie sie in allen Höhen und zu allen Zeiten vorkommen können, und endlich, wie es zugehe, daß sie mit dem Leben verschwinden.“

So viel von der ersten Lebenskraft der Pflanze. Ueber die Wirkungen derselben in dem Leben und der

Entwicklung der Pflanzen erhalten wir folgende Uebersicht: „1) Das Waſſer, welches durch die Wurzeln in die Gewächse eindringt, enthält Kohlenſäure. Dieſe wird durch den rohen Nahrungsſaft den grünen Theilen zugeführt, und dort durch die Einwirkung des Sonnenlichtes zerſezt; der Kohlenſtoff bleibt in den erwähnten Theilen, und der Sauerſtoff entweicht in Gasgeſtalt. 2) Die von den farbigen Theilen der Pflanzen mit dem Sauerſtoffe der Luft gebildete Kohlenſäure entweicht zum Theil in die Atmoſphäre, und wird zum Theil in dem Vegetations-Waſſer aufgelöst, gleichwie die von den Wurzeln eingeſogene Kohlenſäure den blattartigen Theilen zugeführt, und dort zerſezt. 3) In dem von den Wurzeln eingeſogenen Waſſer findet ſich eine gewiſſe Menge auflöslicher vegetabiliſcher oder thieriſcher Subſtanz, die Kohlenſtoff enthält. Dieſer Kohlenſtoff wird durch den Nahrungsſaft den grünen Pflanzentheilen zugeführt; zur Nachtzeit verbindet er ſich mit dem von ihnen eingeſogenen Sauerſtoffe, und den folgenden Tag wird dieſe in den Blättern gebildete Kohlenſäure durch das Sonnenlicht zerſezt; gleichſam als könnte ſich der Kohlenſtoff nicht anders auf eine für das Pflanzenleben vortheilhafte Weiſe im Nahrungsſaft abſetzen, als wenn er von zerſeztem kohlenſaurem Gaſe herrühre. 4) Die grünen Pflanzentheile, die mit einem Mittel (Luft oder Waſſer) in Berührung kommen, welches eine kleine Menge Kohlenſäure enthält, bemächtigen ſich dieſer, zerſetzen ſie, und ſtoßen den Sauerſtoff aus; iſt zu viel Kohlenſäure vorhanden (mehr als ein Zwölftheil), ſo wirkt ſie auf das Blatt wie eine Art Gift, und wird demſelben nachtheilig oder tödtlich. Das Hauptreſultat dieſer weitläuftigen Verrichtung, welche man als das Athemholen der Pflanzen betrachten kann, iſt alſo, daß Kohlenſtoff an die Pflanze gebunden wird. Das Athemholen der Thiere hingegen geht beſonders darauf aus, die Menge des Kohlenſtoffes zu vermindern. Es iſt folglich das Athemholen in dem einen Reiche gerade das Gegentheil von dem, was es im andern iſt.“

Aus dem nicht verdunſteten, ſondern in der Pflanze zurückbleibenden Waſſer, in welchem der Kohlenſtoff durch Zerſetzung der Kohlenſäure gebunden wird, entſteht ein neuer Saft, der in der Pflanze rückwärts und abwärts ſteigt. „Dieſe abfließenden Säfte ſind aber weit entfernt, alle von gleicher Beſchaffenheit zu ſeyn. Einige unter ihnen, wie z. B. die gummöſen Stoffe und andere analoge, ſind einander bei allen Gewächſen ſehr ähnlich; andere ſind durch ihre Beſtandtheile und ihre Bildungsgeſchichte himmelweit von einander verſchieden. Welches Geſchäft ſollen wir nun einem jeden dieſer Säfte anweiſen? Dieſe Frage iſt in der Pflanzen-Phyſiologie von allen die ſchwierigſte.“ Der Verfaſſer muß ſich begnügen, die einzelnen Erſcheinungen zu ſchildern und auf ihre wahrſcheinliche Verwandtſchaft aufmerkſam zu machen. So identificirt er das Gummi und Stärkmehl, als die Hauptprodukte jenes abſteigenden Safts. „Iſt, wie aus Allem wahrſcheinlich wird, das Gummi wirklich die natürliche Nahrung der Gewächſe, ſo bilden die Stärkmehlkörnchen einen Haufen abgeſpeicherten und vor der unmittelbaren Einwirkung des Vegetations-Waſſers geſchüzten Gummis. — Die Rolle, welche das Stärkmehl bei den Pflanzen ſpielt, ſtimmt inſofern ſehr mit derjenigen des Fettes bei den Thieren überein, als daſſelbe eine Niederlage aufgeſpeicherten und durch die Lebenskräfte wieder einſaugbaren Nahrungsſtoffes bildet. Raſpail, der dieſe Uebereinſtimmung ſehr glücklich aufgefaßt hat, verſichert, das Fett ſey eben ſo beſchaffen wie das Stärkmehl, d. h. es beſtehe aus einer Hülle und einer flüſſigen Subſtanz; außerdem bemerkt er, ſchon Swammerdam habe dieſe Meinung in ſeiner Biblia naturae geäußert. Mir ſcheint die Aehnlichkeit zwiſchen dem Fett und den fetten Oelen größer zu ſeyn. — Der Zucker iſt eine Subſtanz, die mit dem Stärkmehl und Gummi in vielen Stücken übereinſtimmt, und ſich dadurch auszeichnet, daß ſie ſüß ſchmeckt, und unter günſtigen Umſtänden kann in Kohlenſäure und Weingeiſt verwandelt werden. Leztere Eigenſchaft macht, daß die Menge des in jedem Pflanzentheil enthaltenen Zuckers zu gleicher Zeit den Maaßſtab für die Menge weingeiſtiger Subſtanz abgibt, welche durch die Gährung aus dieſem Theile kann dargeſtellt werden. Es iſt ganz allgemein bekannt, daß in allen gährungsfähigen Früchten Zucker vorkommt. — Es enthalten mehrere Samen, unter andern die Erbſen, vor ihrer Reife eine zuckerartige Subſtanz, welche ſich bei der Reife in Stärkmehl verwandelt, aus dem bei der Keimung wieder eine zuckerartige Subſtanz wird. Aehnliche Verwandlungen bieten mehrere andere keimende Samen dar, und auch den Chemikern iſt es gelungen, Stärkmehl in Zucker zu verwandeln; aus Zucker konnten ſie aber bis jezt noch kein Stärkmehl wieder herſtellen. Lezterer Umſtand ſpricht für diejenigen, deren Meinung zufolge die Hülle des Stärkmehls eine organiſche Membran iſt. Auch das Reifen der Früchte bietet analoge Verwandlungen dar; die Stängel des Zuckerrohrs, welche vor der Blüthe ſo reich an Zucker ſind, enthalten deſſen viel weniger, ſo wie die Blüthezeit begonnen hat. Den Runkelrübenpflanzern iſt auch ſehr wohl bekannt, daß die Menge zuckeriger Subſtanz, je nach der Jahreszeit, in welcher man die Runkelrüben ausgräbt, und je nach dem Boden, in welchem ſie wuchſen, ſehr verſchieden ausfallen könne. Man weiß, daß ſie, zu ſpät eingeſammelt, faſt gar keinen Zucker mehr geben, woher es denn auch kam, daß man im ſüdlichen Frankreich ſo lange gar keinen Zucker aus den Runkelrüben gewann, als man ſie zu gleicher Zeit ausgrub, wie im nördlichen Frankreich; ſobald man

ſie aber zwei Monate früher ausgräbt, erhält man von hundert Pfund Wurzeln 3½ bis 4 Pfund Zucker."

Ueber das Holz ſagt der Verfaſſer: „Man muß darauf achten, daß die Chemiker unter dem Namen Holzſtoff (lignine) oder Holzfaſer (ligneux) zwei phyſiologiſch verſchiedene Subſtanzen verwechſeln, erſtens nämlich verſtehen ſie darunter die Pflanzen-Membranen, welche die Wanderungen der Zellen und Gefäße bilden, und von denen Raſpail, jedoch ohne Beweiſe anzuführen, glaubt, ſie beſtehen aus Gummi und Kalk, und zweitens die holzigen Subſtanzen, welche ſich durch den Vegetations-Akt in größerer oder geringerer Menge in den Zellen abſetzen. Ob dieſe beiden Subſtanzen auf gleiche Weiſe zuſammengeſezt ſeyen, iſt bis jezt unbekannt. Dutrochet bemerkt, die Membranen ſeyen immer durchſichtig, und, ſo weit man es beurtheilen könne, alle von gleicher Beſchaffenheit; die Verſchiedenheiten zwiſchen den einzelnen Holzarten rührten alſo von den in den Zellen abgelagerten Subſtanzen her. Sind leztere aber nur durch beigemengte Stoffe verſchieden (durch ſolche Stoffe, die man vermittelſt der Auflöſungsmittel entfernt, deren man ſich bedient, um die Holzfaſer — ligneux — darzuſtellen), oder ſind ſie dem eigentlichen Weſen nach verſchieden? Auch hierüber weiß man noch nichts Gewiſſes."

Von dem Gummi, Stärkmehl, Zucker und Holz die zur Pflanzenernährung nothwendig ſind, unterſcheidet Candolle die Pflanzenprodukte, die mit den thieriſchen Abſonderungen zu vergleichen ſind.

„Erſtlich gibt es Säfte, die von augenſcheinlich drüſigen Körpern erzeugt werden, und die eben ſo augenſcheinlich dazu beſtimmt ſind, nach außen entleert zu werden; dieſes ſind die wahren Auswurfs-Stoffe (sécrétions excrémentitielles) oder Ausſonderungen (excrétions). Hierher gehören bei den Thieren der Harn, ſo wie die ölige Flüſſigkeit, mit welcher die Waſſervögel ihre Federn beſtreichen, bei den Pflanzen der Honigſaft (nectar) oder auch der abgeſonderte Saft, den man in der an der Wurzel des Neſſel-Haares gelegenen Höhle findet. Zweitens gibt es andere Säfte, die auch von drüſigen Körpern bereitet werden, die aber dazu beſtimmt ſind, im Organismus zu bleiben, oder doch denſelben nur nebenbei oder zufällig verlaſſen. Zu dieſen gehören bei den Thieren die Galle und der Speichel, bei den Pflanzen das flüchtige Oel und die harzigen Säfte. Drittens endlich exiſtiren eigenthümliche Säfte, welche von Organen abgeſchieden werden, bei denen wir keinen drüſigen Bau wahrnehmen, die wir aber zu den Abſonderungen zählen, weil ſie nur bei gewiſſen Weſen und nicht bei einem großen Theile des Naturreichs vorkommen; zu dieſen zählt man im Thierreiche den Schleim, der die Haut färbt, die Abſonderung der Zahnſubſtanz, der Muſchelſchalen, Molluskenſchalen und der Eierſchalen; im Pflanzenreiche eine Menge beſonderer Produkte, deren Entſtehungsweiſe wenig oder gar nicht bekannt iſt, und deren wahre Verrichtung wir nicht ausfindig machen können. Ich will verſuchen die wirkliche Schwierigkeit ihrer Würdigung begreiflich zu machen. Wenn anders ich mir eine richtige Vorſtellung vom Pflanzenbaue gemacht habe, ſo kann jede einzelne Zelle in dieſer Beziehung als ein organiſches und lebendes Bläschen betrachtet werden, welche entweder von Höhlen umgeben iſt, in denen Flüſſigkeiten anlangen, oder auch von Zellen, die ſelbſt mit Flüſſigkeiten angefüllt ſind. In beiden Fällen, vorzüglich aber in erſterem Falle, ſaugt die Zelle vermöge ihrer eigenen Lebensthätigkeit einen Theil der ſie umgebenden Flüſſigkeit ein. Leztere iſt entweder faſt reines Waſſer, und dann wird die Zelle von derſelben blos erfüllt und ſchlüpfrig gemacht (lubrifier); oder ſie beſteht auch aus Waſſer, welches mit der in den Blättern bereiteten gummichten Subſtanz und auch mit andern Nahrungsſtoffen geſchwängert iſt, welche mit dem Safte können in die verſchiedenen Pflanzentheile gebracht ſeyn. Das Bläschen, welches dieſe Flüſſigkeit eingeſogen, unterwirft dieſelbe nun einer durch ihre eigenthümliche Natur bedingten Einwirkung, und durch leztere werden die in ihr enthaltenen Subſtanzen auf eine ſolche Weiſe abgeändert, daß ſie entweder zu einem dieſer allgemeinen, im vorhergehenden Kapitel betrachteten Stoffe werden, oder auch zu einer derjenigen Subſtanzen, welche wir bald zu unterſuchen haben, flüchtigen Oelen z. B., Harzen u. ſ. w. Gewiſſe Gefäße von einer den Zellen entſprechenden Beſchaffenheit ſpielen in dieſer Beziehung die gleiche Rolle. Es iſt einigermaaßen wahrſcheinlich, daß die merkwürdigen Bewegungen der Partikelchen (molécules), welche man entweder in den Zellen oder in gewiſſen Gefäßen wahrgenommen hat, mit dieſer großen Erſcheinung der Abſonderungen in Verbindung ſtehen. Die ſo örtlich zubereiteten Subſtanzen können entweder in den Zellen oder Gefäßen bleiben, in denen ſie erzeugt worden, oder ſich nach außen ergießen, und bald Ausſonderungen veranlaſſen, bald Stoffe von einem Orte des Gewebes nach einem andern ſchaffen; beide Vorgänge können entweder regelmäßig ſtattfinden oder zufällig."

Nun werden alle dieſe Auswurfsſtoffe, flüchtige Gaſe, Gerüche, Oele, Säuren, brennende Subſtanzen, Gifte, Wachs, Staub, ſchleimige Ueberzüge, ſalzige, zuckerartige Auswürfe, krankhafte Säuren, Galläpfel ꝛc. nach der Reihe aufgezählt.

(Die Fortſeyung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 114. — 8. November 1833.

Naturwissenschaften.

(Fortsetzung.)

Ueber die in den Pflanzen enthaltene Luft sagt Candolle, „daß wenn die Bestimmung der in den Gefäßen enthaltenen Luft derjenigen der inden Luftgefäßen (tracheae) der Insekten enthaltenen analog ist, man kaum annehmen dürfe, sie werde durch eine Absonderung der Wurzeln erzeugt; wenigstens hat man bis jezt noch kein Beispiel von einer durch abgesonderte Luft unterhaltenen Respiration, sondern immer findet sie durch in Luftgestalt eingeschluckte atmosphärische Luft statt. Ich würde daher eher der Meinung seyn, die erwähnte Luft komme von der eingesogenen atmosphärischen Luft her, welche mit einer geringen Menge, von der Zersetzung des kohlensauren Gases des rohen Nahrungssaftes herrührenden Sauerstoffes vermengt ist. Nicht blos die Gefäße enthalten Luft, sondern auch gewisse Höhlen, welche bald durch das Zerreißen eines Theiles des Zellgewebes, oder die Ausdehnung der Intercellulargänge hervorgebracht werden, bald auch eine Folge der allgemeinen Anordnung gewisser unversehrt bleibender Theile sind. Zur ersten Abtheilung gehören die Höhlen, welche sich im Marke der Dikotyledonen, im Stängel der Gräser und mehrerer Wasserpflanzen, in den Blattstielen der Wassernuß (Trapa natans), in den Schläuchen der Utrikularia-Arten, in den Abdoppelungen (dédouplément) der Fruchthüllen (pericarpium) des Cysticapnos oder auch der Nigella damascena erzeugen u. s. w. Zur zweiten Abtheilung muß man die Höhlen der Hülsen des Blasenstrauches (Colutea) und der Cardiospermum-Arten, so wie aller übrigen blasenförmigen Früchte bringen, ferner die hohlen Räume, welche in den Knospen einiger Blumen durch das Auftreiben der Blumenblätter vor dem Aufbrechen entstehen u. s. w. Obgleich diese beiden Arten von Höhlen rücksichtlich ihrer Entstehungsweise sehr verschieden sind, so bestimmt mich doch das Wenige, was wir von der Beschaffenheit der in ihnen enthaltenen Luft wissen, dazu, sie nicht zu trennen. In mehreren Fällen scheint mir diese Luft offenbar von der Pflanze abgesondert worden zu seyn, ungefähr auf die nämliche Weise, wie die Thiere in den Eingeweiden, in den Schwimmblasen und in den Windgeschwulsten (Emphysema) Luft abzusondern scheinen. Einige der erwähnten Luftblasen dienen, gleich wirklichen Schwimmblasen, dazu die Wasserpflanzen im Wasser aufrecht zu erhalten; dieses sieht man sehr deutlich bei der Wassernuß (Trapa natans), den Utrikularien, der Lemma gibba und, bei den kryptogamischen Gewächsen, beim Fucus natans, vesiculosus u. e. a. Muthmaßlich dienen noch bei andern Wasserpflanzen die Lufthöhlen der Blattstiele und Blumenstiele (z. B. bei den Nymphaeaceae) und der Stängel

(z. B. bei den Ceratophylleen, den Najaden u. e. a.) dazu, dieselben im Wasser aufrecht zu halten. Von den Blasen, welche die Blumenknospen bilden, läßt sich noch sagen, sie dienen dazu den Blumenstaub (pollen) vor der Einwirkung des Wassers oder der Feuchtigkeit zu bewahren. Wozu nützen aber die Höhlen des Markkanals, die Höhlen im Stängel der Gräser und der nicht im Wasser wachsenden Schaft-Halm-Arten (Equisetum), die Höhlen der blasenförmigen Fruchthüllen? Will man nicht ganz zum Kreise der Beobachtungen heraustreten, so lassen sich diese Fragen schwer beantworten."

Sodann gibt uns Candolle ein anschauliches Bild des Pflanzenwachsthums. „Im Anfang des Frühlings finden folgende zwei Erscheinungen statt: erstlich wirkt die Sonnenwärme auf die Rinde ein, und zwar um so kräftiger, je jünger diese ist; sie erregt ihre Lebensthätigkeit, und diese zieht den rohen Nahrungssaft aus der Wurzel zu sich in die Höhe. Außer dieser Einwirkung der atmosphärischen Wärme tritt, zweitens, am Ende des Winters eine andere Wirkung ein, welche freilich minder in die Augen fällt, nichts desto weniger aber sehr wichtig ist; der Boden nämlich ist um diese Zeit wärmer als die Luft mitten im Winter, und diese Wärme erregt die Lebensthätigkeit der Stämme und Wurzeln, welche gerade dann mit allem während des verflossenen Jahres angehäuften Nahrungsstoff angefüllt sind, und veranlaßt, daß sich gegen das Ende des Winters an diesen Theilen neue Würzelchen entwickeln. Leztere, welche jugendlich frisch und thätig sind, fangen an ihre Thätigkeit auszuüben und saugen die Feuchtigkeit der Erde ein. Das Pflanzenleben wird also durch das Zusammentreffen von zwei Ursachen aus seinem Schlummer geweckt: einmal durch die Thätigkeit der neuen Wurzeln, die den rohen Nahrungssaft von hinten (a tergo) vorwärtstreiben, und zweitens durch die Thätigkeit der den Saft an sich ziehenden Zellenhülle. Wenn der Nahrungssaft in den blattartigen Theilen anlangt, so verursacht er dort die Entfaltung der Knospen. Zuerst strömt er zu den Knospen an den Spitzen der Zweige, sey es nun, daß er vielleicht geradeaus leichter fließt als seitwärts, sey es vornehmlich, weil das Holz und die Rinde in den Zweig-Enden noch mehr krautartig sind, und die Zellen folglich in diesen Theilen eine kräftigere Lebensthätigkeit behalten." Jedoch nimmt der Verfasser auch noch eine dritte geheimere Kraft der Entwicklung in der Pflanze selbst an, eine ursprüngliche und zwar periodische Empfänglichkeit, die jenen äußern Einwirkungen entgegen kommt und zuweilen auch zuvorkommt."

Wenn uns in diesem bewundernswürdigen Werke des menschlichen Scharfsinns und Beobachtungsfleißes noch etwas zu wünschen übrig bliebe, so wäre es eine genauere Unterscheidung der auf Seite 437 und 439 erwähnten Erscheinungen. Die erstere ist das Inkrustiren der Blätter (besonders der italienischen Pappel) und die zweite das Welken der Blätter. Indem der Verfasser auch das leztere aus der Inkrustation herleitet, und in beiden Fällen eine Ablagerung erdiger und kohliger Substanzen als die Ursache dieser Inkrustirung annimmt, scheint der Unterschied nicht genug beachtet, der darin besteht, daß im ersten Fall die Blätter sich durch Ueberfülle mit erdigen Stoffen anschwellen, während sie im leztern Falle aus Mangel an Auffüllung schlapp werden.

Am Schlusse dieses inhaltreichen Werkes hebt Candolle den Unterschied der Zellenpflanzen (Schwämme ꝛc.) von den Gefäßpflanzen hervor; allein hier herrscht noch große Dunkelheit und der Verfasser beschränkt sich darauf, einige unhaltbare Hypothesen zu widerlegen, ohne selbst das eigenthümliche Wachsthum der Schwämme erklären zu können. Indeß läßt sich von der Beobachtung kleiner regelmäßig und selbstständig im Kreis sich drehender Kügelchen innerhalb der Zellen eines Schwamms noch mancher Aufschluß über das organische Lebensprincip der Pflanzen und dessen Verhältniß zum thierischen erwarten.

17) Inländische Giftpflanzen. 16 und 28 Heft. Aachen und Leipzig, Mayer, 1833.

Eine kurze Beschreibung, nebst treuen Abbildungen (in Steindruck und illuminirt) von allen in Deutschland vorkommenden Giftpflanzen; — gewiß ein sehr nützliches Unternehmen, dem man noch eine größere Ausdehnung geben sollte. Keiner Schule sollte ein solches Buch fehlen, damit jedes Kind von Jugend auf die Giftpflanzen kennen und vermeiden lerne. In dieser Beziehung, wie in so mancher Andern, ist unsere so oft gepriesene Kultur doch noch außerordentlich zurück. Eine Bibel der Gesundheit, die für den Körper wäre, was die h. Schrift für den Geist, haben wir noch nicht zu Stande gebracht. Die leichte Mühe, ein populäres Werk für den Bürger und Landmann wie für die Schulen zusammenschreiben zu lassen, worin die wichtigsten somatischen Lebensregeln, die natürlichsten Vorschriften für die Gesundheit, und Warnungen vor schädlichen Pflanzen, Thieren ꝛc. enthalten wären, diese leichte Mühe hat sich noch keine Regierung genommen, und auch noch keine der hohen Akademien. Es fehlt nicht viel, so kennen die Gelehrten die Giftpflanzen der Urwelt, aber viele im Volk kennen nicht einmal die einheimischen Giftpflanzen.

18) Kurzer Abriß der Pflanzenkunde zum Unterricht der höhern Lehranstalten. Von L. V. Jüngst. Bielefeld, Velhagen, 1833.

Eine Beschreibung der einzelnen Pflanzentheile, Wurzel, Stängel, Blatt, Nebenblatt, Ranke, Dorn,

Deckblatt, Blume, Frucht — und dann am Schluß eine kurze Uebersicht des Linne'schen Systems. Für den ersten Unterricht ist dieses Büchlein deswegen gut, weil es das Auge des Schülers schärft, an jeder gegebenen Pflanze die Theile zu erkennen, und nicht blos sein Gedächtniß mit einer unendlichen Menge von fremden Namen und Klassificirungen nie gesehener Pflanzen erdrückt.

19) Dr. Willdenows Anleitung zum Selbststudium der Botanik. Vierte Auflage, herausgegeben von Dr. A. Dietreich. Berlin, Oehmigke, 1833.

Das Verdienst dieses Werks besteht in der treuen Beschreibung der einzelnen Pflanzenarten, wobei der Verfasser keinen Anspruch auf den Ruhm eines großen Systematikers macht. Er folgt Linné, dessen System einmal das bekannteste ist und kommt ohne viele Umschweife gleich zur Sache, also erste Klasse Menandria, erste Ordnung Monogynia, erste Familie Scitamineae, erste Gruppe Cannaceae, 1. Canna etc. Außer der sorgfältigen Schilderung der Theile und Kennzeichen jeder Pflanze, ist es besonders die Rücksicht auf den praktischen Gebrauch in der Landwirthschaft, der Küche, Apotheke ꝛc., welche diesem Buche die verdiente Gunst des Publikums erhält.

Derselbe Herausgeber edirt auch eine

20) Flora des Königreichs Preußen oder Abbildung und Beschreibung der in Preußen wildwachsenden Pflanzen. Von Dr. A. Dietreich. Erster Band, 1s Heft mit 6 kolorirten Abbildungen. Daselbst, 1833.

Das erste Heft enthält Orchisarten, die recht gut in Stein gedruckt und illuminirt sind. Da Preußen bisher noch keine Flora hatte, (obgleich einzelne Theile Preußens allerdings), so ist das Unternehmen schätzbar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Biographie.

Vie de Linnée, redigée sur les documens autographes laissés par ce grand homme et suivie de l'analyse de sa correspondance avec les principaux naturalistes de son époque, par A. L. Fée. Paris 1833.

Wir sehen in der lezten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zwei Männer, Linné und Buffon, die sich durch die Natur ihres Geistes ganz entgegen gesezt sind, aber doch die Wissenschaft sehr ausgebreitet haben. Nur war Linnés Einfluß größer und dauernder, weil seine Bemühung selbst wissenschaftlicher ist. Buffon war immer durch Umstände begünstigt, Linné hingegen mußte stets gegen sie kämpfen. Aber gerade dieser Kampf gibt seiner Lebensgeschichte besondern Reiz, der Buffons Leben ganz abgeht.

Ueber die Eintheilung und Einrichtung des Buchs ließe sich manches sagen und daran ausesetzen, besonders wegen der vielen Wiederholungen, da unter andern die sechs Selbstbiographien wörtlich abgedruckt sind, die er zu verschiedenen Zeiten an befreundete Gelehrte oder an Akademien sandte. Linné ließ als Kind durchaus nicht vermuthen, was er einst werden würde; seine Fortschritte waren auch so gering, daß sein Vater, ein armer Dorfpfarrer, ihn zu einem Handwerk bestimmte. Er soll ihn auch wirklich bei einem Schumacher in die Lehre gethan haben. Davon sagt Linné freilich in seinen Selbstbiographien nichts, darum kann es aber doch wahr seyn, denn der große Naturforscher war manchmal gar sonderbar eitel. So viel ist gewiß, daß ihm der Rektor des Werioer Gymnasiums ein sehr ungünstiges Zeugniß gab, als er von dieser Schule weg und auf die Universität Lund zog. Es lautete folgendermaaßen: „Die Studenten können mit den Bäumen einer Baumschule verglichen werden; da finden sich zuweilen, welche in der Schule nicht gedeihen wollen, so viel man sich auch Mühe mit ihnen gibt; es sind wahre Wildlinge. Wenn man sie aber späterhin verpflanzt, so ändern sie ihre Natur und tragen bisweilen treffliche Früchte. Lediglich in dieser Hoffnung sende ich diesen jungen Menschen auf die Akademie, wo vielleicht eine andere Luft seine Entwicklung begünstigen wird.“ Der brave Rektor hatte ganz Recht. Denn kaum war der Wildling verpflanzt, so entwickelte er sich mit auffallender Schnelligkeit. Er kam als Pensionär beim Professor Stoboeus in die Kost und da brachte er bald die Nacht mit Lesung der Bücher zu, die er heimlich aus dessen Bibliothek genommen hatte. Als dies Stoboeus bemerkte, rührte ihn diese Lernbegierde des jungen Menschen, daß er ihm einen Schlüssel zu seiner Bibliothek gab, ihm alle Mittel zum Unterricht erleichterte, ihm selbst in einigen Zweigen der Naturwissenschaft Stunden gab und ihn überhaupt wie einen Sohn behandelte. Für so viel Güte war Linné nicht dankbar gegen Stoboeus, denn er verließ plötzlich sein Haus und zog auf die Universität Upsala, die man ihm sehr gerühmt hatte. Wie zur Strafe dieser Undankbarkeit ging es ihm schlecht da, er kam so in Noth, daß er zu seinem alten Handwerke greifen, d. h. die Schuhe seiner Mitschüler ausbessern mußte. Indessen fand er doch bald einige Gönner, unter andern den Professor Celsius, den Verfasser des Kommentars über die Pflanzen, die in der Bibel vorkommen, denn dieser fand den jungen Linné einmal im botanischen

Garten der Universität, wie er eine Blume zerlegte, fragte ihn und fand, daß er schon weit in der Pflanzenkenntniß gekommen sey; er brauchte ihn also von nun an zum Gehülfen bei seinen Untersuchungen und gab ihm dafür Kost und Wohnung. Bald darauf vertraute ihm Olaus Rudbeck, ein anderer Professor der Universität, die Erziehung seines Sohnes an und übertrug ihm manchmal sogar seinen botanischen Lehrstuhl, wobei Linnés Vorträge großen Beifall fanden. Dies gab ihm einen Augenblick Hoffnung, außerordentlicher Professor an der Universität zu werden. Rudbeck gab sich auch große Mühe deshalb, aber umsonst. Darum nahm er eine Sendung zur Ausforschung Lapplands an, zu der er im Mai 1732 abreiste und zwar zu Fuß und ohne alle Begleitung. So reiste er unter tausend Gefahren durch ein fremdes Land, wo er nur selten einige Menschen antraf, deren Sprache er nicht sprechen konnte und die ihn sehr glücklich machten, wenn sie ihm ein wenig getrockneten Fisch zu essen gaben, worin lange Zeit seine einzige Nahrung bestand. Von dieser Reise brachte er eine Menge kostbarer Kenntnisse und eine so vollkommene Sammlung mit, als seine Kräfte ihm zu tragen erlaubten. Hierauf machte er neue Versuche, einen Lehrstuhl der Universität zu erhalten, aber wieder vergebens; ja, als er öffentliche Vorträge über Mineralogie halten wollte, widersetzte sich der ordentliche Professor dieser Wissenschaft und er reiste mit einigen jungen Leuten nach Dalekarlien. Diese Reise, die auf Kosten eines reichen Privatmannes unternommen wurde, war der Wissenschaft nicht wenig nützlich. Hierauf ließ er sich in Falun nieder und gab dort, wo bedeutende Eisengruben sind, Unterricht in Mineralogie. Bald darauf verliebte er sich in die Tochter eines dortigen Arztes, und in einer seiner Biographien erzählt er mit großem Gefallen, daß ihn das Mädchen einem Edelmann vorgezogen habe, ihre Eltern dachten aber anders, denn als Linné bei ihnen um des Mädchens Hand anhielt, wurde er wegen seiner Armuth abgewiesen und mit Mühe erhielt er nur so viel, daß man ihm bei der Jugend des Mädchens drei Jahre Zeit geben wolle, um sich indessen ein hinlängliches Auskommen zu verschaffen. Wahrscheinlich hätte er es aber trotz alles Genies und trotz alles Fleißes nicht so weit gebracht und die Geliebte wäre ihm beinahe verloren gegangen, wenn ihm in Holland nicht ein günstiger Stern geleuchtet hätte. Dort wurde er dem großen Boerhave vorgestellt und dieser empfahl ihn wieder dem reichen Wechsler Clifford, der ihm die Leitung seines herrlichen Gartens in Hartecamp übertrug. Hier standen in großen warmen Gewächshäusern eine Menge Tropenpflanzen zusammen. Linné stellte nun über ihre Erziehung sehr interessante Versuche an. Bisher hatte man sich begnügt, sie in gleicher Temperatur zu erhalten und sie immer tüchtig zu begießen. Linné glaubte von dieser Art ganz abgehen und durch Kunst die Pflanzen ihren heimathlichen tropischen Verhältnissen möglichst nähern zu müssen, worin große Hitze mit gewaltigen Regen abwechselt. Durch dies Verfahren brachte er es bald dahin, daß Tropenpflanzen, die bisher in Europa nicht zur Entwicklung hatten kommen können, nun ganz in den neu behandelten Gewächshäusern gediehen. Während seines Aufenthalts in Hartecamp schrieb er seine ersten Werke: Die Fundamenta botanica, die bibliotheca botanica und die Musa Cliffortiana, worin er seine neue Methode der Pflanzenerziehung beschreibt. Im Jahr 1735 gab er sein Systema naturae heraus, zuerst nur in drei Heften, desgleichen seine Ansicht über die Eintheilung der Pflanzen nach ihren Geschlechtsorganen und 1736 die Genera plantarum, worin er hinsichtlich der Pflanzeneintheilung in Arten und Gattungen sehr von Tournefort abwich. Im Jahr 1737 gab er seine Flora Laponica, seine Critica botanica und seinen Hortus Cliffortianus heraus. 1738 endlich seine Species plantarum, wo er die Pflanzenarten wieder in Gattungen und Familien eintheilt. Clifford unterstützte ihn zu einer Reise nach England, wo er jedoch bei Sloane und Dillenius in London eine kalte Aufnahme fand. Von hier ging er nach Frankreich, wo er glücklicher war, denn Jussieu empfing ihn hier viel besser und theilte ihm die Herbarien von Tournefort und Vaillant mit. Bei seiner Zurückkunft ließ er sich in Stockholm nieder und suchte sich abermals mit medicinischer Praxis fortzuhelfen. Es wollte jedoch auch hier nicht gehen, denn der Mann, der überall in Europa den Ruf eines Gelehrten ersten Rangs hatte, galt bei seinen Landsleuten nichts. Um mehr zu verdienen, griff er zu einem erniedrigenden Mittel, das ihm gewiß schwer und sauer wurde. Er hielt sich viel an den Orten auf, wo ausschweifende und reiche junge Leute zusammen kamen, die sich durch Sinnengenüsse aller Art erschöpft und ihrer Gesundheit geschadet hatten. Er versprach sie mit neuen und angenehmen Mitteln wiederherzustellen und dies gelang ihm auch schnell unter andern durch Anwendung des Rheinweines. Bald darauf machte er die Bekanntschaft des Grafen Tessin, der Linnés großes Verdienst gleich recht zu schätzen wußte. Auf seine Verwendung wurde er zuerst zum ordentlichen Arzte der Admiralität, dann zum Professor der Botanik für die Seechirurgen und endlich mit vielen Schwierigkeiten zum Professor der Universität ernannt. Nun heirathete er die lang und treu Geliebte und seitdem wendete ihm das Glück den Rücken nicht mehr.

Dr. Mr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag. — № 115. — 11. November 1833.

Naturwissenschaften.

(Fortsetzung.)

b) Eigenthümliche Ansichten und Entdeckungen. Die Ansichten Goethe's, die wir in Nro. 110 u. 111. d. Bl. niedergelegt, von Dr. Marcus Herz. Berlin, Enslin, 1833. 8. Broch. 1 Thlr.

Obgleich viele Bestrebungen unsrer Zeitgenossen bei weitem nicht so bedeutend sind, als sie sich selbst und einen großen Theil ihrer Umgebung zu überreden pflegt, hat es mit dieser Periode überall so wie Hiesiges gehalten, und es ist nicht zu läugnen, daß in ihr eine ungeheure Thätigkeit sich entwickelt hat, und gleichsam mit einer wahren Wuthsucht, ein Jeder seiner Thätigkeit, sich glaubte mit einer bedeutenden Epoche vor und zu der sie, den Vorgängern Hohnsprechend, sich einige Stufen erhoben hatten, und so ist denn auch in der Naturwissenschaft eine Verschiedenheit von Ansichten und eine Verschiedenheit der Meinungen über Hervorbringung der Natur, über ihre Gesetze, über ihre Kräfte, über ihre Mittel, einen gewissen unbestimmten Charakter anzunehmen, daß nicht z. B. bei irgendwo auftretenden Erscheinungen Jeder Zeitgenosse sich sogleich zu Rathe

Digitized by Google

„Wie der Mensch einen Mittelpunkt besitzt, auf welchen Alles, was Erkennung heißt, unter den verschiedenen Benennungen, Sinnlichkeit, Verstand, Vernunft, Urtheil, Einbildungskraft, Gedächtniß, Witz, Scharfsinn, Alles fällt in den Kern doch und doch jeder Einheit zusammenläuft, so muß auch ein Mittelpunkt in der Natur sein, in der Gesammtheit und den Theilen, wodurch Alles Erscheinende sich ordnet, aus welchem Alles ist und mit welchem Alles in Verbindung, Gleichheit, Ab- und Zuneigung steht. Dieser ist glückseligen, als leider früher bei Vielen, ja bei den Meisten, unbekannt, weil sie nicht Sinnigen und Forschern auch diese weiten Forschfelder. Er scheint jetzt auch Manchen nicht lästig und kein Anderer, als der Mensch selbst zu sein, und so ist denn auch mit einer Geschichte in der Erkenntniß, wie Kunst und Wissenschaft anfangt. Erst ist Alles ein Zusammenwerfen, wenn er selbst allein Schätzung und Maß scheint und gar gelegentlich hat gelegen. Nämer hier die weiten an bei Seite, so ist es, als ob Alles, was Erkennung heißt, nur Mittel sei, um den Menschen zu sich selbst zurückzuführen, wenn er seinen Mittelpunkt, Er selbst sein könne. Sagt man nun, daß Alles, was Erkennung heißt, nur Mittel sei, um den Menschen zu sich selbst zurückzuführen, wenn er seinen Mittelpunkt, Sinnigkeit, auch besitzt, so scheint es leicht, daß dem Irrthume entgangen. Dem eigenen Streben unsrer

ihn noch mehr zu erbosen; immer höher hebt sich seine Stimme, bis sie in schneidendem Diskant sich versteigt. Ein rothes Kleid erweckt ihm noch besondern Verdacht und Groll, mit gesenktem Haupt, die Hörner vorgestreckt, mit zornfunkelndem Auge rennt er dem Feinde entgegen. — Wird er älter, so kommt er unter klösterlichen Zwang, gedeiht aber auch um so besser im Wohlleben. Seine bösen Gewohnheiten verschwinden, bis auf den heimlichen Groll. Er befleißigt sich der Demuth und Geduld. In düsterer Zelle wird er bedient, erhält vollauf, was er bedarf. Er trinkt viel, er ißt viel, wiederkaut langsam und halbschlummernd, und arbeitet nichts. Man bettet ihm gut; mit unterschlagenen Beinen liegt er auf weichem Pfühl; das drückt er zusammen durch seine schwere Last. Er bleibt liegen, Tag und Nacht; kaum erhebt er sich, wenn man ihm die Rippen stößt. Er ist so geduldig, so friedfertig geworden, und nimmt wie an Frömmigkeit so auch zu an Umfang und Gewicht. Er schlummert so viel, so sanft, und keucht in Fülle der Gesundheit; zuletzt erreicht er ein glückliches Ende; denn eh er in seinem eignen Fett erstickt, rührt ihn der Schlag. Er ruhe im Frieden."

Kann man in folgender Schilderung des Hamsters den soliden Kaufmann verkennen? „Das Saatfeld steht in hohen Halmen aufgeschossen über der Ebene; kaum noch hält es unter seinem schönen Grün den hellen Blick der Aehren zurück; da schaut der Mohn, mit glühendem Auge, aus dem Feld empor, die Kornblume in ihrem blauen Strahl. Wachteln lassen laut den lockenden Ruf erschallen; zum offenen Himmel steigt das Lied der Lerche, es zieht sie mit. Die Sonne sinkt, sie löst und wirkt, mit ihren letzten Strahlen noch, die Lebensfäden in Blüthen und Laub. Da wandelt im grünen Halmenwald der Hamster bedächtig und sinnend umher. Es ist ein junger, der so eben mit fünf Geschwistern der Eltern Haus verlassen hat, sich selber zu etabliren; er schaut sich überall vorsichtig um; dann baut er, nur im Kleinen erst, seine eigne Wohnung, die günstige Zeit noch nützlich zu verwenden; doch das ganze Kapital, welches er im ersten Jahre sich erwirbt, beträgt nur wenige Pfunde. Auch der alte Herr Hamster läßt sich erblicken, er hat seine Keller schon angefüllt, wie wohl ihm erst noch die Erndte bevorsteht, und neue Gewölbe muß er aufbrechen, um die Schätze alle zu verwahren. Man sieht's ihm an, daß er sorgenlos, und doch auf neuen Erwerb bedacht ist. Aufrecht sitzt er, als ein Principal, vor seiner Wohnung; ernst und fast finster sieht sein schiefes, hervorstehendes Auge vor sich hin; es zeugt von spleenartiger und zorniger Natur; seine breiten Backen hängen herab; die nackten, runden Ohren stechen etwas keck hervor; er lüpft gar hoch und spöttisch zur langen Nase die gespaltene, mit sparsamen Haaren besetzte, Lippe; daß man immer sein Paar langer, gelber Zähne sehen mag. Auch dreht er das große Haupt halb übermüthig, halb mürrisch, auf kurzem, dickem Halse; der ist mit Drüsen behangen, als ob vom Aufenthalt in dunkler und feuchter Höhle der Hamster sich die Scropheln zugezogen. Doch stattlich ist er gekleidet; den langen, schön gewölbten Leib bedeckt eine schwarze Sammtweste, sie schließt sich an die engen Hosen seiner kurzen Beine. Der braune Rock reicht ihm bis zur Ferse herab. Jahr aus, Jahr ein, hat er das gleiche, freilich etwas altväterische Gewand; auch hinten noch ein kleines Zöpfchen ꝛc."

In der Schilderung der Kanarienvögel sind die deutschen Zeitungen zwar arg mitgenommen, aber ein Journal unter Censur kann allerdings nur den lächerlichen Eifer eines Kanarienvogels im Bauer zeigen. „Die Kanarienvögel, diese Publicisten eigener Art — „Was? das schöne, niedliche Vögelchen, aus dem Geschlechte der Finken, den Schreiern beizuzählen!" Eben sind sie Schreier und Ruhestörer! — „Nein, das ist unverschämt! wähle zur Vergleichung eher den Putter oder die Nachteule." — Nur Geduld! Putter und Nachteule sind bereits schon in unserm Thiergarten installirt, und nun keine Unterbrechung weiter! — Also, die Kanarienvögel sind Trompeter und Leiermänner von Profession. Woher sie stammen, weiß man eigentlich gar nicht mit Gewißheit; doch sind sie jezt überall verbreitet, und durchschreien die Welt, obgleich sie selten nur ins Freie gelangen, und die ärgsten Stubensitzer sind. Drum ist ihr Schnabel besonders stark. Sie erscheinen in allerlei Tracht, und besitzen vor lauter Kultur oft keine bestimmte Farbe mehr; sind grau, grün, gefleckt und oft von Neid und Schmähsucht ganz gelb gefärbt und mit rothen, am radikalen Fieber entzündeten, Augen. Mit der Farbe haben sie auch ihren eigenthümlichen Gesang verloren. Sie nehmen bald den des eiteln Stiglitz an, bald den des Zeisigs, ja sogar das einfältige Geschwätz des Sperlings, und fast möchte man glauben, sie hätten mit den Leimsiuken einen Lob- und Gratulationsvertrag abgeschlossen, weil sie gegenseitig ihre Lieder singen. Nur eines ist ihnen eigenthümlich geblieben, das schmetternde Trompeten: Tertäng! Tertäng! Sind gar mehrere beisammen, so ist es kaum auszuhalten; sie überschreien einander und schimpfen ärger, wie die gelbschnäbelige Appenzellerkrähe. Ja! sie gebehrden sich so hochmüthig und blähen sich auf, daß man glaubt, sie wollen närrisch werden; hat man doch Beispiele, daß sie, in ihrer Jast, wirklich der Schlag getroffen und von dem Sedel herunterstürzten, besonders in der Heckzeit. — Aber auch in andern Künsten sind sie erfahren, wirklich affenartig: sie lernen sogar schießen, schreiben wie sich's von selbst versteht.

Dann können sie wieder sich ganz unschuldig, ja sogar todt stellen. Sie sind so launisch und charakterlos, wie man sich nur irgend ein Thierchen denken mag, bald freundlich, bald zänkisch, bald kalt, bald hitzig, mürrisch und heiter, und wenn sie heute einen Vogel schnäbelu, so fallen sie ihn morgen an. Sie paaren sich mit Zeisig und Stiglitz, mit Bergfink und Girlitz, machen sich mit dem einfältigen Gimpel und dem schlechten Spatz gemein, wenn diese nur freundlich thun. Jahr aus Jahr ein hört man ihr Pfeifen, ja sogar, wiewohl etwas schwächer, während dem Mausern; besonders schreien diejenigen, welche das Dunkel versteckt, und einer allein kann in vielen Stimmen sich hören lassen, daß man glauben sollte, es seyen Meister und Schüler beisammen. — Sie sind sehr hitzig, und haben sie nur ein Tannenreis im Besitz, so thun sie gleich, als wären sie Herren über einen ganzen Wald. Dann gibt man ihnen Papierabschnitzel und Federn, das tragen sie zu Neste und sitzen mitten drin, immer lärmend, bis tief in die Nacht hinein. Eins ist ihnen aber unentbehrlich, vieles Trinken und viele Körner; darauf scheint ihr ganzes Streben gerichtet. — Die Kanarienvögel sind übrigens vielen Krankheiten unterworfen, bekommen zuweilen den Pips, wobei sie ganz stumm und dumm werden; die Darre, eine Art Goldader, von eingeschlossener Lebensart herrührend; dann thut man wohl, ihnen die Bürzeldrüse etwas zu ritzen; auch werden sie sehr von Ungeziefer geplagt, wogegen Tabak Dienste leisten soll. — Dies ist meine Naturgeschichte der Kanarienvögel."

Mehrere Schilderungen sind in der lieblichen schweizerischen Mundart niedergeschrieben, alle sind malerisch, naturtreu und durch die Beziehung auf menschliches Treiben geistreich.

22) Schlangenkunde. Von Dr. Harald Othmar Lenz, Lehrer zu Schnepfenthal. Mit 29 Abbildungen. Gotha, Becker, 1832.

Von jeher hat es Menschen gegeben, die eine unerklärliche Sympathie mit dieser oder jener Stein-, Pflanzen- oder Thierart verband. Aus der köstlichen Novelle des unvergeßlichen Callot-Hoffmann „Fräulein Scuderi" ist Jedermann der Pariser Juwelier bekannt, der aus rasender Leidenschaft für edle Steine die Besitzer derselben ermordete. Die Goldanbeter sind zu gemein geworden, als daß ihr Vater Midas und die alten Adepten hier besondere Erwähnung verdienten. Rosen-, Tulpen-, Nelken-, und Aurikel-Liebhaber, Bienenväter, Muscheln-, Eier- und Insekten-Sammler sind häufig, einige Aerzte haben immer besondere Vorliebe für Mißgeburten gehabt und sicher wäre die Lehre von den Eingeweidwürmern nicht so weit gediehen, wenn sich nicht einige Naturforscher mit wahrer Passion dem schmutzigen Geschäft ihrer Auffindung hingäben. Es ist merkwürdig, daß solche Liebhabereien immer nur gewisse Naturwesen zum Gegenstande haben, mit Ausschluß anderer. Warum legt man keine Sammlungen von lebendigen Fröschen, Kröten und Eidechsen an, warum gerade von Schlangen? woher kommt die alte Vorliebe für die Schlangen, die eine ganze Zunft von Schlangenbeschwörern hervorgerufen hat? Zwar ist die Schlange vielen rohen Völkern heilig, aber warum denn eben gerade die Schlange? Die Sympathie ist älter, als der Glaube. Wahrscheinlich ist hier die Gefährlichkeit der geheime Reiz. Der Mensch sucht gern die Dinge auf, die sonderbar, mühevoll oder gefährlich sind. Das Fangen der Schmetterlinge hat seinen Hauptreiz nicht in der Farbe, sondern in der Zartheit dieser Thiere, die aufs sorgfältigste geschont seyn will, in der jungfräulichen Unberührbarkeit. Und so scheint das gefährliche Spiel mit dem Schlangengift auch der Hauptreiz bei der Schlangenliebhaberei zu seyn. Dies spricht sich in dem vorliegenden Werk beinahe auf jeder Seite aus. Der Verfasser ist stolz auf seine genaue Kenntniß dieser feindseligen Thiere und auf seine Geschicklichkeit im Umgang mit denselben.

In Bezug auf unsere einheimischen Ottern und Nattern bemerkt er, daß dieselben sich zum Biß nie höher als 10 Zoll erheben, daß man also in Stiefeln vor ihnen geschützt ist. Er gibt den Rath, ihnen, wo man sie findet, mit dem Fuß auf den Kopf zu treten. Wird man gebissen, so soll soll man die Wunde augenblicklich fest mit dem Daumen drücken oder einen Stein darauf binden, denn so lange die Wunde gedrückt ist, tritt das Gift nicht ins Blut. Zu Hause kann man sich dann ärztlich behandeln lassen. Als Gegenmittel gegen Schlangengift werden Chlor, Guaco, Chiococca, Arsenik und Ammoniak zu innerlichem Gebrauch, sodann Schwitzen, Sich betrinken (Hauptmittel in Dalmatien), Auswaschen der Wunde, Ausschneiden, Ausbrennen, Aussaugen und Schröpfen empfohlen.

Nach einer allgemeinen Einleitung über die Natur der Schlangen überhaupt, geht der Verfasser zur sehr detaillirten Schilderung der einzelnen Arten über, und verweilt besonders bei den einheimischen, mit denen er täglich umgeht. Er bemerkt, daß die Kreuzottern schon in dem Augenblick, wenn sie aus dem Ei schlüpfen, zümgeln und grimmig um sich beißen, und daß durchaus keine Eltern- und Kinderliebe bei ihnen zu finden ist. Reizt man sie, so beißen sie in der Wuth sich selbst und der Zuschauer ermüdet eher, als sie. Der Verfasser berichtet, er habe einer solchen Otter den Kopf abgeschnitten und dieser Kopf habe noch drei viertel Stunden

lang, so oft er ihn berührt, gegen ihn gezischt und gebissen. Nur mit Tabaksaft kann man sie in etwa sieben Minuten völlig tödten. Ihre eignen Bisse schaden ihnen nichts, nach des Verfassers Beobachtung. Doch wollen andere bemerkt haben, daß sie sich zuweilen selbst tödten. Merkwürdig ist das verschiedene Verhalten der Thiere gegen sie. Während fast alle Thiere, selbst viel stärkere, sie fliehen, verspeist sie der Storch lebendig mit größter Gemächlichkeit, oft mit dem Schwanze zuerst, so daß sie noch mit dem Kopf herausschauen und um sich beißen, ohne daß es ihnen etwas hilft; ihre einzige Vertheidigungsart besteht darin, sich um den langen Schnabel des Storchs zu wickeln und denselben zusammenzuschnüren. Auch der Igel ist fest gegen das Schlangengift, er läßt sich blutig beißen, ohne daß es ihn im mindesten anficht. Eulen, Schweine, Füchse, Dachse, Sperber, Weihen, Raben, Krähen und einige andere Thiere gehen ihnen ebenfalls dreist auf den Leib.

Wir wollen hier nicht alle einzelnen Schlangenarten rekapituliren, deren Beschreibung hier durch gute Abbildungen unterstützt ist. Nur aus der Geschichte derselben einige Anekdoten. Dellon erzählt, während seines Aufenthalts in Indien sey ein vornehmer Staatsbeamter von einer Brillenschlange gebissen worden; man habe nun sogleich die Braminen holen und der für heilig gehaltenen Schlange die demüthigsten Vorstellungen machen lassen, sie möchte doch den Mann leben lassen, die Schlange aber sey ungerührt geblieben, und statt sie zu tödten, habe man sie unter vielen Bücklingen ins Freie entlassen. Core erzählt, eine schwangere Frau sey von einer Klapperschlange gebissen worden und gesund geblieben, aber das Kind, das sie geboren, habe, sobald sie es an die Brust gelegt, die Farben der Klapperschlange angenommen, sey geschwollen und gestorben. Poligot-Beauvais sah eine Klapperschlange, die ihre Jungen verschlang und lebendig wieder von sich gab. Mehrere Männer starben nach einander an dem in einem Stiefel stecken gebliebenen Giftzahn einer Klapperschlange, bis man endlich die Ursache entdeckte. Audulon behauptet von den Klapperschlangen, sie bildeten während der Begattung einen sogenannten Schlangenkönig, einen Knäul von zwanzig bis dreißig in einander gewickelter Schlangen, die alle zugleich die Köpfe nach außen kehren und zischen. Daß die Blindschleichen solche Knäule bilden, wenn sie ruhig im Versteck liegen, ist bekannt. Bemerkenswerth sind auch die Notizen über die großen Seeschlangen, die man hin und wieder, auch noch vor nicht langer Zeit, im Meere gesehen haben will, die mehrere hundert Ellen lang seyn sollen, von denen man aber noch nie ein Exemplar hat habhaft werden können. Am Schluß gibt der Verfasser noch Auszüge aus des Aristoteles und Plinius Beschreibung der Schlangen, so daß dieses Werk seinen Gegenstand, so weit es möglich ist, erschöpft.

23) Kupfertafeln zur Naturgeschichte der Vögel von F. H. von Kittlitz. Erstes Heft mit zwölf ausgemalten Kupfern. (Preis 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr.) Frankfurt a. M., Sauerländer, 1832.

Es kommt dem Verfasser nur darauf an, eine wohlfeile und nicht sehr voluminöse Bildersammlung zu liefern, die zu jeder Naturgeschichte der Vögel paßt, welches System der Eintheilung sie auch befolge. Auf einem Blatt in groß Oktav sind in der Regel zwei bis vier Vögel abgebildet, recht gut gezeichnet und eben so illuminirt. Auf wenig Blättern Text ist nur das Nöthigste über den Namen und die Geschichte jeder der hier abgebildeten Vogelarten beigefügt. Das erste Heft ist sehr mannichfaltig und enthält Adler, Tauben, Wasserthiere, Spechte ꝛc.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jugendschriften.

Historische Erzählungen aus der Geschichte von England. Chronologisch geordnet. Für Kinder. Nach der zehnten englischen Ausgabe, mit Kupfern. München, Franz, 1834.

Eine freundliche Gabe. Die Geschichten sind alle einfach und ohne Affektation erzählt und so gewählt, daß sie ein romantisches Interesse mit einem moralischen verbinden. Die zahlreichen Kupfer gereichen dem Buch zur besondern Zierde. Obgleich es an den englischen, nicht deutschen Patriotismus adressirt ist, so ist doch der Deutsche, selbst seine Jugend, schon überall so zu Hause, daß der fremde Stoff nicht in Betracht kommt. Gleichwohl können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß ein ähnliches Werk aus deutschen Geschichten gesammelt würde. Es fehlt uns zwar nicht an hundert Bearbeitungen unsrer Reichs- und Provinzialgeschichte für die liebe Jugend, aber sie sind zu weitläuftig oder geschmacklos. Eine zwanglose Sammlung von Charakterzügen, wie die vorliegende, wäre noch zu erwarten. Wir haben dergleichen in den Romanzen unsrer Dichter, aber sie sind noch nicht für das zartere Alter behandelt worden, obgleich die Kinderschriften-Fabrikanten jeden Winkel der Literatur plündern, um aus den abgelegten Kleidern der Alten den Jungen Höschen zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch. — № 116. — 13. November 1833.

Naturwissenschaften.

(Fortsetzung.)

31) Erklärung in die Entomologie; oder Elemente der Naturgeschichte der Insecten, von W. Kirby, Esq. und William Spence, Esq. Deutsch, von Hermann Burmeister. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1833.

Vieler Lobe Theil einer so schönen Arbeit mit Recht zu ernten, ist nicht nöthig, da sie sich schon durch die Anerkennung, Belohnung, den Beifall, die Verbreitung, Uebersetzung, Verpflanzung, Vervielfältigung und Nachahmung, welche ihr Vorgänger, der Verfasser, zuerst in der ausgedehntesten Verbreitung seiner Ideen, sie in der Form, welche ihnen gegeben, und in der Sprache, worin sie niedergeschrieben worden, gefunden hat, hinlänglich gelohnt, ihrer Kunstvortrefflichkeit und vollständige Begründung ist sie gewiß werth.

Es ist die erste von den englischen Literaturen, die, der jugendlich sie kräftig und in ihrer Art schon vollendet findet, in dem Lande der alten Cultur wachen, wahren Eifersucht, welche Ehrsucht so erwecken, daß sie sich nicht nur in Nachahmung, sondern auch in Uebersetzung, Bearbeitung, Umbildung, Verbreitung, Vervielfältigung, Verpflanzung, Vervollkommnung, Verbesserung, Verschönerung, Bereicherung, Ausdehnung, Verbindung, Vergleichung, Verwandlung, Verschmelz

Ich sage nicht geradezu, daß sie Hören selbst sey, oder daß die Schwingungen des Tones durch einen zusammengesezten, dem inneren Ohr der Säugthiere analogen Bau dem Sensorium mitgetheilt werden, sondern nur, daß sie Bezug auf das Hören habe. Ich denke, daß die Fühlhörner durch einen besonderen Bau Kunde von der Luft einziehen, Stöße oder Schwingungen erhalten, und dieselben dem Sensorium mittheilen, welches, wenn auch nicht genau Hören verdient genannt zu werden, doch demselben Zweck entsprechen kann. In den Zusammengesezten Augen der Kerfe muß das Sehen sehr von dem der Wirbelthiere verschieden seyn, dennoch nennen wir es ohne Bedenken Sehen; da aber die Fühlhörner, wie wir sehen werden, eine gemischte Empfindung fortleiten, so habe ich nichts dagegen, wenn man ihre Grundfunktion mit Lehmann Aerosteyse nennt. — Zieht man den Bau der Fühlhörner in Betracht, so liefert er uns noch mehr Gründe zu Gunsten der obigen Hypothese über ihre Grundverrichtung. Wir werden finden, daß diese Organe in den meisten derjenigen Kerfe, welche ihre Nahrung durch Saugen erhalten, in der Regel sich weniger bewegen können, als bei denen mit Kiefern, so daß sie in der Mehrzahl der gleichflügeligen Wanzen und der Mucken, wie es auch allgemein anerkannt ist, nicht wie Taster gebraucht werden können. In dieser Hinsicht kann man sie in aktive und passive Fühlhörner eintheilen: die aktivsten und beweglichsten sind die der Immen. — Untersuchen Sie das Verfahren eines dieser kleinen Thierchen, so werden Sie finden, daß es vor dem Anfange seiner Bewegung die Fühlhörner vorstreckt und die Blätter öffnet; sie legen sie aber nicht an Oberflächen, um den Weg zu untersuchen, sondern halten sie blos offen, um Kunde von der Luft einzuziehen. Selbst einfache Fühlhörner werden eben so oft auf diese Art angewendet, als zum Berühren. Ich bemerkte einmal eine Gattung Phryganea (eine von denen, wo diese Organe sehr lang sind), die auf einem Grasblatte saß; ihre Fühlhörner schwangen, und sie bewegte dieselben in der Luft von einer Seite zur anderen, als wenn sie durch Aerosteyse untersuchen wollte, was um sie vorgeht. Dr. Wollaston hat eine Bemerkung gemacht, welche so genau auf unsere Untersuchung paßt und unseren Behauptungen im Allgemeinen so sehr gleicht, daß ich sie Ihnen zur Betrachtung hier vorlegen will. „Da in der Konstitution der Atmosphäre nichts ist, was viel häufigere Schwingungen, als wir wahrnehmen können, verhinderte; so können wir denken, daß Thiere, wie Grillen, deren Kräfte ziemlich da anfangen, wo die unserigen aufhören, viel schärfere Töne hören können, als wir jezt kennen, und daß es andere Kerfe gebe, welche nicht hören wie wir, aber so reizbar sind, und einen Sinn haben, welche Schwingungen zwar von derselben Natur, wie diejenigen, welche unsere gewöhnlichen Töne ausmachen, aber aus so großer Ferne wahrnimmt, daß man von solchen Thieren sagen kann, sie besäßen einen anderen Sinn, welcher mit dem unserigen nur in dem Medium übereinstimmt, durch das er erregt wird, und der möglicherweise von den langsameren Schwingungen, welche wir wahrnehmen, gar nicht berührt wird.“ Daß Kerfe übrigens nichts mit uns gemeinschaftlich hörten, widerspricht den Thatsachen, wenigstens einer Menge derselben. Sie hören unsere Töne und wir die ihrigen; aber ihr Gehör oder ihr analoger Sinn ist viel feiner als der unserige, und empfängt auch die allerschwächsten Schwingungen, welche andere Kerfe u. s. w. der Luft mittheilen. Frägt man, wie dieses zugeht, so kann man fragen: wissen wir, ob nicht jedes Glied eines Fühlhornes ein akustisches Organ ist, und verschieden in gewissem Sinne von den übrigen? Wir wissen, daß die Kerfangen in der Regel zusammengesezt sind, und daß sie aus besonderen Linsen bestehen; warum könnten ihre äußeren Ohren oder deren Analoga nicht eben so vervielfältigt seyn, so daß sie im Stande wären, mit mehr Sicherheit die feinen Schwingungen aufzunehmen, welche sie bekanntlich empfinden, obschon sie auf unsere größeren Organe nicht wirken? Aber außer den Wahrnehmungen, welche die Fühlhörner aus der Luft empfangen, von Tönen, von der Annäherung oder der Nachbarschaft anderer Kerfe u. s. w., sind sie wahrscheinlich auch die Organe, womit die Kerfe Veränderungen in der Atmosphäre wahrnehmen und durch gewisse Zeichen den baldigen Witterungswechsel vorhersagen. Bienen besitzen dieses Vermögen in einem bewunderungswürdigen Grade. Wenn während der Beschäftigung mit ihren täglichen Arbeiten ein Regenschauer anrückt, so sehen sie ihn vorher und kehren plözlich zu ihren Stöcken zurück, obschon wir noch keine Zeichen davon wahrnehmen. Wandern sie weit von ihrer Heimath und kehren sie erst spät am Abend zurück; so ist es eine sichere Vorbedeutung, daß der folgende Tag heiter seyn werde. Bleiben sie aber in der Nähe ihrer Wohnungen und gehen sie häufig hin und her, so werden bald Wolken und Regen ankommen, obschon man keine andere Anzeige von Feuchtigkeit in der Luft hat. — Die passiven Fühlhörner, welche gewöhnlich am Ende oder zur Seite eine Borste haben, so wie die feder- und kammförmigen scheinen für die Wirkung der elektrischen und anderen in der Luft zerstreuten Flüssigkeiten berechnet zu seyn; diese mögen in gewissen Zuständen und Verhältnissen die Annäherung eines Gewitters oder Schauers oder eines Regenwetters anzeigen und so auf diese Organe wirken, daß das Kerf im Stande ist, einen baldigen Wechsel mit Sicherheit anzukündigen: wir kennen wenigstens kein anderes Organ, welches eher dieses Vermögen haben könnte. Ich sage

elektrische Flüssigkeit, weil zur Zeit, wo die Luft sich in einem starken elektrischen Zustande befindet und ein Gewitter sich nähert, die Kerfe sich am häufigsten in der Luft befinden, besonders gegen Abend, und dann viele Gattungen gefangen werden, welche man sonst nicht antrifft. Kommt aber der Sturm an, so verschwinden alle, und man wird kaum hin und wieder ein einzelnes fliegen sehen. Dieses scheint anzuzeigen, daß die Kerfe vorzüglich durch Elektricität angeregt werden." Dagegen bemerkt der Verfasser, daß die sogenannten Palpen die eigentlichen Organe des unmittelbaren Anfühlens seyen, zum Unterschied von den blos aus der Ferne spürenden Fühlhörnern.

Nicht minder interessant ist die Untersuchung der Insekten-Absonderungen, unter denen Honig, Wachs, Seide, Färbestoffe, Säuren und medicinische Materien eine so große Rolle spielen. Das Merkwürdigste von den Insekten bleibt aber ihre Verwandtschaft mit dem Menschen in Bezug auf Kunstfertigkeit, gesellschaftliche Verbindung und insbesondere Erwerbs- und Kriegsanstalten. Wie ärmlich erscheint der Affe, wenn er den Menschen nachahmt, und doch ist er das vollendetste Thier. Die Insektenstaaten aber sind, so niedrig auch diese kleinen Thiere stehen mögen, vollkommene Abbilder menschlicher Staaten und könnten zuweilen ihre Vorbilder seyn. Der Gegensatz von friedlichen Arbeitern und Räubern ist hier viel schärfer ausgedrückt, als bei den Säugethieren. Das Rind produzirt, aber wie viel mehr thut dies in ihrer Art die Biene; der Tiger zerstört, aber wie viel mehr thut dies in ihrer Art die Schlupfwespe. Ueber die leztern hat der Verfasser eine sehr ausführliche Abhandlung geschrieben. Alle Gattungen dieses merkwürdigen Insekts legen ihre Eier in lebende Larven oder Raupen anderer Insekten, und können auf keine andere Weise sich fortpflanzen. Sie dienen dadurch zur Zerstörung unzähliger, der Pflanzenwelt schädlicher Würmer. Aber welcher Grausamkeit bedient sich die Natur zu dem Zwecke dieser Ausrottung? Welche Qualen leiden in jedem Sommer Milliarden von Raupen, bis die in ihrem Leibe ausschlüpfenden Wespen sie allmählich zernagen? Ueberhaupt hat die Natur ihr feinstes Raffinement von Grausamkeit, so wie auch ihre diabolischesten Formen in der Insektenwelt ausgesprochen. Hätte sie vollends den Insekten die Größe der Säugethiere gegeben, so würde der Erde nichts fehlen, um Hölle zu seyn.

25) Systematische Beschreibung der europäischen Schmetterlinge mit Abbildungen und Stein-Tafeln. Von J. W. Meigen. Drei Bände. 4. Aachen und Leipzig, Mayer, 1829—1832.

Dieses mit vieler Mühe und Liebe verfaßte Werk enthält außer dem ausführlichen Text auf 125 Tafeln 1555 Figuren, und kostet mit schwarzen Tafeln 17 Thlr. 16 gGr. mit illuminirten aber 68 Thlr. Er steht in der Mitte zwischen den großen, allzu kostbaren Prachtwerken, die der Privatmann sich nicht anschaffen kann, und zwischen den kleinern Handbüchern, die dem Liebhaber nicht Vollständigkeit genug gewähren, und es verdient um so mehr Anerkennung, als die Schmetterlinge hier in so großer Anzahl äußerst naturgetreu lithographirt sind. Der Steindruck begünstigt Darstellungen dieser Art ausnehmend, indem er den feinen Staub der Schmetterlingsflügel aufs zarteste auszudrücken vermag.

Was den Text betrifft, so ist der Verfasser in Bezug auf die Klassifikation der Schmetterlinge im Wesentlichen dem System Ochsenheimers gefolgt, doch ohne sich streng an ihn zu binden, wenn ihn die Erfahrung veranlaßte, einzelne Abweichungen zu machen. Bei jeder Art führt er mit diplomatischer Treue das Vorkommen derselben bei den ältern Naturforschern an, namentlich Linné, Gmelin, Fabricius, Ochsenheimer, Rösel, Esper, Hübner, Herbst, Panzer, Ahrens, Godart, Sepp, Treitschke, Freier ꝛc., und gibt eine genaue Beschreibung des Schmetterlings, seiner Lebensart, seiner Heimath. Es würde uns zu weit führen, in die oft interessanten Einzelheiten einzugehen, die sich z. B. bei Seidenraupen und andern besonders merkwürdigen Insekten dieser Gattung darbieten. Bei dem Todtenkopf hätte der Verfasser wohl dessen merkwürdigen Kampf mit den Bienen erwähnen dürfen, denen er den Honig zu rauben pflegt. Mitten unter den europäischen Schmetterlingen, die der Verfasser hier so sorgfältig verzeichnet und treu abgebildet hat, befindet sich auch ein amerikanischer, den ein Freund des Verfassers vor einigen Jahren auf einer Wiese bei Mühlheim am Rhein gefangen hat, und der wahrscheinlich aus einer Puppe ausgeschlüpft war, die sich in dem häufig bei Köln ausgeladenen brasilianischen Holz verborgen gehalten hatte. Dies könnte für die Liebhaber ein Wink seyn, einige besonders schöne Schmetterlingsarten der andern Welttheile bei uns einheimisch zu machen, wenn die Oekonomen nicht protestiren.

Die Poesie der Natur, die sich in diesen reizenden Geschöpfen ausspricht, hat wohl unter allen Naturforschern Oken am schönsten aufgefaßt, wenn er sagt: „Die Falter sind in jeder Hinsicht die höchsten Insekten. Ihr vollendetes Leben ist nur ein Flattern: Sitzen, Kriechen, Laufen sind nur Zwischenblicke. Ein Schmetterling lebt blos in der Luft und im Licht. Die Fittiche machen beinahe den Leib allein aus, das Fressen ist so zu sagen vergessen. Nur der Liebe leben sie. Die schönsten Farben haben sich in den Schmetterlingen niedergelassen. Die Farbenzier ist nicht von geringem Werth im Thierreich. Sie stellen die Augen dar in Materialen.

Der Falter ist das höchste pflanzliche Thier, die Blüthe, welche, sich losreißend vom Baume, der Sonne folgt. Das Ei ist die Wurzel, die Raupe der Stängel, die Puppe das Blatt dieser Thierpflanzen, der Schmetterling aber ist die sich begattende Blume."

26) Naturhistorische Abhandlungen von J. G. Schläpfer, Dr. med. in Trogen. St. Gallen, Wegelin und Wartmann, 1833.

Beobachtungen und Ansichten eines Mannes, der seinen eignen Weg gegangen ist, und von sehr mannichfaltigem Inhalt. Die erste Abhandlung beschäftigt sich mit der Stufenleiter der Naturkörper und den Uebergängen aus dem unorganischen ins organische, aus dem Pflanzen- ins Thierreich. Wenn er Seite 21 die Bewegungen der Infusionsthierchen für unfreiwillige, durch Polarisirung bewirkte Oscillation hält, und sie mit dem Anziehen und Abstoßen unorganischer Dinge vergleicht, so scheint er diesen Urthierchen doch nicht die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Referent, der die Infusorien viel und oft beobachtet hat, kennt in dem ganzen Umfang der Natur kein Thier, das sich so willkührlich, so lebendig, so launig, muthwillig, kindisch und schelmisch bewegt, als das queckssilberfarbne Tröpfchen, deren tausende in einem Wassertropfen umherschwimmen, mit einander spielen, an einander prellen, sich verfolgen und nicht selten verschlingen. In der Kugelform dieser mikroskopischen Thierchen ist das ganze rasche Leben der Thierwelt als schon im ersten Keim enthalten, und wenn man sieht, wie sie vollkommen regellos durcheinander, einander entgegen drüber und drunter sich bewegen, so fällt jeder Gedanke an Polarität und äußere Bestimmung der Bewegung weg. — In einer Betrachtung über den Menschen sagt der Verfasser, wenn ein menschlicher Embryo entstehe, so käme wahrscheinlich allemal ein Geist aus einem andern Planeten herab und gehe in diesen Embryo über. — Dann folgt die Biographie eines Affen, ein Verzeichniß mythologischer Thiere, dann Beobachtungen über den Blinddarm der Säugethiere, über die Stufenleiter der Amphibien, über die Eingeweidwürmer, über den Bau und die Organe verschiedener Seethiere, über Versteinerungen bei St. Gallen, Beschreibung einer Ersteigung des Vesuvs, Bemerkungen über Mißgeburten, Pferdesteine, giftige Nahrungsmittel ꝛc. Gewiß wird der Mann vom Fach in diesen gesammelten Erfahrungen manches Schätzbare finden. Sollen wir das Publikum mit einer gewählten Beschreibung der verschiedenartigen Mißgeburten oder Eingeweidwürmer unterhalten? mit der coalitio der siamesischen Zwillinge, oder mit der deprivatio posterior, der zu Liebe die culs de Paris erfunden wurden, oder mit der deprivatio capitalis, an der unser Jahrhundert leidet, oder mit der translocatio superior (Mißbildung durch Versetzung unterer Theile nach oben), was eine natürliche Folge der deprivatio capitalis seyn dürfte, (so stritten sich, nachdem Frankreich mit Napoleon den Kopf verloren, die untern Organe um die Ehre, statt des Kopfs zu ifunktioniren); oder mit der mutatio magnitudinis, woran wir alle leiden, Fürsten und Schriftsteller, Papierspekulanten und Aerzte, denn immer wird uns unser Verdienst und Talent zu groß, unser Glück, Besitz und Ruhm zu klein vorkommen? Doch der Leser mag sich die Gallerie der Mißgeburten in dem Buche selber ansehen. Es ist ein Kapitel, das zum Nachdenken auffordert, und sehr geeignet ist, menschliche Hoffahrt zu demüthigen. Bedenken wir vollends, daß diesen körperlichen Mißbildungen auch ganz ähnliche der Seele parallel gehen, nicht blos Seelenkrankheiten, sondern schon ursprünglich schiefe Grundanlagen der Seele. Wo bleibt da die menschliche Freiheit, und der edle Stolz, der von ihr unzertrennlich ist? Erklärt nicht ein angebornes Uebergewicht von Jähzorn, Sinnlichkeit, erklären nicht angeborne Neigungen und Idiosynkrasien so manches Laster und Verbrechen? Und wenn wir die Thäter dann nicht für zurechnungsfähig halten, dürfen wir etwa die Tugendhaften und die Talentvollen, denen eine glücklichere Naturanlage, ein schönes Gleichmaß der Kräfte oder ein Uebergewicht der edlen Neigungen und Fähigkeiten geworden ist, besonders loben? Ist, was wir für ihr eignes Werk halten, nicht vielmehr ein Werk der Natur? ist, was sie auszeichnet, Verdienst, oder ist es nicht vielmehr Glück? Da der Mensch an körperlichen Mißbildungen, aber nicht an geistigen stirbt, so scheinen die leztern viel häufiger zu seyn. So gibt es ohne Zweifel eine coalitio bei gewissen wetterwendischen Charakteren, oder auch Genies, die Jean Paul schon in aktive und passive theilt, die aber oft beides zugleich, männlich und weiblich sind. So gibt es eine translocatio bei allen schreibenden Damen, welche sich in Männer, und bei allen sentimentalen Dichtern, welche sich in Weiber verwandelt haben. So gibt es eine deprivatio bald des Gemüths bei den Advokaten und Kaufleuten, bald des Verstandes bei den Geistlichen und Poeten, ja die Menschen, in denen die Hauptorgane der Seele im Gleichmaß sind, dürften selten gefunden werden. In der Regel schließt das Herz den Kopf, der Ernst den Scherz, die Phantasie die Vernunft, das moralisch-ästhetische Gefühl das sinnlich-ästhetische, der Rechtssinn den historischen, Klugheit den Stolz, Eitelkeit jedes andere Laster und Liebe jede andere Tugend aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag. — № 117. — 15. November 1833.

Literaturnachrichten.

(Fortsetzung.)

Englisch sind wohl in so guter Gesellschaft, daß man auch seinen eigenen Augen über die Existenz derselben zweifeln kann. Wir schämten uns, sie nur noch mit Namen zu nennen, und wollten sie lieber ganz mit Stillschweigen übergehen. Die eigentlich verwunderlichen Dinge kommen erst hier schädlichen.

Wir Deutschen haben die unvergleichliche Freude, nächste von Dr. W. H. Riehl, Zweiter und letzter Band. Mit einer Charte. Stuttgart, Hoffmann, 1833.

Auch in diesem Theile bricht die Erinnerung bei Charakteren, Sitten und Gebräuchen, gegenwärtigen und geschichtlichen Verhältnissen beständig durch; haben wir diese in Nr. 91. zu Gunsten derselben nur kurz erwähnt zu brauchen. Diese Zweckmäßigkeit verbindet Verfasser über alle Theile seines Buches, und wir können ihm nur dafür danken, daß er, Angesichts über die Gränzen seines Vaterlandes hinaus, seine Augen immer gleich scharf für die geographische Bestimmung der Charaktere ausgebildet gemacht hat.

Mit Dr. Theodor Tag, der ausgebreiten Zeichnung der Gegend, Berlin, Verlag von Dr. Trautwein, 1833.

Diese vorzügliche Charakteristik der Gegend, die Verfasser den Lesern vorzuführen versteht, hat durch den Gebrauch seines selbstverständlichen Standes und, bei bestimmter Absicht, durch Kenntniß der Gegenden, welche Verfasser bereiste, und der weiten Räume, welche er durchmaß, eine Bedeutsamkeit und Vollständigkeit, die Verfasser bekannt zum Ruhm. Der Titel, welcher bestimmt, was Verfasser will, bestimmt, was er kann, und wie er es kann. Verfasser will nur die geographischen Eigenthümlichkeiten und charakteristischen Unterscheidungsmerkmale. Wo Jahr 1833 begonnen in Deutschland, Geschichte, Geschichten, und Geschichte, und Geschichte, und Geschichte

die ihre muhamedanischen Sklaven getödtet hatten, um nicht von ihnen selbst unterjocht zu werden, in sinnlosem Schrecken hierhin und dorthin flohen. Das Meer fluthete über, die Schiffe zerschellten an den Felsen, und wenige überlebten das wunderbare Ereigniß, wodurch dies blühende Eiland einer Wüste gleich verödet wurde. Vor dem Erdbeben hatte ein verpestender Wind einen so giftigen Geruch verbreitet, daß viele Einwohner, davon überwältigt, zu Boden stürzten und in grausem Todeskampfe ihre Seele aushauchten. — Verfolgen wir nun den Gang der großartigen Umwälzungen weiter, so erhalten wir Kunde von einem Erdbeben ohne Beispiel, das am 25. Januar 1348 Griechenland, Italien und die angränzenden Länder erschütterte. Neapel, Rom, Pisa, Bologna, Padua, Venedig und viele andere Städte litten bedeutend, ganze Ortschaften versanken, Burgen, Häuser und Kirchen stürzten zusammen, und Hunderte von Menschen wurden unter Trümmern begraben. In Kärnthen fielen dreißig Ortschaften und alle Kirchen zusammen, mehr als tausend Leichen wurden unter dem Schutt hervorgezogen, die Stadt Villach wurde so von Grund aus zerstört, daß nur wenige Einwohner sich retteten, und als der Boden aufhörte zu schwanken, sah man Berge von ihrer Stelle gerückt und viele Dörfer verschüttet. Bei diesem Erdbeben soll der Wein in den Fässern trübe geworden seyn, eine Angabe, die den Beweis stattgefundener entmischender Luftveränderungen darbietet. Wir wissen aber noch außerdem, daß während dieses Erdbebens, dessen Dauer von einigen auf acht, von anderen selbst auf vierzehn Tage angegeben wird, die Menschen eine ungewöhnliche Betäubung und Kopfschmerz empfanden, viele sogar ohnmächtig wurden. Bis in die Gegend von Basel erstreckten sich die zerstörenden Erderschütterungen, und sie wiederholten sich bis gegen 1360 in ganz Deutschland, Frankreich, Schlesien, Polen, England und Dänemark, und weiter hinauf im hohen Norden. Große und seltene Meteore erschienen an vielen Orten, und wurden mit dem Grausen des Aberglaubens angestaunt; eine Feuersäule, die am 20. December 1348 bei Sonnenaufgang eine Stunde lang über dem Pallaste des Papstes in Avignon stand, und eine Feuerkugel, die im August desselben Jahres bei Sonnenuntergang über Paris gesehen wurde, und sich vor ähnlichen Erscheinungen durch längere Dauer auszeichnete, anderes nicht zu erwähnen, was die Chroniken dieses Jahrhunderts, vermischt mit wundersamen Sagen und Deutungen darbieten."

Diese Naturerscheinungen waren unmittelbar von der Pest begleitet, die schon 1348 in ganz Europa um sich griff, und nur nach Rußland erst 1351 kam (die Cholera umgekehrt zuerst nach Rußland). Man hat ausgerechnet, daß diese Pest in dieser kurzen Zeit 25 Millionen Menschen in Europa hingerafft habe. Merkwürdig ist, was der Verfasser über die physischen Folgen sagt. „Nach dem Aufhören der großen Pest war eine größere Fruchtbarkeit der Weiber überall auffallend — dieselbe großartige Erscheinung, die nach jeder verheerenden Seuche das Walten einer höheren Macht in der Richtung des organischen Gesammtlebens — wenn irgend ein anderer Vorgang — überzeugend beweist. Die Ehen waren fast ohne Ausnahme gesegnet, und häufiger als sonst wurden Zwillinge und Drillinge geboren."

Noch auffallender waren die moralischen Folgen. In jenem Zeitalter der Gottesfurcht mußte die Pest natürlicherweise als eine Strafe des Himmels angesehen werden, und daraus entstanden die Schwärmereien der Geißler (Flagellanten), die in wilden Schaaren umherzogen, Buße predigten und sich und nicht selten auch die, die ihnen begegneten, geißelten.

Der furchtbare Wahn, daß die Pest aus Vergiftung entstanden sey, der sich auch in unsrer Zeit bei Erscheinung der Cholera in Ungarn, Petersburg, Paris ꝛc. zeigte, ergriff auch damals den Pöbel und man gab den Juden Schuld, sie wollten alle Christen vergiften. Da begann ein furchtbares Morden der Juden, grausamer als es zu den Zeiten des ersten Kreuzzugs der Fall gewesen. „Schon im Herbst 1348 verbreitete sich ein panischer Schrecken ob der geglaubten Vergiftung unter alle Völker, und vornehmlich in Deutschland überbaute man ängstlich alle Quellen und Brunnen, damit Niemand aus ihnen trinken, oder die Speisen mit ihrem Wasser bereiten möchte; die Einwohner unzähliger Städte und Dörfer bedienten sich lange Zeit hindurch nur des Regen- und Flußwassers. Auch verwahrte man mit großer Strenge die Stadtthore, nur Zuverlässige wurden eingelassen, und fand man bei Fremden Arzneien oder andere Dinge, die man für giftig halten konnte — viele mögen dergleichen zu eigenem Schutz bei sich geführt haben — so zwang man sie, davon einzunehmen. Durch diesen peinlichen Zustand von Entbehrung, Mißtrauen und Argwohn steigerte sich begreiflich der Haß gegen die vermeinten Vergifter, und artete oftmals in große Volksbewegungen aus, die nur noch mehr geeignet waren, die wildesten Leidenschaften durcheinander toben zu lassen. Vornehme und geringe verschworen sich ohne Scheu, die Juden mit Feuer und Schwert zu vertilgen und sie ihren Beschützern zu entreißen, deren sich so wenige fanden, daß in ganz Deutschland nur einige Orte genannt werden konnten, an denen man jene Unglücklichen nicht als Geächtete betrachtet und sie gemartert und verbrannt hätte. Von Bern ergingen feierliche Aufforderungen an die Städte Basel, Freiburg im Breisgau und Straßburg, die Juden als Giftmischer zu verfolgen. Nun widersetzten sich zwar die Burgemeister und

Rathsherren diesem Ansinnen, in Basel nöthigte sie aber das Volk zu dem eidlichen Versprechen, die Juden zu verbrennen, und ihren Religionsverwandten auf zweihundert Jahre die Stadt zu untersagen. Hierauf wurden sämmtliche Juden in Basel, deren Anzahl gewiß nicht unbedeutend war, in ein hölzernes, hierzu erbautes Behältniß eingesperrt, und mit diesem verbrannt, blos auf das Geschrei des Volkes, und ohne Urtheil und Recht, das ihnen überdies nichts gefrommt haben würde. Bald darauf geschah dasselbe in Freiburg. Nun wurde auch ein förmlicher Landtag in Benneseld im Elsaß gehalten, wo die Bischöfe, Herren und Barone, so wie Abgeordnete der Grafen und der Städte sich beriethen, wie fernerhin gegen die Juden zu verfahren sey, und als sich hier die Abgeordneten von Straßburg — nicht aber der Bischof dieser Stadt, der sich als ein wüthender Fanatiker zeigte — zu Gunsten der Verfolgten vernehmen ließen, da sie nichts Nachtheiliges von ihnen wüßten, so erregten sie lauten Unwillen, und man fragte sie stürmisch, warum sie denn ihre Brunnen verdeckt und die Eimer abgenommen? So kam ein blutiger Beschluß zu Stande, und fand unter dem Pöbel, der dem Rufe der Großen und der hohen Geistlichkeit folgte, nur allzubereitwillige Vollstrecker. Wo man nun die Juden nicht verbrannte, da verjagte man sie wenigstens, und so fielen sie umherirrend den Landleuten in die Hände, die mit Feuer und Schwert gegen sie wütheten, ohne menschliches Gefühl und ohne Scheu vor irgend einem Gesetz. In Speier versammelten sich die Juden in wilder Verzweifelung in ihren Häusern, und verbrannten sich selbst mit den Ihrigen. Die wenigen übrig gebliebenen wurden zur Taufe genöthigt, die Leichen der Ermordeten aber, die auf den Straßen umherlagen, steckte man in leere Weinfässer und rollte sie in den Rhein, damit sie nicht die Luft verpesteten. Zugleich wurde das Volk verhindert, in die Brandstätten der Judengasse einzudringen, denn der Rath ließ selbst nach den Schätzen suchen, und soll deren beträchtliche gefunden haben. In Straßburg wurden zweitausend Juden auf ihrem Begräbnißplatze verbrannt, wo man ein großes Gerüst aufgebaut hatte; wenige, die versprachen Christen zu werden, ließ man leben, und nahm ihre Kinder wieder vom Scheiterhaufen. Auch erregte die Jugend und Schönheit einiger Jungfrauen Mitleid, und man entriß sie wider ihren Willen dem Tode, viele aber, die von der Brandstätte gewaltsam entsprangen, wurden in den Straßen ermordet. Alle Pfänder und Schuldbriefe ließ der Rath den Schuldnern zurückgeben, und das vorgefundene Geld unter die Handwerke vertheilen. Doch wollten viele ein so schnödes Blutgeld nicht annehmen, sondern schenkten es nach der Bestimmung ihrer Beichtväter Klöstern, empört über die Auftritte mordgieriger Habsucht, über die das wuthberauschte Volk der Pest zu vergessen schien. In allen rheinischen Städten wiederholten sich während der nächsten Monate diese Gräuel, und nachdem einige Ruhe wiederhergestellt war, glaubte man ein gottgefälliges Werk zu thun, wenn man von den Steinen der verbrannten Häuser und den Grabmälern der Juden verfallene Kirchen wiederherstellte und Glockenthürme erbauete. In Mainz allein sollen 12,000 Juden einen qualvollen Tod gefunden haben. Grißeler hielten hier im August ihren Einzug: Juden geriethen hierbei mit Christen in Streit, und tödteten deren viele; als sie aber sahen, daß sie der anwachsenden Uebermacht weichen mußten, und nichts sie vom Untergange retten konnte, so verbrannten sie sich in ihren Häusern mit allen Ihrigen. So gaben denn auch an anderen Orten fanatische Geißelfahrten die Losung zu blutigen Auftritten, und da man überall mit der Mordgier eine unselige Bekehrungssucht verband, so wurde auch unter den Juden ein fanatischer Eifer rege, als Märtyrer ihres alten Glaubens zu sterben. Wie hätten sie sich auch mit Ueberzeugung dem Christenthum in die Arme werfen können, dessen Gebote nie frevelhafter übertreten worden sind? In Eßlingen verbrannte sich die ganze jüdische Gemeinde in ihrer Synagoge, und oftmals sah man Mütter mit eigenen Händen ihre Kinder auf den Scheiterhaufen werfen, damit sie nicht getauft werden sollten, und dann selbst in die Gluth nachspringen; kurz, wozu Fanatismus, Rachsucht, Habgier und Verzweiflung im furchtbaren Vereine den Menschen irgend treiben können — und wo ist hier die Gränze? — das geschah im Jahr 1519 in ganz Deutschland, Italien und Frankreich ungestraft und vor aller Welt Augen. Es schien, als wären der Pest nur Schandthaten und wahnsinniger Taumel, nicht aber Trauer und Betrübniß gefolgt; die meisten, welche Erziehung und Standpunkt berufen, die Stimme der Vernunft zu reden, führten selbst den rohen Haufen zu Mord und Plünderung. Fast alle Juden, die in der Taufe das Mittel zu ihrer Rettung gefunden, wurden späterhin nach und nach verbrannt, denn man ließ nicht ab, sie der Vergiftung des Wassers und der Luft zu beschuldigen, auch wurden mit ihnen viele Christen gefoltert und hingerichtet, die ihnen aus Menschenliebe oder Eigennutz Schutz hatten angedeihen lassen. Andere zum Christenthum Uebergetretene bereueten ihren Abfall, und suchten, ihrem Glauben treu, den Tod. — Der Menschlichkeit und Vernunft Clemens VI. ist auch in dieser Angelegenheit mit ehrender Anerkennung zu gedenken; doch war selbst die höchste kirchliche Macht unzureichend, der zügellosen Wuth Einhalt zu thun. Er beschützte nicht nur die Juden in Avignon, so viel er vermochte, sondern erließ auch zwei Bullen, in denen er sie für unschuldig erklärte, und die

christlichen Völker, wenn auch ohne Erfolg, ermahnte, von einer so grundlosen Verfolgung abzustehen. Auch Kaiser Karl IV. war ihnen günstig, und suchte das Verderben von ihnen abzuwenden, wo er nur immer konnte; doch durfte er nicht das Schwert der Gerechtigkeit ziehen, und sah sich sogar genöthigt, dem Eigennutz der böhmischen Edelleute nachzugeben, die eine so erwünschte Gelegenheit nicht unbenuzt lassen wollten, sich ihren jüdischen Gläubigern mit Hülfe eines kaiserlichen Mandates zu entziehen. Herzog Albert von Oestreich brandschazte und plünderte seine Städte, die sich Judenverfolgungen erlaubt hatten, ein zweckloses und unmenschliches Verfahren, das überdies vom Verdachte der Habsucht nicht frei ist, — doch konnte er in seiner eigenen Feste Kyburg einige hundert aufgenommene Juden nicht schützen, die von den Einwohnern schonungslos verbrannt wurden. Noch einige andere Fürsten und Grafen, wie Ruprecht von der Pfalz, nahmen sich der Juden gegen großes Schutzgeld an; dafür nannte man sie aber Judenherren, und sie geriethen in Gefahr, von dem Volke und ihren mächtigen Nachbarn bekämpft zu werden. Den Verfolgten und Gemißhandelten blieb zulezt, wenn nicht Menschenfreunde auf eigene Gefahr sich ihrer erbarmten, oder ihnen Reichthümer zu Gebote standen, sich Schuz zu verschaffen, keine Freistätte, als das ferne Litthauen, wo der Herzog von Polen, Boleslav V. (1227 — 1279) ihnen schon früher Gewissensfreiheit bewilligt hatte, und König Casimir der Große (1333 — 1370), den Bitten seiner jüdischen Geliebten Esther nachgebend, sie aufnahm und ihnen ferneren Schuz angedeihen ließ, woher dies Land noch gegenwärtig von einer großen Anzahl Juden bewohnt wird, die, wenn irgend eine Völkerschaft in Europa, die Erinnerung an das Mittelalter in eigenthümlicher Abgeschlossenheit festgehalten haben."

Die Aerzte waren damals so unwissend, als heute, und wenn sie auch mit Recht ein großes Gewicht auf den atmosphärischen Ursprung der Pest legten, so verloren sie sich doch bei der Erklärung derselben in astrologische Träumereien. „Allgemein wurde eine große Konjunktion der drei oberen Planeten, Saturn, Jupiter und Mars, im Zeichen des Wassermannes, welche nach Guy von Chauliac am 24. März 1345 erfolgt war, als Hauptursache der schwarzen Pest angenommen."

Zum Schluß gibt der Verfasser einige interessante Akten aus den damaligen Judenverfolgungsprozessen, und das alte Geißlerlied, aus dem wir nur einige schöne Stellen herausheben:

Die Erde bebet, auch fassen die Steine:
Liebes Herze, du sollst weinen! —
Maria stand in großen Nöthen,
Da sie ihr liebes Kind sah tödten:
Ein Schwert durch ihre Seele schnitt,
Sünder, das laß dir seyn leid!
In kurzer Frist
Gott zornig ist!
Jesus ward gelabt mit Gallen,
Dafür sollen wir kreuzweis niederfallen.
Erhebet euch mit euren Armen:
Daß sich Gott über uns erbarme!
Jesus, durch deine Namen drei
Nu mach uns hier von Sünde frei!
Jesus, durch deine Wunden roth.

29) Récherches Etimologiques sur le Cholera-Morbus, par E. H. Smith. Paris, Pinard, 1833.

Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß der Name der Cholera choli-ra oft in der Bibel vorkommt. Choli heißt Krankheit oder Leiden von chala leiden, ra heißt böse. Beide Wörter finden sich bald einzeln, bald beisammen, und viele hieher gehörige Stellen werden desfalls angeführt.

(Der Beschluß folgt.)

Taschenbücher auf 1834.

Urania.

Titelkupfer: Zelters Porträt. Unter den übrigen Stahlstichen zeichnen sich der politische Schuster, die Schmuggler und die Pilgerinnen vor Rom aus, die Klubbisten sind schlecht. Die Zierde des Almanachs ist „eine Sommerreise, Novelle von Ludwig Tieck," worin derselbe „Wahrheit und Dichtung," nach seiner Weise und um mit Goethe zu reden „anmuthigst" in ein Bouquet verflochten hat. „Der lezte Savello" von Rumohr ist das seltsame Produkt einer vor dem Braten sizenden Behaglichkeit, die den süßen Duft einschlürft, das Messer ansezt und doch zugleich eine Mordgeschichte erzählt. Wer einen Italiener, in dem Augenblick, wo derselbe die Untreue seiner geliebten Gattin erfährt, sagen lassen kann: „ich fühle etwas, ich denke, es ist, was die Menschen Eifersucht nennen;" und wer sagen kann, daß eine Italienerin beim Anblick des gemordeten Geliebten nicht in Schreck und Verzweiflung, Zornwuth und Rache versezt worden sey, sondern nur „Rührung und Mitleid" empfunden habe, der kann wohl lange in Italien gelebt haben, aber nur, um dort zu essen. Ueber die Novelle der Madame Schopenhauer werde ich viel Schönes sagen, wenn ich sie werde gelesen haben. Die kleine Idylle, Miß Jenny Harrover von Eduard Mörike ist artig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag. — № 118. — 19. November 1832.

Literar-Geschichte.

Die ursprüngliche Poesie, in Innsbruck und der Nordschweiz gesammelt und theilweise bearbeitet von Ludwig Aurbacher. Wien. Im Verl. b. Joseph Geistinger. Friedrichsstr. 1832.

Der Verleger dieser Schrift hat allerdings das verdienstliche Unternehmen eines Kenners veranlaßt, diese Sammlung zu machen und sie dem Publikum vorzulegen. Es ist nicht zu leugnen, daß sie manches Gute enthält, was der Beachtung werth ist, aber man hat so häufig diese Gattung Poesie gesammelt und bearbeitet, daß man sich nicht wundern darf, wenn man nicht allzuviel Neues, und die meisten Lieder gar Alte kennen, wo man nicht allzuviel Ursprüngliches findet. Es ist ferner nicht zu leugnen, daß die Bearbeitungen meistens, und namentlich, wo sie ausführlicher wurden, ihren Zweck verfehlen. Aber das ist nicht die Schuld des Sammlers, sondern der Sache selbst. Es ist der Natur einer ursprünglichen Naivetät beigelegt, daß, sobald sie in den Kreis der Reflexion eingezogen wird, sie sich in sich selbst verliert, und so ist es mit ursprünglicher Poesie. Kaum wird diese durch Reflexion berührt, so ist sie nicht mehr ursprünglich, und kann ausgedrückt und dargestellt werden.

Die Aufgabe, mit der unsere deutschländischen Romantiker sich in letzten Decade der Dichtungskunst gestellt, hat Göthe's Genius vollendet. Nicht über sie ist er hinausgegangen, sondern in sie hat er sich hineingelebt, und wenn das nicht möglich ist, die Aufgabe selbst zu lösen, die Unmöglichkeit anerkannt, jedem neue Bahnen zu gehen, und die Aufgabe einem neuen Talente für seine Zeit selbst neu aufgelöst werden.

Die Aufgabe, welche sich Göthe gestellt hatte, war die, seiner Poesie und auch einiger neuern Dichtungen den Grundcharakter ursprünglicher Naivetät und Kindlichkeit mit dem Bewußtsein der Reflexion zu verbinden, und diese Aufgabe hat er durch Vollendung, wie bei Hermann und Dorothea, und Tasso, wie durch Fragmente, wie bei Faust, gelöst. Diese Aufgabe hat keine weitere Dimensionen zuläßt. Jede Bearbeitung ursprünglicher Poesie, der ursprünglichen Lieder kann nicht mehr sein, als der Versuch, sie in diese Aufgabe hineinzuarbeiten, und wenn sie sich dieser Aufgabe nicht vollständig genähert, diese nicht ganz gelöst hat, so ist sie nicht gelungen, und der Versuch, sie in diese Aufgabe hineinzuarbeiten, ist nicht gelungen. Jede Bearbeitung, welche diese Aufgabe nicht vollständig gelöst hat, ist nicht gelungen, und jeder

und bezeichnet sie als die reinste Empfänglichkeit für höhere, die Oberfläche fliehende Wahrheiten. Was läßt sich dagegen einwenden, wenn man fremden Ausdrücken einen willkührlichen Sinn unterlegt? Napoleon kannte die Ideologie nur in ihrer politischen Richtung und verstand darunter jene Schwatzhaftigkeit, die heutigen Tages noch nicht ausgestorben ist, die keiner Parthei erwünscht seyn kann, weil sie allen gefährlich ist. Wenn es sich also auch hören läßt, daß die Klätscher aus Deutschland stammen; wie trifft die neuere Romantik mit ihnen zusammen?

Man kann selbst zweifeln, ob der Verfasser von seinem Gegenstande eine richtige Definition zu geben verstanden hat. Er behauptet, die neue Romantik wolle „das Leben der Gegenwart in seiner ganzen Ausdehnung, nach allen seinen Richtungen, auf allen seinen Stufen in das Gebiet der Poesie, der Kunst, der höhern Bildung wieder hineinziehen, und für unsere Zeit das seyn, was die alte Romantik für das Mittelalter war.“ Es hält schwer, den Grund dieser Begriffsverwechselung anzugeben. Ist die Romantik jene träumerisch-sehnsüchtige Geistesrichtung, die an der Hand der deutschen Philosophie sich in eine Zeit flüchtet, welche sie nach ihrem Gefallen ausschmücken kann, ist sie diese Hingebung an das Mittelalter, für welche sie der Verfasser in seinem Buche überall ausgibt, wie kann sie mit jener neuesten Tendenz der französischen Literatur, der eingerissenen Novellistik und Genremalerei, verwechselt werden? Hat die von dem Beispiele Chateaubriands, Lamartines und Viktor Hugos geschützte Poesie je mit der Gegenwart kokettirt? Fand sie ihre Stoffe nicht immer in verschwundenen Zeiten oder in Empfindungen, die diesen verwandter sind, als den unserigen? Das innerste Wesen der Romantik ist noch nicht ausgesprochen worden. Man verhehlte, es einzig in dem Genuß zu finden. Den Romantiker leiten keine Vorsätze, er ist Dilettant, und versenkt sich in Alles, was seine Seele anzieht. Er betrachtet Alles, und was ihm gefällt, bricht er wie eine Blüthe ab. Warum soll Romantik Poesie des Mittelalters seyn, wie Herr Huber auf der einen Seite sagt? Warum soll sie die Poesie der Gegenwart seyn, wie er sich auf der andern verbessert? Sie ist die Poesie aller Zeiten, weil sie sich für Alles interessirt. Friedrich Schlegel hatte nicht nöthig, katholisch zu werden, um zu beweisen, daß seine Gedichte romantisch sind. Tieck und Arnim waren immer indifferent, und Niemand wird anstehen, ihre Werke für die schönsten Blüthen der neuern Romantik zu halten. Man irrt sich, wenn man in unserer Zeit für alle Dinge, die man predigt, auch den Glauben voraussezt.

Es freut mich, durch diese Bemerkung Herrn Huber die Einsicht in seinen Gegenstand erleichtert zu haben. Er wird die Irrthümer seiner Definitionen zugestehen; er wird nicht mehr in Verlegenheit gerathen, wenn ich ihn z. B. frage, wohin seine Unterscheidungen Jouys Schriften unterbringen? Jouy begann die Vergötterung der Gegenwart, um uns eines Ausdrucks zu bedienen, vor dem sein l'Hermite erröthen wird: er brachte diese kleinen Federzeichnungen der gemeinen Wirklichkeit, die Genrestücke aus dem Leben auf, die nicht mit Unrecht vom Verfasser der romantischen Schule zugetheilt werden. Jouy ist aber Akademiker, die neue Schule übersieht ihn, und wo man ihn nennt, rangirt er mit den Klassikern. Hier war ein Feld, wo sich Herr Huber zu scharfen Kombinationen hätte veranlaßt fühlen sollen. Er mußte nachweisen, welche Phasen der Romantik zwischen den Threnodien eines Lamartine und den Pariser Hunden eines Janin liegen, und zulezt würde er zu dem Geständniß gezwungen seyn, daß eine Versöhnung der beiden in Frankreich streitenden Partheien vor der Thür, wenn nicht gar schon geschehen ist.

Niemanden wird diese Thatsache so sehr überraschen, als den Verfasser des vorliegenden Buches. Herr Huber sieht in seinen Schüzlingen weinerliche Kopfhänger, welche die Wirren der Gegenwart fliehen, nach Mysterien dürsten, sich das Haar in einen Scheitel kämmen, und deutsche Philosophie studiren. Aber das sind nur Ausnahmen. Die Neuromantiker sind lebensfrohe, heitere Menschen, die sich ein Reitpferd halten, sehr gut essen und trinken, und nichts von der Verzweifelung kennen, die Goethe ihnen anzudichten beliebte. Wenn ihr sie Nachmittags bei einer Tänzerin antrefft, können sie da Vormittags nicht sehr eifrig studirt und zarte, sinnige Gedanken niedergeschrieben haben? Braucht man ein Pfarrvikar zu seyn, um einen Band Gedichte an die Gottheit nicht nur zu schreiben, sondern selbst tief zu empfinden? Ich verstehe die Menschen nicht, welche Jugend und Zufriedenheit mit dem Enthusiasmus für die Kunst, die Wahrheit, die Freiheit unverträglich halten. Viktor Hugo besingt Napoleon. Warum soll er dem Helden seine Bewunderung versagen? Er ist ein energischer Charakter, hat einen freien, poetischen Blick, und ist eifersüchtig auf die Macht, welche die patriotische Hingebung der Rede und dem Gedanken verleiht. Herr Huber urtheilt darüber anders. Es ist ihm Alles darum zu thun, in Viktor Hugo einen Christen zu retten, und nennt daher des Dichters Liebe für Napoleon „die Anwendung der christlichen Liebe auf die Weltgeschichte!“ Kann bei solchen Maaßstaben eine gesunde Ansicht gewonnen werden?

Wir können zum Schluß nicht umhin, Herrn Huber zu versichern, daß Niemand die Größe und die Vorzüge der französischen Klassiker mehr anerkennt, als die Neuromantiker selbst. Die Aufgabe der wahren Kritik ist nicht, wie der Verfasser will, christliche Liebe zu üben, sondern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und wer wollte sie den Koryphäen der französischen Literatur des

17ten und 18ten Jahrhunderts versagen? Es ist kleinlich, sich über den Alexandriner und das Enjambement zu erzürnen. Herr Huber verräth den deutschen Schullehrer, wenn er hier nicht aufhören kann, die Hände über den Kopf zusammenzuschlagen. Können alle seine grammatikalischen Antipathien jene geistvollen, freien und dreisten Sprüche auslöschen, die wir dem Munde der französischen, von ihren Perrücken nie so, wie die deutschen Professoren, gedrückten Akademiker verdanken? Man ist auch in Frankreich von dieser Ungerechtigkeit zurückgekommen, oder um einen richtigern Ausdruck zu wählen, nie darin so weit gegangen, als es uns deutsche Eitelkeit möchte glauben machen. Herr Huber sagt, das Volk habe schon in der Revolution die Philosophen übersehen. Nein, das französische Volk hatte immer Achtung vor seinen Geistern, und die Geister waren dieser Achtung würdig. Warum verstehen wir Deutsche das nicht? Es ist freilich Thatsache, daß unsre Geister von der Menge nicht geachtet werden. Es frägt sich nur, ob sie es werth sind? G.

Naturwissenschaften.

(Beschluß.)

30) Die Medicin des neunzehnten Jahrhunderts, wie sie ist und seyn soll. Mit vorzugsweiser Berücksichtigung des gegenwärtigen Zustandes der deutschen Medicin. Von Dr. J. Braun. Leipzig, Baumgärtner, 1832.

Der Verfasser beklagt sich sehr bitter über die Absonderung ärztlicher und chirurgischer Schulen von den eigentlichen Universitäten und über Zulassung roher, durch keine klassische Schulbildung vorbereiteter Jünglinge zum ärztlichen Studium. Er verlangt nicht Abrichtungsanstalten für Pfuscher, sondern eine gründliche Bildung. Sodann geht er zu den Lehrgegenständen über und fordert auch hier eine durchgreifendere Regel, da bisher nach der Willkühr der Lehrer oder des Zufalls manch wichtiger Theil der Wissenschaft vernachläßigt wurde, und überhaupt wenig System in der Wahl der Lehrgegenstände herrschte. Endlich will er die Zahl der Aerzte beschränkt wissen. Er hat ganz recht, wenn ihm wenig gute Aerzte lieber sind, als viele mittelmäßige und schlechte. Darin aber scheint er zu weit zu gehn, wenn er verlangt, der Arzt soll Staatsdiener, und keineswegs wie bisher Gewerbsmann seyn. Allerdings führt die Konkurrenz und der Brodneid zu Charlatanerie, aber sollte der Beamtenstolz nicht ebenfalls dazu oder zu noch etwas weit Schlimmern führen? Es wäre eine Leibeigenschaft ganz eigner Art, wenn man gezwungen wäre, sich von einem Staatsbeamten kuriren zu lassen, und da der Verfasser die Aerzte den Gerichtsbehörden zutheilt, so könnte dadurch vielleicht der Henker entbehrlich gemacht werden.

Dagegen verdient volle Beherzigung, was der Verfasser über die Nothwendigkeit einer allgemeinen Pharmacopöe für ganz Deutschland, über Verbesserung der Armenmedicin und über ärztliche Gebühren sagt. Die Hospitäler sind sehr häufig prachtvolle Gebäude, welche die Wohlthätigkeit fürstlicher oder städtischer Stifter zur Schau tragen, in denen aber der Arme Pfuschern, aufsichtslosen Schülern und pflichtvergessenen Aufsehern überlassen bleibt. Wenn die gerechten Vorwürfe, welche der Verfasser dem gesammten Medicinalwesen macht, durch irgend etwas gemildert werden, so ist es die große Schwierigkeit, hierin Verbesserungen einzuführen. Der Staat kann allerdings über Hospitäler, über Apotheken, über offenkundige Quacksalber Aufsicht führen, aber er kann weder gute Aerzte machen, wenn sie es nicht sind, noch eine Heilmethode oder Arzneimittellehre als unabänderliches Gesetz dekretiren. Dies bleibt immer nur Sache des Genies, des Zufalls, und der Weiterentwicklung der Wissenschaften. Eben deshalb aber möchte ich nicht wie der Verf. dem Staat eine Einschränkung, sondern vielmehr die freieste Ausdehnung der Konkurrenz empfehlen.

31) Darstellung der Medicinalverfassung in den k. k. Staaten Oesterreichs, in Beziehung auf den Wirkungskreis der Kreiswundärzte, der Civil-, Stadt- und Landwundärzte und der Landesthierärzte, zum Gebrauch derselben. Von Knolz. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung.

Dieses starke Buch beweist die Sorgfalt der k. k. Administration für Medicinalangelegenheiten und dürfte auch in andern Ländern als ein nützliches Handbuch insbesondre für Aerzte und Chirurgen auf dem Lande benuzt werden können, da es ausführlich das Benehmen bei allen wichtigen Vorkommnissen im Beruf derselben vorschreibt.

32) Grundriß der Epizoonologie oder Thier-Seuchen-Lehre. Von Prof. Dr. Plank. München, Rösl, 1833.

Wir führen dieses Schriftchen hier an, weil es sehr populär geschrieben ist und den Besitzern von Pferden, Vieh oder auch nur Hausthieren nützlich seyn kann, ohne ärztliche Vorkenntnisse bei ihnen vorauszusetzen. Tabellarisch sind darin die allgemeinen und dann die besondern Thierseuchen verzeichnet, und bei jeder die Ursache, der Verlauf, der Ausgang, das Vorbeugungsmittel, die

Kurart und endlich die je zuweilen erforderlichen polizeilichen Maaßregeln angegeben. Außerdem findet man hier die Schriftsteller über Thierarzneikunde verzeichnet, deren Zahl sehr groß ist.

Unter den vielen Streitschriften für und wider die Homöopathie erlauben wir uns nur Zwei Hervorzuheben, weil sie gewissermaaßen politischen Inhalts sind.

33) Das homöopathische System, in seinem Zusammenhange mit der Geschichte der Medicin und dem jetzigen Zeitgeist. Von Dr. H. Fränkel. Leipzig, Köhler, 1833.

Das alte Sprichwort „der Kessel straft den Ofentopf" bewährt sich vorzüglich in der Geschichte der Arzneikunde. Die Systematiker werfen einander wechselseitig ihre Systemsucht vor, und wer des Andern Hypothese durch seine eigne zu widerlegen sucht, schreit über Hypothesenmacherei. Die der Zeit nach ältere Parthei glaubt steif und fest, ihr System sey das natürliche, gewisse, unumstößliche, und vergißt, daß dieses System auch einmal nur war und so hypothetisch, als irgend ein anderes. Ueberhaupt bewegt sich die ganze Medicin im Zickzack wie ein betrunkener Bauer, taumelnd von Extrem zu Extrem, vom physischen Pol zum psychischen, vom Blutpol zum Nervenpol, von der Heilung durch das Gleiche zur Heilung durch das Andre oder Entgegengesetzte, von der Riesenkolbe, die nach einem meilenlangen Rezept alle Arzneien durcheinanderschüttelt bis zum unmöglichen Bruchtheil eines homöopathischen Atoms von Dr. Hahnemann. Der wechselseitige Haß der Aerzte scheint hauptsächlich aus dem Gefühle zu entspringen, daß die Wahrheit doch nicht zu finden ist. Nur die Hoffnungslosen hassen sich. Vielleicht wird aber auch die Gehässigkeit des Kampfs durch die Art der Waffen bestimmt. Die Aerzte kämpfen immer nur mit Brechmitteln, Purganzen und Giften, und ihre Streitschriften haben keine bessern Wirkungen, als ihre Rezepte. Wenn der Verfasser die giftige Bemerkung macht, die Homöopathen schlössen sich der liberalen Richtung im politischen Leben an, und bestünden größtentheils aus Leuten, die auf Universitäten sich der Demagogie beflissen, so möchte ihm zwar der Beweis schwer fallen, aber er könnte doch damit erreichen, daß irgend eine Regierung sich diese kollegialische Bemerkung des Herrn Doktors ad notam nähme und damit wäre der armen Homöopathie ein Bein gestellt, denn „verläumde nur, es bleibt immer etwas hängen." Es ist ganz in der Ordnung, daß die stabilen Aerzte der heutigen Zeit die jungen Neuerer Demagogen schelten, eben so wie die Aerzte früherer Zeit sie als Zauberer und Hexenmeister verschrien. Damals machte man sie der Kirche, heute macht man sie dem Staate verdächtig. Der alte Hahnemann und seine unschuldigen Schüler sollen nicht nur Demagogen gewesen seyn, nein, sie sollen auch (Seite 113) diese „früher bedeutende Richtung noch nicht abgethan haben." Doch, die polizeilichen Spürnasen schnüffeln immer da am längsten, wo nichts zu riechen ist. Wenn die Hahnemann'schen Dosen nicht so gar dünn und geruchlos wären, wenn er ganze Näpfe voll Assafötida recipirte, so wüßten die hungrigen Nasen doch wie und wo der Teufel stäcke? Man hat viel Tolles in dieser Zeit behauptet, aber den alten Hahnemann einen Demagogenvater zu nennen, das ist doch, wie man zu sagen pflegt, zu toll!

34) Ueber die Homöopathie und ihre Beziehungen zu dem Selbstdispensiren der Aerzte. Von Rupertus dem Zweiten. Leipzig, Baumgärtner, 1833.

Diese kleine Schrift sucht zu beweisen, daß es Pflicht des Staates sey, Verbesserungen, die in einer so wichtigen und gemeinnützigen Wissenschaft, als es die Arzneikunde ist, vorgenommen werden, nicht durch unvernünftige und partheiische Verbote zu hintertreiben, sondern jedem Versuch dieser Art freie Konkurrenz zu gewähren, es sey denn, daß die absolute Schädlichkeit desselben bereits nachgewiesen wäre. Er hat von Anfang bis zu Ende Recht und es ist nur zu bedauern, daß solche Rechtsverwahrungen in unsrer aufgeklärten Zeit noch nöthig sind.

35) Das Blut und die aus dem Blut entspringenden Krankheiten von Dr. A. F. Fischer. Leipzig, Göschen, 1832.

Eine populäre Anweisung für alle Personen beiderlei Geschlechts, die am Blut leiden, faßlich und um so belehrender, als jede einzelne Blutkrankheit die andere erklären hilft. Viele Beispiele dienen überdies zur nähern Vergleichung und Warnung, besonders in Bezug auf Diät, und wenn auch ein solches Buch den Arzt weder entbehrlich machen kann noch will, so dürfte es doch denen, die Anlage zu Blutkrankheiten haben, manchen Rath ertheilen, dem Ausbruch des Uebels vorzubeugen.

Bei Gelegenheit erwähnen wir hier noch den

36) Versuch einer Chronologie und Literatur nebst einem System der Blutentziehungen, von Dr. Nogitsch, (Nürnberg, Winter, 1833),

worin nicht weniger als 1210 Aerzte verzeichnet sind, die über den Aderlaß geschrieben haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Zum
Literatur-Blatt.
Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.
Freitag. — № 119. — 22. November 1833.

Biographien.

1) Schon und Rhesden. Bd. II. Berlin, bei Hayfelder. Von Dr. Wilhelm Alexis. Zwei Theile. 8°. (1 Rthlr. 16 Sgr.)

Schon vor vier Jahrhunderten war in hohen Adelsgeschlechtern der Gebrauch der Bastarde zur Regierung. Wilhelm der Eroberer begünstigte seine Bastarde, und Heinrich II. von England that es ihm nach. Auch in neuerer Zeit ist es oft genug vorgekommen, daß junge adelige Herren Bürgerstöchter heimlich heiratheten. Die Heirathen waren nicht immer glücklich, und wenn sie es waren, so wollten diese Ehebündnisse doch, wenn sie gelangen (?), nun doch kein Evangelium sein, weder in gesellschaftlicher, noch in staatsrechtlicher Hinsicht. Jener Adel ist nicht verloren, daß bei Bürgern, die weniger Vorurtheile haben, sich durch Geist und Talent geltend macht und sich neue adelige Ehrenrechte erwirbt. Nicht neuere Einrichtung Europa's hat diesen Adel gestiftet, sondern die Natur selbst, und sie wird ihn auch erhalten. Wer gute Bastarde in sich und den seinen hat, Begabungen und Talente, der kann um Ehrenrechte werben bei, so verleihungen; aber auch ohne diese sind sie schon geehrt. Dort, wenn es in großen Zeit- und Weltbegebenheiten gilt, sind sie die Ersten, die sich auszeichnen. Aber sie sind es immer nur einige Zeitalter, in die sich freudenvolle geborene Jünglinge einen edlen Wetteifer stiftet ausgewählt, wenn er gleich jeden jugendlichen werben soll, bei seiner zu verwenden. Wenn aber die Zeit kommt, wo die Bastarde sich nicht mehr hervorthun, und wo sie zahlreiche Geschlechter, ausschließende Ehrenrechte und Privilegien, und wenn sie sich auf diese Weise isolirt, wo sie sterben, so sterben sie, entgeistet, aus. Bastarde sind Bastarde, und sie werden es bleiben, wenn sie auch Fürsten sind. Wenn man daß Bastarden nur immer Ehren und Würden verleihen will, so müssen sie sich auch ihrer Ehren und Würden bedienen, und sie müssen sich ihrer bedienen, wenn sie sie haben wollen. Wir wollen nur Einiges sagen, was wir gegenwärtig von Bastarden wissen. — Adelige Bürgerstöchter sind weiter nichts, als: daß sie Erinnerung der alten Ehrenrechte ihrer Väter sind, und daß sie Ehrenrechte, die sie besitzen, in sich und andere Bürgerstöchter noch besser vor sich wirken, denn Geld hat die Kraft nicht und kann sie nicht haben, weil es todt ist. Geld ist nur ein Ausgangspunkt für Begeisterung. Wenn sich in der Gesellschaft verwandtschaftliche Bastarden bilden und bei ihnen sich Begeisterung findet für ihren Adel und ihre Ehren, wenn sie sich dann in Bastarden bei so einander verbinden, daß sie sich gegenseitig die Ehren und Würden ihrer Väter

Digitized by Google

den im Zusammenhange der Rede gefundenen Beispielen merken. Er beobachtete also cum grano salis die Hamiltonisch-Jacotot'sche Methode, ja selbst das Auswendiglernen ganzer Gesänge, Reden ꝛc. trieb er früher und empfahl er später. Was setzen die Philologen vom Fach dazu? Wir sagen: um es so treiben zu können, muß man der Sprache ganz mächtig seyn, sie können, nicht blos wissen, und dann eine große Lebhaftigkeit und Rüstigkeit des Geistes besitzen; was nicht Jedermanns Sache ist.

Von ausgezeichnetem, allgemein entsprechendem Werthe sind die Mittheilungen über das Entstehen der weltberühmten Wolf'schen Ideen über Homer, die nur zum Theil in den Prolegomenen zu Homer entwickelt und eben deshalb damals und jezt vielfach mißverstanden worden sind. Hier findet man nun, sammt einigen Erläuterungen, Alles bei einander, was die stimmberechtigten Zeitgenossen damals dafür und dawider gemeint haben, und was man wissen muß, um einzusehen, daß damals Keiner war, der auf gleicher Stufe der Gelehrsamkeit und philologisch-historischer Kritik stand, um Wolfs Arbeit gehörig würdigen zu können. Wenn Wolf darüber ungehalten war, seine mühevolle Arbeit nur nach dem historischen, philosophischen oder ästhetischen Resultat beurtheilt zu sehen, so wird ihm das Niemand verdenken. Wenn aber Herr Körte noch jezt darüber zürnt und Männer, wie Herder z. B., deshalb wie Schulknaben behandelt, ihnen wohl gar ein Verbrechen daraus macht, daß sie es damals gewagt, zu erklären, sie hätten früher aus allgemeineren Gründen Aehnliches gemuthmaßt; so darf man billig fragen: wer ist befugt, sich so etwas heraus zu nehmen? Etwas anderes ist es mit Heine und Voß, von denen zu verlangen war, daß sie als Philologen urtheilten und von denen freilich nur zu wahrscheinlich ist, daß sie nicht frei von Neid und Eifersucht handelten, wenn jener Wolfs Forschungen als unbedeutend und ihr Ergebniß als alte Paradoxie schilderte, dieser sie mit krasser, philologischer Altgläubigkeit verwarf. — Daß die Homerischen Gesänge in der uns überlieferten Gestalt nicht von einem Dichter herrühren, bleibt unbezweifelt; die Annahme, daß ursprünglich doch wohl ein Dichter sie koncipirt und im Großen und Ganzen ausgeführt habe, wenn gleich einer die Ilias, ein anderer die Odyssee, diese Annahme widerspricht wenigstens Wolfs Ideen nicht.

Wir können nicht umhin, zu erwähnen, daß Wolfs Benehmen bei und nach der Katastrophe von 1806, bei welcher er sich noch als Professor in Halle befand, nicht nur tadelfrei, sondern durchaus ehrenwerth war. Bei solchen Gelegenheiten zeigt sich der Mann von ächtem Geist und Charakter. Während andere, vom Preußenthum trunkene Männer seiner Umgebung von Nichts, als von Siegen träumten, sah er aus dieser, auch im Heere herrschenden Trunkenheit gerade den traurigen Erfolg voraus und verschwieg, obgleich deswegen als schlechter Patriot verläumdet, seine trüben Ahndungen nicht. Als Halle von dem Feinde besezt war, that er ungezwungen keinen Schritt, sich demselben zu empfehlen. Vielmehr zog er es vor, Halle zu verlassen und nach Berlin zu gehen, wie höchst schmerzlich es ihm auch war, seinen bisherigen Wirkungskreis auf immer zu verlieren und nur halb getröstet durch einen Brief Goethes, der ihm rieth, von der allgemeinen Calamität zu abstrahiren und sich ganz auf seine Studien zu beschränken. Zwar that er dies, weil ihm nichts anderes übrig blieb, aber den Fall des preussischen Staates aus einem großen historischen Gesichtspunkt betrachtend. Er sagte sich und andern: „Ohne den Krieg wären wir nur langsamer gefallen; durch einen glücklichen Ausgang würde der militärische Adel seinen Uebermuth noch gesteigert und als Sieger selbst das Volk unterworfen haben. Der Staat hätte freilich seine Unabhängigkeit nicht so gar auf Einmal verloren; aber er hätte sich um so schlimmer im Innern aufgelöset." In diesem negativen Ausspruch schimmert deutlich genug die Hoffnung auf eine Regeneration von innen heraus durch, für welche er denn auch von seiner Seite Alles that, was er als einzelner Mann und als Gelehrter nur irgend zu thun im Stande war. Nach gegenwärtiger Biographie ist er es vornehmlich gewesen, der die Idee, in Berlin eine Universität zu gründen, gefaßt und zu deren Verwirklichung den Minister von Stein, welcher anfangs durchaus dagegen war, bewogen hat, eben so rieth er zu allen Verbesserungen, deren sich die Gelehrtenschulen Preußens nach dem Tilsiter Frieden zu erfreuen hatten, und es ist nur zu bedauern, daß seinen Vorschlägen nicht unbeschränkter Gehör gegeben worden ist. Abstoßendes Benehmen gegen Nichtdeutsche, Verachtung der Franzosen und ihrer Sprache zur Regel des Denkens und Thuns zu erheben, ist kleinlich und unfrei, während des Krieges mit ihnen aber Pflicht und unter ihrer Herrschaft freilich nicht klug, aber achtunggebietend. Lezteres war auch Wolfs Betragen gegen die Franzosen in Berlin, wie folgende Anekdote lehrt: Der französische Intendant-General, Daru, ein gelehrter Mann, der Wolf'en auszeichnungsweise eine Pension von 450 Rthlr. zahlen ließ, berief einst alle Männer Berlins, denen man Einfluß auf die öffentliche Meinung und auf die Jugend zumuthete, zu einer öffentlichen Audienz. Wolf, auch dazu berufen, erschien zulezt und verlor sich im Hintergrunde der Versammlung, erzürnt zu vernehmen, wie gefällig das, übrigens schlechte, französisch über die Lippen der Deutschen floß. Da fragte Daru nach ihm, und Wolf trat straff auf jenen zu und erwiderte dessen verbindliche Begrüßungen eben so höflich und zierlich, aber — deutsch. Daru, der nichts davon verstand, ersuchte ihn, französisch zu sprechen.

Wolf versezte: „Das möge der Herr Intendant-General von ihm nicht verlangen; es seyen hier intrikate Sachen zu verhandeln, wo man sich gar wohl vorzusehen habe, daß man sich recht ausdrücke und weder zu viel noch zu wenig sage. Der Herr Intendant-General kenne ihm, der hier schon allein durch die gegenseitige Verhältnisse so sehr im Nachtheil gegen ihn stehe, nicht zuzumuthen, sich in den noch größeren Nachtheil zu setzen, daß er sich einer Sprache bedienen solle, die der Gegentheil vortrefflich, er selbst aber nur höchst mittelmäßig oder vielmehr gar nicht zu reden verstehe.“ — Als Darü hierauf lächelnd bemerkte, wie es einem so großen Sprachgelehrten ja nicht schwer fallen kann, sich eines so leichten Idioms zu bedienen; erwiderte Wolf gleichsam versuchsweise: cela ne vaut pas la peine! peine „Pein“ aussprechend. Endlich sezte er's durch, daß Lateinisch gesprochen wurde. — Wie dieses Benehmen nur Aeußerung seines verlezten Vaterlandsgefühles war, zeigt sich noch schöner darin, daß er gerade in dieser Zeit anfing, die deutsche Sprache zu studiren; und in ihrem Studium Vergessenheit der Dinge um ihn her suchte. Dieses Studium hat herrliche Früchte getragen. Wolf gehörte zu den wenigen Philologen, welche ein musterhaftes deutsch zu schreiben und zu sprechen wissen; und seine durch specielle Studien und Uebungen erworbene Meisterschaft in der Muttersprache hat er am schönsten in seinen wenigen, aber vortrefflichen Uebersetzungen, vor allen durch die der Wolken des Aristophanes, an den Tag gelegt. Freilich ging er dabei von andern Grundsätzen aus, als Voß und die Vossiden. Es war ihm um das Wiedergeben des Geistes, des Gesammteindruckes zu thun und er opferte Worttreue im Einzelnen auf, wo durch diese die Geisttreue gefährdet schien, oder der Geist der Muttersprache. Ja in der Achtung vor diesem Geist, wie vor dem der deutschen Sitte ging er so weit, daß er keinen Anstand nahm, jene, das sittliche Zartgefühl verletzende Stellen des Griechen so weit umzuformen, als erforderlich schien, damit sie dem deutschen Ohre nicht wie Plattheiten klängen. Wieland, der mit so vielem feinen Takt die Alten zu übertragen verstand, erklärte Wolfs Wolken für „ein Wunder, welches dem Voß beweise, daß es möglich sey, allen Bedingungen, die dieser von einem vollkommen getreuen Uebersetzer von Gedichten fordere, genug zu thun, ohne daß man darum der deutschen Sprache Gewalt anzuthun brauche.“ Voß war ganz andrer Meinung und erbittert, daß Wolf es gewagt, sich mit solchem Glück früher und nach andern Grundsätzen, als er, an die Uebersetzung des Aristophanes zu wagen, und ließ ihn dafür durch den eignen Sohn in einer Recension belehren, wie sehr er gegen die Gesetze und Regeln verstoßen, die in dem Vossischen Dollmetschungs-Hammerwerk befolgt wurden. — Wolf dagegen erzählte zur Würdigung Vossischer Uebersetzungkunst manchmal folgende gastronomische Parabel: „Einst kam ein Märker zu J. H. Voß und rühmte diesem die Teltower Rübchen. Da rümpfte Voß die Nase und führte den Fremden an ein Beet seines Gartens, sprechend: „Hier, mein Herr, sollen sie Rüben sehen, ächte Teltower Rüben, aber gezogen und übersiedelt von mir, dem Kundigen!“ — Alsbald nun zog er eine Rübe aus dem Beete und zeigte sie dar, triumphirend; sie war — eines Mannsarms lang und dick! — So übersiedelt der Mann nun eben auch die Griechen und Römer; was eines zarten Frauensingers Feinheit haben soll, wird armsdick; was dagegen armsdick seyn soll, wird meist fingersdünn bei ihm, dem Kundigen.“ Was sagen die Vossiden dazu? Die thatsächlich bewährte Achtung vor der Muttersprache bewog Wolfen auch, die Aufnahme derselben in den Schulunterricht zu empfehlen, aber freilich in anderer Weise, als sie gewöhnlich betrieben wird, nicht als Gegenstand des Wissens, sondern als Gegenstand der Kunst, des Könnens, daher als Uebung im sprachlichen Darstellen, als Kunst: meisterhafte Prosa und Poesie recht zu lesen, zu verstehen und in Rücksicht auf Form nachzubilden. Nicht dichten sollte man lehren — was unmöglich, — aber Versemachen. Referent weiß aus Erfahrung, daß das Ueben deutscher Verskunst eine überraschend sprachbildende Kraft hat. Wolf ging von dem Grundsatz des römischen Dichters aus: „Bildung gewährt dem Munde des lallenden Knaben der Dichter.“ Und wenn er neben andern Uebungen, in der Muttersprache zu komponiren, die metrischen Uebungen besonders empfiehlt, weil er von ihnen erwartet, „daß sie auch der prosaischen Komposition die schönste Ausbildung geben und die Jünglinge bald mit innigerer Empfindung die kunstreichen Dichter studiren werden;“ so können wir ihm nur Recht geben. Was sagt aber Herr Hofrath Thiersch, was sagen alle die Philologen dazu, die nichts vom Treiben der Muttersprache auf Schulen wissen, oder nur ein grammatisches und grammatisch-historisches, überhaupt keine Bildung durch Poesie wollen? Wir sagen, daß die Zeit kommen werde, in welcher es für den deutschen Schulmann eine Schande seyn wird, die Jugend nicht durch Studium klassischer, deutscher Gedichte zu bilden, wie es für den griechischen Schulmann eine Schande war, wenn in seiner Schule der Homer vermißt wurde. —

Und hiemit genug der Andeutungen aus der Biographie eines Mannes, der darum der erste Philolog Deutschlands gewesen ist, der die Philologie zur Alterthumswissenschaft erhoben hat, weil er einer jener wenigen Männer von urgeistiger Kraft war, welche überall, wohin sie das Schicksal gestellt hat, neue Bahnen brechen, in der Entwicklung des Lebens, oder der Kunst, oder der Wissenschaft neue Epochen bezeichnen. W. B. M.

2) Neuer Nekrolog der Deutschen. Neunter Jahrgang, 1831. Zwei Bände. Ilmenau, Voigt, 1833.

Wir haben schon die frühern Jahrgänge dieses Unternehmens rühmlichst erwähnt. Dieser neueste enthält wieder die Biographien aller im Jahr 1831 verstorbenen, nur einigermaßen berühmten oder angesehenen Deutschen. Mit beispiellosem Fleiß sind 433 förmliche Biographien und 1180 kurze Notizen von zusammen 1610 Todten gesammelt. Zu den Vornehmen, die der Tod in gedachtem Jahre gemäht, gehören Niebuhr, Ludwig Achim von Arnim, Klingemann, Klinger, Matthisson, Usteri, Bohnenberger, Lafontaine, Hegel, Koch, Schultes, Leßmann, Feilmoser, Bürde, Schmalz, Dinter, Schmidt, Graf Diebitsch, Freiherr v. Stein, Julius Graf von Soden, Graf Gneisenau, Oberthür, Plank, Jassoy, Horner, Schnabel, Gruner, Wedekind ꝛc. Wir vermissen Niemand, als den Komponisten Kreuzer.

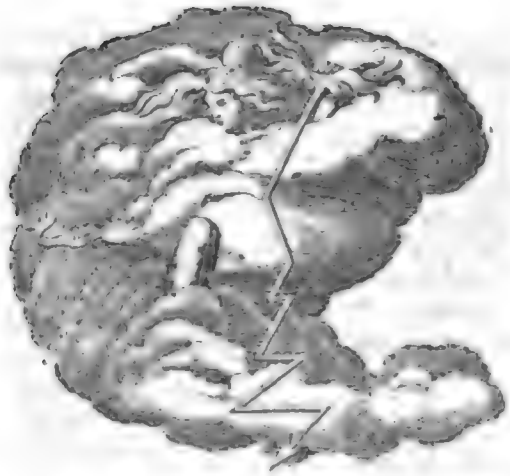
Vielleicht würde dieses schöne und nützliche Unternehmen bessern Eingang im Publikum finden, wenn die Bogenzahl etwas abgekürzt würde. Dies könnte geschehn durch Hinweglassung mancher Notiz, die minder bedeutende Todte betrifft, solche, die nur in einem engen Kreis der Mitwelt, aber nicht in dem weiten der Nachwelt Geltung haben. Die Redaktion wird sich vorzüglich vor solchen Mittheilungen in Acht zu nehmen haben, die ihr von eiteln Verwandten, oder von Schmarotzern der verwaisten Familie, oder von den überall emporschießenden, um Stoff verlegenen, darum in Wortschwall sich ergießenden Schreibergesellen zugeschickt werden. Diese bringen in alle noch so gute literarische Unternehmungen eine unheilbare Wassersucht. Wenn die Redaktion es sich zum Gesetz machte, daß über keinen unbedeutenden Mann, d. h. über keinen, der nicht als wirklich einflußreicher Staatsmann, als durch seltne Schicksale berühmter Krieger, als bekannter Künstler, Gelehrter oder Dichter oder durch irgend etwas Außerordentliches sich ausgezeichnet hat (wie etwa Caspar Hauser), mehr als eine Seite geschrieben werden dürfte, so würde dies dem Werk sehr förderlich seyn. Ich finde z. B. in diesem Jahrgange die fünf Seiten lange Biographie eines alten Hofmanns in einem kleinen Staate, eines Mannes, der sich außerhalb seines Hofes durch nichts bemerklich gemacht hat, eines Mannes, wie es deren tausende in allen Antichambern von jeher gegeben hat. Zu dessen Biographie waren schon 5 Zeilen zu viel, geschweige ein Panegyrikus von fünf Seiten. Eben so ist es mit den alten Pastoren, Superintendenten und Konsistorialräthen. Wer mag die langen Berichte über das Leben und Streben und die vielen Predigten dieser langweiligen Herren lesen. Man greife einige nahmhafte heraus, um zu zeigen, daß der Tod Schwarz so gut als Roth abtrumpft, aber man zähle diese Hochehrwürden und Hochwürden nicht alle auf, sie sinken sonst im Preise. Wer z. B. unsre Literatur aus dem alten Jöcher studiren wollte, der die reichste Gallerie von Allongeperrücken aller drei Fakultäten aufweist, der würde lieber ganz auf die Ehre verzichten, ein so stupend gelehrtes Volk kennen zu lernen.

Taschenbücher auf 1834.

Historisches Taschenbuch von F. v. Raumer.

Der Herausgeber hat diesmal keinen eignen Aufsatz dem Taschenbuche einverleibt. Das Geistreichste sind zwei Vorlesungen von Gans über die Geschichte der lezten fünfzig Jahre, die aber nur zur Einleitung gehören und ins Zeitalter Ludwigs XIV. und des Regenten zurückgreifen. Die Notizen Stieglitz des ältern über die Sage von Doktor Faust und die dahin einschlagende Literatur müssen dem Liebhaber von Werth seyn. F. Förster gibt, Schottkys Beispiel nachahmend, Notizen zu Wallensteins Leben in Bezug auf die Administration seiner Erblande. Löbell schreibt über das Principat des Augustus, eine kurze aber inhaltreiche Darstellung der Usurpation dieses Imperators, worin der Verfasser unter anderm hauptsächlich nachzuweisen sucht, daß Augustus die Form, die er dem römischen Reich gab, nur als eine Uebergangsform aus der kriegerischen Republik in die friedliche Erb-Monarchie betrachtet habe, daß aber seine Nachfolger, ohne auf diesem Wege fortzuschreiten, vielmehr jene erste Form festhielten, anfangs aus angeborenem Hange zu List und Trug (wie Tiberius) und nachher aus Noth, da das Mittel der Unterdrückung, die Armee, sich selbst Zweck geworden war. Dadurch, meint der Verfasser, sey die von August beabsichtigte Friedensmonarchie verhindert worden. Doch war sie wohl nicht möglich, wenn auch die Antonine unmittelbar auf August gefolgt wären, denn Frieden und Ruhe konnte in keinem Staate herrschend werden, der auf Unterdrückung aller fremden Nationalitäten gebaut war. Hätten sich die Armeen nicht empört, so hätten es die Völker gethan. — Eine Uebersicht der Bauernaufstände im Mittelalter von Wachsmuth ist recht interessant, obgleich sie nichts Neues enthält.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 120. — 25. November 1833.

Schriften über die Emancipation der Juden.

Unter den Schriftstellern von Ruf, die in Deutschland am heftigsten gegen die Juden-Emancipation geschrieben haben, steht der Herr Geh. Kirchenrath Paulus in Heidelberg oben an. Dieser große Kämpfer für Licht und Recht par excellance besitzt außer seiner weltberühmten Tapferkeit auch noch die seltne Gabe, sich unter seinen, d. h. unter den Feinden des Lichts und des Rechts auch immer die mächtigsten und gefährlichsten auszusuchen. Wofür und gegen wen hat er gestritten? Er hat für die Rettung des Protestantismus gegen die Gefahren des Jesuitismus geschrieben. O welche Tapferkeit! Hatte nicht jener furchtbare Stollberg schon die ganze Reformation in ihre Quelle zurückgedrängt, war nicht Preussen, die Stütze des Protestantismus, schon dahin? Hatte nicht der einzige Katerkamp alle Kirchenlichter auf protestantischen Universitäten ausgelöscht? war nicht die weltliche Macht entwaffnet, die akademische vernichtet, war nicht ganz Deutschland schon wieder katholisch? — und nur Er, nur der große Kämpfer für Licht und Recht in Heidelberg konnte den Protestantismus, konnte die in ihm begründeten Staaten, namentlich Preußen, retten. Ohne ihn wäre Alles verloren gewesen. — Dann hat er für die alte heimliche Rechtspflege gegen die öffentliche geschrieben. Drohte nicht dieses öffentliche Recht, eine von den Höllengeburten der Revolution, die schöne alte Heimlichkeit zu verdrängen? Hatte es nicht schon — durch ein räthselhaftes Versäumniß im deutschen Bunde Wurzel gefaßt? waren die Herrscher, waren die Juristen wohl noch im Stande, den Drachen, der aus der alten Höhle am Drachenfels plötzlich verjüngt heraustrat, zu bekämpfen, wenn nicht der heilige Mann in Heidelberg ihn mit seinem Weihwasser besprengt hätte? Ob er nun gleich das Recht ohne Licht will, so heißt er doch der Kämpfer für Licht und Recht, denn wenn der Deutsche einmal bewundert, so fragt er immer bloß wen, aber nicht was? — Nun endlich streitet der tapfre Mann für die unterdrückte Christenheit gegen die gräuliche Tyrannei der Juden. Und wahrlich, es ist Zeit, daß der Retter naht. Schon haben die Juden alle staatsbürgerlichen Rechte allein, und wir armen Christen sind davon ausgeschlossen; nur Juden sitzen in den Regierungen und Parlamenten, Juden haben ausschließliche Zunftrechte, kein Christ darf mehr ein ehrliches Handwerk ergreifen, ja es ist so weit gekommen, daß in Frankfurt jährlich nur 15 christliche Paare getraut werden dürfen, während der Saamen Abrahams sich wie Sand am Meere vermehrt. Gegen diese Tyrannei ist nun ein Held unter uns aufgestanden, der große Paulus in Heidelberg, ihm singt Hosiannah, er wird für uns seyn, was Judas

Makkabäus für die war, unter deren Joch wir jezt so schmählich seufzen.

So wurde niemals eine Unschuld unterdrückt, ein Recht gekränkt, eine Ehre mit Füßen getreten, so erhob sich nie ungefüge Gewalt und bedrohte nie herrische Willkühr die Freiheit und die geistigen Güter der Völker, es hätte denn jener große Kämpfer für Licht und Recht in Heidelberg sich erhoben, und mit kühner Prophetenstirne und mit dem Schwert Gottes im Munde der Gefahr getrozt.

Du reiner, edler, großmüthiger Geist, laß, in Deine Betrachtung versenkt, mich drei Kreuze schlagen!

Einfältige Leute wollen behaupten, der Protestantismus sey nie in Gefahr gewesen, die wenigen Proselyten und Romantiker hätten nur Mitleid, aber keine Furcht erregt, und der Herr Paulus habe nur ein recht schreckliches Bild von dem Feinde an die Wand gemacht, und dagegen gekämpft, um den Leuten tapfer zu erscheinen. Die einfältigen Leute sagen ferner, Fonk sey wirklich ein Mörder gewesen, und man habe ihn nur so eifrig vertheidigt, um sich da, wie man zu sagen pflegt, ein Bildchen zu verdienen, wo das Institut der Assisen mißliebig war. Die einfältigen Leute wollen endlich auch behaupten, es sey eine Verwechslung, nicht 15 christliche, sondern 15 jüdische Paare dürften jährlich in Frankfurt getraut werden, und nicht die Juden, sondern die Christen seyen die tyrannischen Unterdrücker.

Herr Paulus hat in allen seinen theologischen Schriften, und vornehmlich im Leben Jesu, das Christenthum so sauber alles Christlichen entkleidet und ausgeschält, daß nichts als ein nackter Deismus übrig geblieben ist; er ist nicht gläubiger als Voltaire, so wenig als er witziger ist. Ja, wenn einfältige Leute recht gesehn und gehört haben, so ist es gerade dieser Krypto-Voltairianismus, der dem großen Kämpfer für Licht und Recht in Heidelberg einen so bedeutenden Ruf unter den Halbwissern und jeder Art geistigen Pöbels verschafft hat. Er gilt als der erste Freidenker unter den deutschen Theologen, als der Heros der Denkfreiheit. Wie kommt es nun, daß er sich auf einmal in der Rolle eines wüthenden Judenverfolgers, eines Mönchs Radulf, eines Flagellanten, der dem Kruzifix vor Liebe die Zehen abbeißt, eines verrückten Herz-Jesu-Fressers gefällt? Sollte der große Kämpfer für Licht und Recht in Heidelberg nicht toleranter seyn? Er sollte, ja — doch einfältige Leute wissen, daß es eine Konsequenz reiner und großer Seelen gibt, durch welche die Inkonsequenz des Verstandes sich erklären läßt. Der Edle handelt immer edel, wenn er sich auch zuweilen widerspricht.

Bekanntlich hat Herr Paulus die Schrift:

Die jüdische Nationalabsonderung nach Ursprung, Folgen und Besserungs-Mitteln. Von Dr. H. E. G. Paulus. Heidelberg, Winter, 1830,

hauptsächlich für die badische Kammer geschrieben, um diese gegen die Juden-Emancipation zu stimmen, und ein Judenadvokat in Norddeutschland hat nachher in einer andern Broschüre naiv gejammert, daß die Schrift, welche Dr. Riesser derjenigen von Paulus entgegengesezt, nicht mehr zu rechter Zeit in Karlsruhe angelangt sey, voraussetzend, daß die badische Kammer sich elastisch würde haben rechtshin oder linkshin ziehen lassen. Dem sey wie ihm wolle, so haben doch einfältige Leute den Kopf geschüttelt, als sie lasen, daß die badische Kammer sich nicht an den Spruch von Sieyes erinnert hat: „ihr wollt frey seyn, und ihr seyd nicht einmal gerecht.“ Es hätte diesen berühmten Liberalen nicht passiren sollen, gegen die Juden-Emancipation zu stimmen; sie, die aus dreizehn Ehrenbechern sich in Popularität berauschen, sollten daran denken, daß eine einzige Judenthräne all den Ehrenwein vergiften kann. Es gibt nur Ein Recht, hat ein großer Vernunftrechtslehrer in der badischen Kammer oft genug gesagt — warum mißt er nun selbst den Christen mit einem Recht und den Juden mit einem andern?

Die Gegenschrift von Riesser heißt:

Vertheidigung der bürgerlichen Gleichstellung der Juden gegen Dr. Paulus. Von Dr. Gabriel Riesser. Altona, Hammerich, 1831.

Dieser Schrift schließen sich noch an:

Ueber die Stellung der Bekenner des Mosaischen Glaubens in Deutschland. Zweite Auflage. Von Demselben, Daselbst, 1831.

Der Jude. Periodische Blätter für Religion und Gewissensfreiheit. Von Demselben, Daselbst, 1832, 1833.

Kritische Beleuchtung der in den Jahren 1831 und 1832 in Deutschland vorgekommenen ständischen Verhandlungen über die Emancipation der Juden. Von Demselben, Daselbst, 1833.

Ich weiß den Ton des Herrn Paulus mit keinem Wort besser zu bezeichnen, als mit dem eines Pharisäers. Scheinheilig, gleichsam mitleidig, weiß er gleichwohl durch alle rabulistische Künste, durch die eine einfache Sache verwirrt, das Kleine vergrößert, das Große verkleinert, das Gewisse ignorirt und Ungewisses wahrscheinlich gemacht wird, die Gemüther gegen die Juden

zu erbittern, ja er erröthet nicht, ihnen mit dem Pöbel zu drohen. — Die Sprache Riessers dagegen ist würdevoll, rein von jeder Anmaßung wie von jedem Sophisma, durchsichtig klar, überredend und so siegreich, daß er sich solchem geistigen Pöbel und solchen Demagogen der Pöbelweisheit gegenüber befinden muß, um statt des Siegs nur rohes Gelächter und schadenfrohes Grinsen zu ernten. Selten standen sich Recht und Unrecht, Edelmuth und Gemeinheit, Wahrheit und Lüge so scharf gegenüber, als in diesen beiden Streitschriften zwischen dem edlen Vertheidiger eines im 19ten Jahrhundert noch immer unwürdig mißhandelten Volks und dem neuen Mönch Radulf, dem kleinen Hepp Hepp Schreier in Heidelberg.

Die Franzosen haben das Vorurtheil gegen die Juden längst abgelegt, und diese, jenen bürgerlich gleich gestellt, haben sich dieser Gleichheit werth bewiesen. Nie hat man in Frankreich Christen über diese Gleichheit klagen hören, und noch unlängst gab der Minister Merilhou den französischen Juden das Zeugniß: „dans les fonctions publiques, où ils ont été appelés, sous les drapeaux de nos phalanges immortelles, dans les lettres, les arts, les sciences, l'industrie ils ont en un quart de siècle donné parmi nous le plus noble démenti aux calomnies de leurs adversaires.“ Auch in Deutschland haben die Juden überall da, wo man ihnen größere Freiheit gegönnt, sich derselben würdig gezeigt, und nur da, wo sie im alten, oder nur wenig gemildertem Zwange bleiben, mußten sie auch bei dem alten verhaßten Lebenswandel beharren. Was kann denn der Jude anders als schachern, wenn man ihm nicht erlaubt, ein Handwerk zu ergreifen? Oder wie sollen sie die Vorurtheile des Talmud ablegen, wenn man ihnen, wie es in Preußen geschah, ausdrücklich eine deutsche Liturgie verbietet? Dagegen ist Thatsache, daß im bayrischen Mainkreise, wo vor 1813, in welchem Jahr den bayrischen Juden Gewerbefreiheit gestattet wurde, 1400 Judenfamilien vom Schacher lebten, von denen im Jahr 1828 nur noch 280 Familien bei diesem alten Gewerbe geblieben waren, während die übrigen alle sich gewöhnlichen Handwerken oder dem Ackerbau gewidmet hatten. Dasselbe würde überall der Fall seyn, wenn die Juden vollständig emancipirt würden und es ist über allen Zweifel erhaben, daß erst die Emancipation die Uebel beseitigen wird, um derentwillen man keine Emancipation ertheilen will, daß die Juden erst dann aufhören werden, uns um ihrer Einseitigkeit, Abgeschlossenheit und um ihres Schacherns willen zu mißfallen, wenn sie nicht mehr von uns ausgeschlossen sind, wenn sie uns so gleich stehen werden, wie dies längst in Frankreich der Fall ist. Die Abgeschlossenheit ist eine künstliche, durch unsre eigne Grausamkeit und unverantwortliches Festhalten an verschimmelten Unterdrückungsgesetzen fortgepflanzte, keineswegs eine natürliche. Seit tausend, seit noch mehr Jahren leben Juden unter uns, sie standen unsern Edeln zu Karls des Großen Zeit wahrlich nicht ferner, als die damaligen christlichen Leibeignen; diese Leibeignen haben wir endlich emancipirt und die Juden sollen uns immer noch fremd bleiben. Man hat lange genug Glaubensfreiheit gepredigt, man gesteht sie allen christlichen Konfessionen, selbst den Heiden umsonst zu, nur den Juden verkauft man sie und haßt sie noch darum. Denke sich doch jeder Christ in die Lage eines vernünftigen Juden, dessen Urahnen schon in Deutschland lebten, der in Deutschland geboren und erzogen ist, der deutsch spricht, der nur durch eine seltsame Tradition noch mit einem fernen asiatischen Heimathlande zusammenhängt, wohin ihm nicht einmal ein Rückweg geöffnet ist. Als Was soll ein solcher vernünftiger Jude sich denn betrachten, wenn nicht als Deutscher, als Bürger der freien Erde, auf der er geboren war, auf der schon seines Urältervaters Hütte stand? Und wenn er dem Staat steuert, den Gesetzen des Staats gemäß lebt, dem Staat durch seine Talente dient, ja sogar sein Leben im Kampf für das gemeinsame Vaterland läßt, wie dies nicht nur in Frankreich, sondern auch schon in Deutschland geschah, warum sollte dieser vernünftige, dieser edle Jude von uns verstoßen seyn, warum sollte er schmerzlich ausrufen: ich bin um meine angebornen Menschenrechte betrogen, weil ich ein Deutscher bin! Oder versetze sich der Christ in die Lage eines unvernünftigen Juden, eines Elenden, der halb Dieb, halb Bettler in seinem Schmutz umherschleicht, und mit Lumpen sein Profitchen macht? Man denke sich in diese Lage, und frage, wer sie verschuldet hat, ob der Jude, der in diesem Elend geboren ist, den Zwang und Unterdrückung in diesem Elend fesseln, oder ob der christliche Staat, der diesen Zwang ihm aufgelegt? Der deutsche Boden soll frei machen; wer auf ihm geboren ist, darf nicht Sklave seyn. Und wir dulden mitten unter uns tausendjährige Kinder des freien deutschen Bodens im Zustand der Heloten und wundern uns, daß sie nichts Besseres sind. Eine dumme Grausamkeit ist doch die ärgste von allen, und ach! wir haben allzu lange mit ehrlichem Gesicht Tyrannei geübt.

Der verewigte Gründer dieser Blätter, Freiherr von Cotta, sprach einst in der Würtembergischen Kammer die schönen Worte: „Müssen wir nicht Alle den Israeliten achten, der, treu und aus Ueberzeugung am Glauben seiner Väter hangend, denselben wegen schnöden Gewinns nicht verläßt; müssen wir dagegen den nicht verachten, der denselben zeitlicher Vortheile wegen gegen den christlichen wechselt? Diesem, den wir verachten, können wir aber die Rechte nicht versagen, die wir

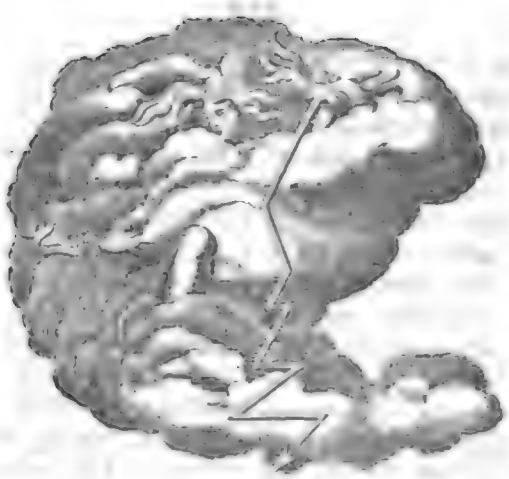
Jenem, den wir achten und schätzen müssen, verweigern wollten, während er doch schon längst alle Lasten und Pflichten des Würtembergischen Unterthanen tragen und erfüllen muß?“ Dieser schlagende Satz widerlegt all das bornirte Gerede von der jüdischen Immoralität, vor der sich die scheinheiligen Christen immer so sehr zu fürchten vorgeben. Ein schlechter Jude wird gewiß allemal ein Christ, wenn er mit seiner Schlechtigkeit unter dieser Firma mehr prositiren kann. Man verhindert den Juden nicht, seine Schlechtigkeit als Christ fortzusetzen, aber man will ihn verhindern, ein ehrliches Gewerbe zu treiben, ehe er ein Christ ist. Das heißt eine Prämie auf die Schlechtigkeit setzen, statt ihr entgegenzuwirken und verräth eine Gesetzgebung, die nur im Mittelalter gegeben und nur in unserm lügenhaften Zeitalter vertheidigt werden konnte.

Die Unvernunft des Judenzwanges stellt sich noch klarer durch ein Argument Riessers heraus. Ihr Christen, sagt er, steht nicht an, euch jüdischer Aerzte zu bedienen, und den jüdischen Verstand in schwierigen Rechtsfragen zu Rathe zu ziehen, und doch glaubt ihr den Staat in Gefahr, wenn euch ein armer Jude nicht mehr alte Schuhe abkaufen, sondern neue machen will. Es entsteht Aufruhr in der Stadt, die Zünfte ordnen sich, jegliches mit dem Banner voran, welchem schrecklichen Feinde gilt es? — ach nur einem armen Juden, der zur Nadel gegriffen hat und die schwindsüchtige Zunft vermehren will, ohne etwas Anderes zu kreuzen, als die Beine. Der spießbürgerliche Zirkelschluß, den auch der große Kämpfer für Licht und Recht in Heidelberg adoptirt, ist folgender: obgleich die Juden nur deswegen nicht so sind wie wir, weil wir sie ausstoßen, so stoßen wir sie doch eben deswegen aus, weil sie nicht so sind wie wir!

Auch darüber äußert sich Riesser in schlagenden Sätzen, daß es ein unvernünftiges Vorurtheil sey, im Talmud Gefahren für den Staat zu suchen. Der Jude müsse nach allen Gesetzen des christlichen Staats leben, ja er werde strenger gehalten als der Christ selbst; der Talmud dispensire ihn weder von einer bürgerlichen Pflicht noch Strafe. Der Talmud enthalte Vorurtheile und meintwegen Albernheiten, aber ob dergleichen nicht auch in den Kommentaren christlicher Kirchenschriftsteller zu finden seyen? (Ja wohl!) „Nach eignen Gesetzen über Heirathen, Ehescheidungen, Erbschaften, Kontrakte und ähnliche Verhältnisse leben die Juden sicherlich nicht in dem zwanzigsten, eigne Gerichte zur Entscheidung nach diesen Gesetzen haben sie nicht in dem fünfzigsten Theile von Deutschland mehr. Wo dergleichen noch existirt, wird sein kümmerliches Daseyn nur durch die unverzeihliche Trägheit einer Gesetzgebung gefristet, die den alten Wust anzurühren sich scheuen muß, um nicht an die Forderungen des Rechts und der Staats-Klugheit, rücksichtlich der Juden überhaupt, gemahnt zu werden. Allenthalben aber wird die Gesammtheit der Juden mit Freuden alles dahin Gehörige aufgeben, wenn man ihnen nur ein beschränktes Bürgerrecht, geschweige denn, wenn man ihnen die volle rechtliche Gleichheit dafür gestattet. Aber in den Staaten, wo die Juden Bürger sind, dürften solche Eigenheiten ohnehin auf keine Weise geduldet werden, da sie der Stellung des Bürgers durchaus widersprechen; die allgemeine Erfahrung zeigt aber auch, daß die Juden ihrer Aufhebung nie und nirgends Schwierigkeiten in den Weg legen.“ Die Juden selbst haben längst eine deutsche Liturgie gewünscht und zum Theil unter sich eingeführt und die Aufklärung unter ihnen würde schon weit mehr um sich gegriffen haben, wenn man ihnen nicht, wie in Preußen, dieselbe verboten und sie gezwungen hätte, beim Alten zu verharren. „Es ist eine augenscheinliche Erfahrung, daß die Juden gerade an den Orten, wo sich die Regierungen nicht im Allermindesten um ihre Religions-Angelegenheiten bekümmert haben, viel, sehr viel weiter fortgeschritten sind. Es hat sich zuerst im Jahre 1817 in Hamburg, wo die Regierung diesen Gegenstand mit der höchsten Weisheit behandelt hat, — keinerlei Unfrieden duldend, aber die freie Anordnung ihres Gottesdienstes den Anhängern der verschiedenen Meinungen überlassend, — ein Gottesdienst mit deutschen Gesängen, Gebeten und religiösen Vorträgen gebildet, der allen jenen Forderungen der Aufklärung nach dem Urtheile Aller, die ihn kennen, vollkommen entspricht, und zu welchem sich ein großer Theil der Gemeinde hält. Von Hamburg aus hat sich diese Reform nach Berlin und Leipzig, und hätte sich von Berlin aus über ganz Preußen und weiter verbreitet, wenn nicht die preußische Regierung durch ihr gewaltsames Einschreiten jene Verbreitung verhindert hätte. Auch in Frankfurt a. M. besteht seit mehreren Jahren eine ähnliche gottesdienstliche Anstalt unter der Leitung trefflicher Lehrer. Herr Dr. P. hat die Herren Salmon, Johlson und Auerbach als Religionslehrer, die im Sinne der Aufklärung wirken, angeführt; es ist außer ihnen noch eine zehn Mal so große Anzahl Anderer zu nennen, die in gleichem Sinne und mit gleicher Tüchtigkeit wirken. Auch Herr Rehfuß in Heidelberg, dessen Herr Dr. P. lobend erwähnt, ist gewiß ein wackerer Mann; aber Jeder, der mehr als eine jüdische Gemeinde aus der Erfahrung kennt, weiß es, und ich bin erbötig, es durch Zeugnisse, Schulschriften und Belege aller Art zu beweisen, daß es sehr wenigen irgend ansehnlichen Gemeinden an Lehrern von mindestens gleicher Tüchtigkeit fehlt.“

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 121. — 29. November 1833.

Schriften über die Emancipation der Juden.

(Beschluß.)

„Es ist mithin alles Das, was Herr Dr. P. über den gewaltigen Einfluß der Rabbinen und über die Abhängigkeit der Juden von denselben fabelt, von Anfang bis zu Ende aus der Luft gegriffen. Die Rabbinen haben durch ihren eigenen Einfluß, wo die Regierung nicht ihre Ansichten theilte und gewaltsam geltend machte, einen großen Theil der Juden nicht daran verhindert, einen Gottesdienst nach Grundsätzen, den ihrigen entgegensezt, zu gründen; sie haben einen sehr großen Theil der Gemeinde, und zwar Arme so gut wie Reiche, nirgends dann gehindert, sich nach ihrer religiösen Ueberzeugung von dem Ceremonial-Gesetze, ganz oder theilweise, loszusagen; Diejenigen, die ihren Lehren anhängen, thun es aus einer durchaus freien und unabhängigen, gewissenhaften religiösen Ueberzeugung. Ich glaube mit Zuversicht behaupten zu können, — und ich weiß, daß Männer von einer der des Herrn Dr. P. entgegensezten religiösen Meinung, diese Behauptung nicht als ein Lob für uns werden gelten lassen, — daß die Bekenner keiner christlichen Konfession von der Meinung ihrer orthodoxen Geistlichen so durchaus in jeder Beziehung unabhängig sind, wie wir von der Unsrigen; daß sich die allerunbedingteste Meinungs-Verschiedenheit in Religionssachen nirgends mit so ungebundener Freiheit äußert, wie unter uns, wo Gottlob! keinerlei äussere Gewalt den Lehren und Vorschriften der Religion zur Seite steht."

Da man nun doch die Religion zum Ausschließungsgrund der Juden von den bürgerlichen Rechten gemacht hat, bemerkt Herr Riesser: „Es wäre des praktischen Erfolgs wegen vielleicht zu wünschen, daß sich die verschiedenen Gesetzgebungen Deutschlands wirklich einmal damit beschäftigen, festzustellen, was denn die Juden, um vollkommene Bürger zu seyn, glauben, und was sie nicht glauben sollen: es würde eine so bunte Mannichfaltigkeit der Systeme, eine so unbeschreibliche Verwirrung herauskommen, daß man bald einsehen würde, man müsse allerdings die Frage, was die Juden glauben, wie es alle verständige Gesetzgebungen, und zulezt auch nach vielem leeren Hin- und Herreden die Würtembergische, gethan haben, ganz bei Seite lassen, mindestens so lange, bis man selbst zu einer größeren Gewißheit und Einheit der Ueberzeugungen in Glaubenssachen gelangt ist."

Unwiderleglich ist folgende Erklärung im Namen aller deutschen Juden: „Ich sehe in der Frage der bürgerlichen Gleichstellung der Juden keine andere, als eine Frage der religiösen Freiheit, deren einfacher Ausdruck der ist, ob es dem Staat, ob es der Religion heutzutage frommt, daß das äußere Bekenntniß eines bestimmten

Glaubens — denn mehr kann nur Gott fordern, der die Herzen prüft — vor anderen privilegirt sey. Der Beurtheiler aber will in den Juden nicht blos Andersglaubende, er will Fremde in ihnen sehen. Er wird es mir und meinen Glaubensgenossen nicht verargen, wenn wir uns gegen diese Ansicht mit allen Kräften sträuben, die uns zur Verzweiflung bringen würde, wenn etwas Wahres an ihr wäre. Wenn uns Einer ungläubig nennt, und von Gott verstoßen, so sagen wir ihm, daß wir einen Gott glauben, der keines seiner Kinder verstößt; wenn aber der Deutsche uns Deutsche fremd nennen dürfte, so wären wir ohne Heimath und ohne Vaterland. Was den juristischen Standpunkt der Gegenwart betrifft, so fällt das ganze Gebäude durch die eine Bemerkung zusammen, daß die Gesetze aller civilisirten Staaten dem im Inlande gebornen und herangewachsenen Sohn des Eingewanderten, der auf keine andere Heimath Anspruch hat, einen erworbenen Anspruch auf das Bürgerrecht zusprechen, ohne alle Rücksicht darauf, unter welchen Bedingungen der Vater aufgenommen. Die positive Begründung, das Fundament ihrer Ansprüche steht also für die eingebornen Juden unerschütterlich fest, und es ist nur das Gesetz der religiösen Ausschließung, das man ihnen entgegenstellen kann. Daß das wirklich der rechtliche Stand der Dinge ist, tritt deutlich genug darin hervor, daß kein Staat dem zum Christenthum übergetretenen Juden das volle Bürgerrecht verweigert, und, so wenig hie und da die öffentliche Meinung dem Uebertritt günstig seyn mag, so kann und darf und wird ihnen ein solcher Anspruch nie und nirgend bestritten werden. Es ist also klar genug, daß es das Bekenntniß und nicht die Abkunft, daß es eine religiöse, nicht eine nationale Verschiedenheit ist, die die Ausschließung rechtlich begründet." Dies ist unzweifelhaft. Soll der Jude, weil er vom Saamen Abrahams ist, ausgeschlossen werden, so muß er es auch, wenn er Christ wird, denn die Abkunft kann man nicht ablegen, und so würde ein christlicher Pharisäer, z. B. wie Paulus, wenn er zufällig in der zweiten oder dritten Generation von jüdischen Eltern abstammte, eine eben so unmögliche Erscheinung seyn, als sein Christenhaß wahrscheinlich nie in Judenhaß umgetauft worden wäre. Soll der Jude aber nicht seiner Abkunft, sondern seines Glaubens wegen ausgeschlossen seyn, so streitet dies gegen die so gepriesene Glaubensfreiheit und führt uns in die barbarischen Zeiten zurück.

Ist es nicht Barbarei, daß man in der Marienkirche zu Lübeck die Namen der Juden liest, die im hanseatischen Korps gegen Napoleon dienend ihr Leben rühmlich auf dem Schlachtfeld ließen, während die Brüder und Verwandten dieser Juden unmittelbar nach dem Kriege aus Lübeck ausgetrieben wurden, weil diese freie Stadt hauptsächlich eine judenfreie seyn wollte, ganz im Sinn des großen Kämpfers für Licht und Recht in Heidelberg, der das deutsche Vaterland nicht sowohl frei, als judenfrei zu sehn wünscht.

Meisterhaft, von tief ergreifender Wahrheit ist das Gemälde, welches der Verfasser in der Schrift über die Stellung ꝛc. entwirft. „Daß die besondere Religion mit der bürgerlichen Thätigkeit gar nichts zu thun hat, daß es nicht nöthig seyn darf, in einer bestimmten Konfession geboren zu seyn oder sie angenommen zu haben, um sich auf irgend eine Weise redlich ernähren und nach Maaßgabe seiner Kräfte ein nützliches Mitglied der Gesellschaft seyn zu dürfen — das ist etwas so einfaches, daß es auch die ungebildetste Masse leicht begreift, wenn es einmal gesetzlich feststeht (wie in Nordamerika). So lange aber eine bestimmte Klasse im Staat einmal der Religion wegen als rechtlich zurückgesezt erscheint, so lange insbesondere diese Zurücksetzung nicht allein in den weniger alltäglichen Beziehungen des politischen Lebens, sondern in der Ausschließung von vielen Zweigen bürgerlicher Thätigkeit hervortritt; so lange die Lust zu unterdrücken und auszuschließen, von der nur die Bessern frei sind, in vielen Stücken Nahrung findet: so lange wird sie von allen Seiten um sich greifen wollen; so lange wird in den Köpfen der großen Menge von Ungebildeten und der wenigen, aber oft einflußreichen Schlechten und Neidischen der für alles Recht, für alle Sittlichkeit, wie für die öffentliche Ruhe tödtliche Grundsatz spuken, daß jene Klasse eigentlich ohne alles Recht, und daß der redlichste Erwerb, die nützlichste Thätigkeit eine Art von Usurpation von ihrer Seite sey. Ich frage, jeden gewissenhaften Beobachter, ob nicht unter hundert Aeußerungen des Unmuths gegen die Juden neun und neunzig auf diesem Boden gewachsen sind. Derjenige, der in seinem Erwerbszweige mit Juden konkurrirt, glaubt, es geschähe ihm Unrecht, weil Andere in ihrem Erwerbszweige dieser Konkurrenz überhoben sind, und sinnt darauf, sich für den seinigen ein ähnliches Privilegium zu verschaffen; Diejenigen, die solche Privilegien haben, wollen sie so weit, wie möglich, ausdehnen und gegen jede angebliche Umgehung bewahren. Beide Klassen sind daher in einem fortwährenden Zustand neidischer Spannung, die jeden Augenblick neue Nahrung erhält. Hat eine Anzahl Juden einen einzelnen von den wenigen Erwerbszweigen, die ihnen frei gelassen sind, mit einer durch die Noth gesteigerten und durch Beengung koncentrirten Thätigkeit benuzt, — außer welcher sie ja nie durch irgend einen Vortheil die Konkurrenz zu hemmen im Stande sind — so hört man das alte unsinnige Geschrei, daß die Juden alles an sich reißen, und was dergleichen mehr ist; es ist wahrhaftig, als wenn Jeder glaubt, die Früchte des Fleißes der Juden sollten von Gottes und Rechts wegen

ihm zu Gute kommen. Die lächerlichsten Anmaßungen, die schmutzigsten Leidenschaften machen sich in dieser Sphäre Raum. Die Beschränktheit glaubt gegen überlegene Geschicklichkeit, die Trägheit gegen angestrengte Thätigkeit ein Privilegium in Anspruch nehmen zu dürfen. Der Neid, der sonst so gern sein häßliches Antlitz vor den Blicken der Menschen schamhaft verhüllt, zeigt sich hier in schamloser Nacktheit. Die ächten Judenfeinde unserer Tage beneiden erst dem Reichen seine Schätze, dann dem Beschäftigten seine Thätigkeit, und zulezt dem Bettler die Lumpen, die seine Blöße bedecken. Man halte das für keine redneriſche Uebertreibung: es gibt Judenfeinde, die sich nicht entblöden, mit einer gewissen Bitterkeit die Bemerkung zu machen, daß die jüdischen Armen durch die Wohlthätigkeit ihrer Glaubensgenossen so gut versorgt werden. Die Zahl der hier Geschilderten ist freilich gering, sehr gering; aber sie ist reich an unverschämten Schreiern, an armseligen Scribenten: die vor 10 Jahren eine Anzahl von Flugschriften verbreiteten, über die man sämmtlich das eine Motto „Audacter calumniaro: semper aliquid haeret" setzen sollte; zu ihr gehören die Helden der Kaffeehäuser, jener Schlag von Menschen, die, ehrlichen Leuten gegenüber, bei öffentlichen Händeln den unberechenbaren Vortheil für sich haben, daß sie keine Ehre zu verlieren haben: sie trägt daher bei aller Schwäche gerade die erforderlichen Elemente zum Lärmmachen in sich. — Wenn solche Leute einen dürftigen durch die Last seines kümmerlichen Erwerbs so recht zu Boden gedrückten Juden sehen, so ist ihnen dieser Anblick keineswegs unangenehm: im Gegentheil, es kitzelt ihre Feigheit, einen noch Feigeren, es behagt ihrer niedrigen Gesinnung, eine der äußeren Form nach noch größere Niedrigkeit wahrzunehmen; in diesen Zustand möchten sie gern alle Juden für alle Ewigkeit gebannt wissen. Verargt es ihnen nicht! es wird ihnen so schwer, eine Folie zu finden, gegen welche sie den eignen Unwerth halten könnten, damit er noch einen Werth zu haben scheine. Wundert Euch auch nicht über die ekelhafte Häßlichkeit dieser Erscheinungen! Wenn die Hefen des edelsten Weines selbst trübe und übel schmeckend sind, wie sollten die lezten Tropfen eines schlammigen schmutzigen Getränks denn glänzend und wohlschmeckend seyn? Wenn die stolzesten Werke des Menschengeistes, Staatsverfassungen und Kirchen, in den Augenblicken ihres Verfalls traurige Bilder darbieten, wie sollten die lezten krampfhaften Zuckungen der beiden Vampyre des Menschengeschlechts — Kastengeist und Religionshaß — anders als scheußlich und Ekel erregend seyn? Wohl ist es wahr, daß Druck und Ausschließung sittlich verderben; aber sie verderben den Unterdrücker mehr noch als den Unterdrückten. Eine Aristokratie der Minorität, wie alle anderen es sind bis auf diese eine, kann doch noch manches Edle entwickeln; sie macht doch wenigstens Anspruch darauf, sich durch eine sittliche Macht, durch ein geistiges Uebergewicht der Masse gegenüber zu behaupten; sie flößt der herrschenden Kaste einen edlen Stolz, ein mächtiges Streben nach Ehre und Auszeichnung ein. Aber jene leichte Bedrückung einer geringen Zahl durch eine ungeheure Uebermacht kann nur feigem Uebermuth, elenden Leidenschaften Nahrung geben. Nur ein Volk von Knechten kann Gefallen finden an der Afterknechtschaft Weniger; nur eine kraftlose feige Nation kann in dem Gegensatz einer geringen Anzahl Unterdrückter ein Mittel der Spannung ihres Selbstbewußtseyns, ein Reizmittel für ihre krankhafte Ohnmacht suchen. Fragt den stolzen Britten, fragt die Helden Frankreichs: ob sie nicht schamroth werden würden über den bloßen Verdacht, als wenn sie Gefallen finden könnten an der Unterdrückung des hundertsten Theils ihrer Landsleute? Darum wohl uns, daß der Deutsche immer mehr und mehr zu einem ächten männlichen Bewußtseyn der Menschenwürde und der Volkswürde heranreift, daß der feste muthige Wille, keine Unterdrückung irgend einer Art zu dulden, dem Gesetz unbedingt, aber nie der Willkühr zu gehorchen, in Deutschland immer mehr und mehr Wurzel faßt! Denn der Muthige ist gerecht und edel; der Freie findet kein Behagen am Unterdrücken; über den rohen Uebermuth seiner Flegeljahre erröthet der gereifte Mann; der Unthaten des Sklaven, da er die Fessel brach, schämt sich der Freigewordene und der Freigeborne verabscheut sie. Der siegende Genius der Freiheit hat unsere Bande in Amerika und in Frankreich gelöst; er löst sie in England; er wird sie in Deutschland lösen."

In demselben humanen Sinn sprechen sich auch folgende Schriften aus:

Ueber die Lage der Juden nach gemeinem deutschen Rechte und die Mittel, dieselbe zu verbessern, mit besonderer Berücksichtigung des Königreichs Hannover. Von Dr. Cohen. Hannover, Hahn. 1832.

Gegenbemerkungen zu der Schrift des H. Geh. Ober-Regierungsrath Streckfuß über das Verhältniß der Juden zu den christlichen Staaten, von Frhr. von Ulmenstein. Dresden, Grimmer, 1835.

Beide sind reich an Notizen über die neuere Geschichte der Juden und Judengesetzgebung in Norddeutschland, während beide den Zweck der zeitgemäßen Emancipation verfolgen.

Bedenkt man, was die armen Juden unter uns gelitten haben, nicht nur wie sie im Anbeginn der Kreuzzüge und beim Ausbruch der großen Pest im 14ten Jahrhundert zu tausenden grausam ermordet wurden, nicht nur wie Kaiser Wenzel sie systematisch ausplünderte, sondern wie sie noch gegenwärtig im 19ten Jahrhundert der staatsbürgerlichen und somit einen großen Theil der natürlichen

Menschenrechte entbehren, so muß man ausrufen: Wahrlich, es ist Zeit, so großes, so altes Unrecht zu vergüten! Gräßlich waren jene Morde, jene Judenfeuer, welche die heiligen Hepp Hepp Schreier unserer Tage wohl schadenfroh gern erneuern möchten; aber die 12,000 Juden, die man in Mainz erwürgte, die 2000 Juden, die man in Straßburg alle zumal auf einem Scheiterhaufen verbrannte, sie sind immer noch glücklicher zu preisen, als die Millionen, die unter dem Joch der Judengesetze und unter der noch härtern Zucht unbarmherziger deutscher Dummheit — die unser heiliger Mann in Heidelberg gern verewigen möchte — tausend Jahre lang leben, tausend Jahre lang ihr Leben durch Noth und Schande fortstehlen mußten. Der alte Rabbi, der sich mit all den Seinigen im eignen Hause verbrannte, er war glücklicher zu preisen, als ein heutiger genialer Schriftsteller jüdischer Abkunft, dem, je geistreicher, je humaner, je erhabner er über jedes Vorurtheil ist, desto gewisser die Hunde aller christlich-deutschen Hauptstädte nachlaufen, und ihn zu dem lebenslänglichen Seelenmorde verdammen, Hunde führen zu müssen, ohne es zu wollen. Lessings liebenswürdige Weisheit hat man nicht geachtet, kaum erinnert sich das Volk, daß Nathan je geschrieben wurde, Nathan, dem gegenüber der große Kämpfer für Licht und Recht in Heidelberg keine bessere Rolle spielt, als der Patriarch. Doch wie soll Weisheit und Menschenliebe ins Volk dringen, wo solche Demagogen der Pöbelweisheit, wo Vernunft-Pfaffen den natürlichen Sinn für das Edle und für die Gerechtigkeit verwirren. Ihnen entgegen zu treten halte ich als Deutscher, als Christ, als Mensch des 19ten Jahrhunderts für heilige Pflicht. Wenn wir den Juden nicht endlich ihr Menschenrecht ungekränkt wiedergeben, verdienen wir, das unsere auf ewig zu verlieren.

Schauspiele.

Dramatisches. Von J. E. Maud. Erster Band. Berlin, Jonas, 1834.

Es wird so wenig für das Theater geschrieben, daß Jeder, welcher dazu Beruf fühlt, die besonderste Aufmunterung verdient. Selbst die Mittelmäßigkeit ist auf der Bühne nicht ohne Werth, so lange sie die Stelle des Bessern vertritt. Die Theater existiren, die Repertoire bedürfen einiger Mannichfaltigkeit, und wir nennen jeden Versuch willkommen, der uns einmal von den alten bekannten und den übersezten Stücken Abwechselung gewährt.

Diese Lustspiele, welche den Pseudonamen des Verfassers tragen, sind nicht ohne Beifall über die deutschen Bretter gegangen. Sie sind gut angelegt, sie verwirren sich, indem sie uns belustigen, und enden nach alter Manier mit Gruppen, wo zwei, drei, vier glückliche Brautpaare vom Parterre ihre ersten Gratulationen annehmen. „Sein Onkel und ihre Tante“ ist ein artiger Scherz, welcher auf Verwechselungen beruht, und durch einige komische Charaktere belebt wird. „Die Räuberbräute,“ ein fünfaktiges Lustspiel, schweift bei weitem mehr aus. Verkleidungen, wirkliche und vorgestellte Räuber, Aehnlichkeiten mit Raupachs Schleichhändlern gehören zu den Hebeln dieser in der Hauptsache übertrieben unwahrscheinlichen Erfindung. Die beiden Liebhaberinnen führen einen Charakter durch, von welchem man sich keine rechte Vorstellung machen kann. Es müßten doch sonderbare Ehemänner seyn, in welche sich ihre Frauen als Mädchen nicht als das, was sie sind, sondern als etwas Abentheuerliches, das sie vorstellten, verliebten, und welche damit auf alle Zeit zufrieden seyn könnten. Allein es gibt solche Mädchen nicht, wie sie hier auftreten. Den Franzosen würde eine Fabel, wie die hier durchgeführte, recht ungereimt vorkommen, und wir wollen uns keineswegs die Blöße geben, sie in Schutz zu nehmen.

In einer Vorrede, welche mehr als ein Drittel des Buches einnimmt, fertigt der Verf. in einer am Lustspieldichter auffallend schwerfälligen und ungewandten Sprache und in dialogischer Form eine Reihe von Fragen ab, welche das deutsche Theater betreffen und zum großen Theil nur dem Kenner der Theaterverhältnisse Berlins verständlich sind. Ich sehe nicht ein, warum die Anwaldschaft der vernünftigsten Dinge in diesem Gespräche gerade einem verrückten Professor übertragen ist? Sollte man in Berlin nicht ohne Gefahr aussprechen dürfen, daß die Intendanz des königl. Theaters nicht in den besten Händen, wenn auch in den Händen eines Grafen, ist; daß eine unglückliche Leidenschaft des Hofes dem Ballet und der Oper ein unmäßiges Uebergewicht über das recitirende Drama gibt? Nein, dieser Dialog würde weit genießbarer geworden seyn, hätte der Verf. ihn durch die Grillen eines verrückten Mitredenden nicht pikanter machen wollen. Alle hier mitgetheilten Thatsachen beruhen auf einer traurigen Wahrheit; allein der Verf. thut Unrecht, sie mehr durch den Geist unseres Publikums, durch die Zeitumstände und unser Jahrhundert, als durch gewisse verfehlte kleine Rücksichten entschuldigen zu wollen. Er hält das Geld für eine Nebensache. Das Geld ist niemals Nebensache. Es ist baare, blanke Prosa, daß die Theater unnationaler werden, weil sie den dramatischen Schriftstellern kein Geld geben. Würden die Autoren nach Verdiensten belohnt, würden sie von der Censur und der Prüfungsregie nicht gescheren, so würden sich hundert Köpfe mehr versucht fühlen, ihren Fleiß dem Theater zuzuwenden. Allein es gibt hier nichts zu verdienen, die Kleidung einer Primadonna kostet mehr, als zur Hälfte genug seyn würde, einen dramatischen Schriftsteller zu befriedigen, und deshalb schreiben wir Novellen, Romane, Phantasiestücke, Genrebilder, Reisebilder, Briefe aus Paris, Kritiken, aber nichts Dramatisches. Ehre dem, der sich dazu entschließt, quand même. G.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag. — № 129. — 2. December 1833.

Kritik.

Deutsche Volks-Bücher zur Unterhaltung der Deutschen. Band und Bändchen 1 und 2. Leipzig, Brockhaus. 1833.

Mit 2 Abbildungen der Verfasser. Band. 2. Ich und Du. Roman. Leipzig, Carl Cnobloch. 1833.

Wenn die Deutschen gelesen haben, dann lesen sie gleich so fleißig, daß sie Bücher, die auf ein Dutzend Bände berechnet sind, in einem Jahre vollständig vor sich haben. Sie sind dann so gründliche Leute, daß sie sich nicht eher zufrieden geben, bis sie das Buch ganz gelesen, bis sie jeden Satz, jedes Wort darin gelesen haben, und sie sind so treuherzige Leute, daß sie sich dann auch nicht eher zufrieden geben, bis sie das Buch ganz gelesen, bis sie jeden Satz, jedes Wort darin gelesen haben. Sie sind so ehrliche Leute, daß sie sich

damit ſich ihm nicht die Geiſter der Nacht an ſeine Ferſen heften und die negativ-vernünftigen Kobolde ihm hinten aufbucken, um ihm mit haarſcharfer Dialektik den Kopf zu zerzauſen, oder ihm vorn eine poſitiv-unvernünftige Naſe zu drehen. Du weißt auch, Unübertrefflichſter, daß ich ſelbſt in dieſen encyklopädiſchen Katakomben eine ſchöne Zeit meiner Jugendjahre als an und für ſich beſtimmte und mich ſchlechterdings wiſſende Mumie des Begriffs vertrauert habe!“ Für-Sich nennt den Verfaſſer einen Deſerteur der Hegelſchen Schule und ſie ſchwatzen mit einander über den Werth dieſer Schule, als die Grazien erſcheinen. „Fürſich, der ſie für Tänzerinnen von der Oper hielt, näherte ſich jezt, mit der Encyklopädie unter dem Arm, den Damen und ſagte verbindlich, indem er drei Finger ausſtreckte, wie alle Hegelianer, zum Zeichen der Dreiheit ihrer Philoſophie, bei feierlichen Gelegenheiten zu thun pflegen: „Meine Schönen, es kann zunächſt dies geſagt werden, daß Sie ſich da auf der feuchten Wieſe für's Erſte einen Schnupfen holen werden, und ein Schnupfen iſt nichts Anderes als der ſchlechte Progreß eines an ſich ſeyenden Schleims ins Unendliche; verſtehen Sie mich wohl, ich meine hier den Progreß ins „ſchlechte Unendliche,“ wie es Jemand geiſtreicher Weiſe ausdrücklich ſo benannt hat, denn das wahrhafte Unendliche iſt ſchlechthin die Idee ſelbſt in ihrer Identität des Denkens und Seyns, und ſomit das Abſolute. Es iſt aber jezt, nachdem die Denkbeſtimmungen unſerer Philoſophie in der Form der Nothwendigkeit die Zeit zu beherrſchen angefangen, gar nicht mehr für abſolut-vernünftig und zeitgemäß zu erachten, meine Damen, ſo beim empfindſamen Schimmer des Abendſterns auf den Feldern ſpazieren zu gehen, und ſich mit Naturſchwärmereien, als dieſen Schlechten, abzugeben.“ Da lächelten die Töchter des Zeus in unbeſchreiblicher Lieblichkeit, und ein himmliſcher Spott umleuchtete widerlegend, aber ſanft ihre ſinnige Götterſtirn. Ihr Lächeln war wie eine Streitſchrift gegen die Anmaßungen des philoſophiſchen Begriffs, wie eine Streitſchrift, im ſiegesgewiſſen Uebermuth auf ein Roſenblatt niedergekritzelt von der Hand der Unſterblichen. Da hielt ich mich nicht länger und ſagte zu dem unglücklichen Fürſich: „Mein Gott, Profeſſor, was machen Sie? Es ſind ja die Grazien!“ — „Die Grazien?“ wiederholte er ſtaunend, und betrachtete jezt näher die drei Göttinnen, deren ſelige Geſtalten ſich aus dem Flor der Abenddämmerung immer glänzender heraushoben. „Die Grazien?“ fuhr er athemlos fort — „die Grazien hat ja Hegel noch nicht einmal in ſeinem Syſtem! Da kann ſogleich Dies geſagt werden, daß es zunächſt allerdings von tiefem Intereſſe ſeyn muß, die Grazien in ihrer an und für ſich ſeyenden Beſtimmtheit begreifen zu lernen.“ Dann ſagt er weiter: „Es kann zunächſt Dies bemerkt werden,“ antwortete Fürſich, „daß es mir nach der vorgeſchrittenen Erkenntniß unſerer Zeit durchaus in der Form der Nothwendigkeit beſtimmt zu ſeyn ſcheint, daß die Göttinnen des Schönen ſich fortan mit der alleinigen Göttin, der Philoſophie, welches näher unſere Philoſophie iſt, verbinden und ihr unterwerfen. Ja, meine Göttinnen, ich bin wiſſenſchaftlich überzeugt, daß heutigestags die Zeit des Individuellen vorüber iſt, und daß der Menſchengeiſt ſich immer mehr in ſein Allgemeines auflöſen wird, worauf unſer Syſtem wenigſtens unermüdlich hinarbeitet. Ich erſuche Sie daher, o Göttinnen des Schönen, zunächſt ihre Individualität aufzugeben, auf dieſe Weiſe das Schöne unſerm philoſophiſchen Begriff anzunähern, und dann, in der Idee mit uns ſich zuſammenſchließend, in unſerm Syſtem zu Grunde zu gehen; zu Grunde gehen gebrauche ich hier nämlich ganz in dem eigenthümlichen Sprachgebrauch des Stifters unſerer Schule, wonach es heißt: auf den Grund des Begriffs zurückgeführt werden, und dieſe ſinnreiche Zweideutigkeit der Sprache mag dann auch näher dahin ihre Geltung haben, daß das Unweſentliche und Zufällige an einem Gegenſtande allerdings auch in einem andern Sinne zu Grunde geht, wenn man den Gegenſtand in die Tiefen ſeines Grundes untertaucht. So verſchmähen Sie es denn auch nicht, o Göttinnen des Lebensſchönen und des Kunſtſchönen, im Syſtem Hegels zu Grunde zu gehen, und in ihm aufgenommen, werden Sie nicht mehr die Schönen, ſondern das Schöne ſeyn, denn das Individuelle muß eben in jenem andern Sinne des Sprachgebrauchs zu Grunde gehen!“ Dann citirt er die berühmte Stelle, in welcher Hegel ſagt: „Es iſt nöthig, daran zu mahnen, daß das Eigenſte, wodurch der Menſch ſich vom Vieh unterſcheidet, das Denken iſt, und daß er das Empfinden mit dieſem gemein hat.“ Kaum hatte Fürſich dieſe rohen Worte hergeleſen, welche mir auch jezt, wie immer, durch Mark und Bein ſchnitten, und kaum hatte ich angefangen, in mir ſelbſt ehrlich nachzuforſchen, ob ich denn wirklich meine Empfindungen, wie Hegel ſich ausdrückt, mit dem „Vieh“ gemein hätte, und ob nicht, ſelbſt wann die Empfindung nur das unbeſtimmte ſeeliſche Träumen ſey, das vor dem Sonnenlicht des Denkens wie Nachtgeflügel zerſtiebe, ob nicht ſelbſt dann noch zwiſchen menſchlicher und thieriſcher Empfindung ein eben ſo himmelhoher Unterſchied ſtattfindet als zwiſchen Menſch und Thier überhaupt: kaum hatten ſich die unabweislichen Betrachtungen mir aufgedrungen, als ich bemerkte, daß ſich die Scene um uns her in dieſem Augenblick verändert habe. Die Grazien waren plötzlich verſchwunden. Dieſer lezte Lehrſatz Hegels hatte die Grazien auf immer aus unſerm Geſichtskreiſe verſcheucht, und die Schönheitsgöttinnen des Lebens ſchienen, durch das grobe

Geschütz dieses Paragraphen angedonnert, lautlos wie im Nu in der Aetherferne zerflossen zu seyn. Fürsich stand, mit der „Encyklopädie“ unter dem Arm, sprachlos da und starrte, ein dummes Gesicht machend, in die leere Luft.“

Sehr schön ist, was Mundt über die Musik sagt: „Die unbegreifliche Schönheit der Musik mag die Kunstphilosophen recht in Verlegenheit gesetzt haben, denn der Poesie lassen sich ideelle Tendenzen ankränkeln und in den plastischen Künsten kann man bei den sichtbar gewordenen Gestalten des Malers, bei den Statuen des Bildhauers, über die Verkörperung der mit ihrer Form identischen Idee philosophiren, aber eine in der Luft entstehende und mit dem Schall verschwebende Welt von Tönen, die gleich trunkenen Bienenschwärmen aufflattern und wieder auseinanderstieben, scheint der philosophirenden Betrachtung der Kunst auch gar keinen Anknüpfungspunkt zu bieten. Der Kunstphilosophie ist es eigen, überall auf Resultate auszugehn, während eine rein künstlerische Auffassung das zur Schönheit vollendete Daseyn eines Werkes als seinen Zweck selbst anspricht und genießt. Zu welchen Resultaten wollen es aber die philosophischen Aesthetiker bei einer Kunst, wie die Musik, bringen, welche es für diese gründlichen Männer, die Alles auf die Paragraphen ihres Systems beziehen müssen, kaum mit einem bestimmten Inhalt oder geradezu mit keinem Inhalt zu thun hat? Jedoch gerade von der Musik könnten die Philosophen lernen, daß es möglich ist, auch mit der anscheinenden Miene des tändelnden Jugendleichtsinns die tiefsten Dinge von der Welt zu sagen, denn das hat eben die Tonkunst an der Art, daß sie mit ihren Melodien nur wie ein spieltreibendes Kind erscheinen will, welches ein übervolles und überseliges Herz, dessen es sich der klugen und wissenschaftlichen Leute wegen fast schämen möchte, hinter seinen klingenden musikalischen Figuren bald schalkhaft verbirgt, bald mit liebesuchender Wehmuth sich hervorwagen läßt in die wunderbaren Tonandeutungen, die an jedes Menschenherz mit der leisen Frage: verstehst Du mich? herantönen, aber bei weitem nicht von jedem verstanden werden. — Der Philosoph, seinen unausstehlich-göttlichen Begriff als Maaßstab festhaltend, hat, indem er auf eine Musik hört, zunächst keine dringendere Anforderung, als daß ihm diese Musik auch Etwas sage, woraus er sich irgend ein solides Resultat entnehmen könne, denn es gehört zu den Prinzipien dieser philosophischen Schule, die wir hier meinen, und der Stifter derselben hat es selbst einmal mit trocknen Worten ausgesprochen, nämlich, daß es eitle Phantasterei sey, von etwas Unsagbarem zu reden und einen Werth darauf zu legen, weil jeder vernünftige Inhalt sich auch müsse als solcher heraussagen lassen, und das Unsagbare sey somit nur als das Schlechte und Unvernünftige, oder vielmehr als das rein Nichtige und Inhaltlose anzusehen. Für diese ihre Herzensmeinung scheint die absolute Philosophie auch noch an ihrem vielbesprochenen, aber sehr precären Satz: „was vernünftig ist, ist wirklich, und was wirklich ist, ist vernünftig“ einen Gegenhalt zu haben. Von der Musik aber könnte die absolute lernen, nicht nur, wie wir eben andeuteten, die tiefsten Dinge mit heitrer Kindesmiene zu verhandeln — was auch schön wäre, denn wozu wollen die Philosophen ihr Gesicht so in Runzeln legen und so grabesfinster aussehn, wie sie thun, wenn sie von den tiefen Dingen in der Welt reden? — sondern auch, daß es etwas Unsagbares im innern Leben des Menschen gibt, einen heimlichen Seelenschatz, der nicht in Worten und Begriffen gehoben werden will und kann, und dennoch eines wahrhaften Inhalts voll ist, so wie es Gebete zu Gott gibt, die nicht gesprochen werden. Dieses Unsagbare im Menschen nimmt die Tonkunst auf ihre Flügel, und was als der geistige Zusammenhang durch das Spiel ihrer Melodien hinschwebt, das ist das Flüstern der schüchternen Psyche und ihrer geheimsten Freuden und Schmerzen. — Dennoch hat Hegel es jedesmal in seinen mündlichen Vorlesungen über Aesthetik an der flüchtigen Stelle, wo er von der Tonkunst zu handeln pflegte, ohne Rückhalt ausgesprochen: „daß er sich bei der Musik nichts zu denken wisse und daß es überhaupt die Eigenthümlichkeit derselben sey, den Geist in Träumereien zu versenken und somit am Ende Langeweile hervorbringen.“

Sehr richtig ist auch die Kritik des Wilhelm Meister von Goethe und dessen unbegreiflich prosaischer Fortsetzung in den Wanderjahren. Die Würdigung Heguers und Hippels ist nicht minder gerecht und geistreich.

Mechanik.

Neue Ideen über die Beschiffung der Luft. Offenbach a. M., Brede, 1833.

Die Erfindung der Luftschifffahrt war bisher so gut als unnütz, da man noch nicht die Kunst verstand, den Luftball nach Belieben dahin zu lenken, wohin man wollte. Diese schwere Kunst will nun der unbekannte Verfasser dieses kleinen Schriftchens entdeckt haben. Vor allen Dingen müsse man einen luftleeren, hermetisch verschlossenen Ballon, und im Luftschiff eine kleine Dampfmaschine haben. Sodann „befestige man an den beiden Enden einer durch die Dampfmaschine zu drehenden Achse ein einfaches aus zwei starken eisernen Stäben bestehendes Kreuz. An jedes Ende der vier Arme eines jeden Kreuzes bringe man eine weitläuftige Schraubenmutter an, deren Gänge an dem Kreuze rechter Hand

von rechts nach links, an dem Kreuze der linken Seite aber von links nach rechts dem Mittelpunkt des Kreuzes zulaufen müssen. Zur Ausübung des Druckes auf die Luft bediene man sich acht großer Flügel, welche aus starkem Leder oder dünnem Metall in Form von flachen hohlen Halbkugeln zu verfertigen sind. An der hohlen Seite eines jeden Flügels über den Durchmesser desselben befestige man einen eisernen Stab, welcher auf der einen Seite über die Peripherie des Flügels hinaus um eine halbe Halbmesserlänge zu verlängern ist. Quer über diesen Stab auf der Seite seiner Verlängerung und perpendiculair durch die Mitte des Halbmessers ist noch ein eiserner Stab an jeden Flügel anzubringen und ebenfalls auf einer Seite über dessen Peripherie hinaus zu verlängern, jedoch an den vier für die rechte Seite bestimmten Flügeln muß die Verlängerung links oben, und an den vier für die linke Seite bestimmten Flügeln rechts oben angebracht werden. Dieser Stab muß in eine Schraube ausgehen, welche in die an jedem Arme der Kreuze angefügte Schraubenmutter passen, deren Gänge also an den vier rechten Flügeln von rechts nach links, an den vier linken von links nach rechts laufen müssen. Die Schrauben und die Schraubenmutter sind so einzurichten, daß sie nur eine Viertel-Umdrehung machen, und zwar so, daß der mit jeder Schraube in Verbindung stehende Flügel abwärts mit seiner hohlen Seite nach dem Hintertheil des Schiffes gekehrt sey, und mit der Achse der Kreuze in gleicher Richtung laufe, wenn die Schraube ausgedreht; aber parallel mit dem Schiffe und mit seiner hohlen Seite einwärts gekehrt, wenn sie zurückgedreht ist. Unter den beiden durch die Schraubenstange entstehenden ungleichen Segmenten der Flügel muß das kleine Segment das Uebergewicht haben, weshalb die Verlängerung des über den Durchmesser des Flügels befestigten Stabes so schwer zu machen ist, daß dieselbe zusammengenommen mit dem kleinen Segment des Flügels das große Segment desselben überwiege. Auf jeder Seite des Hintertheils des Schiffes ist eine Stange anzubringen, und von solcher Länge zu machen, daß sie mit der Verlängerung des über den Durchmesser eines jeden Flügels befestigten Stabes bei dessen Umdrehung in Berührung komme und sie aufhalte. Ist nun das Ganze so beschaffen und gehörig eingefügt, so ist die Wirkung der durch die Dampfmaschine hervorgebrachten Umdrehung der Kreuze sammt den Flügeln, welche mit denselben durch die Schrauben zusammenhängen, folgende. Ist ein Arm des Kreuzes abwärts gekehrt, so muß der mit demselben in Verbindung stehende Flügel durch seine Schwere, durch den Schwung der Umdrehung mit dem größeren Druck der Luft auf das große Segment desselben sich so weit umdrehen, als es der Schraubengang zuläßt, also so weit, bis die Höhlung desselben nach dem Hintertheil des Schiffes gekehrt ist. In dieser Lage wird er daher den größten Druck auf die widerstehende Luft ausüben, da er mit seiner hohlen Seite gegen sie geschwungen wird. Ist auf diese Weise der Arm des Kreuzes sammt seinen Flügeln durch die Umdrehung bis zu dem Hintertheil des Schiffes gelangt, und in eine wagrechte Stellung gekommen, so wird der über den Durchmesser des Flügels befestigte Stab mit seinem verlängerten Ende die an dem Hintertheile des Schiffes auf jeder Seite angebrachte Stange berühren, und der Flügel von derselben aufgehalten, sich so weit zurückdrehen, als es die Schraube zuläßt, also so weit, bis eine hohle Seite einwärts gegen das Schiff gekehrt ist. In dieser Stellung wird derselbe oberhalb der Achse verbleiben, und so mit seiner schmalen Seite die Luft durchschneidend, nur einen unbedeutenden Druck auf dieselbe ausüben, bis er unterhalb des Vordertheils des Schiffes gelangt, durch eine Schwere, den Schwung der Umdrehung, den größeren Druck der Luft gegen das große Segment desselben und durch das Uebergewicht des kleinen Segments in seine erste Stellung zurückgekehrt, wiederum mit seiner hohlen Seite gegen die Luft schlägt. — Durch diese höchst einfache Maschinerie, durch welche die Flügel auf beiden Seiten des Schiffes nur unterhalb der Achse einen großen Druck auf die Luft ausüben, hingegen nur einen unbedeutenden oberhalb derselben, muß das in der Luft schwebende Schiff, welches mit derselben versehen ist, in gerader Richtung vorwärts bewegt werden. — Die erforderlichen Ausbeugungen von der geraden Richtung können leicht durch Steuerruder von angemessener Größe bewirkt werden."

Der Verfasser vergißt uns übrigens zu sagen, ob er die Probe gemacht hat.

Biographie.

Giuseppe Balsamo, der berüchtigte Abentheurer und Betrüger seines Zeitalters, oder der entlarvte Graf Alexander von Cagliostro. Kriminalgeschichte nach den vorzüglichsten Hülfsquellen bearbeitet von J. K. v. Train. Mit Cagliostros Bildniß. Meißen, Gödsche, 1833.

Außer den bekannten, hier wieder abgedruckten Notizen Goethes enthält das Werk nicht Wahrheit, sondern Dichtung, nicht Geschichte, sondern Roman, und zwar im Geschmack der Don Juans, Rinaldinis ꝛc. voll verliebter Abentheurer, Schäferscenen, Bubenstücken ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 123. — 4. December 1833.

Schau- und Trauerspiele.

Wir wollen diese Gallerie mit einer Gattung von Dramen eröffnen, die wir billig „Goethes und Schillers Sünden" nennen könnten, nämlich mit den Jambentragödien, die nach dem Leisten des Tasso und Don Carlos immerfort zu Dutzenden geschustert werden, und deren charakteristisches Merkmal die sentimentale Phraseologie ist, in welcher die Helden und Liebhaber uns ihre Tugend vorjammern. Die schöne Sprache Goethes und Schillers ist darin bis zum Ekel abgenuzt, die ewige Wiederkehr der nämlichen deklamatorischen und empfindsamen Ausdrücke erregt Nervenleiden. Blickt man aber gar über die Sprache hinweg in den Inhalt des Dramas, so wird man von bleicher Furcht ergriffen, indem man überall hohle moralische Puppen, gespensterhafte Tugendfrazzen sieht. Der ganz richtige Grundsatz, den einige Geschmackslehrer von den Alten und Shakespeare abstrahirt haben — daß auch der ärgste Bösewicht noch immer Mensch bleibe — haben unsere Poeten dahin übersezt, daß auch der ärgste Bösewicht noch immer sentimal und edel bleibe. Da stiehlt keiner einen silbernen Löffel, er bleibe denn im Grunde ein edler Mensch, und keiner martert, mordet, meuchelmordet, er sey denn ein zartfühlender süßer Schwärmer. Man sehe sich nur diese Verbrecher aus Ehrgeiz, diese edlen Lügner, diese Müllner'schen Schuldner und Raupach'schen russischen Fürsten an, und urtheile, ob wir Unrecht haben. Die armseligen Bühnendichter sollten wenigstens die altklassische Regel, die sie so ungeschickt auf die Bösewichter anwenden, bei den Tugendhelden fest halten. Sie sollten sich erinnern, daß auch der tugendhafte Held immer nur ein Mensch ist. Aber das Menschliche ist ihnen am Tugendhaften so verhaßt, wie am Lasterhaften. Ihre Tugend ist nie einfaches edles Wohlwollen, sondern unnatürliche Pruderie, frazzenhafte Entsagungswonne, Koketterie mit sich selbst und sententiöse Altklugheit, die wie ein Buch spricht, aber nicht, wie ein Mensch. Im Drama, worin wir überall den warmen Hauch des Lebens fühlen sollen, begegnet uns nur die eitle und suffisante Empfindsamkeit des Dichters. Nirgends mehr die Wirklichkeit einer objektiven Welt; überall nur die unreife kränkliche Lebensansicht des Dichters.

Und all diesen poetischen Jammer entschuldigt man mit dem Beispiel Goethes und Schillers und macht eine vornehme Miene dazu. Poeten, die eine bleiche Tragödie in wohlabgemessenen Jamben ohne Leben, ohne Wärme verfertigen, sehn gleichwohl mit Verachtung auf die

Pariser Melodramen und Wiener Possen herab, wie ein hysterisches Stiftsfräulein auf ein rosig blühendes Landmädchen. Mit ihrem Vornehmthun glauben sie, sey alles gethan, und sie sind glücklich genug, sich einzubilden, daß, wenn sie auch nicht gefallen, man wenigstens Ehrfurcht vor ihnen habe.

Es ist wahr, das Publikum hat die Güte, ihre Eitelkeit zu schonen. Seit Goethes natürlicher Tochter ꝛc. bildet man sich ein, etwas zu bewundern, was im Grunde vollkommen kalt läßt, ja anwidert. Das gute deutsche Publikum, etwas furchtsam und servil von Natur, würde glauben, der Polizeidiener stünde hinter ihm, wenn es wagen sollte, laut zu sagen, daß ihm ein so vornehmes Drama, wie die genannte natürliche Tochter, mißfalle. Von dieser tapfern Seelenstimmung des deutschen Lesepublikums profitiren nun die kleinen Nachahmer des großen Goethe. Sie nehmen dieselbe Miene der Vornehmigkeit an, und das Publikum, obgleich es sie nicht aufsucht, erweist ihnen doch allen Respekt, wenn es ihnen begegnet, und glaubt in seiner Einfalt, sie hätten ein Recht darauf.

Wie man von den Russen sagt, der monarchische Sinn sey ihnen angeboren, daher sie ihr ältester Chronist ihre Geschichte mit den Worten beginnen läßt: „Wir können uns nicht selbst regieren, laßt uns einen Knäs wählen," — eben so ist den Deutschen der aristokratische Sinn angeboren, und sie kommen mit dem Motto auf die Welt: „Laßt uns einen Andern achten, denn wir können uns nicht selbst achten." Der Graf von Moltke von altem, und der Herr von Pfeilschifter von neuem Adel dürfen daher nicht bange seyn, der Adel wird in Deutschlan nie aussterben, und wäre der politische zu Ende, so sezte ihn gewiß der literarische fort. Der Deutsche muß Jemand haben, vor dem er den Hut herunterziehn kann, ohne eigentlich zu wissen, warum. Aus dieser Nationaleigenthümlichkeit erkläre ich mir den sonst unglaublichen Umstand, daß unsre tragischen Jambenschmiede noch immer im Range höher stehen, als unsre lustigen Prosaisten.

Doch das ist schon Strafe genug, daß von drei Dutzend solcher Jambentragödien kaum eine wirklich auf die Bühne kommt — wenn nämlich der Poet zugleich Intendant ist, und Hof, Schauspielpersonal und Publikum der Eitelkeit des Poeten nachgibt — und daß auch diese eine nur Gähnen erregt. Die menschliche Natur — selbst die deutsche — ist so ursprünglich gut, daß man ihr bei aller möglichen Leichtgläubigkeit doch am Ende nicht weis machen kann, daß ein verschimmelter Kuchen besser sey, als ein frisches Stück Brod, ein hysterisches Stiftsfräulein liebenswürdiger, als ein frisches Landmädchen und der treue Diener von Grillparzer poetischer als das Mädchen aus der Feenwelt von Raymund.

Zugegeben, daß die Tragödie höher stehe als die Komödie, darf sie deßhalb weniger den Zuschauer ergreifen? Genießt sie deßhalb ein Vorrecht, kalt zu seyn? Nein, sie muß noch viel tiefer in das Herz des Zuschauers greifen und ihn erschüttern. Ihr erstes Erforderniß ist die lebhafte Wirkung, die sie macht. Alles Andere ist Nebensache. Ein Trauerspiel mit noch so vornehmer Miene ist unausstehlich, wenn es nicht ergreift, nicht packt.

Der heilige Aristoteles, der Kirchenvater der Tragödie, sagt, sie soll Mitleid und Furcht erwecken. Was aber erwecken eure Tragödien, die ihr ewig nur Goethe-Schiller'sche Jambenphrasen ablevert? Wen bemitleidet man anders, als euch selbst, und vor was fürchtet man sich, außer davor, daß ihr noch mehr dergleichen Zeug schreibt. Ihr trachtet nach Effekt, ohne Zweifel, aber ihr macht dennoch nur gähnen. Das kommt daher, weil ihr uns vorempfindet, weil ihr nicht uns, sondern euch selbst rührt, weil ihr die Personen in euren Stücken schon so viel empfinden laßt, daß für das Publikum nichts übrig bleibt. Lacht wie die Hölle, und wir werden weinen, aber wenn ihr selber weint, lachen wir euch aus. Macht zum Entsetzlichsten eine ruhige Miene, und die Haare werden uns zu Berge stehn, aber wenn sie euch zu Berge stehn, wenn wir nicht selbst erschrecken, sondern nur sehen, wie ihr erschreckt, so bleiben wir ganz gleichgültig sitzen. Mit einem Wort, ihr albernen Dichter, behandelt uns, das Publikum, wie man die Weiber behandeln muß, und wir werden uns auf einmal ungeheuer für euch interessiren, ihr werdet Wunder thun. Nur nicht geziert, nur nicht eitel, nur nicht empfindsam — seyd derb natürlich, dreist, und ihr werdet über eure Progressen erstaunen. Ich sehe euch lächeln. Ihr glaubt euch schon im Rohen versucht zu haben. O nicht doch, ihr blöden Schäfer. Eure Bösewichter wären schlecht genug, wenn ihr es nur über das Herz bringen könntet, sie ganz ohne Edelmuth und Sentimentalität zu malen. Aber das ist euch wohlgezogenen Kindern pur unmöglich. Der Edelmuth klebt euch an den Fingern; wenn ihr den obligaten Sünder auch noch so zart anfaßt, um seine kostbare Bosheit nicht zu beschädigen, gleich fliegt ihm eure Liebenswürdigkeit an und er flimmert von schwärmerischen Redensarten. Ihr dachtet anfangs in eurer Unschuld, ihr wolltet uns, wie Aristoteles verlangt, erschrecken, aber nun es anders wird, tröstet ihr euch. Schrecken, denkt ihr, wird er nun wohl nicht mehr, der Bösewicht, aber er wird gefallen, und ist das nicht viel mehr werth? Seltsam, seltsam, daß uns der Bösewicht unter der Hand zu

einem so lieben Jungen geworden ist, aber was schadet es? Beweist es nicht, daß alles liebenswürdig werden muß, was wir machen, und wird, wenn der Bösewicht weniger Schrecken einflößt, der Dichter nicht um so edler erscheinen? O nicht wahr, wer einen ganz schlechten Bösewicht dichten könnte, der müßte selbst kein gutes Herz haben. Nein, komm her, du lieber Bösewicht, da will ich dir noch ein paar freundliche Anstriche geben, so, nun habe ich mich deiner doch nicht zu schämen. —

1) Don Juan. Dramatische Phantasie in sieben Akten, von einem deutschen Theaterdichter. Paris, Marteau, 1834.

So geistreich der Don Juan von Grabbe ist, bleibt er doch hinter Mozarts Oper zurück, denn was konnte, was wollte er anders, als die Töne in Worte übersetzen, und sprechen denn nicht die Töne schon deutlich genug? Dies gilt auch von dem vorliegenden Gedicht. Wozu alle diese Versuche, uns etwas auf eine andere Art sagen zu wollen, was uns schon auf die schönste Art gesagt ist?

Der ungenannte Verfasser besitzt eine in unserer delikaten Zeit seltene, darum könnte man sagen schätzbare Ungenirtheit, und sein Gegenstand entschuldigt nicht nur, sondern erfordert sogar das Freche, Unzüchtige. Aber er hätte sich erinnern sollen, daß die Alten in ihre Satirbilder eine kleine Grazie zu verstecken pflegten, und daß man die Venus nie ohne die Grazien sehn sollte. Wie konnte es ihm einfallen, solche Tableaux und eine solche Sprache als für die Bühne geeignet in dramatischer Form darzubieten; wie konnte er, wenn er auch nicht glaubt, daß sein Stück werde aufgeführt werden, es doch für die Bühne einrichten? Man braucht doch wahrlich nicht gerade prüde oder zimperlich zu seyn, um es impertinent zu finden, daß gleich in der ersten Scene Donna Anna vor den Augen der Zuschauer entehrt wird ꝛc., zu geschweigen der folgenden Scenen und der ganzen Sprache des Buchs, die nicht natürlich und derb, wie etwa die des Shakespeare in ähnlichen Scenen oder des Rabelais, sondern süßlich genießlich, sentimentalfrech, kurz ganz so ist, wie sie „die Religion der Wollust“ in des seligen Herrn Friedrich von Schlegels Lucinde vorzeichnet. Die Alten, Shakespeare, Rabelais, alle genialen Dichter nahmen das Edle edel, und das Gemeine gemein; wenn sie zu ihren naturtreuen Gemälden gemeine Figuren und Farben brauchten, so zierten sie sich nicht, aber sie kokettirten auch nicht damit. Seit Goethe ist es plötzlich anders geworden. Schon Lessing fand Goethes Werther unausstehlich, weil er „ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß.“ Bei den Goetheschen Helden heißt jede unzüchtige Regung edle Schwärmerei und dies haben seine zahlreichen Nachahmer sich wohl zu Nutze gemacht. Die gemeinsten Buhler und Verführer wurden mit Goethe'scher Gefühlssprache ausstaffirt und galten als edle Jünglinge. Es gibt keine Liederlichen mehr, die Liederlichen sind alle sentimental geworden. Ich habe mich daher gar nicht gewundert, sondern es vorausgesezt, daß auch der vorliegende Don Juan (wie der frühere Grabbe'sche) ein edler Schwärmer seyn werde. O diese deutschen Dichter, sie dichten selbst dem Esel und Bock die süße Herzensfülle eines Hölty und der leichenfressenden, stinkenden Hyäne die Nachtgedanken eines Young an.

Man denke sich Don Juan, diese entschiedene, unzweideutige Natur, den Mann, der blos Mann ist, nicht Mensch, bei dem allein das Geschlecht vorherrscht, ohne höhere Regung des Menschlichen; dieses Original, das in der Poesie feststeht, klarer als irgend ein anderes, und von dem nichts zu nehmen, zu dem nichts hinzuzuthun ist. Man denke sich diesen liebloſen, ewig heiteren Don Juan, wie ihn unser unbekannter Dichter hier seufzen und sich mit dem Gedanken idealer Liebe quälen läßt. Dies reicht hin, um zu beweisen, wie gänzlich unfähig der Dichter war, Don Juan zu begreifen. Es ist recht löblich, wenn unsere Dichter Gewissen haben, aber ihre Don Juans sollen keins haben. Der Genius der Poesie wird es nie und nimmermehr unserm Goethe verzeihen, daß er der erste war, der die edlen Schurken, die weinerlichen Verführer, die sentimentalen Bösewichter in die Poesie eingeführt hat, denn die Zahl dieser unnatürlichen poetischen Figuren ist nun Legion geworden. Don Juan, der selbst im Laster noch eine liebenswürdige Unschuld bewahrt, indem er gar nicht ahnet, daß der Mensch ein Gewissen haben kann, der jedes Sentiments absolut unfähig, ja der das reinste Gegentheil aller Empfindsamkeit, und eben darum so originell und für die Weiber so verführerisch ist, dieser Don Juan soll auf einmal wahrhaft lieben, und sich sentimental nach Anna sehnen! Die herrliche Mondnachtsscene auf dem Kirchhof ist hier ganz verfälscht. Statt vor der Statue des alten Comthurs in ein Hohngelächter auszubrechen, seufzt hier Don Juan vor der Statue der Donna Anna. Das ist nicht der ächte Don Juan. Don Juan darf blos lachen, niemals seufzen, niemals gerührt seyn. Zwar läßt ihn der Dichter über seine Rührung selbst verwundert seyn mit den Worten: „bin ich nicht ein Thor?“ aber der Dichter hätte sich lieber erst selbst fragen sollen: bin ich nicht ein Thor, daß ich aus der göttlichsten Frivolität, die je über die Erde geschritten, eine alltägliche Weinerlichkeit mache?

2) Johanne Gray. Trauerspiel in fünf Akten, von Dr. Eduard Sommer. Dresden, Grimmer, 1833.

Was ist liebenswürdig? die Kürze und die Abwesenheit aller Sentimentalität. O wüßten unsere Jambenschmiede sich kurz zu fassen, aber ihre Heldinnen reden in einem Athem mehr, als ein Shakespeare'sches Mädchen während eines ganzen Abends. O wüßten sie die Sentimentalität zu entfernen, aber ihre Heldinnen sind nicht natürlich, einfach, heiter, verliebt oder böse, sondern sie deklamiren uns nur in ellenlangen Goethe-Schiller'schen Empfindungsphrasen die Beschreibung ihrer schönen Seele her.

Johanne.

Nicht wohnt in mir, o theurer Freund, der Geist
Der Ehrsucht und der Herrschaft mächt'ges Sehnen,
Und was im Bild Ihr mir so lockend preis't,
Es könnte nie das bange Herz versöhnen.
Wohl mag er selig seyn, dem sie gegeben,
Die schöne, heil'ge Macht in diesem Leben,
Der Erste, Größte, Herrlichste zu seyn.
Die Liebe tritt im Brautschmuck ihm entgegen,
Und Frühlingskinder ziehn auf seinen Wegen,
Der süßen Hoffnung Palmen auszustreun.
Denn alle duftend schönsten Himmelsblüthen,
Den Segen, und die Freude und den Frieden,
Trägt er vereint in seiner reichen Hand.
Aus seines Pfades, seines Blickes Strahle,
Trinkt jede Kraft den hellern Lebensglanz,
Und selbst der Kummer tritt zur Nektarschale,
Die er ihm bietet, mit der Freude Kranz ꝛc. ꝛc.

Die Geschichte der Johanne Gray ist bekannt. Diese Engländerin war eine der liebenswürdigsten ihres Geschlechts, aber wer sie so reden läßt, in solchen schwülstigen und abgedroschenen Phrasen, kann der einen Begriff von weiblicher Liebenswürdigkeit haben?

Sir William Shakespeare, hättet Ihr wohl die zarte Turteltaube Desdemona so Abschied nehmen lassen:

O mein Geliebter, sieh' vom Auge mir
Der tiefsten Rührung sel'ge Thränen fließen.
Du hast des Daseyns letzte Bangigkeit
Entzückend mir in Zuversicht verwandelt. —
Wie jene holde Friedenstaube, die
Einst nach der Weltzerstörung blut'gem Kampf,
Den milden Oelzweig der Versöhnung brachte:
So seh' auch ich nach dem bezwung'nen Sturm
Der Leidenschaft, nun mit dem Götterstrahl,
Der ird'schen Sinn mit Himmelsbürgern einet,
Den Engel der Verklärung Dich umschweben. —
Du trittst aus Deines Schmerzes bängstem Kampf
Ein Ueberwinder mit des Friedens Palme. —
Jetzt bist Du mein, auf ewig mir vereint,
Im heilig reinsten Einklang der Gefühle. —
Und wie Du glorreich unsers Grabes Rand
Noch krönend und unsterblich hast umgeben:
So wird Dich dort in unserm Heimathland
Der dunkle Traum von dem versunk'nen Leben
Mit ew'ger Klarheit Siegesglanz umweben.

Ein dunkler Traum wird dich mit Glanz umweben? was soll denn das heißen? ist das nicht baarer Unsinn? Und mit was für einem Glanz wird dich diese Dunkelheit umweben? mit dem Glanze der Klarheit, oder mit der Klarheit des Glanzes? Das nenn ich mir poetische Bilder im neunzehnten Jahrhundert und im gebildeten Deutschland!

(Die Fortsetzung folgt.)

Literargeschichte.

C. F. Gellerts Leben. Nach seinen Briefen und andern Mittheilungen, dargestellt von Dr. H. Döring. Zwei Theile. Greiz, Henning, 1833.

Der alte Gellert war ein Ehrenmann, doch genoß er den Vorzug, daß seine Zeit selbst schon ihn würdigte und nicht nur alle seine Schriften und Briefe und Nachlässe in vielen Auflagen, sondern auch sogar die vielen Reden und Gedichte herausgab, die zu seiner Ehre verfaßt worden waren. Referent besitzt einen ganzen Band Grabgedichte auf Gellert, und hinten hat eine fromme Hand noch einige ungedruckte hinzugeschrieben. Das Interessanteste aus Gellerts Leben ist bekanntlich seine Unterredung mit Friedrich dem Großen und auch diese ist in Prosa und Versen vielfach geschildert und sogar auf die Bühne gebracht worden. Ob es nun gerade nöthig war, nochmals zwei Bände über Gellerts so bekanntes physisches und literarisches Leben zu schreiben, wollen wir dahingestellt seyn lassen; doch auf jeden Fall hätte sich der Biograph etwas kürzer fassen können, denn in welchem Garten Gellert Brunnen getrunken, welche Gräfin sich für ihn interessirt ꝛc. das ist doch wohl nicht wichtig. Es gibt so viele große Dinge, für die man kaum Zeit hat, sich zu interessiren. Was sollen diese Kleinigkeiten?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag. — № 194. — 6. December 1833.

Schön- und Unterhaltende.

(Fortsetzung.)

1) Neue Taschenbücher. Poesie in acht Bänden. Auch Prosa in acht Bänden. Herausgegeben von Dr. H. M. Chezy. Darmstadt, Leske. 1833.

Auch in Dresden, und in Sachsen, auch in der alten Residenz Schiller, hat Manche in glücklich ruhigen Verhältnissen und Stellungen sich, und selbst doch auch wohl Andern, das Leben durch Poesie und Prosa, durch mehrbändige Taschen-Bücher, durch Alt- und Neue gebunden und Gegen hält über diese Lebensmaximen ausgesprochen:

Wo Schön Wissen' und Kunst in gute Gesellschaft!
Ist man's in Berger, wer Schiller meinet:
Wen nur vor Not und Sorgen sorgen und Gedanken,
Der wohlgeboren sind in unsern Tagen.
Und wenn sie Schön Wissen' und Kunst nicht haben,
Denn was sie sind, sind sie durch Geburtsgnade,
Die Adelsed' erwerben Wissenschaft und Kunst
Und Tugend, wie sie Schiller nennt, und Ehre,
Und Wissen giebt auf sein Gebiet Gerechtigkeit,
Und Kunst Anerkennung bei gebildeten Völkern.
Die sie nun gebaut sind, sie sind sie immer,
Ob man sie nennt, ob ihr sie kennt die Menschen.

Denn Tugendsinn, Ehr' Adel der Kunst die Wissenschaft,
Sie sind nicht Gaben, sie sind Gnaden Gottes.
Denn Wissen' Kunst, und ihr in ihrer Hoheit,
Ihr Gott genug, wen Tugendsinn ist vorhanden?
Und wenn sie Schön Wissen' und Kunst nicht haben,
Die sind wenn auch Geburts, Adel gut genug,
Wer sind wenn Schön Kunst von einem Schönen,
Wenn Wissen' und Kunst sind Gaben von Gott,
Die wenigsten Leute ist sein Gnadengeschenk.
Und wenn sie Schön Wissen' und Kunst nicht haben,
Und Wissen' und Kunst sind Gaben von Gott,
Und Tugend sind Gnaden Gottes,
Die Gaben, die sie haben, sind Gaben,
Und keine Gnaden, wenn nicht gleich die Gaben
Die Wohlgeborenen, in seinen schönen Gnaden.
Denn sind sie nur Wissen' und Kunst Tugendsinn!
Und wenn sie Schön Wissen' und Kunst nicht haben,
Wer sind sie, wer ... Denn ist sie Gott Wissen'
„Ist Gott genug, wenn Tugendsinn ist vorhanden?"
Und wenn sie Schön Wissen' und Kunst nicht haben,
Die sind wenn auch Geburts, Adel gut genug,
Wenn Wissen' Kunst, und ihr in ihrer Hoheit

Darf man sie entbehren, eine Form annehmen, die sie als Ausdruck Gedanken in sich aufnehmen, die sie als Ausdruck Gedanken in sich aufnehmen, die sie als Ausdruck Gedanken in sich aufn

Heißsporn in den Mund legt. Gerade indem der Dichter Sickingens Charakter treu festhält und seine Handlungsweise nirgends entstellt, hätte er auch seine Sprache kürzer, kategorischer, unumwunden seyn lassen, ihn nicht in gewählten, wohlklingenden Jamben peroriren lassen sollen. Gerade je origineller die zärtliche Liebe Sickingens für seine Tochter aufgefaßt ist — hier alle andere Theaterliebe ersetzend — um so mehr hätte sich der Dichter auch gezwungen fühlen sollen, neben dieser tiefen Wärme der väterlichen Liebe auch die äußere Rauhigkeit und trockene Männlichkeit eines Ritters festzuhalten, der wohl alles eher war, als sentimental. Wäre diese Zärtlichkeit etwas stummer, etwas trockner, etwas weniger über sich selbst reflektirend, sie würde ungleich mehr ergreifen.

Uebrigens hat der Dichter im Geist von Goethes Götz und Schillers Tell und Wallenstein den historischen Charakter seines Helden treu wiedergegeben und ihm die ideale Seite abgewonnen, in welcher er als Repräsentant des unterdrückten Rechts und als Märtyrer der Rechtschaffenheit in einer Welt voll Trug und Schlechtigkeit erscheint.

7) Ludwig der Elfte. Trauerspiel in fünf Aufzügen des Casimir Delavigne. Aus dem Französ. von P. H. Külb. Mainz, Kupferberg, 1833.

Dieses Werk ist mehr regelrecht dramatisch, aber die Bearbeitung des Quintin Durward von Herrn von Auffenberg (Ludwig XI. in Peronne) ist mehr lebendig, romantisch, poetisch.

Beide Bearbeitungen haben zum Mittelpunkt den König, den Delavigne treffend also schildert:

Welch seltsames Gemisch von Tugenden
Und Lastern! Hier, wie schmählich seine Furcht!
Und hier, welch hoher Muth! Wie gütig jetzt,
Und bald darauf wie groß der Henker Schaar!
Sanftmüthig stolz zugleich, dem Volke schmeichelnd
Und strenger Herr den mächtigen Vasallen,
Leichtgläubig und mistrauisch, edelmüthig
Und grausam, eben so verschwenderisch
Als geizig.

Hinter Gitterwerk.

Das diese Thürme rings umstarret, hat
Freiwillig er sich eingesperrt und macht
Dem Tode streitig alter Tage Rest;
Von eiteln Schreckgebilden abgemergelt
Zerstört er selber sich, und eigensinnig
Sucht er ein schweres Diadem allein
Zu tragen; mühsam schleppt er seine Last.
Doch eifersüchtig auf den jungen Erben
Herrscht er, nur halb noch lebend, dennoch ganz.

Auffenberg führt den König aus seiner Höhle (dem Schloß Plessis) heraus nach Peronne und stellt ihn hier Karl dem Kühnen persönlich gegenüber, eine Scene von tief ergreifender Wirkung. In dem Augenblick, da der alte König durch den Schein von Treuherzigkeit, mit der er zum Herzog kommt, diesen überlisten will, werden seine Intriguen offenbar, der Herzog nimmt den alten schlauen Fuchs gefangen, ja will ihm das Leben nehmen. Da erst, von Gefahren umringt, zeigt der König die erhabene Seite seines Charakters, während er, in seinem Schloß Plessis, in der Langenweile eines unbestrittenen Eigenwillens nur die kleinliche, eigensinnige Seite zeigen kann. Delavigne hat nur die letztere Seite hervorgehoben, den König nicht aus seinem Schloß entfernt, und ihn in der einzigen Gefahr, in die er ihn durch den jungen Nemours kommen läßt, nur feig und weibisch dargestellt. Wenn es, nach der eben erwähnten Schilderung, welche Delavigne vom Charakter des Königs macht, wahr ist, daß derselbe, obwohl nur halb lebend, doch noch ganz herrsche, so ist Ludwig XI. von Auffenberg dieser Schilderung weit getreuer, als Ludwig XI. von Delavigne. Gewiß verlange ich den König nicht ideal, oder gar sentimental, ich will ihm keine Tugend andichten, die er nicht besessen hat, aber wenn nun doch von ihm gesagt ist, daß er „edelmüthig" seyn könne, und „ganz" zu herrschen verstehe, so hätte der Dichter ihn auch in Situationen bringen sollen, wo er diese guten Eigenschaften, und nicht blos die verächtlichen, hätte zeigen können.

Da Delavigne dies nicht gethan hat, so blieb ihm noch übrig, den unpoetischen, blos ekelnden Eindruck, den sein alter, läppischer, weichlicher und feiger Tyrann macht, durch edle Kontraste im übrigen Personal zu versöhnen. Auffenberg stellt deßfalls dem prunklosen alten König den kühnen, glänzenden Herzog von Burgund und dem arglistigen Greise den unbefangnen Sohn der Natur, Quintin Durward entgegen. Delavigne hebt unter den Nebenfiguren nur den jungen Nemours hervor, der, ohne irgend eine ausgezeichnete Eigenthümlichkeit, blos blindwüthend seinen vom König gemordeten Vater zu rächen sucht, dann in einer Großmuthsscene den Dolch wegwirft und endlich ohne weiteres hingerichtet wird. Das ist die einzige Intrigue im Stück, welches daher lediglich ein Charakterstück genannt werden muß, aber auch als solches den Charakter des Königs in zu wenig und zu einförmigen Situationen zeigt.

Auch verdient es Mißbilligung, daß Delavigne der „Leichtgläubigkeit" des Königs eine so weite, ja unglaubliche Ausdehnung gibt. Die Scene, in welcher ihn einige bestochene und eingeschüchterte Landleute, unter beständigen Einflüsterungen seines Günstlings, betrügen, ist so unnatürlich, und der Betrug so unmöglich, daß es das richtige Gefühl des Zuschauers nur noch mehr beleidigen

muß, wenn der so plump getäuschte König im nächsten Augenblick selbst mit der raffinirtesten List ein ihm wichtiges Geheimniß entdeckt.

Olivier, der Teufel, allein ist von Delavigne besser bedacht, als von Auffenberg. Dieser obligate Bösewicht gibt sich hier wenigstens Mühe, sich wichtig zu machen, während er bei Auffenberg nur voraussetzen läßt, daß er wichtig gewesen sey.

Da sich Delavigne überhaupt nicht an Walter Scotts Roman halten wollte, hat er dessen meiste Nebenfiguren fallen lassen und einige andere gewählt, unter denen der Minister und Biograph Ludwigs XI., Commine, die beste ist, weil er vollkommen jene stillen Diener charakterisirt, die einem Tyrannen treu, ja fromm gehorchen, und die gleichwohl alle seine Schwächen und Verbrechen heimlich so treu aufzeichnen, als offen seine Befehle. Dagegen ist der grobe Arzt, Coitier, wohl verfehlt. Zu einer so studirten Grobheit gehört offenbar Humor, ein komischer Anstrich, Ernst dagegen und rauhe Tugend können wohl stark in Ausdrücken seyn, aber nicht flegelhaft und renommistisch. Eben so ist der h. Franz von Paula mißrathen. Der Dichter hat nicht gewagt, weder einen wahren noch einen falschen Heiligen aus ihm zu machen, und das ist ein trauriges Juste Milieu in der Poesie. Wenn die Heiligen nicht auftreten, wie Tiecks h. Bonifacius, oder wie Voltaires St. Denis, so taugen sie nicht auf die Bühne, sie müssen entweder vor Gläubigen oder vor Ungläubigen spielen, und Wunder thun oder lächerlich gemacht werden. Delavigne macht nun aber aus seinem Heiligen nichts weiter als einen Moralprediger, der wie natürlich, mit seiner Predigt nichts ausrichtet und als unnützer Statist bald bei Seite gestellt wird. Wenn der gute Mann nicht im Stande war, mit dem Donner des Himmels zu schrecken, so hätte er offenbar wie ein Kapuzjner in irgend einer charakteristischen Lächerlichkeit mit englisch-deutschem Humor dargestellt werden müssen.

In Summa, dieses Drama hat nicht das warme Leben des Quintin Durward, nicht diese Fülle naturwahrer Gestalten und Scenen.

8) König Vollmar auf Hardenstein. Vaterländisches Trauerspiel in 5 Aufzügen von K. G. Korte. Schwelm, Scherz, 1833.

Eine seltsame Produktion. König Vollmar ist ein Elfe, ein Hausgeist der alten Familie Hardenberg. Gobelinus Personna erzählt, dieser Geist habe mit der Schwester eines Ritters von Hardenberg gebuhlt, und dies ist nun der Gegenstand des vorliegenden Trauerspiels, dessen Katastrophe ein Pfaff herbeiführt, der dem verliebten Fräulein beizubringen sucht, weß Geistes Kind Herr Vollmar ist, und ihm zu diesem Behuf auflauern läßt, bis die Entdeckung seiner Geisterhaftigkeit die Entfernung des Geistes und den Tod des Fräuleins zur Folge hat (wie in der Geschichte der Undine). Die zweite, damit verflochtene Intrigue, ein Mädchenraub des Ritters von Hardenstein, ist ordinär. Der Dichter aber hat Talent mehr für das Komische als Tragische. Recht artig ist z. B. das eingeschaltete

Puppenspiel.

Eginhard.

Großmächtigster von allen Kaisern,
Grünstes von allen Fürstenreisern!

Karl d. Gr.

Servilster du von den Servilen,
Du fertigster von allen Federkielen.

Eginhard.

Wollt Ihr nicht zürnen, so leg' ich jetzunder
Euch eine Bitte vor.

Karl d. Gr.

Was Wunder
Wirst du denn haben?

Eginhard.

Herre mein,
Gebt mir Euer feines Töchterlein.

Karl d. Gr.

O du absurder Schreiber,
Du vermaledeiter Eselstreiber
Du Ritter von dem Schweineleder,
Du Streiter mit der Gänsefeder,
Schier dich sofort hinaus;
Denn deine Condition ist aus!

Eginhard.

O Herr, erbarmt Euch, gebt mir Emma!

Karl d. Gr.

Was? vor die Säue werfen diese Gemma?
Und schriebst du einen Styl, wie Hönig,
Meine Tochter bekommt nur einen König.

Eginhard allein.

O Liebe! Wie muß ich mich härmen!
Es wühlt mir in den Gedärmen.
Wenn ich die Prinzessin nicht kriege,
So muß ich sterben, wie eine Fliege.

Emma, dazukommend.

O du mein herzallerliebster Getreuer,
Was jammerst du so ungeheuer? ꝛc.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Cotta.

Literatur-Blatt

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag. — № 125. — 9. December 1833.

Schau- und Trauerspiele.

(Fortsetzung.)

2) **Gabriele**, oder der Schwangerschaft. Ein schauderhaft Drama von Raupach. Neu von Claudius und Hoffa. Hamburg, bey Hoffmann und Campe. Hoffa, Claud., Hoffa und Raupach, 1833.

Die große Kunst der Poesie, Gefühl und Leidenschaft sichtbar und als Gestalt lebendig vor die Seele zu bringen, ist eine Kunst, die nicht Jedem gelingen darf und vergeblich, kennt er sie gleichwohl selbst noch so gut, versucht wird. Daß sich er Viele, daß sich nun die verschiedensten Talente daranmachen, die Kunst des Schauderhaften zu versuchen, ist Niemand Schuld, als dem Publicum, das sich an dem Schauderhaften so ergötzt, daß es sich selbst und seine guten Einfälle darüber vergißt. Wenn Jemand, der sich Dichter nennt, Lust hat, sich gelegentlich einer „gesetzlichen Lustbarkeit" recht gründlich lustig zu machen: so darf er nur Gespenster zu Hülfe, daß man Geister, wie Hexen, Teufel, Gespenster und andere Thiere, über welche man sich sonst ganz gut lustig machen kann, nicht mehr lustig sind und Niemand mehr das eigene Herz, darüber aber nur auf Gnade gefaßt sein. Ein Gott jetzt zum Gräßel herbeigerufen, ein Gott, der nicht mehr lustig ist, sondern ernsthaft, und wer in seinem Dienste steht, der muß es auch sein. Er muß sich selbst ganz und gar vergessen, und wenn er das eigene Herz, seinen Witz, seine Laune, seine Einfälle, seine Lust und seine Freude, seinen Scherz und seine Ironie gefangen haben, ihn dem Gräßel hingeben dürfen, oder aber Dichter, der sich nicht selbst vergißt, der sich nicht selbst und seinen Witz und seine Einfälle, seine Laune, seine Lust und seine Freude, seinen Scherz und seine Ironie nicht dem Gräßel hingeben darf, der muß sich selbst vergessen, der muß sich selbst ganz und gar verlieren, wenn er ein Gräßel hervorbringen will. Und wenn er das Gräßel hervorgebracht hat, wenn es da ist, das Gräßel, das Gespenst, das Ungeheuer, das Scheusal, das Teufel, das Gespenst, das Thier, das Gräßel, das Gespenst, das Gräßel, das Gespenst, das Gräßel, das Gespenst

ist nur eine vermeintliche. Das mag Kotzebue dem Kalidasa verzeihen.

Die ältere Uebersetzung von Forster war sehr wohl gelungen. Allein Forster schöpfte selbst nur aus der englischen Uebersetzung, nicht aus dem Original, und so mußte ihm vieles entgehen. Auch die etwas moderne Behandlung Forsters entspricht nicht mehr den Anforderungen, welche wir heutzutage an die Uebersetzung eines fremden Nationalgedichts machen. So läßt Forster z. B. gleich im Eingange den Schauspieldirektor in die Scene rufen: „Wenn Sie mit ihrem Putz fertig sind, Madame, so belieben Sie nur zum Vorschein zu kommen.“ Diese Sprache versezt uns aus der indischen Bühne zu sehr auf die französische.

König Duschmanta verfolgt auf der Jagd eine Hindin und findet die in einer Einsiedelei auferzogene Sakuntala. Er vermählt sich mit ihr und gibt ihr als Erkennungszeichen einen Ring:

„Zähl' täglich Einen von den Buchstaben meines Namens!
„Und ehe du so zu dem Ende gekommen seyn wirst,
„Soll gleich ein Diener des Pallastes nach meinem Auftrag
„Vor dir erscheinen, o Geliebte, dich abzuholen!“

Aber sie verliert den Ring im Wasser und als sie zum König kommt, wird sie von ihm deßhalb verstoßen. Schwanger flieht sie in den Wald zu einem alten Einsiedler, wo sie dem König ein Kind gebärt. Der König indeß ist tief traurig, bis ein Fischer ihm den Ring bringt, den er in eines Fisches Leib gefunden. Dieser Beweis von Sakuntalas Unschuld erweckt seine ganze Sehnsucht nach der Verlorenen und er malt ein Bild von ihr:

Ach, jüngst verstieß ich die Geliebte, die selbst mir nahte,
Und nun verehr' ich auf der Tafel ihr bloßes Bildniß:
Das freundlich sprudelnde Gewässer zur Seite lassend,
Freund, lieb' ich hier nun in der Wüste des Sandes Trugbild!

Das Gespräch mit seinen Freunden, dem Widuschaka und der Misrakesi, über Sakuntalas Bild gehört zu den schönsten Ausführungen dieses Gedichts und mag hier zugleich als Probe der Uebersetzung stehen:

König. Noch einen andern, Sakuntala so lieben Schmuck haben wir hinzuzeichnen vergessen.

Wid. Was denn?

Misr. Wohl einen solchen, der dem Wesen eines hainbewohnenden Mädchens angemessen ist.

Kön. Nicht seh' ich hier, Freund, die Sirischa hinter'm Ohr;
Kein Blüthenstaub über die Wange niederfällt;
Kein Lotos-Strauß, zart wie im Herbst des Mondes Licht,
Blüht safrigweich zwischen den Busen hingelegt!

Wid. Warum doch bedeckt die Fürstin ihr Antlitz mit ihren im Roth der Kuwalaja erglänzenden Fingern, und steht so da als wie erschrocken? (hinblickend) Ah, dieser niederträchtige Honigdieb, die schändliche Biene hier, strebt immer hin nach dem Lotos-Munde der Lieblichen!

Kön. Jag' sie doch weg, die Schändliche!

Wid. In deiner Macht liegt es ja, die Verbrecher zu richten.

Kön. Ja richtig; die du den Blumen ein so lieber Gast bist, was suchst du denn hier den Schmerz des bloßen Umfliegens?

Schau, wie das Weibchen
Dort auf der Blume
Liebend dir winkt!
Mag es auch dürsten,
Ohne dich nie den
Honig es trinkt!

Misr. Da fliegt wirklich die Verborgene auf sie zu.

Wid. Diese Geschöpfe sind sehr widerspenstig.

Kön. Wie? so trotzest du meinem Gebote? Wohlan, so höre denn jezt:

Oh Bienchen, wenn du mir die Lippe der Holden lezest,
Die glänzt wie Bimba, die so lieblich wie frische Knospen,
Woraus ich Liebe mir gesogen zur süßen Festzeit:
Gleich sollst du's büßen in dem Kerker des Lotos-Kelches! –

Wid. Ey, wie? sie hat keine Furcht vor deinem so glühenden Strafstabe? (lachend zur Seite) Da hat er nun den Verstand verloren; auch ich komme durch den Umgang mit ihm eben dahin!

Kön. Wie, hieß ich dich gleich gehen, dennoch bleibst du?

Misr. Wie doch Leidenschaft den Weisen entstellt!

Wid. (laut) Dieß ist ja nur ein Gemälde.

Kön. Wie, ein Gemälde?

Misr. Auch ich verstehe die Sache erst jezt recht. Wie aber hat jener seine bloße Einbildung für Wirklichkeit halten können?

Kön. Was für eine hämische Bemerkung das ist!

Kaum schauet da mein Herz, so ganz ihr eigen,
Die Holde selbst, und hängt an diesem Glück:
Gleich rufst du ins Gedächtniß mir zurück,
Daß ihre Züge nur im Bild sich zeigen!

Misr. Ach, so geht es dem Getrennten; von allen Seiten fühlt er sich beengt!

Kön. Ach, wie muß ich doch meinem Kummer mich ergeben, der nimmer Ruhe findet! Sieh:

Käm' im Traum sie, muß mein Wachen
Gleich mir dies zu nichte machen!
Hindern doch die Thränen mir,
Selbst ihr Bild zu schauen hier!! –

Die Götter beschützen diese sehnsüchtige Liebe und Matali, der Wagenlenker des Gottes Indra, führt den König zu seiner Geliebten.

Kön. Matali, vor Eifer, mit den Dämonen zu kämpfen, eilten wir vorhin allzusehr, so daß ich diese Stätte mir nicht besehen konnte. Drum, auf welchem Pfade der Winde fahren wir jetzt?

Matali.

Die Bahn ist dieses, so geheiligt vom Gange Wischnu's,
Des Windes Prawaha, des nimmer von Staub befleckten;
Die führt die Herrlichkeit des Himmels, die Fluth des Dreistroms,
Die ringsum strahlend die Gestirne im Kreise fortwälzt!

Kön. Hier fühlt wahrlich mein Wesen sich betäubt an Leib und Seele! Jetzt, vermuth' ich, haben wir das Wolkenrevier durchschnitten.

Mat. Fürst, woraus schließest du dieß?

Kön. Der Wagen hier,
Den Tschatata's umschwirren,
Die Bergklüften entirren,
Erweist es mir;
Die Rosse benetzet
Von Blitzesstrahl;
Die Räder befeuchtet
Vom Regenmaal:
Auf Gewölk, das wasserschwer,
Fahren eben wir einher!

Sie kommen in ein Gebirge,

Wo der Büßer, den Blick gerichtet nach der Sonn',
Unwandelbar steht, säulengleich,
In Termiten da halb versunken mit dem Leib,
Sein Priesterband Schlangenhaut,
Von lang wuchernden Kräutern, welche ihm als Schnur
Den Hals umzieh'n, nicht gequält,
Dort den struppigen Haarbusch schulterwärts hinab,
Voll Nester mit Vogelbrut!

Hier findet der König einen schönen Knaben, der mit einem jungen Löwen spielt, und sich sehr kühn geberdet.

Kön. Welch innige Sehnsucht erregt mir sein unbändiges Wesen:

Wie reich die Eltern, wenn die Kleinen zum Busen aufwärts
Voll Lieb' verlangen, der vom Staube der Füßchen unrein!
Wenn dann zu sprechen sie versuchen in holdem Lallen,
Der Zähnchen Blüthen, bei dem Lächeln um Nichts, entfaltend!

Vom Sprößling hier eines mir Unbekannten
Am Leib berührt, wird mir so wohl! ach, wie gar
Muß ihm zu Muth werden in seinem Innern,
Dem Frommen, von welchem der Knabe herstammt?

Eine Einsiedlerin ruft aus: Wunderbar, wunderbar!

Kön. Was denn, heilige Frau?

Eins. Ich erstaune über die sprechende Aehnlichkeit, die du, o Freundlicher, mit diesem Knaben hast, der dir doch nicht verwandt ist, und zudem, wie der sonst so Widerspenstige vor dir, dem Unbekannten, sich gleich so geändert hat.

Kön. Wenn er, o Verehrungswürdige, nicht eines Einsiedlers Sohn ist, wie nennt sich denn seine Familie?

Eins. Er stammt von Puru.

Kön. (zu sich selbst) Wie? denselben Ursprung hat er mit uns? Daher also kömmt unsere Gemeinschaft. (laut) Es ist dieses der Brauch von Puru's Stamme:

In geweißten Palästen lieben vorher
Sie zum Weltschutze zu wohnen; aber nachher,
Dem Gelübde der Buße einzig lebend,
In den Baumwurzeln die Wohnung aufzuschlagen.

Wie aber können denn Menschen durch sich selbst an diese Stätte kommen?

Eins. Wie du sagst, o Freundlicher; allein die Mutter dieses Knaben ist ja eine Nymphe, und hat ihn in dem heiligen Haine des Götterlehrers geboren.

Kön. (zu sich selbst) Oh, ein zweites Leben der Hoffnung geht mir auf! (laut) Und wie heißt denn der königliche Weise, mit dem die Herrliche vermählt war?

Eins. Wer möchte jenes Namen aussprechen, der seine fromme Gattin verstoßen hat!

Kön. (zu sich selbst) Wie? geht doch alles dieses auf mich! So will ich denn fragen, welchen Namen die Mutter dieses Knaben führt. (denkt nach) Doch nein, es ziemt ja nicht, der Gattin eines Andern nachzufragen.

Die Einsiedlerin tritt auf, den irdenen Pfauen in der Hand.

D. Eins. Sarwadamana, schau doch, wie hier der Sakuntala lieblich ist?

Knabe. (schnell hinblickend) Wo ist denn meine liebe Mutter? (beide Einsiedlerinnen lachen.)

D. erste. Der Gleichklang des Namens täuschte ihn, der seine Mutter so zärtlich liebt.

D. andre. „Schau doch, wie lieblich dieser Vogel ist!" sagte man bloß zu dir.

Kön. (zu sich selbst) Wie? Sakuntala heißt seine Mutter! — Doch, es können auch andere denselben Namen führen. Möchte sich nicht am Ende diese Hoffnung, gleich einem Trugsee der Wüste, umwandeln zum Entsetzen?!

Knabe. Schwester, mir gefällt dieser glänzende Pfau. (nimmt das Spielzeug.)

D. erste. (hinblickend, hastig) Wehe! ich sehe das Amulet nicht mehr an seinem Handgelenke!

Kön. Ruhig nur, fromme Frau; während des Spielens mit dem jungen Löwen ist es ihm hier entfallen! (will es aufheben.)

Beide. Nicht doch! nicht doch! (hinblickend) Wie? du hobst es auf? (Beide legen die Hand aufs Herz, und schauen einander verwundert an.)

Kön. Warum wolltet ihr mich denn hindern, fromme Frauen?

D. erste. Es höre der Erhabene: Mit hohen Kräften begabt ist dieses göttliche Amulet mit Namen: „das Unbesiegbare.“ Der heilige Maritscha gab es dem Knaben zur Zeit der Geburtsgebräuche. Wenn dasselbe zur Erde fällt, so berührt es kein anderer, als Mutter, Vater, oder er selbst.

Kön. Und nimmt es einer?

D. andere. Dann wird es zur Schlange, und sticht ihn!

Kön. Ist dieses euch, heilige Frauen, wohl jemals vor Augen gekommen?

Beide. Mehr als Ein Mal.

Kön. (erfreut) Wie nun? jezt darf ich doch wahrlich frohlocken über die Erfüllung meiner Sehnsucht! (umarmt den Knaben.)

D. andere. Suwrata, laß uns doch dieses Ereigniß Sakuntala mittheilen, die so strenge ihrer Pflicht lebt! (beide treten ab.)

Knabe. Laß mich, laß mich! zur lieben Mutter will ich hin!

Kön. O Sohn, wenn du mit mir hingehst, wirst du die Mutter erfreuen!

Knabe. Duschmanta ist mein Vater und nicht du!

Kön. (lächelnd) Diese Verläugnung sogar erhöht meine Zuversicht!

Sakuntala tritt auf, eine einfache Haarflechte tragend.

Sakunt. (nachsinnend) Sarwadamana's Amulet hat seine Gestalt beibehalten, höre ich, selbst bei einem Anlasse, wo es sich umwandeln sollte: müßte ich nun nicht an meinem Schicksale verzweifeln, oder Misrakesis Worte sind in Erfüllung gegangen? (schreitet vorwärts.)

Kön. (mit Freude und Schmerz zugleich) Ach, da ist sie ja, die geliebte Sakuntala!

In dem bläßlichen Trauerkleid, das Antlitz
Von der Buß' schmächt'ger, das Haar in Einer Flechte,
Wenn auch noch so beleidigt einst von mir, trägt
Mit Geduld sie der Verstoßung langes Mühsal.

Sakunt. (den vor Reu erblaßten König betrachtend, nachsinnend) Ist das denn nicht wirklich der Sohn meines Herrn? Wer vermöchte denn das Amulet meines Sohnes durch seine Berührung zu beflecken?

Knabe. (zur Mutter hingehend) Liebe Mutter, dieser Fremde hier nennt mich Sohn.

Kön. Geliebte, meine frühere Grausamkeit gegen dich hat jezt eine glückliche Umwandlung erfahren; drum bitte ich dich, mich wieder zu erkennen.

Sakunt. (zu sich selbst) Hoffe, hoffe, o Herz! das Geschick, das früher so grausam mich bekämpft, hat endlich sich mein erbarmt; es ist dieses der Sohn meines Herrn.

Kön. Weg ist, Heil mir! die Betäubung,
Vor mir stehst du, Holde, da:
Endet die Verfinst'rung, gleich kömmt
Rohini dem Monde nah!

Sakunt. Sieg, Sieg dem — (hält inne, die Stimme von Thränen erstickt.)

Kön. Geliebte,
Bleibt vor Weinen auch der Siegsgruß dir zurück, mein ist doch der Sieg!
Denn das kündet mir dein Antlitz, ungeschmückt und mit blassem Mund!

Knabe. Liebe Mutter, wer ist denn das?

Sakunt. Frage das Geschick! — (weint.)

Kön. Mögen, Holde, aus deinem Herzen
Schwinden jeyo der Verstoßung Schmerzen;
Seltsam trübte Wahnsinn einst mich ganz!
Wird's uns doch im Glück oft schwarz und bange;
Auf dem Haupte fürchtend eine Schlange
Wirft der Blinde weg den Blumenkranz!

(fällt ihr zu Füßen.)

Sakunt. Steh auf, steh auf, Sohn meines Herrn! Wahrlich, die frühere Unterbrechung meines Glückes hat jezt in ein Uebermaaß von Glück sich verwandelt, da ja der Sohn meines Herrn sich meiner so erbarmt! (der König steht auf.)

Sakunt. Aber wie kehrte denn die Unglückliche dem Sohne ihres Herrn wieder ins Gedächtniß zurück?

Kön. Sobald der Pfeil aus meiner Brust gezogen ist, will ich es dir sagen:

Dieß Thränchen, welches ich dir einstens betäubt hervorrief,
Das noch die Lippe dir da trübet, o Holde, laß mich's
Von dieser etwas nur gebogenen Wimper jeyo
Wegwischen, Liebste, und mich so von der Reu' befreien!

Es würde überflüssig seyn, diesen schönen Proben noch mehr hinzuzufügen. Es gibt bei allen Völkern nur wenige Gedichte, in denen eine so schöne Seele sich offenbart.

Eine erwünschte Zugabe ist die Episode aus dem großen Gedicht Mahabharata, worin die Geschichte der Sakuntala ebenfalls enthalten ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag. — № 136. — 13. December 1833.

Schön- und Tonwissenschaften.

Abhandlungen.

1) Die Zahl der Musikfreunde. Eingeladen zu fleißiger Subscription, vom C. G. Brückner. Nebst dem Subscriptions-Verlag von J. Max. Zweite Abhandlung. Leipzig, Hartknoch, 1833.

Da wir das Verdienst mit einer kleinen Einbuße gern theilen, so wollen wir hier nur anführen, daß Nr. 1. und Nr. 2. von uns, in so fern wir auch unser Scherflein dazu beigetragen haben, gelobt worden sind, und daß Nr. 2. überdieß noch besonders empfohlen worden ist. Wir wollen nun sehen, was aus dem vor Kurzem hier ausgeschickten mit mehr, 12 an der Zahl, geworden ist, und ob es wirklich so viele Musikfreunde gibt, als sich Anfangs gemeldet haben. Wenn dem so ist, so wollen wir uns herzlich freuen, daß unsere Stimme nicht ungehört verhallt ist, und daß wir Ursache haben, uns mit unsern Gönnern herzlich zu freuen. Sollte aber das Gegentheil sich ergeben haben, so wollen wir uns nicht weiter darüber grämen, sondern ruhig unsere Straße fortwandeln, und uns mit dem Gedanken trösten, daß wir unsere Pflicht gethan haben. Wir wollen nun, ehe wir uns über die Schrift selbst etwas weiter verbreiten, Herrn Brückner selbst sprechen lassen, damit wir nicht in den Verdacht gerathen, als wollten wir ihm Worte in den Mund legen, die er nicht gesagt hat. Er sagt also: „Ich habe Musikfreunde, wenn sie mir Musik über die musikalischen Zeitungen sprechen hören, für sehr gelehrt gehalten, und mich, da ich dergleichen nicht verstehe, vor ihnen geschämt.

Und ewig jede flücht'ge Gabe wird
Durch das Geschenk des eignen Ichs in ihr:
O, welche Stunden füllen sie, — nur sie, —
Im Leben, welches ohne sie — ist todt!

Stehn diese abgedroschenen Phrasen nicht viel anspruchsloser schon in zehntausend andern Gedichten, Romanen und Schauspielen? Will einer ein Dichter seyn, so muß er uns doch um Gotteswillen etwas Neues, oder das Alte auf eine neue Art sagen.

Das Kriterium solcher eitler Phantasten ist der Haß gegen das Poetische in der Wirklichkeit. So wie es eine bekannte Erfahrung der Aerzte ist, daß durch unnatürliche Laster entnervte Menschen kein Frauenzimmer leiden können, so ist diesem, nur immer mit den Gebilden ihrer Eitelkeit beschäftigten Kunstmenschen nichts so zuwider, als wenn die Weltgeschichte erhabner wird, als es ihre armseligen Trauerspiele sind. Selbst der große Goethe gewann der französischen Revolution keine interessantere Seite ab, als die er in seinem Bürgergeneral wiedergespiegelt hat, und als gar der Sturm in Deutschland ausbrach in den sogenannten Befreiungskriegen, als ganz Deutschland in Begeisterung glühte, da gesteht Goethe selbst, von einem solchen Ekel ergriffen worden zu seyn, daß er sich daheim einschloß, um — chinesisch zu studiren. Aus diesem einfachen und überall wiederkehrenden Naturgesetz erklärt sich auch der Ingrimm, mit welchem Herr Atterbom die politische Aufregung des neunzehnten Jahrhunderts ansieht. Er schildert dieselbe als komische Parthie, um sie seiner idealen Welt, wo ein poetischer Prinz mit einer Allegorie der Glückseligkeit herumfaselt, als Folie unterzulegen. Ich will mich nicht damit befassen, die Witzlosigkeit, die Abgedroschenheit dieser politischen Satire zu charakterisiren, in welcher nur die alten schwachen Späße des Bürgergenerals und der Aufgeregten von Goethe und des politischen Kannegießers von Holberg nachgeäfft sind. Ich will nur im Allgemeinen die Dichter, die etwa diese Abhandlung lesen, auf das merkwürdige poetische Krankheitssymptom aufmerksam machen, von welchem sie hier wieder ein Beispiel vorliegen haben. Des Dichters Aufgabe ist, der Wirklichkeit die poetische Seite abzugewinnen, und es ist ein Zeichen von innerer Krankheit der Poesie, wenn sie dies nicht mehr vermag. Die lezten fünfzig Jahre waren so voll Poesie der Wirklichkeit, so voll ungeheurer weltgeschichtlicher Schicksale und Charaktere, daß vieler Jahrhunderte Dauer diese Fülle tiefen Lebens nicht darbot. Und gerade in dieser so wunderbar romantischen Zeit klagen die verdorbenen Poeten und spotten über die Prosa des Wirklichen und dichten uns ideale Welten und glückselige Inseln, die sie mit etwas Schmuck von Blumen und Herzen aufputzen und dann Wunder meinen, was dieser Weihnachtskram für poetische Kinder sey! Sie dichten Schicksale, die Lamentationen eines verliebten Jünglings interessiren sie mehr, als der Untergang der größten Staaten. Sie dichten Charaktere, der goldgelockte Malerjüngling oder der Prinz in himmelblauem Mantel, auf den sie alle Eitelkeit ihres Herzens abladen, interessirt sie mehr, als ein Charakter wie Napoleon. Wenn sie auch das Große mit Augen sehn, sie verstehen es nicht, oder wollen es nicht verstehn, weil es sie genirt, oder wenn sie es verstehen, so treibt sie der Instinkt an, es zu verkleinern, um es ihrer engen Welt anzupassen. Sie alle folgen dem unbewußten Triebe, der Goethen beim Anblick des Kölner Doms zu dem Wunsche veranlaßte: wenn ich nur ein kleines Scheinkapellchen nach diesem Muster in meinem Garten hätte. Wenn sie den Weltbrand vor Augen sähen, sie würden nur daran denken, nach diesem Muster ein kleines Feuerwerkchen in ihrem Garten zu haben!

11) Russische Bibliothek für Deutsche. Von Karl Knorring. Zweites Heft. Reval, Lindfors, 1831.

Dieses Heft enthält außer einer kleinen Erzählung in Prosa das Trauerspiel Boris Godunow von Alexander Puschkin. Der Gegenstand ist der nämliche wie in Schillers Demetrius, nur daß der Zaar Boris, der vom falschen Dimitij gestürzt wird, hier die Hauptperson ist, mit dessen Untergang auch das Stück endet, ohne daß der übrigen Schicksale des Dimitij darin gedacht wäre. Da nun aber unter allen Umständen Boris weniger Interesse einflößt, als der junge Dimitij, so hätte der russische Dichter wohl besser gethan, den lezteren zur Hauptperson zu machen. Er hat denselben bei weitem anders aufgefaßt als Schiller, aber keineswegs unglücklich. Bekanntlich ist Schillers Demetrius kein Betrüger, sondern er glaubt, wenigstens Anfangs, daß er der ächte Demetrius sey. Puschkin stellt ihn von vorn herein als Betrüger dar, aber als einen genialen Usurpator, der die Hirnlosigkeit der Völker und den Eigennutz der Fürsten zu benutzen weiß, und immer das für sich hat, in das trostlose Einerlei des Despotismus eine romantische Abwechslung zu bringen. Wir finden ihn im Kloster, wo ein alter Mönch die Geschichte Rußlands niederschreibt bis zur Regierung des Boris, der den rechtmäßigen Thronerben, den Knaben Demetrius, umbringen ließ. Der junge Mönch Gregor lernt auf diese Weise die Geschichte des Knaben kennen, dessen Namen und Ansprüche er nachher annimmt. Der Anblick des emsig schreibenden Mönchs gibt ihm folgende, in jenem Lande besonders sinnreiche Bemerkung ein:

Boris, Boris! sie zittern all' vor dir,
Und keiner wagte es wohl dich zu mahnen

An das Geschick des unglückſel'gen Knaben —
Indeſſen ſchreibt ein Mönch in dunkler Zelle
Hier wider dich, dich furchtbar ſchwer anklagend:
Und du entgehſt nicht weltlichem Gericht,
Wie du dem Richtſpruch Gottes nicht entrinnſt.

Er entflieht ſodann aus dem Kloſter und begibt ſich nach Polen, wo er die Rolle des ermordeten Prinzen einübt. Sehr ſchön iſt ein Monolog, den inzwiſchen der Zaar Boris hält.

Im Ruhme glaubt' ich und im Ueberfluß
Würd' ich mein Volk befried'gen; ſeine Liebe
Wollt' ich gewinnen durch Freigebigkeit.
Doch völlig fruchtlos war all dies Bemüh'n:
Das Volk verabſcheut die lebend'ge Macht,
Die Todten nur vermögen ſie zu lieben.
Thöricht ſind wir, wenn uns Beifall des Volks
Das Herz bewegt, oder ſein Klaggeſchrei.
Gott ſandte Hunger über unſer Land;
Das Volk vergebend heulte in der Qual;
Ich öffnete die Speicher; ich vertheilte
Für ſie mein Geld; fand ihnen Arbeit auf:
Doch die Beſeß'nen fluchten dennoch mir!
Es tilgte ihre Häuſer Feuersbrunſt,
Neu hab' ich ihnen Wohnungen erbaut;
Sie maßen mir die Schuld des Brandes bei!
Das iſt Volksurtheil: ſuch' wer ihre Liebe!
Im Kreis der Meinen hoff' ich Troſt zu finden,
Die Tochter wollt' ich in der Eh' beglücken;
Der Tod entführt, wie Sturm den Bräutigam.
Und auch hierin, boshafter Weiſe, nennt
Mich ſchuldig das Gerücht an meiner Tochter
Wittwenſchaft, mich, den unglückſel'gen Vater! —
Wer ſterben mag, heimlich bin ich ſein Mörder:
Beſchleunigt muß ich Fedors Ende haben,
Und meine Schweſter, die Zarin, vergiftet,
Die fromm demüth'ge Nonne — alles ich!
Ich fühl' es, ach! beruh'gen kann uns nichts
Inmitten weltlicher Bekümmerniß,
Nichts, nichts, — als das Gewiſſen wohl allein —
Iſt dies geſund, wohl triumphirt es dann
So über Tück' als ſchwärzeſte Verläumdung.
Doch wenn ſich in daſſelbe nur ein Flecken,
Ein eing'ger nur zufäll'ger Weiſe ſchleicht;
Dann iſt das Unglück da: wie in der Peſt
Brennt er die Seel', erfüllt das Herz mit Gift,
Und wie ein Hammer ſchlägt an's Ohr der Vorwurf,
Und macht uns krank, und dreht den Kopf uns um,
Und vor den Augen ſteh'n dann blut'ge Knaben, ...
Man möcht' entfliehn, und weiß doch nirgends hin —
Entſetzliches Gefühl! Ja, wehe dem,
Dem das Gewiſſen nicht von Sünde rein.

Auch das Mißtrauen, die Falſchheit und der unterknechtiſchen Formen verborgene Ehrgeiz der Bojaren, die ſich jedem Sieger unterwerfen, um ihm treulos zu dienen, ſind ſehr charakteriſtiſch gezeichnet. Dagegen verliert der falſche Dimitij wieder ſehr viel durch das lange Geſpräch, was er mit der polniſchen Marina hält. Aus Liebe zu ihr will er ſie nicht betrügen und geſteht ihr, daß er nur ein entflohener Mönch iſt, worauf ſie ihn mit Verachtung behandelt und ferner nur als Werkzeug ihres eignen Ehrgeizes gebraucht. Es iſt doch gar zu unwahrſcheinlich, daß dem liſtigen Moskowiter, der keck genug iſt, einen Thron zu ſtehlen, eine ſolche Sentimentalität ſeinem Mädchen gegenüber paſſiren ſollte. Endlich läßt uns der Schluß unbefriedigt. Mit der Vergiftung des Boris iſt noch nicht das ganze Trauerſpiel, ſondern nur der eine Akt deſſelben zu Ende und der Dichter hätte nothwendig bis zum Tode des Dimitij voranſchreiten ſollen. Auch hätte ihm das grauſame Schickſal von Boris Tochter Arinia Stoff zu noch bedeutenderen Scenen geben ſollen. Er läßt ſie blos einfach vergiften, aber es iſt bekannt, daß der falſche Dimitij noch mehr that.

Die angehängte kleine Erzählung Maria-Hain von Schukowsky hat eine ſehr gewöhnliche Begebenheit zum Gegenſtande. Ein Mädchen gibt ihren armen Bräutigam auf, um einen reichen zu freien, fühlt ſich aber nicht glücklich, erregt die Eiferſucht ihres Mannes und wird von ihm umgebracht, worauf ihr zurückkehrender erſter Geliebter auf ihrem Grabe empfindſame Thränen vergießt.

12) Cain. Ein Myſterium. Aus dem Engliſchen des Lord Byron. Berlin und Stettin, Nicolai.

In dieſem berühmten Gedicht ſind mehr Zweifel erhoben, als die Theologie bisher gelöſt hat. Die Poeſie eignet ſich auch am beſten, ſolche Zweifel und ſolche Klagen über ihre Unauflöslichkeit auszuſprechen. Wo der Verſtand aufhört, beginnt auf natürliche Weiſe der Schmerz des Gefühls. Daher iſt nichts alberner geweſen, als die Vorwürfe, die man Byron wegen ſeiner gottloſen Zweifel gemacht hat. De Lamartine mit ſeinem frommen Gewäſch gegen den Lord iſt ſo matt wie ein langweiliger Regentag nach einer herrlichen Gewitternacht.

Der Kern der Zweifel iſt in folgendem enthalten:

Cain.

Warum leb ich?
Wie biſt du elend? wie ſind 's alle Dinge?
Selbſt der uns ſchuf, muß, als der Dinge Schöpfer,
Unglücklich ſeyn: Zerſtörung zu erzielen,
Kann ſicher nie der Zweck des Frohen ſeyn.

Mein Vater sagt, daß Er allmächtig sey:
Warum denn gibt es Uebel — da Er gut ist?
Ich fragte das den Vater, und er sprach,
Weil dieses Uebel einzig nur zum Guten
Der Pfad sey. Sonderbar, daß es entstehn muß
Durch seinen Gegner. Neulich ward ein Lamm
Von einer Schlang' gestochen: das verletzte
Lag schäumend auf der Erd', und ruhelos
Erhob die Alte klagendes Gebück.
Mein Vater pflückt' ein Kraut, und legt' es auf
Die Wund; allmählig fand das arme Ding
Sein sorglos Leben wieder, stand und sog
Der Mutter Milch, die zitternd über ihm
Die neubelebten Glieder freudig leckte.
Schau an, mein Sohn, sprach Adam, wie aus Uebel
Das Gut' entspringt!

Lucifer.

Was sprachst du?

Cain.

Gar nichts: denn
Er ist mein Vater; doch ich dacht', es wär'
Ein besser Loos für jenes arme Thier,
Gar nicht gestochen werden, als nun so
Erneuerung des kleinen Lebens kaufen
Mit unerhörtem Schmerz, den man vertreibt
Durch Gegengifte.

Es ist bekannt, daß in den ersten Jahrhunderten des Christenthums, in welchen die gläubigen Seelen, und insbesondere die gebildeten Griechen, einerseits von der römischen Militärdespotie, andererseits von den alles verheerenden Stürmen der Völkerwanderung so arg gedrängt waren, als der Horizont der Zeit völlig verdüstert war und nirgends mehr ein Licht der Hoffnung für diese Welt erschien, auch der Glaube sich verbreitete, daß diese Welt nicht von Gott, sondern nur von einem Engel geschaffen worden sey, von einem Wesen, das man den Demiurg nannte, und dem man ziemlich zweideutige Eigenschaften zuschrieb. Man konnte nicht glauben, daß Gott selbst sich an den Qualen der Menschheit auf Erden weide, man schrieb dies also einem launenhaften Dämon zu. Doch aus seinen Klauen wurde man errettet in die Herrlichkeit Gottes durch den Tod. Diesen lezten Trostgedanken hat Byron nicht vergessen.

Lucifer.

Tod allen Dingen, Ungemach den meisten,
Und Qual und Bitterkeit: das sind die Früchte
Von dem verbot'nen Baum.

Cain.

Allein die Thiere —
Aßen sie auch davon, daß sie nun sterben?

Lucifer.

Eu'r Schöpfer sagt, daß sie für euch entstanden,
Wie ihr für ihn. — Kann wohl ihr Schicksal besser
Als eures seyn? Wär Adam nicht gefallen,
Ja, dann ständ Alles.

Cain.

Ach, die armen Wichte!
Sie theilen meines Vaters Loos, wie wir;
Wie wir, auch ohne Mitgenuß am Apfel;
Wie wir, auch ohne ihn'r erkauftes Wissen!
Es war ein Lügenbaum — wir wissen nichts:
Denn er verhieß uns Wissen, um den Preis
Des Todes zwar — allein was weiß der Mensch?

Lucifer.

Vielleicht führt Tod zur allerhöchsten Kenntniß;
Da er das einz'ge sich're Ding von allen,
So führt er auch zu sich'rem Wissen: deßhalb
Ist wahr der Baum, doch tödtlich.

Ist diese Ansicht nicht sehr gläubig? und was braucht es mehr, um die Zionswächter mit des Lords vermeintlicher Freigeisterei auszusöhnen. Wer hinter dem Vorhang des Todes Gott und die Wahrheit sucht, hat der nicht so viel Glauben, als irgend ein Mensch haben kann?

Bei der Schwierigkeit, Byron gut zu übersetzen, muß man nicht übertriebene Anforderungen machen. Doch ist S. 32 der Ausdruck

Die Seraph' lieben höchst —

undeutsch und steif. Es soll heißen: die Seraphim besitzen die höchste Liebe, so wie die Cherubim das höchste Wissen.

13) The works of the late right honorable Richard Brinsley Sheridan, collected by Thomas Moore, Esq. A new edition complete in one volume. With a biographical sketch. Leipsic, Ernst Fleischer, 1833.

Der liebenswürdige Sheridan erscheint hier in würdiger Gestalt vor uns, nämlich in einer Prachtausgabe in Einem Bande, die aufs neue die Verdienste bewährt, welche sich die Firma Ernst Fleischer, in edelm Wetteifer mit brittischer Solidität und Eleganz, um die deutsche Typographie erworben hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 127. — 16. December 1833.

Schriften über die Homöopathie.

Das eigenthümliche Gepräge unsers Zeitalters spiegelt wohl keine Wissenschaft mit einem so klaren Reflex wieder, als die Arzneikunde. Auch sie ist in eine Periode der Gährung und Läuterung eingetreten, welche die seit Jahrhunderten und Jahrtausenden angehäuften Schlacken ausscheiden und das alte Gebräu verjüngen und veredlen wird.

Solche Uebergangsperioden der Wissenschaften bieten immer ein für die Gegenwart unerfreuliches Bild dar. Die Erhitzung, womit in der Natur die Gährung verknüpft ist, bleibt eben so wenig bei der Wiedergeburt einer Wissenschaft aus. Zwar wird dadurch manches schlummernde Talent geweckt, aber es werden dabei auch die niedrigsten Leidenschaften bis zur Hefe aufgeregt. So mag man sich denn über das Bild innerer Zerrissenheit, das die Medizin in ihrem gegenwärtigen Zustande darstellt, nicht wundern.

Es hat sich, vornämlich in Deutschland, ein Kampf entsponnen, der mehr und mehr Streiter zu den Waffen ruft und allmählich auch die Aerzte der übrigen europäischen Länder zur Theilnahme anregt. Zwei Partheien stehen sich mit einer Erbitterung gegenüber, die auf Seiten der herrschenden Stabilen um so höher sich steigert, als die revolutionäre aus Apostaten besteht, welche die alte Lehre als das Reich der Finsterniß und des Aberglaubens darzustellen sich bemühen und nur in der neuen das Heil der Menschheit zu finden glauben.

Wenn die unterdrückte Parthei schon als solche das Interesse Vieler rege macht, so weiß sie außerdem durch innigeres Zusammenstehen, durch die Anerkenung eines gemeinschaftlichen Führers, durch schonungslose, auch wohl hyperbolische Darstellung der Mängel, welche ihren Gegnern einzeln sowohl als im Ganzen ankleben, durch den Eifer, den sie mit den Jüngern jedes neuen Glaubens gemein hat, geschickt ihre Sache zu fördern und ihre Streitkräfte selbst aus den Reihen der Gegner zu rekrutiren. Sieht man sich im Lager dieser leztern um, so findet man Alles ganz anders; hier heißt es: quot capita, tot sensus; doch lassen sich unter diesem bunten Gemische einzelne Fraktionen erkennen: Ein Theil erkennt die Beschwerden der Apostaten als gegründet an, bezweifelt aber hartnäckig die Zweckmäßigkeit des von ihnen eingeschlagenen Weges, um denselben abzuhelfen. Andere sind mit dem angeerbten Besitze zufrieden, beruhigen sich in der Zuversicht, daß sie damit bis ans Ende ihrer Tage ausreichen, und scheuen sich, nach neuen Gütern zu haschen, um nicht in den Fall des Hundes zu kommen, dem das Fleischstück entfiel, während er den Wiederschein desselben im Wasser erschnappen wollte. Wieder Andere gefallen sich in der gegenwärtigen

Verfassung der Medizin, besonders wenn sie selbst ihr Scherflein dazu beigetragen haben, halten sie im Ganzen für festbegründet und mit unwesentlichen Modifikationen für alle Zeiten tauglich; sie würdigen die Gegner keiner Beachtung und halten deren Ansichten für unverträglich mit dem gesunden Menschenverstande, weil sie in dem Fachwerk der Medizin, wie sie es in ihrem Kopfe von der Universität mitbrachten, kein Plätzchen finden, wo sie jene einregistriren könnten; wüßten sie ein solches, so würden sie es einzuräumen vielleicht nicht anstehen. Diese drei Fraktionen halten sich dem Kampfe der stabilen mit der revolutionären Parthei ferne, wiewohl die zuerst angedeutete nicht selten wider Willen dieser in die Hände arbeitet. Eine vierte endlich hebt den von den Gegnern trotzig hingeworfenen Handschuh auf und bekämpft sie mit Waffen aller Art, kommt aber zu keinem entscheidenden Schlage, weil ihr der Kampfplatz, den sie bestimmt haben, mißfällt. Sie streitet nicht ohne Glück gegen die Theorie der Homöopathie; Hahnemann dagegen und mit ihm seine Jünger sagen: „die Homöopathie dringt darauf, nach dem Erfolge beurtheilt seyn zu wollen“ und verlangen, daß der Streit auf dem Felde der Erfahrung entschieden werde.

So lange die Partheien in diesen Stellungen verschanzt bleiben, ist eine Entscheidung des Kampfes nicht möglich. Die Billigkeit der Forderung Hahnemann's ist nicht zu läugnen, denn seine Beobachtungen können wahr seyn, wenn auch die darauf gebaute Theorie unhaltbar ist. Auf der andern Seite aber muß jeder Unbefangene auch den Gegnern Hahnemann's Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn sie ihn vorerst theoretisch zu bekämpfen suchen und seine Behauptungen nicht gleich am Krankenbette zu prüfen geneigt sind; jeder Kranke wird von seinem Arzte mit Recht erwarten, daß er auf die Behandlung, die er mit ihm einschlägt, selbst Vertrauen setze, und jeder gewissenhafte Arzt wird von dieser Verpflichtung durchdrungen seyn. Wenn nun ein Arzt die homöopathischen Erfahrungen und Theorie mit seinen Ansichten über die Krankheiten und ihre Heilung gar nicht in Einklang zu bringen weiß, so wird er auf homöopathische Kuren nicht eingehen können; denn daß die Berufung auf die Erfahrung ihn nicht gleich zur Aufnahme einer neuen Behandlungsmethode verleiten darf, davon muß er durch die unzweifelhafte Erfahrung überzeugt seyn, daß es auch eine falsche Erfahrung gibt. Zu tadeln ist deßhalb nur, daß die Gegner der Homöopathie sich häufig mit einer oberflächlichen Bekanntschaft mit derselben begnügen, da sie ihr doch bei einer genaueren Kenntniß vielleicht eine Seite abzugewinnen wüßten, die sie zu der sicheren, erfahrungsmäßigen Prüfung aufmuntern könnte.

Dieser Stand der Sache muß Jedem unerfreulich seyn, welcher die Wissenschaft, welche das jus vitae et necis ausübt, in Anspruch nehmen oder in Zukunft ihrer Hülfe zu bedürfen gewärtig seyn muß; und wer gehört nicht zu den Einen oder den Andern? Es muß deßhalb eine Schrift, worin wir die Streitfrage weiter vorrücken sehen, Allen eine angenehme Erscheinung seyn. Eine solche liegt vor uns, sie führt den Titel:

1) Dr. Joh. Heinr. Kopp's Erfahrungen und Bemerkungen bei einer prüfenden Anwendung der Homöopathie am Krankenbette. Frankfurt a. M. 1832. (533 S. 8.)

Der Verfasser ist ein in vorgerücktem Alter stehender Arzt, ausgestattet mit reichen Kenntnissen in der Natur- und Heilkunde, mit einer gediegenen Erfahrung, dem Resultate einer vieljährigen Praxis, mit einer feinen Beobachtungsgabe und einer gesunden nüchternen Urtheilskraft, ein Mann, dessen frühere Schriften einer ausgezeichneten Aufnahme von Seiten seiner Kollegen sich zu erfreuen hatten und dessen praktische Thätigkeit, so viel bekannt, unter seinen Mitbürgern ungetheilte Anerkennung findet. Unbekümmert um die Plänkeleien, welche Andere mit ungeeigneten Waffen gegen die neue Lehre unterhielten, fühlte er die Nothwendigkeit, vorerst den Feind genau kennen zu lernen, ehe er für oder wider ihn sich entscheide.

Während Andere gemächlich in Nachtmütze und Schlafrock gehüllt am Schreibtische ihre scharfgeschnittenen Gänsekiele gegen die Häretiker stumpfschrieben, fing er nach einem gründlichen Studium ihrer Schriften an, nach Hahnemanns Grundsätzen Heilversuche am Krankenbette anzustellen und legt nun die Resultate seiner mehrjährigen Prüfung vor.

Kopp interessirte sich seit einer Reihe von Jahren vorzüglich für specifische Heilmittel, die bei der alten Schule unstreitig zu sehr in Hintergrund treten; im Hinblick auf sie wußte er der Homöopathie so viel Geschmack abzugewinnen, daß er zu Heilversuchen mit derselben sich entschliessen konnte, und daß ihm die oben angedeutete Schranke sich öffnete, die manche, welche über die neue Lehre ins Klare kommen möchten, von der Selbstprüfung am Krankenbette zurückhält. Es verdient deßhalb besondere Beachtung, was er in dieser Beziehung sagt: „Sieht man die Homöopathie von der Seite an, daß sie darauf ausgeht, die specifischen Kräfte der Arzneien zu untersuchen, so muß sie anziehend für jeden Arzt werden. Und die gegebene Ansicht kann sehr wohl angenommen werden, wenn bedacht wird, daß die neue Lehre allerdings eine solche Untersuchung, obwohl ganz eigenthümlicher Art, sey, daß aber nicht die von Hahnemann gelieferte Theorie, sein sogenanntes System,

sondern die ihm zu Grunde liegenden Erfahrungen das Wesentliche der Homöopathie ausmachen. Sofern die Aerzte von jeher specifische Arzneien neben andern anwandten, verfahren sie längst schon homöopathisch. Hahnemann aber bleibt das Verdienst, die Wichtigkeit der specifischen Mittel, mehr hervorgehoben und ihre Wirksamkeit in kleinen Gaben näher gezeigt zu haben. Man kann das homöopathische Verfahren auch die specifische Methode nennen, obgleich die leztere eigentlich ein weiterer Begriff und das erstere nur ein Theil davon ist, indem sich die Homöopathie, was nicht in ihrer Wortbildung liegt, nächst der Specifität der Mittel auch noch höchst kleine Dosen derselben und ihre Anwendung in längeren Zwischenräumen vorbehält." Hiermit bietet sich also ein sonst nicht gehörig hervorgehobener Vereinigungspunkt zwischen der Homöopathie und der sogenannten Allopathie dar, der Manchem eine Befreundung mit der ersten möglich machen wird und bei dessen Beachtung auch die Verschiedenheit in der Bestimmung der Dosen, welche vorzüglich die Zweifelsucht gegen die neue Lehre in Harnisch gebracht hat, minder grell erscheint. Wer mit Kopp die Homöopathie von dieser Seite auffaßt, der wird aufhören, sie für das direkte Widerspiel der alten Schule zu halten.

Die Darstellung der homöopathischen Heilversuche des Verfassers, der sich übrigens dabei nicht sklavisch an die Vorschriften Hahnemanns band, nimmt beinahe hundert Seiten des Buches ein. Er führt uns eine lange Reihe von Krankheitsformen vor, berichtet bei jeder seine Erfahrungen über die Wirkungen der homöopathischen Behandlung und streut zur genaueren Beleuchtung derselben häufig einzelne gut skizzirte Krankengeschichten ein. Dieses der neuen Lehre ausgestellte Prüfungszeugniß enthält zwar nach den verschiedenen Fächern sehr ungleiche Prädikate, im Allgemeinen aber ist das Zeugniß nichts weniger als ungünstig. In vielen Krankheitsfällen sah Kopp ausgezeichnet glückliche Erfolge von der homöopathischen Behandlung, so namentlich im Anfange von hitzigen Krankheiten, wo die Form sich noch nicht entwickelt hat, bloß erst Frost, Angegriffenheit des Kopfes, Mattigkeit, Verstimmtheit u. s. w. eingetreten sind, wo ein vorsichtiger Arzt der herrschenden Schule temporisirt, so ferner bei Luströhrenentzündungen und Brustfellentzündungen, bei chronischer Heiserkeit, Gelbsucht, Nervenkopfweh u. s. w. Dagegen schildert er aber auch, wie selten er bei Wechselfiebern, Wassersucht, eingewurzelten Rheumatismen u. s. w. mit homöopathischen Mitteln zum Ziel gelangte. Diese Beobachtungen eines Arztes, der weit entfernt ist, ein unbedingter Anhänger der neuen Lehre zu seyn, und der sich der Aufgabe, eine Prüfung derselben vorzunehmen, so sehr gewachsen zeigt, dürften Jeden, der die homöopathischen Heilungen für lauter Phantome hielt, geneigt machen, dieser Ansicht zu entsagen. Eben deßhalb ist der Koppschen Schrift eine wichtige Bedeutung nicht abzustreiten; sie muß die sich schroff gegenüber stehenden Partheien einander nähern und eine künftige Vereinigung vorbereiten.

Dieselbe ruhige Unpartheilichkeit, die sich in den Beobachtungen des Verfassers ausspricht, zeigt er in der Erörterung der Hahnemann'schen Theorie, deren Sätze er stets mit gewichtigen Gründen theils anerkennt, theils berichtigt oder bekämpft. Auf diese näher einzugehen, ist hier der Ort nicht; jeden Leser aber wird nach dem Vorangehenden das interessiren, was Kopp über die Bedeutung und den Werth der Homöopathie im Allgemeinen sagt:

„Die Homöopathie leidet an demselben Gebrechen, in das die Systeme, Epoche machenden Ansichten und Methoden der Heilkunst gewöhnlich verfielen, an Uebertreibung. Bei den Wahrheiten, welche in ihnen lagen, wurde doch das Ziel im Laufe und Feuereifer übereilt, nachher erst mit Rückschritten getroffen und die richtige Wage gehalten. Die Uebertreiber sagen: nach diesen Grundsätzen sind alle Krankheiten zu heilen. In einseitiger Betrachtung verachten sie nun Alles, was nicht nach ihrer Schule schmeckt, und werden dadurch zu unduldsamen Sektirern."

„Die Ueberschätzung von einzelnen Kurmethoden hat schon viel Schaden gebracht; erstens direkt, indem die Methode zu häufig und in Fällen, wo sie nicht paßte, angewandt wurde, und zweitens, daß sie hierdurch in Mißkredit gerieth und ihr übler Ruf Veranlassung gab, sie da, wo sie eine sehr angemessene Stelle gefunden hätte, nicht zuzulassen."

„Die Einseitigkeiten, welche so oft in die Meinungen von Aerzten übergetragen werden, finden häufig ihre Anregung in früheren, durch diese Aerzte bewirkten glücklichen Kuren, oder in besonders merkwürdigen, in ihrem praktischen Bereiche vorgekommenen Fällen. Es geben dann solche Ereignisse bei manchen Aerzten für immer dem Urtheile eine eigene Richtung oder Schattirung und lassen sie stets in einiger Befangenheit. Auf diesem Boden wuchern nun die Lieblingsideen für Pathogenie und Therapie."

„Auch das homöopathische System wird, wie jedes System in der Heilkunde, verscheiden. Nur durchlauft es erst seine Lebensperioden gleich allen früheren. Es entsteht, gewinnt an Verbreitung, befindet sich auf dem Gipfel seines Emporstrebens, büßt beim Hervortreten neuerer, Aufsehen erregender Untersuchungen und Ideen allmählich im Anhange ein, der Geschmack daran verliert sich, es veraltet und verschwindet endlich, um in der Geschichte der Medizin eine Stelle einzunehmen. Nur die

Thatsachen in der Homöopathie bleiben für immer. Die Erscheinungen in der kranken Natur und die Kunst, sie zu heilen, lassen sich nicht dauerhaft in das geregelte Fachwerk einordnen, wie es sich die Systematiker denken. Wenn das Gebäude noch so scharfsinnig, versprechend und einladend aufgeführt ist, so reißen Zeit und Gegner die ursprünglich schwachen Theile bald heraus, das Ganze fällt zusammen und zerstäubt, felsenfeste Bruchstücke der Wahrheit und Erfahrung, als nützliche Denkmale des Vergangenen, zurücklassend.

„Hahnemann gründet auf wahre Beobachtungen, sichere Thatsachen und Entdeckungen, welche er gemacht und gefunden hat, die aber doch nur einzeln im weiten Gebiete der Heilkunde stehen und es noch lange nicht erfüllen, ganz allgemeine Behauptungen und Sätze und gibt dadurch zahllose Blößen. Daß faktisch kein Homöopath ohne allopathische Einmischung praktizirt, spricht schon gegen die behauptete Allgemeinheit der Hahnemann'schen Methode."

„Die Systeme der Medizin sind aber gewöhnlich deßhalb mißglückt, weil sie nur eine Seite der kranken Natur besonders in Anspruch nahmen und die anderen Seiten vernachläßigten. Hierdurch legten sie den Grund zum dereinstigen Verfalle."

„Die Homöopathie hat ihre schwächsten Punkte da, wo sie System der Heilkunde werden will, ihre stärksten in den durch sie erlangten gewissen und reinen Erfahrungssätzen."

Die edle, durch das Geschrei der Faktionen unerschütterte Unpartheilichkeit unseres Verfassers äußert sich am auffallendsten in seinem Urtheile über den Stifter und Meister der neuen Lehre selbst:

„Wer unbefangen, sagt er, Hahnemann's Wirken von seinem ersten Auftreten als Schriftsteller, als Lehrer, Urheber und Meister einer eignen Schule bis jezt kritisch gefolgt ist, kann den genialen Untersuchungssinn, die spekulative Originalität und die mächtige Geisteskraft dieses Mannes nicht verkennen. Mit hohem Talent, bewährter Menschenkenntniß und Klugheit, vieljährig gesammelter Gelehrsamkeit und seltner Ausdauer sucht er muthvoll seine kühnen Plane auszuführen. Ueberall läßt er den experimentirenden Beobachter, den in früheren Zeiten eifrig und fleißig gewesenen Arbeiter im Gebiete der Chemie erkennen. Unvergänglich sind gewiß seine Verdienste um die nähere Wissenschaft von den specifischen Arzneikräften und von der Größe der Empfindlichkeit des menschlichen Organismus für sie."

„Hahnemann hat das Selbstanpreisen seiner medizinischen Grundsätze und Verfahrungsweise mit andern Systematikern älterer und neuerer Zeit gemein. Die übrigen Aerzte, welche nicht nach seinem Sinne geschrieben und gehandelt haben, bemüht er sich als Betrüger oder Geistesbeschränkte darzustellen. Wie er aber die wohlthätige Wirkung, welche sein homöopathisches Einschreiten für die Heilkunst gehabt habe, überschäzt, so übertreibt er auch in einem hohen Grade die Mängel und Schwächen der herrschenden Medizin. Nur er und seine befangensten Anhänger können dabei das von ihnen so oft mit Selbstgefälligkeit und Ruhmredigkeit ausgesprochene Verhältniß erkennen, daß es in der Heilkunde Nacht gewesen sey, und seine neue Lehre erst durch das Aufstecken der Fackel der Wahrheit dieses Chaos erleuchtet und geordnet habe."

Noch einen in der vorliegenden Schrift zur Sprache gebrachten Punkt hat Referent zu berühren, da er einen Vorwurf betrifft, den auch er durch die Veröffentlichung dieser Blätter auf sich ladet. Kopp tadelt es, daß die Homöopathen, um ihrer Methode gute Aufnahme zu verschaffen, sie zur Volkssache zu machen sich bemühten, sie in Blättern des großen Publikums, besonders im allgemeinen Anzeiger der Deutschen, verhandelten u. s. w. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die große Masse — auch mit Einschluß der Gebildeten — in medizinischen Angelegenheiten sich eben so leicht Sand in die Augen streuen läßt, als in religiösen, und daß sie deßhalb ein höchstunpassender Schiedsrichter über die Homöopathie wäre. Man schiebt aber doch wohl den Anhängern derselben eine falsche Intention unter, wenn man dieses als die Absicht ihres öffentlichen Verfahrens ansieht. Die Mehrzahl der Aerzte von der alten Schule betrachteten die Homöopathie eigentlich wie etwas Nichtexistirendes, sie ignoriren sie völlig; weit entfernt, sich mit ihren Hauptquellen bekannt zu machen, kennen sie sie höchstens aus einigen Streitschriften; sie gleichen dem Vogel Strauß, der sich vor seinen Verfolgern gesichert wähnt, wenn er seinen Kopf in den Sand steckt. Diesem Stande der Dinge wollen die Homöopathen im Vertrauen auf ihre Sache ein Ende gemacht wissen; und da man ihnen selbst kein Gehör schenkt, so benützen sie den Hebel der öffentlichen Meinung, um ihr wenigstens eine Anerkennung ihres faktischen Bestehens zu verschaffen; die Anerkennung des de jure, denken sie, komme dann von selbst hinterdrein, sie wollen durch die Vermittlung des Publikums, dem allerdings daran liegen muß, daß die Erörterung von Fragen, welche seine Gesundheit und sein Leben betreffen, nicht auf die lange Bank geschoben werde, erzwingen, daß man ihre Lehre wenigstens selbstständig prüfe und nicht bloß durch die Brille eines Simon und A. flüchtig beguckt.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — № 128. — 18. December 1833.

Schriften über die Homöopathie.

(Fortsetzung.)

Daß auf diesem Wege etwas auszurichten sey, haben sie schon erfahren; unter ihnen selbst zählen die Homöopathen da und dort einen, der durch Laien zum Studium ihrer Lehre hingeführt wurde. So wurde der homöopathische Leibarzt der Herzogin von Lucca, Dr. A. Schmit, von einem homöopathisch geheilten Kaufmann aus Prag zuerst auf die Lehre Hahnemann's aufmerksam gemacht. „Ich habe mich geschämt, erzählte er dem Verfasser der Schrift, zu der wir gleich übergehen werden, daß ich mit dem Kaufmann über die Homöopathie nicht sprechen konnte, und nahm mir vor, sie zu studiren."

2) Skizzen aus der Mappe eines reisenden Homöopathen. Zum Drucke befördert von L. Griesselich, M. Dr. Karlsruhe 1832. (165 Seiten gr. 8.)

Wenn uns die vorige Schrift als der Krystallisationspunkt eines sich bildenden medizinischen Juste Milieu, dem wohl am Ende der Sieg zufallen dürfte, erscheint, so werden wir dagegen in dieser mitten unter die revolutionäre Parthei versezt. An der Stelle des ruhigen bejahrten Kopp, der Jedem Recht zu lassen sich bestrebt, begegnen wir hier in der Person des Verf. einem jugendlichen talentvollen Geiste, der seine Rechnung mit der alten Lehre abgeschlossen und mit feurigem — doch nicht blindem — Eifer der neuen sich in die Arme geworfen hat, der mit einem gemischten Gefühl von Wehmuth und Groll auf seinen früheren Glauben, in dem er keinen Trost fand, so wie auf seine früheren Glaubensbrüder zurücksieht und beide mit bitterem Witz und den beissendsten Sarkasmen, die den Leser nicht selten an Börne erinnern, geisselt, dessen Bekanntschaft zu machen jedoch keinen vorurtheilsfreien Arzt gereuen dürfte, da solche Männer vonnöthen sind, wenn das Kehricht, das in der Medizin sich aufgehäuft, endlich wirklich für das, was es ist, allgemeiner erkannt werden soll. Die alte Erfahrung: Veritas odium parit wird sich übrigens auch an ihm bewähren; möge ihm die Begeisterung für das, was er als wahr erkannt hat, und der würdige Charakter, den Referent bei ihm vorauszusetzen geneigt ist, Ersaz geben für die Bitterkeiten, die nicht ausbleiben werden.

Die nächste Veranlassung dieser Schrift war die Absicht des Verfassers, einen Bericht über seine Rundreise bei den Jüngern der Homöopathie, die er nach seinem Uebergang zu dieser durch Deutschland machte,

zu liefern. Als Einleitung hiezu aber schickt der Verfasser einen Abschnitt: „Wie der Reisende zur Homöopathie gekommen“ voraus. Dieser Theil der Schrift ist eben so durch die schneidenden Urtheile über die herrschende Medizin, deren Blößen rücksichtslos zur Schau gestellt werden, als in psychologischer Beziehung interessant, indem er uns einen Blick in die innere Entwicklungsgeschichte des Verfassers aufschließt.

Der Verfasser schildert uns, wie sein medizinischer Skepticismus schon, als er noch die Hörsäle der Professoren besuchte, zu keimen anfing, wie derselbe allmählich, vornehmlich nach seinem Eintritt in die praktische Laufbahn, sich mehr und mehr entfaltete und tiefere Wurzeln schlug und ihm endlich am Krankenbette seines eigenen Kindes in der schrecklichsten Entwicklung entgegen trat. „Mit leerer Hand stand er da, wie er selbst sagt, ärmer als der Bettler mit trockner Brodrinde. Was er an Andern zweifelnd versucht hatte, sah er an seinem kranken Kinde angewendet. Die Folter ist unbeschreiblich, kein Zutrauen zu haben und doch keinen Strohhalm zu besitzen, an dem man sich halten kann, dieses Umherirren, dieses Haschen nach allem irgend einmal hülfreich Gewesenen mit dem ewigen Ausrufe — es kann nicht hülfreich seyn. Da war es ihm ein leichtes, auch noch den lezten Rest seiner Anhänglichkeit an eine Kunst wegzuwerfen, von deren Gesammtheit er sich längst getrennt hatte. — Mit wahrem Eifer ergriff er jezt die Homöopathie (in deren Studium er schon früher Trost zu finden gehofft hatte, die ihm jedoch in hohem Grade lächerlich erschienen war, wenn gleich er in Hahnemann's Organon viel Wahres und in seinem Innersten Widerhallendes gefunden hatte), als er von einem Laien, der sie an sich heilsam erprobt hatte, auf sie wieder aufmerksam gemacht wurde. Mit Begierde las er, was Philalethes im (homöopathischen) Archive spricht, und es war ihm dabei, als wenn er es gewesen wäre, der diese ganze Wanderung des Zweifels durchgemacht und beschrieben hätte. Mit dem, was Philalethes über die alte Schule spricht, war er wohl einverstanden, aber sein Skepticismus nagte gleich an dem Neuen und an dem Eifer, mit dem er das neue Studium betrieb, daher erlangte der Eifer nicht die Stufe des blinden Enthusiasmus. Es war zwar nichts mehr vom Alten wegzuwerfen, es war nur Ersatz für das Alte nöthig. Nur sein Skepticismus ist der alte geblieben, und der soll ihm den Weg weisen. Es handelte sich um nichts Weiteres mehr, als die Ueberzeugung von der Wirksamkeit kleiner Gaben zu bekommen, und das konnte nur auf dem Versuchswege erfahren werden. Zuweilen mußte er sich freilich noch ein wenig zusammennehmen und über sich selbst lachen, wenn er von der wunderbaren Wirkung der unendlich kleinen Gaben las, am meisten lachte er aber über sich selbst, als er selbst zu versuchen begann. Da wäre er beinahe untreu geworden. Aber er besiegte sich selbst und riskirte den Versuch, er hat es nicht bereut, der innern Stimme, die ihn zur Probe aufforderte, gefolgt zu seyn.“

Wer diesen Abschnitt mit Aufmerksamkeit durchliest, wird dem Verfasser wenigstens eine innige Theilnahme nicht versagen, wenn er ihn auch für einen Verirrten halten sollte; in keiner Wissenschaft kann ein entschiedener Skepticismus so peinigend seyn für den sie Ausübenden, als in der Medizin. Es ist der Geier, der die immer wieder wachsende Leber des gefesselten Prometheus stets von Neuem frißt.

Es gibt der Aerzte und Laien gar manche, denen Homöopath und Narr ziemlich gleichbedeutende Worte sind. Wenn diese durch den ersten Abschnitt der Schrift nicht schon übersättigt sind und dem Verfasser auch noch durch den zweiten (Reisenotizen) zu folgen belieben, so mag es ihnen etwa wie eine Wanderung durch Bedlam vorkommen; ihr Führer erinnert an die bekannte Anekdote, sie würden ihn schwerlich für einen Leidensgenossen der übrigen Bewohner des Hauses halten, wenn er sich nicht selbst für den Apostel Paulus oder Thomas ausgeben würde. Bekanntlich haben Geisteskranke in Dingen, welche in irgend einer Beziehung zu ihren fixen Ideen stehen, oft überraschend gute Gedanken, die einem Andern nicht alle Tage kommen; vielleicht ernten deßhalb Obengenannte bei dieser Wanderung wider Erwarten doch einige brauchbare Ideen, die ihnen für den Zeitverlust Ersatz leisten. Mindestens werden sie, wie Polonius von Hamlet's Wahnsinn, gestehen müssen: Ist dieß schon Tollheit, hat es doch Methode.

Die Reise führte den Verfasser nach Hanau, Gotha, Naumburg, Köthen, Berlin, Leipzig, Dresden, Prag, Wien, Salzburg und München. Ueberall sucht er homöopathische Aerzte auf, um sie über ihre Erfahrungen auszuholen und überhaupt die Homöopathie betreffende Notizen zu sammeln.

Wir eilen mit dem Verfasser nach Köthen, um den Stifter der neuen Lehre kennen zu lernen, da er denn doch, man mag sein Werk betrachten wie man will, jedenfalls ein merkwürdiger Mann ist und bleibt. Der Verfasser gibt uns folgende lebendige Schilderung von ihm: „Hahnemann, jezt in einem Alter von 77 Jahren, verräth in seinem ganzen Thun das Feuer eines jugendlichen Mannes. Dem Körper sähe man keine Spur des hohen Alters an, wenn nicht weiße Locken die Schläfe umwallten und die Zeit dem Schädel wider Willen die Tonsur, versteckt unter einem kleinen Käppchen, auferlegt hätte. Klein und untersezt von Gestalt,

ist Hahnemann lebendig und rasch; jede Bewegung ist Leben. Die Augen verrathen den Forscher; aus ihnen sprüht Jugendfeuer; die Gesichtszüge sind scharf, belebt. Wie dem Körper das Alter fremd zu seyn scheint, so dem Geiste auch. Die Sprache ist feurig, fließend; oft wälzt sie sich in einem Lavastrom gegen die Hasser und Verfolger, nicht seiner Person (davon hat er Nichts erwähnt), sondern der Wahrheiten, zu deren Prüfung er, der Menschheit wegen, seit Jahrzehnden auffordert. Das Gedächtniß erscheint in dem ungetrübtesten Zustande; nach langen Zwischenreden fährt er fort, wo er früher stehen geblieben ist. Wenn er recht warm wird, was leicht geschieht, sey es über Freund oder Feind, oder über Gegenstände der Wissenschaft, so sprudeln die Worte unaufhaltsam heraus, die Mienen werden ungewöhnlich belebt, und auf dem Gesichte lagert sich ein Ausdruck, den der Reisende im Stillen bewunderte. Schweiß bedeckt dann die hohe Stirne, das Käppchen muß gelüpft und das Haupt mit dem Tuche gekühlt werden; die große Pfeife, die treue Tagesgefährtin, ist während dem sogar ausgegangen und findet dann an dem daneben stehenden, den ganzen Tag brennenden Wachsstock frische Nahrung. Das Weißbier darf aber nicht vergessen werden! An dieses süßliche Getränk scheint sich der Greis so gewöhnt zu haben, daß es, in einem großen bedeckten Glase, immer auf seinem Tische Platz findet. Auch über Tische genießt Hahnemann dieses dem Süddeutschen ungewohnte Bier. Wein trinkt er nicht; seine Lebensart ist überhaupt sehr einfach, nüchtern, patriarchalisch."

„Hahnemann's Gespräche haben meistens etwas Polemisches. Der Reisende hat über diese Polemik verschiedene Urtheile gehört, enthält sich aber, selbst ein solches zu fällen, indem er der Meinung ist, Hahnemann werde wissen, ob und was er durch seine Polemik nütze oder nicht. Man irrt aber sehr, wenn man glaubt, sie erstrecke sich nur auf die „rationelle" Medizin; im Gegentheil! sie dehnt sich auf die Homöopathie aus. Mit der Handlungsweise selbst ihm Naheſtehender ist er nicht ganz einverstanden; vorzüglich wünscht er mehr Uebereinstimmung in der Verfolgung des Zieles. Gerade durch diese Uebereinstimmung müßten die Homöopathen sich vor den Allöopathen auszeichnen, um diesen keine neuen Waffen in die Hände zu liefern. Dabei tadelte er das hie und da auftauchende Suchen nach aprioriſchen Erklärereien und die ein Bischen einreissende Buchmacherei, er gab jedoch offen zu verstehen, daß er Jedem freien Spielraum gönne, wenn er sich auf dem Felde der Erfahrung herumtreibe, mangelhafte Erfahrungen, die seinigen nicht ausgenommen, berichtige und ergänze, sie aber nicht durch bloße Vermuthungen zu widerlegen oder zu untergraben suche. Er verweist also Jeden auf naturgetreue Beobachtung und ist weit davon entfernt, über die ihm Folgenden eine Despotie zu verhängen, welche jede andere Ansicht verbannt. Der Reisende hat Manches über die Lücken der Homöopathie von Hahnemann gehört; er hat auch Bekenntnisse über fehlgeschlagene Heilungen vernommen."

Neben der Schilderung Hahnemanns interessiren uns die Reisenotizen zunächst durch die Nachrichten, die sie uns über die Ausbreitung der Homöopathie geben; trotz der mannichfachen Hindernisse, welche ihr in den Weg gelegt werden, ist die Zahl ihrer Anhänger doch in stetiger Zunahme begriffen. Wir finden manche bedeutendere Städte reichlich mit Homöopathen versehen, namentlich Leipzig, Dresden, Wien; wir erfahren, daß sogar schon in Surinam ein homöopathischer Arzt Eingang gefunden hat. An einigen Orten finden wir eigene homöopathische Apotheken, an andern unterziehen sich wenigstens einzelne Apotheker pünktlich den homöopathischen Vorschriften. In Rußland, Frankreich und England wird man auf die neue Lehre aufmerksam, in Ungarn verbreitet sie sich rasch, in Italien findet sie gleichfalls Anhänger, wenn gleich die Hemmung des literarischen Verkehrs ihr störend in den Weg tritt, in Lucca wird ein eigenes homöopathisches Krankenhaus eröffnet, in Neapel haben sich neuerlich mehrere Aerzte, worunter auch der königl. Leibarzt de Horatiis, an die Homöopathie gemacht. „Sonderbar, sagt unser Reisender, daß die Aerzte einer Armee, welche den neapolitanischen Schwindel, genannt Carbonarismus, vertilgen sollte, den Keim zur Reform der Medizin in Italien gelegt hat! Eine politische Revolution wurde unterdrückt und eine literarische eingeleitet!"

Oesterreich gibt dem Verfasser reichliche Gelegenheit, seinen Klagen über die Verfolgung der neuen Lehre Luft zu machen. In Prag hört er, daß Dr. Schaller interessante Beobachtungen gemacht habe, sie aber im Schreibpulte zurückhalten müsse. „Der homöopathische Arzt, sagt er, ist überall einer Menge Plackereien ausgesetzt, am meisten aber in Oesterreich, wo er, wenn ihm ein Kranker stirbt, jeden Augenblick riskirt, in Untersuchung genommen zu werden. Der Reisende hat von solchen Untersuchungen gehört. Hufeland erzählt, ein großer Monarch sey von einem homöopathischen Arzte um Protektion der Homöopathie in seinen Staaten gebeten worden. „Heilen Sie nur recht viele Kranke, sey die Antwort gewesen, und Ihre neue Methode bedarf meiner Protektion nicht." Aber was machen, wenn der Methode von den Beamten eine Menge Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden? wenn z. B. in Oesterreich die Protomedici als Censoren vollkommene Macht haben, der Bekanntmachung und Förderung jeder Methode den Garaus zu machen und etwa nur das passiren zu lassen, was ihren Ansichten genehm ist? wenn Staatsrath Rehmann in Petersburg die Berichte der homöopathischen Aerzte (über die Behandlung der Cholera) an den

Kaiser unterschlägt, wo soll geklagt werden? Der Reisende will die harten Worte nicht vertheidigen, mit welchen einige Homöopathen auftreten zu müssen glaubten, sie wurden oft durch maaßlosen Schimpf der Gegner hervorgerufen, aber die unpartheiische Geschichte der Wissenschaft wird richten, in welche Kategorie die Vertilgungsmittel gehören, womit man gegen Hahnemanns Lehre ins Feld rückte."

(Der Beschluß folgt.)

Taschenbücher auf 1834.

Huldigung der Frauen.

Der Patriarch der Ludlamshöhle, der liebenswürdige Anakreon Wiens, Herr Castelli, hat hier unter dem Namen eines Frauenspiegels eine Sammlung artiger Sentenzen und zum Theil Epigramme mitgetheilt, welche beweisen, daß er von der Huldigung der Frauen Natur, Wahrheit und Scherz nicht ausschließt, während die meisten poetischen Frauenlobe unsrer Zeit bloß in faden sentimentalen Phrasen die Frauen zu luftig verschwebenden Idealen machen. Er sagt z. B.:

Das Geheimniß, das Frauen am besten bewahren,
Ist jenes von ihren Lebensjahren.

Die Liebhaber müßt ihr stets so behandeln,
Daß sie sich später in Freunde verwandeln.

Schönheit und Geist
Jedermann bei Frauen preist,
Doch müssen sie nützen diese Gaben,
Ohne zu wissen, daß sie sie haben.

Ein gutes Weib und ein gutes Buch
Wirken bei Männern Gutes genug,
Drum sollten diese bei Büchern und Frauen
Nicht so viel auf den Einband schauen.

Das Herz des Mannes wünscht Veränderung,
Das Herz der Frau wünscht Beschäftigung.

Unter den Erzählungen ist die erste „der Geisterbanner von Kruse" in dessen bekannter Manier, die sich besonders in Kriminal-Geschichten und magnetisch-geisterblassen oder ahnungsgrauen Erzählungen gefällt. Von verwandter Art sind auch die Erzählungen „die Todtenwürfel von Meynert" und die beiden Mährchen „der untreue Schweizer von Ludwig Reland" und der „arme Fischer von Andr. Schumacher."

Unter den Gedichten zeichnen sich die von Manfred, Braun von Braunthal, Anastasius Grün und insbesondere das schöne Gemälde „der Abend nach morgenländischen Dichtern von Joseph von Hammer" aus, dessen Schluß also lautet:

Grüne Funken des Quells des ewig verjüngenden Lebens
Schießen von Blatt zu Blatt leuchtend im Dunkeln herum
Als Glühwürmer das dunkele Grüne mit hellem beleuchtend
Aus der Hoffnungswelt jeder ein grünender Stern.
Unstät irren herum die Sterne der irdischen Hoffnung
Während mit stätem Schritt gehet dort oben der Stern.
Sterne und Sternensysteme, sie wandeln in ruhiger Klarheit
Unverwendeten Laufs alle nach einzigem Ziel.
Tausendangig schaut der Himmel herab auf die Erde
„Könnt' ich" rief Ferhad, „also beschauen Schirin!"
Rief's am Abend und schmelzte die Gluthen brennender Sehnsucht
Aus dem Bilde der Brust in die Gebilde des Steins.
Seine Schwermuth wächst mit dem wachsenden Schatten des Abends
Und er grollet der Welt die von Schirin ihn getrennt.
Wieder schaut er empor und wähnt in dem Sterne des Abends
Seiner Freundin Aug strahlend vom Lichte zu seh'n.
„Welt!" — so ruft er aus „nun sind wir wieder versöhnet.
„Grollen kann ich nicht seit ich Ihr Auge geseh'n!" —
Blickt zum Sterne des Abends um euch mit dem Tag zu versöhnen
Was der Tag entzweit wird durch den Abend vereint.
Dorten tönt Anahid die Harmonie'n der Gestirne,
Und im Lichteinklang stimmet zusammen die Welt.
In dem Sterne des Augs thront so die Seele des Menschen
Und der Blick vereint, was sich in Worten entzweit.
Zwischen Tag und Nacht, bist du der Vermittler, Abend
Dein Halbdunkel liegt, zwischen dem Schatten und Licht.
Eine Welt liegt zwischen der Welt der Geister und Körper
Welche das Abendland Plato gelehret zuerst.
Welt der Ideale, der ewig bestehenden Formen,
Als Vermittlerin zwischen dem Körper und Geist
Wie die Welt von Ideen die Körper und Geister vermittelt,
So vermittelt der Schlaf Reiche des Lebens und Tods.
Komm o süßer Schlaf mit mohnbeträuftem Gefieder,
Komm als Vogel des Glücks, setz' dich mir itzt auf das Haupt.
Daß ich so eher erwach': und durch die Töne der Leier
Durch Betrachtungen rufe ins Leben die Nacht.
Diese und jene Welt vermittle mir itzo im Träumen
Zukunft und Gegenwart durch den prophetischen Traum.

Die Kupfer, größtentheils weibliche Porträts, sind von verschiedenem Gehalt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 129. — 20. December 1833.

Schriften über die Homöopathie.

(Beschluß.)

„Am besten wäre es, man veranstaltete eine Bartholomäusnacht, eine sicilianische Vesper, oder — so gewönne das Ding ein glimpflicheres Ansehen — man infibulirte die Leute à la Weinhold und legte jedem Studenten das große Universitätssiegel an, damit keine medizinisch-revolutionären Gedanken Ein- und Ausgang fänden. Die österreichischen Homöopathen können nur handeln und dies zwar vorsichtig; sie sind in ecclesia pressa, so lange die Allöopathie das Recht hat, allein selig zu machen und die Apokalypse zu erklären, wobei die Natur so oft nicht gefragt wird."

Ungeachtet dieser ungünstigen Umstände kommt aber den Angaben des Verfassers zufolge die Homöopathie in Oesterreich doch in Aufnahme, namentlich soll sie unter den Militärärzten Oesterreichs sehr verbreitet seyn; „jedoch betreiben sie Studium und Praxis nur sehr heimlich. Der Reisende hat sogar von Einem erfahren, welcher seine homöopathischen Bücher im Bette verborgen hielt. Die Kommandirenden in Garnisonen unterstützen häufig die Praxis, wovon dem Reisenden schöne Beispiele zu Ohren gekommen sind. Aber es muß doch ein eigenes Verfahren bei dieser Praxis beobachtet werden, sonst könnten bei der Inspektion des Hospitals durch einen allöopathischen Stabsarzt Unannehmlichkeiten entstehen. Bei Consilien, wo kein Militärarzt von dem andern wußte, daß er Homöopath sey und es Jeder dem Andern anfangs zu verbergen suchte, soll es schon drollige Erkennungsscenen gegeben haben. Selbst der Dirigent des k. k. Militärmedizinalwesens, Herr Oberstfeldstabsarzt Dr. Isfordings soll früher der Homöopathie nicht abgeneigt gewesen seyn, aber Herr v. Stifft, erster Arzt in Oesterreich — —!"

„Was es in Oesterreich, sagt der Verfasser an einer andern Stelle mit dem Verbote der Homöopathie zu bedeuten habe, wird in Wien am klarsten. Die angesehensten Staatsbeamten, der hohe Adel, die reichsten Leute bedienen sich dieser „verbotenen" Methode, und selbst die Gemahlin des Fürsten Metternich hat den Dr. Marenzeller zu ihrem Arzte gewählt. Selbst ein Mitglied der kaiserlichen Familie hat geäußert, wenn es von der Cholera befallen werden sollte, dürfe nur homöopathische Hülfe geleistet werden." — „Marenzeller's Heilungen haben schon vor längerer Zeit großes Aufsehen erregt; daher sollten auf Befehl Sr. Maj. des Kaisers (so viel Ref. sich erinnert, war es im Jahre 1828) in einem Hospitale zu Wien binnen drei Monaten genaue protokollirte Versuche von ihm angestellt werden, um zu einem bestimmten Resultate zu gelangen. Allein sie wurden bekanntlich lange vor der Zeit unterdrückt, weil der

Augenschein lehrte, daß die Methode leiste, was sie verspreche. Diese ganze Geschichte hat den Schleier von den Menschen völlig weggezogen, welche um ihretwillen einer Sache nicht hold sind, die der Gesammtheit wegen die allgemeinste Unterstützung dem Staate zur Pflicht macht."

Referent weiß nicht, ob alle diese Anklagen, deren das Buch noch mehrere enthält, ihre vollkommene Richtigkeit haben, glaubt aber Recht zu haben, wenn er, da sie einmal öffentlich zur Sprache gebracht sind, zu ihrer weiteren Bekanntmachung beiträgt, damit sie widerlegt werden, falls sie unrichtig sind, und wenn sie wahr sind, endlich in Erwägung gezogen werde, daß auf diesem Wege die Streitsache nicht beigelegt werden könne und man von Retorsionsmaaßregeln abstehen müsse, die eben so lächerlich, als die Wissenschaft herabwürdigend sind. In einer Wissenschaft ist keine Acht zulässig, doppelt unzulässig ist sie, wenn nicht einmal ein genügender Rechtsprozeß hervorgegangen ist, und in einer Wissenschaft, die, wie keine andre, mit reinsten Händen gepflegt seyn will.

Anders fand der Reisende die Verhältnisse in Baiern, wo der gegenwärtige Minister des Innern sich speciell für die Homöopathie interessirt, übrigens die Zahl der homöopathischen Aerzte gering zu seyn scheint. Dr. Roth hält in München Vorlesungen über die Homöopathie.

In Preußen hat die Homöopathie wenig Eingang gefunden. „Unter den Hunderten von Aerzten, welche für die Gesundheit der großen Königstadt sorgen, ist nur ein einziger Homöopath, Medizinalrath Dr. Stüler. Ueber die Ursachen dieser Homöopathenseltenheit kann der Reisende keine Auskunft geben; es müßte denn seyn, daß der Druck noch nicht groß genug sey, um einen gehörigen Eindruck zu machen. Vielleicht thut das neueste Edikt Genügenderes."

Besonderes Interesse erregt die Notiz über Dr. Lux in Leipzig, der früher Vorträge über Thierheilkunde daselbst hielt und als Schriftsteller bekannt ist. Dem Verfasser zufolge übt er nun seit einigen Jahren die Veterinärpraxis ausschließlich nach homöopathischen Grundsätzen. Dr. Lux soll in seinem Fache sehr interessante Erfahrungen gemacht haben und im Begriff stehen, sie in einer eigenen Schrift bekannt zu machen. Man hört häufig die Wirksamkeit der homöopathischen Kuren, da man sich von der Wirksamkeit der unendlich kleinen Dosen der Arzneimittel nicht überzeugen kann, der Wirkung der strengen Diät und dem Einflusse der Einbildungskraft zuschreiben; mit einer Nachweisung von guten Erfolgen der homöopathischen Behandlung bei Thieren muß aber dieses Bollwerk der Gegner der neuen Lehre zusammenfallen.

Beachtungswerth ist die Bemerkung, wozu die Reisenotizen des Verfassers dem Leser Veranlassung geben, daß nämlich manche ältere Aerzte, welche lange Zeit nach den Grundsätzen der herrschenden Medizin praktizirten, neuerlich der Homöopathie sich zugewendet haben. Wir nennen nur Widnmann in München, weil dessen Uebergang auch in andrer Beziehung auffallend ist. „Obermedizinalrath Dr. Widnmann, ein bejahrter Arzt, heilt homöopathisch, jedoch nicht ganz ausschließlich. Früher war er, seiner eigenen Aeußerung gegen den Reisenden zufolge, ein zelotischer Widersacher der Homöopathie und schrieb sogar ein Buch dagegen (so viel der Reisende weiß, liegt es noch im Manuscripte da). Aber es sey ihm doch eingefallen, die Sache, die er nur von der theoretischen Seite angesehen, praktisch zu prüfen. Da habe es dann anders herausgeschaut!"

So finden wir noch mehrere Beispiele von Aerzten, die mit einem gewissen Widerwillen an die Homöopathie gingen und doch endlich von ihr befriedigt wurden. „Dr. Hartung (in Salzburg), erzählt unser Verfasser, ist seit acht Jahren homöopathischer Arzt. Vorher, wie er sagte, glücklicher Allöopath, fand er, daß er manchen Leiden nicht begegnen konnte. Durch die Spott- und Gegenschriften zunächst aufmerksam gemacht, begann er das Studium der Homöopathie und übt diese aus, wo ihm kein äußeres Hinderniß störend in den Weg tritt. Er gestand dem Reisenden, daß es ihm im Anfang sauer geworden sey, an die Wirksamkeit der kleinen Gaben zu glauben; darum habe er größere gegeben, als die Homöopathie es verlange; jedoch sey der Erfolg hievon so schlecht gewesen, und er habe darauf solche Stürme gesehen, daß er an der Homöopathie zu zweifeln anfing; nachdem er aber zu den kleinen Gaben sich bequemt, sey Alles gut gegangen." —

So auch Schweikert in Leipzig. „Einen offenern geradern Mann kann es nicht geben; 's ist eine wahre deutsche Seele. Mit großem Vergnügen hörte der Reisende der Geschichte seines homöopathischen Studiums zu; welche akrobatischen Künste mußte Hahnemann wider Willen machen, bis das närrische Zeug, was er lehrte, verdaulich gefunden wurde! Mehr als einmal flogen die Bücher in die Ecke, und immer werden sie wieder hervorgeholt."

Wir heben diese Beispiele aus, weil sie jedem Arzte und Laien Vorsicht in seinen Urtheilen über die Homöopathie und die Homöopathen dringend ans Herz legen.

Den Vorwurf einer mystischen Tendenz weist Griesselich mit Nachdruck zurück. „Wie es möglich ist, sagt er, die Homöopathie mit dem mystischen Unfuge in Einklang zu bringen, das ist dem Reisenden räthselhaft. Zwar weiß er, daß man die neue Lehre hie und da einen medizinischen Mysticismus nannte (vielleicht wird sie von Manchen sogar unter die Rubrik des kabbalistischen Unsinns gestellt), aber einen Grund dafür gibt

es nicht, denn die Homöopathie steht ganz auf dem Boden der Beobachtung und Erfahrung: ratio und observatio sind ihre cardines, während ja eben der Mysticismus (im weitesten Umfange des Wortes) der Theorie den Vorrang zuerkennt. Homöopathie und Mysticismus sind deßhalb vielmehr einander gerade entgegengesezt. — Der Reisende hat unter der nicht unbeträchtlichen Anzahl von (homöopathischen) Aerzten, welche er kennen lernte, keinen einzigen gefunden, welcher eine mystische Ader an sich hätte. Weit davon entfernt, sich selbst im Zwielichte des Autoritätenschimmers erscheinen zu lassen, bekennt er, daß er einer Lehre, welche den Götzendienst der Hieroglyphen fordere, statt Verehrung der Natur, nicht gefolgt seyn würde."

Die sehr verbreitete Ansicht, daß die Homöopathen blinde Nachbeter ihres Herrn und Meisters seyen, widerlegt jede Seite der Reisenotizen. Obgleich im Allgemeinen warme Verehrer Hahnemann's, sieht man sie doch in lobenswerthem Eifer begriffen, seine Erfahrungen zu berichtigen und zu ergänzen; auch sieht man Hahnemann selbst Behauptungen, wie z. B. in Beziehung auf die Seltenheit der Dosen aufgeben, gegen die Manche seiner Anhänger früher als er Zweifel hegten und auf dem Wege der Erfahrung widerlegten. Sogar eine im Schooß der Homöopathie entsprungene Oppositionspartei deutet der Verfasser an, ohne übrigens über sie nähere Erläuterung zu geben. Ferner findet man die Homöopathen durchaus nicht in der blinden Affenliebe zu ihrer Lehre befangen, die Manche bei ihnen vorauszusetzen gewohnt sind, der Verfasser führt aufrichtig die Klagen vieler derselben an, wie wenig sie gegen manche Krankheiten, z. B. Wechselfieber, Wassersuchten u. s. w. auszurichten wissen. Auch finden wir da und dort homöopathische Aerzte aufgeführt, die keineswegs das Kind mit dem Bade ausgeschüttet haben, vielmehr noch manchen Uebeln (außer denen, für die Hahnemann selbst eine Ausnahme zugestanden hat) auf allopathischem Wege begegnen, weil sie diesen hier für wirksam halten.

Erwähnungswerth scheint noch der Eifer zu seyn, mit dem manche Nichtärzte, die an sich oder an Angehörigen die Erfolge der homöopathischen Behandlung wahrnahmen, sich der Verbreitung derselben annehmen. Der Verfasser hebt besonders drei heraus, Herrn Legationsrath Hennicke in Gotha, Herausgeber des allgemeinen Anzeigers der Deutschen (der auch den Referenten zuerst ernstlich auf die Homöopathie aufmerksam machte, indem er ihm die in seiner Familie vorgekommenen glücklichen Kuren mitzutheilen die Güte hätte), Herrn Baron v. Brunnow in Dresden, der Hahnemann's Organon ins Französische übersezte und einen badischen Kavalier (so viel Referent weiß, Herr v. Lotzbeck in Lahr), der besonders um die Verbreitung der Homöopathie im Großherzogthum Baden rastlos bemüht war, indem er mehrere Aerzte, worunter auch unsern Verfasser, reisen ließ, um sich mit derselben bekannt zu machen.

Auf die Reisenotizen folgt „eine kurze Darstellung der homöopathischen Behandlung der Cholera" und ein denselben Gegenstand betreffender Aufsatz: „Trifolium cholerico-homoeopathicum oder: so kämpfen wir." Dann eine Abhandlung, betreffend die Frage: „woher es kommt, daß die Professoren keine Reform der Medizin wollen."

Unser Verfasser beginnt diese Untersuchung, wie er selbst sagt, ab ovo Ladae und erhält so Gelegenheit, unser ganzes Unterrichtswesen mit der scharfen Lauge seiner Satire zu überschütten, der er mit augenscheinlichem Wohlgefallen freien Lauf läßt.

Sehr ergötzlich schildert Griesselich das Doktor-Examen; nur Schade, daß das Vergnügen, das diese Schilderung dem Leser gewährt durch die Betrachtung getrübt wird, daß sie kein Spiel der Phantasie ist. Leider verhält sich die Sache wirklich so, und bei manchen Examen fällt Einem Molière's: „Mais Messieurs, ne vous tromperez-vous point vous-mêmes? est-il bien assuré, que ce soit médecin? ein.

Aus den Bemerkungen des Verfassers über medizinische Schriftstellerei möge Einiges hier Platz finden:

„Wir haben den jungen Doktor auf dem Oppositionsschemel verlassen. Wir müssen ihn nun auch hinter dem Schreibpulte aufsuchen. Es ist überhaupt nöthig, daß wir den gelehrten Arzt, also vorzüglich den akademischen Lehrer, von zwei Seiten betrachten, einmal von der schreibenden, das andere Mal von der ausübenden. Man sollte glauben, es müsse hier etwa ein Verhältniß stattfinden, wie bei einem Schauspieler, der zugleich Dichter ist, also seine eigenen Geistesprodukte aufführen kann. Aber dem ist nicht also. Der Arzt im Gewande des Praktikus erscheint als ein ganz anderer, denn im Gewande des Schriftstellers, et vice versa. Entweder schreibt er von Krankheiten und deren Heilung, oder er heilt und schreibt dann nicht; oder er schreibt und heilt zugleich (wenigstens kurirt er) und dann ist eins von beiden nicht das Rechte." —

„Seine schriftstellerische Laufbahn beginnt der Docent mit Dissertations- und Habilitationsschriften. Aber das sind nur Prodromen einer fruchtbareren Zeit. Mit dem ersten Tritte auf den Katheder ist auch der Gedanke an irgend ein Handbuch schon geboren. Und um dieses auszuarbeiten, brauchts weiter Nichts als einiges Sammelgenie; denn je weniger eigene Erfahrung da ist, desto mehr Spielraum hat die Phantasie. Im Grunde thut das dem Schriftsteller auch gar keinen Eintrag, denn es ist wohl kein Buch bekannt, was nicht einmal gut recensirt

werden wäre. Jede Buchhändleranzeige ist ja schon eine gute Recension, und ehe noch ein Sachverständiger sich vorurtheilsfrei an das Buch machen und es theils mit den Waffen der Erfahrung, theils mit denen des gesunden Menschenverstandes prüfen kann, ist es schon als „unentbehrlich," als „eine große Lücke in der Literatur ausfüllend," als „eine geistreiche Erscheinung im Gebiete der Wissenschaft" ausposaunt, für deren Werth schon der Name des berühmten Verfassers spreche, welcher Werth auch dadurch beurkundet werde, daß diese oder jene Autorität eine Vorrede dazu gegeben habe. Zur Freude des Verlegers und des Autors erscheint auch in einer kritischen Anstalt eine günstige Gelehrtenrecension, womit es denn manchmal so ganz eigene Bewandtnisse haben soll, denn ein guter Freund thut dem andern gegen Versprechen des Reciproci schon einen Gefallen. Aber nicht alle Recensionen über dasselbe Buch sind gut, wie nicht alle schlecht sind. Ja man erlebt nicht selten, daß ein und dasselbe medizinische Werk in einer kritischen Anstalt als gut gepriesen, in einer andern als voller Fehler dargestellt wird. Jeder Recensent hat auch seine Gründe — das versteht sich, nur sagt er sie nicht immer. Eben das ungeheuer viele Recensiren und Recensirtwerden beweist, was die Medizin ist, — eine Wissenschaft, welche am Tische beurtheilt werden kann. Gestehen wir es uns! Das Recensiren ist beinahe zu einem verächtlichen Handwerk herabgesunken, denn fast nirgends zeigt sich die Oberflächlichkeit so nackt, als in den kritischen Blättern. Es ist fast unbegreiflich, wie eine solche Menge nur Absatz finden kann; nur die Wahrheit macht die Unbegreiflichkeit begreiflich, daß es Schriftsteller gibt, die aus den Recensionen wieder Bücher machen. Wie viele Citate wandern nicht aus der Schrift, sondern erst aus ihrer Recension aus? Es ist eine wahre Einschachtelungspraxis, in welcher sich die Medizin befindet, und ein Buch machts dem andern wie Saturn seinen Kindern."

Endlich rückt der Verfasser geradezu auf die Universitätsprofessoren an, die nach seiner Ansicht eine Aristokratie bilden, welche die Medizin zu keiner allgemeinen Reform kommen läßt, ein Oberhaus, welches die Erblichkeit des Herkommens und der Tradition, den Boden, der ihnen den Zehnt liefert, nie aufgeben werde. Die Beweggründe, welche dem Verfasser zufolge die akademischen Professoren bis daher abgehalten haben, die Homöopathie durch Erfahrung zu prüfen, will Ref. hier nicht wiederholen, indem er selbst den Schein einer Undankbarkeit gegen manchen hochverehrten Lehrer zu vermeiden wünscht; wohl aber wünscht er von ganzem Herzen, daß eben diese den Verfasser durch die That widerlegen und damit die Worte desselben beherzigen möchten: „Die Natur verlangt von allen ihren Forschern, sie treu zu beobachten; es ist Pflicht des Forschers, wenn er von neuen Naturerscheinungen Kunde erhält, deren Grund oder Ungrund auf dem Wege zu prüfen, auf welchem Naturerscheinungen allein geprüft werden können. Denn es handelt sich, wie Hahnemann gegen Conradi spricht, in der Medizin durchaus nicht um Glaubens- sondern um Erfahrungssachen, was den Aerzten zwar mit andern Worten schon oft gesagt wurde, sie aber nur halsstarriger gemacht hat."

In einem weiteren Aufsatz: „Die Censur und die Homöopathie" schildert uns der Verf., wie an manchen Orten die erstere im Kampfe gegen die letztere zu Hülfe genommen wird. Es ist sehr lesenswerth; um übrigens diese Anzeige nicht noch mehr über die Gebühr auszudehnen, beschränkt sich Ref. darauf, nur eine Anekdote auszuheben.

„Der Homöopath Löwe zog von Prag nach Wien und wollte diesen Ueberzug, der dortigen Sitte gemäß, in einer Wiener Zeitung bekannt machen. In seiner Anzeige sagte er auch, er sey derselbe Dr. Löwe, der früher in Prag praktizirt habe. Der medizinische Regierungsrath, als Censor, strich diesen Passus und gab auf Befragen die Auskunft: in der Stelle liege der Sinn, daß der Doktor Löwe der Homöopathiker Löwe von Prag sey; Homöopathie wäre aber in den Kaiserstaaten verboten — folglich — — Löwe appellirte gegen eine solche authentische Interpretation an die Regierung selbst und diese hob den Strich des Censors auf."

Wir übergehen aus dem schon angegebenen Grunde die noch folgenden kürzeren Abschnitte der Griesselich'schen Schrift, indem wir nur noch darauf aufmerksam machen, daß der Verf. in der Homöopathie nicht im mindesten den Stein der Weisheit gefunden glaubt, sondern sie vielmehr nur als eine Vorbereitung der nöthigen Umgestaltung der Medizin betrachtet. „Man muß sich, sagt er, über den Zustand der Medizin gänzlich täuschen, wenn man glaubt, dieser selbstgefällige Wirrwarr, in welchem jeder Federheld Faustrecht übt, könne so fortdauern. Das Schiff der alten Medizin, über welches die Aerzte selbst, die Philosophen, die Poeten aller Art, mit Indegriff der Histrionen, ihren Spott treiben, hat einen zu großen Leck. Die Homöopathie mit ihren mir früher verächtlichen „Verdünnungen" erscheint mir als die Reformbill; der grauseste der Grey's, der Wunsch gesund zu seyn, wird sie schon durchs Oberhaus bringen und wird den Uebermuth starrer Pairs, Doktrinärs genannt, beugen. Auf den Studierstuben, ihren boroughs, wo die Systeme gekleistert werden, mögen sie dann die schöne Zeit der dahin geschwundenen Alleinherrschaft beweinen. Nenne man die Lehre Hahnemanns Homöopathie, nenne man sie, wie man will, ich betrachte sie als eine den alten Sauerteig austreibende, als eine Emancipation der reinen Beobachtung aus den Klauen der Autoritäten und dem Labyrinthe des Herkommens. Sie soll die Arzneikunde zurückführen auf die Stufe naturgetreuer Einfachheit."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 130. — 23. December 1833.

Schau- und Trauerspiele.

(Fortsetzung.)

14) Marion de Lorme. Drama in fünf Aufzügen von Victor Hugo. Aus dem Französischen von Kathinka Halein. Mainz, Kupferberg, 1833.

Der französische Dichter wählte sich einen bekannten höchst romantischen Stoff, denselben, den Goethe in dem Gott und der Bayadere bearbeitet, und der in dem herrlichen indischen Gedicht Mrichchakati schon vor ein paar tausend Jahren behandelt wurde. Auch die christliche Legende hat diesen Stoff in der Geschichte der büßenden Magdalena aufgenommen. Immer wird uns ein reizendes Geschöpf, dem wir um seiner Liebenswürdigkeit willen sogar seine Sünden verzeihen, wunderbar die Seele rühren, wenn wir es plötzlich durch die Macht der wahren Liebe verwandelt, von inniger Reue und von einer heiligen Begeisterung ergriffen sehn. Wie wahr ist daher, was Goethe sagt:

> Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder,
> Unsterbliche heben verlorene Kinder
> Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Wie hold, wie unnachahmlich reizend ist die liebende Vasantasena des indischen Dichters! Jeder frühere Fehltritt wird, weit entfernt, sie zu verunstalten, nur ein Reiz mehr für sie. In derselben Weise hat nun auch Victor Hugo aus der buhlerischen Marion de Lorme eine Reuige gemacht, die an Liebenswürdigkeit ihren Vorgängerinnen nichts nachgibt. Doch, wenn er in der Schilderung ihres Charakters die zartesten Züge angebracht, und ihn natürlich gehalten, nichts übertrieben hat, so ist es um so mehr zu beklagen, daß er die Situationen, in die er sie kommen läßt, nicht mit gleicher Delikatesse gewählt hat.

Die schöne Marion hat Paris verlassen und lebt unter fremdem Namen in Blois, wo der männlich edle Didier sie in Banden der Liebe gefesselt hält. Er bietet ihr seine Hand an, aber sie zittert, daß er ihren wahren Namen und ihre frühere Lebensart erfahre. Einer ihrer alten Liebhaber, der ihrer Spur gefolgt ist, findet sie endlich. Es kommt zwischen ihm und dem eifersüchtigen Didier zum Duell. Die Duelle waren aber eben bei Strafe des Galgens verboten worden, und nur Marions Verführungskünsten gelingt es, den Geliebten zu befreien. Sie fliehen verkleidet und gesellen sich zu einer Komödiantenbande, doch hier werden sie entdeckt, und zugleich erfährt Didier, daß seine Geliebte, die er als einen reinen keuschen Engel angebetet, die landberüchtigte Marion ist. Er wird zum zweitenmal verhaftet, und

obgleich Marion sich dem melancholischen König Ludwig XIII., der vom Dichter sehr gut charakterisirt ist, zu Füßen wirft, so hält doch Kardinal Richelieu das Duellgesetz aufrecht. Marion bedient sich ihrer Verführungskunst noch einmal, um in Didiers Gefängniß einzudringen, aber es ist zu spät. Er verweigert, in ihren Kleidern zu entfliehen, er stößt sie von sich, vergibt ihr aber doch im lezten Augenblick, da er zum Tode geführt wird.

Diese lezten Scenen sind überaus grell und undelikat. Allerdings unterscheidet sich der Geschmack der Nationen, und in Frankreich stößt Manches nicht an, was in Deutschland Widerwillen erregt; doch gibt es gewisse Dinge, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern nothwendig unpoetisch sind, und die jeder große Dichter vermeidet. Man urtheile selbst. Marion erscheint hier auf der Bühne, nachdem sie so eben durch die entehrendsten Mittel sich das Gefängniß geöffnet hat.

Marion.

(Sie geht wankend, und gleichsam in Gedanken der Verzweiflung verloren, vorwärts. Von Zeit zu Zeit fährt sie mit der Hand über das Gesicht, als wolle sie da etwas hinwegwischen.)

Sein Mund gleicht einem glühend rothen Eisen,
Das mich gebrandmarkt hat.

(Plözlich erblickt sie Didier im Schatten, stößt einen Schrei aus, läuft, und stürzt athemlos zu seinen Füßen hin:)

Das ist denn doch zu stark! Glaubt der Dichter solche schmuzige Mittel durchaus nöthig zu haben, um den Jammer seiner Tragödie grausam zu verstärken, so hätte er sie doch nicht so zur Schau stellen, mehr bloß andeuten sollen. Und nun vollends die unsaubern Expektorationen zwischen den beiden Liebenden. Didier, der die Mittel muthmaßt, durch welche Marion in seinen Kerker gekommen, inquirirt sie förmlich.

Didier (mit schrecklicher Stimme).

Ha! Weib! hier dringet man nicht leicht herein.
Die Staatsgefängnisse sind Tag und Nacht
Bewacht. Die Thore Eisen und die Mauern
An zwanzig Ellen hoch. Wem habet ihr
Euch preiß gegeben, daß vor euch der Kerker
Sich also öffnet?

Marion.

Didier, wer hat euch
Gesagt? . . .

Didier.

Kein Mensch. Ich rathe nur.

Marion.

O Didier!
Ich schwör' euch bei dem höchsten Gott des Himmels,
Ja that's, um euch zu retten, euch den Kerker
Zu öffnen, eure Henker zu erweichen.

Didier.

Ich danke!

(Er kreuzt die Arme.)

Schamlos selbst auch hier zu seyn,
Und ohne Seele, ist das keine Schande,
Madame!

(Er eilt mit großen Schritten über die Bühne und mit einem Ausbruch der Wuth, die sich in Schreien äußert.)

Saget mir, wer ist der Kaufmann,
Der so mit Schmach und mit Verachtung handelt,
Daß er sich meinen Kopf um solchen Preis
Abkaufen läßt? Wo ist der Kerkermeister?
Der Richter? jener Mensch? daß ich ihn hier
Zermalme, daß ich ihn erdrücken kann.

Und ferner:

O schweiget! — Auch ich hätte ja als Weib
Geboren werden können; hätte auch
Gemein und ehrlos handeln, mich für Gold
Verkaufen können, an den ersten Besten,
Der da gekommen wäre. Aber hätte
Auf meinem Weg ich einen Mann gefunden,
Der gut und leichtvertrauend, an der Ehre
Mit allen Kräften seiner Seele hing,
In dessen Herzen noch der Glauben lebte,
Der schöne Wahn von Tugend und von Treue;
Dann hätt' ich lieber mit den Nägeln mir
Mein Grab gegraben, als ihm nicht gesagt:
„Ich bin nur das! mein keusches Auge lügt!"

Dergleichen Prostitutionen widerstreben aller Poesie, wenn anders zwischen einem Kriminalgerichtshofe oder einem Lazareth und der Poesie keine Gränze seyn soll. Und endlich muß man sich wundern, warum Didier zulezt doch noch der also Ausgescholtenen verzeiht? Glaubt sie wirklich von fremden Küssen, so ist es rein unmöglich, daß ein Mann wie Didier, vom sprödesten Ehrgefühl, über diesen Makel hinwegsehn und sie am Ende noch weichherzig in die Arme schließen sollte, als ob es einen noch nach einer Speise gelüsten könnte, die durch etwas uns tief anwiderndes verunreinigt wurde. Didier konnte sie allenfalls noch lieben, ja für sie sterben, aber er konnte sie nicht mehr anrühren, dagegen mußten sich all seine Sinne eifersüchtig sträuben.

15) Ida. Schauspiel in fünf Aufzügen, von E. Falsen. Aus dem Dänischen von Ch. E. Wettwer. Kopenhagen und Leipzig, Schubothe, 1831.

Nach Lafontaines Ida von Tockenburg (Toggenburg), also überaus rührhaft. Der Ritter von Tockenburg hat den jungen Grafen von Kyburg erschlagen, der alte

Kyburg ihn darauf gefangen genommen, aber seine geliebte Ida ihn befreit, indem sie die Rüstung mit ihm wechselte (wie Frau von Lavalette in Paris). Nun erscheint Ida vor dem alten Kyburg, der in ihr noch den Ritter von Tockenburg zu sehn glaubt, sie tüchtig ausschilt und zum Tode verurtheilt. Da wankt sie, fällt, man lüftet ihr den Harnisch und entdeckt, daß sie ein Weib ist. Der Alte zürnt fort, aber seine Frau und Töchter legen sich ins Mittel und Ida, die nun aufhört, ohnmächtig zu seyn, bespricht ihn mit geläufiger Zunge: „O Kyburg, daß ich deinen Sohn hätte retten können — Nein, Kyburg, ich habe mich selbst deiner Rache übergeben — Kyburg, du liebtest deinen Sohn — nein, Kyburg, Tockenburg ist kein Niederträchtiger — das Schicksal wollte das nicht so, Kyburg" — — Doch es hilft ihr Alles nichts. Kyburg ist so ungalant, sie zum Tode zu verdammen. Da sagt sie: „Kyburg, nur noch eine Bitte, gib mir deinen Segen mit auf den Weg, auf daß ich ihn deinem Sohn bringen kann." Das wirkt. Die Weiber werfen sich ihr in die Arme: „o du Heilige — nein, du sollst nicht sterben." Der Alte muß nun endlich nachgeben, „überwältigt von Mitleiden streckt er seine Arme aus gegen Ida und sie fliegt in dieselben." Den Schluß macht die Versöhnung der feindlichen Häuser.

16) Robespierre oder der neunte Thermidor. Ein Gemälde der französischen Revolution im Jahre 1794. Nach Anicet-Bourgois und Francis, von Georg Ball. Nürnberg, Winter, 1832.

Ein dramatisches Gemälde in Prosa nach den bekannten Quellen. Doch muß ich gestehen, daß mir die einfache historische Darstellung im Moniteur, die Protokolle vom 8. und 9. Thermidor lieber sind. Die Dichter haben willkührlich die Reden Robespierres und der übrigen Acteurs in dem großen Trauerspiel abgekürzt, und dagegen kleine häusliche Scenen, zur Motivirung der Hauptaktion, hinzugefügt, aber das heißt das Große durch Kleines verdrängen und uns die verächtlich zeigen, die weit mehr, nämlich schrecklich waren. Doch die Geschichte bleibt dieselbe, und in ihr ist mehr tragisches Schicksal, als in hundert Jambentragödien.

17) Die Overstolzen. Trauerspiel in fünf Aufzügen von J. Kreuser. Dresden und Leipzig, Arnold, 1833.

Ein Gemälde aus der Vorzeit Kölns. So sehr sich der Verfasser bemüht hat, den treuherzigen und körnigen Volkston zu treffen, so hat ihm dabei doch der tragische Jambus auf jeder Seite Fesseln angelegt. Man lese z B.:

Grin.

Pox Wetter, denke doch, Du bist der Mann.
Das hätte meine Frau mir nie geboten.

Kunegunde.

Was geht's Euch an, was ich zum Manne spreche?
Ihr seyd so unverschämt als roh und wüst.
Es ist zu arg. Wer kann da an sich halten?

Grin.

Am neuen Dom gießt man jetzt eine Glocke,
Schickt Eure Zunge nur als Klöppel hin!

Kunegunde.

Schandmemme, der nicht Frau und Sitte ehrt,
Du widerhaar'ger, roher Unhold, Du,
Geh mir aus dem Gesicht', ich spucke sonst.

Grin.

Pox, das ist spaßhaft. Ei Du Teufelsmagen,
Schminklappe Du und übermaltes Leintuch,
Du ausgestopfter Balg und Knochenraspel!
Sey dich vor's Haus, man hält Dich für den Mond,
Wenn er gefirnißt wär'! O Höll' und Weiber!
Du Flöhenklapper, magre Vogelscheuche,
Bei der der Teufel zu Gevatter stand,
Als man Dich taufte Deinem Mann zur Qual,
Solch einem Lamm' und seidenweichen Engel.
Verkauf Dein Pergamentfell an 'nen Schreiber,
Oder vermach' es auch der Stadt zur Trommel,
Du kannst das erste gute Werk dann thun.
Pox, Wetter, Höll' und Ottern, mir wird warm.
Mich sollt' ein Weib zum Schweigen bringen können?

Das Alles würde sich besser in Prosa ausgenommen haben. Die Bürger kämpfen mit dem Erzbischof um ihre Freiheit, und das Ende ist eine Versöhnung:

Gläckasel'ge Stadt für alle alle Zeit
Geht solcher Bürger Saat hier nimmer aus!
Zwei edle Opfer sind für sie gefallen,
Allein das höchste, Freiheit ist gerettet.

Die Einflechtung einer Liebesgeschichte und mehrerer komisch bürgerlichen Scenen beleben das Gemälde.

18) Peter Vischer, romantisch-dramatisches Gemälde aus der Vorzeit Nürnbergs in zwei Abtheilungen. Von Wilhelmine Soltmann, geb. Blumenhagen. Mit 9 kolorirten Kupfern und einer Musikbeilage. Nürnberg, Winter, 1832.

Da dies Drama zu Ehren der bildenden Künste und eines ihrer größten Meisters geschrieben ist, hätten die kolorirten Kupfer doch einigermaaßen mehr dem

Begriff des Schönen entsprechen sollen. Was das Drama selbst betrifft, so ist es in wohlklingenden Jamben und von einer Dame geschrieben, man kann sich also denken, daß es überaus „gefühlt" seyn muß. Gleichwohl hat die Dichterin weniger ihre schöne Seele als ihre Routine in Kunstausdrücken zur Schau gestellt, und bewiesen, daß sich unser Freundnachbar, das Kunstblatt, recht gut in Jamben schreiben ließe. Peter Vischer hat das berühmte Sebaldusgrab gefertigt und freut sich seines Werks. Es wäre nun wohl genug, daß er selbst seine Gedanken darüber ausspräche, und daß etwa noch seine Landsleute ihre unmaaßgeblichen Naivetäten darüber ausgössen; allein unsre Malerdramen-, Malerromanen- und Malernovellen-Fabrikanten thun's nicht anders, es muß allemal erst ein Maler aus Welschland herbeikommen und das Werk des Deutschen loben. Das ist der deutsche Nationalstolz, der die Ehre darin sucht, sich den Paß von einem Fremden schreiben zu lassen. Hier zeigt der Welsche zum Glück, daß er die Sache versteht, denn man höre:

Brentano.

Heil Meister, Heil! Du schufest Großes hier! —
Wohin soll ich zuerst die Blicke senden? —
Des Ganzen Eindruck fassen, oder rings
Von einer Zier mich zu der andern wenden? —

(Er geht rings um das Grabmal' und es immer aufmerksam betrachtend, bleibt er wieder unfern davon stehen.)

(Fortfahrend.)

Auf breitem Postamente ruht der Sarg
Und seine Seitenwände bilden Hallen,
Wo in erhab'ner Arbeit reich zu schauen
Die Wunder St. Sebaldus dargestellt; —
Den Heil'gen sieht man da in reiner Klarheit; —
Den Künstler selbst in einfach treuer Wahrheit. — —
Viel Säulen tragen des Gesimses Vorsprung.
Da ruhen Kindlein, Engel unter Spielen,
Wie heit're Phantasie sie nur ersann,
Wie Laune, Witz, Erfindung sie geordnet,
Mit Blumen, Thieren reich und nett gemischt. —
Hoch vor dem Postamente heben sich
Die stattlichen Pilaster, herrlich ruhend
Auf Fußgestellen, deren reiche Zier
Phantastisch-mystische Allegorien, —
Und tragen wieder Säulchen mit Consolen,
Wo unter goth'schen Baldachinen strahlend
Die zwölf Apostel wunderherrlich steh'n, —
Hier überbietet Alles sich an Kunst; —
Die Zeichnung, wie der Wechsel der Gestalten,
Der mannichfache Ausdruck jeden Kopf's —
Der Faltenwurf in großen breiten Massen,
Das Alles trägt den Stempel der Antike,
Und stellt dies Meisterstück in Nürnbergs Mauern
Den wundervollen Bronzebildern gleich
Der ält'sten Meister aus Italiens Schule.

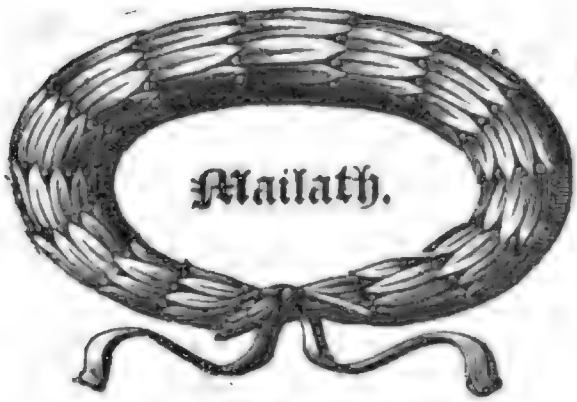
(Der Beschluß folgt.)

Chronologie.

Tagebuch der Weltbegebenheiten, oder Aufzeichnung der wichtigsten Ereignisse auf den Tag, wo sie sich zugetragen. Von Dr. G. R. Schilling. Berlin, Oehmigke, 1832.

Da Alles, was an jedem einzelnen Monatstage geschehn ist, hier zusammengestellt wird, also z. B. unterm 18. Februar der Tod Luthers, der Maria Stuart, des Dichters Gleim, die Absetzung Wallensteins und die Schlacht bei Montereau, so wird freilich das Geschichtliche so durcheinander geworfen, daß nur ein chronologisches oder etwa astrologisches Interesse übrig bleibt. Insgemein aber wird jeder Leser nachschlagen wollen, was an dem Tage geschehn ist, an welchem er geboren wurde oder der ihm sonst wichtig ist. Diesem Interesse kam schon vor mehr als hundert Jahren Ziegler durch seinen ungeheuren Folioband „Schauplatz der Zeit" entgegen; unser Verfasser hat nur ein kleines Werk von 17 Bogen geschrieben und jede einzelne Begebenheit nicht geschildert, sondern nur kurz notirt. Gegen die Redaktion ließe sich Manches einwenden. Wir finden eine Menge der wichtigsten Weltbegebenheiten nicht, und an ihrer Stelle sehr unbedeutende, z. B. der Tod des lezten Churfürsten von Mainz, einer unberühmten Herzogin von Altenburg, Felbigers, Panzers ꝛc. Es fehlen z. B. unterm 1. Oktober die Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung 1791 und des Troppauer Kongresses 1820, unterm 4. die Proklamirung der Vereinigten Staaten 1776, unterm 5. der Tod des kräftigen Kaiser Heinrich III. 1056, unterm 9. Napoleons Landung zu Frejus 1799, unterm 12. die Entdeckung Amerikas 1492, unterm 14. der Rückzug Solimans II. von Wien 1529, und der Schluß des Kongresses zu Verona 1822, unterm 29. der Tod Konradins 1268; der Ort, wo derselbe seine Niederlage erlitt, ist unterm 21. August fälschlich Aquileja (soll heißen Aquila) genannt. An Druckfehlern ist kein Mangel. So steht unterm 1. Juli bei Ugolinos Tod 1888 statt 1288, Heinrich der Vagler, statt Vogler, Katharina de Boro, statt von Bora ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — № 131. — 27. December 1833.

Schriften über Ungarn.

1) Geschichte der Magyaren, von Johann Grafen Mailath. Zweiter bis fünfter Band. Wien, Tendler, 1828—1831.

Ueber den ersten Theil dieses vortrefflichen historischen Werkes wurde in unsern Blättern von 1829 Nr. 83 berichtet. Mit den vorliegenden Bänden schließt das Ganze. Der edle Verfasser, der durch Geburt und Patriotismus wie durch ausgezeichnete Gelehrsamkeit seinen Beruf zum ungrischen Geschichtschreiber bewährt, entwirft uns ein großes, übersichtliches zugleich und genaues Gemälde der wechselvollen Schicksale seines Volks, das, zu spät in die europäische Civilisation eintretend, zwischen derselben und der alten Barbarei des Orients schwankend, beider Zankapfel und Spielball wurde. Unter dem Hause Arpad kamen die Magyaren in Berührung mit dem Christenthum und Deutschland, unter dem Hause Anjou mit dem Papstthum und Italien und der arglistigen welschen Politik; dann unter den Hunnyaden folgt auf kurze Zeit eine Wiedergeburt des ächten Magyarengeistes, und dies ist die Glanzperiode Ungarns; unmittelbar darauf aber beginnen die großen Eroberungen der Türken. Trotzend auf die frühern Siege, mißachteten die Ungarn den großen Soliman, der sie zu verderben heranzog. Der König war ohne Gewalt, der ungrische Adel bis zur Unglaublichkeit übermüthig. Auf einem Landtage wurden 41 Artikel angenommen, von denen der erste lautet: „Der König (Ludwig) dürfe sich seines Ansehens bedienen.“ „Wenn ein ungrischer Magnat zu Hofe ging, begleitete ihn ein so zahlreiches Gefolge, daß die Straßen es kaum fassen konnten; sie stellten bei ihren Einzügen ungeheure Pracht zur Schau, und Musik-Chöre jubelten voran, so, daß es jedes Mal aussah, als sey es ein Triumph. Zur Essenszeit schmetterten Trompeten von allen Seiten her, die Gäste berufend, die Fröhlichkeit der Herren verkündend, so, daß man sich in Ofen wie mitten in einem Lager wähnte. Tolldreiste Verachtung des Feindes hatte sich aller Gemüther bemächtiget. Wenn irgend der Weiseren einer wegen des bevorstehenden Türkenkrieges Besorgnisse äußerte, wurde er verhöhnt. Die Ringe an ihren Fingern seyen hinreichend, die Türken zu erdrücken, so redeten die Wahnsinnigen. Es war ihnen gar nicht genehm, daß der König böhmische, mährische, schlesische Hülfsvölker begehrte, und die magyarischen Großen sagten den böhmischen im vertraulichen Gespräche, es sey gar nicht nöthig, viele Hülfsvölker zu schicken; es genüge, jene, die da kommen, mit vielen Fahnen zu versehen, weil die Türken ihre Feinde nach den Fahnen zählen. Die wenigen Hülfsvölker, die wirklich erschienen, waren

vom gleichen Schwindel beseſſen. Bei Trinkgelagen waren ſie die größten Helden; der eine trank auf den Untergang von fünf Türken, der andere berauſchte ſich über der Beute von zehn Türken. Aber Niemanden kam es in den Sinn, aus welchen Mitteln der Krieg zu führen, wie der Sieg zu erringen ſey; alle ſchwärmten nur in dem Gedanken, wie ſie des Sieges genießen würden, ſo, daß einer der wenigen Vernünftigen mit Recht ſagen konnte: „Er habe nie gehört, noch geſehen, daß irgend ein Reich mit mehr Luſt und Jubel zu Grunde gegangen, als Ungarn.“ Soliman warf Ungarn nieder, Ludwig fiel bei Mohacz, und lange blieb Ungarn in den Händen der Türken, um in die von Habsburg überzugehn.

Unter den vielen trefflichen Schilderungen, worüber ſich beſonders die Geſchichte der Hunnyaden, der Türkenkriege, der berühmten Belagerungen von Belgrad, Sigeth ꝛc. auszeichnen, heben wir nur einige hervor, deren Gegenſtände minder bekannt ſind. Der Verfaſſer äußert unter anderm über das ungriſche Magnatenweſen: „Die gründliche Entwicklung des Erbeigenthums-Rechtes würde mich von meinem Ziele weit entfernen; daher behalte ich mir dieſen Gegenſtand, außer dem, was ich im dritten Abſchnitte kurz darüber ſagen werde, zu einem eigenen Werke vor. Ich berühre nur das Eine, daß die heimiſchen und eingewanderten Stammgeſchlechter ihr Eigenthum zwar mit gleichem Rechte beſaßen, daß aber der Urſprung ihres beiderſeitigen Erbeigenthums verſchieden war. Die eingewanderten Stammgeſchlechter erhielten ihr Eigenthum, wie wir es aus den Diplomen der Könige Andreas II. und Belas IV. bemerken konnten, aus königlicher Schenkung; die heimiſchen Geſchlechter hatten ihr Erbeigenthum aus der Theilung bei der Beſitznahme des Landes. Keza und die Wiener-Bilder-Chronik reden offenbar ſo; aber auch der aſiatiſche Urſprung der Ungarn bringt es ſo mit ſich, daß die alten hundert und acht magyariſchen Geſchlechter früher blüheten, als die Ungarn auswanderten. Ob ihre Zahl ſich hier aus Stamm-Ungarn vermehrt habe, läßt ſich leicht beantworten, wenn wir bedenken, daß Keza von ſeiner Zeit ſagt, daß auch damals die rein ungriſchen Stammgeſchlechter nur hundert und acht waren. Auch leidet es keine Frage, daß, nachdem ſich die ungriſche Nation hier niedergelaſſen, viele Edelleute geworden ſind; aber es ſcheint etwas ganz Anderes geweſen zu ſeyn, zum Edelmanne, oder zu einem Stammgeſchlechte erhoben zu werden. Von der Regierung Belas IV. angefangen ſind unſere Urkunden häufiger, und wir haben Beiſpiele, daß einigen Edelleuten ein Erbeigenthum gegeben worden; aber ich habe wenigſtens in den Urkunden keine Spur bis jezt finden können, daß die Nachkommen ſolcher Burgſoldaten ſich aus einem Stamm-Geſchlechte (de Genere) entſproſſen geſchrieben hätten. Unmöglich ſehe ich es übrigens nicht, daß die ungriſchen Stammgeſchlechter aus wirklichen Ungarn vermehrt worden wären, da Fremde beinahe unter jedem Könige mit den Rechten eines Stammgeſchlechtes beſchenkt wurden, und weil die Stammgeſchlechter, die nach Keza aus Gefangenen, d. h. Burgſoldaten, entſproſſen, in ſo fern ſie in Ungarn waren, für Ungarn, wenn auch nicht für reine Ungarn, gehalten werden konnten. Die Zeit und die geweckte Aufmerkſamkeit werden uns hierüber vielleicht mit Sicherheit belehren. Der Urſprung und die Zahl der fremden Stammgeſchlechter iſt unbeſtimmt, da, wie ich oben berührt, ſie bald von dieſem, bald von jenem Könige aufgenommen wurden. Nach der Ausſage des ungenannten Schreibers König Belas hat das Stammgeſchlecht Bors die Rechte eines Stammes bereits unter dem Heerführer Takſony erhalten, und iſt alſo wahrſcheinlich das älteſte unter den eingewanderten Stammgeſchlechtern.“ Dann folgt ein Verzeichniß dieſer uralten Geſchlechter. Ihr Verhältniß war ein anderes, als das des franzöſiſchen Lehnadels. Sie waren auf ihren unverlierbaren Erbeigen unumſchränkte Deſpoten.

Ueber den Urſprung des berühmten Namens der Huſaren leſen wir hier folgende Notiz: „Eines der erſten Geſchäfte des Königs Matthias war die Feſtſtellung der Militärpflicht in Ungarn; ein eigenes Dekret, welches er deßhalb erließ, ſezte die Militärpflicht in ihren verſchiedenen Abſtufungen feſt. Jener Abſchnitt des Dekretes, daß je von zwanzig Jobagen ein Streiter geſtellt werden ſoll, gab den Urſprung zur jezt noch üblichen Benennung der ungriſchen Reiterei. Der geſtellte Mann wurde Huſzar geheißen, von Huß, zwanzig, und ár, Preis.“

Der ſpäte Eintritt der Ungarn in die europäiſche Civiliſation, die deſpotiſche Gewalt des Adels, die durch das Haus Anjou eingeführte ränkevolle italieniſche Politik der Großen und die koloſſale Barbarei der Türkenkriege geben der ungriſchen Geſchichte einen Charakter von ſeltner Grauſamkeit. Die Kriege, die Partheimorde, die Revolutionen begleiten ſtets die größten Gräuel; ja ſelbſt dem Privatleben blieben ſie nicht fremd, wie jene berüchtigte Eliſabeth Bathory beweiſt, die, um die Schönheit ihres Teints zu erhalten, ſich mit dem Blut friſch gemordeter Jungfrauen wuſch und zu dieſem Behuf nach einander 300 ihrer leibeignen Mädchen ſchlachten ließ. Ein Pröbchen von ungriſcher Grauſamkeit iſt z. B. die Beſtrafung des berühmten Doſa, der die große Bauernrevolution im Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts leitete. „Ueber Georg Doſa erging ein ſchauerliches Gericht. Zapolya ließ durch Zigeuner, die zugleich Henkersdienſte verrichteten, einen eiſernen

Thron, eine gleiche Krone und Scepter schmieden; während dieses verfertigt wurde, ließ er 40 Gefangene, und zwar solche, die bei Georg zu persönlichen Diensten pflichtig waren, durch 15 Tage hungern. Am 16ten Tage lebten nur mehr neun, diese wurden vorgeführt, Dosa vor ihren Augen auf den glühenden Thron gesezt und mit der glühenden Krone gekrönt; nun befahl ihnen Zapolya, von den gebratenen Gliedern des noch lebenden Dosa zu speisen; drei, die sich dessen weigerten, wurden auf der Stelle zusammen gesäbelt, die übrigen sechs aßen, und wurden heimgeschickt. Dosa gab kein Zeichen des Schmerzes; nur als die Hungrigen an ihm nagten, nannte er sie Hunde, die er selbst groß gezogen; endlich überwältigte ihn der Schmerz, und er war todt. Die Leiche wurde geviertheilt, und in Ofen, Pesth, Stuhlweissenburg und Großwardein auf einem Galgen zur Schau aufgestellt."

Auch die Geschichte des Protestantismus in Ungarn wird hier in klaren Zügen gezeichnet. Die Reformation ging von den deutschen Kolonisten der Städte aus: „Während die Protestanten sich in Siebenbürgen gewaltsam ausdehnten, suchten die Anhänger der neuen Lehre in der Zips sich auf andere Weise zu begründen. Die fünf Städte: Kaschau, Leutschau, Eperies, Zeben und Bartfeld, und die Protestanten des Saroser Komitats vereinten sich in einem Glaubensbekenntnisse, welches sie, in zwanzig Kapitel abgetheilt, dem Kaiser Ferdinand einreichten; sie hofften, der Kaiser werde dieses Glaubensbekenntniß bestätigen. Eben so traten die ungrischen Bergstädte zusammen, und überreichten dem Kaiser und dessen Thronerben ihr Glaubensbekenntniß. Während die Regierung zu keinem Entschlusse kam, griff die Reformation immer mehr um sich; viele Große des Reiches traten zur neuen Lehre über. Anna, die Wittwe des Peter Jacsits, eine reiche Frau, begünstigte den Protestantismus zwischen der Körös und der Maros; sie sandte einen jungen Menschen von vielen Talenten, Johann Vitus Balsaratius, nach Wittenberg auf die Schule. Kaspar Dragsy eröffnete seine Schlösser Ujhely und Erdöd den anderwärts verfolgten Ministern. Peter Perenyi in Saros-Patak, Peter Petrovich in Munkacs, ließen öffentlich das Evangelium predigen, und Perenyi legte in Saros-Patak die Fundamente zur ersten evangelischen Kirche in Ungarn, die in der Folgezeit sein Sohn Gabriel ausbaute. Er (Peter Perenyi) gründete auch die noch bestehende Schule zu Saros-Patak. Die mächtigsten Familien traten zum Protestantismus über. Die Balassa, Batthyanyi, Bocskai, Dobo, Druget, Forgacs, Kendy, Seredy, Turzo waren zum Theil oder ganz protestantisch. Der Palatin Turzo benahm sich so, daß Katholiken und Protestanten ihn den Ihren beizählten. Er hatte Lutheraner in seinen Diensten, und unter diesen den Chronisten Zermegh; er besaß die Güter des Neutraer Bisthums, und vermachte sie durch Testament seinem Bruder, als ob sie sein Eigenthum wären. Als Thomas Nadasdy Palatin wurde, begünstigte er die Protestanten offen, und dergestalt, daß sein Ruf nach Deutschland drang, und Melanchton ihm einen jungen Prediger aus Kreuz in Kroatien, Johann Drugnerius, mit Sicherheit zur Beförderung und Verwendung in einer protestantischen Kirche empfehlen konnte. Eben so empfahl er ihm den großen Prediger Matthias Devay; und die Schule, um deren Errichtung willen Nadasdy von Melanchton gelobt wurde, war sicher keine katholische. Nadasdy hatte auch eine eigene Druckerei; hier wurde das neue Testament ungrisch gedruckt nach Johann Sylvester's Uebersetzung. Dieser war ebenfalls ein von Melanchton Empfohlener. Bald war der Protestantismus in Ungarn und Siebenbürgen dergestalt verbreitet, daß zwei Synoden zugleich gehalten werden konnten. In der Synode zu Mediasch im siebenbürgischen Sachsenlande wurde die Augsburger Konfession als Glaubensbekenntniß angenommen, die kirchlichen Zeremonien festgesezt, und bestimmt, daß der Zehnte, der bis dahin gewissen Kirchen entrichtet worden, und den die Neubekehrten auch für die Zukunft antrugen, den Ministern zum Gehalte angewiesen werden soll. Endlich wurde entschieden, daß, um die Einheit aufrecht zu erhalten, alle Kirchen von Einem Bischofe oder General-Superintendenten abzuhängen haben. Die Synode zu Erdöd trat unter dem Schutze Kaspar Dragsy's zusammen; neun und zwanzig Prediger verfaßten zwölf Artikel, die Akten sind aber nicht bis auf uns gekommen. Bis jezt waren die Prediger der neuen Lehre in ihren Ansichten vereint gewesen, und wenn sich eine Frage ergab, über deren Entscheidung sie zweifelten, wandten sie sich an Martin Luther selbst. So die Eperieser, „ob die Messe ganz abzuschaffen sey," worauf Luther bejahend antwortete. Die Siebenbürger sandten ihm ihr Glaubensbekenntniß zu, welches er, an den Prediger von Hermannstadt schreibend, belobte. Nun aber spalteten sie sich unerwartet in die Anhänger Luthers und Kalvins. Martin Kalmancschi, Matthias Devay, Peter Melius, Ludwig Szegedi, Lorenz Petek, Valentin Crispus und noch viele andere Prediger erklärten sich für die helvetische Konfession. Von Lutheranern und Katholiken gleich angefeindet, traten sechzehn Prediger zu Beregszasz zusammen, und erließen ihr Glaubensbekenntniß. Ueber diese offen ausgesprochene Spaltung erschracken die Lutheraner; es kam von beiden Seiten zu häufigen Disputationen, Kontrovers-Reden und Synoden. Aus den Disputationen gingen immer beide Theile, nach ihrer Meinung, siegreich hervor; Kontrovers-Reden bestärkten nur die Partheien in ihren Ansichten, und die Synoden schlossen

immer mit der Verketzerung des entgegengesezten Theiles. Endlich trennten sich die beiden Kirchen in der Enyeder Synode auf Blandratas Rath förmlich. Und es ist eine auffallende Erscheinung, daß im Durchschnitte die von der katholischen Kirche abweichenden Deutschen zur lutherischen, die Magyaren sich zur kalvinischen Glaubenslehre bekannten. Diese verschiedene Neigung der Nationen hat auch zu verschiedener Benennung der Religionen Anlaß gegeben. Die lutherische Religion heißt noch jezt Német-hit, deutscher Glaube, die kalvinische Magyar-hit, magyarischer Glaube; wogegen die Katholiken ihr Bekenntniß Igaz-hit, der wahre Glaube, nennen. Der ersten Spaltung folgten bald mehrere kleinere Trennungen. Anabaptisten, Mennoniten, Zwinglianer, Sozinianer erhoben ihr Haupt; aber von den Katholiken, Lutheranern und Kalvinern gleich bedrängt, gingen sie bald unter; nur die Sozinianer, oder, wie sie jezt heißen, Unitarier, begründeten sich unter Johann Sigmund Zapolyas Schuz in Siebenbürgen fest."

„Als Kaiser Rudolph II. den Thron bestieg, zählte man in den Theilen Ungarns, welche nicht türkisch waren, 900 lutherische Gemeinden; die kalvinischen Gemeinden waren vielleicht noch zahlreicher. Sechzehn Obergespäne, beinahe alle Reichswürdenträger, waren protestantisch. Es war leicht voraus zu sehen, daß binnen Kurzem Ungarn ganz protestantisch seyn würde." — Da führte Stephan Bathori die Jesuiten ein, und einem sonderbaren Mann, Peter Pazmann, der vom Kalvinismus zum Katholicismus übertrat, gelang es durch seine Geisteskraft und Beharrlichkeit, es dahin zu bringen, daß man von ihm sagte: „er fand Ungarn protestantisch und hinterließ es katholisch." Im Grunde bestand aber das Mittel, das er anwandte, nur in der schlauen Bekehrung der Magnaten, durch deren despotische Gewalt alsdann das Volk als eine blinde Heerde nachgezogen wurde. Vielleicht wäre ganz Ungarn wieder katholisch geworden, wenn nicht der politische Usurpator Ragoczy in der protestantischen Opposition eine Waffe gesucht und gefunden hätte. In den Friedensverträgen, die man mit ihm schloß, wurden den verfolgten Protestanten endlich die Bedingungen zugestanden, unter denen der Protestantismus noch jezt in Ungarn sein Daseyn fortsezt.

2) Neueste statistisch-geographische Beschreibung des Königreichs Ungarn, Kroatien, Slavonien und der ungarischen Militär-Gränze, Leipzig, Weygand, 1832.

Ein sehr reichhaltiges Handbuch mit genauer Schilderung 1) der natürlichen Beschaffenheit, der Lage, des Bodens, der Produkte Ungarns, 2) der Bevölkerung, 3) der Verfassung und Verwaltung, 4) der einzelnen Gespannschaften in allen ihren topographischen Beziehungen. Ein ausführliches Register am Schluß erleichtert die Uebersicht. Es ist bei weitem das vollständigste Werk über diesen Gegenstand und jedem Geographen und Geschichtsforscher so wie jedem, der nach Ungarn reist, unentbehrlich.

3) Reise in Ungarn im Jahr 1831. Von S. v. Ludwigh. Daselbst, 1832.

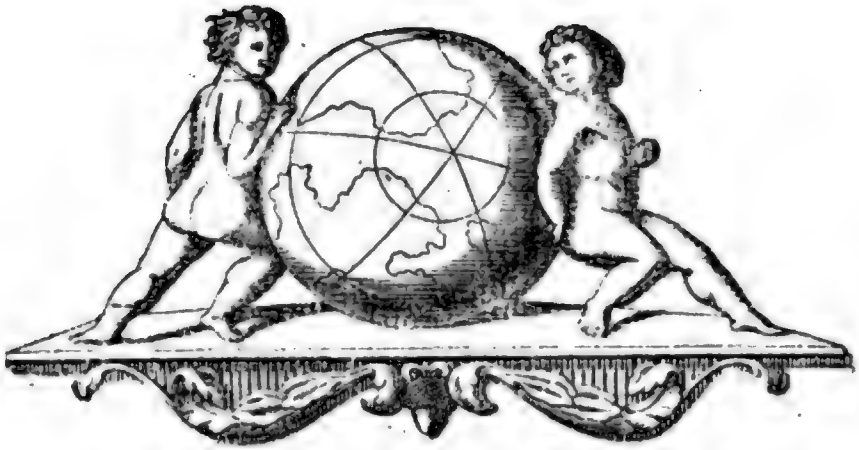
Eine ziemlich unbedeutende kleine Reise, in der wir über die gleichzeitigen Cholera-Unruhen durchaus die nähern Details nicht erhalten, die wird darin erwarten.

4) Umrisse einer möglichen Reform in Ungarn, im Geiste des Juste Milieu. Von A.... Erstes und zweites Heft, 1833. London, gedruckt bei Morlot.

Der Verfasser klagt in ziemlich bittern Worten, daß das ungrische Nationalkapital zu geringe Zinsen trage. Er wünscht Aufhebung des Zwischenmauthsystems, Eröffnung des freien Verkehrs nach dem deutschen Oesterreich und nach Gallizien. Er beklagt das auffallende Phänomen, „daß das von der Natur so reichlich, ja mit wahrer Vorliebe ausgestattete, mit den reichsten Bergwerken Europas versehene Ungarn zugleich das geldärmste Land dieses Welttheils sey." Er verlangt neben dem freien Verkehr auch Besserung der Land- und Wasserstraßen, Beförderung der inländischen Fabrikationen ꝛc. Ueber den Weinhandel sagt er insbesondere: „Mähren, Böhmen, Schlesien, Polen und Preußen waren unsre sichern Abnehmer, und auch Rußland könnte man gewinnen, wenn der Transport auf der Achse und oft schlechten Wegen nebst den ungeheuern Zöllen einen hohen Aufschwung des Handels zuließen. Denn wenn man für ein Faß Wein, welches 6 Gulden Conv.-Münze kostet, 8 Gulden 56 Kreuzer Conv.-Münze Mauth abnimmt, so ist dieses beinahe einem Ausführverbot gleich zu achten. Daher denn auch unsre ältesten und sichersten Abnehmer, die Polen, sich an französische Weine zu gewöhnen beginnen, die Russen und Preußen aber wegen der hohen Preise, von denen der Erzeuger nichts hat — sic vos non vobis etc. — sich nie an unsre Weine gewöhnen können, und gar nicht Gelegenheit haben, sie kennen zu lernen."

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — № 132. — 30. December 1833.

Schriften über Ungarn.

(Beschluß.)

5) Ungarn, das Reich, Land und Volk wie es ist. Nebst freimüthiger Beleuchtung der ungarischen Reichstagsverhandlungen in den Jahren 1830, 1832 und 1833 von Hans Normann. Zwei Bände. Leipzig, literarisches Museum, 1833.

„Ich eile über die Höhen der ungarischen Schweiz, über die Schneehäupter der Tatra, Matra und Fatra, durch die reizenden Komitate Zips, Lipta und Heves hinab, wo die ersten Reben blühen, ein schönerer Himmel beginnt. Das ungarische Karpathengebirge unterscheidet sich wenig von der großartigen Bergwelt Helvetiens, und die Zeit der Mährchen, die dort verschwunden, blüht hier noch unter den abergläubischen Bergbewohnern. In den zerrissenen Schluchten läßt der Volkswahn noch Drachen nisten, und in den Höhlen der Tiefe hofft er Karfunkel, Diamanten, Paläste und goldene Aepfel zu finden. Die hohen Bergseen heißt er Meeraugen, denn es geht die Sage, daß sie mit dem Meere in Verbindung stehen, und oft schon seyen Schiffstrümmer und verlorene Kostbarkeiten verunglückter Seefahrer daselbst gefunden worden. Gewaltige Zerstörung ist in diesem Gebirge unverkennbar, und verwitterte Granitköpfe liegen herabgestürzt von ihrer Höhe zertrümmert in den Thälern. Tief unter dem Schutte rauschen mächtige Bergströme, und stürzen sich in die tageshellen Thäler in wüthenden Kaskaden. Tiefer in Süden verändert sich der Schauplatz, die Alpen steigen herab in waldige Höhen, bekrönt mit zerfallenen Schlössern und Mauerresten aus der Zeit der Römerherrschaft. Endlich sieht man nur kleine Kegelreihen am Ufer des Isters erstehen, vulkanischer Bildung mit erloschenen Kratern. Noch verkündet sich die Thätigkeit des unterirdischen Feuerheerdes in gewaltigen Erdstößen, die Komorn erschüttern und den Boden durchbeben längs dem öden Stromufer. Wüster und wüster wird das Flachland, das Grün der Flur ist verdorrt unter dem sengenden Strahle der glühenden Sonne, unabsehbar ausgedehnte Sandsteppen, Puszten und Haiden umziehen weit umher den Raum. Die kleinen Meere, der Neusiedler- und Platensee, zur Hälfte von hohem Schilf verdeckt, blicken hervor aus der todten Fläche, und ungeheure Sumpfstrecken verpesten die Luft. Hier und da sieht man bebautes Land, und auf dem kurzen Haidegrase weiden unzählige Rinder, Pferde und Schafe, dem waltenden Zufall überlassen. Das übrige Land ist ungeheurer Wald von hundertjährigen Eichen, der Aufenthalt

von Räubern, Zigeunern und Deserteuren, aber auch freundliche Hügel, mit wildwuchernden Reben bedeckt, steigen aus der Tiefe heraus, ein ersehnter Trost in der Trostlosigkeit der Natur."

Eben so schön als diese Schilderung des Landes ist die des Volks: „Die weiten Flächen Ungarns sind auf eine ähnliche Weise bevölkert wie die Wüste. Meilenweit findet man keine menschliche Wohnung, keine Spur menschlicher Thätigkeit, aber plötzlich stößt man auf ungeheure Dörfer, Märkte, seltener Städte, in welchen man 10 bis 25,000 Menschen zusammengedrängt findet. Diese Ueberfüllung ist höchst mißlich, und steht der Vermehrung der Population sehr im Wege. Der Boden in der nächsten Umgebung solcher Ortschaften reicht um so weniger hin für die Bedürfnisse der Einwohner, da alle Zweige der Landwirthschaft sich in dem pittoyabelsten Zustande befinden, und der geringe Handel keine Entschädigung gewährt für die Unzulänglichkeit der Mittel. Der entfernte Boden aber liegt wegen der schwierigen und kostspieligen Bearbeitung meistens ganz unbenuzt. Die ersten Spuren einer aufkeimenden Bevölkerung der entlegenen Haiden, die einzeln liegenden Weiler oder Szállas haben so viel gegen sich, daß man nicht mit Unrecht gegen ihre Existenz eifert. Würde man aber dafür Sorge tragen, daß sich diese Weiler schnell und stark vermehren, so fielen alle diese gerechten Bedenken weg. Wie sie jezt bestehn in der äußersten Abgeschiedenheit, meilenweit von allen Wohnungen entfernt, werden sie nicht selten zu einem Schlupfwinkel für Räuber und Vagabonden, die hier ihre Projekte schmieden und gemachte Beute in Sicherheit bringen. Jeder Ansiedler in solchen Gegenden ist genöthigt, wenn er anders nicht in den ersten 14 Tagen todtgeschlagen werden will, sich mit den Räubern in Verbindung zu setzen, sie bei ihren Raubzügen zu unterstützen, und ihre Gefangennehmung zu verhindern. — Außer den viertehalb Millionen Magyaren befinden sich hier noch zwei Millionen Slaven (Slowaken, Ruthenen (359,000), Böhmen, Polen, Wenden, Kroaten, Slavonier, Serben, Bulgaren), eine halbe Million Deutsche, hier Schwaben genannt (Sachsen, Schwaben, Franken, Elsässer, Thüringer, Tiroler, Oesterreicher u. s. w.), Wlachen in einer Anzahl von einer Million. Außer diesen großen Völkerstämmen leben hier noch Neugriechen, Maccedo-Wlachen, Armenier, Klementiner, Franzosen, Italiner, Juden, Zigeuner (50,000), und Türken. — In der ganzen Bevölkerung von Ungarn ragen die ächten Magyaren überall hervor, und behaupten in der Gesellschaft, selbst unter Bauern, durch ihre körperlichen und moralischen Tugenden in einer gewissen gebieterischen, herrischen Stellung hervor. Ihr Körperbau ist in der Regel hoch und wohlgestaltet, lang gespalten, ihre Muskulatur mehr fest als fett, ihre Gesichtsbildung asiatisch, edel, wie aus Marmor gehauen, ihr Auge groß, schwarz und feurig wie das Auge der benachbarten Osmanen. Starke buschige Augenbraunen ziehen sich orientalisch über dasselbe, ein starker, schwarzer Schnurrbart ziert die Oberlippe, und der Mund verdeckt eine Reihe großer, blendend weißer Zähne. Häßlich werden diese Gesichter nur oft durch bleichen von den Sonnenstrahlen vergelbten Teint, durch außerordentliche Verstärkung der beiden eigenthümlich laufenden Züge, welche sie von den beiden Nasenflügeln zum Munde herabziehen. Noch mehr verunstaltet werden diese Gesichter oft durch einen stark gewichsten mächtigen Schnurrbart, der oft an beiden Seiten des Kinns in dünnen Spitzen herabhängt, und mit Fett sorgfältig geglättete pechschwarze Haupthaare. Die edelsten Gestalten findet man im gemeinen Volke, und wunderbar! in den besseren und wohlhabenderen Ständen wird sie, statt veredelt, oft bis ins Lächerliche verunstaltet."

Ueber die berühmte ungarische Verfassung wird gesagt, sie sey bloß eine Garantie für die Privilegien des Adels.

Im zweiten Bande Seite 8 citirt der Verfasser bei Gelegenheit des Kaiser Joseph die berühmte Stelle: „mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens," und schreibt Goethe darunter. So viel wir wissen, gehören diese Worte Schiller an, der sie seinem Talbot in den Mund legt.

Am Schluß gibt der Verfasser noch ein sehr detaillirtes Gemälde des lezten ungarischen Cholera-Aufruhrs.

6) Ungarns Weinbau, in seinem ganzen Umfange, in statistisch-topographisch-naturhistorischer und ökonomischer Hinsicht, von Franz Schams. Erster Band, mit 9 Abbildungen. Pesth, Wigand, 1832.

Der Verfasser dieses Werks rühmt, daß der Wein in Ungarn selbst fast gar nicht besteuert, und wegen der hohen Ausfuhrzölle so wohlfeil sey, daß ihn die Ungarn beinahe ganz allein trinken. Es kommt bei allen solchen Fragen nur auf den Standpunkt an. Der unzufriedene Verfasser der obengenannten Umrisse beklagt sich, daß so wenig Wein aus Ungarn ins Ausland verkauft werde. Desto besser, sagt der Verfasser der vorliegenden Schrift, der sich selbst „sinnig und loyal" nennt, desto besser, so trinken wir ihn allein. Und warum nicht? Der Ungar ist nationalstolz und versteht sich auf den Genuß. Sollen seine Berge bloß darum edle Weine zeugen, damit ausländische Geldaristokraten, englische Ketzer und reiche Juden sie austrinken? Nein, er trinkt seinen Nektar,

wie das Volk der Götter im Himmel, selbst und allein und damit Basta!

Ueber die Ausbreitung, den Ursprung, die Kultur der ungarischen Weinberge, die verschiedenen Weinarten und ihre Zubereitung findet man hier ausführliche Nachricht.

7) Ueber Erziehung und Unterricht in Ungarn. In Briefen an den Grafen Széchenyi, von Pius Desiderius. Leipzig, Wigand, 1833.

Wir sind noch nicht aus dem Kapitel des Weins heraus, denn daß dessen Wohlfeilheit mit der Trinklust der Schulmeister in genauem Verhältniß stehe, behaupten die vorliegenden Briefe, nach denen in ungarischen Schulen überhaupt mehr geprügelt als gelernt werden soll. Wir können bei dergleichen Schilderungen nicht umhin zu bemerken, daß die Verfasser derselben wohl zu viel verlangen, wenn sie den Leibeignen in den ungarischen Haiden plötzlich, wie man die Hand umkehrt, eine Erziehung zumuthen wollen, wie etwa der freien und wohlhabenden Bevölkerung einer protestantischen Stadt in Deutschland. Was konnte beim besten Willen selbst Kaiser Joseph ausrichten? Hier kann nur sehr allmählich geholfen werden.

Schau- und Trauerspiele.

(Beschluß.)

19) Tage der Vorzeit. Dramatisches Gedicht in vier Darstellungen aus der Geschichte der freien Stadt Frankfurt. Von Georg Döring. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1833.

Georg Döring gab seinen Dichterberuf schon damals zu erkennen, als er die That van Speyks in einem großen Epos besang, und die unvergeßlichen Verse dichtete:

Schaluppe mein, wie bist du schön,
Wie glänzen deine Planken!

Erfolg ermuntert. Des Verfassers dramatische Muse tritt hier mit einer Reihe von Erzeugnissen auf, welche alle auf die Geschichte Frankfurts, seines Wohnorts, bezüglich sind. Wenn schon sonst ein Kompliment sehr leicht über eine Gränze, und gewöhnlich die der Wahrheit, hinausgeht, so geräth sie im Gebiete der Kunst gewiß mit vielen Auforderungen, welche man an diese macht, in Kollision. Die Frankfurter, auf deren Bühne das vorliegende Drama zur Darstellung kam, ließen sich einmal die ihnen dargebrachte Huldigung gefallen, und bei der zweiten Vorstellung blieb das Theater leer. Aus Hamburg erfährt man, daß Georg Dörings Tage der Vorzeit zu allgemeinem Ergötzen des Publikums aufgeführt, von Anfang bis zu Ende mit Gelächter, Gezisch und allen Zeichen des Mißfallens begleitet und selbst von den Schauspielern nicht ohne schwer verdrücktes Lachen gespielt worden sind. Es ist so viel tragischer Jammer in diesen Stücken und doch so viel Lächerliches. Eine Scene parodirt die andre. Bald tritt ein Sachsenherzog auf, der mit Bärenfell und Keule gerüstet ist, und doch höchst zarte Sentiments über die schöne Natur vorzutragen weiß. Bald bleibt eine Baierprinzessin, eine tragische Person, über mehr als ein halb dutzend Scenen auf der Bühne und fängt jeden Vorübergehenden auf, mit ihr einen Diskurs zu halten. Bald belustigt uns der Wahnsinn ihres Vaters Thassilo, der Rechenschaft fordert, warum man ihn nicht schlafen lasse. Bald entwickeln sich Krönungszüge, Thronreden, Landbelehnungen und Ritterschläge. Ja einmal sagte Kaiser Günther sogar zu vier jungen Knappen, die natürlich in Hamburg von zarten Mädchen gespielt wurden: Wenn solche Stützen meinen Thron umgeben, wie kann er da jemals wanken! Bei dieser Stelle widerhallte das Hamburger Theater von unauslöschlichem Gelächter.

Das erste Drama: die Gründung, bemüht sich, Frankfurts christlichen Ursprung nachzuweisen. Es wäre doch möglich, daß die Juden einmal auf den Einfall kämen, Frankfurt eine jüdische Kolonie zu nennen. Kann nicht Frankfurt so viel heißen, als Freistatt? Kann nicht der bekannte jüdische Ausruf: Main! dem Flusse den ersten Namen gegeben haben? Es war also billig, zuerst Frankfurts Christenthum in Gewißheit zu stellen. Das zweite Stück heißt der Kaisersitz. Personen treten hier mannichfach auf, doch nichts von einem Charakter. Wenn Ihr lachen wollt, so denkt an den alten Schloßkommandanten in den sieben Mädchen in Uniform, wie er nach einer allerliebsten Melodie singt: „Es wird hiermit bekannt gemacht.“ Ein Reichsmarschall spricht nämlich unter Trompetenstößen in demselben Versmaaß:

Nach altem Brauch und Reichsgesetz
Eröffnet Kaisers Majestät
Vor Seiner Pfalz Frankenefurt, u. s. w.

In demselben Stück ist es, wo Karl der Große ausruft: Ha, das war ein Gedanke, um den ich dich beneide! und wo zuletzt noch der Ursprung der groben Sachsenhäuser erklärt wird.

Die Wahlstadt hat den Streit Günthers von Schwarzburg mit Karl von Böhmen zum Gegenstand. Nichts kömmt dabei recht zum Vorschein, und man sieht nur so viel, daß ein Arzt Günthern vergiftet, weil

ihm eine Frankfurter Bürgermeisterstochter gesagt hat, er solle Heldenthaten begehen und dann erst um das stolze Kind freien. Es kömmt Alles auf die Krönungszüge, die Trompetenstöße und die Bestätigung „alter Freiheiten“ an. Was in diesen ewigen alten Freiheiten, die in diesem Stücke jeder Schuster im Munde hat, für Frankfurt, eine so total umgemodelte Stadt, nur Erhebendes liegen kann!

Die Schlußscene: Gustav Adolphs Abschied von Frankfurt und das Gesicht der Zukunft, sezt dem ganzen Machwerke die Krone auf. Zur Unterhaltung unsrer Leser sehen wir den Schluß hieher. Nachdem Gustav Adolph im Jahr 1632 und S. 260 endlich Abschied genommen und die Scene leer wird, bleibt der Bürgermeister Eberhardt noch stehen und geräth in folgende Entzückung:

Stätte, wo einst meine Wiege stand,
Wo des Lebens erste Blumenauen,
Die des Feindes Auge durfte schauen,
Mich umschlangen mit dem Liebesband;
Wo die Freuden, wo die Schmerzen
Unsres Daseyns an die Herzen
Unvergeßlich schlugen;
Wo der Wehmuth sanfte Trauer
Wie der Liebe süße Schauer,
Uns beseligend zum Himmel trugen;
Wo die Stimmen, die vor Jahren
Eh' wir waren,
Schon erklungen
Sind von tausend Liebeszungen,
In die Seele tief gedrungen;
Heil'ge Stätte, könnt' ich dich erblicken
Reif im Glanze deiner Macht,
Deiner Freiheit, in der Pracht
Deines Reichthums — welch Entzücken!
Nicht am Ziele deines Ringens,
Erst am Morgen des Gelingens
Ruhst du, in des Mittags Glanz
Bringt, wenn längst der Jahre Wogen
Ueber meine Gruft gezogen,
Dir den vollen Aehrenkranz!

Was ergreift mich? durch die Seele beben
Wonneschauer, in ein höh'res Leben
Will mich die Begeisterung erheben.

(Unterdessen hat sich die ganze Scene unter Harmonikaspiel hinter der Scene, mit Rosengewölk umzogen.)

Das sind nicht Töne,
Wie sie die Erde gibt! Nein, das sind Klänge
Von Engeln u. s. w.

(Das Rosengewölk theilt sich. Die ganze Breite der Bühne ist von einem mächtigen Portale eingenommen, an dessen Säulen sich in symbolischer Figur, rechts an der ersten Frankfurt, mit Attributen des Reichthums und der Macht, links an der ersten der Flußgott des Mains mit Bezeichnungen des kaufmännischen Verkehrs; rechts an der zweiten der empor schwebende Genius der Freiheit mit dem Blüthenkranze in der Hand; links an der zweiten, der Genius der Poesie, Goethe, in antikem Kostüm, den Lorbeerkranz auf dem Haupte, die Lyra im linken Arm tragend, zeigt. Unter dem Portale, dessen höchster Punkt im Innern mit Rosenwolken gesäumt ist, in denen kleine Genien mit Palmzweigen schweben, erscheint in magischer Beleuchtung Frankfurt, sich im weiten mächtigen Halbkreise am Main hindehnend u. s. w.)

Darauf wendet sich nun der Bürgermeister Eberhardt bald gegen die symbolische Figur Frankfurts hin, bald gegen die des Mains, spricht zum Genius der Freiheit Einiges vom Blüthenkranz und Himmelsglanz, und fährt dann zum Genius der Poesie, zu Goethen, gewendet, fort:

Du — sprich, wie nenn' ich dich! Nicht meine Zeit
Hat einen Laut, der sich dir rühmend beut.
Du mußt ein Herrscher seyn in einem Reiche,
Das lieblicher, als Reiche dieser Welt.
Statt schwerer Kronen trägst du Lorbeerzweige,
Dein Arm das Spiel des Sonnengottes hält,
Und wie der Sonnengott die Strahlen wendet,
Daß sie belebend ziehn durch jedes Land,
So hast du zu der Menschheit dich gewendet,
In trübes Daseyn Himmelslicht gesandt.
Wer flüstert mir den Namen Goethe zu?
Ein Ahnungsschauer u. s. w.

Chor.

(Hinter der Scene mit voller Orchester-Begleitung.)

Heil dir im Freiheitsglanz,
Das ist der Siegeskranz
Jeglicher Zeit.
Formen zerfallen schnell
Eintracht bleibt rein und hell,
Liebes- und Lichtesquell
In Ewigkeit.

(Der Bürgermeister Eberhardt steht mit ausgebreiteten Armen, in der Haltung eines Verzückten gegen den Hintergrund und der Vorhang fällt.) G.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 067921021

Digitized by Google

A 78

Digitized by Google